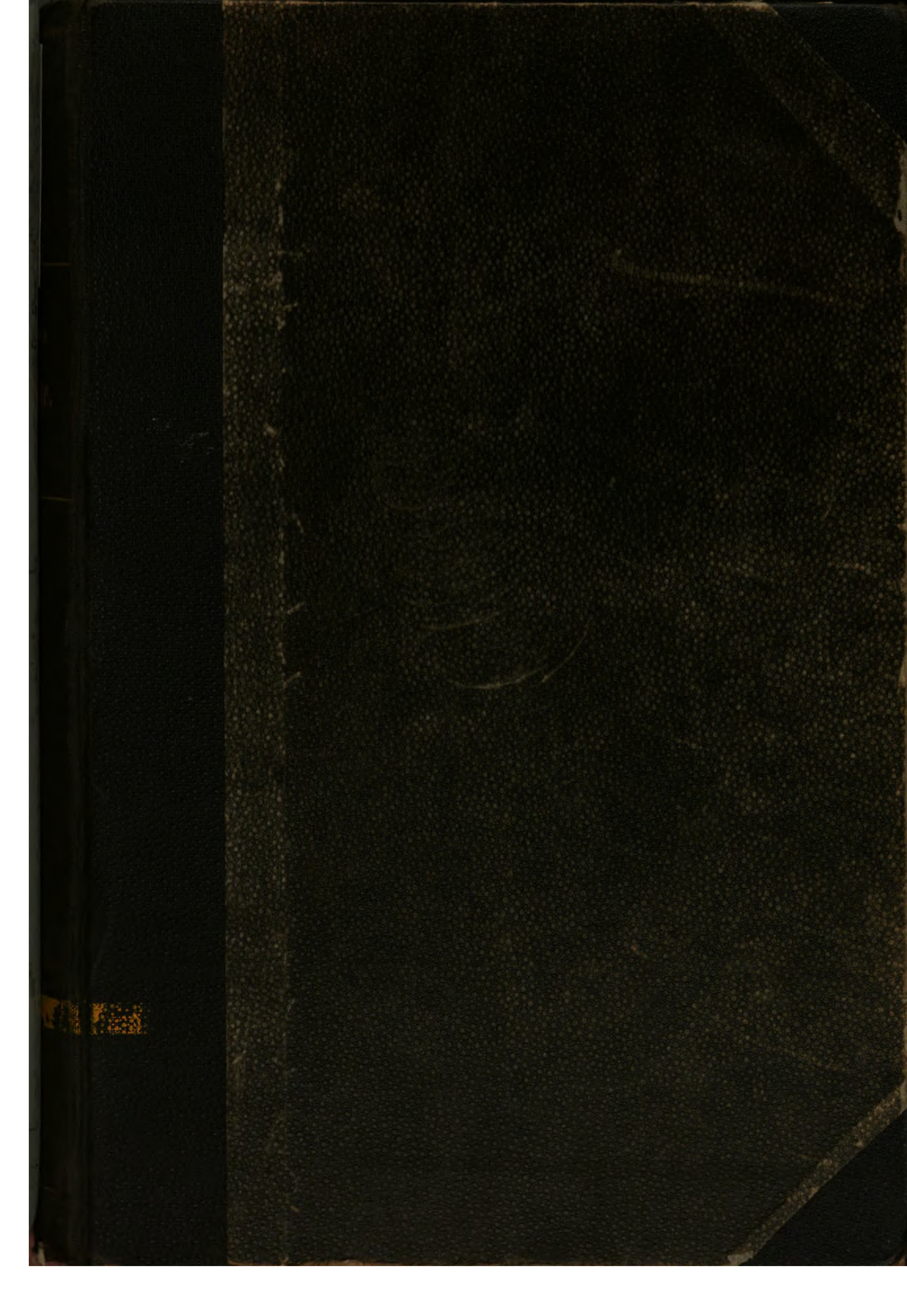
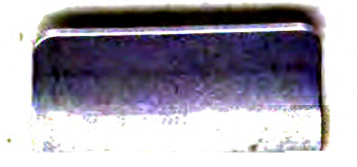
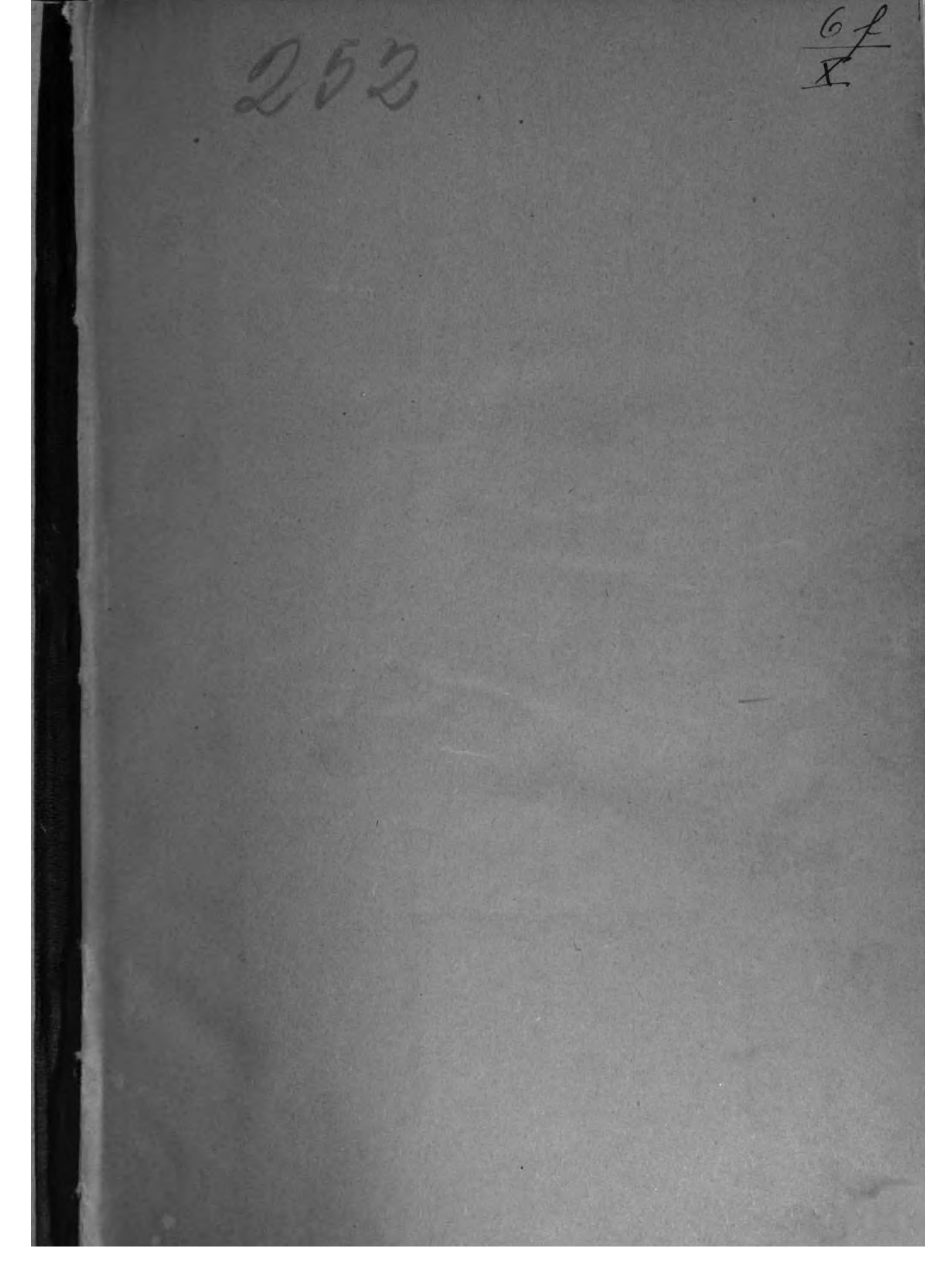



SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS




252
6 f
X

Westermanns
Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Ein Familienbuch

für das

gesamte geistige Leben der Gegenwart.

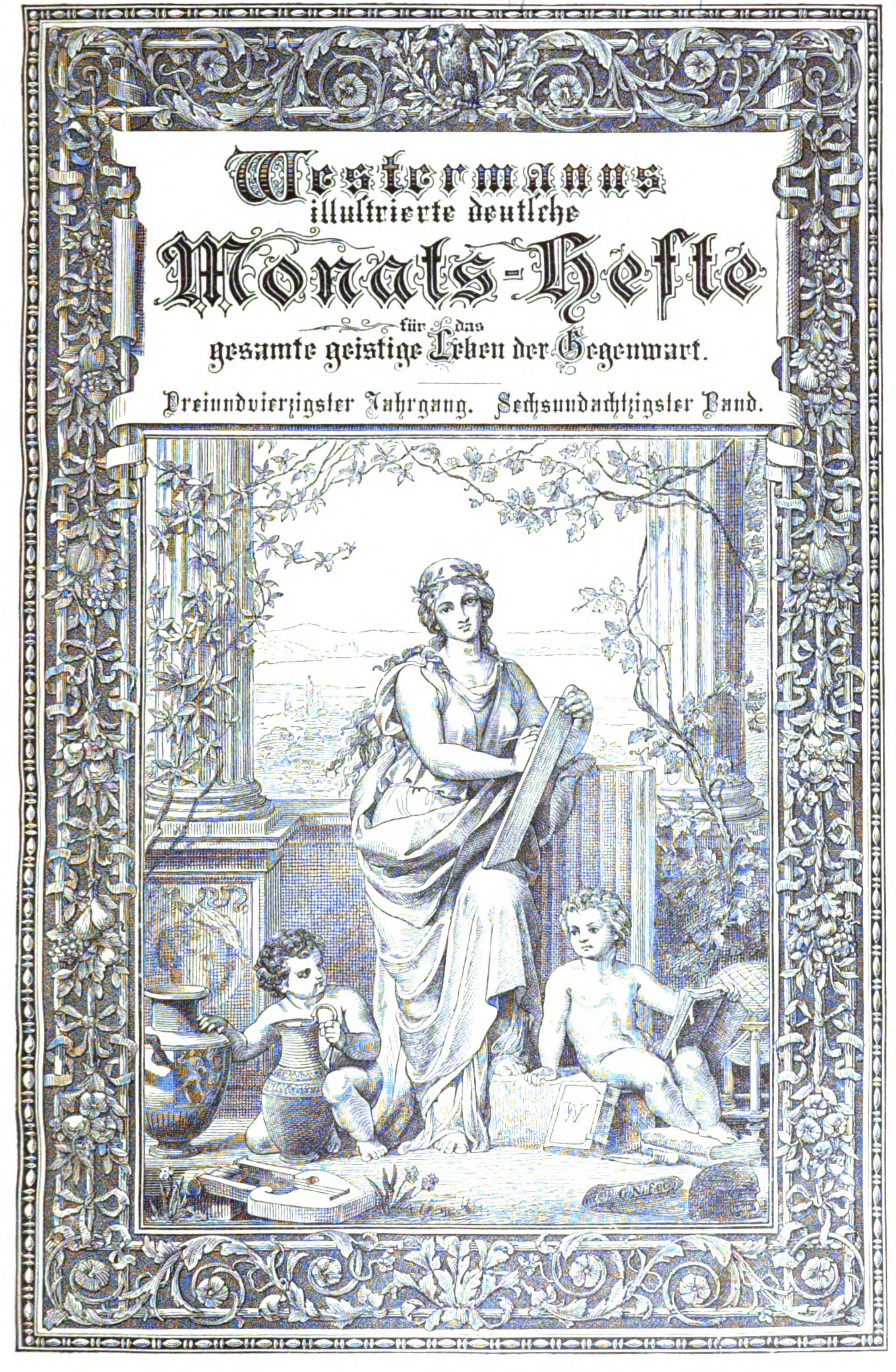
Sechsundachtzigster Band.

April 1899 bis September 1899.

Braunschweig.

Druck und Verlag von George Westermann.

1899.


Westermanns
illustrierte deutsche
Monats-Hefte
für das
gesamte geistige Leben der Gegenwart.
Dreiundvierzigster Jahrgang. Sechsundachtzigster Band.

Verzeichnis der Mitarbeiter

am

sechsundachtzigsten Bande

der

Illustrierten Deutschen Monatshefte.

Achelis, Thomas, in Bremen, 321. — **Alt**, Carl, in Weimar, 92. — **Baerwald**, Richard, in Jena, 348. — **Behr**, Curt, in Marburg, 282, 407. — **Bie**, Oskar, in Berlin, 427. — **Biese**, Alfred, in Koblenz, 479. — **Bödige**, Nikolaus, in Osnabrück, 601. — **Buetler**, Adolf, in Rom, 555. — **Busse**, Carl, in Berlin, 47, 182. — **Conrad**, Hermann, in Groß-Lichterfelde, 228. — **Dahms**, Gustav, in Berlin, 384. — **Eloesser**, Arthur, in Berlin, 170. — **Franz**, Alexander, in Köln, 753. — **Franzos**, Karl Emil, in Berlin, 525, 669. — **Friedländer**, Benedikt, in Berlin, 97, 200. — **Frobenius**, Herman, in Charlottenburg, 69. — **Gensel**, Walther, in Paris, 465. — **Gilg**, Ernst, in Berlin, 355. — **Graeser**, C., in Neapel, 769. — **Hagen**, Luise, in Berlin, 504. — **Heigel**, Karl Theodor, in München, 769. — **Keller**, Konrad, in Zürich, 567. — **Kiel**, Friedrich Wilhelm, in Berlin, 734. — **Kroker**, Ernst, in Leipzig, 785. — **Krummacher**, Karl, in Berlin-Wilmersdorf, 17. — **Marschalk**, Max, in Berlin, 684. — **Méville**, H. de, in Berlin, 654. — **Meisner**, Heinrich, in Charlottenburg, 118. — **Müller**, C., in Guttenbrunn, 490. — **Osterloh**, A., in Dresden, 576. — **Poppenberg**, Felix, in Charlottenburg, 300. — **Renner**, Gustav, in Charlottenburg, 721. — **Ricci**, Aurelio, in Mailand, 372. — **Rosenberg**, Adolf, in Berlin, 615. — **Schellhas**, P., in Steinau a. O., 513. — **Schütte**, Wilhelm, in Stralsund, 41. — **Stamper**, Georg, in Berlin, 538. — **Steinhausen**, Georg, in Jena, 245. — **Stern**, Adolf, in Dresden, 702. — **Thilo**, Jul., in Mühlheim a. M., 252. — **Walther**, R., in Görlitz, 796. — **Wichert**, Ernst, in Berlin, 500. — **Wilda**, Johannes, in Asserode a. H., 327, 445. — **Wohlbrück**, Olga, in Charlottenburg, 150. — **Wolff**, Eugen, in Kiel, 29. — **Wilbrandt**, Adolf, in Rostock, 1, 133, 265, 393.

Inhalt
des sechsundachtzigsten Bandes.

Namen- und Sachregister
zum sechsundachtzigsten Bande.



Erika.

Novelle
von
Adolf Wilbrandt.

I.

(Nachdruck ist untersagt.)

Es war Erikas Hochzeitstag; die Trauung war vorüber, das Festmahl ging zu Ende. Die alte Hanna, unter deren Obhut Erika groß geworden war, saß im Gartenzimmer, in eine Ecke gedrückt, das Taschentuch vor den Augen, und schluchzte.

Meta, die neugierige, ging ihr nach; sie hatte die Alte, die heute an der Familientafel gleichsam als Ehrengast saß, plötzlich hinausschleichen sehen. Die Hände auf dem Rücken stellte sie sich vor die Schluchzende hin und lächelte. „Das wußt ich ja," sagte sie, „da sitzt sie. Läuft vom Tisch fort, um sich auszuweinen. Hanna! Alte Hanna!"

„Ach, Kind, laß mich nur ruhig ein bißchen weinen," erwiderte die Alte. „Das thut ja den andern nicht weh!" Sie schluchzte noch einmal auf: „Fürs Dessert und für den Kaffee hatt ich ja noch gesorgt. Oder fehlt etwas?"

Mit dem gewohnten, ältlich schwerfälligen Ruck des Pflichtmenschen wollte sie aufstehen; Meta drückte sie aber auf den Stuhl zurück. „Nein, Hanna, es fehlt nichts. Beruhige dich, altes Haus! Sie stehen bald auf, alle; — es sind ja nur fünf außer uns. Ich war zuerst fertig, wie gewöhnlich. Die ‚Neuvermählten' sahen sich so träumerisch glücklich an, das langweilte mich, da bin ich auch leise fortgegangen. Nun aber nicht mehr weinen, Hanna, das ist auch langweilig. Ihr seid heut alle so komisch. — Hochzeit! — Meine erste Hochzeit. Das hatt ich mir eigentlich anders gedacht!"

„Ach, liebes Kind!" seufzte Hanna, sich mit ihrem guten Taschentuch vorsichtig die Augen trocknend. „Hochzeitstag, Freudentag, sagen wohl die Leute. Aber wenn die junge Frau aus dem Elternhaus fortgeht —"

„Das war immer so!"

Die Alte fuhr kopfschüttelnd fort: „Und wenn man sie vom zweiten Jahr an gewartet und gepflegt hat — und wenn man seine eigenen Kinder verloren hat — und darum die fremden Kinder wie seine eigenen liebt —"

„Die Erika besonders!" warf Meta mit einem eifersüchtigen Lächeln hin.

„Dich auch, Meta; dich auch. Aber du

Ich war ein rechter Faselhans
In meiner Jugendzeit ...

„Ja, was hilft das alles," nahm nun Helm das Wort. „Auch die angenehmsten Hochzeiten haben ihr Ende. Ich sollte wohl nach Hause gehen."

„Nein, nein!" sagte Erika, sich von Hanna zu ihm wendend. „Sie noch nicht, Herr Geheimrat!"

„Oho!" rief Helm. „Was ist das? Auf einmal nennen Sie mich ‚Herr Geheimrat'? Damit fangen Sie Ihre Ehe an?"

„Entschuldigen Sie —"

„Und seit Sie k und r aussprechen können, haben Sie mich ‚Doktor' genannt?"

Erika lächelte abbittend. „Ich bleibe also beim ‚Doktor' —"

„Darum muß ich bitten! Die ganze Heirat ist ungültig, wenn sie die wohlerworbenen Rechte des Trauzeugen antastet!"

„Dann wird sie also nicht ungültig," antwortete Erika und pflückte wieder an ihrem Strauß. „Wissen Sie, ‚Doktor', warum ich Ihnen aus meinem Bouquet diese purpurrote Rose gebe?"

„Weil ich Sie vor sechzehn Jahren von den Masern kuriert habe?"

„Nein. Weil Sie es waren, der uns den Hauptmann von Wittow — sie deutete auf ihren Adalbert — zum erstenmal ins Haus brachte. Wissen Sie das noch? Wir waren da draußen im Garten; Sie kamen durch diese Thür. Wir saßen in der großen Laube; Vater hatte uns eben seine schönsten Lieder vorgesungen, italienische, deutsche, polnische; er fing grade an, mit Meta Schach zu spielen; ich sollt ihr helfen. Da kamen Sie beide auf die Laube zu ... O, ich weiß es noch so genau! Mein erstes Gefühl, als ich Adalbert sah —"

Sie sann oder stockte einen Augenblick.

„Nun, wie war Ihr erstes Gefühl?" fragte Helm mit seinem klugen, verhaltenen, „medizinischen" Lächeln, wie Erika es nannte.

„Ja, wie soll ich das sagen. Es war ein sonderbares, beinah schreckhaftes Mißgefühl; wie wenn mir jemand zuflüsterte: ‚Das ist ein gefährlicher Mensch!' Ich glaub, es lag in seinen Augen; die waren mir so unheimlich; obgleich so schauderhaft schön. — Es dauerte aber doch nicht lange, bis ich mir im stillen sagte: ‚Das ist wohl ein edler Mensch'!"

„Ein gescheites Mädchen!" erwiderte Helm, wieder lächelnd.

Erika legte einen Arm um ihren Gatten, den ihre Augen heiter anstrahlten. „Und bei dieser Meinung bin ich geblieben!"

Die kleine, fast noch schmächtige Meta mit dem neugierigen Stumpfnäschen, das ihr der Vater vererbt hatte, ging auf Adalbert zu und faßte einen seiner blanken Rockknöpfe. „Sag mal ganz aufrichtig, Schwager; bist du wirklich ein edler Mensch?"

Helm lachte auf; die anderen auch. „So kann nur Fräulein Meta fragen!"

Adalbert sah die Kleine, Kecke mit seinem überlegenen Lächeln an. „Vor Gott sind wir alle Sünder, meine liebe Meta. Auch die Evastöchter, sagt man."

„Ach mein Gott, das weiß ich," antwortete das Mädchen. „Aber sag mal — hast du schon oft geliebt?"

„Meta!" rief nun Erika aus, für das „Kind" errötend. „Du wirst kindisch!"

Meta deutete mit dem Finger auf den Schwager: „Aber er wird rot!"

„Ich bitte dich, antworte dieser Närrin nicht," sagte Erika, nahm geschwind die alte Hanna an beiden Händen und zog sie zu sich heran. „Meta, Hanna, kommt! Ich will mich für die Reise umkleiden. Könnt mir beide helfen."

„Sehr wohl," erwiderte Meta, militärisch vor ihr salutierend. „Ich gehorche den letzten Befehlen unserer Haustyrannin. Von morgen an herrsche ich!"

Sie ging schon zur Thür. Unterwegs fiel ihr aber ein, was Hanna vorhin in ihren „schwarzen" Phantasien über „den Mann, den Major" gesagt hatte, und mit einer ihrer drollig kurzen Bewegungen kehrte sie um. „Du, Adalbert, nur noch eine Frage —"

„O weh!" rief Helm aus.

„Wirst du Erika nie mißhandeln, Schwager?"

„Das ist schon mehr als kindisch," sagte Erika, fast im Zorn. Sie schob die Schwester und auch die Alte zur Thür. „Macht, daß ihr fortkommt! Vorwärts, marsch!"

„Ja, ja," warf der Oberst hin, „die würd auch den Teufel ausfragen, wenn er uns mit seinem Besuch beehrte." Er nahm Eri=

kas Hände und sah ihr wehmütig in das liebe, edle, der schönen Mutter so ähnliche Gesicht. „Na, und was soll ich armer Vater nun thun, während du dich umkleidest, um mich zu verlassen?“

Sie streichelte ihn, fast wie ein großes Kind, aber mit ihrem süßesten Lächeln. „Was du thun sollst? Mir die Lieder zusammensuchen, unsere Lieblingslieder, wie mein geliebter Vater mir's versprochen hat.“

„Ja,“ sagte er weich, „das will ich thun.“ Er nahm sich zusammen und ging; über die Schulter sah er zu den Männern zurück und lächelte: „Der gehorsame Vater!“ Dann verschwand er in den Salon.

„Doktor, ich seh Sie noch!“ rief Erika, die zur anderen Thür ging, hinter der Schwester und der Alten her. „Sie gehn mir nicht fort!“ Die hohe, schlanke, zarte Gestalt schlüpfte durch die Thür.

* * *

„‚Der gehorsame Vater‘!“ wiederholte Helm, als er sich mit dem Hauptmann allein sah. Er nickte mit seinem feinen, diesmal ganz offenherzigen Lächeln: „Es ist etwas dran. Dieses merkwürdige Mädchen — verzeihen Sie: jetzt nicht mehr Mädchen — diese junge Frau hatte wirklich in aller Stille und Anmut über ihren Vater eine Macht gewonnen, daß ich immer nur staunte. Es ist ein starker Charakter in der jungen Frau; ungewöhnlich stark.“

„Das bemerkte ich gleich den ersten Abend,“ erwiderte der Hauptmann; „und das —“ Er lächelte: „Das war wohl die Hauptursache, daß ich wiederkam. Ihr Verhältnis zum Vater hatte für mich so was Rührendes; diese grenzenlose Liebe und Güte, und dabei die unerschütterliche, geräuschlose Festigkeit, mit der sie seinen etwas leichten Sinn gleichsam in ihren kleinen Händen zusammendrückte —“

„‚Geräuschlos‘!“ unterbrach ihn Helm. „Sehn Sie, da sagten Sie das rechte Wort. Sie macht keinen Lärm in der Welt, diese junge Frau, so lebhaft es auch in ihrer Seele zugeht. Es ist — wie soll man das sagen — es ist eine keusche Vornehmheit der Leidenschaften in ihr, die mich immer entzückte; ich habe sie, seit sie erwachsen ist, so recht mit Genuß studiert. So wie sie durchaus eine einfache, stille Hochzeit wollte, weil ihr alles Geräusch des Glücks gegen die Natur geht, so zog sie auch ihren Vater ohne allen Lärm von dem Abgrund weg, an dem er jahrelang hinging. Sie hätten dieses Haus damals kennen müssen, als die Mutter tot war und der Oberst, um sich aufzurichten und sich zu zerstreuen, wieder gefährlich jung wurde: er fing zum zweitenmal an, seine gesellschaftlichen Talente auszuspielen; jeden Abend unter vielen Menschen, als leidenschaftlicher Sänger, Tänzer, Erzähler, jede Nacht bei den Karten. Die waren wohl der schlimmste Feind! Da kam diese Erika — noch ein halbes Kind — und nahm ihn ganz sacht bei der Hand. Sie wurde im Handumdrehen eine junge Hausfrau — zuerst natürlich noch oft ungeschickt; das that aber nichts — sie machte ihm doch sein Heim gemütlich, sie gewöhnte ihn, ohne daß er's merkte, aus der Welt in das Haus zurück. Um seiner Leidenschaft für das Kartenspiel einen Ersatz zu schaffen, lernte das kluge Kind Schach spielen — von mir — und brachte es dann der Meta bei, die auch nicht dumm ist; und die beiden Mädchen, ein paar allerliebste Gegensätze, saßen halbe Nächte mit dem Vater am Schachbrett — bis er mir eines Tages mit seinem vergnügtesten Lächeln sagte: ‚Mein Klub ist bei mir zu Hause!‘ — Darum hat denn auch der gute Oberst zu dieser Tochter ein eigenes Verhältnis; na, das wissen Sie ja. Ungefähr so, wie es ein schwankender Charakter zu seinem Retter hat: er liebt sie innig, aber etwas schüchtern, mit einem gewissen scheuen Respekt. Viel ungezwungener ist er mit der Meta; diese altkluge Männerfeindin mit den neugierigen Fragen amüsiert ihn nur, sie imponiert ihm nicht —“

Adalbert fiel dem Geheimrat ins Wort: „Jedenfalls giebt es nichts im Himmel und auf Erden, wonach sie nicht fragt!“

Helm lächelte ein wenig. „Ich hab wohl bemerkt, daß Ihnen Metas Fragen vorhin etwas — lästig wurden. Lieber Freund! Wir gehen so angenehm offenherzig miteinander um. Das ist ja auch das beste, was die Menschen haben. Wollen Sie mir gestatten —“

Er hielt nun doch inne und wartete, was

auf dem Gesicht des Hauptmanns vorgehen werde, Ermutigendes oder Ablehnendes. Eine leichte Wolke flog über dieses aristokratische Gesicht, das so echt norddeutsch blauäugig, blond, zugleich aber so kriegerisch und herrscherlich in die Welt hineinsah, daß man gern an einen jungen Wiking aus der Seeheldenzeit denken mochte; dazu feine, geistige Züge um Auge und Mund; wohl eine der gefährlichsten Mischungen, die es für die Frauen giebt. Adalbert legte den Kopf ein wenig auf die Seite — es stand ihm sehr gut — und betrachtete Helm mit einem klugen, allmählich auch weichen und guten Blick. „Na, was haben Sie auf der Seele?" fragte er dann herzlich. „Heute hör ich gut. Es ist mein schönster Tag, wie Sie wissen; und auch mein nachdenklichster. Ich hab mir selber schon allerlei gesagt; vielleicht ist's dasselbe. Also — was soll ich Ihnen gestatten?"

Helm fühlte sich entschieden ermutigt. „Wollen Sie mir gestatten," fing er wieder an, „vor dem Abschied auch noch ein bißchen Meta zu spielen und eine etwas indiskrete kleine Bemerkung zu machen? Sie wissen, ich neige dazu —"

Adalbert lächelte. „Das hab ich ja doch längst gemerkt, daß Sie auf ein Ziel marschieren. Ihre Erzählung von Erika und dem Oberst sollte eine kleine Nutzanwendung für mich haben; gestehen Sie das, alter Freund — und dann sagen Sie mir dreist alles, was Sie wollen!"

„Na ja," entgegnete Helm; „Ihr strategischer Blick! — Also um ohne Umweg weiterzumarschieren: ich plauderte heut vormittag mit dem Kriegsminister; 's ist ja mein alter Schulkamerad und so weiter. Er sprach von Ihnen so warm, daß es mich gradezu glücklich machte. Er ist ebenso überzeugt wie der Generalstabschef, daß man von Ihnen noch Außerordentliches zu erwarten hat. Nur — über den einen Punkt schüttelte er den Kopf; Sie verzeihen: die Frauen! Und da er die Vergleiche aus dem Altertum liebt, so nannte er sie einen ‚modernen Alcibiades‘ —"

„Ah!" stieß Adalbert heraus.

„Es sind seine Worte. Er meinte: ‚Wenn diese Leidenschaft für das andere Geschlecht den Wittow beherrschen sollte‘ —"

Helm hielt wieder inne.

„Nein, lieber Freund," sagte Adalbert ruhig lächelnd. „Mit dieser Sorge kommt der Kriegsminister zu spät. Er spricht vom vergangenen Herbst, während wir im Mai sind."

„Sie meinen, im Mai einer neuen Liebe —"

„Mehr als das: in einer ganz anderen Jahreszeit — einem neuen Leben! Da wir einmal davon reden — und ich dachte mir wohl, daß Sie dahin wollten — so will ich Ihnen die offenste Wahrheit sagen: Sie behalten sie ja für sich. ‚Alcibiades‘ — das ist wahr und falsch. Mehr die Eitelkeit und die Leichtigkeit des Erfolgs haben mich zu diesem ‚modernen Alcibiades‘ gemacht, wie Seine Excellenz mich nennt; nicht eine organische Anlage zu Liebelei oder Leidenschaft. Sie wissen, es giebt Männer, denen unzählige Frauen nicht widerstehen können, ganz abgesehen davon, ob diese Männer wirklichen Wert haben oder nicht; Geheimnisse der Natur! So ist es auch mir ergangen. Sie kennen mich ja: prahlen thu ich nicht!"

Helm verneinte das mit Kopf und Hand; er kannte seinen Mann.

„Was es nun war," fuhr Adalbert fort, „ob's meine Stimme war, oder mein Blick, oder irgend ein Magnetismus, oder was sonst: ich hab jahrelang die unglaublichsten, ja die furchtbarsten Erfahrungen gemacht! Ich versichere Sie: Frauen, die ich für kühl, ehrbar, unnahbar gehalten hätte, haben mich fast gezwungen, sie zu erobern. Da waren Fälle, sag ich Ihnen ..."

Er starrte vor sich hin, als sähe er einen besonderen Fall. Seine Stimme dämpfte sich unwillkürlich. „Da war eine Frau — wenn ich Ihnen das erzählen wollte, Sie würden es nicht glauben. Wollte Gott, ich brauchte es auch nicht zu glauben — ich wär's nicht gewesen! — Aber, alter Freund, ich versichere Ihnen, und ich gebe Ihnen mein Manneswort: das ist nun vorbei. Meine männliche Eitelkeit ist übersättigt, ich schäme mich dieser Erfolge, die ich mit so vielen nichtigen Menschen gemein habe. Ich fühle auch das Gefährliche, das Unsittliche, das diese Thorheiten brandmarkt; ich fühle — — Sehn Sie, den einen Fall, den ich vorhin meinte, kann ich nie verwinden! Das

war eine Frau, die — nun ja, die mehr mich verführte als ich sie; eine wahnsinnige Verstörung und Verblendung war über sie gekommen; aber ihr Mann war — — Was soll ich da sagen. Es ist nun geschehen und ist nicht zu ändern! Ich habe Erika gefunden — das hat mich gerettet. Wie ein Mensch, den unter der Erde die schlagenden Wetter ersticken wollen, der aber noch nach oben kommt und die freie, rettende Himmelsluft einatmet und glückselig fühlt, was das ist — so war mir zu Mut vor der himmlischen Reinheit und Unschuld meiner Erika — so stürzte ich ihr an die Brust!"

Helm nickte gerührt: „Ja, ja, die ist gut. Und Sie lieben sie von ganzem Herzen —"

„Ja gewiß, von ganzem! Denn ich lieb in ihr nicht nur das holde Weib und den edlen Menschen: auch die Retterin! — Und nicht wahr, alter Freund, dahin zielten Sie, das ist die Ähnlichkeit zwischen Erikas Vater und mir; das Kind hat auch mich gerettet. Wie klug und wie wunderbar gut Sie lächeln. Ja, das hat sie auch. Glauben Sie mir, der ‚Alcibiades', der liegt hinter mir. Ich hab jetzt nur noch einen Gott, einen Ehrgeiz und eine Frau!"

Helm nahm die Hand des Hauptmanns, die ebenso auffallend schön war wie sein Kopf, und drückte sie herzhaft. „Also dann dank ich Ihnen von ganzem Herzen für dieses erlösende Wort! — Das ist also gut. Das ist also — — Da wär jetzt nur noch eine Gefahr —"

Er stockte. Ein tiefsinniges Lächeln ging über sein breitstirniges, eckiges Gesicht.

„Was für eine Gefahr?" fragte Adalbert.

„Sehn Sie, in manchem Hause, in mancher Ehe hab ich das beobachtet! Ein Mann, der gefährlich viel Glück bei den Frauen hatte, wird dadurch zum Zweifler an der weiblichen Tugend; — nun heiratet er. Da liegt die Gefahr. Er zweifelt nun nur zu leicht auch an seiner eigenen Frau. Sie sei noch so rein und unschuldig — er hat so oft erlebt, daß die Reinheit durch männliche Verführung zu vergiften ist, und daß grade die Unschuld, weil sie Unschuld ist, in die Gefahr hineinträumt, bis sie darin vergeht. Er kennt aus zu vielfacher Erfahrung die ‚schwachen Stunden' der Frauen; er weiß, daß für unschuldige Seelen der Teufel nur zu oft wie ein Engel aussieht ... Kurz, da liegt die Gefahr! Ich meine: daß jene — Vergangenheit sich an Ihnen rächen, Sie einmal verleiten könnte, in einem unklaren Augenblick dem Mißtrauen zu erliegen — und daß Sie durch einen ungerechten Zweifel —"

Der Hauptmann, um dessen Lippen es schon gezuckt hatte, wandte den Kopf, so daß Helm sein Gesicht nicht mehr sah, und schien einen schweren Atemzug zu thun. „Warum wenden Sie sich ab?" fragte Helm mit seiner ruhigen Herzlichkeit. „Hab ich Sie gekränkt? Das thäte mir sehr leid."

Adalberts Kopf kam langsam zurück; etwas mühsam lächelte und antwortete er: „Ich könnt Ihnen ja eigentlich erwidern, lieber Freund, daß Sie da wohl — etwas weit gehen ... Das würde mich aber kleiner machen, als ich bin. Ich hasse die Empfindlichkeit! Und vor einem so ehrlichen Freund wie Sie bin ich auch nicht unehrlich. Sehen Sie — es ist ja so! Diese ‚Vergangenheit' — Aber nein, es war nur so! Es ist so gewesen! All diese tollen Erfahrungen mit den ‚schwachen Frauen' hatten mich so verblendet und verdorben, daß ich wirklich an nichts mehr glaubte; alle, alle sind sie einmal zu gewinnen, dacht ich, so oder so! Bis ich durch Sie Erika kennen lernte, bis ihre goldene Seele — — Aber auch da noch! Auch ihre rührende Herzensreinheit schien mir noch gefährlich romantisch; dieses Gift, dieses greuliche, niederträchtige Gift fraß mir noch am Herzen! Ich bekenne Ihnen — hören Sie — lachen Sie nicht — ich war eifersüchtig auf Sie — Ja, ja, ja, auf Sie. In meiner verdorbenen Frauenphilosophie hielt ich's für unmöglich, daß diese zärtliche Liebe Erikas zu Ihnen, diese Vertraulichkeit nichts als kindliche Unschuld sein sollte. Sie waren aus Berlin herausgezogen, in denselben Vorort, in dieselbe Straße, Sie kamen fast täglich in dieses Haus. Freilich oft nur um im Vorbeigehen guten Tag zu sagen; aber Sie kamen doch. Und wenn Erikas Augen dann so herzlich strahlten — ich sah es zuweilen ... Ja, denken Sie nun, was Sie wollen; ich hab allerlei Böses gedacht. Hab mich selbst gemartert. So, nun ist's heraus! Nun hab ich's vom Herzen! Seit drei Monaten — seit ich zur Vernunft kam

— lag mir's auf der Brust. Aber glauben Sie mir auch, ich hab's gebüßt. Ich hab mich verwünscht — verachtet ... Und so wahr ich Erika lieb hab und glücklich machen will, ich bin ganz genesen!"

Helm legte ihm eine Hand auf den Arm, ganz zart. „Alle Achtung vor Ihrer Wahrheitsliebe," sagte er dann mit wenig Stimme. „Wenn man da von Buße reden darf — Sie entschuldigen — so war dieses Bekenntnis wohl die tapferste und die strengste Buße. Was Erika betrifft — ich, ihr bester Freund, sag Ihnen nur noch, heut am Hochzeitstag: Sie haben die beste Frau!"

* * *

Fritz, der Diener des Herrn von Korwitz, kam aus dem Salon, eine Visitenkarte in der Hand. Er zuckte mit den Achseln, als bringe er etwas Unangenehmes, sei aber nicht schuld daran. „Ich kann nichts dafür, Herr Hauptmann," sagte er denn auch. „Ein Herr, der sich gar nicht abweisen läßt, will Sie durchaus sprechen; zwei Minuten, sagt er."

Adalbert nahm die Karte; als er den Namen las, veränderte sich sein Gesicht. „Hm!" murmelte er dann mit äußerer Fassung und wandte sich zu Helm. „Ein alter Freund ... Haben Sie ihm denn nicht gesagt, daß ich hier nicht zu Hause bin?"

„Freilich, natürlich, Herr Hauptmann," erwiderte der Diener. „Er ist aber auf der Durchreise, sagt er, und wenn Sie seine Karte sehen, sagt er, werden Sie ihn sprechen."

„Wenn's ein alter Freund ist," nahm Helm das Wort und lächelte, „Sie sind hier ja so gut wie zu Hause. Ich verlasse Sie ohnedies. Ich mache nur noch einen Versuch, den Damen adieu zu sagen, und ziehe mich dann in mein Nest zurück."

„Um wieder zu arbeiten —"

„Ja. Noch ein bißchen. Sklaven sind wir immer! So lang ich für meine Patienten lebte, hab ich mich manches Mal nach der Freiheit des Gelehrten gesehnt; seit ich alt und kümmerlich werde und die Patienten aufgegeben habe, bin ich der Sklave meiner Bücher, meiner Studien." Er drückte Adalberts Hand zum Abschied. „Aber ein glücklicher Sklave!" setzte er hinzu. — „Alle guten Wünsche!"

Adalbert nickte herzlich dankend; die untersetzte, etwas schwerfällig gewordene Gestalt des Geheimrats ging langsam hinaus. Wie wunderlich! dachte Adalbert, der in der Brust eine Beklemmung fühlte. Er las die Karte noch einmal; unter dem gestochenen Namen „Reinhold Wallneck" stand geschrieben: „Um niemand zu stören, möchte ich dich im Garten sprechen, hinter der großen Laube; ich gehe von der Straße hin. Es ist schnell geschehn!"

„Der Herr ist in den Garten gegangen?" fragte er den Diener.

„Er hat wenigstens gesagt, das wollte er thun."

„Sagen Sie ihm, ich komme sogleich .. Nein, das ist nicht nötig. Ich gehe!"

Er entließ den Diener und trat in den Garten. Die abendlichen Maidüfte kamen ihm entgegen; eine warme, gewitterige Schwüle hatte sie wohl noch mehr als sonst erregt. Was will er? dachte Adalbert, der nur die Schwüle empfand. Wie kommt dieser Reinhold auf einmal hierher? Hätte er erfahren —? — Unsinn. Wie sollt er denn? Das ist nur die elende Unruhe des Gewissens. Er will mir Glück wünschen, weiter nichts!

Als er an der Laube vorbeiging, sah er Reinhold Wallneck auf dem Kiesweg stehen; das Abendlicht fiel auf sein überraschend bleiches Gesicht, in die schwarzen, glänzenden Augen. Unwillkürlich stand Adalbert still: noch nie hatte ihn dieses Gesicht so sehr an Reinholds südfranzösische Mutter erinnert, die Adalbert noch gekannt hatte; es nahm sich völlig undeutsch aus. Auch der feine Bau des beinahe zierlichen Körpers, in dem lichten Frühlingsanzug, unter dem weichen schwarzen Hut, zeigte nur den Südländer, nichts vom Vater. Reinhold regte sich nicht. Er warf nur noch einen Blick umher; von den Nachbarhäusern und der Straße war hier aber nichts zu sehen, es war ein vollkommen abgeschiedener Platz. Dann stand er wieder da, ohne sich zu rühren, die Hände in den Taschen.

„Guten Tag, Adalbert," sagte er mit äußerer Ruhe. „Entschuldige, wenn ich dich am Hochzeitstag störe; und in einem fremden

Haus. Ich komme eben an, gradeswegs von München; ich fuhr zu deiner Wohnung in Berlin, da sagte man mir, du seist hier. Und da ich nun noch heute nacht weiterreisen will — und ein paar Worte mit dir zu reden habe —"

„Wozu entschuldigst du dich," fiel Adalbert ihm ins Wort. „Alte Freunde wie wir! — Ich dachte, du wärst noch in Paris, in die Bibliotheken vergraben. Übrigens, meinen Brief als glücklicher Bräutigam hast du wohl erhalten."

„Ja —" Reinholds Stimme begann auf einmal zu zittern: „Ja — durch meine Frau. Zugleich hörte ich, sie sei krank geworden; da fuhr ich denn von Paris nach München — und da lag sie — im Fieber ... Übrigens verstellst du dich schlecht. Du siehst mir wahrscheinlich an, warum ich komme; denn wir stehen uns noch immer wie Fremde in respektvoller Entfernung gegenüber — wir, die ‚alten Freunde‘ — und du hast noch keinen Versuch gemacht, mir die Hand zu geben. Das ist wohl das schlechte Gewissen, Adalbert von Wittow." Reinhold trat nun doch einen Schritt näher, mit einer plötzlich zuckenden Bewegung. „Ich meine, das Bewußtsein, daß du ein Schurke bist."

„Reinhold!"

„Bitte, bitte, nicht laut; was ich dir zu sagen habe, ist ja nur für dich. Und ich nehme mich sehr zusammen, siehst du. All meine Fassung, alle Selbstbeherrschung, die ich mir in einem schweren Leben mühvoll errungen habe, alle sogenannte ‚Mannheit‘ brauch ich in dieser Stunde — um in diesem fremden Haus, in das man dich aufnimmt, weil man dich nicht kennt, um dir da nicht in Wut und Verzweiflung an die Brust zu springen, sondern an Rücksicht und gute Sitte zu denken und dir nur so mit halber Stimme zu sagen, daß du — daß du ein elender, treuloser Verführer und ein Schurke bist ... Bitte, noch eine Minute. Meine Frau, in ihrem Fieber und ihrer Verstörtheit — vielleicht ward sie krank, weil sie hörte, daß du heiratest — meine Frau hat mir gestanden, daß sie dir vor einem Jahr — — Also kurz, sie hat mir's gestanden. Ich kenne sie nun nicht mehr, ich seh sie nicht wieder. Ich bin nur noch hierher gefahren, um mich an dir zu rächen; das heißt, was ist Rache! Was kann ein Mensch, der alles verloren hat, einem Menschen anthun, den er nur ein einzig Mal töten, den er nicht in einer Hölle ohne Ende in ewiger Seelenqual ewig vernichten kann!"

Adalbert rang schwer nach Fassung, ohne sich zu bewegen; er fühlte sich erschüttert wie nie; ein furchtbarer Schmerz, der ihm auf der Brust lag, ließ ihn nicht zornig werden und lähmte ihm die Glieder. Reinhold! wollte er jetzt beginnen; er brachte aber den Namen nicht über die Lippen. „Du hast mir unmöglich gemacht," fing er langsam an, „dir so zu antworten, wie ich als Freund dem Freund geantwortet hätte: mit — mit Worten der Reue, der Zerknirschung. Erst vor einer halben Stunde hab ich — — Doch das ist nun abgethan. Daß ich aber kein Schurke war, nur ein — schwacher Mensch, das hätte deine Frau dir sagen können, wenn sie gewollt hätte —"

„Sie hat's gethan!" unterbrach ihn Reinhold. „Dich hat sie nicht angeklagt, nur sich. Immer nur sich! — Aber was flüchtest du dich hinter diese Frau. Du warst ein Mann! Und du warst mein Freund! Und darum bist und bleibst du —"

„Genug!" fiel ihm Adalbert heiser ins Wort. „Ich hab's schon gehört. — Du bist also hergekommen, dich mit mir zu schlagen."

„Dich vom Erdboden zu vertilgen, wo möglich; und da ich dich nicht morden will, so bleibt ja nur das Duell, das ich sonst verachte. — Ich will noch heute nacht wieder fort. Also auf der Stelle."

Adalbert starrte ihn an, sehr überrascht. „Jetzt? An — diesem Tag?"

„An deinem Hochzeitstag. Was mißfällt dir daran? Mir gefällt das. Ich fände es wunderbar gerecht, wenn der Zufall oder die Vorsehung meine Kugel so lenkte, daß sie grade auf der Schwelle deines neuen Glücks, grade vor dem Brautgemach dich so niederwürfe, daß du nicht mehr aufstehst. Oder bist du in deinem Glück zu feig, dich dem auszusetzen —"

Ein wilder Laut fuhr aus Adalberts Kehle; seine beiden Fäuste hoben sich, als müsse er sich auf den andern stürzen, um ihn zu erwürgen. „Unglücklicher!" murmelte er, als er sich leidlich gefaßt hatte. „Du

weißt, warum ich nicht — die Kraft habe, dich für deine Schmähungen niederzuschlagen; darum schwelgst du in Schmähungen. Und verhärtest mich mit Gewalt, bis zum Ungeheuer. Gut! So schlagen wir uns! Wann und wie du willst. Eh's Nacht wird. Mir ist alles gleich. Sag, wie du's willst!"

„Zwei Sekundanten genügen, denk' ich," sagte Reinhold mit seiner wilden, aufreizenden Ruhe. „Ich weiß wohl, ihr sollt euch eigentlich nicht so ohne weiteres schlagen, ihr vom Militär; ihr habt eure Ehrengerichte. Davon kann zwischen uns nicht die Rede sein. Du mußt dich schon entschließen, heimlich — — Ich verspreche dir natürlich vollkommene Diskretion. Du kennst meinen Freund Seebach, den Doktor; der verschwiegenste Mensch, den es giebt. Der wartet auf mich im Wagen mit Pistolen, zwei Straßenecken von hier. Ich hab ihm gesagt, daß du mich tödlich beleidigt hast, die Welt aber nichts davon wissen soll. Das ist ihm genug. Er wird schweigen."

Adalbert nickte, um auszudrücken: ich glaub's.

„Dann sah ich eben den Hauptmann Winterstein — dein Trauzeuge, wie ich höre — als er die Straße entlang hierher ging. Auf den kannst du dich ja wohl ebenso verlassen, wie ich auf meinen Seebach —"

Adalbert nickte wieder.

„Also! Wir sind einig! Er kann dir ja noch einmal als Zeuge dienen. Wir sind hier beinahe wie auf dem Lande, und der Wald ist fast vor der Thür. Uns wird also nichts im Wege sein, denk ich."

„Gut," erwiderte Adalbert zustimmend. „So schieß mich denn nieder!"

„Willst du damit sagen, daß du nicht auf mich schießen willst?

„Wohin ich schießen will, das ist meine Sache. Daß ich mich vor dich hinstelle, ist dir ja genug."

Reinholds Stimme, so lange ruhig, bebte nun auf einmal wieder: „Woher weißt du das? Wenn ich nun vorbeischieße, denkst du, dann ist es aus? Hab ich dir nicht gesagt, daß du mir mein Lebensglück genommen hast, daß ich mir geschworen habe, mich an dir zu rächen? Ich rate dir, schieß nicht auch vorbei, wenn ich dich fehlen sollte; denn dann werd ich, um meinen Schwur zu halten, dich auf andere Weise zu vernichten suchen ..."

„Zum Beispiel —?"

„Zum Beispiel? — Du hast ja nun auch eine Frau. Man kann die eine so gut verderben wie die andere —"

„Reinhold!" schrie Adalbert auf. „Meine Frau!" — Er stürzte auf den anderen zu; es war, als werde seine Hünengestalt die kleine, feine des jungen Gelehrten unter sich erdrücken. Reinhold stand aber furchtlos still; nur seine Muskeln spannten sich. Adalbert griff sich selber an die Brust und blieb wieder stehen. Eine Weile rollten seine Augen, seine Lippen flogen; die empörten Gefühle und Kräfte wollten ihm noch nicht gehorchen. Endlich sagte er tonlos, um etwas zu sagen: „Du — du bist von Sinnen!"

„Wenn ich es wäre," entgegnete Reinhold, „würde dich das wundern? Daß ich heißes Blut und ein verwundbares Herz habe, das wußtest du ja vorher. Aber es ist nicht so, Gott sei Dank; ich bin noch nicht von Sinnen. Erst, wenn ich meine Vergeltung habe — dann meinetwegen! — Es ging mir nur gegen die Ehre, dich nicht zu warnen. Triff, so gut du kannst!"

„Ich danke dir," sagte Adalbert zwischen den Zähnen. „Ich schick euch also den Winterstein hinaus, und in zehn Minuten komm ich nach. Ein paar — Verfügungen möcht ich noch treffen —"

„Wie es dir beliebt." — Reinhold ging, er sah den Hauptmann nicht mehr an. „Also ‚auf Wiedersehn' — zum letzten Mal!" sprach er nur noch in die Luft. Dann schritt er an der Laube und ein paar Gebüschen vorbei zu der Thür, die aus dem Garten auf die Straße führte; für Adalbert war er schon verschwunden.

* *
*

An meinem Hochzeitstag! dachte Adalbert, der stehen blieb, wo er stand. Er fühlte, was seiner gesunden und sonnigen Seele fast nie geschah, daß ihm das Schicksal, das Leben wie ein furchtbarer, alpschwerer Traum auf der Brust lag, nicht abzuschütteln, auch nicht recht zu fassen. Erika! — Reinhold! — Die beiden Namen fuhren ihm durch den

Kopf, er mußte sie wieder und wieder denken; immer trafen sie ihn wie ein Schlag aufs Herz. Wie hatte er diesen Reinhold Wallneck, diese merkwürdige Mischung von träumerisch sinnigem Germanen und feurigem Südländer, geliebt! Zumal in den ersten Jünglingsjahren, den weichen ... Einige Augenblicke war ihm gewesen wie damals, als müßte er vor Reinhold niederstürzen und seine Knie zwischen die Hände nehmen und ausrufen: „Reinhold! Bruder! Es liegt ja wie ein Fluch auf mir; ich bereu es ja Tag und Nacht; thu mit mir, was du willst!" Aber Reinholds wilde Worte, seine Feindesblicke ... Adalbert schüttelte das letzte weiche Gefühl von sich ab; er stand nun vor dem Feind, er faßte sich wie ein Soldat in der Schlacht. Ein Blatt aus seiner Brieftasche reißend, fing er an im Stehen zu schreiben; diesen Zettel sollte man bei ihm finden, falls es übel ausginge. Die ersten Worte standen elend da, mit schiefen und ungleichen Buchstaben; er wartete eine Weile, dann ging es besser. Zuletzt setzte er sich in die Laube und schrieb die letzte Zeile in schönster Gleichmäßigkeit hin.

Er erschrak aber doch bis zum Zusammenfahren, als er plötzlich Erika zwischen den beiden alten Linden des Gartens hervortreten sah, gerade auf die Laube zu. Sie war nun im dunklen Reisekleid, das sie schlanker machte als das helle Hochzeitskleid. Es erging ihm seltsam: er hatte ein verrücktes Gefühl, als sei sie ihm in dieser Zwischenzeit verändert worden, nicht nur so von außen; als komme da eine andere Erika, als die ihn vorhin verlassen hatte. „Adalbert!" sagte ihre süße, weiche Altstimme. „Schau her, nun bin ich deine Frau!"

Sie deutete auf ihren Anzug und lächelte.

„Ja, ja," erwiderte er nur.

„Bin ich dir so recht?" fragte sie fast kokett. — „Was schreibst du?"

Er faltete das Blatt zusammen. „Ich bin schon fertig," sagte er und steckte es in die Tasche.

„Was?" fragte sie erstaunt. „Du zeigst mir's nicht?" — Harmlos lächelnd fragte sie noch einmal: „Ein Geheimnis am ersten Tag?"

„Eine Soldatenfrau, weißt du, muß nicht alles wissen. Würd ihr auch wenig Vergnügen machen; besonders wenn sie eine poetische Schwärmerin ist wie du." Er war aufgestanden und legte einen Arm um sie. „Liebe Erika!" sagte er herzlich, aber wie eine Sache, die nichts bedeutet. „Ich hab noch einen Gang zu machen, einen dienstlichen."

„Heut am Hochzeitstag?" fragte sie, nun doch sehr verwundert. — „Was hast du? Dein Arm zittert ja."

Er lächelte. „Was du alles fühlst! — In dir zittert's wohl; liebe, thörichte Sensitive —"

„Pfui, nenn mich nicht so!" fiel sie ihm ins Wort. „Das haß ich. Ich will 'ne Soldatenfrau sein und nicht ‚sensitiv'! — Also jetzt, in dieser Stunde willst du mich verlassen?"

„Wenn's dunkel wird, bin ich wieder hier. Und dann hol ich dich und entführe dich. Zum Anhalter Bahnhof und von da nach Leipzig —"

Sie sah vor sich hin und nickte.

„Und morgen weiter: München — Venedig —"

„O mein Adalbert! Venedig. Das wird wie ein Märchen. Ich war noch nirgends. Wenn ich dann auf meinem maurischen Balkon sitzen werde, auf den Canale grande hinausschauen, in meinem eigenen Haus — Erika von Wittow —"

„In deinem eigenen Haus? Auf einen Monat gemietet, die alte Baracke."

„Aber es wohnt dann doch niemand drin als wir! Und wenn am Abend unser Gondolier — — Warum strebst du weg?"

„Ich?" sagte er und löste sich sanft von ihr; sie hatte ihn umschlungen. „Ich muß ja fort."

„Ja! Ich hatt's vergessen. — Wie unnatürlich das ist. — Ich soll auch nicht fragen, wohin?"

Er schüttelte den Kopf. „Die Soldatenfrau fragt nicht."

„Also frag ich nicht. — Ach, mein Adalbert! Wie schön, wenn man weiß, daß er wiederkommt; wenn die Trompeten nicht zum Abmarsch blasen --"

Er drückte sie schnell und heftig an seine Brust: „Erika! Auf Wiedersehn!"

„Hast mir beinah weh gethan," sagte sie zärtlich lächelnd: „so — kriegerisch hast du

mich ans Herz gedrückt. — Da kommt Winterstein —“

„Mit dem muß ich fort,“ warf er hin. „Leb wohl!“

Er ging dem Hauptmann entgegen; sie verschwanden ins Haus.

Erika blickte ihm nach; eine kurze Weile unbestimmt traurig; dann lächelte sie wieder, ohne zu wissen warum. Sie geriet in ein dämmeriges Sinnen, sie träumte; heut war ihr eigentlich alles wie ein halb undeutlicher, süßer Traum. Endlich schlenderte sie langsam dem Hause zu ... „Sensitive“! dachte sie, Adalberts Wort wiederholend. Ich wollte nur nicht, daß er das noch einmal sagte; sonst hätt ich ihn zuletzt noch gefragt: Warum wirst du so feierlich? und warum zittert deine Stimme so? Denn als er mich so an sich drückte, zitterte sie wirklich. — Nun ja! dachte sie dann, sich tiefer hineinfühlend, als sie ins leere Gartenzimmer kam und an der offenen Glasthür stehen blieb. Warum soll sie denn auch nicht zittern — an so einem Tag? Wenn er auch ein Mann ist — hat er nicht ein Herz, und ein Herz voll Liebe wie ich? Wie der Baum doch auch zittert, wenn ein Frühlingswind durch den Garten geht und die Blätter schüttelt. So ein warmer Wind, ein Schicksalswind ...

Die Worte klangen ihr süß im Ohr; sie ließ sie gerne weiterklingen, wiederholte sie in einer Art von Gesang, immer wieder, wie das wohl oft geschieht, bewußt oder unbewußt, wenn die so recht geschmolzene, glückumrauschte Seele sich des Denkens begiebt und wie in einer Traumflut schwimmt. „Ein warmer Wind, ein Schicksalswind“ wehte durch ihren Traum, wie Musik. Allmählich ward ihr ernst, fromm, andächtig zu Mut; das Schicksal, die Vorsehung, der Himmel wuchsen ihr in ein Gefühl zusammen und zogen ihr junges Herz empor. O mein Schicksal! dachte sie, es mit dem, der es ihr gab, mit ihrem geliebten Gott zusammendenkend. Bist nun da, mein Schicksal? Ich liebe dich; ich danke dir. Ich hab dich so ersehnt; ja, ich bete dich an! Ich bin gar so glücklich! Alle Tage will ich dir nun danken — will dich mir verdienen, jeden Tag aufs neue —

Sie sank langsam auf die Knie, was sie bisher so selten gethan hatte; in den weichen, grauen, rot angeschimmerten Abendhimmel hinausblickend, fühlte sie sich hingezogen, von der Wonne der Andacht erfüllt. Ja, dich mir verdienen, wiederholte sie mit leise gesprochenen Worten, durch alles Gute, das mir im Herzen ist, durch grenzenlose Liebe, grenzenlose Treue — gegen ihn und gegen dich, mein Gott, der ihn mir geschenkt hat!

Herr von Korwitz und Meta kamen vom Vorplatz her; sie hörte es nicht und blieb auf den Knien. Der Oberst stand still. „Betet sie?“ fragte er leise.

„Es scheint so,“ flüsterte Meta.

„Das ist mein gutes Kind!“

Der Oberst wartete eine Weile. Das wär der richtige Augenblick, dachte er dann, um auch als Vater noch ein paar gute Worte zu dem Kind zu sprechen; so ein paar väterliche Lehren zum Abschied, für den Lebensweg. Er räusperte sich und trat langsam näher. Erika stand auf.

„Meine gute Tochter!“ fing er an, etwas feierlich.

„Lieber Vater?“ sagte sie und heftete die dunklen Augen auf ihn, die sich ein wenig gefeuchtet hatten.

Das ist doch des Teufels! dachte Korwitz; wenn sie mich so ansieht, mit den großen Augen, so verlier ich das richtige, stramme Gefühl der Autorität! — Er schlug einen etwas leichteren Ton an, obwohl ihm das nicht recht war: „Ich hör eben, dein Mann ist noch ausgegangen.“

„Ja, mein lieber Vater. Er kommt bald wieder. — Wo habt ihr Hanna gelassen?“

„Die sitzt in deinem Schlafzimmer,“ antwortete Meta, „auf deinem Bett, und wahrscheinlich heult sie.“

„Lassen wir sie,“ sagte Korwitz mit Würde. „Wir müssen uns wie vernünftige Menschen in den Abschied — die Trennung —“

Der kleine Oberst ward schon wieder weicher, sein Tenor verlor die feste Haltung.

Erika umarmte ihn: „Ach, mein guter Vater! — Ich hab euch so lieb; aber ich bin so glücklich!“

„Weiter wollen wir ja auch nichts,“ erwiderte Korwitz, dessen Rührung zunahm; „das hören wir ja so gern. — Bist wohl auch bei uns glücklich gewesen — du Mädel du —“

„Immer, immer, Vater!"

„Na, das Glück marschiert nun mit dir in ein anderes Quartier. Auch da wird dir's treu bleiben — wenn du die Lehren beherzigst, die dein — väterlicher Freund —"

Erika unterbrach ihn, indem sie ihn streichelte: „Du hast mir die Lieder eingepackt, nicht wahr?"

„Ja, mein Kind, das hab ich." Er nahm einen neuen Anlauf: „Du wirst immer bedenken, mein ich, daß dein neues Leben —"

Sich an ihn schmiegend, mit ihrem töchterlich-mütterlichen Lächeln nahm sie wieder das Wort: „Ich laß dich nun in Metas Obhut, mein geliebter Vater; aber ich hab keine Sorge: sie ist ein so kluges Kind — und du bist ein so guter Vater. In deiner Liebe und Weisheit wirst du ihr ja nie schwere Tage machen —"

„Ich? Meinem Kind?" fragte er etwas erstaunt. „Was verstehst du denn unter schweren Tagen —"

Erika küßte ihm das letzte Wort von der Lippe weg. „Ich sag nur so; aus Liebe! Wenn ihr nun beide beim Schachbrett sitzt — nicht mehr wir drei; ach, das war so schön! — dann wird dir's darum im Haus doch nicht öde werden; wirst nicht wieder hinausflattern und das Kind allein lassen —"

„Du Närrin!" antwortete Korwitz, etwas verlegen lächelnd. „Warum meinst du —? Wo denkst du hin?"

„O, ich werd oft zu euch kommen, Vater; ich und mein Mann! Wenn er abends etwa fragt: ‚Wohin?' dann werd ich ihm sagen: ‚Wohin? In unseren Klub!' Denn dieses Haus wird dann unser Klub. Du der Präsident, Meta dein Intendant. So oft ich neue Duette bekomme, sing ich sie mit dir. Adalbert liest dir seine neuen militärischen Schriften vor; wir Mädchen sitzen dabei und langweilen uns —"

„Mädchen!" rief Meta dazwischen. „Du gehörst nicht mehr zu uns; du bist Männersklavin."

„Ja," sagte Erika mit sehr zufriedenem Lächeln, „meine Knechtschaft beginnt!" Sie schmiegte sich wieder an Korwitz: „Ich fürcht mich nicht; ich hab den besten Vater gehabt, ich werd auch einen guten Mann haben. Und du — da deine dumme Meta, die sich für so klug hält, nichts von den Männern wissen, sondern immer bei dir bleiben will, so wirst du ihr alles sein: Vater, Gatte und Kind — und sie nie verlassen!"

Der Oberst betrachtete ihr weiches Lächeln, in dem so viel Ernst war, und lächelte unsicher mit. „Ja, gewiß, das werd ich; das werd ich. Versteht sich das nicht von selbst?" Nach einem flüchtigen Kuß auf ihre Wange richtete er sich in geschlossener Haltung auf: „Nun lassen wir aber die Sentimentalitäten, meine lieben Kinder; kehren wir in die nüchterne Wirklichkeit zurück! Ich habe —" Er suchte einen Vorwand, um diesem Gespräch ein Ende zu machen. „Ich habe noch einige Papiere herauszusuchen, die ich deinem Mann übergeben will."

„Damit eilt's ja nicht!" rief Erika.

„Sagst du das einem alten Soldaten? Ordnung und Pünktlichkeit!"

Er ging stramm aus der Thür.

Meta lächelte wie ein Schelm. „Du hast den Vater ganz aus dem Text gebracht! Er wollte dir offenbar noch 'ne kleine Rede halten, und du hieltst ihm eine."

Erika antwortete nichts; sie träumte vor sich hin.

„Woran denkst du, große Schwester?"

Erika blickte auf, ein schwärmerisches Lächeln verklärte sie. „An nichts Böses, kleine Schwester."

„Weißt du, wie du mir vorkommst?" fragte Meta, nachdem sie ihr Köpfchen mehrmals geschüttelt hatte.

„Ich kann mir's schon denken."

„Wie wenn du durch ein unglückliches Naturereignis deinen gesunden Menschenverstand verloren hättest und dich nun freiwillig in die Sklaverei verkauftest."

Erika nickte ernsthaft: „Die Liebe ist auch ein Naturereignis. Das verstehst du noch nicht, kleine Schwester."

„Werd's auch nie verstehen!"

Meta trat nun aber zu Erika, ihre grauen Schelmenaugen wurden zärtlich: „Aber ich liebe dich; — aus Mitleid; — da hast du einen Kuß! Jetzt geh ich in die Wirtschaft, als deine Nachfolgerin." Sie ging mit drolliger Wichtigkeit; mit einem Ruck kehrte sie aber wieder um: „Nein, ich muß dir erst noch einen wirklichen Kuß geben; nicht aus Mitleid, sondern aus Dankbarkeit. Ja, Erika, ich danke dir. Jetzt mein ich es furcht-

bar ernst! — Warst immer gut zu mir; wie 'ne zweite Mutter; zwar nur drei Jahre älter, aber zehn Jahre vernünftiger als ich. Hast so viel Geduld gehabt mit meinen Schwächen und Fehlern, wie sie nur ein Engel hat. Jetzt nicht widersprechen. Ich wünsche dir viel, viel Glück!"

Sie küßte sie mit plötzlicher Leidenschaft. Dann sich die Haare aus der Stirn streichend, in ihrer Bewegung lächelnd, drehte sie sich herum. „Nun sag ich auch wie Vater: Lassen wir die Sentimentalitäten, kehren wir in die nüchterne Wirklichkeit zurück!"

* *
*

Meta war gegangen, Erika war schon lange allein; im Zimmer ward es allmählich dunkel, über dem Garten schimmerte noch das verblassende Abendrot, das sich über den halben Himmel zog. Die junge Frau sehnte sich, Adalbert möchte wiederkommen; sie wunderte sich, daß er noch immer nicht kam. Und doch war auch etwas wunderlich Süßes in dieser letzten Einsamkeit; gleichsam eine letzte Frist vor dem erschreckenden Übermaß des Glücks, vor dem sie jungfräulich zitterte. Sie sah die Nacht, ihre Hochzeitsnacht, tiefer und tiefer sinken; diese gefürchtete Nacht ... Meta, dachte sie, die wird heute abend wie sonst ruhig und gemütlich in ihr Schlafzimmer gehen, und wird vor dem Spiegel ihre Haare kämmen, und mit ihren lustigen Nixenaugen ihr lächelndes Spiegelbild anschauen und sich ein Liedchen summen. Ich aber, ich werd jemand angehören — für immer! und ganz! — Nun wollt ich, es läuteten wieder die Kirchenglocken, die mir heut mittag so feierlich ins Herz klangen; oder eine Orgel fing da hinten in der Ecke an und machte zu diesen Schauern, die mich überlaufen, ihre Himmelsmusik — wie wenn mir einer von oben zuriefe: Es ist Gottes Wille! Dann würd ich ja ruhig die Hände falten und —

Sie hörte ein Geräusch, und tief erregt, wie sie war, fuhr sie zusammen. Es waren Adalberts Schritte auf dem Kies, er kam durch den Garten. Er war in einen Mantel gehüllt, obwohl der Abend mild war. Auch schien er ihr bleich, ernst, ja finster; doch konnte auch das Zwielicht täuschen. Als er in die Thür trat, hatte er eine Art von Lächeln. „Ich bin's!" sagte er, doch fast ohne Stimme.

„Endlich! — Hast mich zum erstenmal erschreckt," erwiderte sie. „Bist du wieder da!"

„Du siehst."

„Und im Mantel? An so 'nem Abend?"

„Hab ich ihn noch?" Er warf ihn mit einer hastigen Bewegung ab. „Mich — fröstelte etwas. Es ist Wintersteins Mantel, glaub ich. Wir fuhren im Wagen wieder her —"

Er ging durch das Zimmer.

„Woher denn?" fragte Erika schüchtern.

„Gleichviel," warf er hin. — „Nicht weit."

Erika ging zu ihm. Harmlos besorgt sah sie ihn an. „Deine Stimme ist so matt und tonlos."

„Von der — Eile, scheint mir. Willst du mir ein Glas Wein geben, liebe Erika?"

„Im Augenblick!" Sie eilte in ihrem leichten Gang hinaus.

Adalbert starrte auf den Boden; wie um fester oder ruhiger zu stehen, stemmte er sich an. Da er sich allein sah, brach sein ruheloses Denken in einem geflüsterten Murmeln hervor: „Keine Gefahr, sagen sie; sterben wird er nicht!" Es mißfiel ihm nun aber doch, daß er seine Stimme hörte. Bei alledem, dachte er lautlos, ist mir zu Mut, als hätt ich eine erbärmliche Rolle gespielt — daß ich auf ihn schießen konnte ... Seine Augen sahen mich so blutgierig an; da kam es auch über mich — wie in der Schlacht — Leben gegen Leben! — und die Kugel flog. — Das wird eine Hochzeitsnacht ...

Er lechzte nach einem raschen Trunk. „Kommt der Wein?" fragte er, als er Schritte hörte. Es war aber noch nicht Erika; Anton, sein Bursche, trat aus dem Garten ein, etwas Weißes in der Hand.

„Du bist's?" sprach er ihn fast flüsternd an.

„Zu Befehl, Herr Hauptmann —"

„Nicht so laut. Was hast du da?"

„Von Herrn Hauptmann Winterstein dies Billet. Er sagte, Sie wären hier im Gartenzimmer; da bin ich gleich durch den Garten —"

„Gieb her," unterbrach ihn Adalbert. „Geh nur. Es ist gut!"

Anton ging in den Garten zurück; eben kam auch Erika wieder, die eine Flasche Wein

und ein Glas auf einer Platte trug. „War das dein Anton?“ fragte sie.

„Ja,“ antwortete er, wandte sich von ihr ab und öffnete das Briefchen. Geschwind überflog er es: „Der Doktor ist gekommen und behauptet: Durchaus keine Gefahr. Kugel im Arm. Knochen verletzt, aber wenig. Heilung in drei, vier Wochen. Absolute Diskretion.“ Adalbert atmete erleichtert auf. Die Kugel war also nicht weitergegangen ... Ich möcht ihn auch nicht getötet haben, dachte er; lieber selber tot!

Erika hatte eingeschenkt und kam mit dem vollen Glas zu ihm; da sie ihn in sich versunken sah, berührte sie ihn an der Schulter. Er fuhr leicht zusammen. „Was willst du?“ fragte er.

„Du wolltest ja trinken.“

„Ja. Ich danke dir.“

Er stürzte den Wein hinunter. „Mein altes Mittel,“ sagte er dann lächelnd, „gegen jede Störung. Nur ein paar Augenblicke möcht ich mich setzen; dann Abschied nehmen, Abfahrt!“

„Ach, mein Adalbert!“

Sie ließ sich neben ihm auf die Knie nieder, da er auf einen Stuhl sank, und lehnte sich gegen ihn.

„Was willst du?“ fragte er wieder, wie durch ihre Berührung aus seinen Gedanken aufgeschreckt.

Etwas befremdet sah sie zu ihm hinauf. „Du weichst vor mir zurück? Es kam mir nur so, mich an dich zu schmiegen —“

„Ja, ja,“ sagte er rasch. „Thu das, Kind. Ich wär vor dir zurückgewichen? Närrin! Fällt mir ja nicht ein. Lehn dich an mich; so.“ Seine Hand glitt liebkosend über ihr schwarzbraunes, weiches Haar. „Gute Erika!“ murmelte er, an ihr vorbei in die Luft starrend. Er sah sich wieder in der versteckten Senkung im Wald; er sah Reinhold die Hand an den getroffenen Arm legen, stumm wie ein Bild. Im nächsten Augenblick war ihm gewesen, als stünde Reinholds Frau daneben, und als schüttelte sie den Kopf ... Hätte ich sie nie gesehn! dachte er.

„Adalbert! Woran denkst du?“ hörte er seine eigene Frau nun leise fragen. „Du bist nicht bei mir!“

„Doch, doch!“ erwiderte er und strich wieder sanft über ihren Scheitel. „Wo wär ich denn sonst als bei meiner — — Aber um ein Glas Wein möcht ich dich noch bitten.“

„Ja freilich. Verzeih!“

Sie stand auf und schenkte wieder ein.

Er blickte ihr nach; wenn du wüßtest! dachte er; arme Erika. Ein sonderbares Frösteln kam wieder, das er nie gekannt hatte. Aber er fühlte doch, mit welcher aristokratischen Anmut und zugleich wie rührend weich und liebevoll die junge Gestalt wieder auf ihn zu trat, das gefüllte Glas in der Hand.

„Stärke dich, mein Liebster,“ sagte sie und hielt es ihm hin.

„Ei, wie hold das klingt,“ erwiderte er lächelnd. Er dankte ihr mit den Augen und trank. Sie stellte das leere Glas wieder auf den Tisch. „Komm,“ sagte er zärtlich, „lehn dich so an mich, wie vorhin. Ganz, ganz nahe. So!“

Sie drückte den Kopf gegen seine Brust, wieder glücklich. „Ei, wie hold das klingt, sage ich wie du! Jetzt bist du wieder gut; vorhin — — weißt du, vorhin klang deine Stimme so rauh. Als du ‚Närrin‘ sagtest. Ach, sei immer sanft mit mir! Es thut mir so gut. Und — ich bedarf's, Adalbert. Vergieb!“

Er streichelte sie. „Ja, ihr zärtlichen Seelen —“

„Ich bin verwöhnt, Geliebter! Sieh, meine ganze Kindheit war so glücklich, so voll Lieb und Güte; und auch als die Mutter starb — an Liebe, an Freundlichkeit hat mir's nie gefehlt. Nie hat man hart oder unhold zu mir gesprochen; auch der Vater nicht. Mein junges Herz — verstehst du — es war so frei wie der Vogel im Wald; und darum that's auch seine Pflicht so gern, so fröhlich. So laß mich auch dir, mein geliebter Mann, ohne Zwang, ohne Druck, in freier Liebe dienen!“

„In freier Liebe,“ wiederholte er, von dem Wort getroffen. Er lächelte gezwungen, verstört: „Ein gefährliches Wort!“ Auf einmal sah er wieder Reinhold vor sich, wie er da hinten im Garten stand und drohte: „Du hast ja nun auch eine Frau!“ — Und wenn er geheilt sein wird, dachte Adalbert; und wenn er sich dann an seinen Racheschwur erinnert —

Es trieb ihn vom Stuhl, er stand auf.

„Was ist dir?“ fragte Erika verwundert. „Du antwortest mir nicht. Du hörst mich nicht.“ Sie erhob sich auch. „So hab ich dich noch nie gesehn!“

„Und du wunderst dich,“ murmelte er. „Ja, mein gutes Herz! So geht's. Manesleben ist nicht Frauenleben. Da giebt's Unruhe — Langweilereien — Stürme und Gewitter. Mußt dich daran gewöhnen, Kind. Warst ja zu Hause immer die Vernünftigste; darum hab ich dich ja auch genommen ...“ Er sah ihr scherzend in die Augen; dann zog er sie aber an sich heran und drückte sie heftig. „Erika!“ sagte er gegen ihre Stirn, gegen ihre Schläfe. „Du hast mir heut dein Wort gegeben. Halt es, Erika! Steh immer so fest zu mir wie in dieser Stunde. Sei mir treuer, als je ein Weib war; treu in jedem Gedanken, jedem Atemzug. Mit dankbarer Liebe ohne Ende will ich dir's vergelten!“

Erika starrte ihn an, sie verstand ihn nicht. „Ja, zweifelst du denn?“ fragte sie nach einer Weile. „Könntest du denn zweifeln?“

Er schüttelte den Kopf, schon wieder gefaßt. „Ach, was sprichst du da! Kind, wie könnt ich zweifeln! Es war nur so ein Gefühl — versteh mich recht, süße Erika. So ein eigenes, feierliches Gefühl; da du nun mein Weib bist — meine Ehre — mein Glück! — Gehn wir; es wird Zeit.“

„Du sagst es ohne Freude,“ antwortete sie, von Befremdung überschauert.

„Nein, nein! Was du alles fühlst. Meine ganze Seele — glaub mir doch — ist voll Glück. Zuweilen klingt nur unsere Freude nicht leicht und hell, wie Flöten oder Trompeten — sondern schwer wie Glocken. Das thut ja nichts. Auch das ist ja gut. Du bist das Beste, das Schönste, das ich habe —“

„O, dann ist's gut!“ rief sie und warf sich ihm an die Brust.

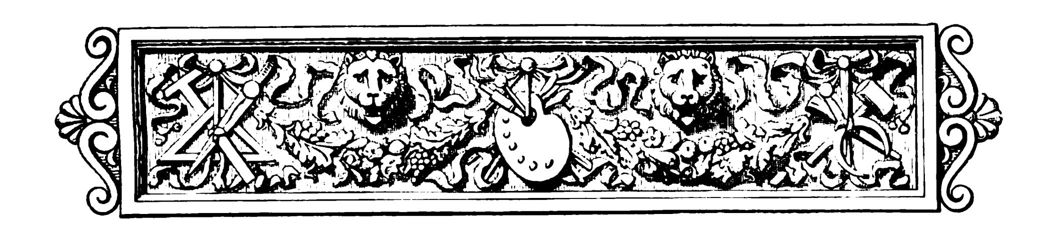
Er küßte sie. Er lächelte ihr zu, übertrieben heiter. „Und nun sagen wir den Deinen lebewohl — und miteinander in die Welt hinaus!“

„Ja,“ erwiderte sie. „Aber lächle nicht; lieber so ernst wie vorhin, als — dieses Lächeln. — So komm!“ Sie nahm seinen Arm. Ihn von der Seite betrachtend, ihren ernsten Mann, wiederholte sie sich seine Worte: „Sondern schwer wie Glocken.“ Ja, dachte sie, zu ihrer andächtigen Stimmung zurückkehrend, ich will denken, ich hörte die Glocken läuten!

So gingen sie zum Abschiednehmen.

(Fortsetzung folgt.)





Die Malerkolonie Worpswede.

Von
Karl Krummacher.

Man hat in jüngster Zeit den Satz l'art pour l'art aufs heftigste bekämpft. Die Kunst sei nicht ein Leckerbissen für Feinschmecker, sie müsse allgemein mundgerecht, genießbar werden und im Volke die allgemeinste Verbreitung finden. Von den landläufigen Künstlerkonzessionen abgesehen, würde diese ernstgemeinte Mahnung insonderheit auf die Malerei angewendet ein beiderseitiges Entgegenkommen bedeuten: Der Maler sollte danach streben, mit dem Volke Fühlung zu bekommen, wie es bei den alten Meistern der Fall war, er sollte mit anderen Worten Land und Leute des eigenen Stammes, die Volksseele und ihren Mutterboden studieren, welche überall aufs innigste verwachsen sind, wo die Großstadtkultur nicht den Charakter umgemodelt und verwischt hat. Um aber dem Künstler auf diesem Wege die Hand reichen und folgen zu können, müßte zunächst das breite Publikum zur Kunst herangebildet, vorbereitet werden. Und das hat seine Schwierigkeit, obwohl das allgemeine Kunstinteresse stark im Wachsen begriffen ist. Der Deutsche ist aber von Natur wenig zum Genusse bildlicher Kunstwerke veranlagt. Er denkt und phantasiert zu viel neben dem Kunstobjekte her. Er will lieber den Geist als das Auge angeregt wissen. Daher die laienhafte Überschätzung der Novellen- und Anekdotenerzähler, der fälschlich so benannten Sittenmaler. Aber selbst die volkstümliche Kunst eines Ludwig Richter und Moritz von Schwind, der klassische Ausdruck deutschen Gemütslebens, wird nicht allgemein und ohne weiteres begriffen. Sie fordert die liebevollste Versenkung in den Gegenstand, eine gewisse kindliche Andacht und die Gabe, sich von Vorurteilen, von Erinnerungen an glanzvolle pomphafte Eindrücke frei zu machen.

Angenommen, wir hätten nun wirklich den Schlüssel gefunden, einem vollkommenen oder auf falscher Fährte begriffenen Laien das Wesentliche und Unwesentliche in der Kunst begreiflich zu machen, so würden doch alle guten Vorsätze, Anschauung, Empfindung, Geschmack und Urteil zu bilden, an einer Voraussetzung scheitern: Um die **Vorbilder** alter wie moderner Kunst würden wir in den meisten Fällen verlegen sein. Wie selten geschieht es, daß ein Kunstwerk von Bedeutung, von seinem Kurse abgetrieben, sich in die Provinz- und Industriestadt verirrt, und die stark verkleinerten schwarzen Reproduktionen können uns nicht viel nützen. Darin scheint gerade das verbreitete Kunstheidentum, der völlige Mangel an Kunstverständnis in sonst gebildeten Kreisen, den man, ohne sich bloßzustellen, öffentlich bekennen darf, zu beruhen: es mangelt vor allem an der Gelegenheit persönlicher Anschauung, und aus diesem rein äußeren Grunde dürfte man dem l'art pour l'art seine Berechtigung nicht absprechen, nicht etwa vom Standpunkte des Princips, sondern von dem der Erfahrung.

Aber selbst wo wir größere Ausstellungen haben, die uns mit dem Kunstschaffen der Gegenwart bekannt machen, wird uns der ideale Genuß häufig erschwert. Die Anschauung wird durch allerhand Äußerlichkeiten abgelenkt, um nicht zu sagen, systematisch verwirrt. Es liegt im Charakter unserer

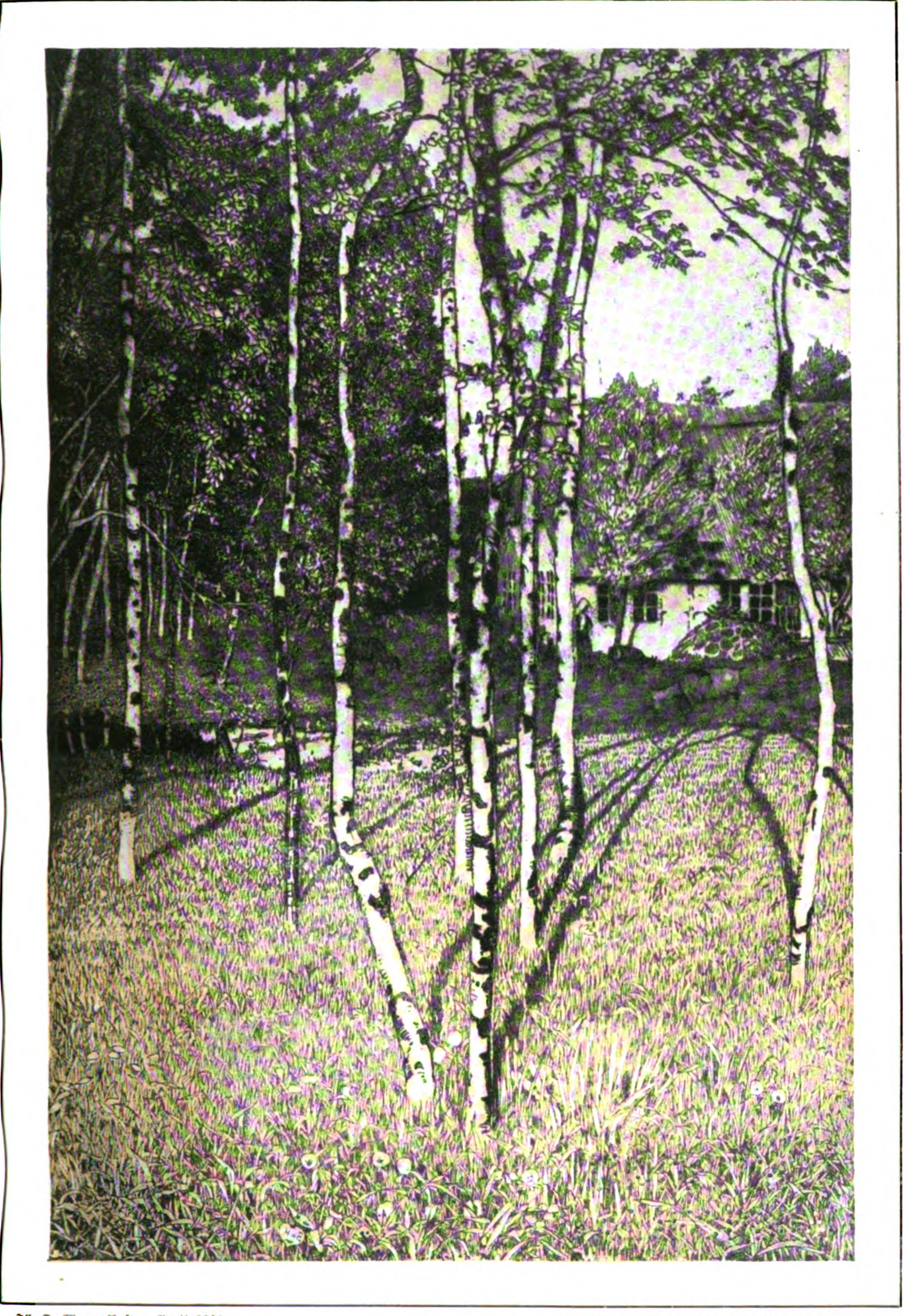
Zeit. Mit der zunehmenden Überproduktion steigen die Anforderungen, schärfen sich die Gegensätze, die den erbitterten Kampf der Meinungen herausfordern. Alle Überlieferungen werden beiseite geschleudert, alle Werte auf den Kopf gestellt. Ohne Aufhören treiben die Strömungen gegeneinander. Eine Welle überholt die andere, man fragt beständig: Wo ist ein fester Punkt zu finden, wer wird in Zukunft recht behalten? Nach den großen Errungenschaften der letzten Jahrzehnte bedeutet die herrschende Stil- und Ziellosigkeit keinen Fortschritt mehr. Und für Künstler und Publikum ist es gleich schwer, den Kopf oben zu behalten. Die gefährlichsten Klippen sind für beide die Mode und die Sensation. Wer moderne Ausstellungen besucht — vorausgesetzt aber, daß er sich nicht durch Äußerlichkeiten blenden läßt —, wird es bald inne, wie wenig von dem Pulsschlag einer naiven, kerngesunden Kunst zu spüren ist, von einer vollblütigen Kunst, die Rasse und Physiognomie besitzt und im Feiertagskleid einhergeht. Wie viele von den begabten „Jungen", die nichts mit den „lebendig begrabenen Alten" zu thun haben wollen, sind in ihrem Streben ebensowenig fortschrittlich, fallen der Sensation zum Opfer, lassen sich von der Mode verführen. Mit irgend einer Vergewaltigung in Form und Farbe glauben sie zu wirken, die Umgebung tot zu schlagen. Die Formensprache eines genialen Meisters wird nachgeäfft, ja selbst sein Ideenkreis gelangt als Modeartikel in Aufnahme.

Bei solcher Entäußerung der Individualität, bei solcher Sucht sich anzupassen, kann von Ehrlichkeit nicht die Rede sein. Stets hat es Nachahmer gegeben, aber vordem waren sie nicht so raffiniert wie heutzutage, wo gerade die äußere Geschicklichkeit, die glänzende oder bewußt-primitive Technik durch den Geschmack geläutert sind. Man soll gezwungen werden, Studien für Bilder zu halten, und das stehende Urteil lautet dann freilich: „Das Bild sagt uns nichts, das Bild ist gut gemalt, aber es läßt uns kalt." Gar zu häufig betrügt sich der oberflächliche Kunstfreund mit dem Verherrlichen neuer Originale, deren Muster — oft eine ganze Blütenlese von Mustern — ihm nicht gegenwärtig sind.

Es wäre ungerecht, unsere Zeit ärmer an Talenten zu nennen als eine frühere. Nur die Gefahr liegt nahe, die wahren Perlen zu übersehen. Die Sensations- und Schmarotzerkunst macht sich allenthalben breit und besticht auch den Kunstjünger, der noch unreif in seinem Wollen und Wissen und, jeder Suggestion zugänglich, von der Anregung älterer oder gleich unreifer Kollegen sein ganzes Heil erwartet, anstatt die Anregung an der Quelle zu schöpfen, im vertrauten Umgang mit der Natur.

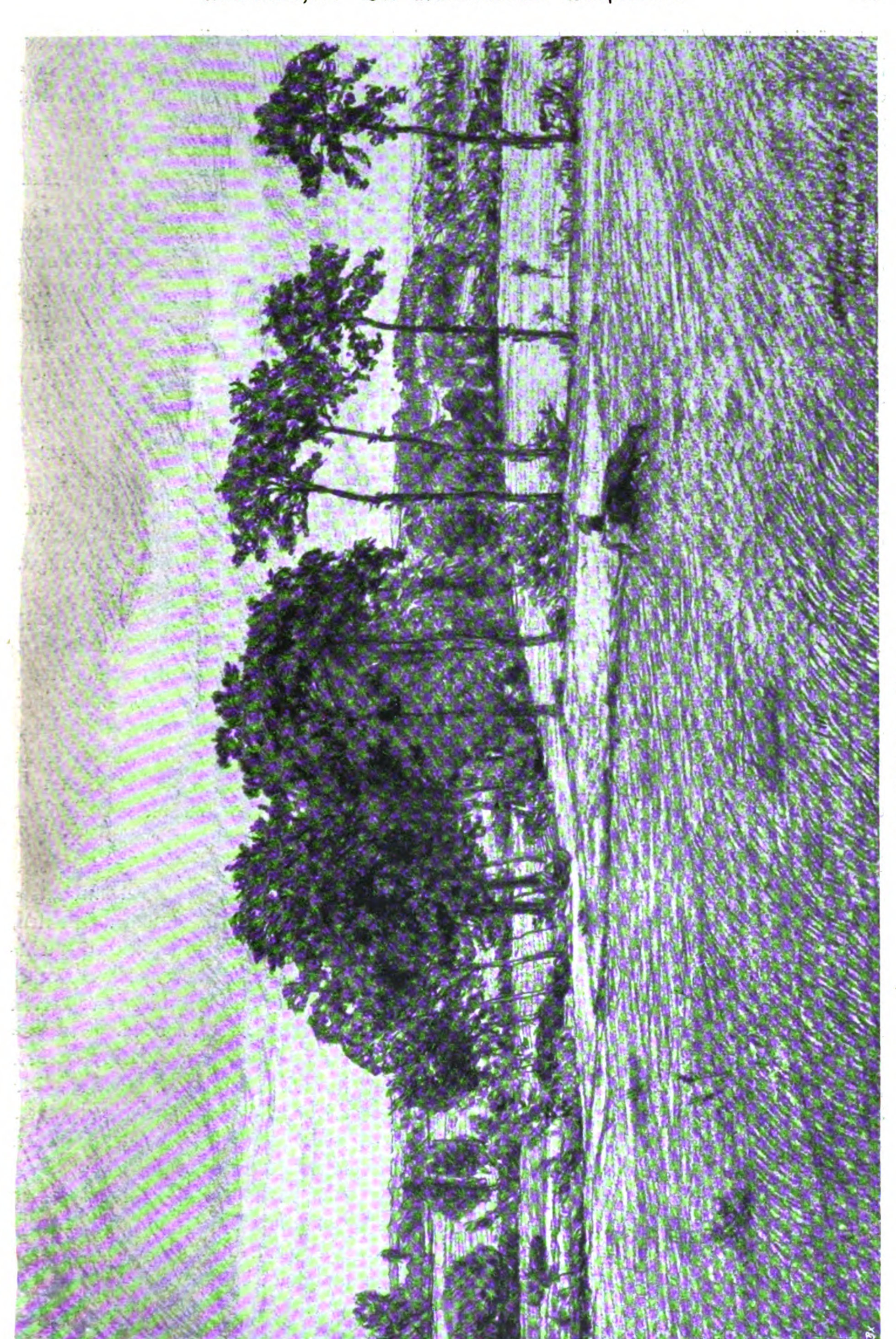
Beim Studiengang des Malers, der allerdings, problematischer als jede andere Laufbahn, sich nicht in Formen zwängen läßt, wird überhaupt meistens von vornherein zu wenig Rücksicht auf die Individualität genommen. Die Akademien sollten ihre Zöglinge nicht länger behalten, als bis sie das ABC der Technik begriffen haben. Vor lauter Respekt vor ihrem Lehrer wagen die jungen Talente nicht aus sich herauszugehen; ihre selbständige Entwickelung wird gerade dadurch unterbunden, daß sie angesichts ihrer Vorbilder sich beständig verfeinern und vervollkommnen und ihr ganzes Leben nicht dahin gelangen, den Berührungspunkt mit der Natur zu finden, wo die beseelte Gestaltungskraft einsetzt und der Künstler anfängt. Man begreift eigentlich nicht, warum die Künstler herdenweise in den großen Städten beisammen leben, warum sie dem Hang zu Bequemlichkeit und Luxus nachgeben und sich den ideellen künstlerischen Lebensgenuß versagen, warum sie sich nur ein paar Monate im Jahr während der Studienreise in der Natur bewegen, lediglich um Material für die Arbeit der übrigen Jahreszeit zu sammeln. Im Durchschnitt bleibt ihnen der Charakter des geschilderten Landes ziemlich fremd. Der Maler sieht nichts als Motive, malerische Erscheinungen und begrenzte Naturausschnitte. Die Empfindung des Betreffenden vermag nur die Oberfläche zu streifen, zumal wenn er mit vorgefaßter Meinung ans Werk geht, d. h. wenn ihm, wie es häufig der Fall, ein irgendwo gesehenes Bild in der Erinnerung vorschwebt.

Wer die Natur ganz in sich aufnehmen will, muß eben mit ihr zusammenleben, wie die großen Meister aller Zeiten es gethan



Jll. D. Monatshefte. April 1899. Zu Krummacher: Die Malerkolonie Worpswede.

Hans am Ende: Bauerngehöft.



Otto Modersohn: Eichengruppe.

haben; ich erinnere nur an Rembrandt, an Millet und die Modernen Thoma und Leibl. Die Einsamkeit vertieft die Empfindung und schärft den Blick, sie macht die Natur zum vertrauten Kameraden, dem man täglich näher tritt.

Natürlich wären Künstler, deren Begabung sich gerade auf das Milieu der Großstadt erstreckt, von der erwähnten Praxis auszunehmen. Im allgemeinen aber spricht die Erfahrung dafür, daß das Leben auf einer liebgewonnenen Scholle, unter beständigem Auslösen von Eindrücken und Empfindungen und womöglich abgeschlossen von jeder Zerstreuung am ersten eine lebenskräftige nationale Kunst zeitigt, die nicht den Stempel des nivellierenden Zeitgeschmacks, sondern den des stammerzeugenden Bodens trägt.

Eine solche Naturschwärmerei hat die Kunst der Norweger, Schotten und Holländer großgezogen. Die Meister von Barbizon sind ihre unsterblichen Vorbilder geworden. Überall prägt sich die Nationalität in wuchtigen, großen Zügen aus. Bisweilen ordnet sich die Persönlichkeit dem verwandten gemeinsamen Empfinden unter, das indessen stark genug bleibt, sich in ganzem Umfange auch dem Ausländer mitzuteilen. Eine Kunst, die unter Umständen einseitig ist, aber den Vorzug besitzt, durch ihre unmittelbare Wirkung besonders auf heimischem Boden gemeinverständlich und über kurz oder lang volkstümlich zu werden.

Allmählich beginnt auch in Deutschland eine derartige Bestrebung die Oberhand zu gewinnen. Das Abnehmen der Studienreisen ins Ausland, besonders nach Holland und Italien, ist ein untrügliches Zeichen für das Insichgehen, zum mindesten eine gute Vorbedeutung für den Aufschwung nationaler Kunstpflege, die wohl niemand mehr mit der absterbenden chauvinistischen Historienmalerei verwechseln wird.

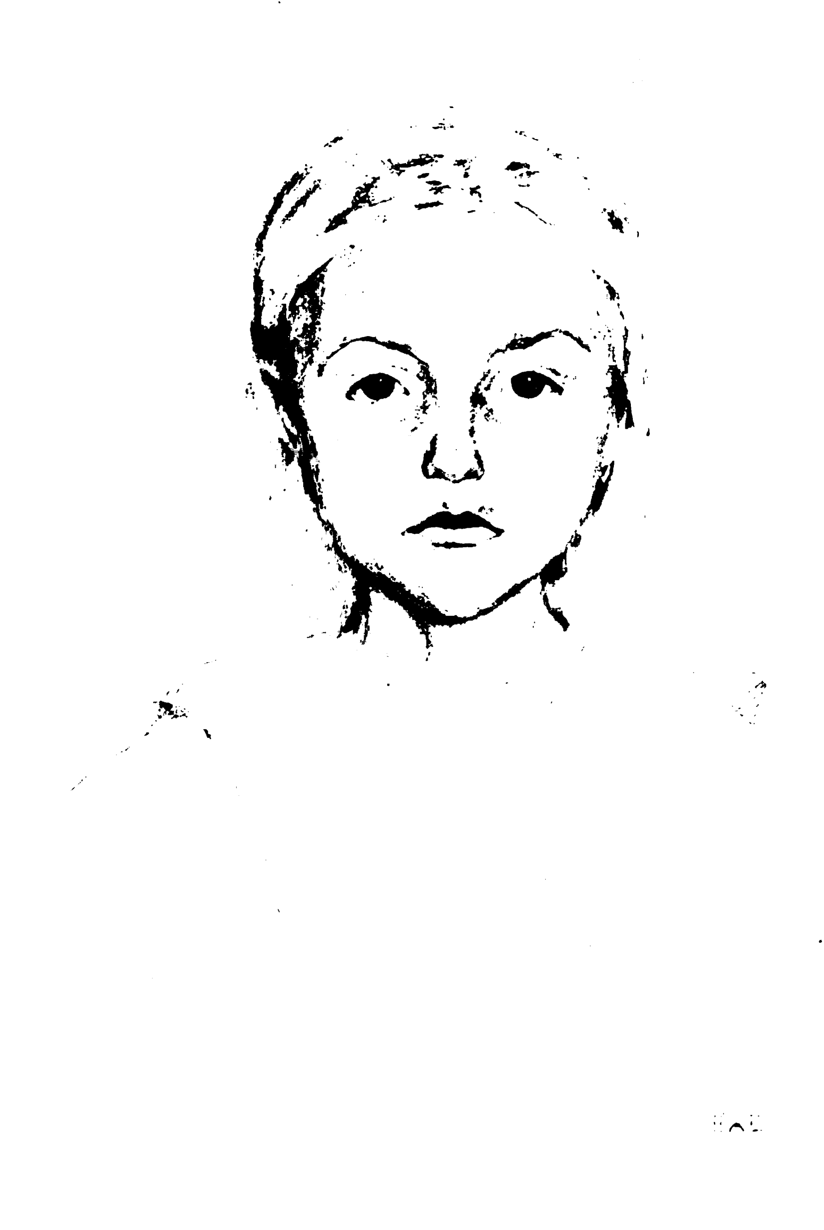
Eine Vereinigung, die mit aller Energie für vaterländische oder richtiger heimische Kunst eintritt, ist die junge Künstlerschaft von Worpswede, dem einsamen Moordorfe zwischen Bremen und Hamburg. Das klare Bewußtsein ihres begrenzten Strebens, ihrer gemeinsamen Ziele giebt ihnen eine Überlegenheit, die ihre fast beispiellosen Erfolge wohl zu erklären vermag.

Ihr erstes Auftreten als geschlossene Gruppe auf der Münchener Jahresausstellung 1895 fiel in eine Zeit, wo die raffinierte Technik, die seelenlose, bis zur Trivialität hohle Wiedergabe der Natur nach der einzigen Richtschnur des Geschmackes ihren Höhepunkt erreicht hatte. Ohne Zweifel machte sich schon eine Übersättigung bemerkbar, man schmachtete nach innigen, ungekünstelten Naturlauten; da erschienen, ganz aus dem Zusammenhang herausgerissen, die norddeutschen Naturpoeten mit ihrer schlichten uralten Wahrheit wie die Boten eines neuen Evangeliums.

Wer Gelegenheit hatte, ihre Werke oder richtiger ihr in sich abgerundetes Gesamtwerk aus eigener Anschauung kennen zu lernen, der wird sich der fascinierenden Wirkung erinnern, welche die gänzlich unbekannten Worpsweder mit einem Schlage zu einer bedeutsamen Erscheinung der modernen Kunstgeschichte stempelte. Zum zweitenmal in München, dann in Dresden und neuerdings in Wien, wohin sie kamen, erregten sie einen Sturm der Begeisterung. Nur die Berliner Aufnahmejury wurde von ernsthaftem Bedenken geplagt, ob sie den jungen Stürmern Einlaß gewähren sollte.

Es sind ernste und in jeder Beziehung reife Künstlernaturen, die wir vor uns sehen, und wir begreifen wohl, daß sie nach einem Jahrzehnt mühevollen Ringens, nach einer Zeit herber Entbehrungen und Enttäuschungen endlich den Mut fanden, ihr Streben in die Praxis des Lebens zu übersetzen und als geschlossener Kreis an die Öffentlichkeit zu treten mit dem vollen Bewußtsein: das sind wir, das können wir. Wiederholt von den Ausstellungen zurückgewiesen und „totgehängt“, als sie früher einzeln ausstellten, bewiesen die Worpsweder in diesem gemeinsamen Vorgehen, in ihrem berechneten Epochemachen eine Lebensklugheit, die leider vielen echten Künstlernaturen fremd ist. Ein gesunder Ehrgeiz, ohne welchen kein Streben denkbar ist, trieb sie zu der That an, die gewissermaßen ein befriedigtes Ausruhen innerhalb der langen Strecke unermüdlichen unbefriedigten Strebens bedeutete.

Das Schaffen und Leben ist bei jedem der sechs jungen Künstler aufs engste verkettet, eins erscheint als die notwendige Ergänzung und Folge des anderen. Der Grundzug beider ist der Ernst. Ernst ist fast überall die Klangfarbe, der Stimmungscharakter ihrer Werke. So verschieden die Maler in ihrem Naturell sind, so wenig sie eines gegenseitigen Zuspruchs bedürfen, der düstere sonore Mollaccord ist das gemein-



Hans am Ende: Kinderköpfchen.
(Nach einer Radierung in der Mappe „Aus Worpswede". Verlag von Fischer u. Franke in Berlin.)

same Erkennungszeichen ihrer Schöpfungen. Darin besteht aber das Auszeichnende ihres Könnens, daß der individuelle Typus nirgends verloren geht. Jeder giebt uns ein Erlebnis, jeder versteht mit der Natur zu dichten und den Stimmungsgehalt auf eine besondere Weise aus der Natur herauszulösen.

Ein feierlicher fast tragischer Ernst ist auch die Grundstimmung des Landes, welches den freudlosen Bewohnern für harte Arbeit

einen kargen Ertrag spendet. In einer weiten finsteren Moorebene, die von schnurgeraden Kanälen und Fahrdämmen durchschnitten wird, liegt das totenstille Dorf Worpswede. Der magere Boden taugt nicht zum Ackerbau, nur ganz vereinzelt leuchtet ein Buchweizenfeld aus der rötlichen Heide hervor. Der Torfstich bildet das Hauptertr−gnis der Einwohner. Auf weiten Strecken ist der Boden ausgehoben und der Torf in Pyramiden aufgeschichtet, um an der Sonne zu trocknen. Am Fuße einer Bodenerhebung, des Weyerberges, lagern sich die ärmlichen Hütten, deren wettergeschwärzte Strohdächer fast bis zur Erde reichen, während das Innere, oft eine einzige gemeinsame Herberge für Menschen und Vieh, kaum einer menschlichen Behausung gleich sieht. Überall zwischen Wurzelgeflecht und Baumstümpfen, zwischen phantastisch verschlungenen Birken und verkrüppeltem Eichenholz eröffnen sich Ausblicke, die einen Maler begeistern können. Und darüber spannt sich der Himmel, fast nie strahlend in gleichmäßiger Bläue, sondern mit einem Dunstschleier umzogen, mit Wolkenungetümen bevölkert, die sich vertreiben, bekämpfen und auflösen, stets wechselnd, von unbeschreiblicher Großartigkeit.

Wer die Flußniederungen und die Atmosphäre einer solchen Gegend kennt, weiß auch, daß die geheimnisvollen Dämmerstimmungen, die trüben Herbsttage mit dem „Duft" der zerfließenden Töne nirgends schöner zu beobachten sind. Was aber seiner Zeit den Ausschlag gab bei den Malern Mackensen, Modersohn und am Ende, die, damals noch Schüler der Akademie, ihren Ferienaufenthalt in Worpswede nahmen, was sie überwältigte und plötzlich zu dem Entschluß begeisterte, hier zu überwintern und sich dauernd einzunisten, das war die glühende Pracht des Herbstes, der seine Farbenwunder allenthalben offenbarte. Der braunrote Moorboden war über und über mit leuchtenden Pilzen besät, die Baumstämme, die im Goldglanz funkelten, bedeckten sich mit Flechten von ungeahntem Farbenschmelz und die ganze dürftige Einöde war in ein Märchenland umgewandelt.

Es erscheint nicht unwesentlich, daß die drei Kolonisten, die bei einem Bauer gastliche Aufnahme fanden und die Schulweisheit der Akademie bald vergaßen, zeitweise ohne bestimmte künstlerische Absicht und ohne direkte Ausbeute sich in der Natur herumtrieben, weil ihnen ungünstiges Wetter häufig verbot, im Freien zu studieren. Indem sie sich nur mit Vogelzüchten und Schlittschuhlaufen die Zeit vertrieben, rückten sie doch der Natur unbewußt näher und gingen ein zärtliches Freundschaftsverhältnis mit ihr ein, bei dem sie ihre Grillen und Launen zu verstehen und zu behandeln lernten. Der springende Punkt besteht darin, daß dem Künstler die Natur geläufig werden soll wie seine Muttersprache, damit er sein Empfinden so schnell und heiß in Formen gießen kann wie möglich. Und wie in künstlerischen Dingen der Zufall überall seine Hand im Spiele hat, so darf man auch mit Sicherheit annehmen, daß die Naturpoeten häufig mit unauslöschlichen Eindrücken beschenkt wurden, wenn sie nicht darauf ausgingen, nicht darauf warteten und also keine Gelegenheit fanden, sie zu verwerten. Diese ungemalten Bilder, die sich in der Erinnerung aufspeichern oder zum mindesten von ihrer Stimmung einen Glutschein zurücklassen, schützen das Gefühl vor Erschlaffung, begründen den inneren Schatz, der sich beständig erneut.

In solch innerem Zusammenhang steht auch Fritz Mackensen, der eigentliche Entdecker und Gründer der Malerkolonie, zu den Menschen, die er uns im Bilde vorführt, den stämmigen, von der Last der Arbeit ungebeugten Niedersachsen. Der Ernst der Moorbewohner ist seinem Wesen ähnlich, und so wirkt jede seiner Schilderungen unmittelbar und ergreifend trotz der scheinbaren Objektivität und Sachlichkeit. Mit unerbittlicher Schärfe geht er in seinen Typen auf Charakteristik los. Das ganze Leben, das zwischen Not und Arbeit in erdrückender Einförmigkeit dahinfließt, spiegelt sich in ihnen. Eine leise Schwermut und fromme Ergebung liegt in ihren Zügen; man fühlt es, der Künstler kennt die Leute nicht allein, er begegnet ihnen mit Achtung und Mitgefühl. Ihn interessieren vorzugsweise die weihevollen und tragischen Momente des Lebens, wie „Der Gottesdienst im Freien" oder „Die trauernde Familie an der Bahre ihres



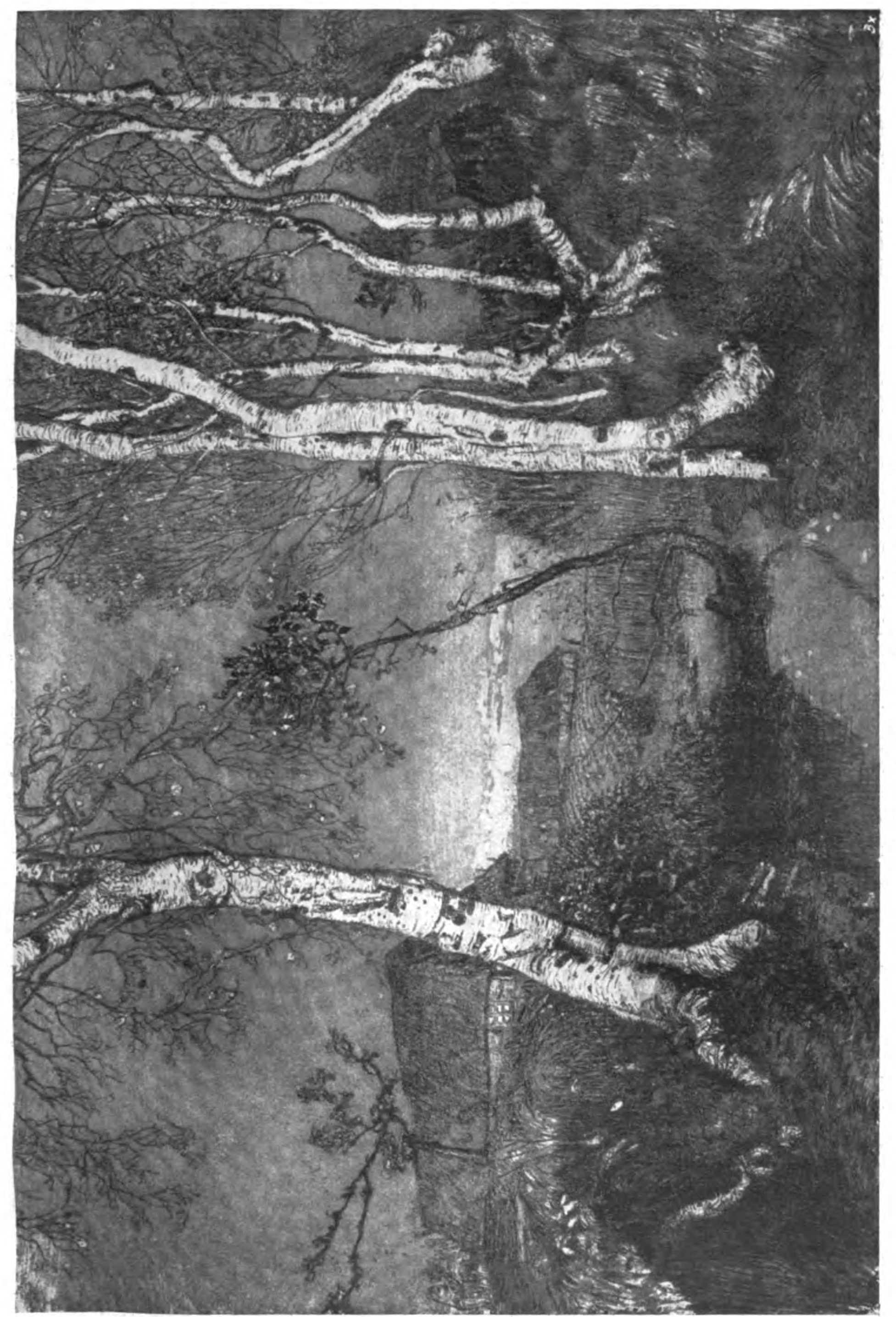
Ill. D. Monatshefte. April 1899. Zu Krummacher: Die Malerkolonie Worpswede.

Fritz Mackensen: Studie.



 Zu Krummacher: Die Malerkolonie Worpswede.

Heinrich Vogeler: Märchen.



Fritz Overbeck: Abend im Moor. (Erster Entwurf.)

toten Kindes". Seine Art, Seelenzustände und Affekte zu malen, hat etwas tief Ergreifendes; Mackensen widerlegt jene Modernen, die der heutzutage wenig mehr gepflegten und geachteten Genremalerei ihre Berechtigung völlig absprechen.

In seinen ersten Bildern gab sich, d. h. mehr in äußerer Beziehung, im Aufbau der

Komposition und der Anordnung der Gruppen, eine Verwandtschaft mit jener alten Schule zu erkennen, die in Düsseldorf ihre Triumphe feierte und jetzt in demselben Maße verachtet wird, wie sie seiner Zeit überschätzt wurde. Der treffliche Bockelmann machte den ersten starken Eindruck auf ihn, und Mackensen suchte schon als Zeichenschüler der Akademie jenem nachzustreben. Später verwischt sich übrigens die Ähnlichkeit mit den Düsseldorfern, seine Auffassung vertieft sich, sobald er der Akademie den Rücken kehrt, ein feines Taktgefühl, die wichtigsten Momente zusammenzufassen und Accente zu geben, unterscheidet ihn wesentlich von jenen. Er kennt nicht deren Gefühlsschwelgerei und geht andererseits den krassen Realisten aus dem Wege, die ihren Ruhm darin suchen, eine grausame Wahrheit mit kalter Überlegung aufzudecken. Seine Anschauung hat bei aller Herbheit nichts Verletzendes, im Gegenteil, Mackensens Bilder packen einen gerade durch das versöhnende Moment des allgemein Menschlichen. Mit welcher Liebe er sich in die gerade gestellte Aufgabe vertieft, mit welcher Gründlichkeit er überall zu Werke geht, ersehen wir aus der nachgebildeten Kohle- und Rötelzeichnung eines Bauern im Feiertagsstaat. Da ist alles „verstanden", Zoll für Zoll der Natur nachgebildet; es ist nichts auf eine gefällige Illustrationswirkung abgerundet, sondern lediglich studiert und beobachtet mit altmeisterlicher Treue. In neuerer Zeit wendet sich der Künstler mit steigendem Erfolge dem rein landschaftlichen Gebiete zu. Man sieht, wie ihm die scharfe Beobachtung zu gute kommt: seine Farben klären sich, seine Technik, die früher noch etwas gequält erschien, wird leichter und flüssiger und sein Stil wächst sich aus.

Der erste, der sich ausschließlich die Landschaft Worpswedes zum Vorwurf nahm, war Otto Modersohn, eine feine, in sich gekehrte Natur, der geborene Lyriker, mehr als Mackensen über den Gegenstand selber, über die „Erdenschwere" des Stofflichen erhaben. Ein ausgesprochener Kolorist von vornehmer Zurückhaltung, versenkt er sich ganz in die Stimmung. Es ist nicht das, was die Maler im engeren Sinne unter Stimmung verstehen, eine bestimmte, durch den Einfluß des Wetters erzeugte Beleuchtung, nicht eine bestimmte Lichtbrechung, die mit Genauigkeit auf den Stand der Sonne, auf Tageszeit und Tagesstunde schließen läßt — ich denke hier an die Impressionisten strengster Observanz —, sondern die rein subjektive Empfindung im Anblick einer vorüberhuschenden Naturschönheit, das Gefühl des Erhabenen, Unendlichen, ein still beglückendes Adagio nach der Art des großen Daubigny. Alle Kämpfe haben ausgetobt, aller Lärm ist verklungen, die Natur schlummert in einem wunschlosen, beseligenden Dämmerfrieden ...

Um das suggerierende Moment herauszuarbeiten, leistet der Künstler unter Umständen Verzicht auf die sinnlichen Reize der Zeichnung, auf jede Detaillierung überhaupt und auf die rein dekorative Wirkung der Farbe. Das wertvolle beigegebene Blatt „Im Walde" ist sehr bezeichnend: nur die Töne sollen sprechen in ihren Wertunterschieden. Dem geheimnisvollen Leuchten der Stämme ordnet sich alles unter. Es ist Absicht, wenn die Gräser und Pilze nur angedeutet, wenn die Kinder, die sich auf der Wanderung aneinanderschmiegen, kaum als solche zu erkennen sind. In der anderen Zeichnung, der „Eichengruppe" am Feldrain, ist das Stoffliche mehr betont. Wir bewundern hier das Raumgefühl. Die Flächenverschiebungen und die Ferne sind mit geringen Mitteln meisterhaft ausgedrückt.

In welchem Grade übrigens Modersohn mit der Natur verwachsen ist, beweist, daß er eines Tages, nachdem er sich eingeredet, das Landleben lege ihm zu viel Entbehrungen auf, und eine Künstler-Großstadt, nämlich Dresden, als zukünftigen Wohnort ausersehen hatte, thatsächlich von Heimweh nach seinem lieben Moordorfe befallen wurde, dem er dann nicht länger Widerstand leistete.

Hans am Ende, ein Rheinländer von Geburt, ist der einzige unter den mitstrebenden Kollegen, für den die norddeutsche Ebene nicht die ursprüngliche, sondern die später erwählte Heimat bedeutet. Er erscheint uns bisweilen robuster, weil er stärker aufträgt, mit stärkeren Gegensätzen arbeitet. Die Farbe ist ihm mehr Selbstzweck, ohne daß der Reiz der Form dabei vernachlässigt würde. Manchmal geht er gar zu



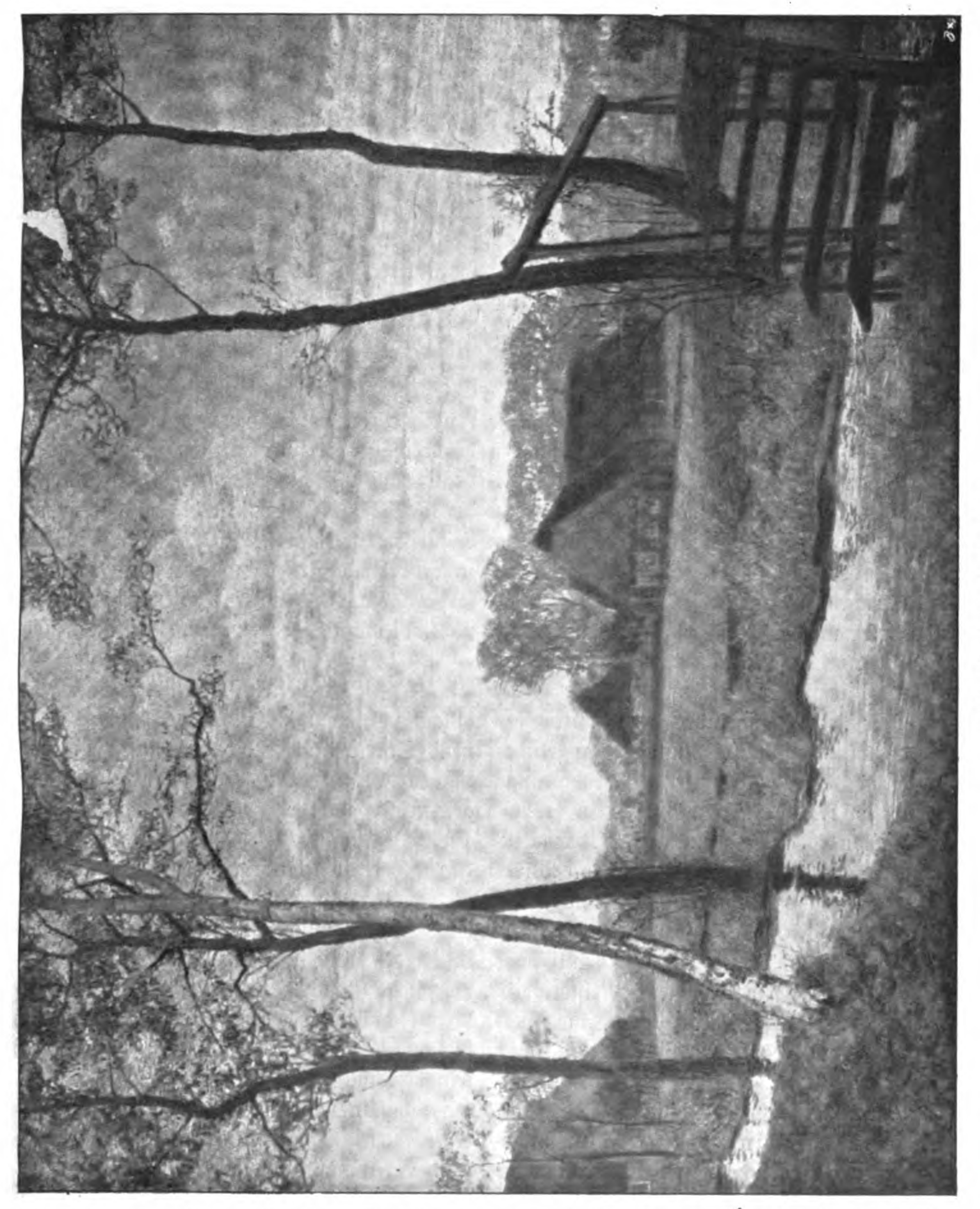
Otto Moder[...]



Zu Krummacher: Die Malerkolonie Worpswede.

ohn: Im Walde.

ungestüm in seinen Mitteln vor, und das Kolorit wirkt bei aller Wucht der Komposition etwas unruhig. Er versteht jede Tonart zu spielen, er beherrscht jedes Gebiet, jede Technik, und bei seiner Vielseitigkeit gelingen ihm ebenso die lichten heiteren wie die ernsten Stimmungen. Von seinem umfassenden Können geben die reproduzierten Radierungen eine schöne Probe. Das eine Blatt ist der Sammelmappe mit Radierungen „Aus Worpswede" (Verlag von Fischer u. Franke in Berlin) entnommen, an welcher sich auch die anderen Maler außer Modersohn und Vinnen in hervorragender Weise beteiligt haben. Wie viel Charakter liegt in dem Köpfchen des treuherzigen Mädchens, dem offenen Blick der dunklen Augen, die eigentümlich gegen das helle Haar abstechen, wie zart, ja wie zärtlich sind die weichen, keineswegs klassischen Gesichtsformen nachgebildet. Kräftiger und nicht minder malerisch wirkt die sonnige Landschaft mit den



Fritz Overbeck: Vorfrühling.

langen Schatten der Birken, dem Wasserspiegel und dem ärmlichen Bauernhaus.

Von den übrigen Malern, die sich den ersten drei später zugesellten und den Verein Worpswede — unter diesem Namen beschicken sie die Ausstellungen — begründen halfen, hat sich **Fritz Overbeck** mit bewundernswerter Hingebung in den landschaftlichen Lokalcharakter vertieft. Er schildert den Landstrich in seiner ganzen Sprödigkeit, in der majestätischen Schönheit wilder Naturspiele. Vor allem versteht er sich auf das atmosphärische Leben. Overbeck weiß den Gang der Wolken in ein System zu bringen und malt sie mit einem dramatischen Schwung in einer ganz individuellen Art, die man noch nie im Bilde gesehen zu haben glaubt: wie die Herbststürme über das weite Land ziehen und die Sonne auf Augenblicke hervorbricht, um die grüne Ebene und einsame Bauernhöfe mit magischem Lichte zu erhellen, wie die Wolkenballen sich schichtweise auftürmen und durcheinander getrieben werden oder in Fetzen zerrissen an dem klaren grünlichen Himmel vorüberstürmen.

Um Luft und Erde ihrem Charakter nach scharf zu trennen, beschränkt sich der Künstler häufig auf eine sehr eigenartige und groteske Silhouette, ohne indes der Natur Gewalt anzuthun und alles Runde, Körperliche aufzulösen. Die noch unfertige Radierung „Abend im Moor“ läßt das Princip erkennen, obschon es augenscheinlich hier der weiteren Ausarbeitung vorbehalten ist, die Wirkung zu vereinfachen und die störenden Fleckchen zu beseitigen. Das Gemälde „Vorfrühling“, das allgemeine Anerkennung auf den Ausstellungen gefunden, ist ein Meisterwerk in jeder Beziehung. Man glaubt, die laue Regenluft, die alles keimen und treiben läßt, einzuatmen.

Overbeck malt übrigens, wie die Mehrzahl des Kreises, nicht direkt vor der Natur unter beständigem Vergleichen und Kontrollieren, wie es bei einer Studie unerläßlich ist, überhaupt nicht nach einem bestimmten Programm, sondern läßt sich durch die Stimmung, wie sie gerade kommt, fortreißen. Sobald er sich über die Zeichnung klar geworden, überläßt er sich ganz der Empfindung, malt ganz aus sich heraus und kommt auf Erinnerungen zurück, die plötzlich wieder aufleuchten, und nicht selten durch etwas ganz abseits Liegendes wie einen musikalischen Klang geweckt werden. Daher das einheitliche Kolorit, das, auf wenige Töne beschränkt, eine große Leuchtkraft entfaltet. Daher die Leidenschaft in seinem Vortrag.

Karl Vinnen steht insofern außerhalb der Gruppe, als er sich nur vorübergehend in Worpswede aufhält. Seine Heimat ist aber in nächster Nähe, und dort auf dem elterlichen Landgute entstehen auch seine Werke, so daß sich die Zugehörigkeit zur friesischen Erde noch enger mit der Persönlichkeit verknüpft. In technischer Beziehung ist Vinnen wohl der reifste. Er gehört zu den Künstlern, die niemals rasten, sich niemals an einem Erfolge Genüge thun. Er steckt sich fortwährend neue Ziele und experimentiert und grübelt unablässig neben der rein künstlerischen Arbeit über technische Probleme, wie die Leuchtkraft und Klarheit der Farbe zu steigern sei. So hat er sich beispielsweise, um einen Maßstab für das zu erstrebende Feuer in der Farbe zu haben, farbige Glasscheiben im Atelierfenster aufgestellt, die natürlich, vom Lichte durchschienen, — es braucht ja nicht einmal Sonne zu sein — auch die kleinste Trübung der Palettentöne schmutzig erscheinen lassen. Vinnens Stärke liegt jedoch keineswegs in technischen Kunstfertigkeiten, vielmehr in der gewaltigen monumentalen Auffassung, bei der alles Kleinliche abgestreift und Form und Farbe vereinfacht erscheint, nicht nach einem Rezept der modernen Plakatkunst, sondern nach dem Maßstab des eigenen Empfindens in streng naturalistischer Anschauung. Vinnen liebt schlichte Motive, nahegerückte Naturausschnitte, ein paar Baumstämme, die sich in kaum bewegter Flut spiegeln — man muß sein berühmtes Bild „Ruhe“ gesehen haben, um sich von seiner unbändigen Gestaltungskraft einen Begriff zu machen —, ein Stückchen Acker oder eine Kuh auf der Weide. Leider ist der Künstler seit einigen Jahren durch ein hartnäckiges Augenleiden — die Ursache war ein unglücklicher Sturz vom Pferde — verhindert, irgend etwas fertig zu malen. Das ist auch der Grund, weshalb wir nur ein älteres Bild aus dem Jahre 1893 bringen konnten. Trotz mangelnder Farbe erkennen wir in der Wieder-

gabe eine Meisterschaft großzügiger Charakteristik.

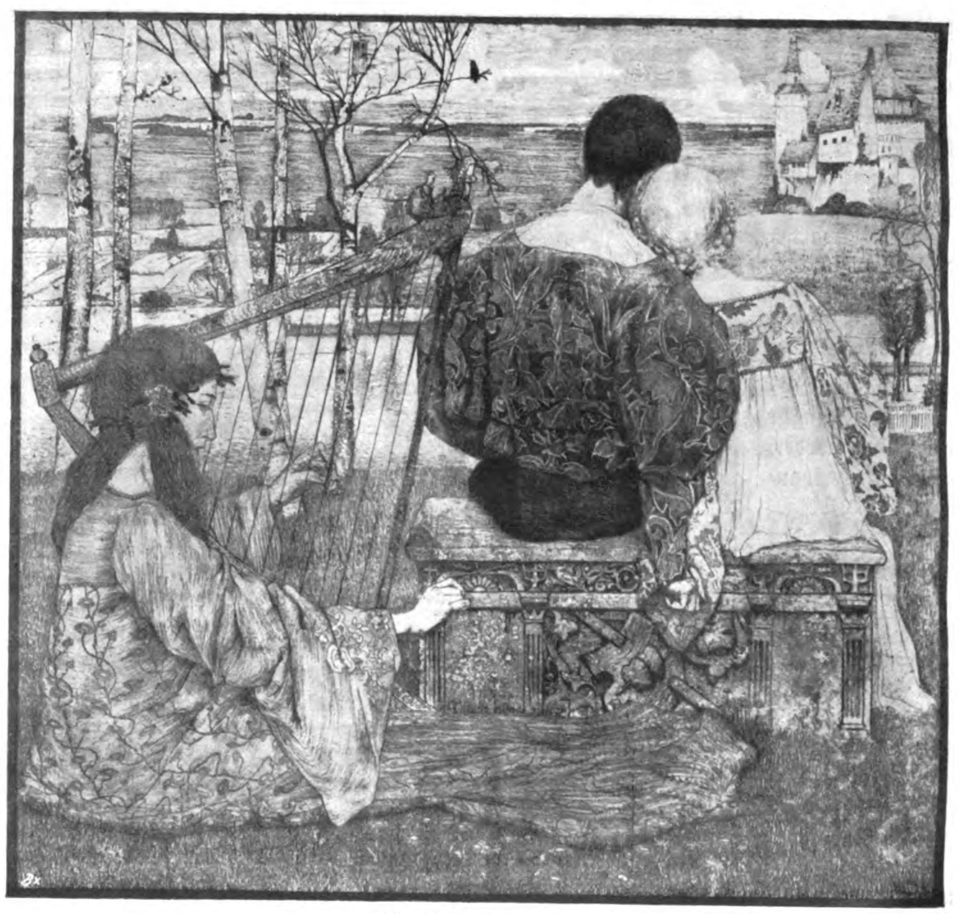
Hoffen wir, daß der Maler, von dem wir nach seiner Entwickelung noch Großes erwarten dürfen, bald genesen wird, um seine volle Kraft wieder einzusetzen.

Heinrich Vogeler, der Jüngste der Worpsweder, giebt seiner Phantasie das Übergewicht, ohne das Gebiet intimer Naturbeobachtung zu überschreiten. Er läßt Sage und Märchen wieder aufleben, erzählt von Rittern, Königen und schlanken, verliebten Königstöchtern in sehr phantastisch-gemusterten Gewändern. Wir erkennen die ganze Romantik des Mittelalters wieder, obwohl er sich der freien künstlerischen Gestaltung halber selten an bestimmte überlieferte Stoffe hält. Vogeler malt, radiert, zeichnet und arbeitet als moderner Stilist auch an kunstgewerblichen Entwürfen. Es ist vielleicht nicht sein Glück, daß er so vielseitig und produktiv ist, weil er dabei seine Interessen spaltet. Ein hochentwickelter Farbensinn und ein feines Tongefühl offenbaren sich sowohl in den Malereien wie den Zeichnungen. Was wir im einzelnen manchmal vermissen, ist eine gewisse Strenge in der Formengebung. Zarte Motive fordern eine zarte Technik, aber bisweilen, scheint uns, dürfte Vogeler doch ein wenig rücksichtsloser mit dem Stifte vorgehen und auch in der Charakteristik etwas derber zugreifen, ohne den Märchenschleier zu lüften. Dafür entschädigt wieder seine nie versagende Erfindungsgabe, der poetische Gehalt in seinen Werken. Außer den wiedergegebenen Radierungen sei auf die jüngst bei Fischer u. Franke erschienenen Bilder zu Gerhart Hauptmanns „Versunkener Glocke" als beachtenswerte Belege seiner Eigenart hingewiesen. Seine Kunst dringt nicht tief, aber es liegt ein merkwürdiger Zauber in den einschmeichelnden Klängen, in der köstlichen Verquickung von Altertümlichem und Modernem. Und wo die Romantik zu aufgeputzt und die schmachtenden Figuren ein wenig süßlich erscheinen, da kommt häufig der Schalk mit der nötigen Würze zu Hilfe. Welch anmutige launige Einfälle überall und im Grunde doch keine gemalten Ideen, sondern — Stimmungen!



Heinrich Vogeler: Studienkopf.

Stimmung und immer wieder Stimmung zu machen — die Präcision des abgehetzten Begriffes liegt eben nur im Kunstwerk selber — das ist die große Kunst der Worpsweder. Darin zeigt sich der starke nationale



Heinrich Vogeler: Elegie.

Zug, der durch ihre Werke geht, daß wir mit ihnen, wie mit etwas längst Gefühltem, Geahntem, gleich vertraut werden. Ihre Art, schlicht, eindringlich und ohne jede Phrase zu reden, bringt sie dem deutschen Gemüte nahe. Vielleicht darf man hoffen, daß solche und ähnliche Kunstäußerung einmal das l'art pour l'art widerlegen, in den weitesten Kreisen verstanden und in der Heimat heimisch werden wird.



Klaus Groth.

Von

Eugen Wolff.

(Nachdruck ist untersagt.)

Am 24. April vollendet Klaus Groth sein achtzigstes Lebensjahr. Nicht nur als Senior unter den hervorragenden deutschen Dichtern der Gegenwart dürfen wir ihn feiern: wenige leben, die sich ihm zur Seite stellen oder gar unbestritten einen Vorrang in Anspruch nehmen dürften. Die Zeit ist dahin, da man Klaus Groths Bedeutung auf das engere Gebiet des Niederdeutschen einzuschränken suchte; gerade auch die oberdeutsche Dialektdichtung hat seit Mitte des Jahrhunderts von ihm frische Antriebe empfangen, und außerhalb aller mundartlichen Interessen schätzt die Litteraturgeschichte ihn als Meister des sangbaren Liedes, der Ballade und des Idylls.

Mit der Zeit hat man sogar eingesehen, wie schief und irreführend Klaus Groths Gegenüberstellung mit dem anderen Meister der plattdeutschen Dichtkunst, mit Fritz Reuter, gewesen, da sie doch auf ganz verschiedenen poetischen Gebieten, in völlig verschiedenem Stil und — trotz der Verwandtschaft — nicht einmal im selben Dialekt dichterisch thätig waren. Als Schöpfer überwältigend komischer Charaktere darf Reuter auf fortdauernde Volkstümlichkeit Anspruch erheben; hoch steht er als humoristischer Erzähler, weniger in seinen drastischen Kleinigkeiten, als da, wo sich in Weise des echten Humors die Heiterkeit aus den Tiefen des Gemütes losringt und mit heiligem Ernst zu künstlerischer Einheit verbindet. Auch die Thatsache bedarf rückhaltloser Anerkennung, daß Reuters Dichtung der plattdeutschen Muse eine Popularität ohnegleichen erworben hat. Aber mit freudiger Anerkennung darf heute das deutsche Volk sich erinnern und im Gedächtnis bewahren, was die eigenartige Bedeutung und den unvergleichlichen Ruhmestitel von Klaus Groth begründet.

Wohl waren in plattdeutschen Dialekten einzelne dichterische Versuche unternommen worden; aber es kam weder der Geist der niederdeutschen Stämme zum Ausdruck, noch war auch nur die Verssprache, ganz von ihrer poetischen Minderwertigkeit zu geschweigen, mehr als eine Nachahmung hochdeutscher Formen und Wendungen. Die neuere niederdeutsche Litteratur, die Fortsetzung von dichterischen Thaten, wie mehr als dreihundertfünfzig Jahre früher Reinke de Vos, beginnt erst 1852 mit dem Erscheinen von Klaus Groths „Quickborn“. Fritz Reuter hat selbst gestanden, wie folgenreich auch für ihn diese epochemachende Erscheinung wurde, wie er ursprünglich hochdeutsch entworfene Romane in Dialekt umschrieb und schon nach einem Jahre mit einer Sammlung kleiner plattdeutscher Dichtungen, den „Läuschen un Rimels“, hervortrat.

Wohl zwanzig Jahre und darüber waren 1852 verstrichen, seit der ditmarsische Knabe zuerst in seiner heimischen Mundart dichterischen Ausdruck suchte. In seiner Vaterstadt Heide, der „Hauptstadt“ von Norderditmarschen, hörte Klaus Groth rings um sich hochdeutsche Volkslieder und selbst Lieder in oberdeutschen Mundarten singen, aber die Umgangssprache aller Stände war niederdeutsch. Auch des Dichters Vater, von Profession Müller, war stolz auf seine Mundart und hielt die Kinder zu einer sauberen Aussprache an. Etwa zwölf Jahre

mochte Klaus zählen, als er ein hochdeutsches — Schornsteinfegerlied ins Plattdeutsche übersetzte und des Nachtwächters Sohn, den er als natürlichen Untergebenen öfters verwandte, durch einen Schilling bewog, es den gemeinsamen Spielgenossen vorzusingen. In den Kinderjahren entstand auch ein hochdeutsches Weihnachtsgedicht. Sein Vater mag nicht viel davon hören, nimmt jedoch Gelegenheit, es einem Kandidaten der Theologie aus der Nachbarschaft zu zeigen. Der dabeistehende junge Dichter flüchtet auf die Diele und gräbt vor Scham und Wut seine Nägel tief in die dort aufgestapelten Mehlsäcke. Als er wieder sichtbar wird, empfängt ihn der Vater mit dem Trost, der Herr Kandidat habe das Gedicht ja „ganz nett" gefunden!

Von einem irgendwie klaren Plan für seine dichterische Lebensarbeit kann damals natürlich noch nicht die Rede sein. Um 1842 dämmert indes die Ahnung von seinem Berufe in ihm auf. Um diese Zeit stellt er einem Freunde bereits vor, welcher Schatz in der plattdeutschen Sprache verloren zu gehen drohe; und schon steht ihm fest, daß theoretische Mahnungen da gar nichts helfen, sondern nur schöpferische Thätigkeit, Lieder, die auf den Lippen des Volkes fortleben, Schriften, die jedermann genießen kann. Markus Petersen, Pfarrer in Tellingstedt, dem nahen Geburtsort seiner Mutter, vermittelt ihm die entscheidende Bekanntschaft mit Hebel. Die „Wiese" las der Jüngling mit einem Rausch von Entzücken: diese Verklärung der greifbaren Wirklichkeit war die Erfüllung seines Traumbildes; er wußte nun, daß auch er nichts Unmögliches erstrebte. Fürder wankte sein Glauben nicht, selbst als sein geistlicher Freund bei gelegentlicher Entdeckung seines Geheimnisses erschrak: „Sie können viel, vielleicht alles, was Sie wollen; nur das können Sie nicht; dazu sind Sie zu gelehrt, zu voll von Sprachkunst, nicht einfältig genug!" Groth hatte sich nämlich inzwischen, nach vierjähriger Thätigkeit als Schreiber beim Kirchspielvogt, für den Lehrerberuf vorbereitet und eine Anstellung an der Mädchenschule seiner Vaterstadt gefunden; daneben hatte er dauernd die umfassendsten Privatstudien betrieben, die sich neben den neueren und alten Litteraturen namentlich in die Naturwissenschaften leidenschaftlich versenkten. Diese geistige Überanstrengung brach seine Kraft.

Das aber war es nicht allein. In seinen „Lebenserinnerungen" klingt einmal leise die Klage durch, daß die geistigen Honoratioren der Bonner Universität, die den Dichter wenige Jahre nach Erscheinen des „Quickborn" durch freundschaftlichen Umgang ehrten, die Dahlmann, Böcking, Otto Jahn und andere, ihn zum stillen Vertrauten ihres Kummers machten — „und niemand frug nach der Herzenswunde, die mich zum Dichter gemacht hatte ..." Klaus Groth könnte diese Klage verallgemeinern: noch hat niemand versucht, aus Groths Dichtungen sein Leben herauszulesen. Zwar soweit im „Quickborn" von Liebe und Frauengestalten die Rede ist, hat keine Herzensneigung des Dichters den unmittelbaren Anlaß gegeben und ist keine bestimmte Geliebte als subjektives Modell anzusehen. Die Summe seiner Lebenserfahrungen liegt hier künstlerisch objektiviert vor; überhaupt ist der „Quickborn" wie alle volksliedartige Dichtung stark episch und allgemeingültig gefärbt. Bedenken wir gar, daß Klaus Groth diese Sammlung plattdeutscher Dichtungen während seines freiwilligen Exils auf Fehmarn jahrelangem Siechtum abgerungen hat, so fehlen auch die äußeren Bedingungen für eine die Dichtung beflügelnde Liebe. Wohl aber ist zu beachten, daß die fünfviertel Jahr nach dem „Quickborn" erschienenen „Hundert Blätter" hochdeutscher Lyrik vor dem „Quickborn" und im wesentlichen vor der Übersiedelung nach Fehmarn gedichtet oder jedenfalls künstlerisch aufgekeimt sind. Sie aber, aus denen Johannes Brahms so herrliche Kompositionen geschaffen, geben von einer ernsten, hoffnungslosen Liebesneigung des Dichters Kunde. Zieht man von seinen späteren Erzählungen diejenige, in die am meisten Herzenserlebnisse ihres Schöpfers verwoben sind, „Um de Heid", mit heran, so gewinnt auch das Bild der Geliebten bestimmtere Farben. Nicht um jener verwerflichen Kuriosität zu dienen, die oft pietätlos die Litteraturgeschichte zum Spürhund erniedrigt, sondern um zu den verschütteten Quellen der Grothschen Dichterschaft hinzulenken, soweit es für künstlerischen Genuß oder wissenschaftliche Erkenntnis förderlich, sei betont, daß gerade Groths hoch-

deutsche Gedichte mit seinem Herzblut geschrieben sind.

Dein blaues Auge hält so still,
Ich blicke bis zum Grund.
Du fragst mich, was ich sehen will?
Ich sehe mich gesund.

Es brannte mich ein glühend Paar,
Noch schmerzt das Nachgefühl:
Das deine ist wie See so klar
Und wie ein See so kühl.

Dies Mädchen mit den dunkelglühenden Augen, die eigentliche Heldin der „Hundert Blätter", tritt mit der ganzen Scenerie dieser Liebe in voller Klarheit hervor.

Es steht vor ihrem Hause
Ein großer Lindenbaum,
Den seh ich alle Tage,
Und jede Nacht im Traum.

Der wirft den Mittagsschatten
Ins Fenster ihr hinein,
Da sitzt sie abends drunter
Bei schönem Mondenschein.

Ich wandre jeden Abend
Dem Baume still vorbei,
Er ist mir stets der Alte,
Doch immer wieder neu.

Man vergleiche schon die unmittelbar folgenden Gedichte: „O schweb hernieder vom Balkon", „Nicht das kleinste Angedenken wurde mir von deiner Hand", vor allem die „Frage":

Ob ich das Glück bei dir gefunden hätte?
Ich weiß es kaum.
Du wuchsest mir an meines Herzens Stätte
Als Lebensbaum ...

Soranktest du im weichen stillen Herzen
Dich bleibend fest.
Wer fragt noch, ob der Baum sich ohne Schmerzen
Nun knicken läßt?

Er ist geknickt — das Herz zerbrach in Stücke,
Das ihn genährt ...

Diese Mathilde seiner „Hundert Blätter", die mit der Reinhilde der Erzählung „Um de Heid" identisch ist, hat bis vor wenigen Monaten gelebt. Als Groth im März 1852, nach fast fünfjährigem Aufenthalt auf Fehmarn, das begeisterte Lob erfuhr, welches Gervinus dem Manuskript des „Quickborn" spendete, scheint er jener Lebensbeziehung mit Wehmut gedacht zu haben. Die „Lebenserinnerungen" merken an: „Hätte ich Gervinus' Brief auch nur fünf Jahre früher in Händen, das ist eine Zukunft vor Augen gehabt, wer weiß, was geschehen wäre. Wozu jetzt die Anerkennung, vielleicht der Kranz, der den Dichter schmückt?"

Ein solcher Blick in des Dichters Herz zeigt uns, wenn schon nicht unmittelbar, auf welchem Boden der „Quickborn" gewachsen ist, zum mindesten, was an Glück und Weh durch diese Brust gezogen, ehe sie zur vollen Gestaltung eines Lebenskreises reif wurde. Sein vereinsamtes, verstoßenes Herz legt der Dichter an seines Volksstammes Herz, des Volkes Freud und Leid wird fortan ausschließlich das seine.

Noch weisen einige jener hochdeutschen Schöpfungen den Weg, der zum allgemeingültigen, volkstümlichen Charakter des „Quickborn" überleitet. Hierzu rechnen ließe sich schon das seelenvolle Lied:

O wüßt ich doch den Weg zurück,
Den lieben Weg zum Kinderland!
O warum sucht ich nach dem Glück
Und ließ der Mutter Hand?

O wie mich sehnet auszuruhn,
Von keinem Streben aufgeweckt,
Die müden Augen zuzuthun,
Von Liebe sanft bedeckt!

Und nichts zu forschen, nichts zu spähn,
Und nur zu träumen leicht und lind,
Der Zeiten Wandel nicht zu sehn,
Zum zweitenmal ein Kind ...

Völlig aus dem rein lyrischen in den dramatisch-epischen Charakter geht z. B. „Heidenröslein" über:

Wir wohnen auf der Heide,
Das Haus steht ganz allein,
Vater und Mutter beide
Ruhn im schwarzen Schrein.

Die plattdeutsche Dichtung, wenn wir von den Jugendversuchen absehen, also die eigentliche Arbeit am „Quickborn", beginnt Mitte 1849. Der Schöpfung der ersten „Quickborn"-Nummern war freilich ein langes formelles Ringen vorausgegangen. Die plattdeutsche Sprache ist gedrungener: auf die Fülle unbetonter Silben, über die das Neuhochdeutsche verfügt, hat sie zum größten Teil verzichtet. Dadurch wird die Zahl der weiblichen Reime außerordentlich beschränkt, nicht minder der vorherrschend jambische Tonfall häufig durchbrochen. In der strengen Schule Platens, wesentlich gefördert auch durch die spielende Leichtigkeit, mit welcher Byron die ja dem Niederdeutschen aufs engste verwandte englische Sprache handhabte, bildete sich Klaus Groth zum Meister einer eigenen Verskunst, welche gleichmäßig die Bewunderung eines Gelehrten wie Karl

Müllenhoff und eines Dichters wie Emanuel Geibel erweckte. Dieser äußerte in den siebziger Jahren zu Groth: „Den epischen Vers, den du baust, kann selbst mein Freund Paul Heyse nicht.“

Bedeutsamer noch ist der Umschwung, den der „Quickborn“ dem Geist der Dialektdichtung verlieh. Man kann noch heute Reste des alten Vorurteils finden, als ob die Mundart, besonders die plattdeutsche, nur gerade für Schnurren und Schnacken gut sei, für derben, nicht eben feinen Witz, für drastische Komik, für Darstellungen aus niederem Lebens- und Gefühlsbereich. Diesen Kuhstallgeruch hat Klaus Groth der plattdeutschen Sprache benommen, indem er durch die That bewies, daß sie zum Ausdruck auch der zartesten und tiefsten Empfindungen, der tragischsten Töne fähig sei — mit so glänzendem Erfolg, daß Leute, die ihre eigene Niedrigkeit zum Maßstab poetischer Gefühle nehmen, rundweg erklärten, das sei gar kein Plattdeutsch, weder in der Sprache, noch in der Gesinnung.

Wer so spricht, kennt niederdeutsches Volkstum nicht, jedenfalls nicht das von Schleswig-Holstein, am wenigsten die Ditmarsen. Wir brauchten uns nur auf litterarischem Gebiete umzuschauen, und sofort wiesen Erscheinungen wie Friedrich Hebbel, wie Theodor Storm uns den rechten Weg zur Erkenntnis des thatsächlich vorherrschend auf das Düstere und Tragische, jedenfalls Ernste und Einsilbige angelegten schleswig-holsteinischen Volkscharakters. Wer mit dem Hochmut und Vorurteil des Großstädters hier Armut, Schmutz, Beschränktheit, ungeschlachte Derbheit erwartet, wird, wenn er überhaupt noch fähig ist, sich von Thatsachen belehren zu lassen, nur Verblüffung und Beschämung empfinden. Die Sauberkeit, die man von holländischen Landschaften kennt, den behäbigen, wohligen Menschenschlag, der da inmitten auftaucht, mag derjenige zum Wegweiser des Verständnisses nehmen, der Land und Leute in Ditmarschen nicht von Angesicht beobachtet hat. Auch an die Situation im letzten Akt des zweiten Goetheschen Faust darf man denken, wie ein rüstiges Volk im täglichen Kampf mit dem Meere sein Leben wahrt, sogar bemüht, den Wogen Neuland abzuringen:

Nicht sicher zwar, doch thätig-frei zu wohnen.
Grün das Gefilde, fruchtbar; Mensch und Herde
Sogleich behaglich auf der neusten Erde,
Gleich angesiedelt an des Hügels Kraft,
Den aufgewälzt kühn-emsige Völkerschaft.
Im Innern hier ein paradiesisch Land,
Da rase draußen Flut bis auf zum Rand,
Und wie sie nascht, gewaltsam einzuschließen,
Gemeindrang eilt, die Lücke zu verschließen.

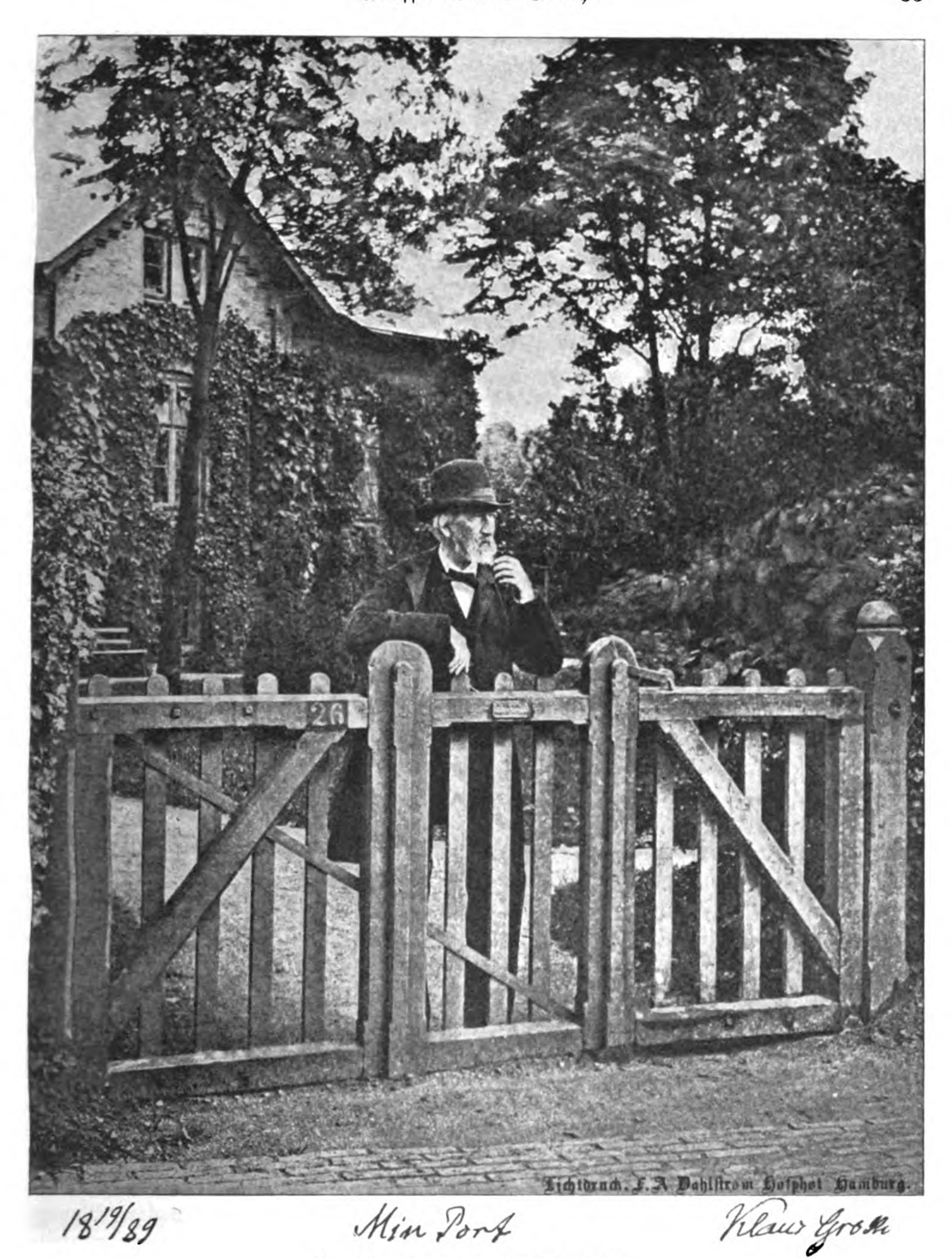
Der socialen Lebenslage muß man noch weiter gedenken, wenn man die ditmarser Volksfiguren des „Quickborn“ verstehen will. Wohlstand vermehrt das stolze Selbstgefühl, das der einstigen Bauernrepublik von je Halt gab. Das sind Bauern, die sich auf ihrem Hofe nicht geringer dünken als der Edeling. Nirgends begreift man so tief Ibsens echt nordgermanischen Lieblingsgedanken, Adelsmenschen zu bilden, wie im Anschauen der reisigen Männer und freidigen Frauen in Ditmarschen.

Genug, der Geist seines Stammes selbst spricht aus Groths „Quickborn“. Und doch mußte auch er sich aus der niederen Komik erst schrittweise zu einer höheren Gefühlswelt emporringen. Die ersten Nummern, die vom „Quickborn“ gedichtet wurden, Einzelbilder aus dem ländlichen Leben wie „De Melkdiern“ und „Dagdeef“, treten noch nicht aus scherzhafter Betrachtung der niederen Sphäre heraus. Wie Groth um diese Zeit (1849) noch nicht völlig auf eigenen Füßen steht, beweist auch sein Hans Schander, eine ausgesprochene Übertragung des Tam o'Shanter von Burns in ditmarser Verhältnisse. Aber unter diesen ersten Ansätzen steht doch schon ein Gedicht, das Drastik mit herzgewinnender Anmut harmonisch vereint: „Min Annamedder“, durch dessen Vortrag neuerdings namentlich Raimund von zur Mühlen Beifallsstürme zu entfesseln weiß:

Ei, du lüttje Flasskopp,
Ik fret di vaer* Leev op!
Wat hast du vaern Pusbacken,
Noch söter as Twebacken!
Ei, du lüttje Flasskopp,
Ik fret di noch op!

Schnell schreitet denn auch die Entwickelung des Dichters vor. Neben neuen heiteren Einzelbildern gelingen im folgenden Jahre bereits die größeren Schöpfungen „Hanne ut Frankrik“ und „Peter Kunrad“,

* ae wird wie ö gesprochen.



Klaus Groth im siebzigsten Lebensjahre.

ausgeführtere poetische Erzählungen, die in eine wohlig-idyllische Situation tiefe, tragische Töne hineinklingen lassen. „Hanne ut Frankrik“ unternimmt schon formell ein kühnes Wagnis; man denke: plattdeutsche Hexameter! Noch glaubt man da und dort den eisernen Zwang zu verspüren, durch welchen der Dichter seine gedrungene Mundart zu meistern sucht; aber schon die im ganzen jedenfalls überraschend gelungene Durchführung des heroischen Versmaßes schlug die Verachtung, Armseligkeit und Stümperhaftigkeit zu Boden, zu der bis dahin neuplattdeutsche Verschen verurteilt schienen.

leichteren Fluß der Erzählung erreicht Groth mit den fünffüßigen Jamben des „Peter Kunrad"; in dem dazwischen liegenden Vierteljahr hat der Dichter zugleich den entscheidenden Fortschritt zum dramatischen Charakter der Erzählung vollbracht. Den Stil, nach welchem Klaus Groth rang, hat er nun gefunden, kein ausgetüfteltes Produkt der Originalitätssucht, nicht mehr und nicht weniger als die Ausprägung niederdeutschen Lebens, ditmarser Eigenart. Die individuelle Lebendigkeit der Gestalten ist schlagend; tritt der Dichter doch nun aus der bloßen Typik seiner ersten plattdeutschen Schöpfungen heraus und zeichnet nach vertrauten Modellen. Sein väterlicher Freund Markus Petersen, das Urbild des Pastors, bestätigte selbst schmunzelnd, daß seine einstigen Zweifel, ob die Ausführung von Klaus Groths Lebensplan möglich, durch den „Peter Kunrad" besiegt seien.

Die „Quickborn"-Fortsetzung von 1851 gewinnt nicht minder ihr eigenartiges Gepräge. Die Sehnsucht nach der engsten Heimat, nach dem Kreis seiner Familie, nach den Stätten seiner Jugend, an sich schon ein wesentlicher Hebel der „Quickborn"-Dichtung, wird um diese Zeit im Dichter übermächtig; je empfindlicher ihn die geistige Teilnahmlosigkeit der Insulaner von Fehmarn berührte, desto leidenschaftlicher umklammerte die Seele Groths sein ditmarser „Jungsparadies". Vor allem tauchte in seiner Phantasie die Gestalt seines Lieblingsbruders auf: wie oft hatte er in der Nacht über der Arbeit tief ergriffen aufgemerkt, wenn sein Johann in der Mühle mit schöner Stimme Volkslieder sang! Auch Talent zu humoristischer Nachahmung verschiedenster Gestalten in ihren Sprachgewohnheiten besaß dieser Bruder. In der Schummerstunde und bei Mondschein hatten beide gemeinsam alle Wonnen und Schauer der Kinderseele genossen. Mehrfach schon war diese Stimmung in der Dichterseele wieder erwacht, zwei- oder dreimal aus dieser Disposition ein anderes Gedicht allgemeineren Charakters erwachsen, bis endlich im Oktober 1851 eines Tages diese Gefühle unaufhaltsam emporloderten, so daß er, vor dem Hause seines Freundes und Wirtes Selle hin und her schreitend, das Gedicht in einzelnen Abschnitten zum Fenster hineinschrieb. In wahrer Angst hatte er geschaffen: sei es, weil er fürchtete, es könne ihm diese Stimmung abermals zerflattern, sei es, weil sie an sich schwer auf ihm lastete. Genug, als das Lied vollendet war, fühlte er sich von einem wirklichen Druck befreit, nahm nun auch mit Staunen wahr, wie ihm der Schweiß in Strömen über den Körper lief. Aus verwandter Stimmung ging „Min Platz vaer Daer" hervor. Ebenso gehört etwa in diese Zeit „De Sünndagmorgen", der ein Familienbild aus des Dichters Jugend entrollt.

Fruchtbar und abschließend wurde für die „Quickborn"-Dichtung das Jahr 1852. So zeitigte der März die vier letzten Familienbilder, den „Peter Plumm", und die bewegte Darstellung der tückischen Flut: „De Flot". Der Mai erweckt in dem Dichter die köstlich naive Stimmung der Kinderlieder „Vaer de Gaern". Auch sonst schließen sich die zeitlich zusammengehörigen Schöpfungen oft zu einem einheitlichen Cyklus aneinander: z. B. im August „Fiv nie Leeder ton Singn", darunter das bekannteste „Min Anna is en Ros' so rot". Nachdem schon im Jahr vorher Ansätze zum flotten Balladenstil unternommen sind, gelingt im Sommer 1852 eine tiefere Durchdringung des lyrisch lebhaften Gefühlsausdrucks mit epischer Erzählung: „Dat stachnt int Moor", „Dat gruli Hus", „De hilli Eek":

Wat stachnt der abends rut ut Moor?
Dat is de Wind in Ret un Rohr.
Och ne, dat is keen Ret un Wind,
Dar stachnt en Fru, dar weent en Kind.

Inzwischen hatten sich die Gedichte bereits im Manuskript Freunde erworben; der Druck war begonnen, und während der Dichter mit verdoppelter Schöpferkraft immer neue Ergänzungsnummern einsandte, überraschte ihn der Verleger Anfang November 1852 mit einem abgeschlossenen Exemplar. Manche inzwischen abgefaßte Gedichte mußten nun für eine neue Auflage zurückgestellt werden, die in der That schon nach zwei Monaten nötig wurde.

Der Eindruck des „Quickborn" war mächtig. In Ditmarschen gab man dieser Spiegelung des heimischen Lebens und Empfindens den schlichten Ehrentitel „Dat Book". Ein Dichter wie Ernst Moritz Arndt, ein

Litterarhistoriker wie Gervinus, ein Sprachforscher wie Karl Müllenhoff, ein Naturkundiger wie Alexander von Humboldt waren unter den ersten Bewunderern des Werkes. Als völlig eigenartig, als quellfrisch, wie sein Name sagt, ward es überall empfunden, wo noch Sinn für Ursprünglichkeit und Naturfülle in der Kunst vorhanden war. Prophetisch schrieb Karl Müllenhoff, der weitaus am meisten für den „Quickborn“ und seinen Dichter gethan: „Der Quickborn wird das Bild norddeutschen Lebens nach Süddeutschland tragen und zum Heil der Nation die Tiefe desselben dort kennen lehren, wo sie so oft verkannt.“ Kein Geringerer als Bismarck hat die Erfüllung dieser Voraussage anerkannt, und zwar in bedeutsamster Zeit. 1870 im Hauptquartier zu Rheims benutzte er die Gelegenheit einer geschäftlichen Mitteilung an den Dichter zum Ausdruck des Dankes: daß Groths Gedichte mitgewirkt, die deutschen Stämme einander kennen und achten zu lehren. Der „Quickborn“ war eben mehr als ein Buch, er war eine That.

Indes sahen wir bereits, daß die erste Ausgabe die „Quickborn“-Dichtung nicht zum Abschluß brachte. Schon die zweite Auflage brachte drei ganz neue Cyklen: „En Leederkranz“ lyrisch, „Dünjens“ spruchartig, „Ut de ol Krönk“ (Chronik) im Stile des historischen Volksliedes, dazu eine Reihe elegischer Lieder. Was noch mehr sagen will: diese Zusätze bedeuten nicht nur eine Bereicherung der Zahl nach, vielmehr einen wesentlichen Fortschritt nach zwei verschiedenen Richtungen. Zunächst hat der Liederkranz gegenüber den um ein Vierteljahr älteren fünf Liedern zum Singen sowohl an epischer Gegenständlichkeit wie an dramatischer Bewegung gewonnen; die herrlichsten Blüten des Liederkranzes vermitteln geradezu eine kleine dramatische Handlung mit direktem Gespräch und voller Scenerie:

Denn klopp man ant Finster,
Denn klopp du man sacht,
Dat Dörp liggt to slapen
Un still is de Nacht.

Vor allem darf hier der herrlichen Scene „Vaer Daer“ nicht vergessen werden.

Lat mi gan, min Moder slöppt!
Lat mi gan, de Wächter röppt!
Hör! wa schallt dat still un schön!
Ga un lat mi smuck alleen!

Neu ist dann der Ton des historischen Volksliedes, der mit einer Sicherheit gehandhabt wird, wie man sie nur an englischen und schottischen Liedern gewohnt war.

Die dritte Auflage bringt volle siebenundzwanzig neue Nummern, darunter einen Kranz „Ole Leeder“ hinzu, die auf erneutem Studium des Volksliedes beruhen, wirkliche Balladen, welche ihre Erzählungen in jenem dramatisch anschaulichen und sprunghaft abgerissenen Stil vortragen, wie er für das zum Sang bestimmte epische Volkslied bezeichnend ist. Ein Beispiel statt vieler. „De Lotsendochder“ hebt an:

Se kunn de Nacht ni slapen,
De See de gung so swar un lud,
De ganze Nacht ni slapen:
He weer to fischen ut.

„Min Vader, lat uns rojen,
De See de geit so lud un swar,
Min Vader, lat uns rojen,
De Fischers stat Gefahr.“

Oder man gedenke gar der Ballade „Vi Norderwold“ mit ihrer sich wild überstürzenden tragischen Handlung.

Dreißig Jahre hindurch brachte jede der siebzehn Auflagen neue wertvolle Bereicherungen der Sammlung bei. Erst 1882 z. B. ist „Min Port“ gedichtet, jener ergreifende Ausdruck von des Dichters Vereinsamung.

Noch bevor die dritte Auflage des „Quickborn“ ausgegeben war, erschienen Anfang 1854 die „Hundert Blätter“ hochdeutscher Gedichte. Im selben Jahr legte der Dichter seine Hand an ein neues litterarisches Wagnis von weittragender Bedeutung. Nachdem seit Jahrhunderten keine plattdeutsche Prosa geschrieben war, unternahm Klaus Groth einen Roman in der Mundart seiner Heimat. Die Aufgabe war um so schwieriger, als er strenge künstlerische Anforderungen auch an die Prosaform der Litteratur stellte und jenen bequemen, fahrigen Naturalismus zu keiner Zeit mitmachte, der die Lebenswahrheit in geflissentlich lässiger Wiedergabe der unsauberen Alltagssprache suchte. Hier folgte Groth den Bahnen Goethes, um seine dialektische Prosa durch künstlerischen Hauch zu beseelen.

Auch in anderer Weise hat der Romandichter Groth von Goethe gelernt. Obgleich es Eichendorffs „Taugenichts“ war, der ihn auf den ersten Gedanken führte, ein platt-

deutsches Gegenstück zu schaffen, wird doch hier wie in der Folge der Roman von Klaus Groth eine Art Spiegelung des eigenen bald engeren, bald weiteren Lebenskreises, eine realistische Zusammenfassung aller Elemente, die zur Gestaltung desselben mitwirken. War dem ernsten, schwerschreitenden, dabei immer behäbigen Ditmarsen die geniale Leichtigkeit und Fülle eines Goethe nicht erreichbar, so brachte er andererseits zur Verwirklichung seiner Aufgabe Schätze bei, durch die er ein eigenartiger Mitarbeiter an der Fortbildung des Romans und der Novelle über Goethe hinaus wurde. Es unterliegt heute keinem Zweifel mehr, daß Goethes Erzählungen eine Unbestimmtheit der äußeren Farben verblieb: in den tiefsten Falten des menschlichen Herzens las er wie keiner; auch der Scenerie liegt stets eine feste Anschauung zu Grunde, aber in zunehmendem Maße zeichnet der Weimarer Altmeister diese Farben ins allgemeine hinüber: die lebensvolle Darstellung von Land und Leuten eines bestimmten Gaues und Stammes wurde erst vom künstlerischen Realismus der nachgoetheschen Zeit als poetischer Selbstzweck zur Durchführung gebracht. Zu den ersten Vertretern dieser Richtung gehört Klaus Groth. Unbestimmt und allgemein blieben ähnlich Goethes Farben, wo der Zusammenhang der Seelenzustände mit den politischen Ereignissen in Frage kam. Klaus Groths erster Roman knüpft dagegen eng an die politische Bewegung an, von der Schleswig-Holstein um 1848 ergriffen war. Indem er die Erlebnisse und Gestalten seines Lieblingsbruders und eines Freundes mit eigenen Stimmungen verschmilzt, bietet er einen durchaus individuell gefärbten und dennoch im wesentlichen allgemeingültigen Typus des jungen Schleswig-Holsteiners jener Tage. Freilich noch nicht in der ersten Gestalt des Werkes. Zu frisch waren 1854 noch die Wunden des schleswig-holsteinischen Patrioten, als daß der Dichter um und um darin hätte wühlen können. Erst 1880 gab er mit reifer Kraft dem prosaischen Erstlingswerk den weiten Rahmen, den er ihm schon von Anfang an hatte stecken wollen. Nun darf das ursprünglich bescheidenere Bild aus dem Kleinleben den stolzeren Titel führen: „Wat en holsteensch'en Jung drömt, dacht un belevt hett, vaer, in un na den Krieg 1848".

Prächtig gelang dem Dichter bei alledem der idyllische Ton. Jener Humor, der aus Vereinigung von sprödem Lebensernst mit stiller Heiterkeit erwächst, durchströmt die Adern der Grothschen Prosadichtungen. Alle wohlige Behaglichkeit und Behäbigkeit niederdeutschen Lebens geht auf den Stil über, der, in holländischem Genre, mit breitem Pinsel malt. Epische Ruhe lagert über der Erzählung, die sich in Episoden nicht leicht erschöpft, worüber zu Zeiten dem ungeduldigen modernen Leser, welcher nur Unterhaltung sucht, der Faden der Haupthandlung zu entschlüpfen droht. Und doch lohnt es reichlich, hier zu verweilen: an Tiefe und Lauterkeit des Gemüts, an liebenswertem, idyllischem Humor, an Entschiedenheit und selbst Schroffheit im Anklingen tragischer Accente wird sich diesen „Vertelln" nur wenig in der neueren Litteratur an die Seite stellen lassen.

Schon 1856 folgte als zweiter Band der „Vertelln" die farben- und tönereiche Geschichte „Trina". Auch sie vermittelt ein volles Kulturbild, läßt uns lebendig Land und Leute schauen. Die charakteristischen Linien der Landschaft sind mit Treffsicherheit gespiegelt. Wie klar kommt z. B. der Nachsommer in der Marsch zur Geltung! Und gar das Heimweh der Marschleute — wie liebenswürdigen Humor weiß der Dichter über die Kennzeichnung dieser „Krankheit" zu breiten, die ihm im Grunde eine tieferuste Sache ist! Durchgehends gelangen die realen Dinge der Alltäglichkeit durch gemütvolle Betrachtung zu einer poetischen Wirkung. Klaus Groths Humor äußert sich nicht sowohl in Zeichnung specifisch komischer Charaktere oder gar windiger Spaßvögel von Profession, vielmehr in gemütvoller Betrachtung der Menschen überhaupt. Tief leuchtet er in ihre Seelen hinein; und obgleich es nicht große Charaktere, sondern Geschöpfe des kleinbürgerlichen Lebens sind, wendet er unser Herz in Anteilnahme an ihren Geschicken um und um. Hier wie meistens tauchen „lidsame" Gestalten auf, d. h. die stillen Wesens sind. Aber stürmisch jäh fährt die Liebe auf, und jede Leidenschaft schlägt zu verzehrenden Flammen aus. Man

fordert wohl einen falschen Maßstab heraus, wenn man diese Werkchen — wozu man berechtigt wäre — den besten Romanen zuzählt: es ist eine Gattung für sich, die vom Roman die Weite des Horizontes, von der Novelle die räumliche Begrenztheit, vom Dichter mit wenig Worten viel zu sagen weiß.

Ernst Moritz Arndt äußerte sich bereits 1855 über „Quickborn" und „Vertelln" gemeinsam: „Wer kennt diese naiven und biblischen Dichtungen und Erzählungen



Klaus Groth im achtzigsten Lebensjahre.

Idyll die wohlige Behaglichkeit der Genrezeichnung an sich trägt. Obgleich „Trina" doppelt so umfangreich wie die erste Erzählung selbst in ihrer späteren Erweiterung ist, nimmt sie in den Gesammelten Werken kaum hundertvierzig Seiten in Anspruch. Wenn man trotzdem viel Episodenbeiwerk und jedenfalls echt epische Kleinmalerei findet, wird man gestehen müssen, daß der

nicht?" Bei solcher und zahlreicher ähnlichen Fürsprache konnte es nicht fehlen, daß sich auch die äußeren Geschicke des Dichters günstig gestalteten. Was die Hauptsache war: seine Übersiedelung nach Kiel und alsdann nach Bonn, so viel Liebe und Teilnahme wirkte günstig auf Groths Gesundheitszustand; er durfte nun mit Leib und Seele der Zukunft vertrauen. In Kiel ar-

beitete er mit Müllenhoff an Festsetzung einer plattdeutschen Orthographie, die historisch berechtigt erschien, ohne der Aussprache Gewalt anzuthun. Daneben wurden manche Anregungen des in Sprache, Sage und Dichtung gleich bewanderten Professors, der ebensogut zu lieben wie zu hassen verstand, für die Dichtung Groths fruchtbar. In Bonn gar ward der Dichter in dem erlauchten Kreise der Universitätsberühmtheiten als gleichberechtigtes Glied behandelt, auch durch Verleihung der philosophischen Doktorwürde honoris causa ausgezeichnet. Neben Arndt und Dahlmann gewann er namentlich an Otto Jahn einen wahren Freund; er wohnte bei Böcking, verkehrte auch freundschaftlich mit Welcker, Simrock und anderen. In dieser Zeit (1855 bis 1856) weilt noch heute die Erinnerung des Dichters mit Vorliebe.

1857 kehrte er nach Kiel zurück. Er durfte nun an Begründung eines eigenen Hausstandes denken. Durch einen Badefreund lernte er dessen Patenkind, ein stattliches, hochgebildetes und weltgewandtes Mädchen, kennen, das schnell seine herzliche Neigung gewann: Doris Finke aus Bremen ward im Jahre 1859 seine Frau. Wiederum sprach sich Klaus Groths individuelles Liebesgefühl in hochdeutschen Versen aus. Erst 1892 mit den Gesammelten Werken gelangten sie in die Öffentlichkeit. Am Hochzeitsmorgen gelobt er der Erkorenen:

Nun fleh ich allen Segen
Auf dich, du teures Haupt,
Nun schütt ich alle Liebe
Auf dich, die mir geglaubt,
Nun wandl ich alle Wege
Mit dir, du teurer Schatz,
Und wo wir sind zusammen,
Da ist ein seliger Platz.

Nach dem Verlöbnis dachte Klaus Groth daran, sich auch äußerlich eine Lebensstellung zu erringen. Er habilitierte sich als Docent der deutschen Sprache und Litteratur an der Kieler Universität. 1866 wurde er von dem österreichischen Statthalter General von Gablenz zum Professor ernannt.

Des Dichters Ehe entsprossen mehrere Söhne, baumlange Gestalten wie der Vater. Auch sonst war das erste Jahrzehnt der Ehe von Glück gesegnet. Nach dem Plan seiner Frau ließ er sich 1866 am Schwanenweg in Kiel ein eigenes Haus erbauen, das er noch jetzt bewohnt. Ende der sechziger Jahre aber kündigte sich eine schwere Krankheit bei der von ihm über alles geliebten Gattin an. Seit ihrem 1877 erfolgten Tode kennt der Dichter keine rechte Lebensfreude mehr.

Der Born seiner Dichtung quoll indessen fort. Schon 1862 erschien ein größeres idyllisches Epos: „Rotgeter Meister Lamp un sin Dochder", in plattdeutschen Hexametern. Wiederum hatte man Gelegenheit, die Sprachbemeisterung und die echt niederdeutsch behäbige Beherrschung der epischen Stilmittel zu bewundern. An zwingender Gewalt ragt über dieses wie über alle früheren Idyllen Groths „De Heisterkrog" (Elsternkrug) hinaus, der Ende 1870 als Hauptstück eines zweiten Bandes „Quickborn" erschien. Das Publikum mußte diese Erscheinung in politisch so erregter Zeit übersehen: an den berufensten Lobrednern, wie Geibel und Rudolf Haym, hat es dem „Heisterkrog", der Krone aller erzählenden Dichtungen Groths, dennoch nicht gefehlt. Die fünffüßigen Jamben dieses Idylls erweisen sich sowohl für den getragenen Ton der epischen Kleinmalerei in den ersten Gesängen, wie für die wuchtige Tragik der Schlußkapitel wohl geeignet. Die größere erste Hälfte reiht cyklisch Bild an Bild, um aus diesem in buntestem Detail entfalteten Boden die Flamme tragischer Leidenschaft emporlodern zu lassen. Mit heiterster Lebendigkeit vermittelt der erste Gesang „Michelimarkt" ein Bild des Jahrmarkttreibens in Bredstedt, ein kleines Idyll für sich. Nachdem das Leben und Treiben der Stadt gezeichnet ist, werden wir auf ein nahes Dorf geführt: „Süderwisch", und nun entrollt sich eine Scenerie, die ausdrücklich an den Schlußakt des zweiten Teils von Goethes „Faust" erinnert. Wir erfahren, wie hier Neuland dem Meere abgewonnen und neues Leben sich alsbald entfaltet hat:

As nu de nie Dik fik lagert harr
Un Prov bestan in Winterstorm un Isgang,
Do gung de Naricht in Aviſen um
Un war bekannt makt inne Krög un Karken:
De nie Koog bi Breklum stunn to Koop,
Parcelenwis' vun so un so vel Demat,
Utgistenfri, köpli op apen Bolen,
De Toslagg glik, bi Börgschop oder bar.

Es klingt völlig wie eine realistische Erfüllung des Faustischen Zukunftstraumes. Das beste Stück Land erwirbt ein Holländer Rip

van Haarlem. „Op den Hof“ dieses Vaters des Helden führt uns der dritte Gesang. Wir sehen in der Folge, ganz in der cyklischen Art etwa der „Gudrun“, den Helden heranwachsen, den Besitz des Hofes antreten und mit seiner Frau darauf hausen. Auch das Mißtrauen und die Vereinsamung, der die Fremdlinge ausgesetzt sind, gelangt zu unerschrockenem Ausdruck. Stolzes Behagen hier wie dort:

So kunn he't fülbn, wenn he sik mal bedach:
En Prinzensitz! un he de Königsfaen!
Weer't nich sin Egen wat sin Ogen sehn?
Un wat sin Fot betre, dat weer sin Egen ...

De Fru van Haarlem war er Platz ni licht:
Fremd weer er Mann al, fremder noch de Fru ...
Kunn nich en Mummsens Dochder warm dar sitten,
Wo nu dit blete hollandsch Kees'gesicht
Ut Groning, Vließen oder sunst woher
— Mamsell vellicht mal in en Waffelbod —
In Sammt un Sid erstickt un Brüßler Spitzen?

Über alledem wächst die tragische Verwickelung mächtig an, auch sie in durchaus realistischer Durchführung. Frau van Haarlem siecht kinderlos dahin, und die Augen des kraftstrotzenden, reichen Bauern werden von der blühenden Gestalt eines armen jungen Mädchens aus der Stadt gefesselt, das er auf Betreiben seiner Frau ins Haus genommen. Was hätte ein Naturalist aus diesem Stoffe geformt! Auch Klaus Groth scheut als echter Realist nicht vor klarer und wiederholter, ja dauernder Andeutung des sinnlichen Momentes zurück; aber er bleibt immer künstlerischer Realist, der zwar das Reale wiedergiebt, doch in künstlerischer Form, nie als bloßen Rohstoff der Natur. Jan Haarlems Empfindungen beim Anblick des schmucken Geschöpfes sind in ihrer vollen Entwickelung von natürlichem Wohlgefallen bis zu heißem Verlangen mit feiner Menschenkenntnis durchgeführt. Marias Gefühl ist nur Dankbarkeit, aber schon diese erwärmt ihn. Refrainartig klingt die Wirkung dieser Art Zuneigung an:

Un as se ween, do seeg se mit en Blick
So dankbar na Jehann op, dat sin Hart
Harr steenern sin mußt, wenn em dat nich röhr.
... Un desülwe deepe Blick
Wenn' sik op em, un as en Wulk vertreckt,
Un blau de Heben opgeit, blank un klar,
So gungn er Ogen op in Dankbarkeit.
He muß vun Steen wen, wenn em dat nich röhr!

Dat röhr em ok. Un öfters gungn sin Ogen,
Wenn se all wegseeg, langs de smalle Näs,
De lisen aten, un de rode Mund,
Den Hals un Bossen dal, as sprok em wat
Vun Weh un Wohl dar, dat de Seel em smölt.
He seeg er na de Föten, wenn se gung,
He seeg er op de Fingern, wenn se arbei,
Un wat he seeg, so weer 't, as röhr em dat,
As drog't vaer em en Sinn, un harr Bedüdung,
Un he muß utsinn, wat dat em bedü.
Se harr wat vun en Duv, so week un kräftig,
So schüchtern schin se em, un so bequemli.

Nicht lange mehr kann das Mädchen über die Art seiner Gefühle im Zweifel sein und sucht nun in Angst ein Alleinsein, eine Aussprache zu verhindern. Immer in Zusammenhang mit der Scenerie am Meere bekundet sich der Fortgang der Handlung, bis es nach furchtbarem Ringen den Bauern übermannt und er Maria leidenschaftlich in die Arme schließt. Eben will er mit den Rappen in die Stadt fahren:

Do keem Maria langs de Del.
Se wull em doch ade seggn vaer den Dag.
Ja, hölp em Gott, he muß, he kunn't ni laten:
So keem dat Glück her in sin Jugendtid!
All wat he drömt — he harr sik't jüs ni seggt —
Doch spel en Mäden mit, Gesicht, Gestalt,
En Gang, en Sprak — he harr er blot nich funn,
Un doch er söcht, wohin sin Ogen gungn.
Nu wuß he't: wenn dat kam weer, in Person,
Wona he utgung domals, wenn he horch:
So weer se! — Un as drev em en Gewalt,
So fat he er un heel er in de Arms,
Bedeck er Mund un Hals un Bost un Ogen
Mit Küß, un sä er, wat er fast erstick:
Wenn't Glück harr wullt, Marie, wo weer ik glückli!

An diesem Tage stürzt sich die kranke Frau van Haarlem vom Steg ins Wasser, nachdem sie hingeworfen: „se wull der 'n Enn vun maken.“ Aber Maria verzehrt sich im schleichenden Fieber, Jan van Haarlem ist wie verschollen. Nur zu Zeiten taucht fast gespenstisch seine Gestalt auf, wie er mit seinen Rappen dahinjagt oder über den Deich wandert:

Doch wis' dat Volk sik abends ute Feern,
Wenn hell de Kimming glemt, de hogen Eschen,
Un sprok mit lisen Stimm un as mit Andacht
Vun Schuld un Unglück op den Heisterkrog.

Auch unter den Prosaerzählungen ist die unseres Erachtens bedeutendste, jedenfalls an erlebten Stimmungen reichste, „Um de Heid“, dem zweiten Band des „Quickborn“ einverleibt. Den Stoff hat der Dichter aus seiner Jünglingszeit in die Tage der Napoleonischen Herrschaft und der Kontinentalsperre verlegt, wodurch sofort eine bedeutsame sociale Umrahmung für die Herzenserlebnisse gewonnen ist. Es ist die Bildungs- und Liebesgeschichte eines Schreibers, ganz erfüllt

mit jener für Klaus Groth bezeichnenden Mischung von Wehmut und stillem Glück. Der Dichter läßt uns zugleich in die socialen, politischen und religiösen Verhältnisse von Ditmarschen tiefe Blicke thun, und abermals lebt die heimatliche Landschaft in ihren charakteristischen Linien vor uns auf. Auch „Um de Heid“ ist kein bloßes Buch: ist ein Stück ditmarser Kultur- und Seelengeschichte in poetischer Krystallisation.

1876 folgte eine neue Prosasammlung „Ut min Jungsparadies“. Das erste Stück, „Min Jungsparadies“, führt wie „Um de Heid“ in die Kreise des in Ditmarschen damals landesüblichen Schmuggelhandels. Der Humor bewährt sich auch in verwegenster Gefahr. Vor allem sind hier die Schauer einer keuschen Kinderseele mit herzbezwingender Gewalt vermittelt. Höher noch steht „Vun de Lüttenheid“, wo der lebendige Quell halb wehmütiger, halb behaglicher Betrachtung des Lebens in vollen Strömen fließt. Ein ganzer Lebenskreis breitet sich wieder in aller Buntheit vor uns aus, schlichte Liebe und Entsagung, glänzend verlockender Schein und unaufhaltsame Tragik. Am Schluß dieser gemütvollen Geschichte erreicht der Lakonismus des Dichters seine tiefste Wirkung: Johanna Oldenburg ist von Heide nach Hamburg unter die Schauspieler gegangen.

„Nu weer se weg. —

Nu weer se wedder dar! Harr ok siden Kleder un Gold, awer de Ittehrn. Un Detelf weer dar ok wedder. —

Nu weer se dot ...“

Das ganze Werkchen ist durchatmet von dem tiefsten und poetischsten aller Gefühle: von der Sehnsucht, „dat Lengn“, in jeder Gestalt.

Noch folgte 1880 die schon besprochene Erweiterung des ersten Stückes der „Vertelln“, und das Jahr 1882 zeitigte ein paar neue prächtige „Quickborn“-Gedichte. Die Teilnahmlosigkeit des größeren Publikums gegen seine letzten Schöpfungen, die auch er als die besten unter seinen größeren Werken mit Recht empfand, machte den Dichter mißmutig gegen die Öffentlichkeit. Die freundliche Aufnahme einiger kurzen Lebenserinnerungen (Ende 1890) und die begeisterte Teilnahme, der 1892 seine Gesammelten Werke begegneten, ermunterten ihn Ende 1892 zur Vollendung eines Idylls, das bislang Bruchstück gewesen: in die zweite Auflage der Gesammelten Werke, die nach wenigen Monaten nötig wurde, konnte „Sandburs Dochder“ vollständig aufgenommen werden. Zur freudigen Überraschung selbst seiner engeren Freunde zeigte sich hier der vierundsiebzigjährige Dichter in voller Frische und Meisterschaft. Noch immer versteht er individuelle Geschicke mit den bedeutsamen Zeitereignissen zu verknüpfen. Wir rechnen es Klaus Groth hoch an, daß seine Verse die Zeit der schleswig-holsteinischen Erhebung bei aller Teilnahme doch ohne rhetorisches Pathos zeichnen; seine Darstellung wirkt deshalb rein künstlerisch. Im Gegenteil ironisiert er leise manchen phrasenhaften Zug der Jahre um 1848, sowie das unendliche Geplänkel:

Do, endlich, as man't kum noch dacht,
Keem't richtig to en grote Slacht,
Bi Idsted weer't, bi Oberstolk
Dar störrt sik wütig Volk op Volk.
Dar steek un slog sik Mann an Mann,
De nie sik sehn un nix sik dan,
Dar legen se in Smart un Blot,
De beden to denfülwen Gott.

Inzwischen war dem Dichter 1891 der Schillerpreis verliehen; nach wenigen Jahren folgte die Große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft. Klaus Groth durfte sich nach langer Vernachlässigung dieser offiziellen Anerkennung mit Recht freuen. Auch die steigende Herzlichkeit, mit der sein siebzigster und fünfundsiebzigster Geburtstag gefeiert ward, fand in seinem Herzen Wiederhall. Vor allem aber mehrten sich im letzten Jahrzehnt die Zeichen, daß in der Kritik wie in weitesten Kreisen des Publikums volles Verständnis für alle Seiten seiner dichterischen Lebensarbeit zu erwachen beginnt. Wie sich ihm einst nach mühevollem Morgen die Mittagssonne strahlend zugewandt, so grüßt sein greises Haupt noch einmal der milde Abendsonnenstrahl des Erfolges, das erwärmende Gefühl, daß er nicht umsonst gesungen und gerungen.

Der Dank und Gruß, den ihm das deutsche Volk zu seinem achtzigsten Geburtstag entbietet, gilt nicht nur dem Schöpfer der neueren niederdeutschen Poesie, gilt einem der hervorragendsten deutschen Dichter unseres Jahrhunderts.



Kometenfurcht und Weltuntergang.

Von

Wilhelm Schütte.

(Nachdruck ist untersagt.)

In den letzten hundertfünfzig Jahren hat sich wiederholt in dem großen Publikum die Besorgnis verbreitet, daß der Erde eine schwere Katastrophe bevorstehe, die ihren Untergang herbeiführen könne, ja es wurde genau Jahr und Tag angegeben, wo dies schreckliche Ereignis eintreten werde. So tauchte im Jahre 1898 die Befürchtung auf, daß am 14. November 1899 sich ein Vorgang vollziehen werde, welcher unserem Planeten die höchste Gefahr bringen würde. War auch damals dieser Glaube weniger allgemein, als bei ähnlichen früheren Anlässen, so wurde doch immerhin so viel und so oft über die bevorstehende Katastrophe gesprochen, daß der preußische Kultusminister sich veranlaßt sah, die Leiter der Schulen anzuweisen, ihre Zöglinge über den Sachverhalt aufzuklären. In allen diesen Fällen handelte es sich um den Glauben, daß die Erde mit einem Kometen zusammentreffen werde. Bei diesem Zusammenprallen werde dann der furchtbare Stoß unseren Planeten zerschmettern oder wenigstens alles Leben auf der Erde im Feuer untergehen lassen.

Schon seit den ältesten Zeiten hat man die Kometen gewissermaßen als Fremdlinge und Eindringlinge betrachtet, welche die Harmonie des Himmels störten. Während die Fixsterne bei der täglichen Umdrehung des scheinbaren Himmelsgewölbes ihre gegenseitige Stellung unverändert bewahren, während der Mond und die Planeten ihre Umläufe in bestimmten Bahnen vollenden, so daß sich ihre Bewegung im voraus berechnen läßt, erscheint der Komet unerwartet und weicht in jeder Beziehung von den übrigen Gestirnen ab. Der lange Schweif, der bisweilen die Hälfte des Himmelsgewölbes überzieht, der helle Glanz, die rasche Bewegung, mit welcher der Komet fortschreitet, unterscheidet ihn in hohem Grade von den in jeder Nacht sichtbaren Sternen, und es ist verzeihlich, wenn Unkundige ihn gar nicht zu diesen zählen wollen. In der That hielt das Altertum und selbst das Mittelalter die Kometen für bloße optische Phänomene gleich den Regenbogen und Nebensonnen, oder für wolkenartige Gebilde innerhalb unseres Dunstkreises, welche von der Sonne oder dem Monde beleuchtet würden, oder auch, wie Aristoteles lehrte, für Dünste, die von der Erde aufstiegen und in den oberen Luftschichten, wo sie an dem Umschwunge der Himmelskugel teilnahmen, sich infolge dieses raschen Umschwunges erhitzten und entzündeten. Wenn auch einzelne Philosophen, wie Apollonius von Myndos und Seneca, dem Aristoteles widersprachen und richtigere Ansichten über die Kometen hegten, so war man doch allgemein in der Meinung befangen, daß die Erscheinung eines Haarsterns eine besondere Bedeutung besitze und entweder kommendes Unheil oder eine wichtige Weltbegebenheit im voraus verkündige. Dieser Glaube galt während des ganzen Mittelalters, wo ja überdies die Astrologie lehrte, daß die Gestirne, namentlich die Planeten, einen hervorragenden Einfluß auf die Schicksale der Menschen übten. Fast immer betrachtete man einen Kometen als einen von Gott gesandten Boten und

verstand es, Krieg und Pestilenz sowie den Tod hervorragender Fürsten als durch die Erscheinung eines Kometen vorher verkündigt darzustellen. Wie ungenügend man über die Bewegung der Kometen selbst noch im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts unterrichtet war, zeigt der Umstand, daß noch Kepler und Galilei glaubten, daß die Kometen sich in geraden Linien bewegten, also nicht wiederkehren könnten, sondern nach einmaliger Erscheinung sich für immer entfernten. Es ist zu verwundern, daß Kepler, der doch die Gesetze entdeckt hatte, nach denen die Bewegung der Planeten erfolgt, gar nicht versucht hat, diese Gesetze, die noch heute seinen Namen tragen, auch auf die Kometen anzuwenden.

Erst als Newton in der allgemeinen Anziehung, welche alle Körper aufeinander ausüben, die Kraft gefunden hatte, welche die Bewegung der Planeten regelt, erst als er, gestützt auf strenge mathematische Beweisführung, zeigte, daß die Keplerschen Gesetze nur eine notwendige Folge jenes Grundgesetzes der allgemeinen Anziehung sind und für alle Himmelskörper, die ein Centralgestirn umkreisen, gelten, da konnte es sein Zeitgenosse und Freund Halley unternehmen, die Bahn eines im Jahre 1782 erschienenen Kometen zu berechnen und auszusprechen, daß drei Kometen, die in den Jahren 1756, 1531 und 1607 gesehen waren, mit jenem identisch seien, daß dieser Himmelskörper in sechsundsiebzig Jahren eine Bahn um die Sonne beschreibe und daher im Jahre 1756 wieder erscheinen werde. In der That ist der nach seinem Berechner benannte Halleysche Komet bereits zweimal, zuletzt im Jahre 1835 zurückgekehrt. Seit dieser denkwürdigen Berechnung betrachten die Astronomen die Kometen mit anderen Augen; die fortgeschrittene Beobachtungskunst und die Mathematik zeigen, daß diese Körper wenigstens der Mehrzahl nach unserem Sonnensystem angehören und sich gleich den Planeten um unseren Centralkörper bewegen, allerdings in Bahnen, deren Gestalt erheblich von den Bahnen der Planeten abweicht.

Die Astronomen beschränkten sich aber nicht auf die Berechnung der von nun an beobachteten Kometen, sondern untersuchten auch die Bahnen der Haarsterne, die schon früher erschienen waren, wenn ausreichende Beobachtungen überliefert waren, die eine solche Berechnung ermöglichten. Da zeigte sich nun, daß diese Himmelskörper den Weltraum in allen möglichen Richtungen durchziehen, und es tauchte alsbald die Frage auf, ob es nicht möglich sei, daß ein Komet auf seinem Wege um die Sonne die Bahn der Erde durchschneide, so daß ein Zusammenstoß beider Weltkörper möglich sei. Daß ein solches Zusammentreffen, ja selbst eine sehr große Annäherung unserem Planeten Verderben bringen müsse, galt als ausgemacht, und von nun an wurden die Kometen, in denen der Aberglaube bisher nur gottgesandte, warnende Vorzeichen gesehen hatte, als gefährliche Feinde der Erde betrachtet. Vielleicht ließ sich nachweisen, daß schon in längst entlegenen Zeiten ein solches himmlisches Ungetüm sich an der Erde vergriffen und arge Verwüstungen auf ihr angerichtet habe.

In der That fand der Engländer Whiston, der sich zugleich als Theologe und Astronom auszeichnete, daß ein solches Ereignis mehreremal stattgefunden habe. Als Halley die Umlaufszeit eines prachtvollen, im Jahre 1680 erschienenen Kometen auf fünfhundertsechsundsiebzig Jahre berechnet hatte, da erkannte Whiston in diesem Weltkörper den Urheber der Sündflut. Er veröffentlichte im Jahre 1696 folgende phantastische Darstellung der Entstehung und des endlichen Schicksals der Erde. Diese war ursprünglich ein Komet, dessen anfangs stark excentrische Bahn sich allmählich veränderte und sich der Kreisgestalt näherte. Gleichzeitig reinigte sich die Materie des Kometen durch Ausstrahlung des Schweifes, bis endlich Luft, Wasser und Land sich in dem Verhältnis befanden, wie noch jetzt. Nun war die Erde, welche sich noch nicht um eine Achse drehte, fähig, organischen Wesen zum Wohnplatz zu dienen, und es wurden Pflanzen, Tiere und Menschen erschaffen. Allein Gott wußte, daß das Menschengeschlecht sündigen werde und daß seine Verbrechen dereinst eine außerordentliche Strafe erfordern würden; deshalb schuf er gleichzeitig einen Kometen, welcher diese Strafe vollstrecken sollte. Dieser erschien auch

pflichtschuldigst nach dem Sündenfall, streifte die Erdoberfläche, wobei er das Paradies wegfegte, und versetzte unseren Planeten in eine rotierende Bewegung. Bei einer späteren Erscheinung verursachte er die große Flut, von welcher die Bibel berichtet, und zwar konnte Whiston genau Jahr und Tag der Katastrophe feststellen. Am 2. Dezember 2926 war der Komet der Erde bis auf 2170 Meilen nahe gekommen und verursachte ein ungeheures Anschwellen des Meeres, welches über die Ufer trat und das Land überschwemmte. Auch den Wohnort Noahs, der allein mit seiner Familie dem allgemeinen Verderben entging, ermittelte der tiefsinnige Forscher und fand, daß dieser Glückliche in der Nähe des heutigen Peking lebte. Doch nicht genug! Dieser schreckliche Komet, den Gott eigens als eine Zuchtrute für die Erde geschaffen hat, wird bei einer späteren Wiederkehr die Erde aus ihrer Bahn drängen und sie zwingen, eine sehr langgestreckte Ellipse zu beschreiben, so daß sie wieder zum Kometen wird, und daß bei dem Durchgang durch die Sonnennähe alles in Feuer und Rauch aufgeht. Dieser Weltuntergang kann schon bei der nächsten Wiederkehr des Kometen im Jahre 2225 stattfinden. Es sei bemerkt, daß neue, sorgfältige Berechnungen die Umlaufszeit dieses schrecklichen Kometen größer als 8800 Jahre gefunden haben, so daß, wenn er uns wirklich den Untergang bringen soll, dem sündigen Menschengeschlecht noch acht Jahrtausende vergönnt sind, um in sich zu gehen und Buße zu thun.

Übrigens hat der Glaube, daß die Erde in weit entlegenen Zeiten schon mit Kometen zusammengestoßen sei, lange bestanden. Cuvier hatte, gestützt auf geologische Untersuchungen, die Ansicht verteidigt, daß auf der Erdoberfläche wiederholt große Umwälzungen stattgefunden hätten, bei denen alles Leben zu Grunde ging, so daß eine Neuschöpfung erforderlich war. Diese Katastrophen sollten durch Kometen hervorgerufen sein, welcher Ansicht selbst Laplace zuneigte. Heute hat man den Glauben an plötzlich hereinbrechende Umwälzungen längst aufgegeben und findet die Ursache der Veränderungen auf der Erdoberfläche in dem stetigen Wirken derselben Kräfte, welche noch heute die Erde umgestalten, so daß wir zu ihrer Erklärung nicht nötig haben, zu einem Kometen unsere Zuflucht zu nehmen.

Die Befürchtung, daß die Erde in der allernächsten Zeit mit einem Kometen zusammenstoßen werde, trat zum erstenmal im Frühling 1773 auf und wurde dadurch verursacht, daß Lalande beabsichtigt hatte, am 21. April in der französischen Akademie der Wissenschaften eine Arbeit vorzulesen, die sich mit denjenigen Kometen beschäftigte, welche der Erdbahn nahe kommen. Obwohl diese Vorlesung nicht stattgefunden hatte, so war doch einiges über das Thema in die Öffentlichkeit gedrungen und dort fälschlich so verstanden worden, als ob Lalande den Zusammenstoß der Erde mit einem Kometen vorausgesagt hätte. Ein panischer Schrecken ergriff die Pariser, und obgleich Lalande alsbald in den Tageblättern erklärte, daß in seiner Arbeit von einem solchen Zusammenstoß nicht die Rede sei, so wuchs doch die Aufregung fortwährend, und man nannte ganz bestimmt den 20. Mai als den Tag, an welchem die Katastrophe hereinbrechen werde. Ein Zeitgenosse berichtet: „Die Aufregung war so groß, daß fromme Leute, die ebenso unwissend als beschränkt waren, den Herrn Erzbischof baten, vierzigstündige Gebete anzuordnen, um den angedrohten Weltuntergang abzuwenden, und daß dieser Prälat schon im Begriff stand, ihren Wünschen nachzukommen, als die Akademiker ihm die Lächerlichkeit dieses Schrittes klar machten und ihn davon zurückhielten.“ Voltaire spottete über diese Befürchtung und veröffentlichte einen satirischen Brief „über den angeblichen Kometen“, dessen Schluß lautete: „Die Pariser werden am 20. Mai ihre Stadt nicht verlassen; sie werden Spottlieder dichten und sich in der Komischen Oper über den Kometen und den Weltuntergang lustig machen.“ Er behielt recht; die Aufregung legte sich, als Lalande seine Arbeit veröffentlichte, und der 20. Mai ging harmlos vorüber.

Ein ähnliches Mißverständnis fand 1816 statt, indem auch jetzt der Ausspruch eines hervorragenden Astronomen falsch aufgefaßt wurde. Laplace hatte in seinem berühmten Werk „Das Weltsystem“ nachgewiesen, wie unendlich gering die Wahrscheinlichkeit für

einen Zusammenstoß der Erde mit einem Kometen sei, und hinzugefügt: „Allerdings vergrößert sich diese Wahrscheinlichkeit im Laufe der Jahrtausende.“ Nun huldigte man damals noch allgemein der Cuvierschen Ansicht, daß unser Planet wiederholt große Umwälzungen erlitten habe, und daß diese durch Begegnungen mit Kometen verursacht seien. Da tauchte plötzlich das Gerücht auf, daß am 18. Juli 1816 eine solche Begegnung stattfinden und der Erde Verderben bringen werde. Ein Spötter schrieb damals in den Tageblättern: „Nach Laplace können noch viele Jahrtausende vergehen, ehe ein solches Ereignis eintritt; aber es ist immerhin gut, wenn man zur rechten Zeit sein Haus bestellt und sein Testament macht.“ Natürlich verlief der 18. Juli ebenso ruhig wie der 20. Mai 1773.

Etwas anders lag die Sache im Jahre 1832, da es sich hier wirklich um die Wiederkehr eines Kometen handelte. Im Jahre 1826 fand der österreichische Major Biela einen Kometen wieder auf, der schon früher zweimal beobachtet worden war, jetzt aber die Aufmerksamkeit der Astronomen in hohem Grade auf sich zog. Das lichtschwache Gestirn erschien im Fernrohr als Nebel mit kleinem Kern, besaß aber keinen Schweif. Die Umlaufszeit um die Sonne wurde zu sechseinhalb Jahr gefunden; schon hierdurch ist der Komet merkwürdig, da nur wenige bekannte Haarsterne eine kürzere Umlaufszeit besitzen, während die übrigen oft viele Hunderte von Jahren brauchen, um ihre langgestreckten, elliptischen Bahnen zu durchwandern. Allein der Bielasche Komet ist noch in einer anderen Beziehung merkwürdig, er durchschneidet auf seinem Wege die Erdbahn, so daß beide Weltkörper, wenn sie zu gleicher Zeit in dem Durchschnittspunkte anlangen, zusammentreffen müssen. Es ist klar, daß der Zusammenstoß der Erde mit einem großen Körper für unseren Planeten gefährlich werden müßte; die Erschütterung würde einen allgemeinen Umsturz verursachen und das Meer über seine Ufer treiben, überdies müßte der Stoß eine ungeheure Wärmemenge erzeugen, die selbst die Existenz der Erde als fester Körper in Frage stellen könnte. Es ist aber im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß der Erde jemals eine solche Gefahr aus der Begegnung mit einem Kometen erwachse. Bei einer solchen kann es sich nur um den Kern des Kometen handeln, da die beiden anderen Bestandteile dieser Himmelskörper, die Hülle und der Schweif, jedenfalls nur aus sehr kleinen, staubfeinen Partikelchen bestehen, ähnlich wie die lange Rauchsäule, welche hinter einer Lokomotive herweht. Das Durchschneiden dieser beiden Teile ist daher ganz gefahrlos für die Erde. Wegen der großen Geschwindigkeit nun, mit welcher die Erde in ihrer Bahn fortschreitet, genügen für sie sieben bis acht Minuten, um den gefährlichen Punkt zu passieren, und es müßten daher, wenn der Kern des Kometen die Größe der Erde hätte, die Mittelpunkte beider fast auf die Minute genau in dem Durchschnittspunkte eintreffen. Gelangt die Erde nur eine Stunde früher oder später hier an, so beträgt die Entfernung schon 14000 Meilen.

Als die Berechnungen der Astronomen bekannt wurden, entstand die Furcht, bei der nächsten Wiederkehr des Bielaschen Kometen im Jahre 1832 werde ein Zusammenstoß stattfinden. Die Astronomen beeilten sich, diese Besorgnis zu zerstreuen, indem sie verkündeten, daß der Komet jenen gefährlichen Punkt schon am 29. Oktober, die Erde aber fast einen Monat später, am 27. November, erreichen werde, so daß beide an dem ersteren Tage zehn Millionen Meilen voneinander abstünden; überdies würde der Kern des Kometen außerhalb der Erdbahn bleiben und nur Teile der Hülle würden sich über diese verbreiten. Trotz dieser beruhigenden Versicherungen fürchteten viele, daß der Komet der Erde Schaden bringen werde, und beruhigten sich erst, als die Erde jenen Punkt ungefährdet passiert hatte. Auch der Spott über die Furchtsamen blieb nicht aus. Als eine irische Dame hörte, daß die Pariser fürchteten, der Komet werde ihre Stadt vernichten, sagte sie: „Nun gut! Dann werde ich in diesem Jahre nicht, wie gewöhnlich, nach Paris reisen, sondern ruhig in Irland bleiben.“ Übrigens hat sich der gefürchtete Bielasche Komet, der sich im Jahre 1845 fast unter den Augen der Astronomen in zwei Kometen spaltete, ganz aufgelöst, und die Erde ist bereits mehreremal durch Meteorwolken hindurchgegangen, die als ehe-

malige Bestandteile des Kometen anzusehen sind.

Während es sich also in diesem Falle wirklich um die Wiederkehr eines Kometen handelte, war die Aufregung, welche sich im Jahre 1857 in ganz Deutschland verbreitete, ohne jeden thatsächlichen Hintergrund. Damals hieß es, astronomische Berechnungen hätten ergeben, daß am 13. Juni ein Komet mit der Erde zusammentreffen und ihr den Untergang bringen werde. Das Gerücht war dadurch entstanden, daß einzelne Astronomen geneigt waren, zwei in den Jahren 1264 und 1556 erschienene Kometen für dasselbe Gestirn anzusehen, welches alsdann nach etwa dreihundert Jahren hätte wiederkehren müssen, wobei indessen nicht von einem bestimmten Jahre, noch weniger von einem Zusammenstoß mit der Erde die Rede war. Wenn auch die Mehrzahl der Gebildeten über jene Besorgnis spottete, so dauerte diese doch bei der großen Menge ungeschwächt fort, und man war froh, als der gefürchtete 13. Juni vorübergegangen war und die Erde keinerlei Schaden erlitten hatte.

Am Ende des Jahres 1897 verbreitete sich nun ganz plötzlich das Gerücht, der Erde stehe am 14. November 1899 eine schwere Gefahr bevor, ohne daß übrigens ausgesprochen wurde, wodurch diese hervorgerufen werden sollte; alsbald vergrößerte sich dies Gerücht dahin, daß ein Komet die Erde treffen und ihr den Untergang bereiten werde. Auch jetzt fand diese Befürchtung bei den Gebildeten wenig Glauben und wurde vielfach bespöttelt, nahm aber doch so überhand, daß, wie schon erwähnt, der preußische Kultusminister eine Belehrung der Jugend über diese angebliche Gefahr anordnete. Es handelt sich diesmal nicht um die Wiederkehr eines Kometen, sondern um einen Meteorschwarm, den die Erde am 13. November durchschneidet, und der uns den Anblick eines Regens von Sternschnuppen gewähren wird.

Diese Meteore erscheinen meistens als kleine Lichtpünktchen, die mit großer Geschwindigkeit am Himmel hinziehen, seltener als Feuerkugeln von größerem Durchmesser, deren Glanz bisweilen das Licht des Vollmondes übertrifft. Oft ziehen sie Schweife hinter sich, die nach dem Erlöschen des Meteors noch eine Zeit lang leuchten. In jeder Nacht erscheinen einzelne Sternschnuppen, bisweilen aber treten sie in so ungeheurer Menge auf, daß sie einem feurigen Regen gleichen und daß eine Zählung unmöglich ist. Bis zum Schlusse des vorigen Jahrhunderts hat man ihnen wenig Beachtung geschenkt, und erst die Arbeiten Humboldts und Chladnis bewirkten, daß die Astronomen sich eingehender mit ihnen beschäftigten. Vor allem zog der große Meteorregen, den Humboldt und Bonpland in der Nacht vom 11. zum 12. November 1799 in Cumana beobachteten, die Aufmerksamkeit auf sich. In jener Nacht fielen Tausende von Sternschnuppen, untermischt mit Feuerkugeln, vier Stunden lang. Zu Anfang war, nach Bonplands Versicherung, kein Stück am Himmel so groß wie drei Monddurchmesser, welches nicht in jedem Augenblicke von Sternschnuppen gewimmelt hätte. Alle ließen lange Lichtstreifen hinter sich, deren Leuchten mehrere Sekunden lang anhielt. Die Feuerkugeln schienen wie durch Explosion zu platzen, nur die größeren, deren Durchmesser den des Mondes übertrafen, verschwanden ohne Funkenwerfen und ließen breite, leuchtende Streifen zurück. Die Erscheinung wurde in ganz Amerika beobachtet, in Deutschland wurden nur einzelne Sternschnuppen gesehen. Obschon nun am 12. November 1823 ein reichlicher Sternschnuppenfall von Klöden in Potsdam beobachtet wurde und am 13. November 1832 in ganz Europa und Asien eine so große Menge von Sternschnuppen fiel, daß eine Zählung unmöglich war, so fiel doch die Wiederkehr solcher Schwärme an demselben Tage erst auf, als am 12. November 1833 ein gewaltiger Meteorregen eintraf, der dem von Humboldt beschriebenen Phänomen ebenbürtig war. In allen diesen Jahren gingen die Meteore vom Sternbild des Löwen aus und strahlten von diesem nach allen Richtungen aus, weshalb man sie später die Leoniden oder Löwenmeteore genannt hat. Die Übereinstimmung der Tage führte nun zu dem Schluß, daß die Erde in den Tagen vom 11. bis 13. November einem Meteorschwarm begegne und ihn durchschneide. Es zeigte sich in der That in den folgenden Jahren, daß die Zahl der Sternschnuppen in jenen Nächten weit größer ist als gewöhnlich, ja man fand

bald, daß noch an einzelnen anderen Tagen, am 20. April und in den Nächten vom 9. bis 12. August regelmäßig eine große Zahl von Meteoren erscheint. Diese strahlen vom Sternbilde des Perseus aus, weswegen man sie die Perseïden genannt hat. Es wandern also verschiedene Meteorschwärme um die Sonne in Wegen, welche die Bahn der Erde durchschneiden, so daß diese letztere mit jenen zusammentreffen kann. Diese Meteorwolken lösen sich allmählich auf, so daß ihre Teilchen längs der Bahn zerstreut werden; während der Schwarm der Leoniden noch dicht gedrängt ist und verhältnismäßig nur wenige Nachzügler hinter sich läßt, hat sich die Wolke der Perseïden schon aufgelöst und sich zu einem Ringe gestaltet, in dem die kleinen Körperchen ziemlich gleichmäßig verteilt sind.

Zwischen den großen Meteorregen von 1799 und 1833 lagen vierunddreißig Jahre, doch hatte schon im November 1832 ein starker Sternschnuppenfall stattgefunden; es lag daher nahe, anzunehmen, daß die Erscheinung sich in den Jahren 1866 und 1867 wiederholen werde. Die Astronomen verkündigten das Eintreffen des Schwarms für die Nacht vom 13. zum 14. November, und zwar sollte die Erscheinung in Berlin zwischen zwei und drei Uhr ihren höchsten Glanz entfalten. Die Voraussage traf vollständig zu; schon vor Mitternacht zeigten sich zahlreiche Sternschnuppen, um zwei Uhr aber trat ein ebenso großartiger Meteorregen ein wie in den Jahren 1799 und 1833. Auch jetzt strahlten Tausende von Meteoren aus dem Sternbilde des Löwen aus, manche zogen leuchtende Streifen hinter sich, andere zersprangen und ließen ein weißliches, ringförmiges Wölkchen zurück. Die Erscheinung hielt drei Stunden lang an, woraus folgt, daß die Erde, welche in einer Stunde 14000 Meilen zurücklegt, innerhalb der Meteorwolke eine Strecke von 52000 Meilen durchmessen hatte. Auch in den Novembertagen 1867 und 1868 fielen starke Meteorschauer, welche dem Regen von 1866 nur wenig nachstanden. Hieraus folgt, daß die Meteorwolke eine ungeheure Ausdehnung besitzt, da sie mehr als zwei Jahre brauchte, um den Durchschnittspunkt der Bahnen zu passieren: sie mußte mindestens die doppelte Länge von dem Umfang der Erdbahn, d. h. 240 Millionen Meilen, besitzen.

Die Wiederkehr dieser Meteorwolke der Leoniden in der Nacht vom 13. zum 14. November hat den Anlaß zu dem unsinnigen Gerücht gegeben, daß der Erde eine große Gefahr bevorstehe. Wie grundlos eine solche Befürchtung, wie harmlos eine solche Begegnung ist, haben die großen Meteorregen bewiesen, die bei den Begegnungen in den drei genannten Jahren stattfanden. Statt des Weltunterganges haben wir daher in der Nacht vom 13. zum 14. November vielmehr das großartige Schauspiel eines Meteorregens zu erwarten.





Heinrich Timm, der Laban.

Novelle
von
Carl Busse.

I.

(Nachdruck ist untersagt.)

„Noch einmal Fisch, Herr Timm?“ fragte die junge Frau Amtsrichter bittend und griff nach der Schüssel.

„O, danke sehr,“ entgegnete er, ein bißchen verlegen, „danke wirklich, gnädige Frau. Sie sehen, ich bin beinah eine Viertelstunde zu spät mit dem ersten Stück fertig geworden. Verzeihen Sie, aber mir ist immer, wenn ich Fisch esse, als müßt ich Seil tanzen ... haha ... es ist ein ... ein schwieriges Nahrungsmittel.“

„Na, warten Sie,“ drohte sie lächelnd. „Ich will schon dafür sorgen, daß Ihre künftige Frau Ihnen die Woche mindestens einmal solche ‚Schwierigkeiten‘ macht!“

Der kleine Amtsrichter war sich rasch mit der Serviette über den Mund gefahren, hatte unruhig an seiner Brille gerückt, und als seine Frau jetzt dem Dienstmädchen einen Wink gab, den Braten zu bringen, sprang er auf und sagte: „Einen Augenblick, Lisbeth, ich möchte doch ...“ Und ohne auszureden, blinzelte er ihr zu, füllte die Gläser und räusperte sich zu einer Rede.

„Mein hochverehrter Herr Timm,“ begann er, „ich möchte sagen: mein lieber Herr Timm! Wenn wir uns heute die Ehre gegeben haben, Sie zu uns zu laden, Sie an diesen bescheidenen Tisch zu bitten, so geschah es nicht nur wie sonst wohl aus Gründen der Hausgenossenschaft und Freundschaft, sondern es lag noch ein zweites Motiv vor. Denn wie Sie sich erinnern wollen: heut ist es gerade ein Jahr her, daß Sie mit Sack und Pack in diese friedliche Villa einzogen. Da ist es mir denn ein aufrichtiges Herzensbedürfnis, es auszusprechen, wie sehr wir in dieser Zeit für Sie eingenommen wurden. Es läßt sich nicht leugnen — und Sie wären der Letzte, uns das zu verübeln —, daß meine liebe Frau und ich erst lange schwankten, ehe wir uns entschließen konnten, Ihnen die untere Etage zu vermieten. Sie hatten uns gesagt, Sie seien Maler. Nun, und Künstler, mein hochverehrter Herr Timm, sind gewöhnlich Leute, denen ein guter Bürger und Diener des Staates ... hmm, ich meine, sie gelten doch als etwas unsichere Kantonisten so zu sagen. Um so mehr bewundern wir, wie ruhig und eingezogen

Sie leben, wie fleißig Sie sind, wie so gar nichts an Ihnen den ‚Künstler‘ zeigt …“

„Selbst die Bilder nicht,“ brummte Heinrich Timm vor sich hin.

„Das also,“ fuhr der Amtsrichter fort, ohne den leisen Einwurf zu beachten, „hat uns den Gedanken nahegelegt, diesen Tag nicht ungefeiert vorübergehen zu lassen. Und in der gehobenen Stimmung, in die das freudige Ereignis dieses ersten Jubiläums uns versetzt hat, erlaube ich mir, das Glas zu fassen, und fordere dich, liebe Lisbeth, auf, ein Gleiches zu thun mit den Worten: Unser hochverehrter Herr Timm, der noch lange den Frieden dieses Daches genießen möge, er lebe hoch — hoch — hoch!“

In das Gläserklingen kreischte vergnügt die sechsjährige Trude hinein. Sie wollte den „Onkel“ durchaus auch feiern und lief mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu. Er saß da mit rotem Kopf, zog seine langen Beine zurück und marterte sein Gehirn damit ab, was er jetzt wohl sagen könne.

„Meine Herrschaften,“ erwiderte er schließlich mit einem mutigen Anlauf, „ich kann natürlich nicht so gut reden wie der Herr Amtsrichter. Aber ich habe … ich habe wahrhaftig … ich bin glücklich, in diesem Hause ein Unterkommen gefunden zu haben, und so Gott will, hoffe ich hier … auch zu bleiben. Das mit den Künstlern … mag schon richtig sein. Und was die Freundschaft betrifft, Herr Amtsrichter, da kann ich nur sagen: es ist auch mein Wunsch, jawohl!“

Es trat eine Verlegenheitspause ein; das Dienstmädchen hatte ihn verwirrt, das an der Thür mit dem Braten schon wartete.

„Hm!“ schloß er plötzlich ohne Zusammenhang, „komm her, Trude!“ Er hob das Kind in die Höhe und gab ihm einen Kuß, worauf er schüchtern sein Glas den Wirtsleuten entgegenstreckte. Sie stießen auch wacker an, und von einer Centnerlast befreit, machte sich der Maler über den Braten her.

Nachher saßen die beiden Herren noch auf dem Balkon bei einer guten Cigarre und blickten auf den langgestreckten Garten hinaus.

„Der Garten hier ist es eigentlich gewesen,“ sagte Heinrich Timm, „der mich gleich anheimelte. Ich hatte von Kindheit an was dafür übrig. Nämlich ich durfte mir selbst zu Hause Beete anlegen … Erdbeerbeete, Sie kennen ja meine Schwäche. Und als ich nun hier den Garten sah, da dacht ich: Sieh zu, vielleicht geht's! Was ja durch Ihre Güte, Herr Amtsrichter —“

„Nicht davon zu reden, Herr Timm,“ unterbrach der und wehrte ab. „Ich freu mich, daß Sie solchen Sinn für Natur haben. Und die Erdbeerbeete, die scheinen sich ja wohl zu machen, was?“

Der Maler nickte. „Ich sandte Ihnen gestern meine letzte Ernte. Prachtvoll, was meinen Sie? Nur muß ich sagen, es scheint da einen Dieb zu geben. Immer sind Beeren ab, oft ganz unreife. Ich war schon tüchtig böse darüber.“

„Sollte etwa Trude …?“ fragte der Amtsrichter und legte die Stirn in Falten.

„Bewahre, Herr Heintze! Das Kind kenn ich doch! Nein, da muß irgend eine andere Naschkatze sein. Möcht ja gar nichts sagen, wenn gestern nicht mit den Beeren eine ganze Pflanze ausgerissen dagelegen hätte. Eine Pflanze! Sapperlot, wenn ich den Attentäter mal kriege!“

Die junge Frau bot Kaffee herum.

„Wie weit sind Sie denn mit Ihrem Bilde, Herr Timm?“ fragte sie und reichte ihm den Zucker.

Sein Gesicht ward beinah verdrießlich, als wär er an etwas Unangenehmes erinnert.

„Ja so, das Bild,“ nickte er nach einer kleinen Pause. „Schönen Dank der Nachfrage. Ein bißchen sahen Sie wohl schon davon, Sie wissen doch: unsere Waldhöhe, drüben der Busdorfer Kirchturm! Du meine Güte, es will eigentlich nichts Rechtes werden, das heißt, es ist ja auch noch nicht fertig. Aber der Kirchturm — der Kirchturm! Wie ein Lineal guckt er vor.“

Resigniert schüttelte er den Kopf und zog die Beine zurück, denn die Kleine kam an mit dem Puppenwagen.

„Ich denk auch wohl,“ tröstete die Hausfrau, „Sie sind zu streng gegen sich selbst. Man kann doch gut erkennen, was es sein soll — ich meine, so im ganzen.“

Entsagend zuckte er die Achseln. Auch ein Lob, dachte er im stillen.

„Na, und kommt das nun auf die Ausstellung?“ mischte sich der Amtsrichter ein.

„Wohin?“ fragte der Maler erstaunt und

versuchte dann durch lautes Lachen seine Verlegenheit zu verbergen ... „Aber ich bitte Sie, so leicht ist das nicht. Nein, da sind Sie im Irrtum, Verehrtester. Das wird wohl noch ein Weilchen dauern."

„Hm, also so ist das. Ja, und ... und ... verzeihen Sie die Frage: Was machen Sie denn mit dem Bilde? Verkaufen Sie's?"

Heinrich Timm knipste die Asche seiner Cigarre über den Rand des Balkons.

„Weiß selber noch nicht," antwortete er und hüllte sich in Rauchwolken. „Das Verkaufen — ja eigentlich, mit dem Verkaufen ist das auch so so. Ich häng's halt zu den anderen. Geb mir ja auch keine Mühe, so was loszuwerden. Schließlich bin ich ja nicht darauf angewiesen. Mal so mehr zum Pläsier, wissen Sie. Meine Mutter dacht immer, ich sollt ein ganz großes Tier werden — Kaulbach, Cornelius, Böcklin, so ungefähr —, und in der Kleinstadt hab ich ja auch am besten gezeichnet von allen. Da kam ich denn auf die Kunstakademie, in die Vorklasse. Schön. Liebe hatt ich ja auch dazu. Aber das hab ich bald eingesehen, die anderen konnten meistens ein gut Teil mehr wie ich, aufzuwarten! Ein paar waren da — saperlot noch mal! Na, ich hab mich so durchgestümpert ein paar Jahre, bis ich's ... bis ich's dann nicht mehr aushielt, und als meine Mutter starb, da ging ich eben los. Was wollen Sie? Hier bin ich."

Er hatte eine Wolke auf der Stirn. Es war, als hätt er von inneren Schmerzen gesprochen. Seine Gastgeber rührten auch nicht mehr daran. Und da der Amtsrichter so wie so gleich aufs Bureau mußte, stand der lange Maler auf, bedankte sich herzlichst und ging hinunter nach seiner Wohnung.

Das erste, was er dort that: er zog den Bratenrock aus und schlüpfte in das bequeme Hausjackett. Dann legte er sich auf den Diwan, über dessen Ende seine allzulangen Beine noch ein gutes Stück hinaussahen.

Der Duft der Stockrosen kam über die offene Veranda ins Zimmer. Reseda mischte sich darein. Das Essen hatte ihn schon müde gemacht, und nun noch der schwere, süßliche Duft!

Er gähnte, rauchte noch etwas — dann sank sein Haupt seitwärts.

Meine Erdbeeren, dachte er, schon halb im Einschlafen, saperlot, wenn ich nur wüßte, wer da stehlen geht! Seine tote Mutter trat leise ein — ob sie's ihm sagen wollte? Aber sie sagte nur wie früher: „Mein guter Junge," und verschwand, als die Kollegen von der Akademie „langer Laban" spotteten und seine Bilder verhöhnten.

Darüber ward er unruhig und warf sich herum. Und nun schlief er ein halbes Stündchen traumlos.

* * *

Es war am Nachmittag des nächsten Tages. Er hatte seine Staffelei im Garten aufgestellt — nicht weit von seinen geliebten Erdbeerbeeten, die sich schmal und lang am großen Bretterzaun hinzogen. Eine Stunde hatte er schon gepinselt, und alle fünf Minuten trat er einen großen Schritt zurück, um sein Werk kritisch zu betrachten.

„Kleckserei!" brummte er dann unmutig. „Heinrich, mein Freund, ein Maler wirst du nie — weiß der Himmel! Daß die selige Frau Mutter auch gerade —"

Er brummte wieder und schüttelte den Kopf. „Was hab ich gesagt: alles wie Lineale, die Bäume, der Kirchturm — brrr!"

Ärgerlich warf er sich ins Gras, rupfte einen fetten Halm und zog ihn durch den Mund.

Plötzlich ward er aufmerksam. Am großen Holzzaun, über den er nicht hinwegsehen konnte, so hoch war er, hörte er mit einemmal ein Rascheln. Was war das? Den langen Pinsel noch immer in der Hand, schlich er leise näher.

I, da soll doch gleich —! dachte er. Denn gerade, wo er vorgestern die ausgerissene Erdbeerpflanze gefunden, sah er plötzlich eine kleine, ganz komisch kleine Hand, als wär sie direkt aus den Brettern hervorgewachsen. Die Finger dieser kleinen Hand aber manövrierten krampfhaft vorwärts, angelten nach den zarten Pflanzen, und ritsch! da hatten sie wirklich wieder eine Erdbeere, diesmal sogar eine schöne rote.

„Warte, mein Händchen!" flüsterte Heinrich Timm vor sich hin. Und mit einem

Griffe hatte er es gepackt, drehte seinen Pinsel um, klatschte mit dem langen Stiel energisch über die diebischen Finger, die vor Entsetzen die Erdbeere zerdrückten, und bepinselte dann heimlich lachend die ganze Hand von oben bis unten mit dem schönsten Grün der Welt, mit dem er soeben seine Bäume angemalt hatte.

Drüben erhob sich inzwischen ein Zetergeschrei. Der furchtbare Schreck mußte dem Besitzer der Hand wohl erst so in die Glieder gefahren sein, daß er einen Augenblick die Sprache verloren — jetzt holte er das Versäumte nach. Ein langgezogenes Heulen und Wimmern erfüllte die Sommerluft.

Befriedigt ließ der Maler das Händchen los — blitzschnell fuhr es zurück. Aber noch lauter wurde das Wehegeschrei, diesmal mochte das Waldgrün daran schuld sein.

„Heul nicht!“ schrie Heinrich Timm hinüber. Aber er hatte gut reden. Immer höhere Töne klangen aus dem Nachbargarten. Es war zum Steinerweichen.

„Heul nicht!“ rief er lauter. „Natürlich, erst wird gediebst und nachher Lärm gemacht. Oho, Patrönchen! Sapperlot, sei ruhig, sonst seh ich mir die Geschichte gleich mal näher an!“

Dabei hatte er aber schon den Zaun gefaßt und schwang sich hinauf. Was er sah, ließ ihn laut auflachen. Da stand ein Dirnlein von vielleicht zehn Jahren mit großen, entsetzten Augen, aus denen die Thränen nur so stürzten, und hielt sich noch immer in jähem Schreck die grünen Finger vor — mit solchem Jammergeheul, als hätte ihm der Herrgott zur Strafe für sein Verbrechen plötzlich fürs ganze Leben eine grüne Hand wachsen lassen.

Und als oben am Zaune jetzt Heinrich Timm auftauchte und sein rechtes Bein riesenlang über die Bretter schlenkerte, während seine mächtige Nase — sie stand im Verhältnis zu seinen Stelzen — sich in die Luft vorstieß, da hielt ein noch größerer Schreck das verzweifelte Kind an seinen Platz gebannt. Das Weinen hörte urplötzlich auf; hilflos, wie unfähig sich zu rühren, starrte es zu dem fremden Mann empor.

„Also du bist's, kleine Kröte!“ brummte der Maler mit strengem Runzeln der Stirn, während er sich doch mühsam das Lachen verbiß. „Heda, wie heißt du?“

Keine Antwort. Immer noch hafteten die hilflosen Augen des zitternden Kindes an dem Zaungast.

„Wird's bald!“ schrie der Lange. „Hast du keinen Mund?“

Das Konzert begann von neuem.

„Sie heult schon wieder!“ sagte er verzweifelt. „Warte nur, deinen Eltern werd ich's sagen, deinen Lehrern, der Polizei — verstanden? Der Polizei zeig ich's an, aufzuwarten — meine schönen Erdbeeren! Dann kommt der Wachtmeister und packt dich am Schlafittchen — ins Loch mit dir! Oder noch besser: ich nehm dich gleich selber mit!“

Dabei turnte er mit dem anderen Bein auch über den Zaun. Das Kind schrie auf und jagte mit hastigen Sprüngen davon. Es hatte offene Haare. Die hoben sich im Laufe. Die „grüne“ Hand hatte es vorgestreckt.

„Racker!“ lachte der Maler. „Na, die geht vorläufig nicht wieder an meine Erdbeeren! Das wär also besorgt!“

Vergnügt sprang er von seiner Höhe hinunter und reckte sich.

„Sieh, sieh,“ murmelte er, „das Loch im Zaun hätt ich wahrhaftig nicht gesehen. Zur Vorsicht wollen wir's aber verstopfen.“

Er holte sich einen roten Ziegelstein und stellte ihn behutsam davor. Dann kehrte er in besserer Laune als vorhin zu seinem Bilde zurück. Er betrachtete es noch einmal, von links, von rechts, durch die hohle Hand — es war und blieb immer das Gleiche.

„Meine selige Mutter war eine brave Frau, aber daß sie mich Maler werden ließ —!“ Er seufzte tief auf. „Das Bild taugt nichts. Jedoch den Erdbeerdieb hab ich entdeckt. Sie hätte mich Kriminalkommissar werden lassen sollen!“ Und er schwenkte den Pinsel kühn durch die Luft und sang sein Leiblied, das auch sein Vater gern gesungen:

In Polen brummt ein wilder Bär,
Ihr Bienen, gebt mir den Honig her!
Denn ich bin groß und ihr seid klein,
Ihr sollt mir wahrhaftig nicht hinderlich sein!

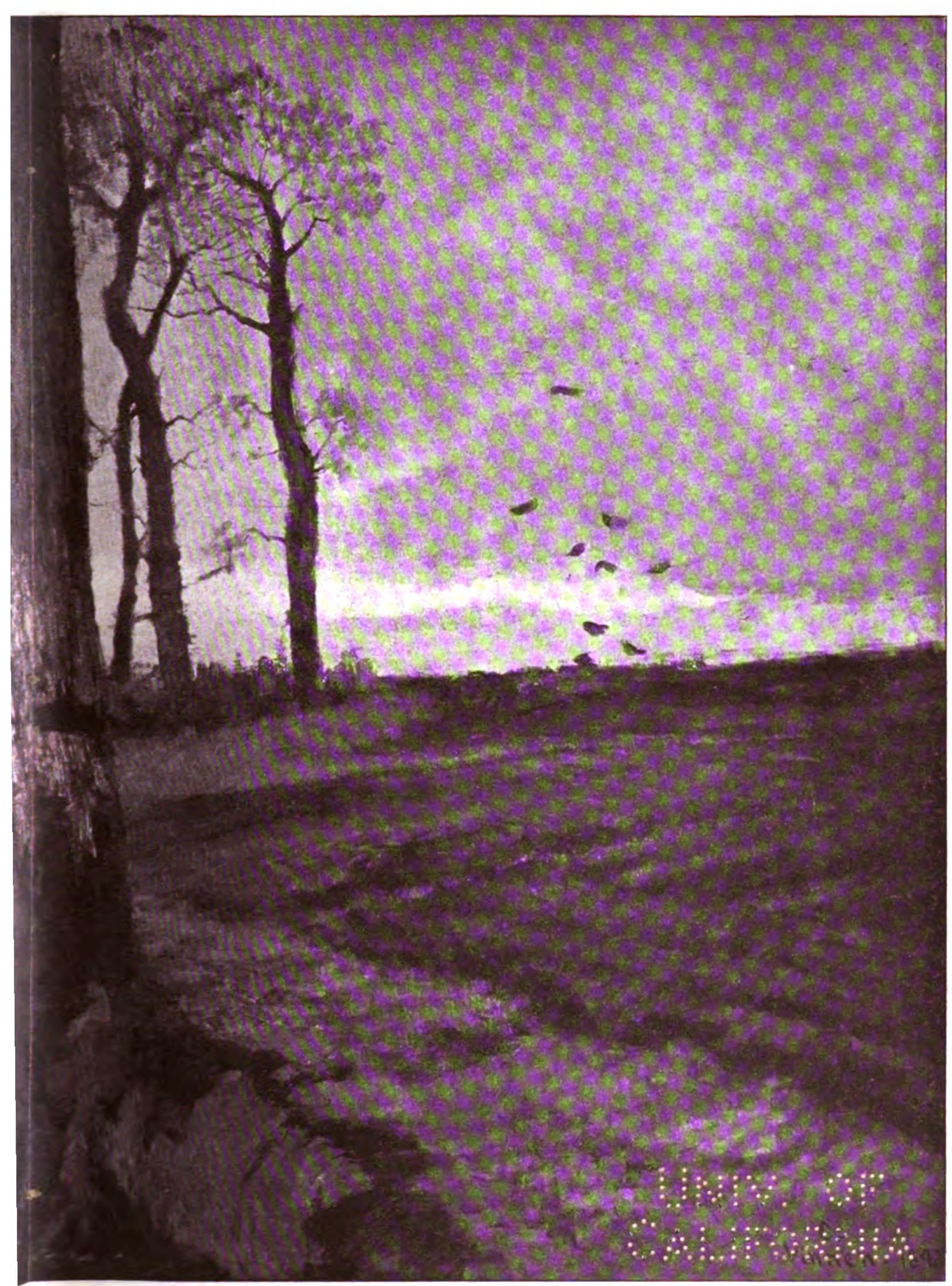
Da er von diesem schönen Liede zu seinem lebhaftesten Bedauern aber nur die erste Strophe konnte, so wiederholte er sie mit inniger Freude noch ein zweites Mal, bis sein Sangestrieb gestillt war.

* * *



Jll. D. Monatshefte. April 1899.

Karl Vinne



Zu Krummacher: Die Malerkolonie Worpswede.

n: Werden.

„Herr Timm!“ rief Frau Amtsrichter Heintze von draußen.

Er fuhr aus seinem Sorgenstuhl auf und sprang ans Fenster.

„Besuch?“ sagte er halb verwundert, halb ärgerlich. „Aber ich bitte Sie, gnädige Frau, wer soll mich denn besuchen? Ich kenn ja keinen!“

„Sogar Damenbesuch,“ lachte die junge Frau lustig. „Warten Sie nur ab!“ Und lachend verschwand sie im Hause.

„Damenbesuch,“ stöhnte Heinrich Timm verzweifelt. „Sapperlot — Sapperlot!“ Und er dabei so unordentlich! In fliegender Eile zog er seine Manschetten vor, strich sich mit den fünf Fingern schleunigst durchs Haar und zupfte energisch seine Krawatte herab, die einen ewig ungestillten Drang nach den Höhen hatte und stets über den Kragen hinausrutschen wollte. Mit einem Satze sprang er dann zum Spiegel. Zu spät. Er hörte bereits seine Haushälterin draußen brummen — Herrgott, und jetzt sah er erst, daß er noch seine „Pariser“ anhatte, die Morgenschuhe.

Die Morgenschuhe und Damenbesuch! Allbarmherziger! Es war zu spät zum Fliehen — es klopfte schon.

Es klopfte ganz leise und schüchtern.

„Herein!“ rief der Lange mit dem Mut der Verzweiflung und biß entschlossen die Zähne zusammen.

Die Thür ging auf.

Aber erstaunt blieb er in der Mitte des Zimmers stehen. Denn wer drückte sich da schüchtern gegen die Wand? Es war ja zum Lachen: die Diebin, die Erdbeerdiebin.

Heinrich Timm schämte sich fast. Mit einem Ruck stieß er seine Manschetten zurück, und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte er auch der Krawatte selber wieder den alten Schwung nach oben gegeben. Trotzdem war er im Grunde doch sehr zufrieden, daß es eine so kindliche „Dame“ war, die ihn besuchte. Er erholte sich auch schnell genug von seinem Staunen. „Na, Kleine, was willst du?“

Das Kind stand zögernd und unbeholfen, über und über erglühend, an der Thür.

„Bist du mal hier, so kannst du auch ganz reinkommen. Marsch, Fräuleinchen! Ist das Waldgrün denn nun abgegangen?“

Er trat auf sie zu, aber in Todesangst retirierte sie rückwärts.

Da mußte er lachen. „Hör mal, Mädel,“ sagte er, „wenn du glaubst, daß ich die kleinen Kinder aufesse, warum kommst du denn dann zu mir?“

Über das Gesicht des kleinen Fräuleins huschte zum erstenmal ein halbes Lächeln. Sie schob die Unterlippe etwas vor.

„Nein,“ sagte sie ungläubig, „das thun Sie nicht ... so dumm bin ich ... nicht mehr ... das thun nur die ... Hexen.“

„Na, also! Und trotzdem rückst du aus, min Döchting?“

„Weil ich ... so 'ne Furcht hab,“ antwortete sie zitternd, und plötzlich verzog sich das Gesichtchen — die langgezogenen Töne fingen wieder an.

„O weh,“ brummte der Maler und fuhr sich verzweifelt durchs Haar, „was mach ich jetzt mit dem Häufchen Unglück? So ein Würmchen! Pst! Na, komm doch mal her — ich thu dir ja nichts!“

Er nahm sie, zog sie an sich heran, streichelte ihr das Haar. Und mit thränenerstickter Stimme, den Kopf an seinen Ärmel gepreßt, brachte sie stoßweise heraus: „Ich wollt Sie ... schön bitten ... Sie möchten doch ... möchten doch nicht der Polizei ... mich anzeigen ... und auch nicht dem Lehrer ... und auch nicht ... den Eltern. Ich will's ja auch ... ganz gewiß nicht ... nicht wiederthun ... in meinem ganzen Leben nicht.“

Dazwischen kleine Pausen, in denen sie nur weinte.

„Ach so, jetzt versteh ich erst,“ erwiderte Heinrich Timm würdevoll und biß sich auf die Lippe. „Na, ich will mir's noch mal überlegen. Denn mit der Polizei — ja eigentlich wollt ich eben hingehen, Racker!“

Er log unverschämt und seelenvergnügt. Entsetzt flog ihr Köpfchen empor.

„Bitte, bitte, nicht, Herr Timm ... bitte, bitte!“

„Herr Timm?“ fragte er erstaunt. „Mädel, woher hast du meinen Namen? Kennst mich denn?“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich hab gefragt,“ antwortete sie und weinte noch immer leise.

„Wo? Wie? Bei wem?“

„Das Dienstmädchen von ... von Amts-

richters ... die Klara. Ich hab gefragt, ob sie mir nicht sagen kann ... wie der ... der Mann heißt ... mit ..."

„Mit?" fragte Heinrich Timm gespannt.

„Mit den langen Beinen," schluchzte das Kind.

Im ersten Augenblick war der Maler doch überrascht. Dann zog er sein linkes Gestell hervor, hob es und dachte: Recht hat sie, ein bißchen reichlich hat der liebe Gott schon gemessen!

Aber er hatte gleich einen Trost: von der Nase sagte das Ding nichts. Also schien ihr die Nase doch nicht allzu außergewöhnlich.

Er begnügte sich demzufolge damit, nur zu nicken. „Wie heißt du denn?" fuhr er dann in seinem Examen fort.

„Wollen Sie mich denn wirklich anzeigen?" jammerte sie, und ein stärkerer Thränenstrom rollte hernieder.

Das rührte ihn. Lieber Himmel, wie das Dingelchen weinte! Und alles wegen der lumpigen Erdbeere!

Gutmütig streichelte er ihr die nasse Backe. „Kindchen, Kindchen, nur nicht gleich so verzagt!"

Die paar Worte wirkten Wunder, das Weinen hörte auf, die Augen strahlten feucht.

„Lene Wittkop heiß ich," sagte sie vertrauensvoll, „wir wohnen gleich drüben."

„Wittkop?" wiederholte er lächelnd, „das sollt doch besser jetzt Blondkop heißen! Na ja, und mit den Erdbeeren, du Galgenstrick, — wie bist du nur darauf gekommen?"

„Ach," erzählte sie und schmiegte sich schon an ihn, „das war nämlich so. Ich lauf doch so gern in unseren Garten, wir haben auch ein Nest drin mit fünf Eiern, aber da darf ich nicht 'rangehen, und da ist doch das Loch im Zaun, und da hab ich gedacht, da kann ich doch mal meine Hand durchstecken. Und als ich die Hand durchgesteckt hab, da faß ich doch was —"

„... Und als ich die Hand zurückzieh," lachte der Lange, „waren Erdbeeren drin, und als ich die Erdbeeren in den Mund stecke, schmecken sie gut. Nicht wahr, so ist's doch gewesen? Ich sehe, du verstehst deine Sache. Aber wenn du wieder mal Geschmack auf Erdbeeren hast, dann komm schon lieber durch die Gartenpforte, mach einen Knix und sage: Herr Timm, ich habe Hunger auf das Bewußte! Diesen Weg zieh ich nämlich vor. Dabei sind wir wenigstens sicher, daß keine Pflanzen ausgerissen werden. Verstanden, Racker?"

Der Racker lachte jetzt vergnüglich. „Ja, Herr Timm, das werd ich machen."

Und nun, wo das Ärgste überstanden war, schweiften die Äuglein neugierig in dem Raume umher. Von der Staffelei nach den Wänden empor und von den Wänden in das offene Nebengelaß hinein.

„Lauter Bilder," sagte sie kopfschüttelnd. „Haben Sie die gemacht?"

„Oui, mademoiselle, zu deutsch: Aufzuwarten, Kleine. Hast du was dagegen?"

Sie blieb vor der Staffelei stehen.

„Herrje," rief sie entzückt, „da haben Sie ja dasselbe Grün 'raufgemalt, was Sie mir auf die Hand geschmiert haben!"

Er nickte. Auch das war schließlich eine Kritik. Und halb vorwurfsvoll sah er sein mißratenes Bild an.

„Nun will ich aber gehen," seufzte Lene Wittkop nach einer Weile. „Ich dank auch schön."

Sie reichte ihm die komisch kleine Hand, die jetzt wieder weiß war, machte ihren schönsten Knix und ging nach der Thür.

„Herr Maler —"

„Und was noch?"

„Wann kann ich ... denn wiederkommen? Morgen?"

„Sapperlot, Mädel," lachte der Lange, „du gehst ordentlich drauf. Na, meinetwegen — morgen."

„Dante. Ich bin ... nämlich so gern, wo's fremd ist. Und anzeigen thun Sie mich ganz gewiß nicht?"

„Nein!"

„Können Sie das schwören?"

Und Heinrich Timm hob drei Finger zum Eide auf und sagte feierlich: „Ich schwöre!"

* * *

Frau Bertha Wiesner, die Haushälterin des Malers, kramte unwirsch in der Tasche.

„Da sind zwanzig Pfennige," sagte sie und drückte dem wartenden Postboten zwei Nickelstücke in die Hand. „Aber's nächste Mal wird es nich abgenommen!"

Brummig trottete sie dann zur Thür des Schlafzimmers und klopfte.

„Schon wach, Herr Timm?“

„Was giebt's denn?“ tönte seine Stimme zurück, und fast gleichzeitig klatschte ein ganzer Wassersturz.

„Er gießt wieder,“ seufzte die Wiesner für sich. „Das Waschwasser gießt er sich über'n Kopf. Hat ein Christenmensch schon so was gesehen!“

Unschlüssig stand sie ein Weilchen und hörte dem Treiben drinnen zu.

„Ich steck man hier ein'n Brief durch,“ rief sie dann laut. „Wieder 'n unfrankierter! Zwanzig Pfennig hab ich ausgelegt.“

Ein Grunzen kam als Antwort zurück, das die brave Frau verschieden auffassen konnte. Sie zog es vor zu verschwinden und das Kaffeewasser aufzusetzen.

Heinrich Timm rieb sich inzwischen mit dem dicken Frottiertuch krebsrot und gönnte sich dann etwas Ruhe. In Hemdsärmeln setzte er sich an das Fenster. Als er nach dem Briefe langte, verzog sich seine Stirn. „Natürlich — Düsseldorf!“

Ärgerlich drehte er das Couvert ein paarmal um. Es war auch merkwürdig genug. Die Adresse in Schnörkelschrift, auf der Rückseite in ein paar kühnen Bleifederstrichen das wohlgetroffene Porträt von — Heinrich Timm, die Seiten beklebt mit gummiertem Markenpapier.

„Narreteien,“ kränkte sich der Lange. O, was darin stand, das ahnte er längst! Heftiger, als es seine Art war, riß er den Brief auf.

„Langer Laban!

Seit wir vor einem halben Jahre deine Residenz ausbaldowert, fliegen unsere Gedanken natürlich in allen Nöten dieses jämmerlichen Lebens zu dir. Du bist jedenfalls ein braver Philister geworden und wirst wohl nächstens in den heiligen Ehestand stelzen. Thu's, Laban — 's ist das beste für dich! Und in die Gefahr, daß deine Frau mal die Hosen an hat, kannst du dabei ja auch nicht kommen, sintemal sie in deinen rettungslos versinken würde.

Malst du übrigens noch immer? Und was? Dein Ruhm lebt hier weiter, bei den jüngeren Semestern ebenso wie bei uns älteren. Wir haben so viel von deinen Bildern erzählt, daß der Teufel jetzt wissen mag, was wahr und was erlogen ist. Nur das eine steht fest: du bist der geborene Kunstmäcen. An diesen appellieren wir auch heute.

Ach, Laban! Lieber guter Laban! Du warst ja immer etwas fürs Ideale — trag zu seinem Sieg über die ‚roh materiellen Mächte‘ des Lebens auch heute bei. Nämlich Miegel und ich wollen eine Kunstreise machen. Aber leider bin ich bereits wieder in der Leberwurst-Epoche. Du weißt doch noch: erst kommt die goldene, mittags warm, abends warm, dann die silberne, wo das warme Abendbrot schon protzenhaft ist und ausscheidet, dann — ach, Laban! — die Leberwurst-Epoche, mittags Leberwurst, abends Leberwurst, denn mit einem Zipfel für dreißig Pfennig läßt sich ein halbes Fünfgroschenbrot schmieren. Dadrin bin ich jetzt — kannst dir's vorstellen! Und nun soll ich noch die Reise machen! Mensch, es hilft nichts, du mußt mir fünfzig Reichsmark pumpen. Sag selbst, es ist doch bescheiden genug. Nicht nur, daß du mir aus der Leberwurst heraushilfst — auch die deutsche Kunst soll dir's danken!

Laban — thue Herz und Beutel auf! Schick mir die Kleinigkeit per Postanweisung oder noch besser: eingeschriebenen Eilbrief. Wie sieht solch Fünfzigmarkschein eigentlich aus? Muß doch fabelhaft sein!

Also nicht wahr, schimpf erst tüchtig wie früher — sapperlot, Laban! — aber dann laß auch diesmal nicht im Stich

deinen alten Hans Brühl.“

Heinrich Timm hatte ein immer böseres Gesicht gemacht, je weiter er in der Entzifferung dieses merkwürdigen Schriftstückes kam.

„Unfrankiert noch dazu!“ trumpfte er dann auf und schleuderte den Brief auf den Tisch. „Was sich die Bande nur einbildet! Als ob man wirklich bis zum Halse in lauter Gold säße!“

Er konnte sich vor innerer Erregung knapp seinen Kragen aufknöpfen. Als er endlich damit fertig war, lief er mit langen Schritten die Stube auf und ab.

„Leberwurst,“ knurrte er, „wie kann denn ein Mensch von Leberwurst leben! Das

muß ihm doch schaden, zum Teufel! Und ein Talent ist der Hans Brühl. Seine Landschaften sind ein bißchen anders als die eines gewissen Heinrich Timm. Jawohl, aufzuwarten! Und Leberwurst — Leberwurst —!"

Er nahm den Brief von neuem vor und ärgerte sich wieder. „Da lebt man solide, verbraucht wenig, um dieser Bande alle vier Wochen beizuspringen! Nein, mein Söhnchen, so dumm sind wir nicht. Die fünfzig Mark mag dir ein anderer geben, oder meinetwegen blas' sie dir. Von mir kriegst du sie nicht, basta!"

Er hatte sich ordentlich in Wut geredet; wütend riß er die Thür auf und ging durchs Wohnzimmer nach der Veranda. Frau Wiesner langte dort gleichzeitig mit dem Kaffee an.

„Frau Wiesner!"

„Herr Timm —"

„Soll ich mich denn ruinieren für die Bande," fuhr er sie an. „Was sagen Sie dazu? Es ist eine Schande! Und Akademiker, Künstler!"

„Ach Gott, ach Gott," seufzte die Alte und trat einen Schritt zurück.

„Nicht wahr?" triumphierte er, „Ihr gesunder Menschenverstand sieht das ein! Denken Sie doch: Akademiker, Künstler! Was sagen Sie nur dazu: Mittags Leberwurst, abends Leberwurst; mittags Leberwurst, abends Leberwurst — und so immer weiter, acht Tage, vierzehn Tage, drei Wochen! Und noch dazu ganz dünn geschmiert — he? Dabei soll man bestehen!"

Die Alte sperrte zuerst sprachlos den Mund auf. Aber dann legte sie los: „Ja, Herr Timm, wenn Sie so anfangen — nee, nee, dann lassen Sie mich man gehen, wenn Sie so anfangen wollen! Fünfundfünfzig Jahre bin ich alt geworden, und ein guter Happenpappen, der hält Leib und Seele zusammen, den will ich auch haben. Mittags muß was Warmes auf dem Tisch sein und nich so 'ne Scheibe Leberwurst, und wenn Sie bei der Leberwurst bleiben wollen —"

„Also Sie meinen auch, kein vernünftiger Mensch kann davon leben?"

„Keiner," sagte Frau Wiesner, im Innersten empört.

„Da haben wir's," jammerte der Laban, „da haben wir's ja. Es ist schade um sein Talent. Denn seine Landschaften —"

Kopfschüttelnd überlegte er hin und her. Eine halbe Stunde später aber mußte Frau Wiesner eiligst zur Post. Ihre Haubenbänder flogen; fünfzig Mark klangen und klimperten in ihrer Rechten. Sie lief diesmal gern, denn wenigstens hatte „der Herr" sie über das Essen beruhigt.

Heinrich Timm schleppte nach ihrer Rückkehr seine Staffelei in den Garten. Er konnte ja heute mal sein Glück versuchen. Aber er that wenig oder gar nichts. Der Tag war zu schön, und er hatte ein Freudengefühl noch obendrein im Herzen. Wohl schimpfte er noch ein paarmal „Bande!", aber wenn er an das Glück dachte, das Hans Brühl empfinden würde, wenn der Geldbriefträger in sein kahles Zimmer trat, dann lief's ihm selber warm den Rücken hinab.

Die Sonne brannte, auf dem Gartenweg saß einen Augenblick lang ein Rotkehlchen; das drehte hastig den Kopf, und die klugen Äuglein blitzten. Ein Stachelbeerfalter verlor sich in den Büschen. Wie wunderschön doch die Welt war!

Heinrich Timm wollte eben vor Übermut sein Leiblied beginnen, als drüben ein merkwürdiger Husten ertönte. Er war beabsichtigt.

Über des Malers Gesicht flog ein Lächeln.

„Aha," nickte er, „die kleine Kröte."

Auch er räusperte sich vernehmlich.

Wieder ein Husten, stärker jetzt. Ein neues „hm, hm" von seiten des belustigten Labans.

Endlich klopfte es an den Zaun.

„Herr Maler!"

„Ja?"

„Darf ich rüberkommen, Herr Maler?"

„Immer nur zu, Racker!"

„Hurra!" schrie's drüben, und fünf Minuten später klirrte die Gartenpforte. Lene Wittkop kam leuchtenden Auges den Gang hinunter.

Sie begrüßten sich schon ganz wie alte Freunde und plauderten von tausend geringfügigen Dingen. Ab und zu that der Lange wohl auch einen Pinselstrich, meistens aber zog er es vor, von der blauen Luft in die

klaren Kinderaugen und von den klaren Kinderaugen in die blaue Luft zu sehen.

„Hast du zu Hause auch gesagt, wohin du gehst?“ fragte er dann nebensächlich.

„Wo werd ich denn!“ lachte sie verschmitzt. „Vater ist streng. Darf ich mich hier hinlegen?“

„Auf den Rasen? Warum nicht! Aber keine Flecken ins Kleid machen.“

„Ach das!“ sagte sie geringschätzig. „Das ist ja das alte. Aber ein neues hab ich — da werden Sie Augen machen!“

Er ließ sich geduldig jede Einzelheit beschreiben. Sie lag dabei auf dem Rücken und blinzelte in die Sonne. Als es ihr zu warm ward, rückte sie ein wenig weiter, warf sich herum und trällerte vor sich hin, während ihre Stiefelspitzen im Takt auf den Rasen hämmerten.

So war eine ganze Zeit vergangen.

„Herr Maler,“ fing Lene plötzlich an und konnte sich vor Lachen nicht halten.

Er drehte sich gar nicht um, er pinselte gerade an einem Baumwipfel herum, der nicht gelingen wollte.

Als er nicht hörte, zupfte das kleine Fräulein ihn energisch hinten am Rockzipfel.

„Ja, was denn?“ fragte er ungeduldig.

„Herr Maler, wo haben Sie ... Sie nur Ihre ... Nase her? Sie ist so komisch!“

Als hätte der Blitz neben ihm eingeschlagen, fuhr Heinrich Timm herum.

„Mädel!“ brachte er nur heraus. „Also doch!“

Da hatte er sich gestern schon was darauf eingebildet, daß sie nur seine Pedale als abnorm bemerkte, seine Nase aber nicht erwähnenswert fand. Nun war das die Strafe.

Wo haben Sie Ihre Nase her? Und das Ding lachte dabei übers ganze Gesicht.

„Gestohlen wahrhaftig nicht,“ brummte er halb ärgerlich und halb belustigt über ihr Vergnügen. „Wenn ich sie gestohlen hätt, wär ich ja ein schöner Narr. Dann hätt ich mir gleich eine bessere genommen. Die ist aber nun mal angewachsen und wird's bleiben, basta!“ Nach einer Pause fügte er hinzu: „Übrigens geht dich naseweisen Strick das gar nichts an!“

„Sie brauchen sich ... auch gar nicht so sehr darüber zu ärgern. Sie ... sie paßt zu Ihnen ... jawohl ... so im ganzen ...“

„Sie paßt zu mir! Nun hör ein Mensch: sie paßt zu mir!“ Er mußte lachen, ob er wollte oder nicht. „Hätt man dem Racker so viel Bosheit zugetraut! Da möchte man doch wirklich gleich den Pinsel nehmen und —“

„Wieder anstreichen?“ fragte Lene bestürzt und sprang auf. „Nein, nein, nein!“

Sie verbarg ihre Hände hinterm Rücken.

„Das ist ein schreckliches Grün, was Sie da haben, Herr Maler.“

„Hm, dann nehmen wir diesmal Zinnober, Kindchen — was meinst du?“

Aber Lene Wittkop wollte nicht.

*   *
*

Es wurde merkwürdig mit ihnen beiden. Kaum ein Tag, wo die Kleine nicht geschmeidig wie ein Kätzchen in seine Thür schlüpfte. Er ließ sich's gern gefallen. Einsam genug war er ja. Wenn er manchmal auf dem Diwan lag, auf dem seine Beine bekanntlich nur zum Teil Platz hatten, ward ihm ganz wunderlich zu Mute. Es kam ihm vor, als sei er noch selbst ein Kind, das in der Fremde wäre, als sei es ganz unmöglich, daß er, der Maler Heinrich Timm, nun Zeit seines Lebens unter ganz unbekannten Leuten seine Tage verbringen sollte, daß er für sich allein sorgen mußte, daß nicht seine Mutter für ihn, den großen Jungen, alles that.

Er hatte ein merkwürdiges Heimweh dann. Er wartete förmlich, daß wieder ein Brief kam, der ihn nach Hause rief, wie in der ersten Zeit seines Akademiebesuches. Lieber Himmel, jeder mußte doch so eine Stätte haben, wo er daheim war, wo er sich zu Hause fühlte. Das Leben hier mit Frau Wiesner, der Wirtschafterin — nun ja, er wollt nicht klagen, behüte! Aber wenn das so Jahre, Jahre, Jahre weitergehen sollte — jämmerlich, das nur auszudenken! Er würde immer Bilder malen, die nichts taugten, und eins aufs andere packen, bis ganze Stöße da waren voll teurer Leinewand. Und jeden Monat einmal würden Amtsrichters ihn zum Essen bitten. Er hörte die junge Frau schon sagen: Nehmen Sie noch etwas Braten, Herr Timm? Die Erdbeerbeete allein konnten doch auch nicht trösten darüber!

Kreuzunglücklich lag er in solchen Stunden

da und zog ächzend die Beine nach oben. Was thun? Wie diese schönen Aussichten ändern? Sich verheiraten? Er? Er? Die Hübschen, Guten, die er vielleicht haben mochte, die nahmen ihn doch ganz gewiß nicht — vide Beine und Nase! —, die anderen aber, ja prost Mahlzeit, dafür bedankte er sich. Außerdem: in Damengesellschaft war er doch eigentlich auch heillos schüchtern. Als Junge von Achtzehn hatte er sich einst verliebt. Drei Stunden war er täglich umhergelaufen, um seine Angebetete zu treffen. Und kam sie ihm entgegen, dann kriegte er plötzlich einen solchen Totenschreck, daß er einen großen Bogen um sie herum machte. Das lag nun zwar weit hinter ihm, aber geblieben war doch diese gewisse Schüchternheit. Übrigens waren ihm auch alle Weibsen der Gotteswelt herzlich gleichgültig. Wenn er sich einsam fühlte, so dachte er nur immer an seine Mutter und sein Elternhaus — an niemand sonst.

Der kleine Racker jetzt machte ihm Spaß. Er hörte dem lustigen Geplauder gern zu, korrigierte allmählich Lenes sämtliche Schularbeiten, vertiefte sich noch einmal ihretwegen in die Geheimnisse schwieriger Rechenexempel und ließ sie nach Herzenslust in all dem Trödel wühlen, den er von Hause mitgeschleppt und aufgespeichert hatte. Er war ein konservativer Mensch und hatte nicht ein Stück von dem Hausrat seiner Eltern verkauft. Deshalb war er gezwungen, eine größere Wohnung zu nehmen, als er sie eigentlich wohl brauchte.

So ging ein Monat nach dem anderen hin. Die Welt zog das grüne Kleid aus und das weiße an. War Lene Wittkop früher meist in den Garten zu ihm gekommen, so saß sie jetzt bei ihm in der geheizten Stube. Die Glanztage für ihn und für sie waren der Mittwoch und der Sonnabend: da war die Schule nachmittags geschlossen, und pünktlich um drei Uhr klopfte der Blondkopf an seine Thür.

In all ihre kleinen Geheimnisse ward er allmählich eingeweiht. Hatte er zu arbeiten, so saß sie ruhig da, spielte mit ihrer Puppe, sprach mit ihr, prügelte sie, ließ sie „abbitten“ und brachte sie „zu Bett“. Heinrich Timm stand dann wohl vor seiner Staffelei und that, als wär er eifrig beschäftigt — aber in Wahrheit hörte er lächelnd ihrem Geplauder zu. Oder sie schrieb auch wohl in der großen steifen Kinderschrift die Aufgaben für den nächsten Schultag nieder. Am herrlichsten aber war es, wenn sie beide Gesangsstunde hielten. Die Hände auf dem Rücken ging der Maler mit seinen langen Beinen um den runden Eßtisch herum. Lene Wittkop ernsthaft hinter ihm drein, die Arme gleichfalls auf dem Rücken gekreuzt. Und wenn dann sein Baß dröhnte:

„In Polen brummt ein wilder Bär:
Ihr Bienen, gebt mir den Honig her —“

— so fiel sie mit ihrem dünnen Sopran ein, daß es ein gar schauerlich-schöner Gesang ward. Frau Wiesner, die einmal dazu kam, schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Der Lange voran, die Krabbe hinter ihm her, beide fast feierlich — — „nee, nee,“ sagte sie draußen zu Amtsrichters Dienstmädchen, „ganz richtig ist es mit dem doch nicht! Mein Vater sagte immer: Schauspieler, Barbiere und Künstler haben immer so 'n kleenen Wuppdich und Sonnenstich!“

Schließlich hatte sich Heinrich Timm so gewöhnt an die Krabbe, daß er unruhig auf- und ablief, wenn sie mal nicht rechtzeitig oder etwa gar nicht kam. Im letzteren Falle stieg er auf den Boden, steckte den Kopf zur Dachluke hinaus und sah über den Holzzaun fort nach dem Nachbarhaus. Dann wußte er: durfte Lene die Wohnung nicht verlassen, so war sie wenigstens am Fenster und telegraphierte ihm Zeichen hinüber. Erst das beruhigte ihn: wenigstens war sie nicht krank.

Das ging so weiter, als müßt es so sein. In Heinrich Timms Leben kam absolut keine Änderung. Gleichförmig wickelte sich ein Tag nach dem anderen ab, höchstens daß mal ein neuer Brief aus Düsseldorf kam. Hans Brühl hatte leider eine Epoche entdeckt, die noch hinter der Leberwurst-Epoche lag: er nannte sie die Limonadenzeit. Dann gab's wieder ein gewaltiges Brummen im Hause, und schließlich ward doch eine Postanweisung ausgefertigt.

Lene ließ die Puppen allmählich beiseite und trug einen Mozartzopf. Ihre Schrift ward weniger eckig, ihr Sopran etwas stärker, die Rechenexempel erreichten einen Grad von Schwierigkeit, daß der Laban achsel-

zuckend erklärte, er könne nicht mehr mit. Schlimmer als die Exempel aber war der nächste Sommer, der total verregnete. Auch er zog vorbei, der folgende machte seine Sünden wieder gut. Dann biß der Storch die junge Frau Amtsrichter ins Bein und ließ ein Söhnchen da. Heinrich Timm schimpfte über den Zuwachs. Das Geheul konnte ihn rasend machen. Aber wenn er polterte, stellte sich Lene blitzenden Auges vor ihn hin und sagte: „Pfui, Herr Maler! So 'n niedliches kleines Wurm!"

In diesem Sommer ward sie dreizehn.

Eines Nachmittags kam sie wie gewöhnlich zu ihm. Er malte schon seit langem wenig oder gar nicht. Es gab so Wochen, wo er absolut keine Lust dazu hatte, um dann, wenn diese Zeit vorüber war, sich mit wahrem Feuereifer an etwas Neues zu machen.

Auf seinem Tische lag ein Buch aufgeschlagen. Sein ganzes Gesicht glänzte, er war ordentlich feierlich.

„Sapperlot, Mädel," sagte er, „da hab ich eben was gelesen! Himmel und Hölle!"

Mit noch längeren Schritten als sonst ging er im Zimmer auf und ab.

„Einen Roman?" fragte sie und guckte neugierig nach dem Tisch hinüber.

„Unsinn," knurrte er, „... Roman! Hat sich was! Ein Buch über Künstler, Kröte — verstehst du, über Künstler!"

Er hatte sie bei den Ohren genommen.

„Und?" fragte sie.

„Und der Mann hat recht," sagte Heinrich Timm fast feierlich, „recht hat er, ich fühl's — hier fühl ich's!"

Er schlug sich auf die Brust, daß es schallte. „Komm her, Racker; zwar bist du noch viel zu dumm dazu, aber vielleicht verstehst du's doch! Weißt du, was er sagt? Er sagt, es hätte Künstler gegeben, die sich Jahre und Jahre abgequält haben, ohne was Rechtes zu stande zu bringen. Sie sind dreißig und älter darüber geworden, hatten längst an sich verzweifelt — und dann plötzlich kam die Krisis, der Wendepunkt, und da machten sie was, so was Herrliches, das die Jahrhunderte überdauert, Lene. Was sagst du dazu?"

Sie sagte nichts; es war ihr eigentlich gleichgültig.

„Über dreißig und älter!" wiederholte Heinrich Timm. „Und das waren noch manchmal die besten!"

„Wie alt sind Sie eigentlich, Herr Maler?" fragte Lene höflich.

Er blieb verblüfft stehen.

„Ich?" brummte er. „Wie kommst du darauf? Wie alt ich bin! Auch eine Frage. Einunddreißig — aufzuwarten."

„Einunddreißig," sprach sie bewundernd nach. „Gerade die umgekehrte Zahl — ich bin doch dreizehn. Wie lange Sie doch eigentlich schon auf der Welt sind!"

„Allerdings," warf er ein und kreuzte die Arme. „Im übrigen will das jedoch gar nichts sagen, mein Kind — gar nichts! Hier steht's — schwarz auf weiß! Gerade dann kommt oft der Wendepunkt, und vor einem Wendepunkt steh ich, das fühl ich. Deshalb konnt ich auch nicht malen die letzte Zeit. Was ich so früher gemacht hab ... Blech, Racker, öde Schmiererei, Blödsinn! Aber nun kommt's — ich sag dir. Das ist der Wendepunkt, ich sag dir: das ist der Wendepunkt!"

Er war aufgeregt, begeistert. Und Lene begeisterte sich auch. Wofür, wußte sie nicht; das mit dem Wendepunkt verstand sie nicht. Aber sie begeisterte sich.

„Und morgen fang ich an," sagte Heinrich Timm zum Schluß.

Er that's auch wirklich. Er konnte gar nicht früh genug aufstehen. Für alles andere hatte er das Interesse verloren. Es schien ihm, als durchströme ihn eine neue unbekannte Kraft. O, wie oft reckte er jetzt seine Arme in heller Schaffensfreude empor! Zum erstenmal glaubte er selbst an sich. Sein Bild — sein Bild! Wie eine Offenbarung war's ihm gekommen. Mit einer fast heiligen Andacht malte er daran. Und wenn er von seinem Spaziergang heimkehrte, schlich er sich oft wie ein Dieb vor die sorgsam verhüllte Staffelei, lüftete den Vorhang und sah es mit freudigem Staunen an.

Sogar Lene Wittkop trat jetzt zurück für ihn. Er kümmerte sich weniger um sie. Er hatte nur noch einen Gedanken: sein Bild.

Natürlich war Lene damit gar nicht zufrieden. Als er ihr jedoch sogar verbot, das entstehende überhaupt anzugucken und ihm bei der Arbeit zuzusehen, da trumpfte sie auf.

„Nein, Herr Maler,“ sagte sie, „so eklig, wie Sie jetzt sind, waren Sie aber auch nie. Das dumme Geschmiere! Sie stellen's ja doch nur in die Ecke!“

„Meinst du?“ antwortete Heinrich Timm hoffnungsvoll. „Vielleicht auch nicht, Kindchen! Wenn's nur erst weiter wär! Wenn es so fertig wär, wie ich's haben will!“

Die Brust war ihm zu voll; er konnte nicht arbeiten. Das grüne Tuch nahm er vor und deckte es drüber.

„Kindchen,“ murmelte er zärtlich und streckte sich auf den Rasen hin, „wenn's doch nur einmal was würde!“

Er mußte einen haben, um sich auszusprechen.

„Diesmal versuch ich's, diesmal schick ich's hin auf die Ausstellung. Da werden sie von dem Heinrich Timm nicht mehr sagen, er sei ein gräßlicher Stümper. Paß auf, Kleine — ich seh's schon hängen. Und dann reisen wir hin, holla, abgemacht! Ich bitt deine Eltern extra um Erlaubnis. Du warst ja doch dabei, wie ich's gemalt hab.“

„Und seh's nicht mal,“ warf sie schmollend ein.

„Später, Kindchen, später. Wenn's erst so halbweg fertig ist. Du bist die erste, die's sehen soll. Das schwör ich dir. Ja, und dann in der Kunstausstellung, dann kommen wir so reinspaziert in die Säle und gehen so durch, bleiben hier stehen, da stehen, bis plötzlich ein Bild vor uns hängt, wovor immerzu Menschen stehen. So viel Menschen, daß du gar nicht rübergucken kannst, Kleinchen. Und dann fragst du: Herr Maler, Sie sind ja groß — von wem ist denn das Bild da? Nein, es ist zu dumm, aber es ist von —“

Er hielt plötzlich inne. Vor diesem Kinde plauderte er die geheimsten Gedanken seiner Seele aus, als ob es selbstverständlich wäre. Wie kam er dazu? Verstand sie ihn denn? Durfte er überhaupt so mit ihr reden?

Ihm ward heiß. Es wurmte ihn innerlich. „Von wem ist denn dann das Bild?“ fragte Lene Wittkop plötzlich.

Da fuhr er auf.

„Von niemand,“ polterte er sie an. „Überhaupt was sind das alles für Geschichten! Spiel lieber mit Puppen und mach deine Schularbeiten, als hier um die Bilder rumzuhocken. Jawohl, brauchst gar nicht zu lachen.“

Mit großen Augen sah Lene ihn an. Er aber drehte sich brummig um und blieb für die nächste Viertelstunde schweigsam. Aber bald war der kleine Ärger über sich selbst verwunden. Und dann träumte das große Kind wieder mit offenen Augen. Er sah nach oben in die ziehenden Wolken, er sah nach der Seite, wo die grünen Sträucher sich leise schaukelten, er folgte dem Fluge seliger Falter.

Was die anderen alles redeten! Er hätte keine Phantasie, es wär etwas Steifes und Trockenes in seinen Bildern — laß sie doch reden, Heinrich Timm! Wenn nur erst das neue da ist, wie sollten sie alle dann Augen machen. Der Hans Brühl — nein, das würde ja doch zu komisch werden, wenn der fortwährend in den Kunstberichten las: Ein herrliches Gemälde von Heinrich Timm u. s. w.! Der pumpte ihn dann gleich vor Schreck um das Doppelte an. Sollt es haben — sollt es mit Freuden haben! Was brauchte er dann den schnöden Mammon!

Er sah sein neues auch schon vor sich: ringsum Frühlingswaldung; erstes Grün; zart, schüchtern fast, duftig, und dadurch reitet ein schöner nackter Knabe mit goldenen Locken, der Märchenprinz Frühling; seine Augen sind hold und leuchten, er bläst die Schalmei, während die Zügel lässig auf dem Hals seines weißen Rosses ruhen.

Das Leichte, Sonnige, Märchenhaft-Duftige — wenn er das nur erst heraushätte! Aber er mußte es kriegen, diesmal mußte er. Denn diesmal glaubte er ja an sich.

Mit neuer Kraft und Stärke arbeitete er weiter. Selten war er so fleißig gewesen. Nur Spaziergänge machte er, über die Wiesen und nach dem Walde hin — aber er beachtete die Blumen nicht wie sonst. Das Wiesenschaumkraut, zu dessen zarten Farben er sich früher gern herabgebeugt, blieb achtlos liegen. Er dachte nur an die Farben seines Bildes.

Und einmal, als er gar zu glückselig war, als dieses Bild vor seinem Geiste stand in herrlicher Schöne und lockendem Glanz, als er die Augen des nackten Märchenknaben sah wie die Augen eines königlichen Siegers, der lebenerweckend dahinzog, da blieb er

stehen, mitten auf der Wiese, da war es ihm, als fühle er schauernd etwas in sich, was er selbst nicht mehr war.

„Mensch," stammelte er, „du bist ja ein Genie ... ein Genie!" Und mit seinem langen Körper verbeugte er sich wie vor etwas Unsichtbarem.

Der Gedanke berauschte ihn. Aber nicht lange. Dann stockte sein Fuß plötzlich wieder. Diesmal jedoch war sein Gesicht brummig.

„Heinrich Timm," redete er sich an, „mein lieber Junge, du bist auf dem besten Wege, größenwahnsinnig zu werden. Verstanden? Pfui, schäm dich, bist du deshalb so alt geworden? Wart ab, Jungchen. Denn eigentlich ist die Geschichte doch faul, sogar oberfaul. Erst zeig mal deine Pranke, und dann verbeug dich davor, basta! Wird hier noch üppig werden, sapperlot!"

Die Wochen verstrichen. Bald himmelhoch jauchzend, bald zu Tode betrübt malte Heinrich Timm an seinem Meisterstück. Wenn er davorstand, ergriff ihn manchmal eine ganz gewaltige Verzagtheit. Dann schien es ihm, als wär nun doch wieder alles steif, hölzern, duftlos geworden, als entströme dem Ganzen nicht die zwingende innere Kraft. Aber hatte er ihn dann im Geiste vor sich, den Reiter Frühling, dann kamen die hoffärtigen Gedanken wieder, und er träumte sogar einmal von der großen Goldenen.

Es war gerade an einem Vormittag — Lene hatte Ferien. Alle fünf Minuten lief er um das Rondell und schwenkte den Pinsel. „Die große Goldene," murmelte er — „ha, Jungchen, Jungchen!"

Aber er war zu Tode erschrocken, als Lene Wittkop fragte: „Was ist denn das, die große Goldene, Herr Maler?"

„Unsinn," sagte er verlegen. „Das ist nur für große Künstler, kleine Neugier, verstehst du ... für die ganz großen! Die kriegen sie — die Medaille nämlich."

„Ach so, da wollen Sie sie mit dem Bild da haben, dem geheimnisvollen, nicht?"

„Racker," wetterte er entsetzt, „wenn du das einer Menschenseele erzählst, den Hals dreh ich dir um!"

„Ich?" fuhr sie empört auf. „Sie denken wohl auch, ich bin wie die anderen? Ich und erzählen — bah!"

„Na ja, ja," brummte er, „schon gut." Aber seitdem sprach er von der großen Goldenen nie und verscheuchte auch jeden Gedanken daran.

Schließlich kam der Tag, wo Lene das Bild zum erstenmal recht sehen sollte. Er hatte lange probiert, wo es in der besten Beleuchtung stand, und in einer ganz merkwürdig unruhigen Erwartung ging er auf und ab. Woher nur die Unruhe kam? Er fing an, sein Leiblied zu pfeifen, aber über den wilden Bären kam er nie hinaus.

Wo blieb denn das Mädel heut, zum Teufel? Endlich kam sie.

Erwartungsvoll standen sie beide vor der Hülle — der Maler mindestens ebenso neugierig wie das Kind.

„Da," sagte er mit jähem Entschluß und zog das Tuch fort.

Er trat zurück. Er hatte ein „Ah!" oder „O!" erwartet — es kam nicht. Und nun hatte er während der paar Sekunden eine Heidenangst, daß ihr das Bild nicht gefallen könne. Es war ja so schrecklich dumm ... dieses Kind, das noch rein nichts verstand von allem ... aber er hatte einmal diese Angst, als müßt ein Wort seinen Glauben brechen, seine Freude zerstören, ihn zum unglücklichen Menschen machen.

Lene Wittkop kniff ein Auge zusammen und besah sich die Leinwand sehr genau. Es spielte immer verräterischer um ihre Mundwinkel. Endlich lachte sie laut auf.

„Mädel!" schrie Heinrich Timm entrüstet.

„Aber Herr Maler ... Das ist ja ... ist ja ..."

„Was, zum Donnerwetter?"

„Unanständig!" griente sie. „Da ... der hier ... der hat ja ... keine Sachen an."

Jetzt mußte der Lange mitlachen.

Das war nun eine Kritik — diese Kröte! Das sah sie zuerst. Nein, es war zum Tollwerden.

„Und sonst —?"

„O, es gefällt mir," antwortete Lene Wittkop würdig. „Der Schimmel ist auch so hübsch. Ist das der vom Landrat?"

Heinrich Timm hörte nicht mehr. Er hörte nur: „Es gefällt mir!" Und treuznärrisch vor Freude packte er sie und tanzte ein paarmal wild mit ihr herum, bis sie beide außer Atem waren.

„Was?" sagte er dann und verhängte schleunigst sein Meisterwerk wieder, wie um jede weitere Kritik abzuschneiden — „das ist was! So was hab ich noch nie gemacht! Und jetzt geht's an die Jury — jawohl, Kindchen, das ist etwa nicht so einfach. Da werden überhaupt nur die besten Gemälde angenommen. Wer einmal ausstellt, der ist schon was!"

Noch am selben Tag lief er zum Tischler, der ihm eine funkelnagelneue Kiste bauen mußte. Eine Mutter konnte ihr Kind nicht vorsichtiger verpacken, als er's that. Er und Lene inspizierten. Und als schließlich der Deckel aufgelegt war und der Meister den ersten Nagel einschlagen wollte, sagte Heinrich Timm würdig: „Lassen Sie einmal, Meister. Bei wichtigen Anlässen thut immer der Kaiser den ersten Hammerschlag und dann erst die anderen. Einen Kaiser haben wir nicht hier. Ergo bin ich der nächste dazu und der zweite ist die Lene."

Damit nahm er den Hammer.

„Viel Glück!" sagte er und schlug auf den Nagelknopf.

Lene, ganz Würde, machte es ihm nach: „Viel Glück!" Damit trieb sie den zweiten Nagel hinein.

So ging Heinrich Timms Meisterwerk in die Welt hinaus.

* *
*

Der Amtsrichter war ärgerlich. Er putzte seine Brille intensiver, zuckte die Achseln und sagte: „Ich begreife nicht, liebe Lisbeth, was dich die ganze Geschichte eigentlich angeht. Laß doch jeden nach seiner Façon selig werden."

„So?" entgegnete sie etwas spitz. „Ich denke doch, man hat da eine gewisse Verantwortung. Ich bin doch hier mal die Hausfrau, die nach dem Rechten sehen muß und sich selbstverständlich auch um die Mieter zu bekümmern hat."

„Das läßt sich juristisch nicht halten," antwortete er und hielt die Brille gegen das Licht.

„Und dann," fuhr sie fort, „wird man doch seine Meinung äußern können über das, was man sieht. Ich sag noch einmal, ich begreife nicht, was der Maler an dem Balg absieht. Die Freundschaft ist ja mit der Zeit immer dicker geworden."

„Laß ihn doch," begütigte er, „warum soll er an dem Kindchen nicht seine Freude haben. Ist ja selber noch ein großes Kind und hat ein Herz für Kinder. Wir können doch wahrhaftig froh sein, solchen Mieter zu haben."

Sie lachte spöttisch; seine Ruhe reizte sie.

„Hat er auch schon einmal ein Herz für **dein** Kind gehabt, mein Herr Gemahl?"

Erstaunt riß er die Augen auf.

„Für wen? Für die Trude? Aber liebe Lisbeth, wenn ihm Wittkops Lene besser gefällt —?"

„Er malt sie — ohne Zweifel, er malt die Range. Warum hat er unsere Trude noch nie gemalt? Aber natürlich, daran denkt er nicht. Und die Krabbe macht er nur noch eitler dadurch. Denkst du, sie sieht unsere Trude überhaupt noch an? Jawohl — bedankt sich!"

Er brummte etwas in seinen Bart und griff nach der Zeitung.

„Sagtest du etwas, Otto?"

„Hoho," fuhr der kleine Amtsrichter auf, „gewiß sagt ich was. Ich sagte, daß du nur darüber wütend zu sein scheinst, daß unsere Trude von Herrn Timm nicht verhätschelt wird. Bei dir als Mutter ja verzeihlich. Mütter sind immer blind. Aber du brauchst mir deshalb doch den Maler nicht schlecht zu machen."

Frau Amtsrichter Heintze schwieg. Sie wußte, wenn ihr Mann seine Entgegnung mit „Hoho!" anfing, dann war ihr Spiel verloren.

„Ich meinte ja auch nur," sagte sie einlenkend, „weil es doch auffällt. Was die beiden für ein merkwürdiges Gespann abgeben! Er ist ja gewiß ein herzensguter Mensch — wenn das Mädel nur seine Gutmütigkeit nicht mißbraucht."

Nach einer kleinen Pause mit einem Seufzer: „Übrigens vergiß ja nicht rechtzeitig die Früchte zu bestellen fürs Diner."

„Hast du die Liste aufgestellt?"

„Gestern," nickte sie. „Mit dem Maler sind's vierzehn Personen."

Er blinzelte lustig durch die Gläser.

„Wenn dir der Maler nicht paßt, Lisbeth, so laß ihn doch aus."

„Aber Otto!“ sagte sie erschrocken. „Ihr Männer — nein, nein, ihr seid doch gleich zu extrem. Ich will sogar sofort schreiben.“

Noch an demselben Tage empfing Heinrich Timm zwei Briefe. Seine fröhliche Stimmung war im Nu wie weggeblasen. Gutes hatte die Post ihm noch nie gebracht.

Er öffnete den ersten, las, schleuderte ihn fort, las ihn wieder.

Barmherziger Gott, auch das noch! Ein Diner bei Amtsrichters! Eine offizielle Abfütterung!

Wütend lief er auf und ab. Er kannte das vom vorigen Mal. Hier handelte es sich nicht etwa um eine der üblichen Einladungen zum Mittagsessen — nein, hier drängten sich Justiz- und andere Räte, Assessoren und dergleichen, das war ein Diner mit Frackzwang!

„Frackzwang!“ stöhnte er. „Ich und im Frack! So was Unverträgliches giebt's ja nicht mehr!“

Seit wann hatte er den Frack schon nicht mehr angehabt! Das ließ sich ja kaum an den Fingern abzählen! Denn beim vorigen Diner, da war er natürlich ahnungslos im Gehrock erschienen, der einzige Mensch im Gehrock! Es war schauderhaft. Er hatte kaum zu essen gewagt. Er fühlte immer, wie man ihn ansah. Dazu noch die Vorstellungen: Herr Assessor, Herr Amtsgerichtsrat, Herr Doktor, Herr Professor — und auf seiner Seite immer nur „Herr Timm“, höchstens noch: „unser werter Hausgenosse.“

Hausgenosse — o weh, er hörte das Wort schon wieder. Nein und dreimal nein! Möchten sie sich einpökeln — er lehnte ab. Für nichts und wieder nichts schwitzen, sich langweilen, sich in einer sogenannten Unterhaltung abstrapazieren! Fiel ihm gerade ein!

Aber wie machte er die Ablehnung glaubhaft? Krank werden? Hier in demselben Hause? Es konnte doch kein Mensch von ihm verlangen, daß er sich drei Tage zu Bett legte, Kamillenthee oder Lindenblütenthee literweise einschlürfte!

Der Lange ward immer verzweifelter. Gab's denn gar keinen Ausweg, gar kein Entrinnen?

Mechanisch öffnete er den zweiten Brief. Düsseldorf der Stempel — natürlich, auch das noch! Der Brief war kurz.

„Laban!

Ich muß nach Wien wegen einer dummen Geschichte. Vierundzwanzig Stunden nach Empfang dieser Zeilen wirst du das Vergnügen haben, mich in deine Arme zu schließen. Dann fahr ich mit deinem Gelde und dir auf acht Tage nach dem Riesengebirge. Kommst du nicht mit, so reis ich nur mit ersterem. Übrigens magst du daraus, daß ich überhaupt reisen kann, ersehen, daß ich vorläufig noch in der silbernen Epoche — warmes Mittag-, kaltes Abendbrot! — bin. Also auf Wiedersehen.

Dein Hans Brühl.“

Es war das erste Mal, daß Heinrich Timm nach einem Briefe aus Düsseldorf fröhlich ward. Wenn das kein Fingerzeig von oben war! Jahrelang hatte er sich mit dem Plane getragen, einmal wieder zu reisen. Immer wenn seine Sehnsucht erwachte nach einer Heimat, nach seiner Mutter, da war auch eine Stimme gewesen, die ihm zu sagen schien: Geh und such dir die Heimat; du wirst sie finden, wenn du sie suchst! Aber dann war dies und jenes dazwischen gekommen, die Gewohnheit erhielt Macht über ihn, die Tage waren so eingeteilt. Jetzt aber — jetzt, wo sein Bild fertig und abgeschickt war; jetzt, wo er einer unangenehmen Einladung entgehen konnte; jetzt, wo er einen Reisegefährten hatte — o, er hätte ja närrisch sein müssen, wenn er jetzt nicht hinausgezogen wäre in die Welt!

Sehr kalligraphisch schrieb er seinen Absagebrief an Amtsrichters. Die „wichtige Reise“ malte er mit besonderem Vergnügen; das „unendliche Bedauern“ dito.

„Hol euch der Teufel!“ sagte er dann innig gerührt und wischte die Feder aus. „Morgen kommt Hans Brühl!“

Er kam, stellte das ganze Haus auf den Kopf, wirbelte den Laban aus all seiner Ruhe empor und flüsterte Frau Bertha Wiesner zu: „Hör'n Sie mal, Sie brave alte Schachtel, wie wär's, wenn Sie ein paar gute Bouteillen ins Plaid rollten? Die Riemen hab ich und tragen will ich's auch!“

Ehe Heinrich Timm es sich versah, saß er auf der Bahn, sah, wie Hans Brühl mit Eifer und Vergnügen seine Cigarren rauchte, und dampfte dem Riesengebirge zu.

Auch dort kam er die ersten Tage nicht recht zur Besinnung. Er stieg durch den Eulengrund und kletterte auf die Koppe, er ging bei tollstem Winde mit festgebundenem Hut den Kamm entlang und mußte dem unermüdlichen Hans Brühl in jeder Baude Bescheid thun, er ließ sich photographieren und steckte sich die Taschen voll mit Veilchensteinen und anderem Zeug. Er brachte schließlich seinen Reisegefährten auf die böhmische Seite hinüber und schwenkte grüßend den Hut, als ihn der Zug südwärts trug nach Prag und weiter nach Wien.

Das Nächste, was er dann that, als er allein war: er schlief eine Nacht und einen halben Tag hindurch und lebte einen weiteren Tag friedlich in dem kleinen Hotel am Fuße der Koppe. Dann erst war er wieder er selber, Heinrich Timm.

„Jungchen," sagte er, „noch vierzehn Tage so weiter wie diesmal mit Hans Brühl, und du wärst reif gewesen fürs Irrenhaus. Der Kerl ist auch zu unbändig! Da lieb ich mir doch meine Ruhe!"

Er hatte sich ein Büchlein gekauft, und weil er nun mal hier war, machte er gewissenhaft tagtäglich seine Touren. Er bewunderte vorschriftsmäßig alles, und trotzdem — der Herrgott mocht's wissen, wie es kam — war er unzufrieden und hatte einen inneren Drang, eine ihm fremde verzehrende Unrast, die morgens mit ihm aufstand und abends mit ihm schlafen ging. Die schönsten Standpauken halfen nichts dagegen.

Versündige dich nicht gegen deinen Schöpfer, Heinrich Timm! rief er sich selbst oft genug zu. Hast zu Hause keine Ruhe, hast hier keine Ruhe — bist doch ein miserabler Kerl! Da macht er nun die schöne Reise, da malt er ein prächtiges Bild, da hat er sein leidliches Auskommen — sieh dir zum Teufel die Weiblein an, die täglich ihre Tragkörbe raufschleppen müssen auf die Koppe! He? Was sagst du dazu? Ja, stöhne nur immer zu!

Aber diese seltsame Unlust und Unrast wollte nicht weichen. Im Gegenteil: sie ward stärker mit jedem Tage. Und eines Sonntags war sie gar zu stark. In aller Frühe war er durch den Eulengrund gegangen. Die Bergfinken pfiffen, von Tau blitzten die Gräser, hastig stürzte das Wildwasser dahin.

Er war eine Stunde gelaufen und setzte sich nun auf einen Stamm. Was war's? Er ward immer trauriger. Er stützte den Kopf in die Hand und rührte sich nicht.

Da klang ein leises Bergglöckchen herüber, von irgend einem Kirchlein drunten. Es war ja Feiertag.

Er hob das Haupt und lauschte. Über ihm war ein Wehen in den hohen Wipfeln. Auch das so sonntäglich und friedevoll.

„Friede!" sagte er und stand auf — „Friede!" Er breitete beide Arme aus, als müsse er den Frieden dieser Einsamkeit und Stille umfassen.

Da stutzte er. Sein Blick blieb an der über und über grünen Wand haften, die sich neben ihm auftürmte. Langsam sanken seine Arme, aber um so heller wurden seine Augen. Und dann mit einem Freudenschrei empor an dieser Bergwand — hoch war sie nicht. Er rutschte ab, es that nichts. Was er wollte, hatte er doch.

Es war eine verspätete Erdbeere, auch schon überreif. Mit dieser Erdbeere in der Hand setzte er sich nieder und betrachtete sie wie ein köstliches Kleinod.

Seine Erdbeerbeete — Lene Wittkop, die so frech gediebst hatte — seine Bilder — sein häuslicher Friede — — mit einemmal stand ihm das alles gar hell und lockend vor der Seele. Selbst Amtsrichters und Frau Wiesner — nein, es war komisch, aber es waren doch Bekannte, es waren doch die alten vertrauten Gesichter. Er hatte eine rasende Sehnsucht nach ihnen allen.

„O, ich Narr!" sagte er immer wieder jubelnd, „o, ich gottserbärmlicher Narr! Da lauf ich mir hier die Hacken schief und kraxel auf Berge, da eß ich schlecht und schlaf ich schlecht, da renn ich alles ab, was mir das Teufelsbuch hier vorschreibt, und bin ungenießbar für mich selber. Warum? Sapperlot, sapperlot — als ob ich Kamel nicht längst schon vergnügt wieder zu Hause sitzen könnte. Das Diner bei Amtsrichters ist vorbei, was treib ich mich also hier noch rum? Juchhei, ich fahr zurück, heut noch fahr ich, in einer Tour, bis ich bei Frau Wiesner bin!"

Im Sturmschritt ging er den Weg zurück.

„Racker!" brummte er. „Wie wird sich mein Racker freuen, wenn ich wieder da bin! Nicht mal ordentlich Abschied haben wir ge-

nommen in dem Trubel. Aber ich will ihm was mitbringen — was Pickfeines! Und noch einmal Juchhei!"

„Juch—hei!" antwortete das Echo von ferne.

„Potztausend, das scheint auch vergnügt zu sein, daß es mich los wird," lachte Heinrich Timm vor sich hin. „Hab's dabei nicht mal arg belästigt. Und die eine Erdbeere — wenn die Erdbeere nicht gewesen wär, hätt ich mich kreuzunglücklich noch acht Tage hier rumgetrieben!"

Eine ungestüme Freude erwachte in ihm. Er schalt sich selbst närrisch, aber während er schalt, strahlte sein Gesicht.

„Adieu, Eulengrund!" rief er übermütig. „Das war wahrhaftig die schönste Stunde heut, die ich hier erlebt hab — aufzuwarten!"

Und dann ward er ernster. „Die Stimme hat doch recht gehabt, mein Junge: Geh und such dir die Heimat; du wirst sie finden, wenn du suchst!" Jetzt war er wirklich in die Ferne gezogen, und anders, als er geahnt, hatte er die Heimat hier gefunden — gefunden in dem, was er zurückgelassen.

„Heimat," sprach er vor sich hin — „Heimat!" Und als ob es untrennbar dazu gehöre, schmetterte er zu den Höhen empor, über die Wildwasser hin und die Waldwiesen sein altes Leiblied:

In Polen brummt ein wilder Bär,
Ihr Bienen, gebt mir den Honig her,
Denn ich bin groß und ihr seid klein,
Ihr sollt mir wahrhaftig nicht hinderlich sein.

Auf der langen Bahnfahrt strahlte sein Gesicht noch immer; es strahlte, als er sein Haus erreichte. Über der Gartenpforte glänzte ein großes „Willkommen!"

„Na," sagte Frau Amtsrichter Heintze, „war es schön im Riesengebirge, Herr Timm?"

„O," nickte er und sah selig über den Garten hin, „lachen Sie mich nicht aus, gnädige Frau — **hier** ist es so wunderschön, hier möcht ich ... jawohl, hier möcht ich sterben!"

„Was Sie für ein komischer Mensch sind!" entgegnete sie lachend.

* *
*

Singend kam Lene Wittkop den Gartenweg entlang. Es war Herbst geworden. Gleich vorn auf dem Beete blühte noch eine wunderschöne rote Nelke.

Lene hielt mit ihrem Singsang inne, sah sich vorsichtig um, blickte zu Amtsrichters Fenstern empor, ob auch dort niemand den Frevel bemerkte, und knickte dann rasch den grünen Stengel. Vorn am Gurt machte sich das tiefe Nelkenrot auch gar zu gut.

Im Diebsen war sie eine Meisterin, sie mußte sich selbst ein Kompliment machen. Leise vor sich hinlachend, trat sie ins Haus. Auf den Fußspitzen schlich sie bis zu der Thür des Langen. Dort horchte sie einen Moment und legte dann den frischen Mund ans Schlüsselloch: „Kuckuck, wo bist du?"

Sie spitzte die Ohren und wartete. Jetzt mußte doch seine fröhliche Antwort kommen wie so oft.

Aber sie lauschte vergebens. Nichts. Sonderbar, um diese Zeit war er doch sonst immer zu Hause.

Sie klopfte. Einmal — zweimal. Keine Antwort. Da klinkte sie die Thür auf.

Das Zimmer war leer, er war nebenan. Die Thür stand halb offen, sie sah ihn schon.

Mit den Armen balancierend, schlich sie lautlos näher, um ihn zu überraschen. Aber als sie an der Thür war, blieb sie erschrocken, reglos stehen.

Da stand er, Heinrich Timm, gebückt, als wäre er älter geworden, als wäre er gar nicht mehr so lang wie sonst. Und vor ihm auf der Erde — heiliger Gott, das war ja die Kiste! Die Kiste mit seinem Bilde, mit dem Frühling, der durch den Wald reitet und die Schalmei bläst.

Blitzschnell hatte Lenes Blick alles überflogen. Sie ahnte sofort: die Jury hat ihm das Bild zurückgeschickt; es ist nicht mal angenommen ... nicht mal angenommen.

Und da überkam sie eine tiefe Scham. Brennend rot war ihr Gesicht. Sie wagte nicht, ihn anzusehen. Sie wollte sich so heimlich fortstehlen, wie sie gekommen war. Aber das war aussichtslos — nein!

Er rührte sich noch immer nicht. Er stand noch immer gebückt, mit starren Augen sein „Meisterwerk" betrachtend, die Lippen fest zusammengepreßt.

Totenstille ringsum. Das Kind atmete kaum. Der Laban selten, aber dann schwer. Es klang wie ein Ächzen.

Schließlich hielt es Lene nicht mehr aus. Sie kam ihm langsam näher, ganz dicht. Und mit ihren dünnen Kinderarmen umklammerte sie ihn und preßte ihren Kopf gegen seine Brust.

Er legte schwerfällig die Hand auf ihre Schulter. Er packte dann ihren Arm, daß es ihr weh that. Aber sie sagte nichts.

„Racker!“ würgte er hervor. Mehr nicht. Sie versuchte, noch immer schamrot, zu ihm aufzusehen. Da spürte sie es — ein warmer Tropfen fiel ihr ins Gesicht, neben die Nase. Da blieb er einen Moment liegen, rollte dann seine feuchte Spur ein bißchen weiter. Er brannte ihr auf der Haut, aber sie regte sich nicht.

Und so stand der lange Maler Heinrich Timm auf das schwache, mühsam atmende Kind gestützt.

„Ja,“ sagte er nach einer kurzen Weile und schluckte, „so ist das mal!“

Dann machte er sich los und ging auf und ab, wie auf Kommando lief er dieselbe kleine Strecke hin und zurück.

Lene hielt sich mäuschenstill. Sie sah bald das Unglücksbild an und bald den Maler, worauf sie lange in ihrer Tasche suchte und schließlich ein unförmiges Etwas hervorbrachte. Es war eigentlich ein Stück Schokolade, aber nach längerem Verweilen in dieser Tasche, in der sich trockene Fliederblätter, eine alte Feder, zerknülltes Papier, Pflaumenkerne und andere schöne Dinge um die Herrschaft stritten, fast unkenntlich geworden. Sie pustete es erst ab und putzte dann ein wenig mit dem Taschentuch nach, ehe sie es durchbrach.

„Herr Maler,“ sagte sie leise. Sie hatte noch nie so leise zu ihm gesprochen.

Keine Antwort.

„Herr Maler ... möchten Sie nicht ... ein Stückchen Schokolade haben?“

Sie war wieder sehr verlegen.

Da half all sein Mut nichts. Es schoß ihm jetzt doch naß ins Auge. Er nahm das Stückchen, schob es in den Mund, biß darauf, und während er aß und Thränen mit hinunterschluckte, schüttelte er das Mädel so, daß ihr Haar flog, und noch einmal würgte er sein geliebtes „Racker!“ hervor.

Von dem Bilde aber sprachen sie nie. Lene wußte gar nicht, wohin der Lange es gepackt hatte. Sie fragte nicht und er redete nicht davon.

Es hatte ihm doch einen schwer verwindbaren Stoß gegeben. Er malte nun nicht mehr. Er saß in seiner Stube, las die früher so verpönten Romane, arbeitete im Garten, machte immer größere Spaziergänge.

Lene ließ sich auch die ersten Tage danach nicht blicken. Er war ihr im stillen dankbar dafür, so sehr er sie auf der anderen Seite vermißte. Er mußte sich selbst erst wieder ins Gleichgewicht bringen. Und als sie dann wiederkam, log sie ihn unverschämt an, sie hätte zu viel zu thun gehabt — es sei eine Sünde und Schande. Auf dem Heimweg jedoch dachte sie: Es ist schade um den Schimmel! So ein schönes Pferd hat er doch nie gemalt!

Und durch ihre Träume trabte das weiße Rößlein diese Nacht mit dem „unanständigen“ Frühling darauf. Der blies die Schalmei gar wunderbar, blies sie immer schöner, immer lauter, schließlich so laut, daß sie davon erwachte.

Aber da war es nur der Postillon, der mit der Frühpost zum Bahnhof fuhr und ein Stücklein blies wie in alter Zeit.

* * *

Seit Anfang des Herbstes mußte Lene zum Konfirmandenunterricht. Dadurch verlor sie wöchentlich zwei schöne Stunden für Heinrich Timm. Das kränkte alle beide, und wenn nicht die Rücksicht auf das erste „lange“ Kleid gewesen wäre, das sie am Tage der Einsegnung tragen sollte — wer weiß, was geschehen wäre! Aber diese freudige Hoffnung half ihr nicht nur über die vielen Bibelsprüche hinweg, die sie lernen mußte, sondern auch über die Einbuße, die ihre Plauderstunden erlitten.

Dem Langen ging es dagegen um so mehr wider den Strich. Seit er seine Malerei nach der letzten vernichtenden Erfahrung aufgesteckt, hatte das Leben keinen rechten Inhalt mehr für ihn. Das Romanlesen bekam er bald satt. Voll innerlicher Unruhe, ohne ihm zusagende Beschäftigung, trödelte er im Hause herum. Oft genug zwar ertappte er sich auf dem Wunsche, wieder einmal die Leinwand aufzuspannen. Aber er

brauchte nur an den reitenden Frühling zu denken, um rot zu werden und brummig davon abzulassen. Er hätte sich geschämt vor sich selbst, vor Frau Wiesner, am allermeisten vor Lene Wittkop. Jawohl, gerade vor dem Kinde! Denn Lene allein wußte um seine kühnen Hoffnungsflüge damals, um sein klägliches Scheitern und seine jähe Verzweiflung. Hätte er in ihren Augen, wenn sie ihn von neuem malen sah, nur ein leises Staunen entdeckt, so hätte er ihr vor Scham ja überhaupt nie mehr ins Gesicht blicken können.

Einmal jedoch, an einem klaren, wunderbar hellen Wintervormittag, hielt er's kaum mehr aus. Er hatte so rasende Langeweile, es zuckte ihm so in allen Fingerspitzen, daß er wie ein Dieb in die Kammer schlich, die alten Bilder umdrehte, die gleichfalls hierher verbannte Staffelei zurechtrückte.

Wie ein Dieb schlich er auch zur Thür und schloß sie ab. Keiner sollte ihn überraschen.

Fast wehmütig kramte er in den alten Arbeiten herum. Jede war einst hoffnungsvoll angefangen, jede schlecht und recht — aber mehr schlecht, dachte er selber — zu Ende gemalt worden. Wenn seine selige Mutter nur nicht diesen Unglücksgedanken gehabt hätte!

Er suchte weiter. Er wollte ein altes Bild übermalen oder eine Leinwand umdrehen.

Plötzlich hielt er still. Na ja, da war's ja ... Der Frühling, sein berühmter Frühling — da lag er nun. Er sah lange darauf hin.

„Die Jury hat recht," nickte er dann trostlos — „es taugt nichts."

So stand er eine Weile. Alle Lust war ihm für den Augenblick wieder vergangen. Ohne sein Vorhaben auszuführen, schloß er die Kammer wieder auf und ging in sein Wohnzimmer zurück.

Wozu auch? fragte er sich. Mir selbst mach ich's doch nicht recht und den anderen schon gar nicht.

Als Lene aber diesen Nachmittag zu einem flüchtigen Gruß den Kopf durch die Thür steckte, brummte er: „Weißt du, Racker, es war doch nichts. War eine Stümperei wie alles andere. Und der Wendepunkt — der Wendepunkt ist ins Wasser gefallen."

Verständnislos sah sie ihn an.

„Was meinen Sie denn, Herr Maler?"

„Schon gut," entgegnete er mißvergnügt. „Hab nur so was hingeschwatzt."

Lene hatte seine Mißstimmung längst bemerkt. Hatte auch bemerkt, daß er nie mehr an der Staffelei stand, daß diese Staffelei überhaupt verschwunden war. Sie schüttelte oft genug den Kopf und fragte einmal Frau Wiesner. Aber auch die konnte nur den Kopf schütteln.

„Lene," fragte Heinrich Timm eines Tages, „wann ist die Einsegnung?"

„Warum? Wollen Sie in die Kirche kommen?"

„Hm," grunzte er, „hättest du was dagegen, min Döchting?"

Statt aller Antwort tanzte sie durchs Zimmer. „O," jubelte sie, „es wäre ja herrlich ... es wäre herrlich! Aber dann müssen Sie auch zum Kaffeeklatsch dasein ... Das müssen Sie! Sie besuchen uns auch niemals."

Erschrocken wehrte er ab.

„Kindchen, Kindchen, ich und ein Kaffeeklatsch! Mach mich nicht böse, sapperlot! Ich meinte nur, ich muß dir doch zur Einsegnung was schenken."

„Was denn?" fragte sie neugierig.

„Das möcht ich ja eben wissen," erwiderte er ganz verzweifelt. „Wochenlang maltraitier ich meinen Kopf schon. Hab ja mein Lebtag für solch Mädel noch nichts gekauft. Wünsch dir doch etwas!"

Und Lene versprach nachzudenken.

Schon am nächsten Tage stürmte sie zu ihm hinein. „Ich hab's, Onkel Timm! Hurra, ich hab's! Gestern abend im Bett ist mir's eingefallen!"

„Schieß los, Kindchen!" ermunterte er.

„Etsch, also neugierig sind Sie auch? Schau, schau! Aber das giebt's nicht. Sind ja noch vier ganze Wochen Zeit."

„Sag's doch schon, Kröte," stöhnte er. „Dann hab ich wenigstens was zu besorgen. Heda, ist's auch nicht zu teuer?"

Sie sah ihn plötzlich groß an. Die letzte Frage hörte sie kaum, aber die Worte vorher ... die paar Worte vorher ... armer Herr Maler!

„Morgen," nickte sie ernster als vorhin. „Wann gehen Sie denn ... morgen aus ... auf den Spaziergang?"

„Willst mitkommen? Um drei, Punkt drei, aufzuwarten.“

Aber Lene kam nicht mit. Allein und einsam schritt der Laban auch diesmal durch die winterlichen Fluren. Heute fast noch verzweifelter. Er hatte in der Zeitung eine kleine Notiz gelesen. In einem Berliner Kunstsalon hatte Franz Philipp ausgestellt — eine gute Ausstellung. Die Presse lobte warm. Lieber Himmel, dieser Franz Philipp! Er erinnerte sich. Er kam gerade in die Vorklasse, als er, der Lange, die Akademie verließ. Nun war auch der schon ein berühmter Name, und er?

Was hatte ihm da die ganze Reise genutzt? Die Heimat hatte er gefunden, das stimmte schon, den Winkel, wo er leben und sterben wollte! Aber dafür waren ihm bald darauf die Flügel gebrochen, die sich eben regen wollten. Früher war er heimatlos gewesen oder hatte sich wenigstens heimatlos gefühlt — jetzt hatte er gar seine Kunst verloren, seinen Lebenszweck.

Lieber Herrgott, dachte er oft, daß ich kein großer Künstler sein kann, das will ich schon verschmerzen, aber die Liebe zur Kunst, die kann ich mir nicht so einfach aus dem Herzen reißen. Die unglücklichen Lieben sind ja immer die tiefsten. Wenn ich nur einem einzigen Menschen ein bißchen Freude machte mit den Kleckfereien — heute noch würde ich wieder anfangen. Der Größenwahn ist vorbei — an die Jury schicke ich nichts mehr.

Er schüttelte den Kopf.

Nur einem einzigen Menschen — — ja, zum Teufel, ihm machte es doch Freude zu malen; o, es kribbelte ja in allen Fingerspitzen, es drängte und zwängte ja in seinem Inneren ganz gewaltig. Warum gab er denn nicht nach, warum quälte er sich denn? Nur weil er Lenes erstaunte Augen fürchtete? Nur weil er sich so bitter geschämt hätte?

Es war schon dunkel, als er nach Hause kam. Er klingelte nach der Lampe und trat in sein einsames Zimmer. Das war so dunkel und so finster, wie es in ihm war.

„Onkel Timm!“

„Sapperlot,“ sagte er erschrocken und tastete sich nach dem Sofa. „Erschreckt einen die Kröte nicht schlecht. Heda, was sitzt du denn hier im Dunklen?“

In diesem Augenblick kam Frau Wiesner mit der Lampe. Das Licht blendete ihn. Aber als er dann richtig sich umguckte, schüttelte es ihn plötzlich. Er wollte es nicht glauben und ging in sonderbar zitterndem Gang näher.

Kein Zweifel: am Fenster dort, ordnungsgemäß aufgestellt wie in besseren Zeiten, seine Staffelei. Ein Pack älterer Bilder daneben, eine Reihe Pinsel lag mit der Palette auf dem niedrigen Tischchen.

„Was soll das?“ druckste er. „... was soll das, Mädchen? Du weißt doch ...“

Sie ließ ihn nicht ausreden. Wie sie's immer that, wenn sie schmeichelte, preßte sie ihren Kopf an ihn.

„Onkel Timm,“ sagte sie, „Sie haben mir doch ... versprochen, Sie wollen mir was schenken. Bitte, bitte ... malen Sie doch ... ein Bild ganz für mich ... allein ... Ja? Ich möcht nichts lieber haben wie ein Bild.“

Heinrich Timm stand starr. Es flog ein Leuchten über seine Züge; das Leuchten blieb stehen in seinen Augen. Sein Herz ging schnell; am liebsten hätte er juchheit wie ein Sechzehnjähriger. Halt dich, Mensch! dachte er, bewahr deine Würde! Und mit mühsam gemachter Ruhe antwortete er: „Natürlich sollst du's haben, Mädel ... ich werd dir doch keinen Wunsch abschlagen! Hehe, wo werd ich denn! Wenn's dir Freude macht! Aber was soll's denn sein? Denn morgen ... ja, ich könnte wohl morgen schon anfangen ... ich hab nämlich ... gerade Zeit, Lene.“

Was er für ein Schauspieler war! Für ein infamer Schauspieler. Er bekam Respekt vor sich selber.

„Es soll sein,“ sagte sie, „... ach, Herr Maler, am liebsten möcht ich ... ein Kindchen, ein ganz, ganz kleines, niedliches. Bitte, bitte, ein Kindchen. Aber einen Jungen, wenn Sie das möchten!“

Jetzt hielt er sich doch nicht mehr.

„Mädel,“ jubelte er, „du sollst einen Jungen haben, du sollst zwei Jungen haben, du sollst drei Jungen haben — sapperlot, so viel du willst, ein ganzes Schock meinetwegen. O du himmlische Güte!“

Lene war schon eine Stunde fort, als er selig noch immer in seiner Stube herumlief. Heinrich Timm, der alte Gott lebt noch!

Als hätte er heute deine Not und Verzweiflung gesehen und dir seinen Engel geschickt!

O, nun konnte er doch wieder ruhigen Herzens seiner Leidenschaft frönen, nun wußte er doch, daß er einem Menschen Freude machte!

„Alles der Racker,“ murmelte er. „Es ist ein herrliches Mädel — Gott straf mich, wenn das nicht wahr ist.“

Nun kamen für den Laban schöne Tage. Gleich am nächsten Morgen, sobald das Licht es nur irgend erlaubte, begann er. Als Frau Wiesner erschien, ward er etwas rot, machte einen tiefen Bückling und sagte: „Nun sehen Sie nur, Frau Wiesner — da male ich wieder. Es ist nämlich für die Lene zur Einsegnung, das Mädel wollte partout ein Bild von mir — können Sie sich das denken?“

Aber damit war auch die letzte Verlegenheit überwunden. Er sang und pfiff wieder mit wahrer Lust, und der Pinsel flog nur so. Drei Jungchen malte er: einen im Kissen, einen im Hemde, den dritten schon in Höschen, aber aus den Höschen guckte noch ein verräterischer Zipfel heraus. Und immer, wenn er davorstand, dachte er glücklich: Wie wird sich das Ding freuen!

Die vier Wochen vergingen im Fluge. Ostern kam heran. Die Einsegnung stand vor der Thür. Und am Palmsonntag setzte sich der Lange seinen Cylinder auf, bürstete sorgfältig jedes Stück seines Anzuges noch einmal nach und ging in die Kirche.

Es war ihm ganz feierlich zu Mute. Ihm war, als würde er selbst wieder eingesegnet. All die glücklichen Mütter saßen da, deren Kinder zum erstenmal mit ihnen zusammen das Abendmahl nehmen sollten. Sie nickten sich zu, sie hatten Thränen im Auge ... Freudenthränen. Und ein armes altes Weiblein im einfachen Rock drängte sich heute nach vorn, suchte ihre Brille hervor, um die Tochter oder Enkelin ja recht nahe zu sehen, deren Konfirmationskleid so viele teure Groschen gekostet hatte ...

Mit Tannenzweigen war die Kirche drapiert. Maienkätzchen hatten Kinder und Frauen in Händen. Als die Orgel voll und sieghaft einsetzte, brummte Heinrich Timm den Choral mit. Dabei spähte sein Auge jedoch nach Lene Wittkop.

Er erschrak, als er sie entdeckte. Das sollte Lene sein, das sein Racker? Aber lieber Himmel, das war ja die junge Dame, wie sie im Buche stand! Er rechnete nach — wie alt war sie? Richtig, über vierzehn schon, nächstens gar fünfzehn. Von seinem Schreck erholte er sich, von seinem Staunen nicht. Das war nun Lene Wittkop! Er konnt's gar nicht begreifen. Was so ein langes Kleid alles machte!

Er sagte leise mit ihr zugleich das Glaubensbekenntnis. Er stand nachher im Menschengewühl vor der Kirche, um sie noch einmal zu sehen. Seinen alten, frisch gebügelten Cylinder mit der unmöglichen Form hielt er fest im Winde. Die langen Rockschöße schlugen um ihn herum.

Da kam sie. Natürlich mit Vater und Mutter, einen Blumenstrauß in der Hand. Schleunigst rückte er aus. Als er sich aber noch einmal umdrehte, begegnete er ihrem Blick — einem komischen Blick. Er brummte darüber.

Geheimnisvoll hatte er das ihr zugedachte Bild vor ihr verborgen. Es ließ sich um so leichter machen, als sie die letzte Zeit durch all die Vorbereitungen mehr ans Haus gebunden war. Heute sollte sie die drei Jungens nun haben. Ein paar Minuten, um mal schnell zu ihm herumzuspringen, mußte sie sich eben abzwacken.

Das geschah auch. Ein rasches Klopfen — husch, war sie bei ihm.

Wieder ward ihm eigentümlich beklommen. Das „du“ wollte erst gar nicht recht über seine Lippen. Aber sie half ihm. Noch ehe er seine wohlgesetzte Rede beginnen konnte, sagte sie schelmisch: „Ich danke, Herr Maler, für die Glückwünsche, die Sie mir eben darbringen wollten ... aber ... aber ich habe ja so über Sie lachen müssen ... so furchtbar heute mittag.“

In der Erinnerung that sie's wieder.

„Über mich?“ fragte er verdutzt.

„Sie! Sie Mann Gottes mit dem Cylinder! Sie mit den Schwalbenschwänzen am Rock, die immer wie Segel gingen — nein, es war entsetzlich komisch!“

„Das hat man nun davon,“ knurrte er gutmütig. „Kommt extra hin und wird zu alledem noch verspottet.“

„Ach, ich weiß schon,“ lachte sie weiter.

„Sie dachten, hat die Kröte ein langes Kleid, zieh ich den langen Rock an, was, Onkelchen? Na, sehen Sie mich doch mal an: wie gefall ich Ihnen denn nun darin ... in dem langen Kleide?“

Strahlend wiegte sie sich hin und her, drehte sich auf dem Absatz herum.

Und wieder das Gefühl bei ihm: das ist ja eine Dame, das ist ja kein Kind mehr.

„Herrlich — nicht? Aber nun muß ich weg ... Ich wollt mir ja nur mein Geschenk holen. Wo ist es denn?“

„Hier,“ sagte der Lange und führte sie feierlich vor die Staffelei.

„Jungens,“ jubelte sie ganz glücklich, — „drei Jungens, hurra! Aber der im Hemde, lieber Herr Maler, der ist ja zu süß. Den größeren mag ich gar nicht so. Ich mag nur die ganz kleinen.“

Wird sich auch ändern, dachte Heinrich Timm bei sich; wird gar nicht lange dauern. Aber er war ja so glücklich über ihre Freude und schüttete ihr noch die Hände voll Zuckerzeug. Sie erzählte ihm knabbernd von den Geschenken und den Briefen, die sie bekommen, bis die Uhr schlug.

„Vier!“ schrie sie entsetzt. „Barmherziger Himmel!“ Und wie ein Wirbelwind war sie zur Thür hinaus.

Lächelnd sah ihr der Laban nach. Aber als er sich ins Zimmer zurückwandte — da lag sein Bild, das er für sie gemalt, achtlos lag es da. Sie hatte es liegen lassen.

Er zuckte zusammen wie unter einem kalten Wasserstrahl. So sehr hatte er sich gefreut darüber, als er daran arbeitete; nicht über das Bild selbst, aber im Vorgefühl ihres Glückes. Und das war nun der Erfolg.

Er nickte langsam. Langsam ging er auf das corpus delicti zu, nahm es auf.

Einer muß es doch nehmen, dachte er. Wenn's auch wieder nichts taugt, es hängt doch ein Stück von einem selber dran.

Er rollte es zusammen. Ihn fröstelte.

Da horch: noch einmal die flüchtigen Schritte, die Thür flog nur so auf.

„Schnell, Herr Maler, mein Bild — wo ist mein Bild? Ich muß doch mein Bild haben, Sie Unglücksmensch!“

Er hörte es an ihrer Stimme, daß es echt war, daß sie allein deshalb zurückgestürmt.

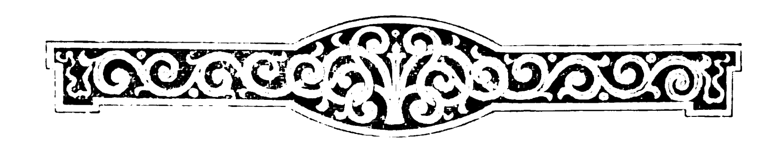
„Mädel!“ schrie er, „da — da nimm's! Und einen Kuß kriegst du auch noch!“

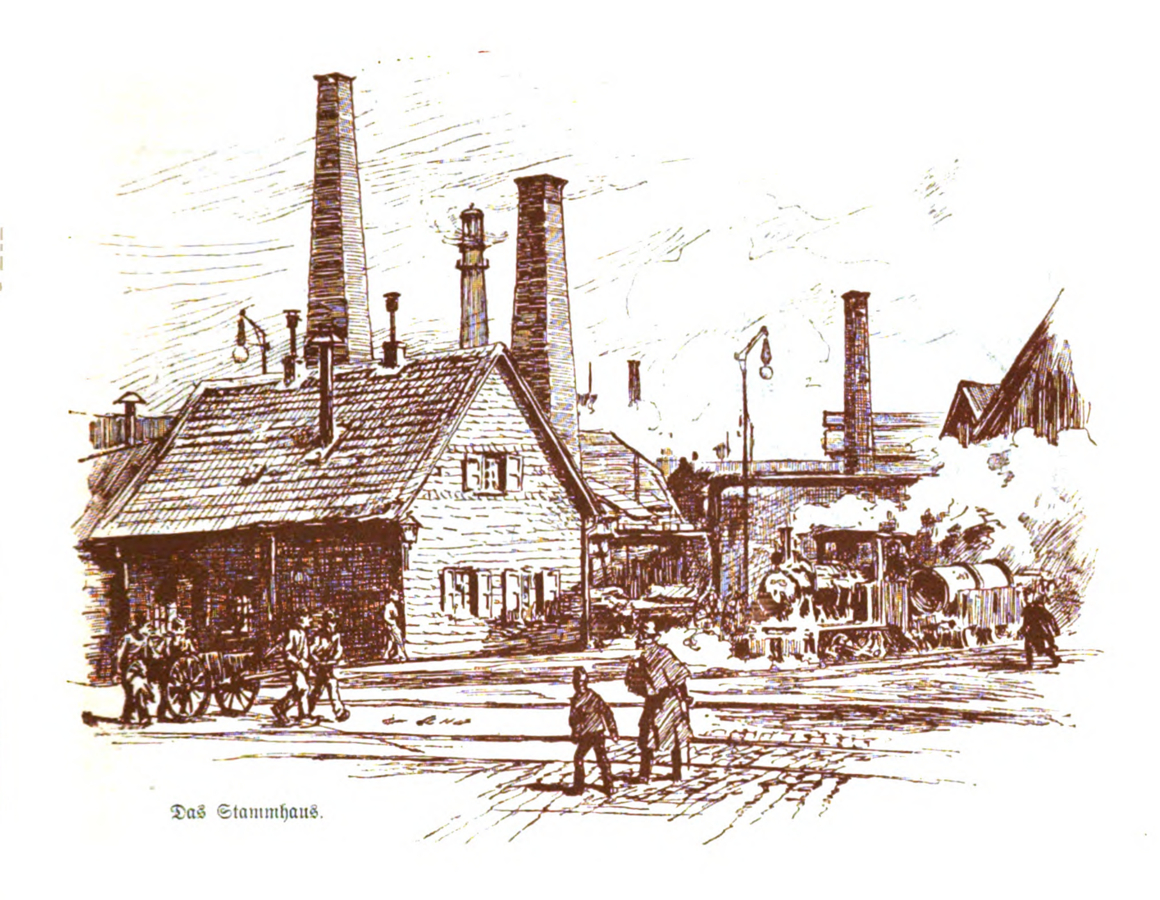
Er hob sie empor, mit einem Ruck, wie so oft. Aber plötzlich ward er rot und setzte sie brummend wieder hin. Das lange Kleid machte es.

Auch Lene war erst verwundert und wurde dann rot. Gerade deshalb, weil er sie nicht küßte.

Und hastig, ihre Leinewand fest in der Hand, huschte sie hinaus.

(Schluß folgt.)





Das Stammhaus.

Alfred Krupp.

Eine Lebensskizze

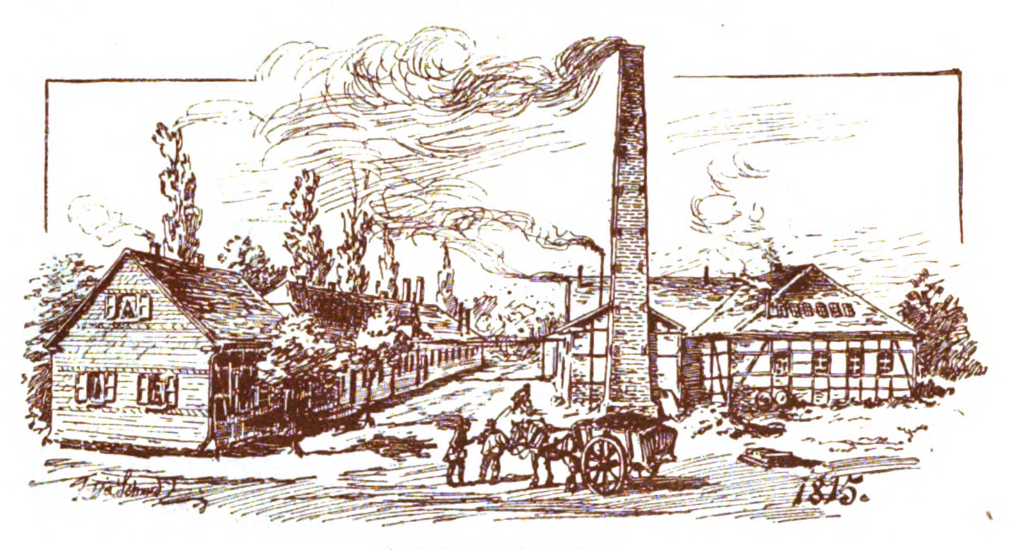
von

Herman Frobenius.

(Nachdruck ist untersagt.)

Untrennbar von dem hehren Bilde unseres großen Kaisers Wilhelm I. leben im Gedächtnis des deutschen Volkes seine drei Paladine: Bismarck, Moltke und Roon. So nah, wie sie im Leben ihrem hohen Herrn standen, so wie man sie auf das Schlachtfeld und in das Arbeitszimmer dem in seiner Pflichttreue Unermüdlichen folgen sah, so wird das Herz des Volkes sie neben jenem festhalten als Vertreter der großen Zeit des Aufschwunges der deutschen Nation.

Es ist aber noch ein vierter Name, den man hinzufügen muß, will man nicht eine breite Lücke lassen unter Kaiser Wilhelms Gehilfen; das ist Alfred Krupp. Seitab stand er zwar im Leben und ward in der Begleitung der Kaiserlichen Majestät nicht gesehen, und deshalb mag man auch seiner leicht vergessen oder den „Kanonenkönig“ als außerhalb dieses Ringes der für Deutschlands Größe hochbedeutenden Persönlichkeiten stehend betrachten. Aber er hat dieselbe Bedeutung für die deutsche Industrie und ihre heutige Weltstellung, welche Bismarck hat für die deutsche Politik und Deutschlands Machtstellung; und wenn es Roon zu danken ist, daß das deutsche Schwert im großen Kriege von 1870/71 haltbar und zuverlässig war, wenn es Moltkes Verdienst ist, die gute Waffe mit Kraft und Geschick geführt zu haben, so ist es doch Krupp, der am Herdfeuer seines Stahlwerkes ihr die schnei-



Stahlschmelzwerk von 1815.

dige Schärfe verlieh, so daß sie nicht nur aushielt im Zusammenschlag, sondern auch des Gegners Schwert spaltete und zerstückte, so oft sie sich begegneten.

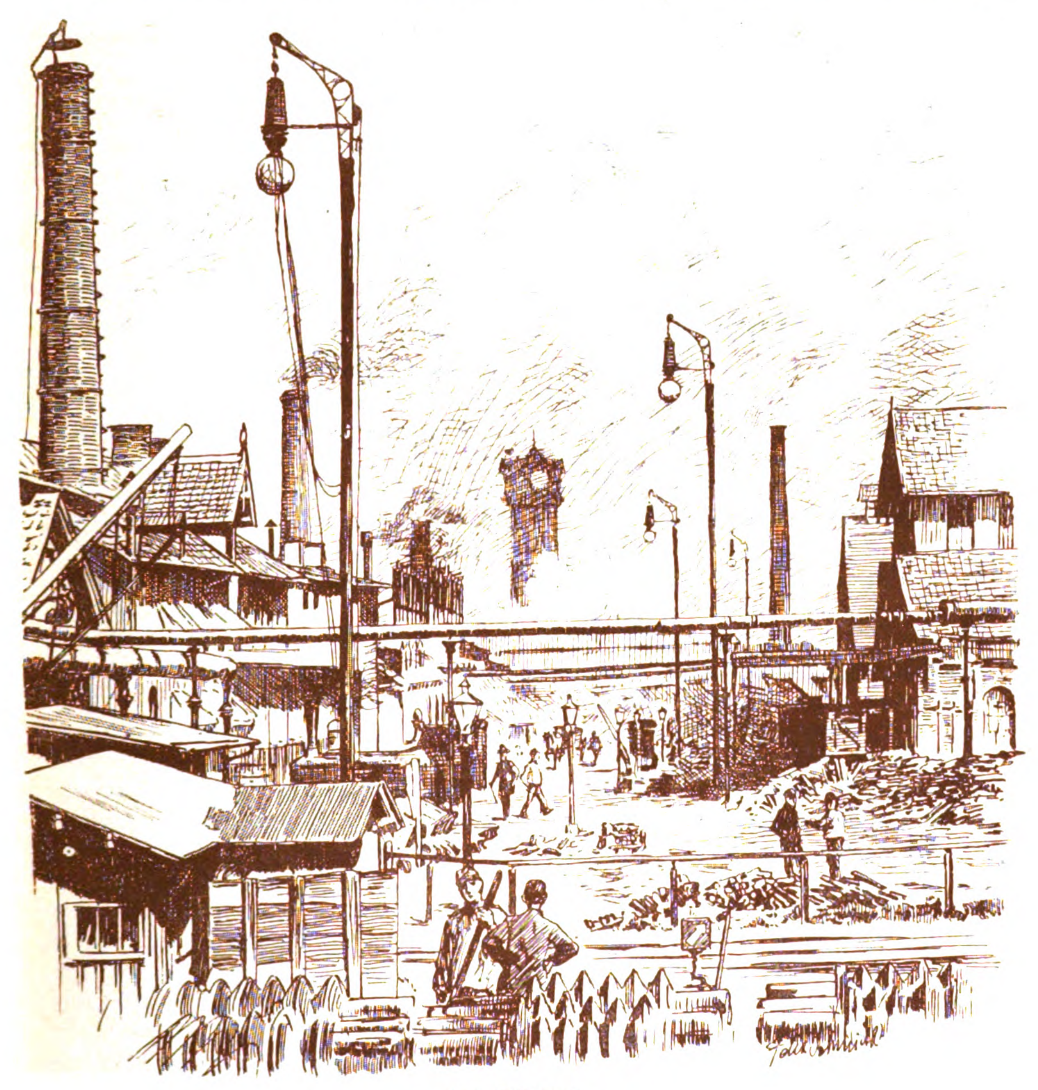
Als alle Welt bei der Pariser Ausstellung im Jahre 1867 die Kruppschen Riesengeschütze, seine kolossalen Schiffswellen, seine in unerreichter Güte und Haltbarkeit gefertigten Schienen, Reifen, Räder, Achsen und sonstigen Maschinenteile bewunderte, da erschien es den Parisern am erstaunlichsten, daß nicht etwa eine große finanzkräftige Gesellschaft das alles geschaffen hatte, sondern ein einzelner Mann, und dieser ohne alle Hilfsmittel, lediglich mittels seiner eigenen Willens- und Arbeitskraft. Und wenn er noch auf einem beschränkten Gebiete sich bewegte! Aber es schien kaum glaublich, daß ein einzelner Mensch sich so verschiedene Verwendungsgebiete für seine Erzeugnisse erobert, ja zum Teil geradezu geschaffen hatte. Und auf all diesen Gebieten hat er die Konkurrenz aller Länder, selbst wo sie mit den reichsten Mitteln einer alten Industrie und ungemessener finanzieller Kräfte kämpfte, er, der vereinzelte, mittellose Mann, vollständig geschlagen. Das kann man allerdings nur begreifen, wenn man den Werdegang dieses seltenen, genialen Mannes überblickt und ihn nach den einzelnen Stationen genau verfolgt.

In dem damals noch recht kleinen Städtchen Essen ward Krupp am 26. April 1812 geboren und erhielt in der evangelischen Taufe den Namen Alfried. Er selbst nannte sich stets Alfred. Sein Vater Friedrich, der bei der Geburt dieses seines ersten Kindes im fünfundzwanzigsten Lebensjahr stand, wohnte zwar in der Stadt, wo er im Hause seiner verwitweten Mutter im Jahre 1810 deren Spezereigeschäft unter der Firma Friedrich Krupp übernommen hatte; er löste dieses aber zu Gunsten eines kleinen Eisenwerkes noch im Jahre 1812 auf, welches er von der Landgemeinde Altenessen im vorhergehenden Jahre sich erworben hatte und zur Fabrikation von Gußstahl benutzen wollte. So sehen wir die durch den Sohn zur größten und berühmtesten Stahlfabrik der Welt entwickelte Firma eigentümlicherweise zuerst auf dem Schilde eines Kolonialwarenladens prangen und gerade in Alfreds Geburtsjahr die Gebäude entstehen, in denen der Vater den ersten Grund legte zu der Stahlproduktion, welche die Firma berühmt machen sollte, wenngleich die jetzige Riesenfabrik wiederum auf anderem Bauterrain ihren Platz fand.

Die Herstellung guten Gußstahls war zu einem Lebensbedürfnis der deutschen Eisenindustrie geworden, seitdem durch die von Napoleon verhängte Kontinentalsperre die Zufuhr der allein in England erzeugten Materialien und Stahlwerkzeuge abgeschnitten war. Es beschäftigten sich infolgedessen viele Techniker und Chemiker mit dieser Aufgabe,

und manchem von ihnen gelang es auch, das Geheimnis der Herstellung zu ergründen und Patente hierfür zu erwerben. Unter ihnen war auch Friedrich Krupp, welcher als Hüttenmann bereits praktisch vorgebildet war und auf Grund seiner Studien und Versuche glaubte die Mittel gefunden zu haben, um ein dem englischen mindestens ebenbürtiges Fabrikat herzustellen. Wenn es ihm allein unter den Konkurrenten gelang, sein Ziel zu erreichen, wenn er allein seinem Erzeugnis Zusammentreffen günstiger Verhältnisse zuzuschreiben; die große Bedeutung Friedrich Krupps liegt vielmehr gerade darin begründet, daß er trotz der sich häufenden und sein Werk aufs äußerste gefährdenden Hindernisse und Schicksalsschläge das feste Fundament zu legen vermochte, auf dem sein Sohn seinen gigantischen Bau aufzuführen im stande war.

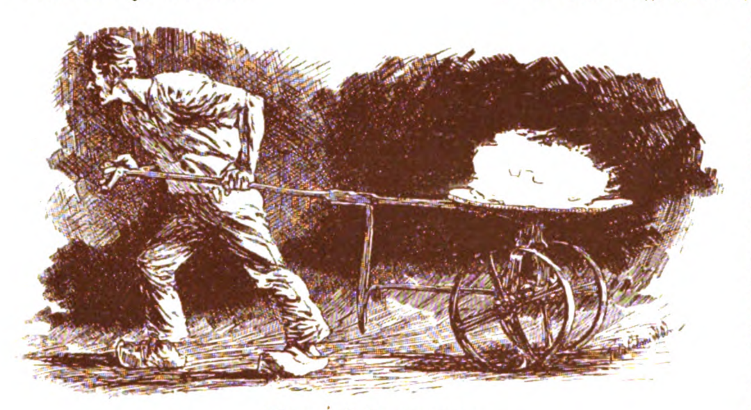
Wenn dies eine eiserne Willenskraft, eine unermüdliche Thatkraft und ein feines tech-



Im Südviertel.

die für vielseitige Verwertung notwendige Zuverlässigkeit und Güte zu geben lernte, so ist das keinem glücklichen Zufall oder einem nisches Verständnis voraussetzen läßt, so ist es doch hauptsächlich eine hohe Begeisterung für die Idee, welche jene Eigenschaften aufs

äußerste sich anspannen ließ, um das mit aller Überzeugung erhoffte Ziel zu erreichen, und welche vor keinem noch so schweren Opfer zurückscheute, um einen neuen Schritt vorwärts zu kommen.



Mann mit Luppenwagen.

Es ist mit einer solchen, nur durch die vorzüglichsten Eigenschaften sich einführenden Eisenlegierung, wie dem Gußstahl, ein ganz ander Ding, als mit den meisten übrigen Erfindungen. Die Kenntnis der chemischen Zusammensetzung und selbst das einmalige glückliche Gelingen der Herstellung genügen nicht, denn sie geben keine Gewähr für die stetige Produktion eines gleich guten Materials; die Rohmaterialien sind sehr verschieden, und die geringsten Unterschiede in ihrer chemischen Zusammensetzung und in ihrer mechanischen Zusammenmischung üben einen so bedeutenden Einfluß auf die Eigenschaften der aus ihnen gewonnenen Legierung, daß nur langjährige Versuche, verbunden mit genauester Prüfung der Rohmaterialien und peinlichster Genauigkeit bei der Verarbeitung ein sicheres Urteil über die Güte und die Eigenschaften des zu erzielenden Fabrikates geben. Die Arbeit, welche Friedrich Krupp in vierzehnjähriger angestrengtester Thätigkeit geleistet hat, beschränkt sich fast allein auf die Lösung dieser Aufgabe, denn seine Mittel und Kräfte waren damit völlig erschöpft, und die Ausbeutung des vorzüglichen Materials, dessen zuverlässige Herstellung ihm gelungen war, mußte er seinem Erben überlassen.

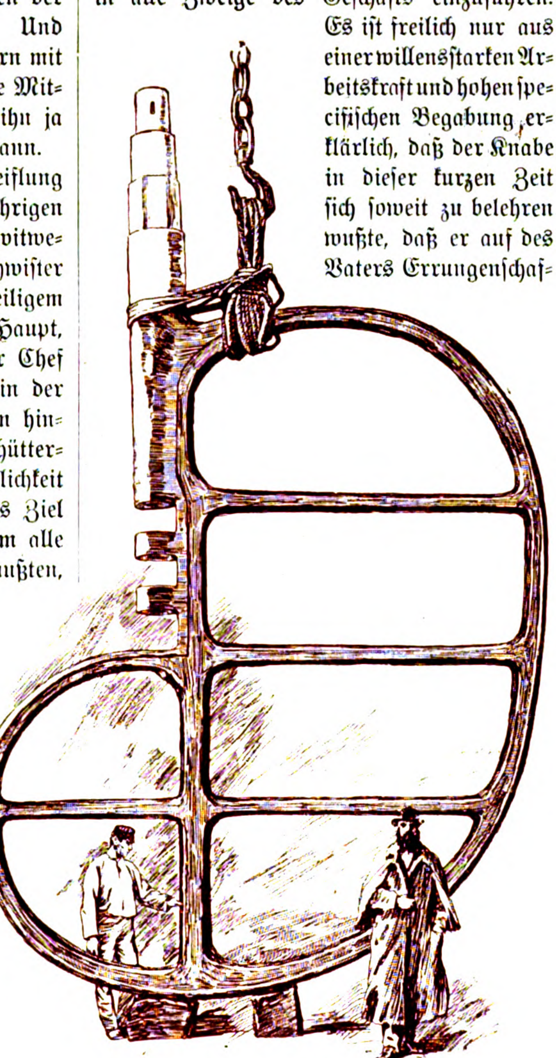
Seine Vermögensverhältnisse waren beim Beginn des Betriebes im Herbst 1812 durchaus nicht ungünstig; sein Spezereigeschäft löste er auf, um alle Mittel auf seine Stahlfabrik zu verwenden. Doch war er nicht im stande, weder in dieser noch in der 1818 bis 1819 erbauten neuen Fabrik im Westen der Stadt Essen, Dampfmaschinen oder Walzwerke aufzustellen. Auch erwuchsen ihm große Verluste durch die Verbindung mit einem anderen Gußstahlerfinder, Namens Nicolai, der sich als unfähig erwies, aber nur mit einer bedeutenden Entschädigung wieder abzustoßen war. Es schloß sich hieran sogar noch ein langwieriger Prozeß, eine Quelle von Verlusten und Unannehmlichkeiten, der zwar 1823 zu seinen Gunsten sich entschied, aber zu spät, denn seine körperliche Kraft war gebrochen. Zum Bau der neuen Fabrik opferte er den Rest seines Vermögens, nachdem er erkannt hatte, daß nur ein größerer Betrieb ihn vorwärts bringen könnte; hier erbaute er sich auch das beinahe dürftige kleine Wohnhaus (s. Abbild. S. 69), welches er 1825 mit seiner Familie bezog. Aber der erhoffte Aufschwung blieb aus. Die vorzüglichen Fabrikate, namentlich Münzstempel und Walzen, hatten sich zwar allgemeinste Anerkennung erworben, eine Prüfung des Gußstahls durch den „Verein zur Beförderung des Gewerbefleißes in den königlich preußischen Staaten“ trug ihm 1822 das Zeugnis ein, daß er den englischen Stahl in mehrfacher Beziehung überflügelt hatte, und damit war die Aufgabe seines ehrgeizigen Strebens erfüllt, auch mehrten sich die Aufträge in günstigster Weise. Aber da kam eine Krankheit im Jahre 1823; nach kurzer Besserung wiederholten sich Ende 1824 die Anfälle, welche auf eine hochgradige Überanstrengung des Nervensystems hinwiesen. Eine zehnmonatige Arbeitsunfähigkeit entzog ihn ganz dem Geschäft; die Aufträge blieben aus, da nicht auf pünktliche Erledigung zu rechnen war, von Tag zu Tag ging die Fabrik zurück. Noch einmal schöpfte deren Herr die Hoffnung, nachdem er 1825 dorthin übergesiedelt war, dem Zusammen-

bruch mit Energie Einhalt gebieten zu können; neue Pläne, neue Aufgaben beschäftigten ihn: da raffte ihn der Tod dahin und machte am 8. Oktober 1826 seinem rastlosen Streben, seinem verzweifelten Ringen um die Existenz seines Werkes und seiner Familie ein jähes Ende. Es schien, als seien alle Opfer für die stolze Idee eines unübertrefflichen Stahlmaterials umsonst gebracht, als würden die Trümmer der Fabrik im Zusammensturz mit dem geopferten Vermögen und Leben des Vaters auch die Hoffnungen der Kinder verschütten und vernichten. Und nicht hilfsbereit und mitfühlend, sondern mit hämischer Schadenfreude umstanden die Mitbürger das offene Grab: sie hatten ihn ja oft genug gewarnt, den tollkühnen Mann.

Aber nicht Kleinmut und Verzweiflung weckte dies im Herzen des vierzehnjährigen Alfred, der an der Seite seiner verwitweten Mutter und dreier kleinerer Geschwister am Sarge des Vaters stand; in heiligem Zorn hob er das schmerzgebeugte Haupt, und als er die Fabrik als ihr neuer Chef betrat, da war es im stolzen Bewußtsein der großen Aufgabe, welche der Vater ihm hinterlassen hatte. Im Herzen die unerschütterliche Überzeugung von der Vorzüglichkeit des väterlichen Erbes, sah er klar das Ziel vor Augen, dem sein ganzes Leben, dem alle seine Kräfte allein gewidmet werden mußten, nämlich den von seinem Vater erfundenen Gußstahl zur Anerkennung zu bringen, ihn nutzbar zu machen zum Wohle seiner Familie, seines Vaterlandes, der ganzen deutschen Industrie. Dieser Idee ist er treu geblieben bis an sein Lebensende, hier ist der Schlüssel zu allen Unternehmungen seines Lebens.

Es gehörte allerdings eine hohe jugendfrische Begeisterung dazu, um nicht von vornherein am Erfolg aller Arbeit zu verzweifeln. Hatte der Vater auch das Geschäft in Ordnung zurückgelassen, so überstiegen doch die Schulden beinahe den Wert des Vermögens; Kredit hatte schon er nicht mehr gefunden, um wieviel weniger der unmündige Sohn; Aufträge hatte die Fabrik herzlich wenig, und nur vier Arbeiter fanden Beschäftigung.

Vorhanden aber waren immerhin die Fabrikgebäude (s. Abbild. S. 70), welche Raum gaben für sechzig Schmelzöfen, und erprobt war vor allem in bedingungsloser Zuverlässigkeit das Material, die Zusammensetzung und das Herstellungsverfahren des vorzüglichsten Gußstahls. Alfred war in das Geheimnis vollständig eingeweiht, da ihn der Vater seit Oktober 1825 in seinen Freistunden zur Mitarbeit herangezogen und Ostern 1826 ganz vom Gymnasium genommen hatte, um ihn in alle Zweige des Geschäfts einzuführen. Es ist freilich nur aus einer willensstarken Arbeitskraft und hohen specifischen Begabung erklärlich, daß der Knabe in dieser kurzen Zeit sich soweit zu belehren wußte, daß er auf des Vaters Errungenschaften ohne Aufenthalt weiter zu bauen im stande war.



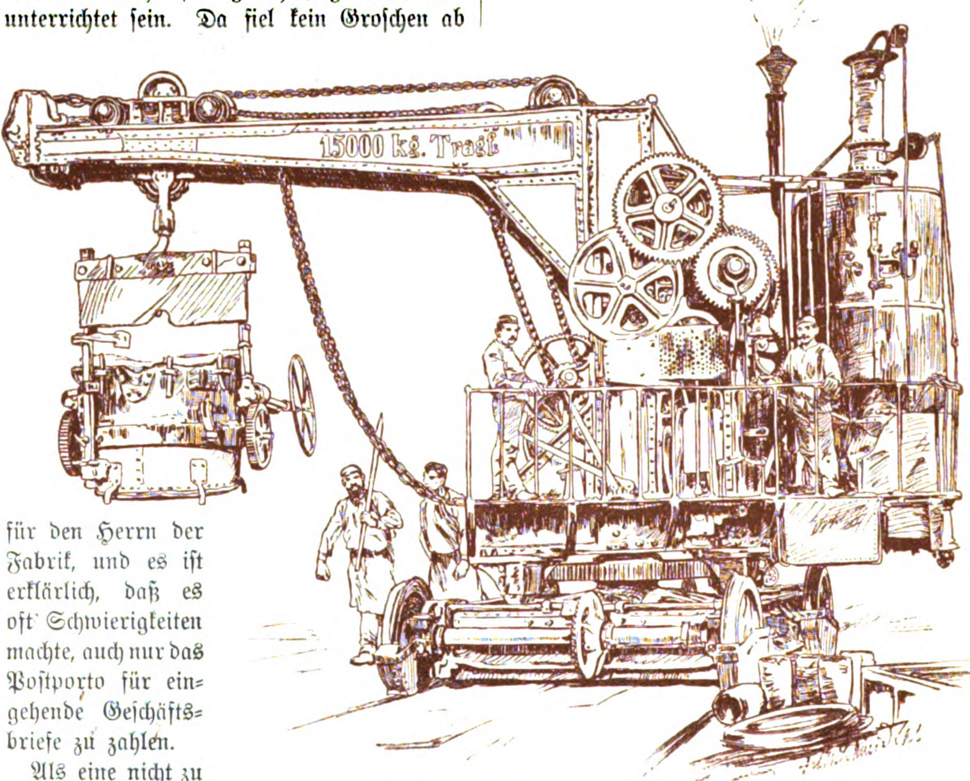
Ruderrahmen (Stahlformguß).

Mit der von der Mutter unterzeichneten

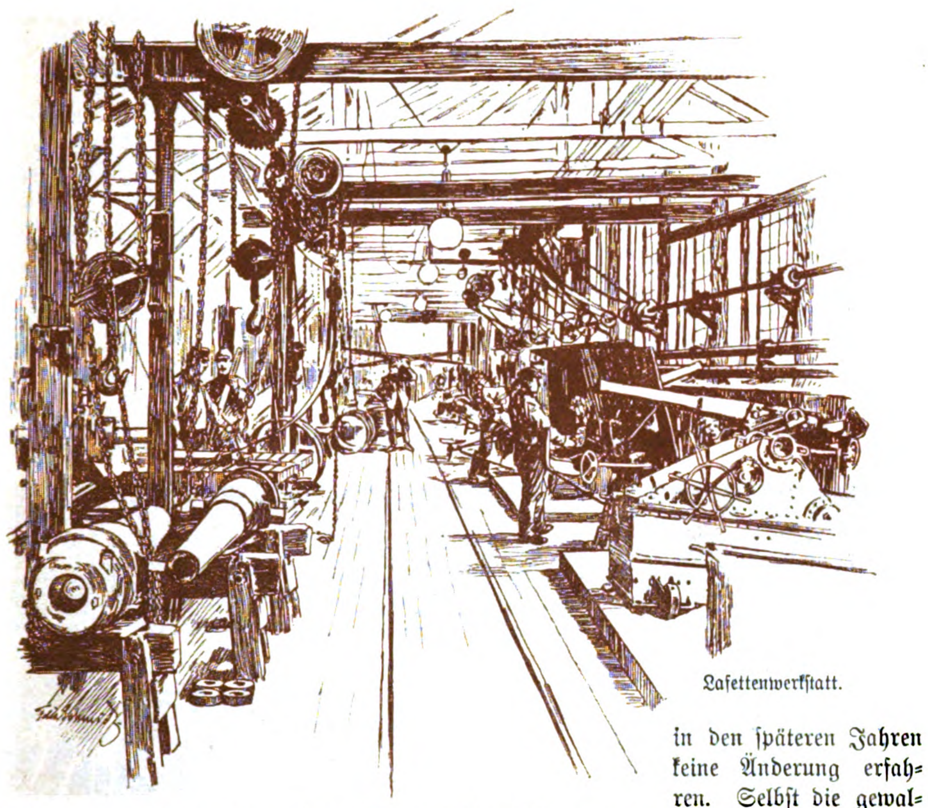
Bekanntgebung, daß die Fabrik unter des ältesten Sohnes Leitung fortgeführt werden solle, begann 1826 für Alfred eine Periode der äußersten geistigen und körperlichen Anstrengung, des Lernens und Sorgens, der Not und Entbehrung; erst nach zehn langen Jahren ward der erste Erfolg erreicht. Neben den wenigen Arbeitern stand der Knabe tags über am Amboß und Herdfeuer, und wenn er nach Feierabend seine todmüden Glieder in das Giebelstübchen hinaufgeschleppt hatte, dann begann das Lernen und Grübeln. Bis zur Quarta nur hatte er die Schule besuchen können; da mußten alle kaufmännischen, wissenschaftlichen und sprachlichen Kenntnisse noch errungen werden in nächtlicher Arbeit: welche übermenschliche Aufgabe für den noch unentwickelten Körper! Neben den Löhnen für die Arbeiter und den Kosten der Rohmaterialien wollten zwei Brüder und eine Schwester genährt, gekleidet und unterrichtet sein. Da fiel kein Groschen ab für den Herrn der Fabrik, und es ist erklärlich, daß es oft Schwierigkeiten machte, auch nur das Postporto für eingehende Geschäftsbriefe zu zahlen.

Als eine nicht zu unterschätzende Hilfe stand ihm die Mutter zur Seite, eine kluge, energische und thatkräftige Frau, welche jetzt des Sohnes schwere Arbeit und unermüdliches Streben mit derselben Fürsorge und demselben teilnehmenden Verständnis umgab, wie sie es bisher dem Gatten gewidmet hatte. Sie konnte ihm hauptsächlich die Buchführung abnehmen; er selbst suchte aber als Reisender seine Kundschaft auszubreiten, brachte jede Lieferung von Münzstempeln selbst zur Münze nach Düsseldorf, um den Betrag sofort zu erhalten, und grübelte über neue Erfindungen, mit denen er sich ein neues Fabrikationsgebiet öffnen könne.

Erschreckend langsam ging es so vorwärts; aber es ging doch vorwärts. Die Arbeiterzahl konnte 1832 auf zehn gesteigert werden, ging freilich im folgenden Jahr wieder auf neun zurück. Nach einem Jahrzehnt heißen, oft verzweiflungsvollen Ringens gelang es aber Alfred 1836, einen wichtigen Erfolg zu erreichen mit der Erfindung einer Löffelwalze, welche von den Löffelfabrikanten so vorteilhaft gefunden wurde, daß ihm in England eine ansehnliche Geldsumme für



Kran im Martinwerk III.



Lafettenwerkstatt.

in den späteren Jahren keine Änderung erfahren. Selbst die gewaltigen Summen, welche Krupp in den letzten Jahrzehnten seines Lebens einnahm, hat er niemals kapitalisiert, und einen größeren Reservefonds hielt er für überflüssig im Vertrauen auf die Solidität seines Unternehmens und seiner Fabrikate. Einigermaßen wußte er sich allerdings gegen die Gefahren ungünstiger Konjunkturen durch die konsequente Durchführung eines zweiten Grundsatzes zu sichern, nämlich der Beschaffung aller Bedürfnisse seines Werkes aus eigenem Besitz und eigener Werkstatt. Wie von Anfang an das Handwerksgerät und später die Maschinen in der Fabrik selbst hergestellt wurden, so lieferten dem Riesenwerk in den späteren Jahrzehnten die eigenen Kohlengruben den Brennstoff; so wurden Eisensteingruben angekauft und Hüttenwerke erbaut, und eigene Dampfer brachten die Eisenerze aus den in Spanien erworbenen Bergwerken nach dem heimischen Hafen; so entstanden sogar für die Bedürfnisse der Arbeiter eigene Handwerkstätten und Schlächtereien.

Selbstverständlich waren auch die Brüder,

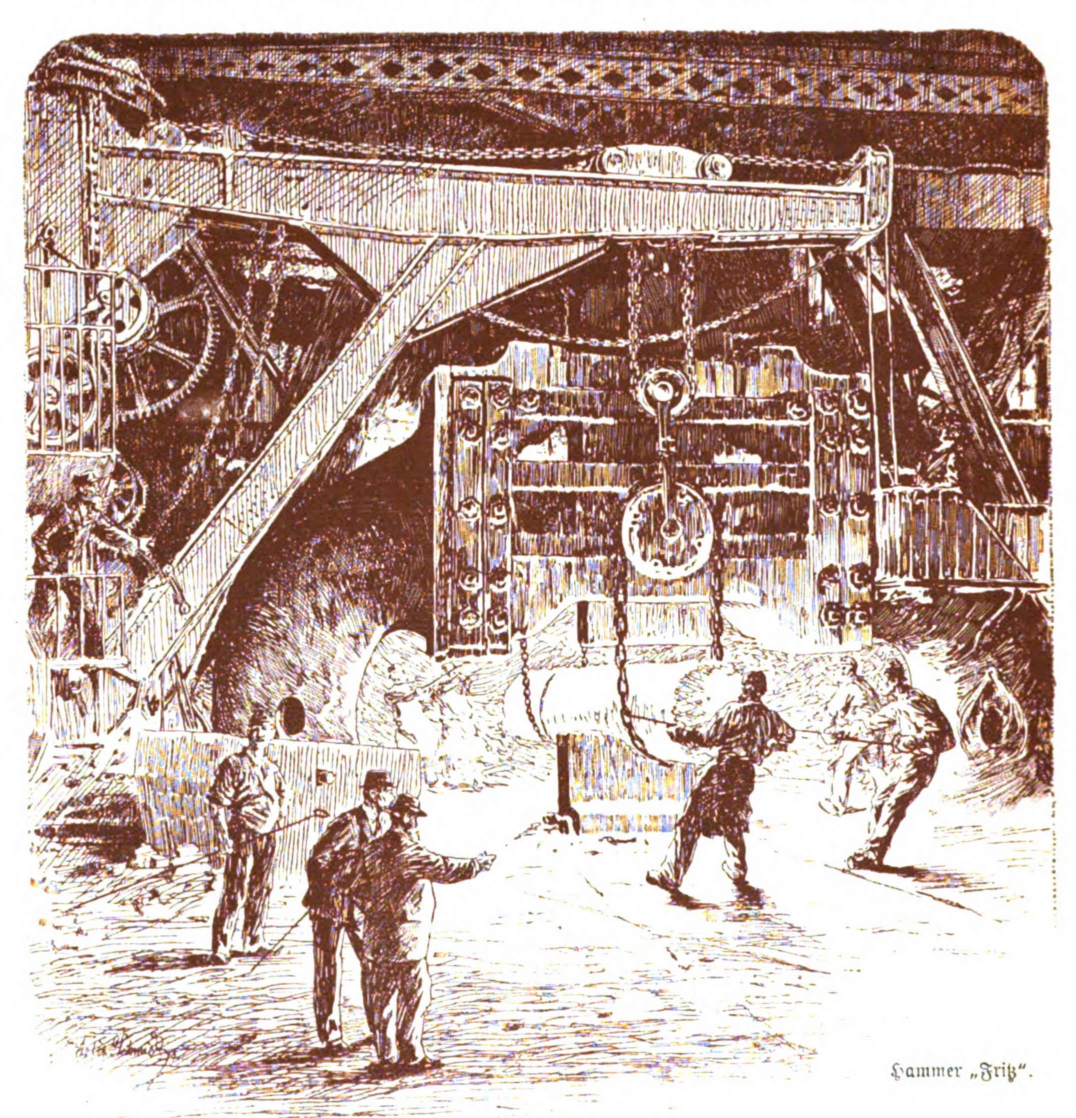
das Patent gezahlt wurde. Nun konnte der Jüngling zum erstenmal aufatmen: die lästigsten Schulden konnten abgestoßen und der Betrieb des Werkes wesentlich erweitert werden.

Die Zahl der Fabrikarbeiter, welche im Jahre 1845 bereits auf 122 stieg, läßt von jetzt ab eine schnellere Entwickelung erkennen. Ein anderer als Alfred Krupp hätte sich damit vielleicht sogar genügen lassen und nach den schweren Arbeitsjahren sich eine bescheidene aber doch behagliche Existenz zu sichern gesucht. Dessen Ziele aber waren so ganz anderer Natur, daß er auch in dieser günstiger sich gestaltenden Periode seines Lebens gar nicht daran dachte, den Gewinn des Geschäfts als ein Entgelt für seine persönlichen Leistungen zu beanspruchen. Was der Betrieb und die Bedürfnisse der Familie nicht aufzehrten, wurde stets ohne Zögern dazu verwandt, die Fabrik zu erweitern und zu verbessern. Und nur deshalb konnte die Arbeiterzahl so schnell gesteigert werden.

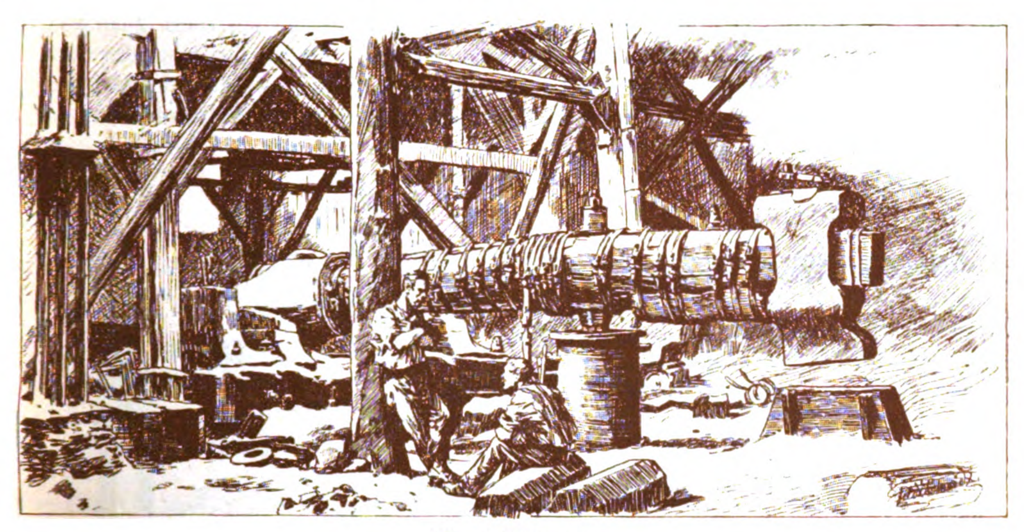
Dieses Princip, alle Einkünfte lediglich zu Gunsten der Fabrik zu verwenden, hat auch

Hermann und Friedrich, sobald sie die Altersreife erreichten, in der Fabrik thätig. Damit gewann Alfred wohl einerseits eine Hilfe; andererseits aber wurden seinem Unternehmungsgeist dadurch gewisse Schranken gesetzt, welche sein feuriger Geist bald als außerordentlich unbequem empfand. Bei jedem neuen kühnen Plan mußte er darauf Rücksicht nehmen, die Interessen seiner Brüder nicht zu gefährden, und wurde vielleicht sogar durch ihren Einspruch von manchem Schritt abgehalten, den er für notwendig oder zweckdienlich hielt, bei welchem jene aber ihm zu folgen sich scheuten.

Hermann wurde im Jahre 1844 außerordentlich günstig untergebracht, als es Krupp gelang, in Gemeinschaft mit einem in Wien ansässigen Großhändler Schöller eine Metallfabrik in Berndorf bei Leobersdorf zu gründen; unter des Bruders technischer Leitung blühte sie bald zu einem Werke ersten Ranges empor. Der zweite Bruder trat 1848 aus dem Verbande, und vom 24. Februar ab übernahm Alfred die Fabrik auf seine alleinige Rechnung. Dieser Zeitabschnitt ist deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil er ihm die Flügel löste zu dem kühnen Fluge, welcher den genialen Mann gleich im ersten Aufschwung an die Spitze der deutschen Eisenindustrie brachte und nach kurzer Zeit



Hammer „Fritz".



Alter Stielhammer.

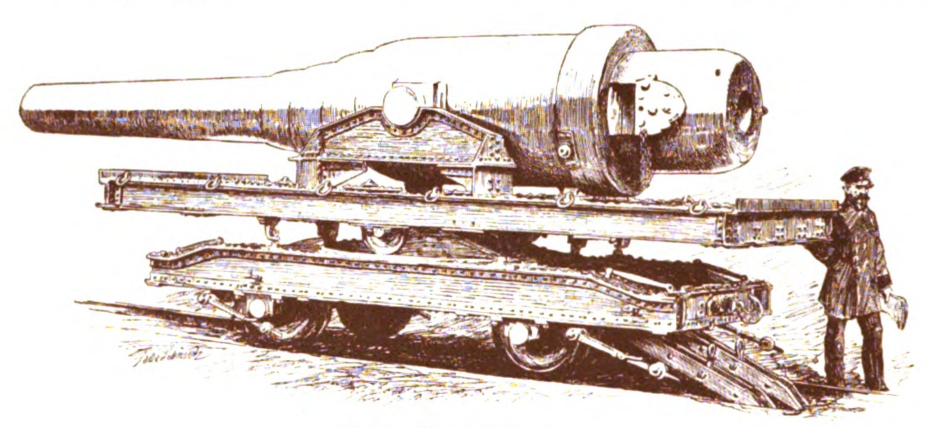
den Sieg über die britische Industrie erringen ließ.

Er schritt sofort zur Ausführung zweier Pläne, deren Kühnheit man versteht, wenn man den damaligen Standpunkt der Metallurgie sich vergegenwärtigt, und deren weittragende Bedeutung aus dem Aufschwung hervorleuchtet, den sie nicht nur für das Essener Gußstahlwerk, sondern für die ganze Eisenindustrie im Gefolge hatten. Der erste betrifft ein ganz neues Verfahren bei Herstellung des Rohstahls, nämlich anstatt des bisher üblichen umständlichen und kostspieligen Cementierens den Stahl im Puddelofen durch vorzeitiges Abbrechen des Entkohlungsprozesses zu gewinnen. Der zweite, dem Laien verständlichere, bezieht sich auf die Herstellung größerer umfangreicherer Stücke aus Tiegelstahl.

Die Erfindung dieses sogenannten Gußstahls war aus dem Bedürfnis hervorgegangen, kleine Gegenstände von besonderer Haltbarkeit und Leistungsfähigkeit zu erzeugen, wozu der gewöhnliche Stahl nicht tauglich war. Hierbei war die Stahlindustrie in England stehen geblieben. Krupp aber erkannte mit großem Scharfblick, daß der Gußstahl auch für viele größere Gegenstände von Bedeutung sein müsse, welche ganz besonderen Ansprüchen auf Härte und Festigkeit zu genügen haben. Freilich war es nicht ohne weiteres möglich, größere Stücke zu gießen, denn der Gußstahl muß in kleinen Tiegeln geschmolzen werden, und Friedrich Krupp hatte es infolgedessen niemals zu schwereren Güssen als vierzig Pfund gebracht. Für größere Güsse ist der Inhalt einer entsprechenden Anzahl Tiegel notwendig, und es ist ohne weiteres einleuchtend, welche Schwierigkeiten zu überwinden sind, um in ihnen allen — ihre Zahl steigt in die Tausende — ein absolut gleiches Material zu gleicher Zeit in der erforderlichen Temperatur bereit zu haben und ihr Ausgießen in die Gußform derartig präcise sich folgen zu lassen, daß nicht die geringste Unterbrechung im Strom der flüssigen Masse eintritt. Das ist nur mit einem auf das peinlichste geschulten Personal möglich und dieses sich zu erziehen die erste Aufgabe.

Wie schwierig sie ist, erhellt daraus, daß nur Alfred Krupp sie zu lösen im vollsten Maße gelang, und daß er niemals in der Herstellung großer Gußstahlblöcke von einer anderen Fabrik erreicht wurde. Und erklärlich ist dieses aus dem Entwickelungsgang des Essener Werkes, in welchem der Meister, vom ersten Anfang an selbst bis ins kleinste mitarbeitend, seine Leute anzulernen und einen Stamm von Arbeitern sich zu bilden im stande war, dessen Leistungsfähigkeit er auf das äußerste Menschenmögliche steigern konnte. Es ist aber auch andererseits erklärlich, daß Krupp alles aufbot, um diese seine alten Arbeiter an die Fabrik zu fesseln und ihr zu erhalten, daß er mit

ihnen sich immer fester zu verbinden strebte und nichts aus den Augen ließ, was diesem Zwecke dienen konnte. Sein scharfer Verstand zeigte ihm ebenso, wie sein durch



Kanonen-Transportwagen.

eigene schwere Erfahrungen für das Wohl seiner Mitarbeiter geöffnetes Herz, den richtigen Weg zu diesem Ziel: die aufmerksamste Fürsorge für geistiges und leibliches Wohl seiner Untergebenen und strenge Gerechtigkeit in der Handhabung einer bedingungslosen Disciplin. Dies die Grundlage, auf welcher alle Wohlfahrtseinrichtungen der Fabrik emporwuchsen.

Günstige Verhältnisse kamen dem Fabrikherrn bei der Durchführung seiner Pläne zu statten. Das erste Jahr zwar (1848), das Jahr des allgemeinen wirtschaftlichen Rückganges, brachte auch ihm eine ernste Krisis. Nachdem er diese aber mit hohen persönlichen Opfern glücklich überwunden hatte, kamen ihm die folgenden Jahre, in welchen die vaterländische Industrie im Kampf gegen die der Engländer und Franzosen sich mächtig entwickelte, zu gute. Und die internationale Industrie- und Kunstausstellung zu London gewährte ihm 1851 die günstige Gelegenheit, mit den Ergebnissen seines neuen kühnen Unternehmens einen zweifellosen Sieg zu erringen und sich die erste Stelle nicht nur in der einheimischen Eisenindustrie zu erobern.

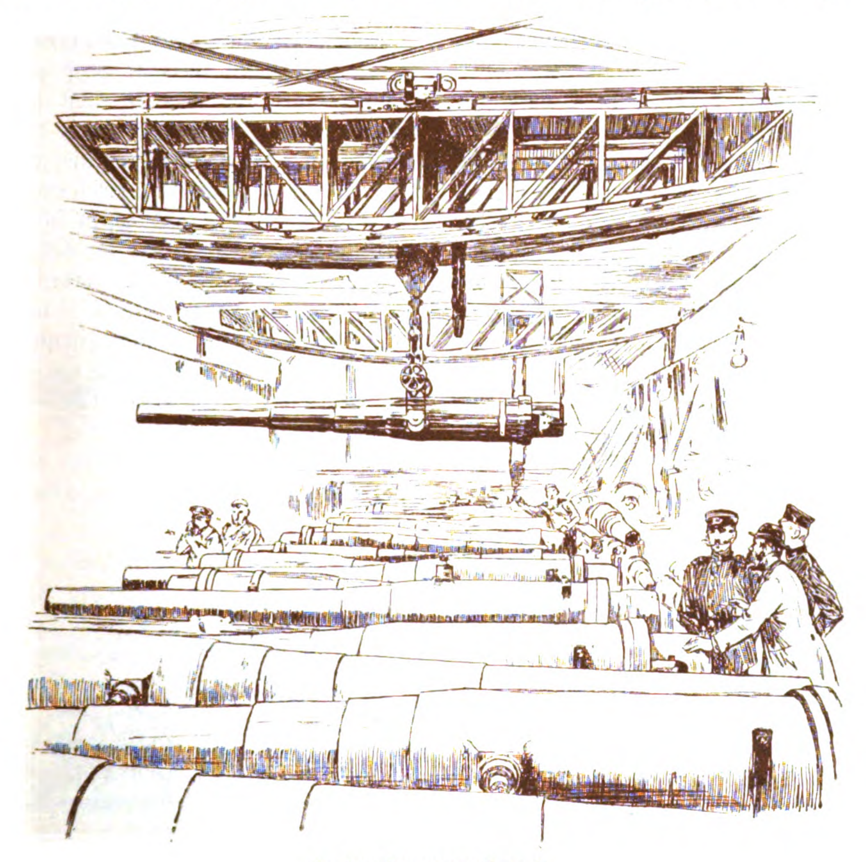
Es war auch in England versucht worden, größere Gußstahlstücke zu erzeugen, und mit Stolz hatte eine ausstellende Firma einen nahezu 1000 Pfund wiegenden Block mit der Aufschrift „Monsterpiece“ bezeichnet. Da trat Alfred Krupp mit einem Block von mehr als 4400 Pfund ihr gegenüber und versetzte mit dieser seiner für unmöglich gehaltenen Leistung die ganze Eisenindustrie in ein maßloses Erstaunen. Man äußerte Mißtrauen und stellte die Schmiedbarkeit dieses Blockes in Frage. Aber Krupp ließ ein Stück herausschneiden und auf dem Amboß nach allen Seiten ausschmieden.

Zwei der übrigen Ausstellungsgegenstände verrieten die Richtung, in welcher er sein Material zu verwerten gedachte, eine Eisenbahnachse und ein Sechspfündergeschütz. Zwei Gebiete hatte er mit scharfem Blick als vor allem hierzu geeignet erkannt, die mit Maschinen getriebenen Beförderungsmittel, Eisenbahn und Dampfschiff — und die Schußwaffen. Das erste Gebiet begann sich erst in den vierziger Jahren der Industrie zu erschließen, da man, anfangs zaghaft, mit der Zeit immer kühner und stürmischer die eisernen Schienenwege über den Kontinent spannte. Die bisher ganz unbekannte und niemals verlangte Beanspruchung des Materials erforderte dessen wesentliche Verbesserung. Die Vorzüge der Gußstahlachsen fanden sofortiges Verständnis und veranlaßten ihre allgemeine Einführung.

Hierauf wandte sich Krupp einer Verbesserung der Eisenbahnräder zu, deren Reifen an der zusammengeschweißten Stelle leicht entzwei gingen, und stellte einen geschlossenen Reifen ohne jede Nahtstelle her. Mit einem kleinen aus einem Stück getriebenen Bleiring hatte er den ersten Versuch gemacht und gründete seine geniale Erfindung auf der Folge-

rung, daß mit seinem Tiegelstahl dasselbe ausführbar sein müsse wie mit dem Bleistück. Er trieb den durchlochten Gußstahlblock mittels Dornen von immer zunehmender Stärke bis zur Größe des Radreifen auseinander und erreichte durch sorgfältige Behandlung ein vorzügliches Produkt, dessen Patentierung ihm 1853 die Mittel gewährte, sich von allen aus schweren Zeiten noch zurückgebliebenen Verbindlichkeiten frei zu machen und die finanzielle Möglichkeit zu gewinnen, auch auf dem anderen ins Auge gefaßten Gebiet, auf dem der Waffentechnik, die kostspieligen Versuche zu machen, welche der Einführung seines Gußstahls in dieses vorangehen mußten. Für die Eisenbahnen schuf er aber in der Folge die stählernen Schienen, wie sie nun allgemein angewendet wurden, und wußte sein Material auch für die Dampfschiffe unentbehrlich zu machen, wo die mächtigen Kurbelwellen, die Schraubenwellen, Vordersteven und andere Teile, meist in riesigen Dimensionen aus einem Block geschmiedet, Verwendung fanden.

So bildet das Jahr 1851 den Abschluß des ersten durch fünfundzwanzig Jahre unverzagt fortgesetzten Ringens um die Anerkennung der Erfindung seines Vaters, und mit dem Sieg auf der Ausstellung in London beginnt die Periode des fabelhaften Aufschwunges der Fabrik, gegründet auf die in den wenigen Jahren gänzlich ungehinderten Schaffens errungenen kühnen Fortschritte in der technischen Vervollkommnung. Ein äußeres Merkmal für den Aufschwung ist die Zahl der in der Fabrik beschäftigten Arbeiter, welche im fünften Jahrzehnt sich um wenig über das erste Hundert erhob, am Schluß der fünfziger Jahre beinahe 2000, im Jahre 1870 über 7000 und 1873 nahe an 12000 betrug.



In der Kanonenwerkstatt V.

Die Mutter, welche als treueste Mitarbeiterin die schweren Jahre mit ihm durchgemacht hatte, sollte den Triumph von Lon-

von nicht mehr erleben. Sie starb am 3. August 1850. Nun mochte es dem vereinsamten Sohne doch zu öde werden in dem kleinen Häuschen, welches er



Schuß mit altem Pulver.

bisher bewohnt hatte; er vertauschte die dürftige Wohnung mit einem einfachen, zweistöckigen Gebäude, das er daneben aufführte, im Jahre 1852, und führte in dieses am 19. Mai des folgenden Jahres seine junge Gattin, Bertha, die Tochter des Steuerrats Eichhoff zu Köln. Hier erblühte ihm an der Seite der anmutigen und intelligenten Frau ein bisher unbekanntes Glück; hier ward ihm auch am 17. Februar 1854 sein einziger Sohn — Friedrich Alfred — geboren.

* * *

Es ist aber noch ein anderes wichtiges Ereignis, welches am Eintritt in die bezeichnete neue Lebensperiode als ein bedeutungsreicher Merkstein steht, der Besuch des Prinzen von Preußen, des späteren Kaisers Wilhelm I. Nicht, weil dieser die Reihe der fürstlichen Gäste, welche in so reicher Zahl die Fabrik in Essen aufgesucht haben, eröffnete und ihr eine erhöhte Bedeutung verlieh, sondern hauptsächlich, weil der große Monarch, der mit Aufmerksamkeit alles verfolgte, was für das Vaterland Bedeutung zu gewinnen versprach, bei dieser Gelegenheit großes persönliches Interesse für Krupp und sein Werk gewann, weil er selbst sich von der Überzeugung durchdringen ließ, daß hier ein Mann von ungewöhnlicher genialer Schaffenskraft und Energie und zugleich ein Mann, „dem das Herz auf dem rechten Fleck saß“, ein Unternehmen leitete, das für das Vaterland von unschätzbarem Werte werden konnte. Krupp gewann sich bei diesem Besuch den König Wilhelm zum Bundesgenossen und starken Helfer in dem Kampf, den er auf dem Gebiet der Kriegswaffen noch durchzukämpfen hatte.

Schon im Jahre 1843 hatte ihn die Idee beschäftigt, sein Material für Handfeuer-



Schuß mit rauchschwachem Pulver.

waffen nutzbar zu machen. Nur um diese konnte es sich zunächst handeln, denn noch mußte er sich damals auf Herstellung kleiner Gußblöcke beschränken. Aber selbst in dem Bereich des Schießgewehrs versprach sich der

Fabrikant eine vorteilhafte Verwendung des Tiegelgußstahls, denn die in allen europäischen Staaten auf eine Verbesserung der Feuerwaffe hinzielenden Versuche führten überall zur Annahme der gepreßten Geschoßführung in einem gezogenen Lauf. Der hierbei außerordentlich gesteigerten Spannung der Pulvergase konnte nur ein sehr widerstandsfähiges Material auf die Dauer genügen. Krupp glaubte seinen Tiegelgußstahl besonders geeignet, schmiedete eigenhändig daraus zwei Gewehrläufe hohl aus und übersandte sie dem preußischen Kriegsministerium. Die Regierung stand damals bereits geraume Zeit mit Dreyse in Verbindung; man war sich bewußt, daß man mit Annahme des Zündnadelgewehrs allen anderen Staaten weit voraus war und schickte dem Fabrikanten sein Paket ungeöffnet zurück. zu, da Krupps Erfindung nicht durch ein Patent geschützt war.

Immerhin war er durch das seine Voraussetzungen bestätigende Resultat ermutigt und zu weiteren Versuchen angeregt worden. Diese waren allerdings viel schwieriger und kostspieliger, da er sie auf dem Gebiete der Geschütze fortsetzen mußte. Sie konnten sich zunächst nur in äußerst bescheidenen Grenzen halten, da Krupp sie nur wie eine luxuriöse Liebhaberei nebenbei betreiben konnte und sein Werk nicht mit größeren Ausgaben belasten durfte. Erst das Radreifen-Patent verschaffte ihm seit 1853 die Mittel, um energischer vorzugehen.

Auftreffen einer 24 cm-Granate.

In dieser Weise im Vaterlande mit Mißachtung behandelt, mußte sich Krupp ins Ausland wenden, wenn er erreichen wollte, daß durch eine gründliche und systematisch durchgeführte Erprobung festgestellt würde, ob der Gußstahl sich, wie er annahm, zur Verwendung bei der Fabrikation von Schußwaffen eigne. Nur auf Grund eines günstigen Ergebnisses solcher Versuche konnte er an weitere kostspielige Experimente in dieser Richtung herantreten. In Frankreich, wohin er sich wandte, hatten die thatsächlich angestellten Versuche ein vorzügliches Ergebnis, und nunmehr sah man sich auch in Berlin veranlaßt, Gußstahlläufe beim Zündnadelgewehr zu erproben und einzuführen. Der Vorteil fiel aber anderen Lieferanten

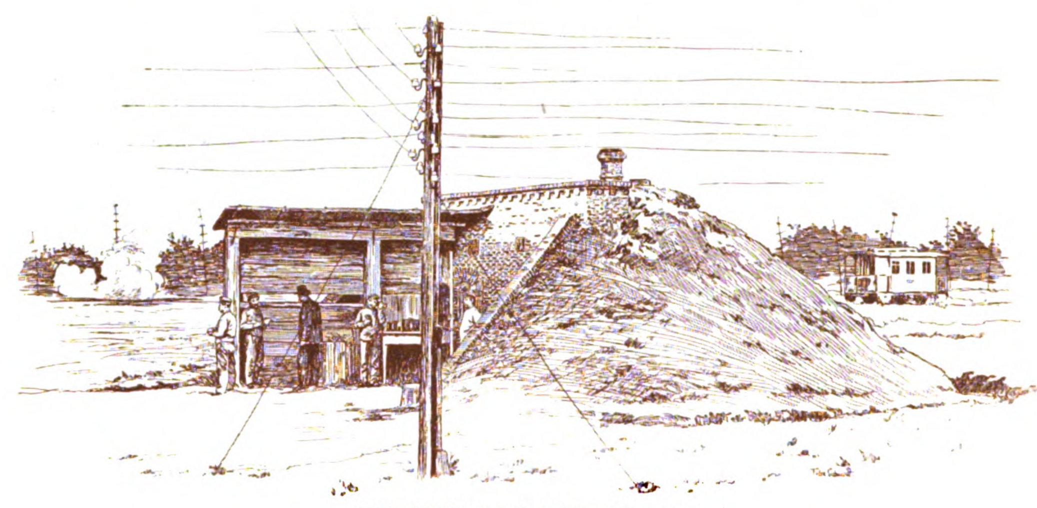
Eine weitere Beschränkung ward bei den ersten Versuchen durch die Gewichtsbegrenzung der Gußstücke gesteckt. Krupp kam aber mit diesen aus, da er zunächst nur das Kernrohr aus Gußstahl bildete und es mit einem Mantel aus Gußeisen umgab. Die Tendenz war die Herstellung einer widerstandsfähigen, nicht so leicht wie Bronze sich abnutzenden Seelenwandung. Solch ein Mantelrohr besaß ein Dreipfünder, welchen er 1847 nach Berlin schickte, ein Sechspfünder, welcher 1851 auf der Londoner Ausstellung allgemeine Aufmerksamkeit erregte, und ein Zwölfpfünder, welcher 1854 nach Angaben des braunschweigischen Oberstleutnants Orges

hergestellt wurde. Wie ersichtlich, nahmen die Kaliber mit der inzwischen erreichten Fertigkeit, größere Blöcke zu gießen, allmählich zu.

Es ist bezeichnend für die ablehnende Haltung der maßgebenden einheimischen Behörden, daß der Dreipfünder in Berlin bis 1849 ganz unberücksichtigt blieb, bei den in diesem Jahre von der Artillerie-Prüfungskommission angestellten Versuchen deren vollste Anerkennung erhielt, aber zu weiteren praktischen Ergebnissen gar keinen Anstoß gab. Dagegen erkannte Orges die hohe Bedeutung des Gußstahls für die Artilleriewaffe, sagte seinen Sieg über die Bronze und die Einführung bei der Feld- und Festungsartillerie gewissermaßen voraus und deutete auf die großen Vorteile hin, welche der deutschen Eisenindustrie einerseits, der deutschen Armee andererseits daraus erwachsen würden.

Dieses Ziel zu erreichen, war aber im engeren Vaterland — in Preußen — im Anfang der fünfziger Jahre herzlich wenig Aussicht: die Bronzerohre zählten noch zu viele Anhänger, unter ihnen den einflußreichsten, den General-Inspekteur der Artillerie, Generalleutnant von Hahn, der trotz des günstigen Ausfalles der wiederholt mit Kruppschen Geschützen angestellten Versuche sich nicht entschließen konnte, auch nur die Aufstellung von Versuchsbatterien gut zu heißen.

Im Jahre 1854 ging Krupp zum ganz aus Gußstahl erzeugten Massivrohr über und sandte ein solches, nach dem Modell der neu eingeführten französischen bronzenen zwölfpfündigen Granatkanone konstruiert, 1855 zur zweiten internationalen Industrie-Ausstellung nach Paris. Nebenbei erwähnt, legte hier auch ein großer Gußstahlblock, diesmal aber 5000 Kilogramm, also das Zweieinhalbfache des Londoner von 1851 wiegend, von den Fortschritten der deutschen Fabrik beredtes Zeugnis ab. Hier konnten nun Parallelversuche zwischen Gußstahl und Bronze ausgeführt werden, und sie fielen ausnahmslos zu Gunsten des ersteren aus, der mit seinem wesentlich geringeren Gewicht (535 statt 620 Kilogramm) von vornherein für ein Feldgeschütz viel vorteilhafter war. Die französische Regierung hat mit der Kruppschen Firma längere Zeit in ernster Unterhandlung gestanden, und es ist kaum zu bezweifeln, daß sich Frankreich in Zukunft ganz dem Gußstahlgeschütz zugewendet, daß es Deutschland damit vielleicht überflügelt hätte, wenn dieser Auftrag zur Ausführung gekommen wäre. Aber die im Lande herrschende Geldkrisis veranlaßte die Regierung, die Unterhandlungen bald abzubrechen, und später bot die nicht ungerechtfertigte Besorgnis vor einer gewissen Abhängigkeit von einer ausländischen Fabrik und die Rücksicht auf die eigene Metallindustrie ein Hindernis, die zerrissenen Fäden wieder anzuknüpfen. So ward das Vaterland durch ein gütiges Geschick vor einer großen Gefahr bewahrt.



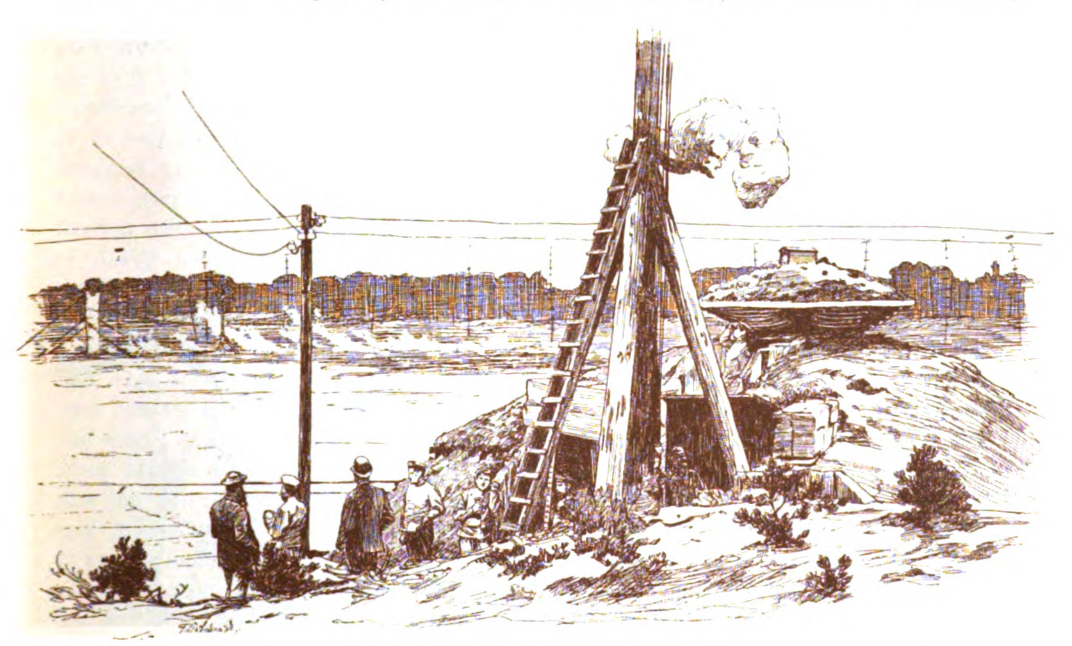
Sicherheitsstand auf 1500 m Entfernung.

Denn in Preußen konnte man, obgleich auch zahlreiche andere Versuche in Rußland, Holland, Württemberg, der Schweiz, Hannover, Spanien, Österreich und Bayern die Vorzüge der Kruppschen Geschütze erwiesen hatten, sich noch immer nicht entschließen, das im eigenen Lande Gebotene zu verwerten. Erst als man zur Konstruktion gezogener Hinterlader schritt und hierbei die Bronze der Abnutzung der Seelenwandung wegen als ganz unbrauchbar erkannte, wagte man einen ersten Versuch: 1856 wurden bei Krupp zwei Sechspfünder bestellt.

Im Januar 1857 berichtete die Artillerie-Prüfungskommission: „Der Gußstahl ist zur Anfertigung gezogener langer Rohre ein Material, das durch kein anderes zu ersetzen ist.“ Damit schien der endliche Sieg gesichert; aber weitere zwei Jahre zogen sich die Versuche noch hin, und auch 1859 ward erst durch das persönliche Eingreifen des Prinzregenten Wilhelm der endliche Entschluß gegen die nicht endenden Bedenken des Generalleutnants von Hahn zur Reife gebracht, eine Anzahl Gußstahl-Feldgeschütze in die Armee einzustellen. Die Zahl „einhundert“ aber, welche dem Regenten vorgeschlagen wurde, änderte dieser eigenhändig in der Kabinettsordre vom 7. Mai 1859 in „dreihundert“ ab, um das als notwendig und für seine Armee segensreich Erkannte mit Energie zur Ausführung zu bringen.

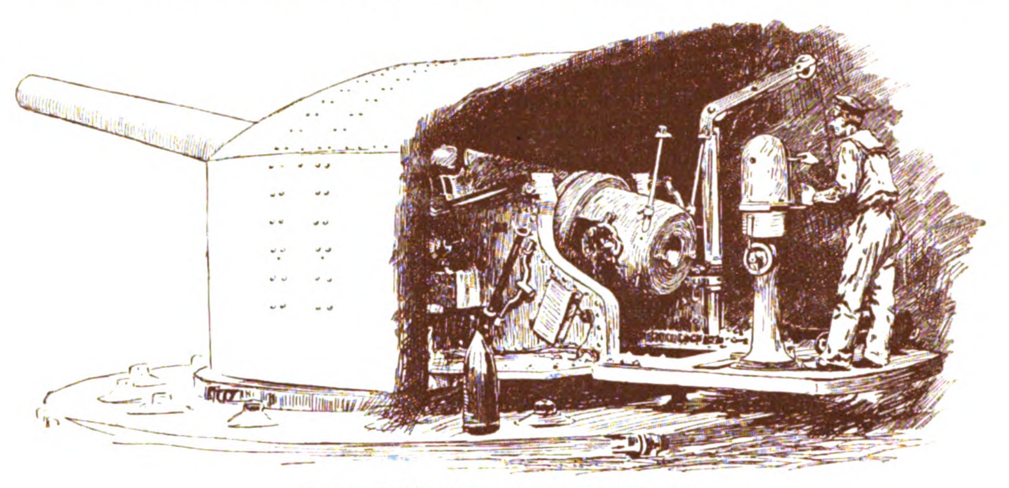
Hiermit hatte Alfred Krupp endlich das Ziel erreicht, das er seit Anfang der vierziger Jahre unentwegt angestrebt hatte, seinen Gußstahl der vaterländischen Landesverteidigung dienstbar zu machen, und von diesem Zeitpunkt an ist seine Geschichte die der preußischen, dann der deutschen Geschützsysteme. Denn während er bis dahin nur die Rohre, angepaßt den betreffenden Konstruktionsprincipien der Länder, für welche er arbeitete, lieferte, betrat er kurze Zeit darauf den Weg der eigenen Konstruktion, denn er hatte erkannt, daß mit seinem Material um vieles mehr zu leisten sei, als alle bisherigen Konstruktionen erreichen ließen, daß aus seiner Natur heraus die Form und Gestaltung entwickelt werden müsse, um seine ganz außerordentliche Leistungsfähigkeit zur Geltung bringen zu können.

Bevor wir ihn auf diesem Wege verfolgen, ist der Besuch zu erwähnen, welchen König Wilhelm ihm zu teil werden ließ, als er im Jahre 1861 von Compiègne zurückkehrte, wo er am 6. Oktober den Besuch des Kaisers Napoleon erwidert hatte. Es ward ihm hier der kurz vorher in Betrieb gesetzte be-



Sicherheitsstand auf 2000 m Entfernung.

rühmte Dampfhammer „Fritz“ vorgeführt, welcher als ein neuer technischer Sieg des genialen Erfinders bezeichnet werden muß. Denn die Konstruktion dieses Riesenhammers von 1000 Centner Fallschwere hatte man in technischen Kreisen für ein Ding der Unmöglichkeit gehalten. Aber Krupp mußte ihn haben, um seine immer an Umfang und Gewicht zunehmenden Gußstahlblöcke so durcharbeiten zu können, wie es zur Gewinnung großer Dichtigkeit und Widerstandsfähigkeit notwendig erschien; so wagte er diesen kühnen Schritt im Vertrauen auf die Richtigkeit seiner Berechnungen, und es gelang zum allgemeinen Staunen. Der Hammer wurde wie ein neues Weltwunder betrachtet. Er ist in der Abbildung S. 76 dargestellt, während die Abbildung S. 77 ein Beispiel der früher gebräuchlichen schweren Stielhämmer bietet.



21 cm-Schiffsgeschütz mit elektrischem Antrieb.

Der König war überrascht von der Entwickelung der Fabrik, deren Arbeiterzahl seit dem ersten Besuch sich um das Fünffache vermehrt, deren Werkstätten und Maschinenräume sich so gewaltig erweitert hatten. Und doch war dieses erst der Anfang des immer sich steigernden Wachstums. Ein volles Verständnis zeigte er für die große vaterländische Bedeutung des Etablissements und erkannte, von welchem Wert für ihn, den Reorganisator der Wehrmacht, dieses in den vorauszusehenden zukünftigen Kämpfen sein werde. Wie bei jedem seiner Besuche brachte er dem Fabrikherrn auch diesmal ein Geschenk mit, die Ernennung zum Geheimen Kommerzienrat.

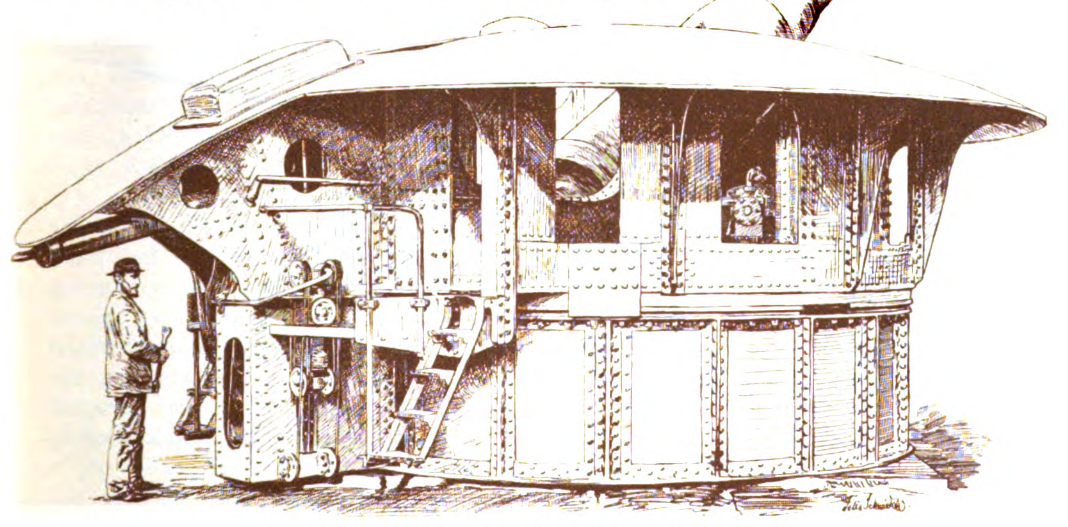
Ein Jahr später feierte Krupp einen großen Triumph, und wieder war London der Schauplatz dieses Sieges, den er als erstre Vertreter der deutschen über die englische Eisenindustrie davontrug. Nach dem Zeugnis der „Times“ ward ihm die überragende Stellung zuerkannt, die er in der Welt als Erzeuger der größten und fehlerlosesten Massen von Gußstahl einnahm. Und es ist hierbei zu berücksichtigen, daß es durchaus noch nicht seine Riesengeschütze sind, welche ihm zu dieser Anerkennung verhalfen, sondern neben einem Block von 40000 Pfund in erster Linie Bedürfnisse des Friedens, wie die mächtigen Schiffsachsen, deren die Dampfer des Norddeutschen Lloyd bedurften, diamantharte hochpolierte Walzen u. dgl. Mit diesem Sieg gerade auf einem Gebiete, welches England bisher seit langen Zeiten beinahe ohne jede Konkurrenz beherrscht hatte, gewann Krupp nicht nur für sich und sein Etablissement ein weites Thätigkeitsfeld, sondern der ganzen deutschen Industrie trug er die siegreiche Fahne voran und flößte ihr den hohen Mut ein, mit dem sie seitdem auf allen Gebieten den Kampf aufgenommen hat, um Stück für Stück sich zu erringen und mit jedem Schritt vorwärts auch ein neues Absatzgebiet, einen neuen Anteil am Welthandel an sich zu reißen. Alfred Krupp war es, der die Fesseln brach und die Kräfte der vaterländischen Industrie löste zum Kampfe

in welchem er mutig und siegreich voranschritt.

In London trat er auch zum erstenmal mit einer eigenen Geschützkonstruktion auf, und der einfache Keilverschluß, mit dem er diese neue wichtige Etappe seiner Entwickelung markierte, hat sich, wenn auch in der Folge verbessert, durchaus bewährt und als lebensfähig erwiesen. In London patentiert, dem preußischen Kriegsministerium vorgelegt, hat er sich im Vaterlande auch schließlich den Sieg errungen, aber wie nach den bisherigen Erfahrungen zu erwarten war, erst nach langen schweren Kämpfen.

Die Gußstahlgeschütze sollten zuvor eine zweimalige Feuerprobe durchmachen. Die 1859 bestellten dreihundert 9 cm-Geschütze waren zu je vierundzwanzig an die preußischen Feldartillerie-Regimenter verteilt worden und kamen 1864 neben den alten glatten Geschützen zur Thätigkeit. Man war zwar, überzeugt von der Minderwertigkeit der letzteren, in Beratungen eingetreten über eine Neuorganisation der Artillerie, und König Wilhelm hatte wiederum dem langen Zögern ein Ende gemacht, indem er — am 1. Mai 1862 — die Einführung eines gezogenen 8 cm-Feldgeschützes neben dem 9 cm verfügte; aber erst im Dezember 1863 waren die Versuche so weit gefördert, daß eine Versuchs-Batterie von acht Geschützen gebildet und eingestellt werden konnte. Sie nahm am Feldzug 1864 teil.

Nachdem in diesem die bedeutenden Vorzüge der gezogenen Hinterlader gegenüber den glatten Kanonen nicht nur bei den Feld-, sondern auch bei den am Kampf beteiligten bronzenen Festungsgeschützen in voller Klarheit hervorgetreten waren, schien die Frage des zukünftigen Geschützsystems gelöst zu sein. Hiermit aber noch nicht die des Materials; denn in der Folge mußte der Gußstahl immer aufs neue mit der Bronze den Kampf aufnehmen. Auch diese wurde durch neue Guß- und Härtungsverfahren wesentlich verbessert und erschien für mäßig gesteigerte Ansprüche zeitweise völlig ausreichend; es stand ihrer Verwendung aber immer der große Vorteil zur Seite, daß das Material in Massen vorhanden und auch bei unbrauchbar gewordenen Rohren wieder verwendbar war, daß also sehr große Ersparnisse mit ihrer Verwendung erzielt werden konnten. Erst ganz allmählich drang Krupp mit seiner Ansicht durch, daß für die so wichtige Waffe nicht das allenfalls Genügende, sondern das mit dem besten Material irgend zu Erreichende beschafft werden müsse, wenn die Armee in der allgemeinen Konkurrenz aller europäischen Heere den ersten Rang einnehmen wolle.

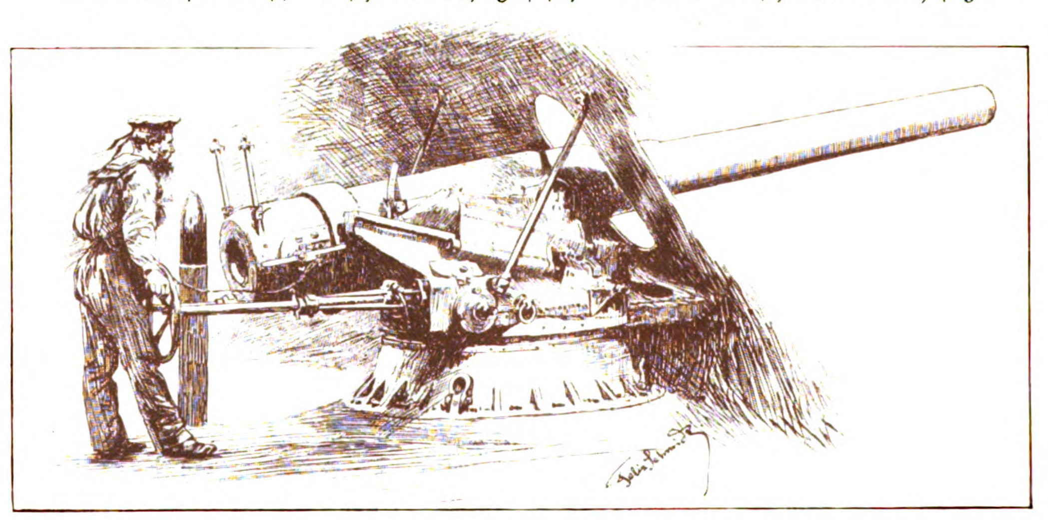


28 cm-Kanone L/40 in Küstenlafette mit hydraulischem Betriebe.

Die Beschaffung der 8 cm-Kanonen (an Stelle der bisherigen Haubitzen), welche 1864 unterbrochen worden war, kam 1865 zur Ausführung, und die preußische Armee ging mit 60 Prozent Stahl-Hinterladern und 40 Prozent glatten Bronze-Vorderladern 1866 in den Krieg, während Österreich durchweg gezogene Vorderlader hatte. Man erwartete eine ungeheure Wirkung von den neuen gezogenen Geschützen und wurde auf beiden Seiten bitter enttäuscht. Die neue Waffe hatte sich noch zu wenig eingebürgert, sie war ganz unrichtig verwendet worden, Taktik und Geschütz waren in völligem Widerspruch miteinander. Während aber die preußische Artilleriewaffe diesen Fehler richtig erkannte, mit allem Ernst ihr neues Geschütz kennen und verwenden zu lernen strebte und auf eine gänzliche Beseitigung der glatten Geschütze drang, wurde dem Material, dem Gußstahl, ein schwerwiegendes Bedenken entgegengebracht: es waren nämlich 8 cm-Rohre ohne alle vorherigen Anzeichen gesprungen. Man war irre geworden an der Zuverlässigkeit des Materials.

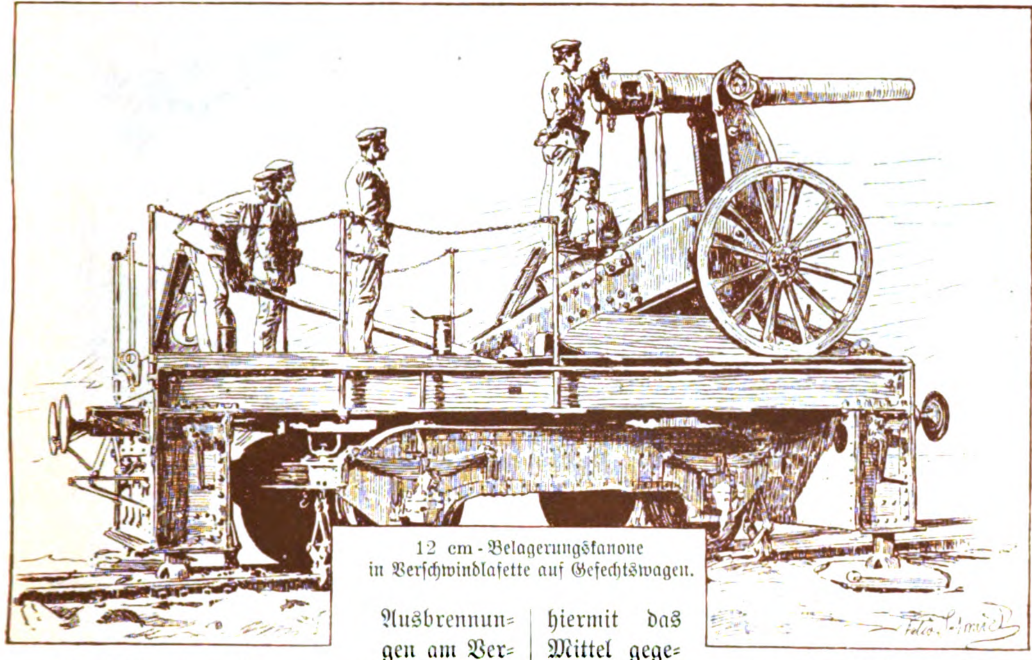
Das war für Krupp ein schwerer Schlag. nun sollten diese neuen Geschütze springen, bei einer verhältnismäßig geringen Beanspruchung sich nicht bewähren? Er machte kurzen Prozeß: er nahm die sämtlichen dreihundert Rohre zurück und lieferte andere dafür, aber — mit einer anderen Verschlußkonstruktion. In der alten, welche von der Artillerie-Prüfungskommission angeordnet war, glaubte er den Grund für die Unglücksfälle zu erkennen, und der Feldzug 1870/71 hat ihm recht gegeben.

Im Kriege gegen Österreich war es das Zündnadelgewehr gewesen, welches der preußischen Armee eine Überlegenheit verschafft hatte; im Kriege mit Frankreich trat aber schon bei den ersten Gefechten das französische Chassepotgewehr als die leistungsfähigere Waffe hervor. Da war für die Infanterie die starke Hilfe, welche die Artillerie ihr leistete, von unschätzbarem Werte. Die gewaltige Wirkung der Kruppschen Geschütze war es, welche eine ausschlaggebende Bedeutung gewann und den Charakter der meisten Schlachten bestimmte. Wie viel aber das Material des Gußstahls dazu beitrug, ergiebt sich aus der überraschenden Dauerhaftigkeit



15 cm-Schnellladekanone L/40 in Schiffslafette.

Gerade auf der vollsten Zuverlässigkeit seines Gußstahls beruhte seine ganze stolze Hoffnung; jedes kleinste Stückchen aus dem größten Blocke oder aus einem Geschützrohr herausgeschnitten, mußte nach seiner Intention und nach seiner Überzeugung die volle Güte haben, um jede Probe auszuhalten. Und der Rohre. Denn obgleich sie in bisher beispielloser Weise angestrengt wurden — von den 9 cm, die teilweise seit 1861 im Gebrauch waren, hatten einzelne schon über zweitausend scharfe Schüsse gethan — war nicht ein einziges gesprungen, und nur ein kleiner Prozentsatz durch Verletzungen und

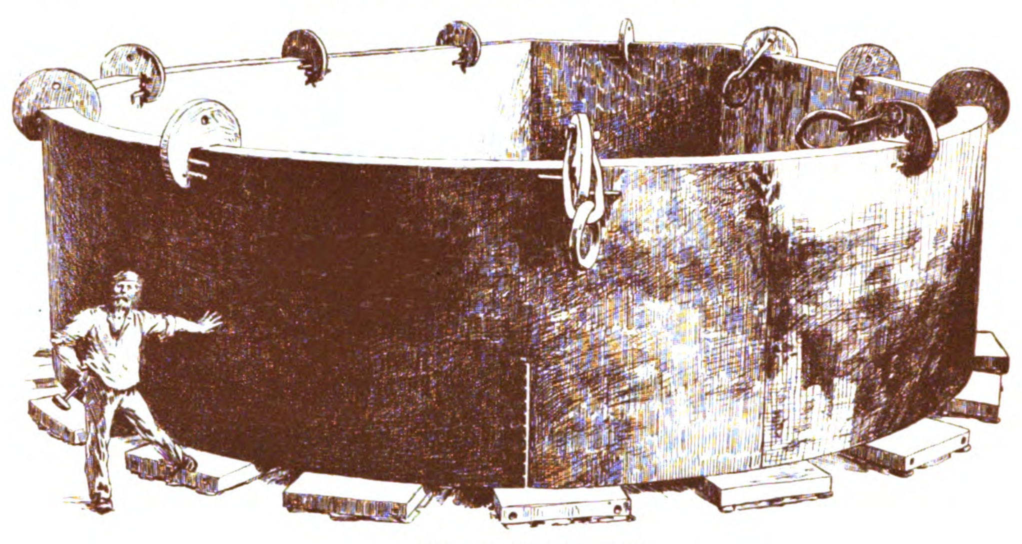

12 cm-Belagerungskanone in Verschwindlafette auf Gefechtswagen.

Ausbrennungen am Verschlußteil unbrauchbar geworden. Die Vorzüge des Gußstahls waren so überzeugend hervorgetreten, daß für die deutsche Feldartillerie die Rivalität der Bronze als für immer beseitigt angesehen werden konnte. Es handelte sich nun für Krupp darum, nicht nur sein Material, sondern auch seine eigenen Konstruktionen, die er für viel geeigneter hielt als die bisherigen der Artillerie-Prüfungskommission, zur Geltung und Einführung zu bringen.

In das siebente Jahrzehnt fallen aber noch einige andere Ereignisse von großer Wichtigkeit. Es sei hier zunächst des Besuches des preußischen Ministerpräsidenten, Herrn von Bismarck, in Essen erwähnt, welcher wenige Tage vor dem Umzuge der Kruppschen Familie in das auf dem „Hügel" neu eingerichtete Heim am 28. Oktober 1864 stattfand, ferner des Besuches des Königs Wilhelm am 16. Oktober 1865.

Im Winter von 1866 zu 1867 machten sich zum erstenmal die Einwirkungen der körperlichen und geistigen Überanstrengung geltend, denen Alfred Krupp seit seinem vierzehnten Lebensjahr unausgesetzt sich nicht hatte entziehen können. Sein großes Organisationstalent, das sich in einer am 12. Juli 1862 ins Leben gerufenen Kollektiv-Prokura offenbarte, hatte ihm allerdings hiermit das Mittel gegeben, um die Verwaltung der stetig erweiterten Geschäfte und des ins Riesige wachsenden Betriebes durch Arbeitsteilung zu erleichtern und alle kleinen Fragen sich fern zu halten. Trotzdem behielt er die Gesamtleitung, konnte er die schweren Sorgen, die die Unglücksfälle seiner 8 cm und andere Vorkommnisse ihm bereiteten, nicht abschütteln und mußte vorsorglich die Mittel finden und herstellen, um in den fast ununterbrochenen kritischen Kämpfen, sei es mit Vorurteilen und Intriguen, sei es mit technischen oder finanziellen Schwierigkeiten, die Oberhand zu gewinnen.

Besondere Anstrengungen mußten im Winter 1866/67 gemacht werden, um auf der für das Jahr 1867 geplanten zweiten Pariser Weltausstellung ein günstiges Resultat zu erzielen. Dieses war um so wichtiger wegen des Stoßes, welchen das Vertrauen zum Gußstahl durch die Unfälle von 1866 erlitten hatte, und wegen des bei dieser Gelegenheit zum erstenmal vorgeführten neuen Konstruktionsprincips der Ringrohre, welche durch Umlegen von Ringen eine wesentliche Erhöhung der Widerstandskraft erlangen und es ermöglichen sollten, stärkere Pulverladungen anzuwenden und hiermit ganz wesentlich größere Durchschlagskraft zu erzielen. Es war der erste Schritt zu den Riesen-



Geschützturm für Panzerschiffe.

geschützen mit ihren ans Fabelhafte grenzenden Wurfweiten (s. die Abbild. S. 78 u. 79).

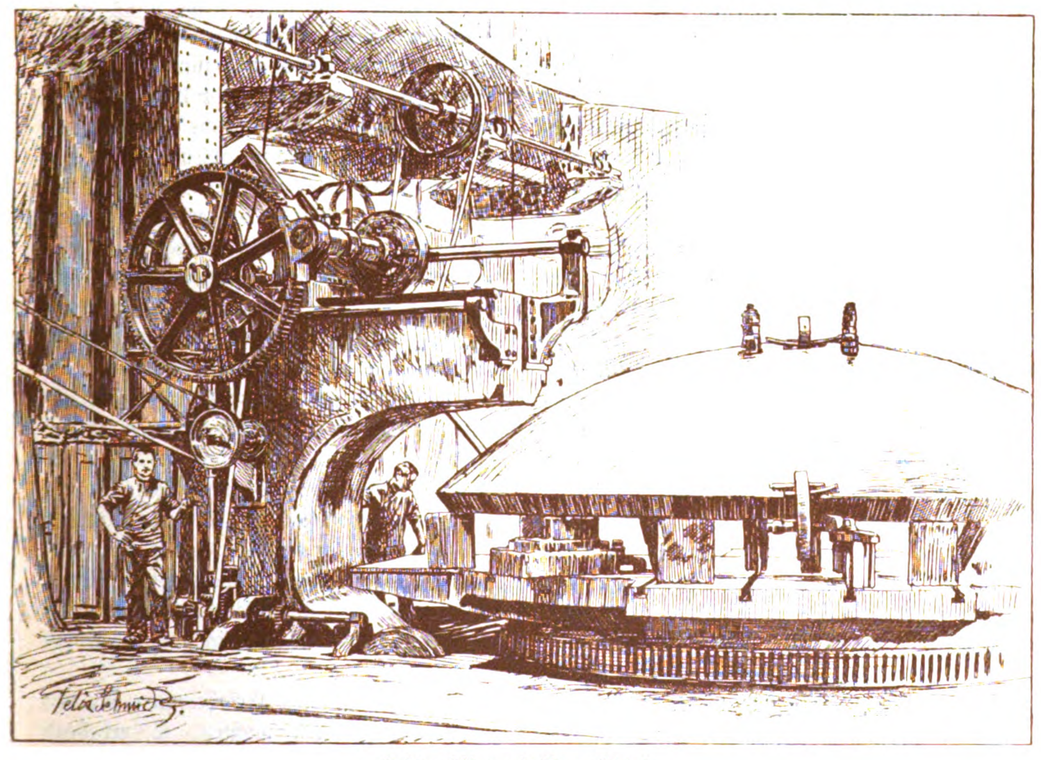
Die Verwendung von Panzerungen stellte neuerdings den Geschützkonstrukteuren die Aufgabe, schwere Kanonen mit einer hochgesteigerten Durchschlagskraft zu entwerfen. Die preußische Regierung veranstaltete deshalb ein Vergleichsschießen zwischen einem Kruppschen 96pfünder Ringrohr und einem Armstrong-Vorderlader. Es schien sich für Krupp ungünstig zu gestalten, bis er es durchsetzte, daß ein neues — prismatisches — Pulver zur Verwendung gelangte. Hiermit errang er einen neuen Sieg, der um so wichtiger war, weil er gleichzeitig zur Wertschätzung des neuen Pulvers führte und die preußische Artillerie auf den Weg brachte, auf welchem so bedeutende Resultate erzielt werden sollten: die Herstellung kräftigerer, langsamer brennender Treibmittel. Hat auch Krupp nicht durch eigene Erfindungen diese bereichert, so hat er doch durch Anregung und Stellung bestimmter Aufgaben ihre Entwickelung wesentlich beeinflußt und nicht wenig dazu beigetragen, daß an Stelle der alten die neuen, rauchschwachen Pulverarten zur Einführung kamen (s. die Abbild. S. 80). Die Niederlage, welche das englische Geschütz erlitt, zeigte die Minderwertigkeit der britischen Geschütz-, Geschoß- und Pulverindustrie und war von durchschlagender Wirkung.

War hiermit der Einführung der neuen Rohrkonstruktion bei den schweren Geschützen der Weg geöffnet, der sie über die ganze Erde in kurzer Zeit verbreitete, so galt es nun, auch in der Feldartillerie sie einzuführen. Krupp übersandte am 9. Februar 1870 dem preußischen Kriegsministerium zwei neue 8 cm-Kanonen seiner Konstruktion mit Stahllafette. Die Artillerie-Prüfungskommission hatte bisher in eigenen Fabriken nach ihren Entwürfen die Schußwaffen der Armee herstellen lassen, und neben den reichen technischen und wissenschaftlichen Kenntnissen gebot sie über eine lange Praxis und Bekanntschaft mit der Verwendbarkeit in der Truppe. Letzteres ging dem Gußstahlfabrikanten natürlich ab, und die hieraus sich ergebenden Mängel seiner Entwürfe gaben Anhaltepunkte genug, um sie nicht ohne weiteres annehmbar erscheinen zu lassen. Zudem war die Kommission zur selben Zeit mit einer Neukonstruktion des Feldgeschützes gleichfalls beschäftigt, und als nach der Beendigung des Krieges die Frage wieder aufgenommen wurde, konnte es sich nur um Versuche und endlich um einen Kompromiß handeln. Die Versuche zogen sich sehr in die Länge und veranlaßten den Kaiser zu einem energischen Eingreifen am 15. Oktober 1872; so kam der Kompromiß 1873 zu stande, indem Krupps in der Konstruktion von ihm selbst nochmals verbessertes Rohr mit seinem Verschluß angenommen und mit Protze und Lafette nach den Vorschlägen der Kommission versehen wurde. Man kann also wohl von einem

Siege Krupps sprechen, da die wesentlich wichtigsten Teile zu dem Geschütz seiner Idee entsprangen.

Die Folge des Krieges von 1870/71, welcher die Vorzüge des Gußstahls in so helles Licht gestellt hatte, war ein alles bisher Erreichte weit überholender Aufschwung der Essener Fabrik. Ihr Besitzer konnte bedeutende Mittel auf ihre Erweiterung und auf wichtige Neuerwerbungen, darunter mehrere Hüttenwerke und die Konzessionen der Eisenerzlager in Bilbao, verwenden. Er ließ ferner fünf Dampfer bauen und legte 1873 einen großen Schießplatz zu Visbeck bei Dülmen an, dessen er bedurfte, um sich mit seinen neuen Geschützkonstruktionen von den Schießplätzen der Großstaaten und den dort gebietenden Kommissionen unabhängig zu machen. Die große Steigerung der Schußweiten, die er mit seinen Geschützen binnen weniger Jahre erreichte, ließ diesen Schießplatz freilich bald als ungenügend erscheinen, und schon im Jahre 1877 legte deshalb Krupp den auf 16,8 Kilometer Länge sich erstreckenden Schießplatz bei Meppen an, dessen unübertroffene technische Einrichtungen allgemeine Bewunderung erregten (s. die Abbild. S. 82 u. 83). Daneben richtete er sein Augenmerk auf die Wohlfahrtseinrichtungen, welche er seit 1853 stetig zu vervollständigen strebte, und baute in diesen Jahren mehrere große Arbeiterkolonien und Konsumanstalten. Seine Pietät ließ ihn aber auch des väterlichen kleinen „Stammhauses“ nicht vergessen, das er ganz im alten Zustande wieder herstellen ließ, um es so zu erhalten, damit seine Nachfolger so wie er „mit Dank und Freude hinblicken könnten auf dieses Denkmal, diesen Ursprung des großen Werkes“.

Im Jahre 1874 beschloß er aber diese glückliche Periode mit einem Akt der weisen Fürsorge, wie sie den weitsichtigen Blick des Geschäftsmannes kennzeichnet: er nahm eine Anleihe von 30 Millionen auf, um den bevorstehenden schweren Zeiten mit Ruhe begegnen zu können. Denn nicht unberührt konnte sein Werk bleiben von dem starken Rückgang der einheimischen Industrie. Wenngleich schon im Jahre 1877 der bis auf 8322 gesunkene Arbeiterstand wieder auf 9318 gehoben werden konnte dank der vermehrten Bestellungen auf Kriegsmaterial und Eisen-



Fräsmaschine mit Panzerkuppel.

bahnschienen, so begann doch erst im Jahre 1881 die Zeit des neuen mächtigen Aufschwunges. Hand in Hand mit der Geschäftsstockung gingen aber in Deutschland die socialen Unruhen, und auch von ihnen sollte Krupp nicht ganz verschont bleiben, wenngleich seine väterliche Fürsorge für seine Arbeiter jeden größeren Erfolg der aufrührerischen Elemente zum wenigsten im Bereich seiner Fabrik verhinderte. Trotzdem brachten ihm diese Jahre schwere Enttäuschungen, die ihm selbst die letzten Lebensjahre verbitterten.

Die socialdemokratische Agitation, welche bereits in den sechziger Jahren im Essener Revier Fuß gefaßt hatte, ergriff die Gelegenheit des unerhörten Aufschwunges in der Kohlenproduktion, um die Unzufriedenheit der Bergleute mit ihrem Verdienst zu erregen und im Juni 1872 einen großen Streik in Scene zu setzen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man hoffte, bei dieser Gelegenheit Zugang zu Krupps Fabrik zu erlangen. Aber man verrechnete sich. Krupp ließ es sich bedeutende Opfer kosten, um seine Fabrik in vollem Gange zu erhalten, und entfernte die aufrührerischen Elemente.

Nun suchte man einen anderen Angriffspunkt und fand ihn in des Fabrikherrn Glaubensbekenntnis. Der Kulturkampf fand seinen Ausdruck in Wühlereien unter den katholischen Elementen gegen den Protestanten. Und hier scheint es besser geglückt zu sein; denn Krupp war zu energischen Maßregeln und zu einem wiederholten Hinweis auf seine Geschäftsleitung veranlaßt, welche sich niemals durch konfessionelle Rücksichten hatte bestimmen lassen, sondern für die katholischen Arbeiter und Beamten in derselben Weise gesorgt hatte wie für die des eigenen Bekenntnisses. Es gelang ihm, im Bereich seiner Fabrik den Frieden und das volle Vertrauen zu erhalten.

Die folgenden Jahre der Geschäftsstille zeitigten aber eine Unzufriedenheit der Arbeiterbevölkerung mit den staatlichen Einrichtungen, welche die Bewegung zu einer hochpolitischen werden ließ, und nicht mehr im eigenen Hause, sondern in den Wahlen zum Parlament kam sie zum Ausdruck. Hier den Kampf aufzunehmen, trug Krupp Bedenken. Nur im eigenen Gebiet fühlte er sich veranlaßt, den Frieden zu erhalten, und dafür seinen ganzen Einfluß aufzubieten, denn hier galt es das Wohl und Wehe des väterlichen Erbes und den festen Zusammenhalt des kleinen Staates, welcher dessen Verwertung und Verherrlichung dienstbar war. Für diesen seinen Lebenszweck glaubte Alfred Krupp allein seine volle Kraft nötig zu haben. Für die Politik blieb nichts übrig, und wie er bemüht war, seine Untergebenen von ihr fern zu halten, glaubte er, sich jeder Mitwirkung in ihrem Dienste enthalten zu müssen.

Es ist hier ein Punkt, in welchem dem großen Mann die Befangenheit für das, was ihn ganz erfüllte, die Augen verschloß und ihn die zwingende Notwendigkeit nicht sehen ließ, welche in der tiefgreifenden politischen Bewegung der Neuzeit einem bedeutenden Mann die Möglichkeit verschließt, sich dem öffentlichen politischen Leben zu entziehen. Krupp versäumte, zur rechten Zeit seine Untergebenen zu belehren, anstatt ihnen von der Politik abzuraten. Als 1877 der ultramontan-socialistische Arbeiter-Kandidat Stötzel mit großer Mehrheit gewählt war, war es zu spät mit seiner Ermahnung. Und wiederum beging er im folgenden Jahre den Fehler, sich der Aufstellung zum Reichstagskandidaten gegenüber ganz stillschweigend zu verhalten und die gegnerische Behauptung, daß er die Kandidatur ablehne, nicht zu entkräften. Bei dieser Wahl handelte es sich um so wichtige Dinge, daß er sich ihr nicht entziehen durfte, und sein Verhalten ist nur aus der Hartnäckigkeit seines Charakters, mit der er an einer einmal ausgesprochenen Überzeugung festhielt, zu erklären. Es ist die Kehrseite der stahlharten Energie, mit welcher er im positiven Sinne seine als richtig erkannten Ziele zu erreichen wußte.

Nun war es zu spät, daß er 1881 für die Kandidatur Moltkes und 1887 für die des eigenen Sohnes mit einem Aufruf an seine Untergebenen eintrat. Sie hatten politisch bereits ihre eigenen Wege gehen gelernt, und so treu sie sonst zu ihrem Meister hielten, auf diesem ließen sie sich nicht mehr beeinflussen.

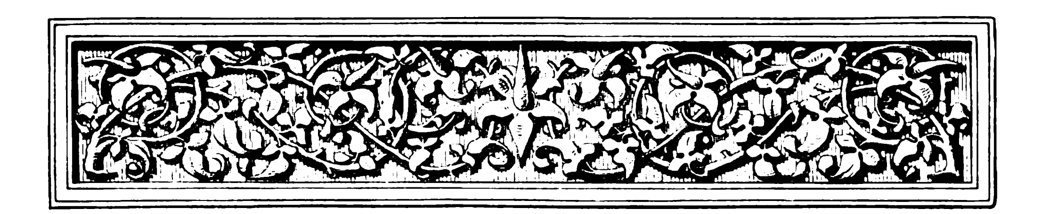
So betrübend diese Erfahrungen für den greisen Mann sein mußten, so erhebend waren die Erfolge, welche sein Gußstahl

noch in seinen letzten Lebensjahren errang. Da waren die Ausstellungen in Wien 1873, in Philadelphia 1876 und in Düsseldorf 1880, welche ihm neue Triumphe brachten; da waren die Siege, welche er in der Bewerbung um Stahlschienenlieferungen im Jahre 1881 und 1886 über die englischen Konkurrenten errang, und die ihm sogar den Zutritt in das bisher ganz von jenen beherrschte China öffneten; da waren vor allen Dingen die Niederlagen, welche die ausländischen neuen Geschützsysteme seinem eigenen gegenüber erfuhren. Er betrat im Jahre 1882 den Weg, die Wirkung durch eine größere Rohrlänge zu steigern, mit einer 35 Kaliber langen 30,5 cm-Kanone, welcher später die 40 Kaliber langen Rohre (s. die Abbild. S. 84, 85 u. 86) folgten. In Frankreich nicht weniger als in England ward alles aufgeboten, um den deutschen Geschützkonstrukteur aus dem Felde zu schlagen, denn er beherrschte den Weltmarkt mit seinen überall begehrten Erzeugnissen. Aber weder dem französischen System de Banges, noch dem englischen Armstrongs gelang es, sich ihm gegenüber zu behaupten. Alles Hin- und Herprobieren der größten Fabrikanten brachte nichts zu stande, was dem auf den anfänglichen Ideen gegründeten und folgerichtig entwickelten Geschützsystem Krupps ebenbürtig genannt werden konnte. Und nicht einheimische, sondern ausländische Federn von großer Bedeutung übernahmen es, aus seinem peinlich gewissenhaften Verfahren bei Herstellung des Materials, aus der unnachahmlichen Schulung seines durch Jahrzehnte herangebildeten Personals und aus seiner eigenen unermüdlichen Schöpferkraft den Nachweis zu führen, daß keiner seiner Mitbewerber es ihm auch nur im entferntesten gleich zu thun vermöge.

Sein Lebenswerk stand nunmehr auf dem Gipfel der großartigsten Entwickelung. Mehr als 20000 Arbeiter beschäftigte er zuletzt, und über 73000 Seelen zählte die von seinem Werke abhängige Bevölkerung; die Riesenmasse von 210000 Tonnen ward bereits im Jahre 1885 produziert.

Mit Überschreitung des siebzigsten Lebensjahres ward ihm das Alter fühlbar. Wenngleich er mit regem Eifer die Weiterentwickelung seines Werkes verfolgte und im Entwerfen neuer Pläne immer noch unermüdlich war, fühlte er sich doch mehr und mehr an seinen Landsitz „Hügel“ gebannt und mußte von dort aus die Leitung ins Werk setzen. Noch einmal glaubte er eine nachhaltige Kräftigung zu erzielen, als er sich 1885, den Vorschriften des Dr. Schweninger gemäß, einer gänzlich veränderten Lebensweise unterzog. Aber im Frühjahr 1887 machte sich ein schnellerer Verfall der Kräfte bemerklich, seit Juni fesselte ihn die Schwäche ans Lager, und am 14. Juli entschlummerte er, noch beschäftigt mit dem Plan zum Bau einer mächtigen hydraulischen Presse, sanft zu einem anderen Leben hinüber.

Wie ein Fürst ward er bestattet, Fürsten und Könige nahmen den regsten Anteil an seinem Heimgang; aus tiefbewegtem Herzen erklangen die letzten Abschiedsworte der Tausende, denen er ein echter sorgender Vater gewesen war. Mit lauter erschütternder Stimme verkünden über alle Erdteile zerstreut viele Tausende Geschütze die Erfolge seines genialen Strebens und entringen im Kampfe den minderwertigen Gegnern das widerwillige Geständnis, daß es der geniale Meister und Führer der deutschen Industrie war, der mit ihnen die Welt eroberte, der mit seinen Erzeugnissen den vaterländischen Genossen voranschritt, um ihnen den Welthandel zu erschließen.



Zwei Briefe Schillers an Frau von Kalb.

Zum erstenmal veröffentlicht

von

Carl Alt.

(Nachdruck ist untersagt.)

Charlotte von Kalb war nach dem Zeugnis von Schillers Schwägerin, Karoline von Wolzogen, die erste geistvolle und vielseitig gebildete Frau, mit der Schiller in näherem Verhältnisse stand. „Sein Genius fand bei ihr die Freiheit und Wärme des Begegnens in Gefühl und Ideen, deren er bedurfte, und die zarte Schonung der Freundschaft in leidenschaftlichen Stimmungen. Durchs ganze Leben nahm er innigsten Anteil an ihrem Schicksal."

Es war im Mai 1784, als Schiller die damals dreiundzwanzigjährige Frau von Kalb, geb. Marschalk von Ostheim, kennen lernte, eine nicht gerade schöne, aber anziehende Erscheinung. Ein halbes Jahr erst war sie vermählt. Ihr Gatte, ein tüchtiger französischer Offizier und herzlich guter Mensch, konnte bei ihrem reichen und innigen Seelenleben, ihren vielseitigen geistigen Interessen ihr nicht genügen. Unter diesen Umständen kann es nicht überraschen, wenn Schiller, dessen Dichtungen sie lange verehrte, gleich bei der ersten Begegnung einen tiefen Eindruck auf sie machte. Ein anziehendes Bild hat sie von ihm entworfen. „In der Blüthe des Lebens, bezeichnete er des Wesens reiche Mannigfalt, sein Auge glänzend von der Jugend Muth; feierlicher Haltung, gleichsam sinnend, von unverhofftem Erkennen bewegt ... Durch Scheu nicht begränzt, traulich, da gegenseitig mit dem Gefühl des Verstandenseins das Wort gesprochen werden konnte, löste der Gedanke den folgenden Gedanken, ohne Wahl oder Nachsinnen. — Wohl die Rede eines Sehers. — Im Laufe des Gesprächs rasche Heftigkeit, wechselnd mit fast sanfter Weiblichkeit, und es weilte der Blick von hoher Sehnsucht beseelt." Auch Schiller, obgleich kühler, erkennt in ihr gleich die bedeutende Frau; seiner Freundin und Gönnerin Henriette von Wolzogen schreibt er, sie zeige sehr viel Geist und gehöre nicht zu den gewöhnlichen Frauenzimmer-Seelen; er nennt sie eine vortreffliche Person, die, ohne aus ihrem Geschlecht zu treten, sich glänzend davon auszeichne. Kein Brief läßt uns einen Blick in das allmähliche Werden der ersten starken und leidenschaftlichen Liebe Schillers thun, beredt aber sprechen seine Gedichte „Freigeisterei der Leidenschaft" und „Resignation" von der Glut, die ihn beseelte:

Nein — länger länger werd ich diesen Kampf nicht kämpfen,
Den Riesenkampf der Pflicht.
Kannst du des Herzens Flammentrieb nicht dämpfen,
So fordre, Tugend, dieses Opfer nicht ...

Jetzt schlug sie laut, die heißerflehte Schäferstunde,
Jetzt dämmerte mein Glück —
Erhörung zitterte auf deinem brennenden Munde,
Erhörung schwamm in deinem feuchten Blick,

Mir schauerte vor dem so nahen Glücke,
Und ich errang es nicht.
Vor deiner Gottheit taumelte mein Mut zurücke,
Ich Rasender! und ich errang es nicht!

Er hat den Riesenkampf der Pflicht doch durchgekämpft. Auf Leipzig, wo er in einem Kreise bewundernder Verehrer auf eine freundliche Aufnahme rechnen durfte, richtet sich sein Blick, und so schreibt er nicht ganz aufrichtig, aber für uns deutlich genug seinem

noch unbekannten Freunde Körner: „Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund; und was mir vielleicht noch theuer seyn könnte, davon scheiden mich Konvenienz und Situationen.“

sich noch! Sie — mein bester! meinem Geist so viel! — meinem Herzen immer mehr ... Wie ich ängstlich das Bild eines Entschlafenen hervorrufe, so rufe ich Dein Bild hervor!“

Sie sollten sich wiedersehen. Im Sommer



Charlotte von Kalb.
(Nach dem Ölgemälde von F. Tischbein aus dem Jahre 1785.)

Wie herzlich Schiller bei Körners aufgenommen wurde, und wie hier für ihn ein neues Leben anfing, ist bekannt. Charlotte konnte die glücklichen Stunden, die sie mit dem Freunde verlebt, nicht vergessen; ein Billet an Schiller vom Mai 1785 giebt lebendiges Zeugnis von ihrem Glück und ihrer Sehnsucht: „Gütiger Gott was sind sich unsere Herzen gewesen! was sind sie

1787 kam Charlotte nach Weimar. Gewiß war das nicht ohne Einfluß auf Schillers Entschluß, gleichfalls nach Weimar überzusiedeln, wohin ihn der Wunsch nach einer litterarisch bedeutenden Umgebung zog. Gleich beim ersten Wiedersehen fühlte er sich nicht anders, als hätte er sie erst gestern verlassen, so schnell knüpfte sich jeder zerrissene Faden ihres Umganges wieder an. Ein vollkomme-

nes Glücksgefühl atmet in seinen Briefen. „Charlotte ist eine große sonderbare weibliche Seele, ein wirkliches Studium für mich, die einem größeren Geist als der meinige ist, zu schaffen geben kann. Mit jedem Fortschritt unsers Umgangs entdecke ich neue Erscheinungen in ihr, die mich, wie schöne Parthien in einer weiten Landschaft überraschen, und entzücken." Ohne ein Geheimnis aus ihrem Verhältnis zu machen, wird ein reger Verkehr aufrecht erhalten, Schiller besucht sie häufig, oft zweimal täglich; man betrachtet sie als zusammengehörig, und selbst zu Hofe werden sie gemeinsam geladen.

Da — im Oktober 1788 — vernehmen wir eine überraschende Äußerung Schillers, ihr Einfluß auf ihn sei nicht wohlthätig gewesen; er besucht sie jetzt seltener, es vergehen Wochen, ohne daß sie sich sehen; er nennt sie ein seltsam wechselndes Geschöpf, ohne Talent glücklich zu sein, „wie könnte sie also geben, was sie selbst nicht hat?" Die Anklagen steigern sich: sie sei durchaus keiner Herzlichkeit fähig, ihr lauernder Verstand, ihre prüfende, kalte Klugheit, die auch die zartesten Gefühle, ihre eigenen sowohl als fremde, zerschneide, fordere einen immer auf, auf seiner Hut zu sein; er selbst muß aber gestehen, er könne nicht gerecht gegen sie sein.

War Frau von Kalb ihrerseits bereit, ihre Ehe zu lösen, um mit Schiller für immer verbunden zu werden, so erkannte er, je näher er dem Gedanken an eine Heirat trat, immer mehr, daß sie ihn nicht glücklich machen konnte; er sehnte sich nach einer bürgerlichen, häuslichen Existenz. Die herzliche Hingebung und zarte Unterordnung, die er bei Lotte Lengefeld fand, konnte er von der selbstbewußten, reifen Frau nicht erwarten. Schon im November 1787 ahnt er, daß jene ihm „aufgehoben" sein könnte, und je inniger und vertrauter sein Verkehr im Lengefeldschen Hause wird, um so mehr entfremdet er sich Charlotte von Kalb. Anfangs verheimlicht er ihr seine Neigung, auf die Dauer konnte sie ihr nicht verborgen bleiben, und: „gewisse Dinge verzeyhen sich niemals", sagt Schiller selbst. Ob freilich ein anonymer Brief, der sich in Lottens Nachlaß gefunden hat, und in dem dieser der „gute Rat" erteilt wird, sich nicht so um den Herrn Rat Schiller zu bemühen, weil sie sich dadurch lächerlich mache, — ob dieser Brief, wie man gemeint hat, thatsächlich von Frau von Kalb herrührt, ist mindestens zweifelhaft — wenn wir aber hören, daß die schmerzlich Enttäuschte in ihrer auflodernden Eifersucht sich „sehr ungraziös" betragen hat, so ist das nur zu begreiflich. Und hart wurde sie dafür gestraft. Schiller schreibt: „Der *** habe ich von unserer Glückseligkeit geschrieben; dieses war meine Rache und sie hat sie reichlich verdient." Der Bruch war unvermeidlich Drei Jahre vergehen ohne jeden Versuch der Annäherung.

Doch das einst so leidenschaftlich begonnene, dann so jäh abgebrochene Verhältnis sollte friedlich und versöhnlich ausklingen. Wäre Frau von Kalb wirklich der unedlen Rachsucht fähig gewesen, deren man sie geziehen hat — nimmermehr wäre dann eine so vollständige Aussöhnung möglich gewesen, nimmermehr hätte dann Schiller an sie schreiben können: „Nicht durch das was ich war und was ich wirklich geleistet hatte, sondern durch das, was ich vielleicht noch werden und leisten konnte, war ich Ihnen werth. Ist es mir jetzt gelungen, Ihre damaligen Hoffnungen von mir wirklich zu machen, und Ihren Antheil an mir zu rechtfertigen, so werde ich nie vergessen, wie viel ich davon jenem schönen und reinen Verhältnisse schuldig bin." Und auch Charlotte hat ihren nur zu begreiflichen Groll vergessen und warme Worte gefunden, als sie nach Schillers Tode der Frau ihre herzliche Teilnahme aussprach.

In diese letzte Zeit achtungsvoller Freundschaft führen uns auch die Briefe, die ich hier vorlegen kann.* Am 17. Juli 1793 hören wir von Schiller: „Die Kalb hat wieder angefangen sich zu regen." Sie hatte ihn gebeten, ihr einen Hofmeister für ihren Sohn zu verschaffen, und er übernahm den Auftrag mit um so größerer Bereitwilligkeit, je wichtiger es ihm war, ihr zu zeigen, daß sie in jeder schicklichen und gerechten Sache auf ihn rechnen könne. Ein junger Livländer, Adlerskron, den er zuerst vorschlug, wurde

* Durch Erbschaft von einem Herrn Pose, Vorleser bei Frau von Kalb, sind diese Briefe an Herrn Oberlehrer Dr. Bormann in Berlin gekommen und von diesem jetzt dem Goethe- und Schillerarchiv in Weimar als Geschenk übergeben worden. Dasselbe gilt von acht Briefen Goethes an Frau von Kalb, die bereits bekannt sind; die Abweichungen der Originale vom gedruckten Text sind ganz geringfügig.



Friedrich Hölderlin.
(Nach einem älteren Stahlstich.)

seines Adels wegen abgelehnt, Hegel — damals dreiundzwanzigjährig — trat freiwillig zu Gunsten Friedrich Hölderlins zurück, und dieser erhielt die Stelle. Schillers Empfehlungsbrief für Hölderlin war bisher nur fragmentarisch bekannt; durch einen glücklichen Zufall hat sich jetzt die zweite Hälfte gefunden, die genau dort einsetzt, wo das erste Bruchstück aufhört. Ich gebe alles, was sich auf Hölderlin bezieht.

Der Brief ist aus Ludwigsburg in Schwaben vom 1. Oktober 1793 datiert. Schiller schreibt:

„Ich bin während dieser Zeit in der bewußten Sache nicht ganz unthätig gewesen, und wünsche nur, daß ich sagen könnte, mit besserm Erfolg als das vorige mal. Einen jungen Mann habe ich ausgefunden, der eben jetzt seine theologischen Studien in Tübingen vollendet hat, und dessen Kenntnissen in Sprachen und den zum Hofmeister erforderlichen Fächern alle die ich darüber befragt habe, ein gutes Zeugniß ertheilen. Er versteht und spricht auch das Französische und ist (ich weiß nicht, ob ich dies zu seiner Empfehlung oder zu seinem Nachtheile anführe) nicht ohne poetisches Talent, wovon Sie in dem Schwäbischen Musenalmanach vom Jahr 1793 Proben finden werden. Er heißt Hölderlin und ist Magister der Philosophie. Ich habe ihn persönlich kennen lernen und glaube, daß Ihnen sein Aeußeres sehr wohl gefallen wird. Auch zeigt er vielen Anstand und Artigkeit. Seinen Sitten giebt man ein gutes Zeugniß; doch völlig gesetzt scheint er noch nicht, und viele Gründlichkeit erwarte ich weder von seinem Wißen noch von seinem Betragen. Ich könnte ihm vielleicht hierin Unrecht thun, weil ich dieses Urtheil bloß auf die Bekanntschaft einer halben Stunde und eigentlich bloß auf seinen

Anblick und Vortrag gründe; ich will ihn aber lieber härter als nachsichtiger beurtheilen, daß, wenn Ihre Erwartung ja getäuscht werden sollte, dieß zu seinem Vortheil geschehe.

Mit den Bedingungen, die Sie ihm anbieten werden, ist er vollkommen zufrieden, und die liberale Behandlung, die er von Ihnen zu erwarten hat, gilt ihm mehr als ein großes Salarium. Ich zweifle nicht, daß er der weitern Ausbildung empfänglich und werth seyn werde, die Sie ihm durch Ihren Umgang geben können, und wenn sich für den lieben Fritz kein Hofmeister findet, der ein gebildeter Mann ist, so ist es schon genug, einen zu bekommen, der bildsam ist. Ich denke immer Sie selbst werden doch, wen Sie auch wählen, das Beßte bey der Sache thun müssen, und die Aufmerksamkeit auf die Bildung Ihres Sohnes wird Ihnen beiden das beste Geschäft sein.

(d. 1. N. 93)
[das Datum von fremder Hand.]

Der junge Mann wünschte in 3 oder 4 Wochen etwas bestimmtes zu erfahren, daher bitte ich Sie, mich bald von dem Entschluß zu benachrichtigen, den Sie in Ansehung seiner gefaßt haben. Adlerskron ist auf der Reise nach seinem Vaterland begriffen, wozu er sich endlich auf das Zureden seiner Freunde bestimmt hat.

Ich höre, Sie wollen einige Monate in Jena zubringen, wo ich wünsche, daß Sie mehr gesellschaftliches Vergnügen finden mögen, als ich mich rühmen kann genoßen zu haben. Leben Sie gesund und zufrieden, und schenken eine freundschaftliche Erinnerung

Ihrem aufrichtigsten Freund
Schiller.

Der andere Brief lautet:

Jena, den 16. Febr. 95.

Ich habe immer gehofft diese Zeit über, daß Sie uns, besonders in den verfloßenen schönen Tagen hier besuchen würden, und meine Antwort auf Ihren Brief aufgespart. Da Sie aber weder kommen noch schreiben, so muß ich Ihre Jenaischen Freunde wieder in Ihr Gedächtniß rufen.

Wie ich aus Göthens Aeusserung schließe, so müssen Sie in Weimar sehr eingezogen leben, und wenig Gesellschaft sehen. Das sollten Sie doch nicht thun, denn auf die lange Quarantaine, die Sie auf dem Lande gehalten, braucht Ihr Gemüth Erheitrung und Zerstreuung. Selbst der mittelmäßigste Umgang ist zu diesem Zwecke dem beßten Buche vorzuziehen. Ich erfahre dieses an mir selbst, denn ich kann Ihnen nicht genug beschreiben, wie nachtheilig die eingeschloßene Lebens Art, die ich diesen Winter über nothgedrungen führen muß, auf meine Stimmung wirkt. Es ist mir eine sehr angenehme Aussicht, dieses Frühjahr eine andere Wohnung zu beziehen, weil die schmutzig gelben Wände und der einförmige Markt die einzigen Gegenstände sind, die ich schon seit 4 Monaten vor Augen habe. Wir ziehen zu Grießbachs und erhalten eine der schönsten Wohnungen, die in Jena nur zu finden sind.

Wenn die Tage etwas länger und milder werden, so komme ich mit meiner Frau, auf einen Tag wenigstens nach Weimar. Vorher aber hoffen wir Sie hier bey uns zu sehen.

Ich habe Ihnen unser Journal nicht geschickt, weil ich vermuthete, daß Sie es von Göthen erhalten würden. Wie sind Sie mit der ersten Probe zufrieden?

Meine Frau empfiehlt sich Ihnen freundschaftlich. Unser Karl ist von den Pocken vollkommen wieder hergestellt.

Leben Sie recht wohl. Sch

Charlotte von Kalb hat auch nachher ein wechselvolles und an Enttäuschungen reiches Schicksal gehabt. In leidenschaftlichem Liebesverlangen schloß sie sich an Hölderlin, später an Jean Paul — ohne sie dauernd an sich fesseln zu können; später fand sie Jean Paul „ganz dieselbe an Kraft, Geist und — Traum; die Arme schwimmt in ihrer Flut und hält sich an jeden Zweig, der — neben ihr schwimmt.“ Lange augenleidend, erblindete sie schließlich ganz; nach dem Tode des Gatten blieb sie in größter Armut zurück. Endlich eröffnete Prinzessin Marianne von Preußen der vielgeprüften Frau ein Asyl im Berliner Schloß, und hier ist sie in hohem Alter im Jahr 1843 gestorben.



Samoa.

Von

Benedikt Friedländer.

„„Was siehest du aber den Splitter in deines Bruders Auge, und des Balken in deinem Auge wirst du nicht gewahr?' Wir gedenken hier nicht der verflossenen Zeiten der Eroberungen der Spanier, sondern uns liegt nahe vor dem Blick, was in unseren Tagen noch gewinnsüchtige Abenteurer in diesem Meerbecken, wo unsere Gesetze sie nicht erreichen, für Thaten verüben ... Wir sind unseres Amtes Anwalt des schwächeren Teiles. Man verwerfe unser Zeugnis, aber man schlage unparteiisch die Berichte aller Seefahrer nach, die diese Meere befahren haben, seitdem sie sich unserem Handel eröffnet ... Man urteile selbst. Indem wir richten und strafen, üben die Menschen unserer Farbe ungerichtet und ungestraft Menschenraub, Raub, List, Gewalt, Verrat und Mord. Diese Macht haben uns Wissenschaften und Künste über unsere schwächeren Brüder gegeben."

Adelbert von Chamisso,

„Entdeckungsreise in die Südsee und nach der Behrings-Straße ꝛc. auf dem Schiffe Rurick, unter dem Befehle des Leutnants der Russisch-Kaiserlichen Marine O. v. Kotzebue." Band III, S. 153. Weimar, 1821.

„Und die also dichten und singen, werden meist von unseren Schriftgelehrten, ja von unseren Reisenden ‚Wilde' genannt. Ein Sprachgebrauch, dem ich mich nicht fügen kann."

Adelbert von Chamisso,

Anm. zu seiner Übersetzung eines tonganischen Gesanges, in dem vor allem die Freude an der Natur und eine fast wörtlich mit dem „carpe diem" des Horaz übereinstimmende Auslassung vorkommt: „Lasset uns des flücht'gen Tags genießen, Gilt's vielleicht doch morgen schon zu sterben." (Chamissos gesammelte Werke. Stuttgart, J. G. Cotta, II. Bd., S. 191.)

I.

In kurzen Zwischenräumen lesen wir in den Zeitungen von der „Unhaltbarkeit" der Zustände auf den Samoa-Inseln; Vorschläge einer Teilung der Gruppe unter die drei Vertragsmächte und andere Pläne werden da erörtert; und dabei ganz so gethan, als ob die Samoa-Inseln gleichsam herrenloses Gut wären. Was soll aus den Samoa-Inseln dereinst werden? Wer soll sie schließlich „bekommen"? So fragt man und denkt dabei an alle möglichen Antworten, nur nicht an die nächstliegende: Samoa den Samoanern! Ganz verkehrte Vorstellungen über die Beschaffenheit der Eingeborenen und über den Wert der Samoa-Gruppe als einer Kolonie haben das verschuldet; verkehrte Vorstellungen, von denen einige naturwüchsige Irrtümer der minder Orientierten sind, manche aber auch wohl beabsichtigten Irreführungen des Publikums ihren Ursprung verdanken. Die Samoaner werden da meist als eine völlige quantité négligeable behandelt und womöglich gar als sogenannte „Wilde" dargestellt.

Von Kolonien lassen sich drei Arten unterscheiden, die verschiedenen Zwecken dienen. Bei weitem die wichtigsten sind diejenigen, die man als „Ansiedelungskolonien" bezeichnen könnte; Nordamerika (daß dieses selbständig geworden, ist hier unwesentlich), Australien und Südafrika sind die wichtigsten Beispiele von echten Ansiedelungskolonien.* In diesen hat sich die weiße Rasse, unter Verdrängung und blutiger oder ökonomischer Ausrottung der Eingeborenen, wirklich häuslich niedergelassen und die hei-

* Das einzige wirklich große und für Ansiedelungskolonien in gewissem Sinne noch nicht vergebene Gebiet dürften die gemäßigten Teile Südamerikas sein. Denn die gegenwärtigen Inhaber jener Länder scheinen aus eigener Kraft nicht viel Ordentliches aufstellen zu können. Nach Analogien und ohne eigene Anschauung jener Länder würde ich vermuten, daß die Yankees sich dort erst geschäftlich und dann politisch einnisten werden, wenn man sie gewähren läßt.

mischen Lebensgewohnheiten auf fremden Boden verpflanzt. Es ist kein Zufall, daß alle irgendwie nennenswerten und in ihrer Beschaffenheit ungemischten Ansiedelungskolonien in der gemäßigten Zone liegen. Denn wenn auch der einzelne Weiße, wenigstens Männer, unter Umständen lange und sogar dauernd, in den Tropen leben können, so scheint es doch so, als ob eine Verpflanzung der weißen Rasse, als eines vermehrungsfähigen, selbstgenügsamen und seine physische, intellektuelle und moralische Intaktheit bewahrenden Volksganzen in die Tropen nicht möglich sei. Daß durch Ansiedelungskolonien Kraft, Kopfzahl und ökonomischer Reichtum der kolonisierenden Rasse ganz außerordentlich gestärkt werden kann, bedarf keiner Erläuterung.

Die zweite Kategorie von Kolonien kann man, ohne dem Wort einen schlechthin gehässigen Klang verleihen zu wollen, kurz als „Ausbeutungskolonien" kennzeichnen. Am unschuldigsten sehen diejenigen Ausbeutungskolonien aus, in denen es bloß auf die Monopolisierung des Handels mit den Eingeborenen abgesehen ist. Bei der gegenwärtigen ökonomischen Verfassung der Welt ist ja ein Wettlaufen der großen industriellen Nationen um Absatzmärkte unvermeidlich. Und auch die Eingeborenen können, wenigstens rein theoretisch betrachtet, von dem Handel mit einer Nation von vorgeschrittenerer oder andersartig entwickelter Industrie Nutzen haben. Sie können oder könnten doch wenigstens, wenn nicht der Handel zumal mit wehrlosen Völkern (der Handel, nicht jeder einzelne Händler) ein gar habsüchtiges, herrschsüchtiges und skrupelloses Wesen wäre. Ein etwas anderes Ansehen gewinnt die Sache schon bei tropischen Kolonien, in denen der Schwerpunkt weniger im Handel als in der Plantagenwirtschaft liegt. Die Einwanderer versuchen den Eingeborenen ihr Land abzunehmen, sei es durch Eroberung, sei es durch Kauf oder Verschuldung, und dann, da in dünn bevölkerten Ländern Land ohne Arbeit wertlos ist und da die weiße Rasse in den Tropen keine Neigung und kaum die Fähigkeit zu landwirtschaftlichen Arbeiten hat, das gewonnene Land bearbeiten zu lassen. Am einfachsten und bequemsten ist es ja, wenn man dieselben Eingeborenen, denen man ihr Land weggenommen hat, dazu zwingen kann, es nun auch weiter zu bearbeiten, nur mit dem Unterschiede gegen früher, daß sie jetzt für den neuen Eigentümer arbeiten. Die Eingeborenen haben aber mitunter gegen eine solche „Erziehung zur Arbeit" einiges, vielleicht sehr Naturwüchsiges und Wildes, einzuwenden; sie sehen weder die Nützlichkeit, noch die Gerechtigkeit, noch auch die Übereinstimmung mit der Religion eben derselben weißen Männer ein; und aus diesem Nichteinsehen entspringen dann Konflikte, die ja für die Weißen, da sie zahlreicher sind und bessere Waffen haben, ein meist sehr ruhmreiches Ende nehmen. Fronarbeit irgend welcher Art, von der die jetzt wenigstens dem Namen nach verpönte Sklaverei doch nur eine Form ist, ist daher die Signatur der Plantagenwirtschaft in den Tropen. Nur der Uneingeweihte sieht ausschließlich „die Quadratmeilen fruchtbaren Landes"; der Kenner aber weiß, daß das größte und fruchtbarste Areal in den Tropen so gut wie nichts für den Einwanderer wert ist, wenn keine Fronarbeit einer für die Tropen angepaßten Rasse beschaffbar ist. Die termini technici sind daher „die Land- und die Arbeitsfrage".

Der Wert solcher reinen Ausbeutungskolonien, zu denen wohl so ziemlich alle tropischen Kolonien in der einen oder anderen Beziehung gehören und von denen Vorderindien und der malaiische Archipel als Haupttypen gelten dürfen, ist nicht zu unterschätzen. Die weiße Rasse macht ihre sogenannte „Herrenmoral" (auf deutsch: ihre Macht) geltend und zieht von den Eingeborenen Profit; so lange und so weit sich die Eingeborenen das gefallen lassen. Das ist natürlich meist gerade so lange, als sie es sich gefallen lassen müssen. Wie es eine verhältnismäßig kleine Zahl von Weißen fertig bringt, sich im Körper von Völkern, die nach vielen Millionen zählen (wie in Indien und im malaiischen Archipel), einzunisten und festzusaugen, ohne herausgeworfen zu werden, ist ein Kapitel für sich. Bestechung der einheimischen Häuptlinge und Fürsten, Ausnutzung der Uneinigkeit, Appell an die Furcht scheinen die Hauptmittel zu sein. Freilich giebt es gute und schlechte Herren; und „brauchbare" und „unbrauchbare" Diener.

zur Feldarbeit in den Tropen nicht befähigt ist, die Angehörigen einer dritten Rasse als Sklaven oder Arbeiter (meist sogenannte Kontraktarbeiter) zu importieren. In Polynesien ist das Hauptbeispiel hierfür Hawaii.

So hoch man aber auch den aus den Ausbeutungskolonien gezogenen Vorteil veranschlagen möge, so muß man doch jedenfalls zugeben, daß sie mit den Ansiedelungskolonien an nationaler Wichtigkeit nicht konkurrieren können. Nordamerika und Australien werden in alle absehbare Zeit hinein der weißen und insbesondere der freilich mit manch anderen Elementen, namentlich auch Deutschen, vermischten angelsächsischen Rasse gehören. Im Vergleich damit hat die Herrschaft der Engländer über Indien und die der Holländer über Teile des malaiischen Archipels immerhin etwas Prekäres. Daß beispielsweise unter Umständen die Russen die Nachfolger der Engländer in Indien werden könnten, ist ein Gemeinplatz. Und daß dereinst, wenn auch erst in ferner Zukunft, die asiatischen Völker sich aufraffen und das Joch der fremden weißen Rasse abschütteln werden, ist für den weiter Blickenden von vornherein wahrscheinlich. Allerdings ist das vielleicht eine praktisch vorläufig kaum in Frage kommende Erwägung. Eine näherliegende, wenn auch schwer begreiflich zu machende Betrachtung ist aber die, daß es bei den Ausbeutungskolonien meist nur auf eine Bereicherung einzelner oder einzelner Klassen hinausläuft; und zwar um eine Art der Bereicherung, die auf die Dauer den sich bereichernden Elementen selbst nicht gut bekommt. Es ist die Nemesis der Geschichte, die da will, daß die Bereicherung durch



Wald am Nordostabhange des Kilauea, Hawaii.

Hierauf dürften wohl die Verschiedenheiten der einzelnen Ausbeutungskolonien beruhen. Ja, ausnahmsweise kann es sogar vorkommen, daß der Diener als solcher besser daran ist, als wenn er unabhängig wäre; doch ist das sicherlich eine gar seltene Ausnahme. Ein Sonderfall endlich, der uns hier in Polynesien besonders interessiert, ist der, daß die Eingeborenen einfach nicht dienen wollen, sondern eher aussterben; in diesem Falle ist die Herrenrasse gezwungen, da sie selbst doch

fremde Arbeit eine meist späte, aber im Laufe der Generationen fast unausbleibliche Sühne findet. Von der schamlosen Ausbeutung im strengen Sinne des Wortes, wie es das koloniale Beamtentum mancher weißer Nationen getrieben hat — und vielleicht im stillen noch treibt —, ist dabei sogar ganz abgesehen. Aber alle diese Betrachtungen, von denen manche schon nicht ganz nach Geschmack gewisser Kreise sein mögen, sind für Samoa und Polynesien überhaupt so gut wie belanglos.

Die Ausbeutungskolonien zerfallen, um es kurz zu wiederholen, in zwei Unterabteilungen. Für die erste von diesen, die Handelskolonien, ist eine nach Kopfzahl, Bedürfnissen und Kaufkraft hinreichende einheimische Bevölkerung erforderlich; für die zweite Unterabteilung, die Plantagenkolonien, Land und vor allen Dingen Fronarbeit.



Hawaiischer Knabe.
(Nach einer Aufnahme von Prof. Henshaw.)

Die dritte und letzte Art von Kolonien verdient schon kaum diesen Namen. Die rein militärischen Außenposten, befestigten Plätze, Inseln, Kaps und Kohlenstationen gehören dahin. Ihre Wichtigkeit ist von Fall zu Fall zu entscheiden und für den einzigen Zweck, zu dem sie dienen, unter Umständen sehr groß.

Diese etwas lange und abstrakte Einleitung wird viele Einzelauseinandersetzungen ersparen. Eine moralisierende Verurteilung oder aber Beschönigung der Ausbeutungs-Kolonien glaubte ich dem Leser billigerweise schenken zu sollen; doch war es unvermeidlich. die Dinge bei ihren rechten Namen zu nennen und dadurch vielleicht mit einer oder einigen der konventionellen Lügen in Konflikt zu geraten. Was nun besonders Samoa anbelangt, so verbietet es der Raum, auf dasjenige einzugehen, was der sich dafür interessierende Leser aus jeder Karte, jedem Konversations-Lexikon und vielen Reisebeschreibungen entnehmen kann. Die Abschnitte über die „Geschichte“ in Werken der Art sind natürlich mit Vorsicht zu genießen. Der Sieger hat meist auch die Macht, die öffentliche Meinung zu fabrizieren und mithin die „Geschichte“ zu schreiben. Aber auch die ethnologischen Notizen müssen hier auf ein Geringes beschränkt werden, da das Allgemeinere oft und zum Teil gut beschrieben worden ist* und das Specielle mehr in

* Vergl. Turner: „Samoa a Hundred Years ago etc.“ London, Mac-Millan & Co., 1884; Stevenson: „A Footnote to History; Eight Years of

Fachzeitschriften gehört. Dasselbe gilt von dem, was als Reisebeschreibung bezeichnet zu werden pflegt.

Dagegen ist ein Verständnis der Beschaffenheit des je nach Umständen voraussichtlichen Schicksales der Eingeborenen und der Samoa-Frage überhaupt kaum möglich, ohne wenigstens einige der anderen Hauptteile Polynesiens Revue passieren zu lassen.

Von den Hawaiischen Inseln im Norden bis zu Neuseeland im Süden, auf einer Ausdehnung von etwa siebzig Breitengraden, finden wir die polynesische Menschenrasse. Auf den weiter westlich liegenden Inseln sitzen im Süden von Fidschi an die Melanesier, im Norden die Mikronesier, mit denen wir es hier nicht zu thun haben. Die Polynesier bilden unzweifelhaft eine einheitliche Rasse, wie aus der nahen Übereinstimmung sämtlicher ethnologischer Merkmale mit völliger Sicherheit hervorgeht; und auch die verschiedenen Sprachen sind so nahe miteinander verwandt, daß man sie oft nur als Dialekte einer Sprache ansieht: ob mit Recht oder Unrecht, wäre ein Wortstreit. Wer eine der Sprachen einigermaßen erlernt hat und in dem Wörterbuche einer anderen blättert, gewinnt den Eindruck, daß jene Idiome ungefähr ebenso nahe miteinander verwandt seien wie etwa die verschiedenen modernen romanischen Sprachen. Man erkennt die Mehrzahl der Wörter sogleich wieder, nachdem man sich einmal die ziemlich regelmäßigen Umwandlungsgesetze eingeprägt hat; ein Verständnis der anderen Sprachen ist aber ebenso unmöglich wie etwa die des Italienischen vom Französischen aus oder umgekehrt.



Hawaiisches Mädchen.
(Nach einer Aufnahme von Prof. Henshaw.)

Mit welchen anderen Haupträssen aber nun die Polynesier, als Ganzes betrachtet, am nächsten zusammenhängen, ist eine bisher nicht gelöste Frage; ja, man kann ohne Übertrei-

Trouble in Samoa." London, Paris & Melbourne, Cassel & Co., 1892; J. B. Stair: „Old Samoa." The Religious Tract Society, 56 Paternoster Row & 65 St. Pauls Churchyard, 1897; v. Bülows Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften; nach denen, die ich kenne, zu urteilen, verdienten jene zerstreuten Abhandlungen gesammelt und dadurch zugänglicher gemacht zu werden. v. Bülow ist einer der wenigen Gebildeten, die viele Jahre in Samoa ansässig sind, und daher in ungewöhnlichem Grade sachverständig; und dabei kein Missionär. Es sei aber ausdrücklich hervorgehoben, daß zwischen seiner und des Verfassers Betrachtungsweise Unterschiede obwalten, die von irgend welchen Detailkenntnissen unabhängig sind und vielmehr aus der Verschiedenheit der gesamten Denkweise hervorgehen.

bung sagen, daß alle irgendwie denkbaren Ansichten ihre Vertreter gefunden haben. Über wenige Rassen ist so viel geschrieben worden, wie gerade über die Polynesier; sie haben die Aufmerksamkeit und die Sympathie der meisten Reisenden in besonders hohem Grade erregt. Auf jene Dinge kann hier aber nicht näher eingegangen werden. Wir werden vielmehr eine kurze Übersicht geben über die gegenwärtige Lage der Eingeborenen auf den verschiedenen von dem Verfasser besuchten Gruppen. Beginnen wir im Norden, also mit Hawaii. So viel gerade auch über jenen großen Archipel des nördlich-tropischen Pacific geschrieben ist, so wenig ist bis jetzt das europäische Publikum mit dem inneren Zusammenhang der Dinge bekannt, und zwar aus den oben angegebenen allgemeinen Gründen. Die sogenannte „Königspartei“, d. h. mit anderen Worten die Eingeborenen und ihre mehr oder minder aufrichtigen Anwälte unter den Weißen, ist endgültig unterlegen; und wie das meist der Fall ist, kommt die unterlegene Partei nicht einmal bei ganz Unparteiischen, wie bei dem deutschen Publikum, auch nur zu Worte. Der Sieger hat eben auch die Macht, die öffentliche Meinung über sich und die Verhältnisse zu fabrizieren. Es ist der reine Zufall, daß ich in der „Neuen Deutschen Rundschau“ (1895) über jene Dinge berichten konnte;* es ist aber kein Zufall, sondern im Einklang mit der angeführten Regel, daß sich niemand um meine der besiegten Partei gerecht werdende Schilderung auch nur im geringsten gekümmert hat. Natürlich kann ich hier nicht einmal einen Auszug aus jener ziemlich ausführlichen Darstellung geben, muß mich vielmehr auf ganz wenige Hauptpunkte beschränken. Die in Hawaii verübten Ungerechtigkeiten haben ein ganz besonders widerliches Gepräge, weil die agierenden Hauptpersonen keine anderen sind als die Sprößlinge der — Missionäre. Die wahre Geschichte Hawaiis wird für immer eine unauslöschliche Schmach für die amerikanische Mission bleiben. Die Seelen der Eingeborenen wurden durch Unterweisung in der Religion der entsagenden Menschenliebe gerettet, ihre Ländereien jedoch gingen in das Eigentum der Weißen über; dabei siedelten sich diese aber nicht einmal im strengeren Sinne des Wortes darauf an; weit gefehlt! Die eigentliche Arbeit wurde vielmehr von verschiedenen fremden Rassen, „importierten Arbeitern“, zumeist Chinesen und Japanern, geleistet.

Die Eingeborenen lieferten das Land, die Japaner die Arbeit und die Weißen, nicht am wenigsten die amerikanischen Missionsfamilien, heimsten den Profit ein. Durch einen Gegenseitigkeitsvertrag mit Amerika, den dieselbe Clique gegen eine lebhafte Opposition der Eingeborenenpartei im Jahre 1875 durchgesetzt hatte, wurden, wie der Ausdruck lautet, „die Inseln“ die reichsten Polynesiens. Das heißt natürlich, die weißen Zuckerbauer und Spekulanten wurden reich; die Eingeborenen verarmten aber mehr und mehr und schmolzen mit wachsender Geschwindigkeit zusammen. Es war jener Gegenseitigkeitsvertrag, der eine merkwürdige Häutung der weißen Familien zuwege brachte. Aus den „shopkeepers“ u. s. w. wurden „most influential“ oder „leading citizens“ und höchst „prominent businessmen“. An die Stelle des oder besser wohl neben den verstohlen, aber reichlich genossenen Schnaps trat mehr und mehr der Sekt, aus dem allgemeinen kolonialen Parvenutum wurde ein steinreiches Geldprotzentum. Und wenn man in älteren Berichten über Hawaii die Liste der amerikanischen Missionärsnamen durchmustert, so findet man so ziemlich alle Namen der jetzt im Vordergrunde stehenden, an Geld reichen, an allen anderen menschlichen Eigenschaften aber gar armen Personen. Jene Clique, allgemein die Missionärspartei genannt, engte durch Intriguen und kleinere Gewaltstreiche die Macht der Eingeborenen mehr und mehr ein und nahm ihnen dann im Januar 1893 durch eine das Ganze krönende schwindelhafte „Revolution“ unter dem Schutze amerikanischer Marinesoldaten die Regierung auch formell ab. Dies geschah durch etwa ein bis zwei Prozent der Gesamtbevölkerung. Da sich nun jene Plutokratie, oder sagen wir lieber gleich Kleptokratie, in ihrer Stellung nicht sicher fühlen konnte, so hat sie nach vielen vergeblichen Bemühungen und manchem Versteckspielen,

* „Aphorismen über die Rassenfragen in der Völkergeschichte, erläutert an dem modernen Beispiele Hawaiis.“

und auch wohl mit manchen metallisch klingenden Überredungen, die Annexion an Amerika durchgesetzt. Soweit sich die Sache bisher überblicken läßt, und wie von vornherein für den Kundigen wahrscheinlich war, bedeutet jene Annexion im wesentlichen nur, daß alles beim alten bleibt und die Usurpatoren ihre einträglichen und dekorativen Posten behalten, aber von der Sorge vor der sonst beständig und gerechterweise drohenden Gegenrevolution mit möglichem Galgenende (wegen Hochverrats aus geschäftlichem Interesse) durch die Macht der Vereinigten Staaten geschützt werden.

Daß sich übrigens die „demokratische" Amerikanische Union nicht gescheut hat, den Hawaiischen Archipel aus den Händen der Kleptarchen gegen den Willen der ungeheuren Mehrheit seiner Bevölkerung anzunehmen, ist auch ein für Amerika selbst charakteristisches Zeichen der Zeit. Es ist ja eine alte Erfahrung, daß mit dem zunehmenden Verfall der inneren politischen Freiheit die Lust zum Angriff auf andere Nationen wächst. Indem nun die früher vielleicht mit einigem Recht gerühmte amerikanische Freiheit mehr und mehr, infolge zunehmender Plutokratie, in die Brüche geht und die Unzufriedenheit im Inneren bedenklich wächst, um so mehr kultivieren einsichtige Staatsmänner den Nationaldünkel und den aggressiven Chauvinismus. Dem Pöbel muß etwas an Stelle der zur leeren Form gewordenen Freiheit geboten werden; daher die Annexion Hawaiis und der mit heuchlerischen Humanitätsphrasen verbrämte Eroberungskrieg gegen Spanien. Wenigstens glaube ich, daß Erwägungen derart neben dem reinen „business", das ja freilich die Hauptsache ist, einen gewissen Anteil an der neuesten Phase der Yankeepolitik haben. Auf diesem Wege haben die Vereinigten Staaten gute Aussicht, eine gemeinsame Gefahr für alle Völker der Erde zu werden. Videant consules!

Das Nähere mag der Leser aus dem Buche der entthronten Königin oder auch etwa W. D. Alexanders „History of Later Years of the Hawaiian Monarchy and the Revolution of 1893", Honolulu, Hawaiian Gazette Company, 1896 entnehmen; denn wenn auch jener Alexander, dessen Bruder wir später gelegentlich begegnen werden, ein Mitglied der Missionärsclique und sein Buch daher in deren Sinne gefärbt ist, so hat er sich doch in Bezug auf die Feststellung der Thatsachen gleichsam Mühe gegeben, ehrlich zu sein; und die Folge davon ist, daß sein Buch für denjenigen, der dergleichen zu lesen versteht, eine vernichtende Anklage gegen seine eigene Interessengruppe darstellt. Die Königin hingegen schließt ihr Buch, das mehr eine Autobiographie als eine geschichtliche Darstellung ist, mit folgendem naiv-rührenden Appell an die „Gerechtigkeit" der Vereinigten Staaten:* „Was aber das hawaiische Volk anbelangt, die vierzigtausend meiner eigenen Rasse und meines Blutes, Nachkommen derer, die vor siebzig Jahren die ergebenen und frommen Missionäre willkommen hießen, wird diese meine Mission** für sie einen Erfolg haben? — O, ihr ehrlichen Amerikaner, als Christen hört meinen Ruf für mein mit Füßen getretenes Volk! Ihre Regierungsform ist ihnen so teuer wie euch die eurige. Sie lieben ihr Vaterland so warm wie ihr. Mit all euren herrlichen Besitzungen, die eine so ungeheure Fläche bedecken, daß Teile davon noch ganz unerforscht sind ... begehrt nicht nach dem kleinen Weingarten Naboths, der fern von euren Gestaden liegt, auf daß nicht die Strafe Ahabs auf euch falle, wenn nicht in euren Tagen, so in denen eurer Kinder; denn ‚Täuschet euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!' Das Volk, zu dem eure Väter von dem lebendigen Gott sprachen und es lehrten, Ihn Vater zu nennen; das Volk, das die Söhne" — nämlich der Missionäre — „nun zu berauben und zu zerstören suchen, schreit laut zu Ihm in der Zeit seiner Not. Und Er wird sein Versprechen halten und wird die Stimmen Seiner hawaiischen Kinder hören, die um ihre Heimat klagen. — Für sie würde ich meinen letzten Blutstropfen hingeben; für sie würde ich alles geben, was mein ist. Wird es vergeblich sein? Das amerikanische Volk und seine Vertreter im Kongreß haben diese Fragen zu entscheiden. Wie sie mit mir und meinem Volk gütig, großmütig und gerecht verfahren werden,

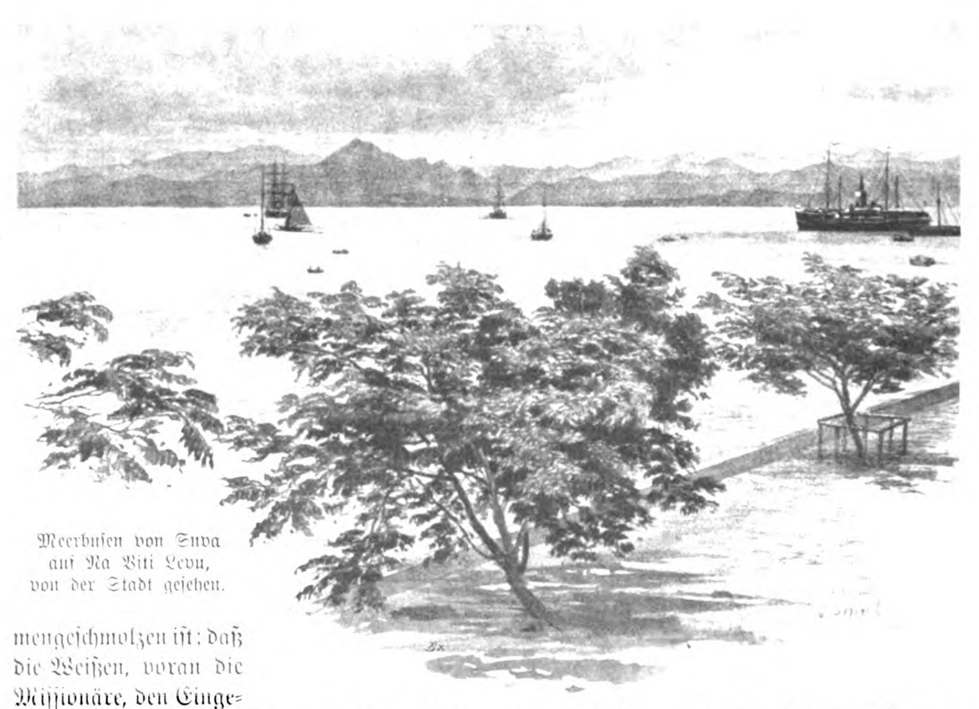
* Hawaii's Story by Hawaii's Queen Liliuokalani. Boston, Lee & Shepard Publishers, 1898.

** Die Königin Liliuokalani suchte in Washington bis zuletzt die Annexion zu hintertreiben.

so mag der große Herrscher aller Nationen verfahren mit der großen und ruhmreichen Nation der Vereinigten Staaten von Amerika."

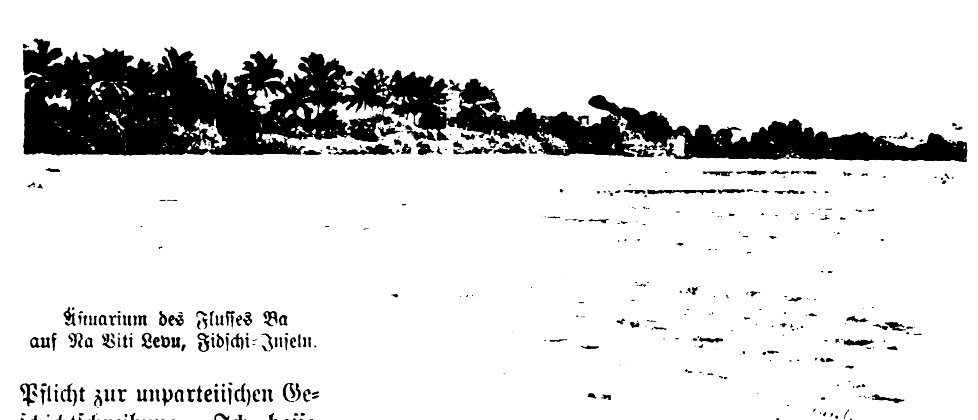
Nun, der Kongreß hat entschieden und überläßt die Furcht vor Gottes Strafe denen, die kindlich genug sind, daran zu glauben und die amerikanisch-christliche Heuchelei für bare Münze zu nehmen.

Ein gebildeter Hawaiier, den ich kennen lernte, hatte eine bessere Einsicht, er sagte schon 1896: „Wie Ameisen werden wir von den Amerikanern zertreten werden." Der Gang der „Civilisation" in Hawaii läßt sich dahin zusammenfassen, daß die Gesamtbevölkerung seit der „Entdeckung" der Inseln (soll heißen, der Entdeckung durch die weiße Rasse) auf etwa den vierten, die Zahl der Eingeborenen auf den zehnten Teil zusammengeschmolzen ist; daß die Weißen, voran die Missionäre, den Eingeborenen ihr Land abnahmen und sie wesentlich durch Verarmung zum Aussterben brachten; daß sie dann das Land von importierten „Kontraktarbeitern", d. h. Sklaven auf Zeit (meistens drei Jahre), mit Zuckerrohr bebauen ließen und sich selbst schamlos bereicherten; daß sie triumphierten im Sinne der „triumphierenden Bestie"; kurz, daß sie aus Hawaii, das doch niemals eigentlich „des weißen Mannes Land" werden wird, eine „Ausbeutungskolonie" par excellence machten.



Meerbusen von Suva auf Na Viti Levu, von der Stadt gesehen.

In Hawaii ging es eben sehr „menschlich" her. Die Missionärsfamilien wollten natürlich auch für ihre Brut sorgen. Jene Gevatter Schneider und Handschuhmacher, die jetzt in Heidenbekehrung machten, hatten ja, ungleich den in solchen Ländern schon deswegen vorzuziehenden katholischen Missionären, Weib und Kind. Ihre Nachkommen wurden vielfach Advokaten und Geschäftsleute. Dieses sind eben die Kreise, die das Geschick der Inseln in Händen hatten und, wie wir gesehen, gar sehr zu Gunsten der eigenen Herrsch- und Habsucht und sehr zum Schaden der armen Eingeborenen gemißbraucht haben. Hawaii wird wenigstens in der Geschichte der Missionen immer einen besonders dunklen Fleck bilden. Reisende haben meist andere Zwecke und viele wohl auch nicht den rechten Blick für Dinge der Art. Um so mehr hat derjenige, der zufällig Einblick in jenes Getriebe erhielt, gleichsam die



Ästuarium des Flusses Ba
auf Na Viti Levu, Fidschi-Inseln.

Pflicht zur unparteiischen Geschichtschreibung. Ich hoffe, daß es mir vergönnt sein wird, den Schuldigen ein weitleuchtendes und weniger vergängliches Schandmal, ære perennius, wenn möglich, zu errichten.

Gehen wir nun gleich zum anderen äußersten Ende Polynesiens, dem ganz in der südlich gemäßigten Zone liegenden Neu-Seeland, über. Die polynesischen Ureinwohner Neu-Seelands, die Maori, waren, wahrscheinlich infolge ihres kühleren Klimas, der kriegerischste und männlichste Zweig ihrer Rasse. In blutigen Kämpfen, deren Ungerechtigkeit — auf seiten der Weißen — sogar von englischer Seite zugestanden wird (und das will ziemlich viel besagen!), büßten sie den größten Teil ihres Landes ein. Gegenwärtig soll es noch an vierzigtausend geben, ihre Lage erträglich und ihre Zahl einigermaßen konstant sein. Die meisten von ihnen leben auf der Nordinsel in der sogenannten king's country, die ich nur gestreift habe. Überhaupt war ich in Neu-Seeland zu sehr mit anderen Dingen beschäftigt, als daß ich die Lage der Eingeborenen genauer hätte studieren können. Wie sich aber auch jene Verhältnisse, über die ich wegen unzureichender Information lieber gar nichts aussagen möchte, verhalten mögen, ein Unterschied drängt sich hier sofort auf und versöhnt einigermaßen mit dem Geschick der Eingeborenen: die weiße Rasse hat aus Neu-Seeland ein wirkliches und echtes Kulturland gemacht. Neu-Seeland ist keine „Ausbeutungskolonie“ wie Hawaii, sondern eine „Ansiedelungskolonie“, und zwar eine in jeder Hinsicht Hochachtung verdienende. Von der sonst sich überall so unangenehm bemerklich machenden Kolonialfrechheit merkt man in Neu-Seeland so gut wie nichts. Zwar sind es großenteils Leute, die es aus eigener Kraft zu etwas gebracht haben; aber man kann sie nicht als Emporkömmlinge in des Wortes verächtlicher Bedeutung bezeichnen. Es liegt das wohl daran, daß sie durch eigene und wirkliche Arbeit das geworden sind, was sie sind, und nicht, wie in Hawaii, durch händlerische Schlauheit, Gaunerei und Ausbeutung fremder Rassen. Während Hawaii in vielen Beziehungen geradezu als ein Abenteurer- und Ausbeutereldorado (nicht als socialistisches Schlagwort) bezeichnet werden kann, so gilt Neu-Seeland umgekehrt, und mit Recht, für eine Art von Arbeiterparadies. Ja, in der socialen Gesetzgebung ist Neu-Seeland wohl das vorgeschrittenste Land der Erde. Man muß staunen über den durchschnittlichen Grad von Gesittung, die allgemeine Bildung in Hinsicht des Wissens und des Betragens von jedermann und das Vorwiegen von Personen, die, obwohl self-made men, dennoch echte englische Gentlemen sind; sowie über die vielen Leute, die außer und neben dem Geschäft für allerlei ideale Dinge Sinn und Verständnis haben.

Während so Neu-Seeland in vielen Beziehungen eine der aussichtsreichsten und am meisten sympathischen englischen Kolonien ist, gilt das gerade Gegenteil von der englischen Kronkolonie der Viti- oder, wie wir meist sagen, Fidschi-Inseln. Wir können sie hier nur kurz streifen. Sie gehören ja auch nicht mehr zu Polynesien, da ihre Einwohner schon ganz vorwiegend der melanesischen Rasse angehören und nur mit mehr oder weniger polynesischem Blute vermischt sind. Die Verwaltung der Fidschi-Inseln gilt bei den Engländern für die schlechteste des ganzen englischen Weltreiches, wie mir von vielen Seiten versichert wurde; in den zwei Monaten, die ich auf Fidschi zubrachte, hatte ich aber verhältnismäßig viel Gelegenheit, Kenntnis von jenen Dingen zu erhalten, die ja natürlich möglichst versteckt werden. Und was ich gesehen habe, bestätigt das angeführte Urteil. Der erste Gouverneur, Arthur Gordon, und sein Nachfolger, ein gewisser Thurston, von dem der Klatsch allerhand berichtet, und der schließlich sogar in „geknightetem“ Zustande als „Sir John Bates Thurston“ der Welt bekannt wurde, sind im wesentlichen als die Schöpfer der gegenwärtigen Verhältnisse auf Fidschi zu betrachten. Die Eingeborenenverhältnisse wurden nach dem Muster der holländischen Kolonien im malaiischen Archipel geordnet. Der wichtigste Umstand ist der, daß die Eingeborenenhäuptlinge in ihrer Autorität von der englischen Regierung bestätigt sind und diese arg mißbrauchen, daß ferner die Eingeborenen ihre Steuern nicht in Form von Geld zahlen dürfen, sondern zu einer Art staatlicher Fronarbeit verurteilt sind; sowie daß kein Eingeborener Arbeit annehmen und seinen Distrikt verlassen darf ohne Erlaubnis seines vorgesetzten Häuptlings.

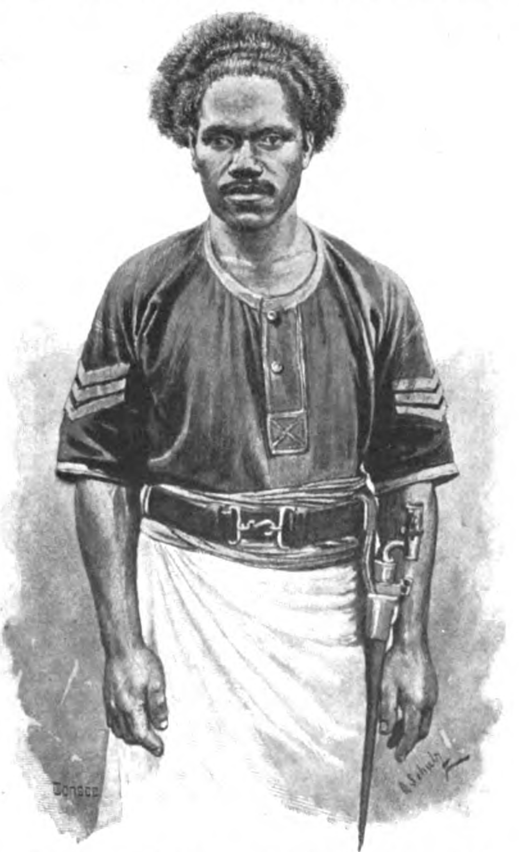


Fidschianisches Mädchen; die bindfadenartigen Zöpfchen ein Abzeichen der Jungfrauen.

Die Eingeborenen klagen am meisten über den Steuermodus; was sich aber dem Reisenden am unangenehmsten bemerklich macht, ist die erwähnte Beschränkung der Freizügigkeit. Wenn man Träger braucht und einen Fidschianer anzuwerben versucht, so ist seine resignierte Antwort, er wolle schon, dürfe jedoch nicht ohne eine besondere Erlaubnis seines vorgesetzten Häuptlings, von denen es drei Grade giebt: die „Turaga ni koro“ oder Dorfobersten, die „Buli“ oder Distriktsvorstände und die „Roko“ oder Provinzregenten. Wendet man sich nun an einen jener braunen Potentaten, so erhält man die stereotype Antwort, er bedaure sehr, aber es seien seine Leute wegen anderweitiger Arbeiten wirklich nicht abkömmlich. Das heißt, Seine melanesische Excellenz erwarten ein entsprechendes Geschenk; und da es jenen Häuptlingen ganz gut geht, so kommt man, wenn man Erfolg haben will, unter einem Goldstück kaum davon. Nachdem dies erledigt ist, findet dann der Häuptling einige Leute, deren Lohn von ihm festgesetzt wird. Dieser Lohn ist ziemlich niedrig; und es steht zu vermuten, daß sie auch von diesem nachher dem Obersten einiges abgeben müssen. Kurz, man reist in Fidschi in ähnlicher Weise, wie dies von der Türkei oder anderen typischen Beispielen von Ländern mit einer völlig korrupten Bureaukratie berichtet wird. Wer die eingeborenen Häuptlinge nicht zur rechten Zeit und am rechten Orte besticht und sich mit den zum Teil unglaublich aufgeblasenen weißen Beamten zu stellen weiß, kann gelegentlich einfach durch die Unmöglichkeit, Träger zu bekommen — obwohl die

Leute nur zu gern bereit wären — irgendwo, meist natürlich an den denkbar unbequemsten Gegenden der Inseln, sitzen bleiben, wie mir dies selbst in einem argen Falle begegnet ist. Nach meinen Erfahrungen ist es für den Reisenden im Fidschi-Archipel das beste, die englische Bureaukratie zu ignorieren und zu meiden, dagegen durch einen vertrauenswürdigen Europäer einen zuverlässigen Dolmetscher ausfindig zu machen und die jeweils notwendigen Träger durch Bestechung der braunen Häuptlinge zu erwerben. Natürlich sind diese Verhältnisse auch für alle ansässigen Weißen, die eingeborene Arbeiter für irgendwelche Zwecke brauchen wollen, außerordentlich lästig; sie erhalten die Arbeiter auch nur durch Bestechung, ich will hoffen, ausschließlich der eingeborenen, von der englischen Kolonialregierung bestätigten Beamten.

Für den oberflächlichen Beobachter sieht es beinahe so aus, als ob man sich in Fidschi bemüht hätte, die Sitten und die politische Organisation der Eingeborenen zu deren Nutzen zu konservieren; wer jedoch auch nur ein klein wenig tiefer blickt, erkennt nur zu bald, daß die fidschianischen Zustände sich kurz kennzeichnen lassen als eine systematische Korruption und eine allgemeine Ausbeutung der großen Masse der Eingeborenen durch die eingeborene und, wie mir von vielen Ansässigen versichert wurde, natürlich streng vertraulich, auch durch die englische Bureaukratie. Die allgemeine und gleichsam in ein System gebrachte Bestechlichkeit der eingeborenen Häuptlinge kann ich aus eigenster persönlicher Wahrnehmung bestätigen; für diejenige der weißen Beamten habe ich aus sehr begreiflichen Gründen keine Beweise, kann sie also auch nicht behaupten. Was ich jedoch als Thatsache anführen kann, ist der Umstand, daß das Vertrauen der europäischen Ansiedler in die Verwaltung außerordentlich gering ist. Leider ist die Wahrscheinlichkeit dafür, daß sie darin ganz recht haben; denn wer allzuviel diskretionäre Macht hat, pflegt sie auch, mit ganz seltenen Ausnahmen, zu mißbrauchen. Die Bevölkerung ist den eingeborenen Häuptlingen auf Gnade und Ungnade verfallen; und jene Häuptlinge werden wieder von der weißen Bureaukratie kontrolliert. Je größer die Macht der Bureaukratie, um so notwendiger sind, ceteris paribus, Berufskonsuln anstatt der Wahlkonsuln. Dies kommt namentlich bei der in Kopra und anderen landwirtschaftlichen Erzeugnissen erhobenen Steuer zum Ausdruck. Natürlich läßt sich nämlich der jährliche Ertrag jener der Regierung gehörigen und von den Eingeborenen zwangsweise bestellten Pflanzungen nicht genau im voraus regulieren. Auf der anderen Seite richtet sich aber die als Steuer zu liefernde Menge der verschiedenen Produkte nach der Einwohnerzahl der betreffenden Distrikte. Wenn nun, was natürlich oft der Fall sein

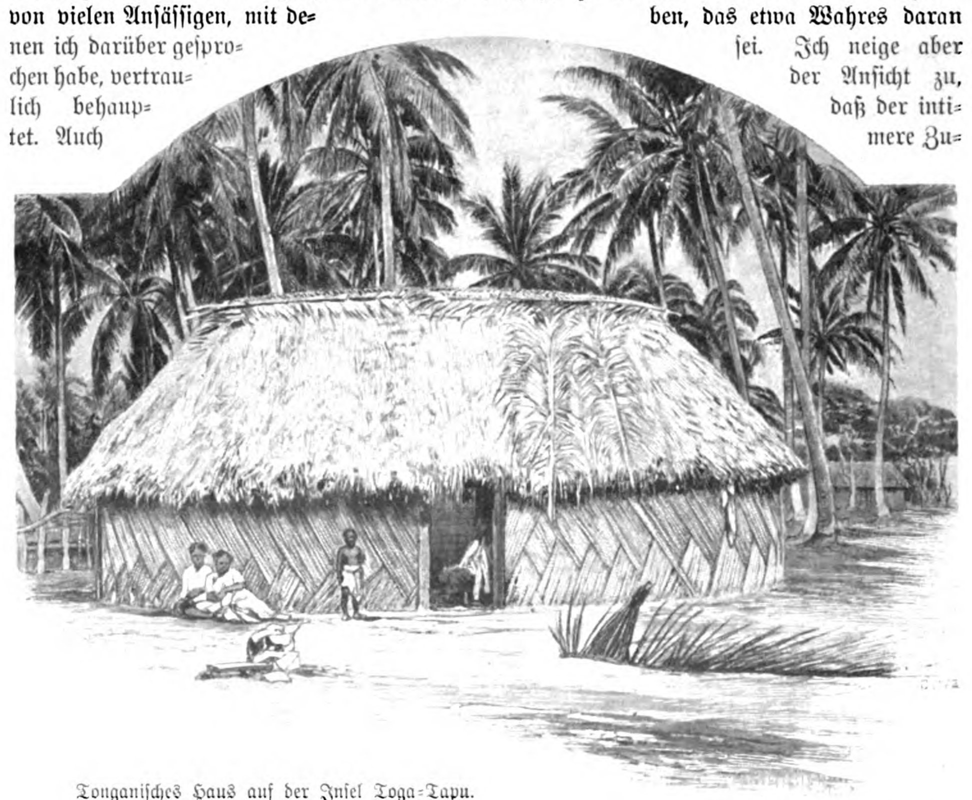


Fidschianer in der Uniform eines Soldaten der englischen Regierung der Fidschi-Inseln.

muß, die abgelieferten Produkte den Betrag der gesetzlich geschuldeten Steuer übertreffen, so soll nach Verkauf der Produkte durch die

Regierung der Überschuß den Einwohnern der betreffenden Distrikte bar zurückerstattet und verteilt werden. Wie man nun leicht sieht, liegt die Gefahr von Durchstechereien der weißen Beamten mit den eingeborenen Häuptlingen mindestens sehr nahe. Es ist doch wohl Grundsatz einer guten Verwaltungsorganisation, daß man die Beamten nicht geradezu in eine stete Versuchung führt; und für koloniale Länder muß diese Regel in noch viel höherem Grade gelten. Es steht zu befürchten, daß von jenen unter den Bewohnern zu verteilenden Überschüssen ein großer Teil in den Händen der weißen und der eingeborenen Beamten hängen bleibt. Beweise dafür zu erlangen, daß dies wirklich in bestimmten Fällen so gewesen, ist natürlich bei der Unverantwortlichkeit der Verwaltung so gut wie unmöglich, aber es wird von vielen Ansässigen, mit denen ich darüber gesprochen habe, vertraulich behauptet. Auch spricht dafür die von mir selbst wahrgenommene große Armut der Eingeborenen und der in einzelnen Fällen groteske, sich bis zu goldenen Uhren versteigende Luxus der Häuptlinge. In vielen Häusern der Eingeborenen mangelte es dagegen sogar an Petroleum zu den vorhandenen Lampen — Petroleumlampen sind in allen Häusern aller von mir besuchten Gruppen zu finden —; und des Abends bei der Lampe zu plaudern, ist ein für Südsee-Insulaner selbstverständlicher Komfort. Einen solchen Grad von Armut habe ich auf keiner anderen Gruppe wahrgenommen, so daß der Verdacht rege werden muß, es gehe dies nicht mit rechten Dingen zu.

Angeblich war der Zweck Thurstons, die Eingeborenen vor den Übergriffen der ansässigen Weißen und dadurch vor dem Geschicke der meisten Naturvölker zu schützen. Wenn man die Weißen auf Fidschi reden hört, über die Macht der einheimischen Häuptlinge und über die Unmöglichkeit, gute Geschäfte zu machen, so könnte man fast glauben, das etwa Wahres daran sei. Ich neige aber der Ansicht zu, daß der intimere Zusammenhang denn doch ein anderer ist. Es handelt sich anscheinend um die Ausbeutung des Landes durch eine cliquenhafte Bureaukratie. Es ist dies das vorsichtig geäußerte Urteil mehr als eines glaubhaften



Tonganisches Haus auf der Insel Toga-Tapu.



Palast (rechts) und Staatskirche (links) des Königs der Tonga-Inseln.

Europäers; und was ich selbst wahrnehmen konnte, stimmt damit leider nur zu gut zusammen. Die Gesetzgebung soll deswegen den Geschäften der Weißen ungünstig gehalten werden, um die Zahl der Europäer nicht zu sehr anwachsen zu lassen. Dann nämlich würde sich der Übergang Fidschis vom System der Kronkolonie zur Repräsentativkolonie nicht hindern lassen und die Allmacht der Bureaukratie ein Ende nehmen. Einen ganz ungewohnten Eindruck machten die eingeborenen Häuptlinge, die sich gerade zur Zeit meiner Anwesenheit ziemlich vollzählig in der Hauptstadt Suva aufhielten, um den neuen Gouverneur — Thurston war gestorben — zu erwarten. Zwar ist der Genuß alkoholischer Getränke den Eingeborenen verboten; aber die Häuptlinge machen eine Ausnahme, indem an sie besondere Erlaubnisscheine verabfolgt werden. Diese fidschianischen Granden lärmten in den Schenken herum nach Art betrunkener weißer Matrosen; und was mich am meisten in Erstaunen setzte, ich fand bei mehr als einem von ihnen die specifische Unverschämtheit und das brutal-hochfahrende Wesen des weißen Mannes in einer so treuen Kopie, wie mir dies sonst im Stillen Ocean nie und nirgend begegnet ist. Die Fidschianer, von denen es nach dem Census von 1891 noch 105800 giebt, sterben aus, viel langsamer freilich als etwa die Hawaiier, aber anscheinend stetig und unaufhaltsam. Die Regierung hat über die Ursachen dieser Erscheinung bei den Ansässigen eine Art von Sammel-Enquête veranstaltet, deren Ergebnisse in einem dickleibigen Blaubuche niedergelegt sind. Obwohl man annehmen darf, daß allzu unbequeme Dinge einigermaßen ausgemerzt sind, so findet man dort doch einige gar sehr bezeichnende Ansichten vertreten. Ein Mediziner verbreitet sich komischerweise über eine in einem großen Teile Polynesiens und auch in Fidschi, offenbar seit der Zeit, wo es noch gar keine Weißen auf den Inseln gab, verbreitete Kinderkrankheit (Frambösia). Diese soll die Hauptursache sein! Da aber die Fidschianer doch nicht sozusagen seit Anbeginn in fortwährendem Aussterben begriffen gewesen sein können, liegt die Unwahrheit jener wohl auch nicht allzu ernst gemeinten Ansicht

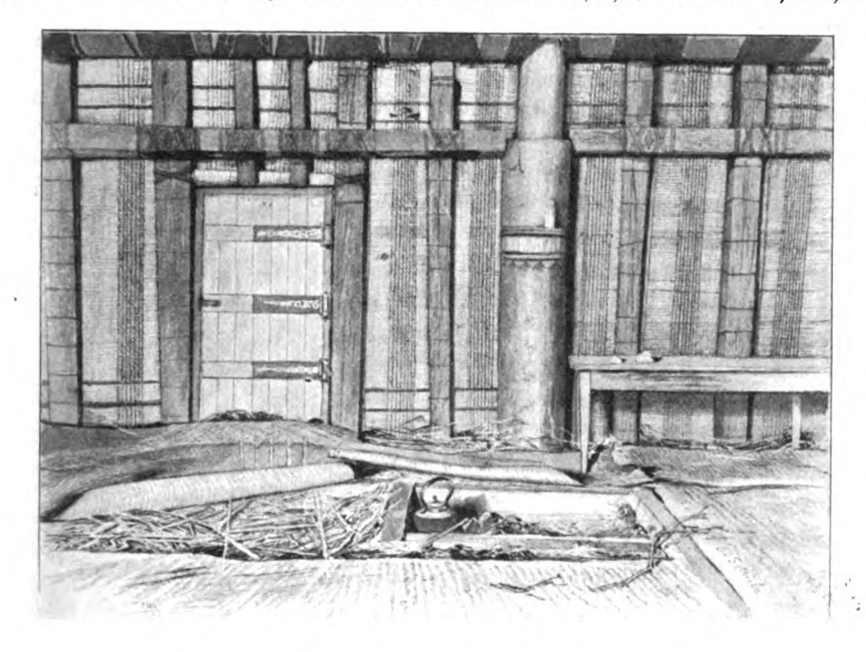
zu Tage. Es muß doch wohl eine Veränderung sein, die die Fidschianer von normalen Bevölkerungsverhältnissen zum Zustande der steten Verminderung gebracht hat. Die Meinung, die sich in etwas schüchterner Form gleichfalls in jenem Buche vorfindet, nämlich daß das sklavenartige Dasein den Eingeborenen schlecht bekomme, hat für den Unparteiischen mehr Wahrscheinlichkeit für sich. Schon der Umstand ist ja bezeichnend genug, daß die fidschianischen Verhältnisse eingestandenermaßen eine Kopie der malaiisch-holländischen sind. Und über den Charakter der holländischen Kolonien als Ausbeutungskolonien vom reinsten Wasser kann doch wohl kein Zweifel bestehen. Der Güte des Herrn Wilhelm Spohr in Friedrichshagen verdanke ich die Bestätigung meiner Vermutung, daß auch dort die Ausbeutung der Allgemeinheit durch die einheimische und die fremde Bureaukratie die Signatur ist, was insbesondere durch die Schriften Eduard Douwes Dekkers dem breiteren Publikum bekannt geworden. Die Werke Dekkers werden in der Übersetzung des Herrn Spohr demnächst in deutscher Sprache bei Fischer in Berlin erscheinen. Ob sich seit Dekkers Zeiten die Verhältnisse in Holländisch-Indien gebessert haben, weiß ich nicht. Verschiedene Völker reagieren nun freilich verschieden auf Unterdrückung und Versklavung. Die Malaien scheinen viel ertragen zu können; die Südseevölker, besonders die Polynesier, in unserem Falle aber auch die melanesischen Fidschianer sterben meistens einfach aus.

Einen erfreulichen Gegensatz zu Fidschi stellt das nahe Tonga* oder, wie wir es meist nennen, der Archipel der Freundschaftsinseln dar. Toga (dies ist die offizielle Schreibart; g wird als ng gesprochen) ist ein nicht nur nominell, sondern thatsächlich ziemlich unabhängiges, konstitutionelles Königreich. Die Tonganer verdanken diesen Umstand, auf den sie mit Recht äußerst stolz sind, zwei Personen: einem Manne ihres eigenen Stammes und einem Weißen und zwar einem Missionär. Der erstere ist der alte König Georg Tubou I., der Urgroßvater des gegenwärtig regierenden Georg II. Der Missionär aber ist Shirley Waldemar Baker, der bestverleumdete Mann des Großen Oceans. Ich habe Baker, wie auch den jungen König, persönlich kennen gelernt. Bakers Hauptverdienst besteht darin, daß er für die Unabhängigkeit der Tonganer mit Klugheit, Energie und schließlich mit Aufopferung seiner eigenen Person eingetreten ist und dadurch Zeugnis abgelegt hat, daß er von dem edleren Gehalt des Christentums sehr viel mehr besaß als die meisten Missionäre oder gar die hawaiischen Raubmissionäre. Als Baker mit staatsmännischem Blick erkannte, daß der Zusammenhang der tonganischen Mission mit dem englischen Hauptkörper unvereinbar sei mit der Unabhängigkeit und Wohlfahrt Tongas, trennte er in geschickter und wirkungsvoller Weise den Zusammenhang durch Gründung der sogenannten tonganischen Freikirche (im Jahre 1885), der sich die Mehrheit der Eingeborenen in sehr richtigem Verständnis zuwandte. Natürlich zur unbeschreiblichen Wut der Shopkeeper und vor allem der wesleyanischen Brüder im Herrn in Sydney. Eine mit allen Mitteln betriebene Gegenagitation, bei der es auch zu einem gegen Baker gerichteten Mordversuche kam (1887), brachte nicht den Übertritt einer merklichen Anzahl von Tonganern zuwege. Denn diese (mir liegen Reden einheimischer Häuptlinge über jenen Gegenstand vor) sahen sehr wohl ein, daß ihre „Freikirche“ im wesentlichen nur zweierlei bedeute: erstens, daß das Geld im Lande bleibe, anstatt wie bisher nach Sydney zu wandern; und zweitens eine Unschädlichmachung des politischen Einflusses, der in letzter Linie natürlich auf eine Annexion durch England hinzielte. Eine Änderung der Religion bedeutete oder bezweckte die Freikirche ja nicht im mindesten. Als Baker einmal in besonderen Nöten war, hat er sich, er, der Engländer, sogar den Deutschen in unzweideutiger Weise genähert, was die Wut seiner Landsleute natürlich noch steigerte. Für den einsichtigen Beurteiler kann es aber wohl keinem Zweifel unter-

* Das beste Buch über Tonga und zugleich eines der besten, die je über irgend welche Südsee-Inseln erschienen sind, ist: An Account of the Natives of the Tonga-Islands etc.: compiled etc. by Mr. William Mariner; (herausgegeben) by J. Martin. Zwei Bände. London, John Murray, Albemarle-Street, 1818. Das Buch ist selten, und natürlich hat sich seitdem vieles geändert. Die neuere Litteratur ist spärlich, meist parteiisch und kann nur mit großer Vorsicht gebraucht werden.

liegen, daß Baker eben nur die Eifersucht der Großmächte in diplomatisch-kluger Weise gegeneinander ausspielte, um die Unabhängigkeit und damit nicht nur die nationale, sondern auch die physische Existenz seiner Schützlinge, der Tonganer, zu gewährleisten. Einen Erfolg hatten jene Intriguen gegen die tonganische Freikirche aber doch: Baker, der damals (von 1880 bis 1890) Premierminister des Königs von Tonga war, wurde die Schuld an jenen Verfolgungen natürlich nicht die Freikirche, sondern die hinterhaltige und ungesetzliche, ja an Hochverrat streifende Gegenagitation der Wesleyaner trug, ohne die selbstverständlich alle Tonganer, dem Beispiele ihres Königs folgend, zur Freikirche übergetreten wären.

Shirley Waldemar Baker lebte seitdem in Neu-Seeland, und zwar als Arzt. Als ich ihn dort besuchte, bemerkte ich nichts von



Inneres des Hauses eines Häuptlings auf den Fidschi-Inseln.

mit Gewalt von dem oben erwähnten Gouverneur von Fidschi, dem „Sir" J. B. Thurston, auf einem englischen Kriegsschiffe von Tonga wegen angeblicher religiöser „Verfolgungen" nach dreißigjähriger Anwesenheit entfernt. Die völkerrechtliche Seite der Sache interessiert hier nicht. Der Parvenu Thurston war „high commissioner" des westlichen Stillen Oceans und bildete sich daher wohl unumschränkte Machtbefugnisse über englische Unterthanen um so mehr ein, als Tonga natürlich zu schwach war, die gewaltsame Deportation seines Premierministers zu verhindern. Zur richtigen Beurteilung kann hier noch hinzugefügt werden, daß für dasjenige, was etwa an jenen „Verfolgungen" wahr war, formell nicht Baker, sondern der König selbst verantwortlich war, und daß den Reichtümern, die er angeblich den armen Tonganern ausgepreßt haben soll. Ganz neuerdings (1897), nach dem Ende des „Sirs" von Fidschi, ist er wieder nach Tonga übergesiedelt. Sein Werk ist aber in seiner Abwesenheit nicht zu Grunde gegangen; Tonga ist bisher ein unabhängiges, politisch geordnetes, konstitutionelles Königreich geblieben, in dem auch der Weiße zu seinem Rechte kommt. Zu seinem Rechte; aber zu weiter auch nichts. Denn kein Weißer kann Land in Tonga kaufen, und thatsächlich eignet kein Weißer, mit einer einzigen, geringfügigen Ausnahme, einen Fuß breit tonganischen Landes, es sei denn als Pächter. Gegen die übliche kaufmännische Auswucherung durch die weißen Händler, von der ich so manches, und der Fachmann (wenn er nicht interessiert

wäre) noch mehr erzählen könnte, ist auch gesorgt, indem eine Schuld eines Eingeborenen von einem gewissen niedrig bemessenen Betrage an nicht einklagbar ist, so daß der Weiße eben nur gegen bar verkauft und der Tonganer in keine Schuldverhältnisse geraten kann. Der Tonganer hat, ein jeder, sein Stück Land, daß er bebaut und von dem er lebt. Unter einem Dollar täglich ist tonganische Arbeit kaum zu haben; ein Beweis, wie gut es den Eingeborenen geht. So hat Baker gezeigt, was ein Missionär für seine Schützlinge thun kann, wenn er Verstand und Herz hat; er ist das leuchtende und rühmliche Gegenstück zu den hawaiischen Missionären, zugleich aber auch ein Beispiel für der Welt Lohn: er ging in die Verbannung, während die hawaiischen Räuber in Reichtum, Amt und Würden sind und von nichts zu leiden haben als von der Verachtung der edler Denkenden unter den Wissenden, woraus sie sich aber nichts machen, da sie sich weder schämen noch grämen und jene Wissenden gering an Zahl sind. Eine Begründung dieses meines Urteiles über Baker kann hier nicht gegeben werden. Wohl aber sei noch beiläufig bemerkt, daß ich den größeren Teil der gegen Baker gedruckten Pamphlete durchgelesen habe, und daß unter meinen Gewährsmännern einer der ärgsten Feinde Bakers war. Er wird sich vielleicht wundern, wenn er diese Zeilen liest, wie ich es fertig brachte, so arg hinter die Coulissen zu sehen.

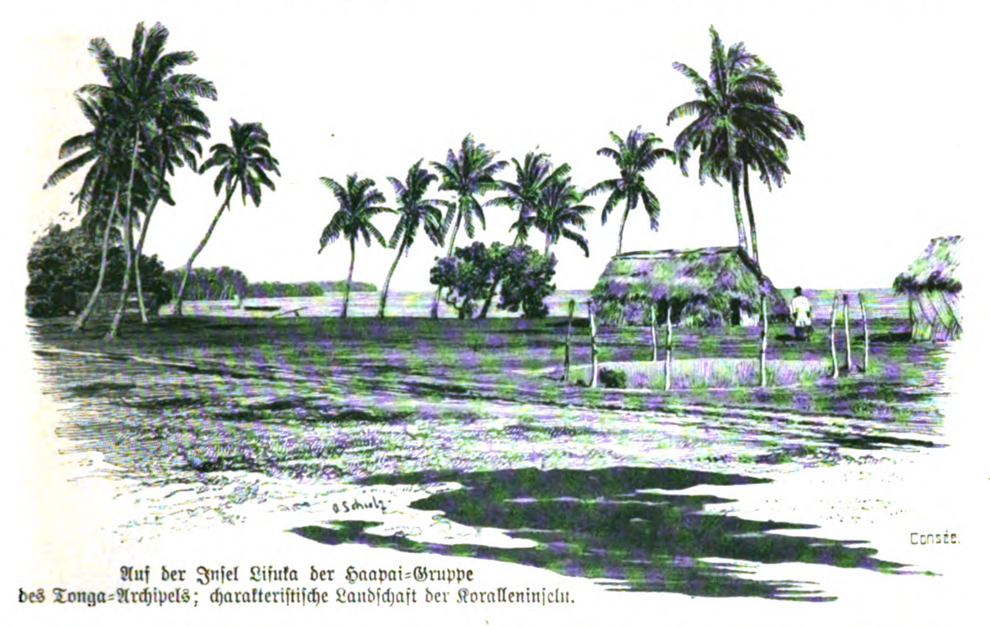
Außer den politischen verdienen auch die Bildungszustände bei den Eingeborenen besondere Anerkennung. Daß man unter den meisten Zweigen der polynesischen Rasse



Hausbau auf den Fidschi-Inseln.

Analphabeten nur sehr ausnahmsweise trifft, daß die meisten ihre eigene Sprache im Lesen Schreiben und ganz besonders, als geborene Redner, auch im freien Vortrage beherrschen, mag hier eben nur erwähnt sein. Die Tonganer hat man aber früher — die Sache hat ihre zwei Seiten — sogar mit Mathe-

matik behelligt. Die Euklidische Geometrie soll sehr vielen Tonganern durchaus geläufig sein. Leider bin ich nicht dazu gekommen, dies einer näheren Prüfung zu unterwerfen; überhaupt war ich in Tonga durch meine Unkenntnis des Tonganischen stark im Nachteil. Zwar verstehen sehr viele Tonganer samoanisch, das ich einigermaßen erlernt habe, aber viele sogar von diesen antworten vielleicht in ihrem eigenen Idiom. Beide Sprachen verhalten sich zueinander, um dem Leser eine ungefähre Vorstellung zu geben, wie Italienisch und Spanisch.



Auf der Insel Lifuka der Haapai-Gruppe des Tonga-Archipels; charakteristische Landschaft der Koralleninseln.

Zwischen Tonga und Samoa besteht seit alters ein lebhafter Verkehr; er war in früheren Zeiten nicht immer gerade sehr freundschaftlich. Die Tonganer übten einst eine Fremdherrschaft über Samoa, bis sie dann unter hochepischen Kämpfen aus Samoa vertrieben wurden. Die auffallend zahlreichen Keulen, die angeblich bei jenem berühmten „matamata me“ benutzt wurden und bis auf unsere Tage gekommen sind, scheinen unter den Kuriositäten eine ähnliche Rolle zu spielen wie in Europa die Schwerter Karls des Großen.

Einen Nachteil hat freilich nach unserer Ansicht die Bakersche Organisation Tongas doch gehabt. In seinem Bestreben, die Tonganer zu „civilisieren“, hat er unnötiger- und schädlicherweise auch manche der harmlosen altpolynesischen Sitten und Gebräuche fortgefegt. Dem Tonganer ist es verboten, sich tättowieren zu lassen, da dies ein „heidnischer“ Brauch sei. (Die zahlreichen tättowierten Tonganer, die man sieht, haben diesen Schmuck in Samoa erworben.) Ferner ist es eine strafbare Handlung, mit unbedecktem Oberkörper zu gehen; nach dem bekannten Grundsatze, daß die Civilisation proportional sei der Menge des getragenen Zeuges. Endlich hat man versucht, die nach unseren Begriffen etwas antik freiheitlichen sexuellen Sitten durch das Strafgesetz zu „moralisieren“. Der nicht von der Kirche eingesegnete Verkehr zwischen Mann und Frau ist aufs strengste verboten und mit Geldstrafe (ich glaube fünfundzwanzig Dollar) bedroht. Über die Zweckmäßigkeit dieser puritanischen Vorschriften bei Naturvölkern, noch dazu unter so südlichem Himmel, lassen sich gewiß lange Debatten führen; das entscheidende Urteil darüber wird wohl immer der thatsächliche sittliche Erfolg zu fällen haben. Ich habe nun von der moralisierenden Wirkung dieses Gesetzes nichts bemerken können; wohl aber soll ein großartiges Spionentum großgezogen (der Denunziant erhält einen Teil der Buße) und das Ganze eine nicht unerhebliche Einnahmequelle der Staatskasse sein. Weniger läßt sich gegen das Gesetz einwenden, das dem Tonganer verbietet, einen Weißen län-

ger als eine kurz bemessene Frist in seinem Hause zu beherbergen; es soll damit offenbar dem berüchtigten „beachcomber-Wesen“ gesteuert werden, d. h. der besonders früher, aber auch jetzt noch häufigen Erscheinung, daß entlaufene Matrosen und allerhand weißes Gesindel, unter Mißbrauch der polynesischen Gutmütigkeit, ganz von den Eingeborenen leben. Überhaupt geht aber die ausgesprochene Politik der tonganischen Regierung dahin, sich die weißen Krämer möglichst vom Leibe zu halten.

Der enge Missionärshorizont hat somit auch in Tonga manches Üble gestiftet, neben und trotz des vielen Guten, das wir freudig anerkennen. Die tonganische Bevölkerung beträgt gegenwärtig etwas über 20000; der letzte Census (1897) weist gegenüber dem vorletzten (1894) eine Vermehrung von 19258 auf 20438 auf. Frühere Schätzungen scheinen sehr unsicher zu sein, so daß sich über die Bevölkerungsstatistik nichts Zuverlässiges aussagen läßt. 1893 sollen 1218 Tonganer an den Masern gestorben sein. Die ziemlich weit vorgeschrittene Europäisierung und das Verschwinden polynesischer Sitten macht Tonga, außer der flachen Beschaffenheit der bewohnten Inseln des Archipels,* zu einem vergleichsweise uninteressanten Aufenthalt; ganz im Gegensatze zu Samoa, wo sich wegen der Eifersucht der englischen Kaufleute und Missionäre, der deutschen Händler und der amerikanischen Rivalen bisher die polynesische Kultur bei weitem am besten erhalten hat.

Gegenwärtig findet der Verkehr zwischen den beiden Gruppen fast ausschließlich durch die Dampfer der neu-seeländischen Linie statt. Bei den verschiedenen Malen, als ich auf jenen Schiffen zwischen den genannten Gruppen reiste, fuhren Hunderte von Insulanern mit. Tonganer, die nach Samoa (Haamoa, wie die Tonganer sagen) reisten; Samoaner, die nach längerem Aufenthalt auf Tonga mamâo („das ferne Tonga“ nennen die Samoaner dieselbe Insel, die bei den Tonganern selbst Tonga tapu, das „heilige Tonga“ heißt) in ihre Heimat zurückkehrten. Das Deck war mit Matten und diese mit „Kanaken“ belegt; man konnte sich oft an Bord kaum rühren. Haufen von Körben mit Taros, Kokosnüssen, Bananen; braune Babys kriechen hier und da herum, dort wird eine Kava gebraut; hier singt eine Gruppe — alle Polynesier sind sehr gute Musiker; giebt doch der junge König von Tonga in seiner Hauptkirche höchstselbst Gesangsunterricht.

Wer auf den Inseln auch nur einige Zeit gelebt hat, findet leicht Bekannte unter jenen reisenden Polynesiern. Und wer eine der Sprachen einigermaßen versteht, vielleicht auch bekannt ist als ein Weißer, der nicht zu Handelszwecken reist (ich rede hier im Sinne der Eingeborenen, in deren Urteil der Weiße leicht von vornherein ein „Schacher-Europäer“ ist), der hat Gelegenheit zu sehr lehrreichen Unterhaltungen. Was besser sei, Samoa oder Tonga? frage ich einen Samoaner, der lange auf Tonga gelebt hat. — „Was für eine Frage! Auf Tonga ist ja das Wasser mitunter geradezu rar, an den meisten Orten das ganze Jahr aber so selten, daß es an Badegelegenheiten fehlt.“ Der Samoaner fühlt sich nämlich sehr unglücklich, wenn er sein tägliches Bad nicht bekommt. „Und die Esserei der Tonganer! Die Leute können ja nicht kochen. Und wie viel schöner ist nicht Samoa mit seinen bewaldeten Bergen als die flachen Koralleninseln des Tonga-Archipels!“ — Warum er gereist sei? — „Ja, aus mehreren Gründen; um sich die Welt anzusehen.“ Deren wichtigste Stücke sind nämlich nach Insulanerauffassung das schöne, heitere und verfeinerte Samoa, das fabelhafte, große, romantisch-wilde, aber auch barbarische Fidschi, sowie das kriegerische, politisch beneidenswerte und auch sonst civilisierte, aber von der Natur stiefmütterlich behandelte und in vielen Beziehungen doch geschmacklosere Tonga. Auch Fidschi kennt der Mann; aber Samoa ist doch das beste. Vor allem die Häuser! Die Tongahäuser sind ja die reinen Schweineställe; es giebt dort sogar Flöhe (was hiermit bestätigt wird), oder wörtlicher ausgedrückt „Springläuse“; denn der Polynesier geht von der Laus als dem populäreren und auch weniger unnennbaren Tiere aus, umgekehrt wie wir. Fragt man umgekehrt einen Ton-

* Eine Ausnahme macht die politisch, aber nicht geographisch zu Tonga gehörige Insel Nina fo'ou (unter 15 Grad 34 Min. südl. Breite und 175 Grad 41 Min. westl. Länge), die landschaftlich eine der schönsten und eigenartigsten Südsee-Inseln ist.

ganer, so wird er zwar oft auch zugestehen, daß Samoa von Natur besser sei; über Häuser und Kochkunst wird er sich ausschweigen, aber auf die kindische Thorheit der Samoaner schelten, die sich einander so oft selbst bekriegten; auf die Regierung der fremden Konsuln, denen gegenüber der König von Samoa, der nicht einmal von allen Eingeborenen selbst anerkannt sei, so gut wie machtlos wäre. „Das alles," werfe ich ein, „das alles ist ja richtig; aber verdankt ihr Tonganer euer politisches Glück nicht zwei Leuten, dem alten König Georg Tubou Etaha und dem Herrn Baker? Seht ihr denn nicht ein, daß man die Samoaner eigentlich mehr bemitleiden als sich über sie lustig machen sollte? Womit haben die weißen Intriguen in Samoa angefangen? Doch wohl damit, daß die Samoaner vor langer Zeit, als sie noch ganz unwissend waren und von der Welt und den Weißen gar nichts wußten, sehr thörichterweise Stücke von ihrem Lande verkauft haben." — „Ja, das ist ja richtig," giebt der Tonganer zu, „bei uns haben die Weißen keinen Landbesitz." — „Wer hat denn aber in Tonga jene Gesetze rechtzeitig erlassen? Doch nur wenige haben von euch dafür Verständnis gehabt. Ihr könnt froh sein, daß ihr solche Männer wie den alten König und Baker gehabt habt; aber ihr solltet nicht über die weniger glücklichen Samoaner spotten, die die Folgen ihrer Thorheit schwer genug zu büßen haben." —



Tonganerinnen.

Pause. — Dann sagte der Tonganer: „Maumau Samoa", d. h. „Schade um Samoa". — „Ja, schade um Samoa," sage ich, „daß es nicht so gut eingerichtet ist wie eure Gruppe."

Im übrigen gilt auch betreffs des gegenseitigen Urteils der Tonganer und Samoaner übereinander, das ja im allgemeinen

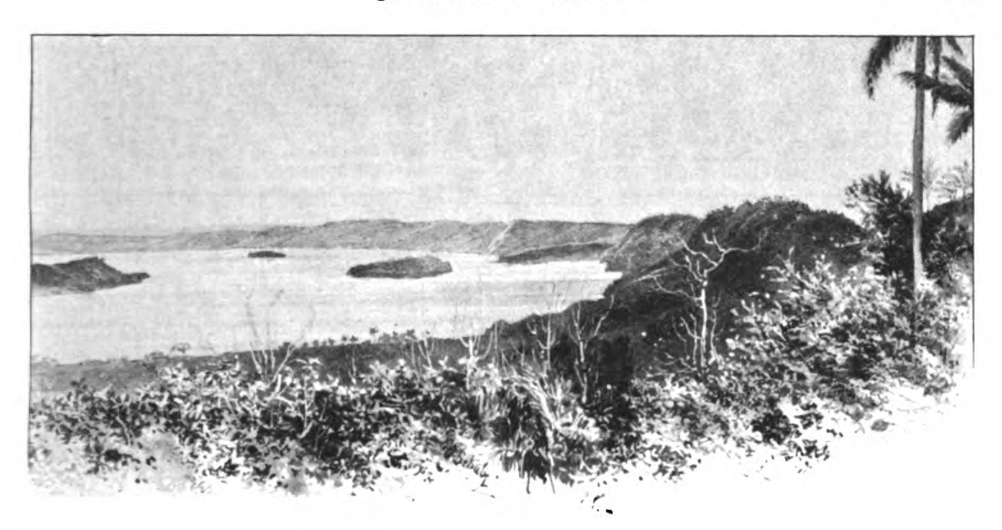


Panorama der Insel Niua fo'ou.

kein günstiges ist, indem sie ein scharfes Auge für die nationalen Schwächen ihrer Nachbarn haben, der Satz Schopenhauers, daß alle Nationen aufeinander schimpfen und alle miteinander recht haben. „Übrigens," füge ich hinzu, „eines ist doch auch in Samoa besser als in Tonga. Die Samoaner haben, trotz aller Überwucherungsgelüste der Weißen, viel mehr von ihren Sitten und Gebräuchen bewahrt als die Tonganer. Bei euch ist es ja eine strafbare Handlung, wenn sich jemand mit bloßem Oberkörper sehen läßt." — „Ja," sagt mein Tonganer, „das ist allerdings eine Dummheit. Wir wissen sehr wohl, daß die europäische Bekleidung unserem Körper schädlich ist."* — „Warum aber haltet ihr denn das dumme Gesetz aufrecht?" — „Das thun nicht wir, das thun die obersten Häuptlinge in unserer Regierung; die wollen, daß alles möglichst ‚civilisiert' sei" (wofür die Tonganer das herrliche Wort fakasivilaise haben). — „Mit Samoa steht es nicht so gut wie mit Tonga, aber auch nicht so arg wie mit Fidschi," sage ich. — „Es ist nicht lange her, daß die Fidschianer Menschen fraßen," meint der Tonganer; „es sind das eigentlich Schwarze..." — „Aber auch Menschen," erwidere ich; „und von der englischen Regierung werden sie wie Sklaven gehalten." — „So! Du bist ein Deutscher, höre ich; wie viele Jahre lebtest du in Samoa?" — Meine Bemerkung über England hat Mißtrauen hervorgerufen. Wahrscheinlich werde ich jetzt berichten, wie gut es den Samoanern unter deutscher Herrschaft gehen würde. „Ich war bisher nur einige Monate in Samoa ..." — „Auē" (Ausruf des Erstaunens), „wie ist das möglich, daß du samoanisch redest?" — „Nun, weil ich die Samoaner gern habe, viel mit ihnen und wenig mit den Weißen lebte und auch ein Buch besitze über die samoanische Sprache." — „Du sprichst wie einer, der jahrelang in Samoa lebte." — „So! Aber bedenke, daß ich kein Kattunverkäufer und Koprakäufer, kein Handelsmann bin." — „Was treibst du denn in Samoa und den anderen Inseln?" — Ich versuche, ihm, so gut es geht, den Zweck meiner Reise klar zu machen. „Kenntnisse sammeln" — ein anderer Polynesier meinte, gelegentlich derselben häufigen Frage und Antwort, daher kämen auch die vielen Künste der Weißen. Die sehen sich eben alles an. — „Deine Regierung bezahlt dich wohl?" — Schließlich fragte mich der „Wilde", wie ich meine Rechnungen hier bezahle, und ich mußte das Kunststück fertig bringen, den Begriff von Kreditbriefen und Wechseln mit meinen unvollkommenen Kenntnissen der samoanischen Sprache dem Insulaner klar zu machen.

Das politische Mißtrauen aber beseitigte

* Diese Ansicht ist in Polynesien sehr verbreitet und nach der Überzeugung des Verfassers, der darauf besonders geachtet hat, vollkommen richtig.



gesehen von einem „Vin" heißenden Hügel.

ich durch den Hinweis, daß ich einer deutschen Annexion Samoas ebensowenig geneigt sei wie einer englischen oder amerikanischen; daß ich der Ansicht sei, alle weißen Regierungen seien für die Eingeborenen schädlich: kurz, dieselbe Ansicht entwickelte, die ich hier dem Leser vorzuführen versuche. Ich wies darauf hin, daß die gegenwärtigen europäischen Besitzer samoanischer Ländereien gutgläubige Besitzer seien — auch das läßt sich zur Not einem Insulaner beibringen —, daß Geschehenes nicht ungeschehen zu machen sei; daß ich aber nicht die beliebte Schlußfolgerung zöge, ganz Samoa sei von einer europäischen Macht zu annektieren, nur weil einige Europäer einigen Handel treiben und einigen tropischen Ackerbau, oder vielmehr von melanesischen Kontraktarbeitern treiben lassen.

Ausdrücklich bemerke ich, daß alle diese Unterhaltungen dem Sinne nach buchstäblich genau sind, und daß ich mir nur die Freiheit erlaubt habe, den Inhalt mehrerer, verschiedener Unterhaltungen in eine einzige zu verschmelzen, was schon aus dem Grunde unvermeidlich ist, da ich mich begreiflicherweise nicht in allen Fällen aller Einzelheiten und Personen erinnere.

(Schluß folgt.)



Sarah Marlborough.

Ein geschichtliches Lebensbild

von

Heinrich Meisner.

(Nachdruck ist untersagt.)

Der Hof Karls II. von England (1660 bis 1685) hatte sich, dem Beispiel des Königs folgend, in einen Trubel leichtfertiger Vergnügungen gestürzt, welche bald die Erinnerung an die durchlebte grauenhafte Zeit, die mit der Hinrichtung des Vaters des damaligen Herrschers endete, in Vergessenheit kommen ließ. Selbst die Familien, welche, nicht nach Besitz und Würden verlangend, der königlichen Partei aus wahrer Überzeugung treu geblieben waren, mußten ihre Gesinnung dadurch dokumentieren, daß sie an den rauschenden Festen des Hofes teilnahmen. Unter der Hofgesellschaft befand sich auch die Familie des Esquire Richard Jennings, Herrn zu Sandridge bei St. Albans, eines Edelmanns von altem und angesehenem Geschlecht.

Die Gunst, welche er selbst bei Hofe genoß, mehrte sich noch im Laufe der Zeit, als seine zwei Töchter in die Gesellschaft eintraten. Die Herzogin von York, Gemahlin des späteren Königs Jakob II., hatte Frances Jennings, die älteste der drei Schwestern, in ihren Hofstaat aufgenommen, wo diese nun durch ihre blendende Schönheit und durch ihre übermütigen Streiche, welche oft an Leichtfertigkeit grenzten, aller Herzen bezauberte und viel gute und böse Reden auf sich lenkte. Ihr Übermut war einmal so weit gegangen, daß sie, als Citronenverkäuferin verkleidet, durch die Straßen Londons flanierte und den jungen Herren ihre Früchte zum Kauf anbot. Trotz solcher Extravaganzen war sie der verzogene Liebling bei Hofe und konnte sich eines Sieges über das Herz des Sir Georg Hamilton rühmen, der sie als Gattin heimführte. Nach seinem Tode blieb sie nicht lange Witwe, sondern vermählte sich bald wieder mit Richard Talbot, der, zum Herzog von Tyrconnel ernannt, bei Hofe großes Ansehen genoß.

Die jüngere Schwester Sarah (geb. 29. Mai 1660) kam ebenfalls und zwar schon in ihrem zwölften Jahre an den Hof der Herzogin von York, welche sie ihrer Tochter, der nachmaligen Königin Anna, zur Gespielin gab. Zwischen beiden bildete sich bald ein inniges Freundschaftsverhältnis aus, das, so lange sie lebten, bestehen blieb und die Grundlage der Macht und Bedeutung ward, welche Sarah allmählich gewann. Anfangs ihrer älteren Schwester, welche schöner und liebenswürdiger war, nachstehend, zog Sarah durch ihr bestimmtes Auftreten und durch ihre vornehme, ernste Haltung die Augen der jungen Hofkavaliere auf sich. Ihr wunderschönes volles Haar, das sie frei wallen ließ, war ihr größter Schmuck, ihre schöne Gestalt fesselte bei jeder Bewegung, ihre Züge gewannen bei lebhafter Unterhaltung Wärme und Liebreiz. Aber sie war arm, wie ihre Schwester. Trotzdem ließ sie sich nicht dazu bewegen, einem reichen Manne, den sie nicht liebte, sich zu verloben. Sie wies die vorteilhaftesten Anträge eines Grafen von Lindsay, eines Marquis von Ancaster zurück und reichte dem Obersten Churchill ihre Hand (1678).

Dieser, ein junger, hübscher, lebenslustiger

Mann, war aber auch seinerseits mit Glücksgütern nicht besonders gesegnet und hätte es mehr als nötig gehabt, bei seiner unersättlichen Habgier auf ein reiches Heiratsgut zu sehen. Ob nun allein die Liebe zu Sarah ihn bewogen hatte, diese um ihr Jawort zu bitten, ist fraglich. Oberst Churchill, den wir unter seinem späteren Namen des Herzogs Marlborough besser kennen, hatte mit seinem klar berechnenden Verstande schon damals erkannt, daß die Tugenden seiner Erwählten vollauf ein reiches Heiratsgut ersetzen würden. Sarah war kaum sechzehn Jahre alt, als sie sich verlobte. Die Briefe, welche sie während ihres Brautstandes schrieb und welche zum Teil erhalten geblieben sind, zeigen einen durchaus gereiften Frauencharakter, den eine hingebende Liebe veredelt hat. Churchill, der oft auf Reisen für seinen König oder im Heerlager sich befand, vergaß nie in eingehender Weise und mit einer romantischen Zärtlichkeit zu antworten und brachte es dadurch so weit, daß trotz aller Hemmnisse und Verdächtigungen das Verhältnis beider ungetrübt blieb und zur Vermählung führte. Das Haupthindernis für eine solche war der Mangel einer standesgemäßen Versorgung und damit verbunden die Einsprache der Familie Churchills, welche dem Obersten eine reiche Dame zur Ehe antrug. Sarah erfuhr davon und drang in überschäumender Leidenschaft auf eine sofortige Lösung ihres Verhältnisses; Churchill setzte diesem Sturm die ruhige Überlegung eines Mannes entgegen und führte dadurch leicht eine Versöhnung herbei. Da außerdem der König die Verleihung eines Regimentes seinem treuen Diener in Aussicht stellte, konnte die Vermählung im Jahre 1678 stattfinden, ohne daß aber eine dauernde Vereinigung beider davon die Folge war. Mehr als vordem wurde nämlich Churchill zu diplomatischen Sendungen benutzt, um zurückgekehrt gleich wieder an der Spitze eines Heeres nach Holland zu gehen. Auch aus den ersten Jahren der Ehe Churchills sind Briefe an seine junge Frau erhalten, unter denen der folgende ein Beispiel für die Zärtlichkeit des berechnenden Kriegsmannes giebt.

„Ich schrieb dir, geliebte Frau," so beginnt der Brief, „aus Antwerpen und hoffe, du hast meinen Brief richtig erhalten, denn ich habe den sehnlichen Wunsch, daß jede Post dir Nachricht von mir bringe. Bei meiner Mission zum Prinzen von Oranien fand ich manche Hindernisse, so daß ich gezwungen war, um neue Verhaltungsmaßregeln zu bitten. Deshalb werde ich länger hier aufgehalten, als ich anfangs dachte. Doch ich will keine Zeit verlieren und suche alle Aufträge zugleich zu erledigen, nur um recht bald mit dir wieder vereinigt zu sein, die du mir teurer bist als mein Leben ..."

Ihre Strohwitwenschaft benutzte Sarah, um das Vertrauen der Prinzessin Anna, deren Gespielin sie einst gewesen, dauernd zu erringen. Zwar hatte Churchill die Absicht gehabt, seine junge Frau auf einige Zeit ganz vom Hofe zu entfernen, allein er sah ein, daß die innige Neigung beider Frauen zueinander nun und nimmermehr eine längere Trennung vertragen würde. Dazu kam, daß Prinzeß Anna gerade während der Zeit, in welcher der Prinz Georg von Dänemark um sie warb, ganz besonders ein Herz brauchte, dem sie sich rückhaltlos anvertrauen konnte. Nachdem das prinzliche Paar vermählt war, drang Anna darauf, daß Sarah zu ihrer ersten Hofdame ernannt wurde. Der Prinzgemahl, dessen wenig reger Geist keine bessere Erholung wußte als bei den Freuden des Mahles, genügte der Prinzessin nicht, und obwohl sie alle Pflichten der Gattin und Mutter erfüllte, blieb doch ihre hingebende Liebe allein der ehemaligen Gespielin. Vorsichtig, Schritt um Schritt vorwärts gehend, kam Sarah Churchill dahin, daß sie ihrer Gebieterin unentbehrlich ward und daß diese nicht mehr ihre Hofdame, sondern ihre ihr gleichstehende Freundin in ihr sah. Auch wenn beide Frauen örtlich nicht getrennt waren, wechselten sie Briefe, in denen alle Förmlichkeiten fehlten, da die Prinzessin ausdrücklich darauf gedrungen hatte, daß sie selbst unter dem Namen Mistreß Morley, Sarah unter dem Namen Mistreß Freeman schreiben sollte. Zwanzig Jahre lang hat dieser Briefwechsel gedauert, der zuerst mit vertraulichen Mitteilungen, wie sie junge Frauen sich machen, begann, dann aber, als Anna Königin geworden, sich nicht selten in den Bahnen hoher Politik bewegte.

Auch im persönlichen Verkehr, wenn beide Frauen allein waren, unterblieben auf Annas Befehl alle ceremoniellen Umgangsformen, und vollständige Offenheit trat an ihre Stelle. Was Lady Churchill zunächst ihrer hohen Freundin zu vertrauen wußte, waren Klagen über ihre wenig geordneten Geldverhältnisse. Als erste Hofdame bekam sie habern vertraut, aber er vergaß nicht, daß die Prinzessin Anna, die Schwester Marias, seine sicherste Stütze war, wenn die königliche Gunst einmal umschlug. Zwar hatten er und seine Frau ihren Einfluß bei Anna dahin geltend gemacht, daß diese jegliche Einwendung gegen die Erhebung Wilhelms von Oranien auf den Thron unterließ, aber bei



John Herzog von Marlborough.
(Nach dem Gemälde von J. Clostermann, 1705.)

von Anna, die nichts weniger als reich war und selber einfach genug lebte, vierhundert Pfund; aber der Oberst Churchill brauchte viel und immer wieder Geld und erhielt es durch seine Frau von deren Gönnerin, die dadurch selbst gezwungen ward, Schulden zu machen. Churchill vergalt diese Fürsorge. Als Jakob II. gestürzt wurde und seine Tochter Maria mit ihrem Gemahl Wilhelm von Oranien den Thron bestieg, war der kluge Churchill längst mit den neuen Macht- der Festsetzung der Apanage traten sie für Anna mit einem übermütigen Trotz ein. Churchill, der von Wilhelm zum Grafen von Marlborough erhoben worden war, befand sich damals gerade bei dem Heere in den Niederlanden und mußte deshalb die Verteidigung der Ansprüche der Prinzessin Anna zum größten Teile seiner Frau überlassen.

Diese hatte keinen leichten Kampf. Zwar übte sie auf ihre hohe Herrin nach wie vor einen dämonischen Einfluß aus, aber gegen-

über standen ihr der herbe und auf seine Macht trotzende König Wilhelm und die durch ihre wahre Herzensgüte allbeliebte Königin Marie, daneben eine Partei, die den Marlboroughs ihren Übergang zur Sache der Oranier nie verzeihen konnte. Alle Gewalt und alle Intriguen wußte Sarah Marlborough zu beseitigen, so daß das Freundschaftsverhältnis zwischen Herrin und Hofdame nun eine Form annahm, wie sie wohl kaum wiedergefunden werden kann. Dabei hatte sich Sarah von jeglichen kleinen Mittelchen, wie sie im Verkehr an einem Hofe leicht gebraucht werden, zur Erreichung ihres Zweckes ferngehalten; weder Schmeichelei noch Heuchelei wußte sie zu verwenden, alles erreichte sie durch verblüffende Offenheit und durch ein namenloses Glück.

Nun, da Sarah Marlborough ihrer Herrschaft sich ganz bewußt wurde, wandte sie diese nicht bloß gegen die Prinzessin Anna an, sondern ebenso gegen deren Gatten und besonders gegen ihren eigenen Gemahl. Fand sie anfangs bei dem kühnen und starken Kriegshelden Widerspruch, so genügte später ein drohend schalkhafter Blick, ein Schmollen der Lippen, eine stets bereite



Sarah Herzogin von Marlborough.
(Nach dem Gemälde von G. Kneller, 1705.)

Thräne, um jeglichen Widerstand zu brechen. Fern von der Schlacht blieb Marlborough im eigenen Hause ein gefügiges Werkzeug seiner Frau. Sie wußte es selbst gegen Anna zu benutzen. In dem Kreise der beiden Freundinnen war der große Feldherr nur Mr. Freeman, der Vertraute. Ja, es scheint, als ob Sarah selbst ein Gerücht weiter sich fortbilden half, nach welchem Marlborough der Liebhaber der Prinzessin sein sollte. Dadurch ward auch gegen außen die

Macht der beiden in noch klarerer Weise dokumentiert.

Die Bemühungen des Königspaares, ihre Schwester und Schwägerin Anna dem unbeschränkten Einflusse ihrer Hofdame zu entziehen, führten zu einem Bruch zwischen den beiden Verwandten, dessen Folge war, daß Marlborough seiner Ämter entsetzt, später sogar verhaftet wurde und dann lange Zeit in Ungnade verblieb. Trotzdem begleitete die Gräfin Sarah ihre Gebieterin bei der nächsten Gelegenheit zum Morgenbesuche bei der Königin. Diese aber sah es als beleidigende Herausforderung an und befahl in einem Briefe der Schwester, ihre Hofdame sofort zu entlassen. Anna jedoch zog vor, London mit ihrem Hofstaate den Rücken zu kehren, und schlug in dem kleinen Schlosse Berkley ihre Residenz auf. Erst nach dem Tode der Königin Marie versöhnte sich Wilhelm mit seiner Schwägerin, und damit begann das Glück der Marlboroughs wieder einen neuen Weg zu gehen. Bei Hofe traten sie in ihre alte, einflußreiche Stellung, besonders als der Graf Lehrmeister des jungen Herzogs von Gloucester, des Sohnes der verstorbenen Königin Anna, geworden war.

Die Hoffnung der Marlboroughs, den jungen Thronfolger ganz in ihre Gewalt zu bekommen, scheiterte an seinem frühen Tode. Dafür suchte Sarah durch Anknüpfung neuer Freundschaften und Familienbeziehungen ihre Einflußsphäre zu vergrößern. Eine ähnliche Vertrautheit, wie mit der Prinzessin Anna, verband sie bald mit der Gräfin Sunderland, deren einziger Sohn, Lord Spencer, um die zweite Tochter Marlboroughs, die siebzehnjährige hübsche und kluge Anna, warb. Durch diese Verbindung wurde Sarahs Hinneigung zu den Whigs noch offenbarer. Sie wollte durchaus mit dieser damals in der Minorität sich befindenden, aber doch starken und lebensfähigen Partei in innigeren Verkehr kommen und erreichte dies, trotzdem weder ihr Gemahl noch die Prinzessin die Whigs begünstigten. Auch die älteste der Töchter des gräflichen Paares, die achtzehnjährige Henriette, heiratete damals. Ihr Auserwählter, Lord Godolphin, war ebensowenig wie Lord Spencer mit reichen Glücksgütern gesegnet; aber die kluge Schwiegermutter glaubte gerade dadurch die Männer ihrer Töchter zu gefügigen Werkzeugen ihrer Pläne stets zur Hand zu haben. Außer den erwähnten beiden Töchtern waren der Ehe der Marlboroughs noch ein Sohn, der in der ersten Blüte seiner Jahre starb, und zwei jüngere Töchter entsprossen. Die eine derselben, Elisabeth, wurde später die Gemahlin des Grafen Bridgewater, die andere, Marie, wählte unter verschiedenen Anbetern den Grafen Montagu zum Manne.

Als König Wilhelm im Jahre 1702 starb, empfahl er selbst die Marlboroughs seiner Nachfolgerin. Die alte vertraute Freundin Sarahs, die nunmehrige Königin Anna, übertrug dieser beinahe alle einflußreichen Posten am Hofe, indem sie sie zur Oberhofmeisterin ernannte und ihr die Verwaltung der königlichen Kasse und Garderobe überließ. Den aus dem glücklich beendeten holländischen Feldzuge zurückerwarteten Marlborough wollte Anna zum Herzog ernennen. Sarah sträubte sich anfangs dagegen, indem sie durchblicken ließ, daß der Herzogtitel ohne die nötigen Geldmittel zur Repräsentation nicht viel wert sei. Dadurch erreichte sie, daß Anna dem neuen Herzog eine jährliche Rente von fünftausend Pfund und seiner Frau außerdem eine solche von zweitausend Pfund aussetzte.

Ihre dominierende Stellung benutzte die neue Herzogin, um sich nun auch in der hohen Politik zu versuchen. Trotzdem es Sarah gelang, für ihre Schützlinge, die Whigs, einzelne kleine Zugeständnisse ihrer Herrin zu entlocken, blieb diese doch ausgesprochene Anhängerin der Tories. Allmählich bildete sich dadurch zwischen den intimen Freundinnen ein Gegensatz heraus, der, durch kleine Empfindlichkeiten genährt, wohl schon damals, im Jahre 1708, zu einem dauernden Zerwürfnis geführt hätte, wenn die Königin nicht die Dienste des treuen, tapferen und vom Glück begünstigten Herzogs Marlborough dringend gebraucht hätte. Als die Tories merkten, daß Anna in ihren Freundschaftsbeweisen gegen Sarah erkaltete, setzten sie mit immer neuen Intriguen gegen die Favoritin ein und waren um so erfolgreicher dabei, als Sarahs Glück anfing, ihr untreu zu werden und ihr Scharfblick sie in einem besonderen Falle verließ.

Sie hatte nämlich eine arme Verwandte von sich in einer untergeordneten Stellung bei Hofe untergebracht und übersah, wie der Königin Herz von der Lieblichkeit und Bescheidenheit des jungen Mädchens gerührt wurde. Selbst als dieses von Anna zu ihrer Gesellschafterin gemacht und einem jungen Offizier Masham, einem Tory, vermählt ward, wollte Sarah immer noch nicht an die Gefahr einer Rivalin glauben. Lady Masham aber wurde die Mittelsperson für die heimlichen Wünsche der Tories bei der Königin, indem sie einen Briefwechsel einiger hervorragender Führer jener Partei mit Anna, ja sogar Audienzen bei ihr möglich machte, ohne daß die Herzogin Marlborough etwas davon erfuhr. Desto tiefer wurde ihr Groll, als sie nun sich eingestehen mußte, daß sie nicht mehr die allmächtige Freundin der Königin sei. Am 6. April 1710 kam es zum offenen Bruche. Noch einmal hatte Sarah ihre Herrin mit leidenschaftlichen Worten zu bestimmen versucht, das alte Vertrauen ihr wieder zu gewähren und nicht länger mit kaltem Schweigen sie zu behandeln. Allein Anna blieb diesmal fest und ließ am anderen Tage den goldenen Schlüssel, welchen Sarah zum Zeichen ihrer Würde als Oberhofmeisterin trug, ihr abfordern. Der Gedanke, ihre Macht bei Hofe zu verlieren, brach den Stolz der Herzogin völlig. In demütigen Worten schrieb sie an die Königin und ließ den Brief durch ihren Mann selbst bestellen. Marlborough warf sich der Herrscherin zu Füßen und erlangte dadurch die Zusage eines Aufschubs der Verabschiedung seiner Frau. Als er aber danach auf Verwaltungssachen zu sprechen kam und unter anderem die Absetzung einiger Offiziere verlangte, welche das Vertrauen Annas genossen, da fuhr jene auf: „Ich will von alledem nichts hören, ehe ich nicht den goldenen Schlüssel erhalten habe.“ Mit diesem Bescheide kehrte der Herzog zu seiner Gemahlin zurück, die nun einsah, daß kein Mittel zur Besänftigung des Zornes der Königin fruchten würde. Sie sandte den Schlüssel und fing an, ihre Wohnung im Königspalast zu räumen. Machtlos, ihren Haß an ihren Feinden zu befriedigen, übte sie eine kleinliche Rache dadurch aus, daß sie in den von ihr bisher bewohnten Zimmern die kunstvollen Bronzeschlösser, Spiegel und marmornen Kamine zerstören ließ. Dann zog sie sich aufs Land zurück.

Nun hatten die Tories gewonnenes Spiel; sie sicherten sich durch Ernennung von neuen Pairs die Majorität im Parlamente und schickten sich an, den Herzog Marlborough zu stürzen. Schmähschriften wagten sich keck hervor; Jonathan Swift, der gefürchtete Satiriker, führte den Reigen der litterarischen Gegner des herzoglichen Paares. In seiner Zeitschrift „Der Prüfer“ vergleicht er einmal Marlborough mit einem römischen Feldherrn. Marlborough, so sagt er, strebe allerdings nach der Anerkennung seiner Nation, verschmähe es aber nicht, an Gehalt und Zulagen, Vergütung der Naturalien und Schenkungen jährlich fünfhunderttausend Pfund Sterling aus dem Schatze seines Vaterlandes zu beziehen, während für dieselben Thaten, dieselbe Zeit ein römischer Triumphator höchstens neunhundertvierundneunzig Pfund elf Schillinge für sich bekommen hätte. Und während die züchtige Gemahlin des römischen Feldherrn während der Zeit der Abwesenheit ihres Gemahls zu Hause am Spinnrocken saß, habe die Frau des britischen Heerführers indessen bei allen Festen geglänzt und nebenbei während der acht Kriegsjahre zweiundzwanzigtausend Pfund jährlich zu erwerben gewußt. Die Herzogin sandte diese Schmähschrift der Königin durch den Leibarzt zu, um Genugthuung für diese bittere Kränkung zu erhalten. Anna aber wies das Blatt kühl zurück mit den Worten, es fiele ja niemandem ein, der Herzogin eine Betrügerei nachzusagen. Es gelang den Gegnern der Marlboroughs schließlich doch, eine Anklage wegen Unrichtigkeiten bei der Verrechnung öffentlicher Gelder gegen den Herzog selbst zu erheben, was zur Folge hatte, daß der gefürchtete Kriegsheld seiner Ämter entsetzt ward. Um weiteren Nachstellungen zu entgehen, begab sich Marlborough nach Holland und von dort nach Deutschland; seine Frau folgte ihm nach.

Nur vier Jahre lebte Königin Anna noch nach dem Bruch mit den Marlboroughs; ihre neunzehn Kinder waren vor ihr gestorben, ihren Bruder Jakob hatte sie von der Thronfolge ausschließen müssen, und so war sie mit ihrem liebevollen und gütigen Herzen ver-



Sarah Herzogin von Marlborough mit ihrem Sohne John.
(Nach dem Gemälde von J. Reynolds um 1688.)

einsamt auf dem Throne inmitten des wütenden Streites der beiden mächtigen Parteien.

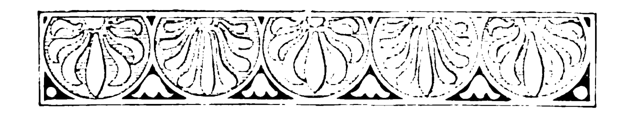
Mit Georg I. aus dem Hause Hannover, welcher 1714 den englischen Thron bestieg, kamen die Whigs wieder zur Regierung. Marlborough erhielt jetzt seine Würde als Generalkapitän der Armee zurück, aber Sarah konnte ihre dominierende Stellung nicht mehr wiedergewinnen. An Versuchen dazu ließ sie es nicht fehlen. Vor allem war es ihr Mann, den sie täglich mit vielen Reden und Thränen, nicht selten auch mit harten Vorwürfen bestürmte, daß er, wenn er nur wolle, ihr ihre Stellung zurückgeben könne. Als sie sah, daß der Herzog trotz der Liebe zu seiner Gemahlin nichts ausrichtete, wandte sie sich an alle, von denen sie glaubte, daß sie ihr etwas nützen könnten. Durch ihre unbedachte Offenheit schuf sie sich aber mehr Feinde als Freunde, so daß sie bald bei den Ministern und sogar bei ihren eigenen Verwandten in den Verdacht kam,

heimlich mit dem Kronprätendenten Jakob zu konspirieren. Diese Anschuldigung trieb Sarah immer mehr zu den gewagtesten Mitteln der Selbstverteidigung. Sie steckte sich hinter die Herzogin von Kendal, die Favoritin des Königs Georg, und verlangte von ihr, diesen dazu zu bewegen, einen Brief zu schreiben, aus welchem die Unschuld Sarahs klar hervorgehe. Der König weigerte sich, dies zu thun, und seit dem Augenblicke verfolgte Lady Marlborough ihn mit ihrem grimmigsten Hasse. Ja, sie übertrug diesen Haß mit der Zeit auf alle, welche ihrer Gereiztheit zu nahe traten, verfeindete sich mit ihren Kindern und Enkelkindern und führte Prozesse um Kleinigkeiten aus reiner Lust an Zank und Streit.

Vereinsamt, verspottet in nicht wenigen Schriftchen und Flugblättern, begann Sarah ihre Memoiren zu schreiben, welche eine Rechtfertigung ihres Lebens und Wirkens sein sollten, aber nur eine neue Flut von Gegenschriften entstehen ließen. Nur einer blieb ihr in der Zeit dieser bitteren Enttäuschungen treu, das war ihr Mann. Stets liebevoll und bereit, die Klagen seiner Frau anzuhören, vielleicht zu mild ihren leidenschaftlichen Ausbrüchen des Zornes und Hasses gegenüber, lohnte Marlborough in späteren Jahren noch seiner Gemahlin alles, was sie für ihn gethan, in der festen Überzeugung, daß er ohne sie niemals zu der Höhe seines Ruhmes gelangt wäre.

Zweiundzwanzig Jahre hat Sarah Marlborough ihren Gatten überlebt und ihm über seinen Tod hinaus die Treue und Verehrung gewahrt. Es wird berichtet, daß der schon in den sechziger Jahren stehenden Witwe Heiratsanträge von dem Herzog von Somerset und später von Lord Coningby gemacht worden seien. Auch die Antwort, welche sie dem letzteren gab, ist bekannt. „Selbst wenn ich,“ so antwortete sie dem Bewerber, einem der wenigen alten treuen Freunde, die ihr geblieben waren, „erst dreißig Jahre zählte und Sie mir die Herrschaft der Welt zu meinen Füßen legen könnten, würde ich mich niemals entschließen können, Ihnen Herz und Hand zu eigen zu geben, die einst einem Marlborough gehörten.“

Einsam und vergessen blieb Sarah in den letzten Jahren vor ihrem Tode auf ihrem Landgute, wo sie am 29. Oktober 1744 starb. Bei ihrem Tode schwiegen alle, die sie einst geschmäht hatten; man fing an, sich zu erinnern, daß der Dahingeschiedenen ein Teil des Ruhmes gebühre, welcher sich an den Namen Marlborough knüpft, und die Nachwelt hat ihren Namen der Geschichte eingereiht, nicht bloß als den einer leidenschaftlichen und herrschsüchtigen Frau, sondern als der Freundin einer Königin, deren weichen Charakter sie häufig mit Erfolg zum Glücke ihres Landes zu lenken und klug zu beeinflussen verstanden hat.





Litterarische Rundschau.

Das Drama ist jetzt mehr denn je unsere litterarische Vormacht; auf der Bühne erst, scheint es, empfängt der Dichter heute den wahren Ritterschlag der Kunst, hier liegt das Rhodus, auf dem die letzte, entscheidende Probe seiner Begabung erfolgt, und so merkwürdig es klingt: auch die Dichter selbst thun alles, um das Publikum in dieser im Grunde doch nur durch die Schnelllebigkeit und Unrast unserer Zeit zu erklärenden Geschmackslaune zu bestärken. Es giebt heute nur verschwindend wenige unter dem jüngeren Dichtergeschlechte, die dem Epos, dem Roman oder der Lyrik die ausschließliche Treue gehalten haben; ihnen allen schmilzt eines schönen Tages das Wachs in den Ohren, mit dem sie sich gegen die Sirenenlockungen des Theaters feien wollten, und da gerade jetzt mehr denn je die einst so scharfen Grenzlinien zwischen den verschiedenen Dichtungsgattungen verwischt sind, fällt der Sprung aus der einen in die andere gar nicht mal besonders auf. So haben wir es erst ganz kürzlich erlebt, daß eine der Hauptstützen des modernen Romans ihren Schwerpunkt plötzlich ins Drama hinüber verlegte, und daß fast zu derselben Zeit zwei oder drei der berufensten und bewährtesten Dramatiker der jüngeren Schule auf der ihnen so vertrauten Bühne förmlichen Schiffbruch erlitten. Es gehört nicht zu den Aufgaben einer Monatsschrift, ihre Leser über die mehr oder minder ephemeren Erscheinungen der Bühnenlitteratur „auf dem Laufenden“ zu erhalten, wie der schöne Ausdruck lautet; dazu sind die Tageszeitungen da, die Eiliges eilig berichten und beschwingt genug sind, über geringwertige und kurzlebige Erzeugnisse mit Berichten über Besseres und Dauerhafteres kurzer Hand zur Tagesordnung überzugehen. Was die „Aktualität“ dadurch gewinnt, büßt vielleicht die Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit ein. Denn selten bleibt der großstädtischen Theaterkritik im eiligen Wettkampf der von ihr bedienten Presse Muße und Geduld genug, um das nach einmaligem schnellem Vorüberhuschen der Bühnenaufführung abgegebene Urteil hinterher an der ruhigen, sorgsamen Lektüre der Buchausgabe des Dramas nachzuprüfen und entweder genauer zu begründen oder im einzelnen umzugestalten. Hier nun tritt unserer Meinung nach der Fall ein, wo der Dichter an das besonnenere Publikum appellieren darf, das von den sogenannten Brennpunkten unseres überhitzten Theaterlebens weit genug entfernt ist, um sich sein gelassenes Urteil durch die kraus durcheinander laufenden Strahlen der Kritik nicht verwirren zu lassen. Es ist heutzutage gewiß kein verlockendes Geschäft, den hinkenden Boten zu spielen und sich noch nach Wochen mit litterarischen Werken zu beschäftigen, über die die kritischen Akten scheinbar längst geschlossen sind; eingehende Erörterungen über die uns vorliegenden dramatischen Erscheinungen der letzten Monate glauben wir uns deshalb auch versagen zu müssen. Aber mit ein paar hinweisenden Worten auf die Buchausgaben hervorragender neuer Bühnenwerke meinen wir vielen unserer Leser doch auch jetzt noch einen Dienst zu leisten, zumal da die Lektüre des Buches den von allerlei Zufälligkeiten, Strömungen und Stimmungen abhängigen augenblicklichen Bühnenerfolg nicht selten zu korrigieren berufen ist.

So gleich bei dem ersten Stück, das wir hier zu nennen haben, bei Max Halbes fünfaktiger Tragödie **Der Eroberer**, die bei ihrer Aufführung im Berliner „Lessing-Theater“, wie man zu sagen pflegt, mit Pauken und Trompeten durchgefallen ist, die uns aber, in der Buchausgabe genossen (Berlin, Georg Bondi), ein wesentlich milderes und achtungsvolleres Urteil abzwingt, als die Kritik ihr gegönnt hat. Viele Einzelschönheiten, die die Aufführung völlig in die Versenkung gleiten ließ, kommen hier erst zur Geltung, wie man auch hier erst wirklich etwas von dem Hauche der, trotz aller Fehlgriffe in der Durchführung des Problems und der dramatischen Gesamtgestaltung, unverkennbaren echten Poesie des Werkes spürt. — Gleich dem Dichter der „Jugend“, den seine Begabung wohl ein für allemal auf das Gebiet des idyllischen Milieustückes verweist, hat jüngst auch Ernst von Wildenbruch, der erfolggekrönte Dramatiker der „Quitzow“ und des „Kaiser Heinrich“, im heroischen Geschichts- und Ideendrama Fiasko gemacht: seine vaterländische Tragödie **Gewitternacht**, in der der Dichter die Tragik der deut-

schen Stammesgegensätze in den ersten Regierungsjahren Friedrichs des Großen zu gestalten versucht, hat es auf der Bühne des „Berliner Theaters“, auf der Wildenbruch so stolze Triumphe feiern durfte, nur zu einem lauen Achtungserfolge gebracht. Und leider muß man sagen: die inzwischen erschienene Buchausgabe (Berlin, Freund u. Jeckel) wird an diesem Urteil nicht viel zu ändern im stande sein. In der Vorrede des Buches verwahrt sich der Dichter ausdrücklich vor dem Verdachte, daß er in seinen geschichtlichen Dramen einseitige Stammespolitik treibe; er wolle vielmehr mit seinen Stücken aus der vaterländischen Geschichte nur „die dunklen, unwägbaren, unmeßbaren Gewalten“ deuten, von denen die deutsche Volksseele mehr als jede andere durchströmt werde, und die Wunden, die sie schlage, werde seine Dramatik auch zu heilen wissen. Diese Oratio pro domo war überflüssig: gerade die von patriotischer Begeisterung durchwehten Scenen erwiesen sich diesmal als die künstlerisch wertvollsten und fanden als solche auch die willigste und freudigste Anerkennung; was dagegen allgemeine schroffe Ablehnung erfuhr, war die auf billige theatralische Effekthascherei ausgehende Zuspitzung der rein menschlichen Konflikte, die sich auf den geschichtlichen Vorgängen aufbauen. Der Dichter ist mit diesem, zudem ganz unverständlich „Gewitternacht“ getauften Drama auf die schiefe Ebene der Sensations- und Schauertragödie geraten; er wird gründliche Ein- und Umkehr halten müssen, wenn er sich seinen alten gediegenen Dichterruhm bewahren will. — Nicht viel besser als dem jüngsten Wildenbruch ist es Hermann Sudermanns gleichzeitig zuerst in Berlin und Stuttgart aufgeführten Drama **Die drei Reiherfedern** ergangen. Die Kritik hat mit Recht auf die innere Unwahrheit der Dichtung, auf die Zerfahrenheit der Handlung und die oberflächliche Mache hingewiesen, und doch wird man gerade bei diesem „dramatischen Gedicht“ von der einsamen Lektüre des Buches (Stuttgart, J. G. Cotta) manchen intimen stilistischen Genuß haben: Sprache und Reim sind mit sicherem Kunstgefühl behandelt, und auch sonst offenbart sich manche schriftstellerische Feinheit, nach der man in massenhaft aufgelegten Romanen vergebens suchen würde. — Ähnlich geht es mit Ludwig Fuldas mehr formschönem als dramatisch kraftvollem Versdrama **Herostrat** (Stuttgart, J. G. Cotta) und der von ihm meisterhaft verdeutschten heroisch-romantischen Komödie **Cyrano de Bergerac** von Edmond Rostand (Stuttgart, J. G. Cotta): auch sie vermögen uns, vom bedruckten Blatt gelesen, noch manchen unerwarteten Genuß zu bereiten. — Ganz anders liegt die Sache bei dem weitaus wirkungsvollsten Drama, das uns die letzte Theatersaison gebracht hat, bei Gerhart Hauptmanns schlesischem Schauspiel **Fuhrmann Henschel** (Berlin, S. Fischer): dieses Werk, vom ersten bis zum letzten Wort ganz Drama, erhält erst auf der Bühne sein rechtes Leben; die Lektüre des noch dazu sehr schwierig zu lesenden Dialektstückes ist und bleibt ein kümmerlicher Notbehelf, wenn man nicht etwa zu der mittlerweile erschienenen hochdeutschen Übertragung seine Zuflucht nehmen will. — In Hauptmanns Bahnen, wenn auch daneben stark von Anzengruber beeinflußt, wandelt der Brünner Dramatiker Philipp Langmann, der in der jungen österreichischen Litteratur vorteilhaft das männliche Element vertritt. Seinem mit starkem Erfolge an zahlreichen Bühnen aufgeführten socialen Gewissensdrama **Bartel Turaser** (Leipzig, Robert Friese) hat er neuerdings ein aus dem böhmisch-mährischen Fabrikleben schöpfendes Lustspiel **Die vier Gewinner** (Stuttgart, J. G. Cotta) folgen lassen, das von vertrautester Kenntnis des Milieus und starker dramatischer Gestaltungsgabe zeugt. — Langmanns weiblichen Widerpart darf man in Arthur Schnitzler erblicken, dem modernen Wiener, wie er im Buche steht. Flott, geistreich und immer anregend behandelt sein **Anatol** (Dritte Auflage. Berlin, S. Fischer), ein Kranz von amüsanten, dann und wann auch pikanten Komödien, im Sinne des echten Dekadents das unerschöpfliche Thema „Weib“, kräftiger und ernster sein Schauspiel **Freiwild** (Berlin, S. Fischer) einen Konflikt des Offizierlebens. — In das außerordentlich naturwahr geschilderte Milieu des Berliner Kleinbürgertums führt uns Max Kretzers dreiaktiges Schauspiel **Der Sohn der Frau** (Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag), der erste beachtenswerte dramatische Versuch des bisher fast ausschließlich auf dem Gebiete des Berliner Sittenromans thätigen Verfassers: in der konsequenten Durchführung des dramatischen Konfliktes noch recht schwach, in einzelnen Scenen aber in Hinsicht auf lebensgetreue Zeichnung gewisser charakteristischer Großstadttypen vielversprechend. — Aus einer beschaulicheren, wohligeren Welt kommt Carlot Gottfrid Reulings behaglicher deutscher Schwank **Anno dazumal** (Berlin, Eduard Bloch) und Paul Remers humoristisch-schalkhafte, liebenswürdige Komödie **Frau Sonne** (Berlin, Eduard Bloch). — In diesem Zusammenhang sei auch kurz noch hingewiesen auf die Sammlung **Theater der Gegenwart**, die Otto Ploecker-Eckardt im Verlage des Dramaturgischen Instituts (Berlin, E. Ebering) herausgiebt. Uns liegen vor **Der Heilige**, ein Drama in drei Akten aus dem österreichischen Kleinstadtleben von Ludwig Bauer, **Versorgung**, ein bürgerliches Drama von Hugo Steiner, und **Der Patriot**, ein in Frankreich spielendes Volksstück von Martin Pfeifer, die freilich sämtlich ihre Feuerprobe auf der Bühne erst bestehen sollen.

Zu diesem üppigen Segen frischer Bühnenwerke aus dem Reiche der Lebenden bescherte uns das philologische Finderglück des Kieler Professors Eugen Wolff vor nicht langer Zeit auch aus dem Schattenbezirke der Toten noch zwei neue Theaterstücke, und das angeblich von keinem Geringeren als Heinrich von Kleist. Es ging das so zu: Durch verschiedene An-

deutungen Kleists war Wolff zu dem Schlusse gelangt, daß noch vor der „Familie Schroffenstein" (1803) Kleistische Lustspiele erschienen sein müßten. In dem Leipziger Meßkatalog auf das Jahr 1802 standen nun wirklich zwei Bändchen Lustspiele aufgeführt als bei Kleists Verlagshaus Heinrich Geßner in Berlin verlegt, nach der Sitte der Zeit freilich ohne Verfassernamen. Wolff kam nun auf die Vermutung, daß wir hier, entgegen früheren Annahmen, die die Stücke dem Sohne Ludwig des alten Wieland zuschreiben wollten, Werke von Kleist vor uns hätten. Er hat diese Hypothese mit einem reichen Material von Briefstellen, litterarhistorischen Notizen u. s. w. gestützt, aber bewiesen ist sie deshalb noch lange nicht. Auch nicht durch die äußerst umständliche Motiv- und Stiluntersuchung, die der neue Herausgeber der beiden Stücke — **Zwei neue Jugendlustspiele von Heinrich von Kleist**, herausgeg. von Eugen Wolff (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhdlg.) — mit ihnen angestellt hat. Vielleicht findet sich über kurz oder lang einmal in einem heute noch verschlossenen Briefwechsel oder in sonstigen zeitgenössischen Aufzeichnungen ein Zeugnis, das die Zweifel zerstreut und Kleists Verfasserschaft unwiderleglich darthut. (?) Geschähe das, so hätten wir in den von Wolff entdeckten Stücken allerdings zwei Werke wiedergewonnen, die uns Kleists Entwickelungsgang vom schriftstellernden Dilettanten zum eigenkräftigen, selbstbewußten dramatischen Künstler unter einen ganz neuen Gesichtspunkt rücken würden. Sein dramatischer Aufstieg würde dann nicht mehr, wie bisher, trochäisch, sondern jambisch eingeleitet sein; er würde, falls wir wirklich in Zukunft statt der „Schroffensteiner" diese leichte traditionelle Ware von gesellschaftlichen Lustspielchen als seine Erstlingswerke anzusehen hätten, von dem fast mit einem Schlage fertigen Dramatiker der „Räuber" wegrücken und sich enger zu Lessing und Goethe gesellen, die sich auch erst an simplen Unterhaltungslustspielen zu einem „Götz" und einer „Miß Sara Sampson" emportasteten. — Demselben Herausgeber verdanken wir eine nach der Handschrift bearbeitete kritische Ausgabe des Kleistischen Lustspiels **Der zerbrochene Krug** (Minden i. W., J. C. C. Bruns). Der mit einer litterarhistorischen Einleitung, einer knappen Biographie des Dichters und erklärenden Anmerkungen versehene Band leitet eine neue Sammlung von erläuterten Meisterwerken Heinrich von Kleists ein. — Als höchst willkommene Ergänzung zu **Schillers Werken**, die übrigens soeben in einer gefälligen, handlichen einbändigen Ausgabe, herausgegeben und eingeleitet von dem schwäbischen Dichter Johann Georg Fischer, neu in der Deutschen Verlagsanstalt (Stuttgart und Leipzig) erschienen sind, wird jedermann **Schillers Dramatische Entwürfe und Fragmente** begrüßen, die Gustav Kettner aus dem Nachlaß des Dichters zusammengestellt hat. (Stuttgart, J. G. Cotta). Mit Recht sagt der Herausgeber, daß Schillers Größe als Dramatiker erst der völlig würdigen lerne, der neben den vollendeten Dramen auch die Torsi dieses „Michelangelo unter den Dichtern" überschaue. Seine Ausgabe hat sich deshalb das Ziel gesetzt, die dramatischen Entwürfe in lesbarer Form zu bieten, d. h. dem Leser aus den zerstreuten Bruchstücken die Dramen so, wie sie zuletzt vor dem Geiste des Dichters standen, aufbauen zu helfen. An der Hand der letzten Akt-Schemata sind die Skizzen und Entwürfe der einzelnen Scenen ausgewählt und zusammengefügt; auch sie sind in ihrer letzten, relativ abgeschlossenen Gestalt herangezogen. Bei den wichtigsten Dramen konnte zum Glück für größere Strecken ein ausführliches Scenar im wesentlichen unverändert zu Grunde gelegt werden; aber auch da, wo der Text aus einer Fülle einzelner Skizzen und Notizen musivisch zusammengesetzt werden mußte, wie z. B. bei den „Kindern des Hauses" und der „Prinzessin von Celle", ist niemals an das Wort des Dichters gerührt worden. Sorgfältig aus den Quellen gearbeitete Einleitungen zu jedem einzelnen Entwurf oder Bruchstück gehen dem Schillerschen Texte voraus. — Wer sonst eine nicht bloß kundige, sondern auch geschmackvolle und anregende Einführung in **Schillers Dramen** begehrt, der sei auch jetzt wieder auf Ludwig Bellermanns unter diesem Titel nunmehr in zweiter Auflage erschienene „Beiträge zu ihrem Verständnis" verwiesen (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung). Die beiden Bände dieses Werkes bewegen sich auf ästhetischem oder dramaturgischem, nicht auf litterargeschichtlichem Gebiet: nicht die Entstehung, Abhängigkeit und Wirkung der Schillerschen Dramen, sondern ihr Inhalt und ihre Form an sich werden hier eingehend besprochen und gewürdigt. Dabei hält sich der Verfasser von Düntzers silbenstecherischer Kleinigkeitskrämerei ebenso fern wie von dem panegyrischen Begeisterungsschwall gewisser Schillerbiographen, die über ihren Gegenstand schlechterdings nur in Superlativen sprechen zu dürfen meinen. Der Erörterung über Inhalt und künstlerischen Bau der Dramen schickt Bellermann jedesmal eine Besprechung einzelner Stellen nach; eine allgemeine Einleitung behandelt klärend und richtungweisend die wichtigsten Principienfragen der dramatischen Theorie.

Der deutschen Theatergeschichte ist seit einigen Jahren ein eigenes Unternehmen gewidmet: die von dem Bonner Universitätsprofessor Berthold Litzmann herausgegebenen „Theatergeschichtlichen Forschungen" (Hamburg und Leipzig, Leopold Voß). Aus der Zahl der letzten Erscheinungen dieser verdienstvollen Sammlung seien hier hervorgehoben die gründliche und umfassende, nur mit etwas gar zu viel gelehrtem Ballast beladene Arbeit, die Hans Devrient dem Bühnenreformator des achtzehnten Jahrhunderts, **Johann Friedrich Schönemann,** und seiner Schauspielergesellschaft gewidmet hat, die auf sorgsamen Archivstudien und Materialsammlungen beruhende Würdigung, die Rudolf Schlösser der Ekhofschen Truppe unter dem Titel **Vom Hamburger Nationaltheater zur Gothaer Hofbühne**

(1767 bis 1779) zu teil werden läßt, sowie der für eine gewisse Richtung unserer modernsten Dramatik nicht unwichtige, an manchen Stellen leider nur über eine fleißige Zettelarbeit nicht hinausgekommene dramatisch-technische Beitrag **Das Ifflandische Rührstück** von Arthur Stiehler. — Weitere Kreise wird Hans Oberländer mit seiner aus dem Vollen schöpfenden und doch künstlerisch abgerundeten Schrift **Die geistige Entwickelung der deutschen Schauspielkunst im achtzehnten Jahrhundert** zu fesseln vermögen. Er hat es mit nicht geringem sachlichen und stilistischen Geschick verstanden, die künstlerischen Grundsätze, nach denen die französische und die englische Bühne und nach ihrem Vorgange dann auch die deutsche sich entwickelte, in organischen Zusammenhang zu bringen, und hat uns gleichzeitig klar und anschaulich die Geschmacksrichtungen verschiedener Epochen in ihrer charakteristischen Bedeutung für Dichtung, Kritik und Publikum vorgeführt. Auch für Einzelheiten, wie für die Ausführungen über Entstehung der Regiekunst und Theaterkritik sind wir dankbar, ebenso wie für die lebendige Beziehung, die der Verfasser dann und wann auf die dramaturgischen Verhältnisse der Gegenwart nimmt. — Nur dem Namen nach erwähnt sei hier eine in derselben Sammlung erschienene Schrift des Referenten: **Der dramatische Monolog in der Poetik des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts und in den Dramen Lessings** von Friedrich Düsel, eine Arbeit, die laut Vorrede „ihren Sporn und Zweck in der unmittelbaren Gegenwart hat", der aber in der vorliegenden Form leider noch das abschließende und krönende Dach fehlt.

Neben diesem Sammelherde der „theatergeschichtlichen Forschung" giebt es aber auch noch andere litterarische Unternehmungen, die der Bühne und dem Drama ihre besondere Aufmerksamkeit widmen. **Die Anfänge des deutschen Theaters** bespricht der Leipziger Universitätsprofessor Dr. Georg Witkowski in einem kurzen, populär gehaltenen, aber klar und sicher alles Wesentliche zusammenfassenden Vortrage, der in der Sammlung „Hochschulvorträge für Jedermann" erschienen ist (Leipzig, Dr. Seele u. Co.); dem „wienerischen Bernardon", **Johann Joseph Felix von Kurz**, widmet Ferdinand Raab eine mit Abbildungen geschmückte Biographie, die zugleich einen willkommenen Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters im achtzehnten Jahrhundert darstellt (Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt Rütten u. Loening). Weiter holt der Mannheimer Altertumsverein aus, wenn er eine neue Sammlung von „Forschungen zur Geschichte Mannheims und der Pfalz" mit einer **Geschichte des Theaters und der Musik am kurpfälzischen Hofe** (Leipzig, Breitkopf u. Härtel) eröffnet. Der Verfasser, Dr. Friedrich Walter, hat uns hier auf Grund äußerst mühsamer und zeitraubender Studien ein Bild des reichentwickelten, vielbewunderten musikalischen und theatralischen Lebens im künstlerischen Mannheim gegeben, dessen Zielpunkt das Jahr 1778 ist, wo bekanntlich der bisherige kurpfälzische Hof infolge der Vereinigung Bayerns mit der Pfalz und der Verlegung der Residenz nach München in den kurpfalzbayrischen überging und Mannheims musikalische Glanzzeit zugleich mit seiner Residenzherrlichkeit ein Ende fand, freilich nur, um im Drama des Dalbergschen Nationaltheaters in veränderter Gestalt verjüngt wieder aufzustehen. Aber das Buch beschränkt sich nicht auf Mannheim und die Glanzzeit des Theaters unter Karl Theodor; es geht vielmehr auch auf die Zeit Karl Philipps, auf die Düsseldorfer und auf die Heidelberger Zeit zurück und zeigt uns somit die zusammenhängende Entwickelung eines Organismus. Wenn hier und da die Darstellung noch einiges an Straffheit, Klarheit und innerlich belebter Einheitlichkeit zu wünschen übrig läßt, so müssen wir das billigerweise mehr auf Rechnung der weit verstreuten Quellen als auf das Schuldkonto des fleißigen Verfassers setzen, der an mancher Stelle zudem erfolgreich bestrebt ist, das Kunstbild zu einem allgemeinen Kulturbilde zu erweitern.

Wenn wir auf die Anfänge unseres künstlerisch ernsten, in die Gegenwart herüberwirkenden Theaters zurückgehen, werden wir immer auf den Namen Gottsched stoßen, „bewundert viel und viel gescholten." Von seiner eigenen Zeit fast vergöttert, von dem jungen Lessing wie vom jungen Goethe und ihren Alters- und Gesinnungsgenossen über Gebühr verachtet, von Danzel später wieder „gerettet" und, wie aus der Natur jeder vorsätzlichen Verteidigung ohne weiteres erklärlich, gehörig überschätzt, von Breitmaier und anderen alsdann auf das recht bescheidene Mittelmaß eines Dutzend-Schriftstellers zurückgeschraubt — hat sein litterarisches Charakterbild bei der Nachwelt lange geschwankt wie eine Nußschale auf dem Ocean. Jetzt endlich scheint Gustav Waniecks ruhiges und besonnenes Buch **Gottsched und die deutsche Litteratur seiner Zeit** (Leipzig, Breitkopf u. Härtel) diesem verwirrenden Für und Wider den gerechten Ausgleich gebracht zu haben. Mit sicherem geschichtlichen Blick wägt es Verdienste und Schwächen des ungleichen Mannes und kommt schließlich zu dem Ergebnis, daß trotz aller pedantischen Engherzigkeiten und Verbohrtheiten in Gottsched eine Trieb- und Hemmkraft gesteckt habe, die unserer Litteratur not that oder wenigstens eine unabweisbare Folgerung der Geschichte war. Das ganze umfangreiche Werk, das mit eigener Pflugschar den Boden der geschichtlichen Thatsachen noch einmal von Grund auf durchackert, steht unter dem sichtlichen Segen der sachlichen, historischen Betrachtung, obgleich es in der Darstellung oft einen humorgewürzten und unterhaltenden Plauderton anschlägt.

Dem Wanieckschen Werke über Gottsched folgt auf dem Fuße Arthur Eloessers Studie **Das bürgerliche Drama, seine Geschichte im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert.** (Berlin, Wilhelm Hertz), eins von jenen erfreulichen Büchern, die die schwere Rüstung ihrer historisch-philologischen

Gelehrsamkeit unter Rosen und Myrten tragen und den Leser so mühelos ihre Pfade führen, als wären es die ebensten Spazierwege. Eloesser, der in der besten litterar-historischen Schule, die wir heute haben, gelernt hat, mit wohlgeschulter Kritik das Charakteristische zu erfassen und es dann auch in der Darstellung bestimmt und scharf auszuprägen, entwirft uns in seinem wertvollen Werke ein Bild des bürgerlichen Dramas von seinen ersten Anfängen bei George Lillo, Diderot und dem jungen Lessing bis auf Charlotte Birch-Pfeiffer, für die er mit Recht eine ritterliche Lanze bricht, und das junge Deutschland, um dann mit einem lichtvollen Ausblick auf Hebbels „Maria Magdalena" und darüber hinaus auf die „humane Revolution" unseres modernen Dramas zu schließen. Gerade die Gegenwart, in der Ibsen und Hauptmann als erste Dramatiker gelten, wird viel aus dem Buche lernen können.

Einem der unglücklichsten, wenn nicht dem unglücklichsten unserer vaterländischen Dramatiker gilt eine schon von großer Selbständigkeit der Gedanken und des Stils zeugende Erstlingsschrift eines jungen Litterarhistorikers aus der Münchener Schule, der sich inzwischen selbst dramatisch, wenn auch noch nicht erfolgreich, so doch vielversprechend versucht hat: in den von Prof. Franz Muncker herausgegebenen „Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte" (München, Karl Haushalter) veröffentlicht Karl Anton Piper **Beiträge zum Studium Grabbes.** Die Schrift zerfällt in zwei Abschnitte, deren erster den Dichter als eine „psychopathische Erscheinung" zu begreifen und darzustellen strebt, während sich der zweite eingehend mit Grabbes Jugenddrama „Herzog Theodor von Gothland" beschäftigt, das in scharfer analytischer Methode nach allen Seiten hin untersucht und gewürdigt wird. Auch diese Schrift wird freilich für das große gebildete Publikum erst wahrhaft nutzbar werden, wenn sie in eine einheitliche Darstellung des Dramatikers als Baustein vermauert ist.

Die durch und durch norddeutsch geartete, übermännliche Berserkerkraft Grabbes und die heute vorwiegend weiblich geartete Wiener Dramatik — das scheinen auf den ersten Blick die schroffsten, unversöhnlichsten Gegensätze zu sein. Und doch giebt es auch hier historische Zusammenhänge, denen man an der Hand der **Studien zur Dramaturgie der Gegenwart** (München, C. H. Beck), in deren erstem Bande Hans Sittenberger das dramatische Schaffen in Österreich behandelt, nicht ungern nachdenkt. Eine eigentliche Monographie zu schreiben, lag nicht in des Verfassers Absicht; sein Buch giebt sich vielmehr als eine Reihe kritischer Betrachtungen, die nach gewissen Gesichtspunkten zu größeren Gruppen (Die dramatische Tradition in Österreich; Epigonen; Die moderne Richtung; Anzengruber und das neuere Volksstück) zusammengefaßt sind. Scharf geht Sittenberger der dekadenten Wiener „Moderne" zu Leibe, rücksichtslos verfährt er aber andererseits auch gegen die schemenhaften Epigonen der Klassiker. Angenehm berühren an dem Buche insbesondere der sachliche, immer auf die Thatsachen ausgehende Darstellungston — nicht zum wenigsten, weil er aus Wien kommt, wo in der Theaterkritik neuerdings recht viel Schaum geschlagen wird — und das sichtliche Streben, die rein negierende Kritik einmal durch ihre gesündere Schwester, die positive, aufbauende und produzierende zu ersetzen. — Im Gefolge dieses Werkes über die neuere österreichische Dramatik mag auch das dritte Bändchen der „Litteraturbilder fin de siècle", herausgegeben von Anton Breitner (Leipzig-Reudnitz, Robert Baum), genannt werden, das außer Aufsätzen über Martin Greif und Richard Voß eine längere Plauderei Mich. Max. Rabenlechners über **Das Weibliche im litterarischen Wien** enthält, sowie endlich auch Ludwig Bauers offener Brief **An Paul Schlenther** (Wien, A. Bauer), der uns die ganze bankerotte Zerfahrenheit der Wiener Theaterzustände enthüllt, zu deren Heilung Schlenther als ein Retter in der Not berufen worden ist.

Unser einheimisches Drama lebt auch heute noch zum großen Teile von Anregungen, die es dem Auslande zu verdanken hat, unser ernstes Problemdrama der skandinavischen, unser heiteres Konversationsstück und Lustspiel der französischen Litteratur. Es wird deshalb keiner besonderen Begründung bedürfen, wenn ich dieser kritischen Rundschau über deutsche dramatische und dramaturgische Litteratur den Hinweis auf drei Werke hinzufüge, die sich vorwiegend mit dem ausländischen Drama beschäftigen. **Die skandinavische Litteratur und ihre Tendenzen** (Berlin, Schuster u. Loeffler) behandelt oder besser: beplaudert Marie Herzfeld in einer mehr nach geistreichen Schlaglichtern und blendenden Pointen haschenden als Thatsachen klar und sachlich darstellenden Essaysammlung. Trotzdem studiert man an diesem stark individuell gefärbten Buche vortrefflich die mannigfachen Richtungen der Gegenwart, die die Kunst erzeugt oder auch nur verkörpert, weil sie sich nirgends besser spiegeln als in der skandinavischen Litteratur, dieser Litteratur junger, äußerst empfänglicher Völker, denen, wie die Verfasserin treffend sagt, „die religiösen, socialen, künstlerischen Probleme blutige Herzenserlebnisse sind." — Ein einzelnes, aber zweifellos das wichtigste und ausgiebigste Thema aus der nordischen Litteratur greift Adalbert von Hanstein in seinen gesammelten Vorträgen über Henrik Ibsen heraus, denen er den Titel gegeben hat **Ibsen als Idealist.** (Leipzig, Georg Freund.) Diese Formulierung der dichterischen Gesamterscheinung des Dichters der „Komödie der Liebe", „Peer Gynts", der „Stützen der Gesellschaft", der „Wildente", „Klein Eyolf" &c. ist nicht gerade neu und in vielen Einzelheiten der Beweisführung gewiß höchst anfechtbar; aber da der zudem sehr lebendig vortragende Verfasser an den Faden seiner Idee zugleich eingehende Inhaltsdarstellungen aller Ibsenschen Dramen aufzureihen weiß, lohnt sich die Lektüre der Vorträge durchaus, zumal da bei dieser Art

der Betrachtung die Jugendwerke des Dichters, sonst so oft vernachlässigt, mehr in den Vordergrund treten.

Wenn ich vor einigen Monaten an dieser Stelle, gelegentlich der Besprechung des Meyerschen Buches „Entwicklung der französischen Litteratur seit 1830", dem Bedauern Ausdruck gab, daß dies sonst so tüchtige Werk den leichteren Dramatikern des Tages gar zu geflissentlich aus dem Wege gehe, so konnte ich damals noch nicht ahnen, daß diese Lücke schon ausgefüllt war. Inzwischen ist nämlich erschienen: **Das französische Theater der Gegenwart** von Max Banner (Leipzig, Rengersche Buchhandlung), eine Sammlung von Vorträgen, die im Frankfurter Freien Deutschen Hochstift gehalten worden sind. Banner charakterisiert hier nicht nur die klassische Tragödie, das Diderotsche Drama und die Molièresche Komödie, sondern läßt auch alle die Neueren, kleine und große Geister: Augier, Dumas fils, Sardou, Pailleron, Labiche und Barrière, Meilhac und Halévy, Hervieu, Donnay, Mirbeau u. s. w. Revue passieren und führt uns also sozusagen das ganze Pantheon der neueren französischen Bühnendichter, -Schriftsteller, -Witzlinge und -Possenreißer vor. Einem graust fast vor dieser „Fülle der Gesichte", und dem Referenten geht es beinahe wie dem Goetheschen Zauberlehrling: die er rief die Geister, wird er nun nicht los. Da heißt es eilig den Bannspruch sprechen und unter das Ganze den Schlußstrich setzen. F. D.

Die Natur im Volksmunde. Von Karl Müllenhoff. (Berlin, Weidmannsche Buchhdlg.) — Dieses kleine Buch des rühmlich bekannten Verfassers bildet ein höchst willkommenes Gegenstück zu Oskar Dänhardts vor einiger Zeit hier besprochenen „Naturwissenschaftlichen Volksmärchen". Wie diese, führt es uns an der Hand eines reichen, selbstgesammelten Stoffes in das anziehende Gebiet, wo sich Natur- und Volkskunde berühren, und gern lauschen wir dem Verfasser, wenn er uns die urwüchsigen und doch oft so treffenden — in vielen Fällen freilich auch irrtümlichen — Naturanschauungen des Bauern oder des Jägersmanns in Sprichwörtern, Redensarten, Lebensregeln und dergleichen auseinandersetzt und sie mit den Ergebnissen vorurteilsfreier Forschung vergleicht. Daraus ergiebt sich dann so mancher Einklang, den man nicht erwartet hätte, so manche wissenschaftliche Bestätigung eines scheinbaren „Aberglaubens", mancher, bildlich genommen, richtige Sinn eines solchen. Es sei mir gestattet, hier ein paar Beispiele anzuführen. Wenn zur Zeit der Getreideblüte das windbewegte Kornfeld leichte Wellen schlägt, so sagt der Bauer: „Es geht die Kornmutter durch das Feld," und rechnet auf ein fruchtbares Jahr; denn die Kornmutter macht die Äcker fruchtbar, indem sie hindurchschreitet. Und er hat recht, denn die leichtbewegte Luft macht wirklich die Ernte ergiebiger; aber warum sie es thut, können wir erst heute im Besitze unserer durch Christian Konrad Sprengel vor hundert Jahren begründeten Erkenntnis von der Bedeutung des Windes und der Kerbtierwelt für die Befruchtung der Blütenpflanzen einsehen. Wir wissen jetzt, daß die Gräser zur erfolgreichen Bestäubung ihrer Blütennarben auf den Wind angewiesen sind, sowie der Klee der Hummeln bedarf, und daß es deshalb keineswegs gleichgültig ist, ob zur Zeit der Kornblüte Windstille herrscht oder nicht. Und schon unsere Altvorderen müssen diese Beziehung gekannt haben, denn sie erzählten sich, wie Froh, der segenbringende, zu solcher Zeit auf goldborstigem Eber über die wogenden Halme dahinritt, daß sie ehrend vor ihm ihre Häupter senkten, ob das Tier auch kaum die Spitzen der Ähren berührte — „und Segen floß von seiner geweihten Hand". Auch die Geschichte vom überklugen Schulzen Hoppe, die unter den Bauern des Oderbruches umgeht, zeugt von dieser Erkenntnis; denn als ihm der liebe Gott endlich das Wettermachen selbst überließ, sorgte er wohl für Regen und Sonnenschein, vergaß aber des Windes; alle Ähren aber wurden taub trotz üppigem Wachstum des Getreides. Ähnliches gilt von der Giftigkeit der Spitzmäuse, von dem „Wetterschießen" in den Alpen, oder von den Blitzbäumen, worüber der alte Spruch sagt:

Vor den Eichen sollst du weichen,
Vor den Fichten sollst du flüchten,
Doch die Buchen sollst du suchen —

ein Satz, den die Statistik jetzt ebenfalls als richtig erkannt hat. So muß auch das weibliche Geschlecht des ehemals sogenannten Bienen-„Königs" oder „Weisels", das für die Wissenschaft erst seit Swammerdams Untersuchungen vom Jahre 1672 feststeht, den Angelsachsen und den Sankt Galler Mönchen längst bekannt gewesen sein; denn bei ihnen hieß das Tier „Bienenmutter" (Beomodôr). — Seinen Stoff ordnet das Büchlein in folgende Hauptstücke: 1) Irrtümliche Beobachtungen; 2) Willkürliche Deutungen der Beobachtungen; 3) Lebensregeln, durch Erzählungen aus der Natur veranschaulicht; 4) Poetische Darstellung richtiger Beobachtungen; 5) Genauigkeit der Beobachtungen; 6) Richtige Erklärung der Beobachtungen. — Ein brauchbarer Sachweiser erhöht die Bequemlichkeit des Nachschlagens. Möchten uns noch recht viele solche von warmer Liebe zum Volkstume und zur Natur durchseelte und durchgeistigte Werke beschieden sein! Th. J.

* * *

Die Chemie im täglichen Leben. Gemeinverständliche Vorträge von Prof. Dr. Lassar-Cohn. Dritte Auflage. Mit einundzwanzig Abbildungen. (Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Voß.) — Dieses Werk des bekannten Chemikers

ist bereits bei seinem ersten Erscheinen im Jahre 1895 allgemein sehr günstig aufgenommen worden und verdient dies auch wegen der geschickten Auswahl des Stoffes und der leicht verständlichen, wenn auch nicht gerade künstlerischen Darstellung. Es ist aus einer Reihe öffentlicher Vorträge entstanden und macht den Eindruck, als ob es unmittelbar nach Stenogrammen solcher gedruckt sei; daraus ergeben sich seine natürlichen Vorzüge ebenso wie gewisse kleine, sich immer wiederholende Formmängel. Und da diesen leicht abgeholfen werden könnte, so sei hier der Gedanke der Vater des Wunsches für eine weitere Auflage. Es würde dann das Buch auch im kleinen gänzlich auf der Höhe jener naturwissenschaftlichen Belehrungskunst stehen, in der die englischen Gelehrten noch immer so vorbildliche Meister sind, weil sie es — fast nur Darwin machte eine Ausnahme darin — aus dem Grunde verstehen, gediegene Sachlichkeit mit Einfachheit und Glätte zu verbinden. Seinen Hauptzweck aber, den nicht naturwissenschaftlich gebildeten Leser auf möglichst kurzem und wenig mühevollem Wege in das Verständnis derjenigen chemischen Thatsachen einzuführen, die ihm im Leben auf Schritt und Tritt begegnen, erfüllt das Buch auch so in hervorragender Weise. Es belehrt uns über Atmung und Verbrennung, Erhaltung der Körperwärme, Zündhölzer und Steinöl, Leuchtgas und Glühlicht, Pflanzendüngung und menschliche Ernährung, Milch und Käsebereitung, Kochen und Backen, Brauen und Brennen, Schießpulver, Kleidungsstoffe, Papier und Tinte, Leder, Waschen, Bleichen und Färben, Glas und Porzellan, Lichtbildkunst, Schlaf- und andere Arzneimittel — kurz, es ist wohl nichts darin übergangen, was man mit dem Auge des Scheidekünstlers betrachten kann. Der Abschnitt über Metalle führt den Verfasser sogar zu einer Besprechung der heutigen Währungsfragen, die mir allerdings minder glücklich erscheint, da ein wirkliches Urteil auf diesem Gebiete doch nur der sich wird bilden können, der sich eingehend damit beschäftigt. Zu empfehlen ist die Lesung des Buches unter anderen der gebildeten und tüchtigen Hausfrau, die gar manche schätzenswerte Anregung daraus empfangen dürfte.

Th. J.

* * *

Wie uns gemeldet wird, ist das Bibliographische Institut (Leipzig und Wien) im Begriff, eine **Weltgeschichte** herauszugeben, die die geschichtliche Entwickelung der gesamten Menschheit auf der Erde umfassen wird. Um den gewaltigen Stoff in angemessener Form zu bemeistern, ist das Unternehmen auf acht Bände von je dreißig bis vierzig Bogen (zum Preise von je zehn Mark für den in Halbleder gebundenen Band, oder auf sechzehn broschierte Halbbände zu je vier Mark) berechnet; und um kein wichtiges Glied der Menschheit unberücksichtigt zu lassen, hat der von dreißig hervorragenden Fachgelehrten unterstützte Herausgeber Dr. Hans F. Helmolt zum erstenmal die geographische Anordnung zu Grunde gelegt. Nach mehreren einleitenden Abschnitten beginnt die eigentliche Darstellung mit der Geschichte Amerikas; sie beleuchtet die historische Bedeutung des Stillen Oceans, geht auf Ostasien und Oceanien über, bespricht die geschichtlichen Eigenschaften des Indischen Oceans, legt die Entwickelung Westasiens und Afrikas dar und schließt, nach einer eingehenden Würdigung des Mittelmeeres und der europäischen Kulturen, mit einem Blick auf die dem Atlantischen Ocean in der Weltgeschichte zukommende Bedeutung. Zum besseren Verständnis werden authentische Illustrationen (fünfundvierzig bunte, hundertvierundzwanzig schwarze Tafeln) und gute Karten (zwanzig) nicht fehlen.



Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Erika.

Novelle
von
Adolf Wilbrandt.

II.

(Nachdruck ist untersagt.)

Nicht viele Orte mögen besser dazu taugen, den schönen Traum der Hochzeitsreise zu träumen, als die traumhafte Lagunenstadt. Berge und Wälder fehlen freilich, und das süße Schlendern an mitplaudernden Bächen und durch stille Thäler; aber wenn sich, wie in den Flitterwochen, das Leben mit der Maske des Märchens schmückt, ist gut in Venedig sein, das selber das Märchen unter den Städten ist. Erika hatte recht: wenn sie morgens auf ihren „maurischen" Balkon trat und auf den großen Kanal hinaussah, nach Santa Maria della Salute hinunter, zu den wunderlich schönen Palästen hinüber, an der gewundenen, glitzernden Wasserschlange entlang, auf deren Rücken die schwarzen Gondeln wie Särge schwammen — wunderbare Stille — kein Wagen rollt — nur die warnenden Rufe der Gondoliere aus den Seitenkanälen heraus — ein riesenhafter, märchenhafter Friedhof das Ganze — aber in so schönem Licht, wie sie es nie gesehen; und sie selber so jung und so lebendig, so sonnig, so glücklich — ja, dann fühlte sie, daß sie aus einer Welt in die andere gekommen war, daß ihre Hochzeitsreise sie wirklich in „die Fremde" entführt hatte. Es war ein „ganz echter, alter Palazzo", wie sie sich mit kindlich stolzer Freude sagte, wenn sie sich auf die Balustrade ihres Balkons lehnte und den Marmor fühlte. Schon ein Jahr lang hatte er leer gestanden, seit dem Frühjahr 1885; ein junger deutscher Arzt in Venedig, Doktor Wehner, den Adalbert kannte, hatte ihn dem jungen Paar für einen so kurzen Aufenthalt nicht übermäßig teuer verschafft. Einen ergrauenden Gondolier hatte er ihnen dazu gemietet; ihn gebrauchten sie als Diener, seine Tochter für den Hausdienst. So lebten sie wonnevolle, zuweilen heiße, doch vom Wasser gekühlte Maitage hin. Es waren ihrer schon vierzehn vergangen, Erika fühlte mit beginnendem Schreck: eines Tages ist der Traum vorbei!

Und wie wird es dann daheim? dachte sie. Eines wunderte sie an ihrem Mann: daß er so gern einmal eine Stunde allein war, schon jetzt, auf der Reise, in den Flitter-

wochen; daß er zuweilen so tief und so plötzlich in sich versank. Es ging dann aus seinem schönen Gesicht alle Freude weg; und auf einmal fühlte sie sich auf der Welt allein. Ihr empfindliches Selbstgefühl litt; bin ich ihm doch nicht ganz die Rechte? fragte sie sich dann. Hatte er sich's schöner gedacht? — Eines Morgens kam eine Überraschung, die das schlimmer machte: Meta erschien, die den Vater und ein paar Berliner Tanten zu einer kleinen Rundreise nach Oberitalien angestiftet hatte und ihnen in Verona „durchging“, um das junge Paar in Venedig zu überfallen. Sie kam nur mit kleinem Handgepäck und auf ein paar Tage; Adalbert verfinsterte sich aber mehr, als Erika hätte denken können, und zog sich nun vollends auf sich selbst zurück. Bald ein körperliches Mißgefühl vorschützend, bald auch ohne Grund, ließ er die Schwestern allein hinausziehen, in ihrer Gondel oder zu Fuß, und sich an Venedig „berauschen“; er saß stundenlang in seinem Zimmer, am Fenster oder auf dem Balkon, mit seinen Zeitungen und Büchern oder mit seinen Gedanken beschäftigt.

Zwei Tage waren so vergangen; es wollte wieder Abend werden, Erika und Meta waren zur Riva degli Schiavoni gewandert und noch nicht zurück, Adalbert träumte im Lehnstuhl, in Erinnerungen oder Erwartungen versunken. Pietro, der Gondolier, kam mit der Post; es waren nur Zeitungen. Er übergab sie und ging, in seiner leisen, fast geräuschlosen Weise. Schon manches Mal in diesen Wochen hatte Adalbert seine Berliner Zeitung mit einem bestimmten, unruhigen Gedanken geöffnet, unter den kleinen vermischten Nachrichten eine persönliche Erleichterung gesucht; sie war bis heute ausgeblieben. Diesmal dachte er an nichts, als er von dem Blatt die Schleife löste; plötzlich fiel sein Auge auf den Namen, der so oft seinen Glückstraum störte. „Reinhold Walleck“ — da stand's! „Doktor Reinhold Walleck, der junge Historiker, ist so ziemlich von der Wunde genesen, die er bei dem rätselhaften nächtlichen Mordversuch erhalten hatte, der vor einigen Wochen Aufsehen machte. Er ist zur Fortsetzung seiner Forschungen nach Paris zurückgekehrt.“ Nach Paris! dachte Adalbert, so recht wohlig aufatmend. Dann war mancher ungemütliche Augenblick umsonst! — Ein „nächtlicher Mordversuch“. Ob wohl viele so fromme Lügen in der Zeitung stehen? Möge er denn in Paris lange, lange bleiben — und mögen wir uns niemals wiedersehen! — Daß Reinhold damals nach Paris ging, fiel ihm ein, das war sein Unglück ... Für vier Monate und allein; er wollte Johanna nicht mitnehmen, weil sie ihn bei seinen Studien störte; sie ward eifersüchtig auf diese Studien, und wohl auch auf Paris. Immer seh ich sie, wie sie an dem verhängnisvollen Abend, vom Fenster her, mich anstarrte; sie hatte geweint. Ihre Augen glühten. Nie war ihr Ausdruck so leidenschaftlich gewesen — so interessant — so gefährlich. Ich hörte dann, wie sie seufzte, wie sie murmelte: O, wie bin ich einsam! Und als müßt ich sie trösten, nahm ich ihre Hand; die Hand war zu warm ...

Er drückte die Augen zu. Als ich dann von ihr ging, dachte er, aus diesen Erinnerungen auftauchend, da sagt ich mir, während mir das Herz so gegen die Rippen schlug: Wenn diese Frau so fallen konnte, welche wird dann nicht fallen?

„Mein Adalbert!“ hörte er Erikas Stimme. „Wieder in Gedanken?“ Die beiden Schwestern traten in sein Zimmer; beide in lichten Sommerkleidern, beide von dem warmen Tag reizend durchglüht und beide hübsch, auch der „Störenfried“. Es lag nur eine gewisse nervöse Unruhe auf Erikas Gesicht.

„Ah! Seid ihr da!“ sagte Adalbert, seine Züge aufhellend. „Ich in Gedanken? Ich las die Zeitung.“

„Die liegt ja auf der Erde,“ entgegnete Erika; sie ging und hob sie auf.

Meta trat heran, das neugierige Näschen vorstreckend. „Woran hast du gedacht, Schwager?“

„Bist du denn ganz unverbesserlich?“ fiel ihr Erika in die Rede. „Adalbert, antworte ihr nicht!“

„Warum soll er mir nicht antworten?“ sagte die Kleine unerschrocken. „Hat er denn so schlechte Gedanken, daß er sie verschweigen muß?“

„Ja,“ erwiderte Adalbert, der Erika im Arm hielt; „ich dachte an dich.“

„Ach, das wär nur dumm, nicht schlecht!

Übrigens, ich muß dich noch was fragen, wenn Erika auch ihr strenges Gouvernantengesicht aufsetzt. Warum entziehst du uns so oft deine holde Gesellschaft, Schwager? Ich komm auf den schrecklichen Gedanken, daß ich daran schuld bin; daß wir so viel ohne dich ausgehen müssen, weil meine Wenigkeit mit dabei ist.“ Sie sah ihm treuherzig kleinlaut ins Gesicht: „Bin ich dir unangenehm? Hab ich 'ne Dummheit gemacht?“

„Was für eine Dummheit, holde Schwägerin?“ fragte er sehr freundlich.

„Daß ich den andern ausgekniffen bin, um ein paar Tage mit euch zu sein, ehe wir an die italienischen Seen gehn. Ach Gott, ich will euch nur gestehn, ich hab dem Vater die ganze Rundreise eingeredet, weil ich euch überfallen wollte. Erstens aus Sehnsucht nach der da; wir hatten uns ja noch nie getrennt. Und dann war ich so neugierig, so ein paar Flitterwöchner, so ein richtiges Hochzeitsreisepaar zu sehn: wie sich das benimmt! War das taktlos? Sag's ehrlich!“

„Ganz ehrlich?“ fragte Adalbert mit neckendem Ernst.

„Ja. Ganz.“

„Der Gedanke war naiv, die Ausführung selbstverständlich, die Reue liebenswürdig; und das Ganze in deinem Charakter, also eine organische Notwendigkeit.“

„Da haben wir endlich mal eine ausführliche Antwort!“ Meta, niedergeschlagen, aber doch noch heiter, gab ihm die Hand. „Ich danke dir, Adalbert. Armer Schwager. Übermorgen kommt der Vater, um mich abzuholen, dann wirst du von mir befreit!“

„Bis dahin sind wir aber gute Kameraden —“

„Topp!“ sagte sie. „Du bist doch ein edler Mensch! — — Liest du jetzt diese Berliner Zeitung?“

Er schüttelte den Kopf.

„Ach, dann gestatte, daß ich sie mitnehme, um einmal hineinzugucken; und verzeiht, wenn ich euch verlasse. Es ist mir ein seelisches Bedürfnis, eine Weile allein zu sein. — Addio!“

Mit drolligem Ernst ging sie aus der Thür. Auf der Schwelle sah sie aber noch zurück, und ihre Spitzbubenaugen schienen zu sagen: Das hab ich einmal gut gemacht!

Adalbert blickte ihr erheitert nach. „Ja,“ sagte er, „wenn jedes fünfte Rad am Wagen so von selbst davonliefe — was wär's für ein Segen.“ Er zog Erika an sich und küßte sie herzlich. „Ich hab wieder ein Weib! und bin wieder glücklich!“

Sie lächelte ihn an: „Glaubst du?“

„Ja. — Und du? Wo warst denn du mit deinem Herzen diese ganze Zeit?“

„Mit meinem Herzen? Das will ich dir sagen. Ich hielt es am Faden, das arme kleine Herz, ließ es so hin und her flattern — wie zuweilen die Kinder mit den Käfern thun. Da sah ich, daß es immer wieder den Canale grande entlang flog und zu einem Eckhaus, neben einem kleinen Kanal; und zu diesem Fenster hinein. Ich zog es aber an dem langen Faden immer wieder weg, zum Markusplatz —“

„Wart ihr so lange auf dem Markusplatz?“ unterbrach er sie.

„Ach, du dummer Mann; jemand so im Dichten zu stören. Ich brauch ja die Tauben, die auf dem Markusplatz leben; darum ging ich eben dahin. Da flog dann das kleine Herz mit den Tauben umher, und ich hört es leise singen: ‚ich lieb ihn!‘ und ‚ich bin glücklich!‘ und solche Thorheiten mehr. Eine Zeit lang hört ich ihm zu; dann — dann sang ich auch. Weißt du, was ich sang? Wir Menschen sind doch wirklich komische Geschöpfe. Wie die Deutschen, wenn sie recht vergnügt beisammen sind, so gern anfangen: ‚Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin,‘ so summte ich in meinem Glück das melancholische Lied, das ich vom Vater gelernt und das ich so gern hab: das ‚Vorrei morir!‘ An der Piazzetta zogen die schwarzen Gondeln vorbei, dazu klang es so traumhaft schön: Vorrei morir nella stagion dell' anno —“

„Nein,“ unterbrach sie selber ihren leisen Gesang. „Jetzt nicht! Jetzt dich küssen, und so halten, und leben!“

Sie lag in seinen Armen, nach dieser langen Trennung doppelt glücklich. „Küssen, ja!“ erwiderte er und drückte den Mund auf ihre Lippen; „aber dann auch singen. Für selige Leute wie wir klingt so 'ne edle Schwermut schön. Sing mir dein Vorrei morir!“

„Nein, nein.“

„Ich befehl es!“

Sie lächelte in sein lächelndes Gesicht: „Dann muß ich gehorchen. — Weißt du noch, Geliebter, als du zum zweitenmal in unser Haus kamst — das Mal ohne Helm — da sangen es mein Vater und ich, auf deutsch.“

Sie sang leise, allmählich lauter, mit ihrem wohlklingenden, beseelten Alt:

Ich möchte sterben in des Jahres Blüte,
Wenn lau die Luft ist und der Himmel heiter,
Wenn sich die Schwalben ihre Nester bauen,
Wenn sich die Erde schmückt mit neuen Blumen.
Ich möchte sterben, wenn die Sonne sinket,
Wenn auf der Wiese schon die Veilchen schlafen;
Die Seele kehrte gern zum Himmel wieder
Im holden Lenz und wenn der Tag verscheidet.
Vorrei morir! Vorrei morir!

„Hm!“ murmelte Adelbert nach einer träumenden Stille. „Soll ich wünschen, dann möcht ich nur auf dem Schlachtfeld sterben; wenn die Trompeten blasen. — Aber nun genug vom Tod. Das ist schöner, weißt du, dein süßes, blühendes Leben so am Herzen zu fühlen; das mich so anduftet — du — du mein Sommertag!“

„Ich dein Sommertag?“ fragte sie, mit geschlossenen Augen in seinen Armen liegend, lächelnd, aber wie aus dem Traum.

„Ja. Ein Sommertag. Dein glückseliges Lächeln wärmt mich wie ein Sonnenstrahl. Dein Atem — dein Atem ist wie der italienische, Goethesche ‚sanfte Wind, der vom blauen Himmel weht‘. Deine Augen —“

„Was sind meine Augen?“ fragte sie, da er stockte, und schlug sie voll und groß zu ihm auf.

„Das will ich dir sagen; wenn ich auch kein angestellter öffentlicher Dichter bin. Deine Augen glänzen wie dunkle Schmetterlinge, die auf Rosen ruhen —“

„Ah!“

„Erika!“ flüsterte er. Ihm ging plötzlich wieder durch den Sinn, was er in der Zeitung gelesen hatte: „Reinhold Wallneck ist nach Paris zurückgekehrt.“ Es ward ihm so sonnig zu Mut.

„Was ist?“

„Ich bin glücklich. So zufrieden glücklich bin ich, Erika. Vorrei vivere! Ich will leben! Lange! Mit dir!“

„Mach ich dich glücklich?“ fragte sie leise, vor Freude schauernd. „Ist's wahr? Ach, du! Ach, du mein — —“ Ein flüchtiger Seufzer zitterte durch ihre Kehle.

„Seufzen?“ fragte er verwundert. „Worüber denn?“

„Ach,“ flüsterte sie, — „hätt dich nie, nie eine andere vor mir beglückt! Wär ich ganz allein — — Aber das ist nun so. Das muß ich tragen. Wenn ich dein Sommertag bin, so darf der Sommertag ja nicht wünschen: Wär doch kein Frühling gewesen vor mir! — Ich will zu meinem Trost denken: Es war ja Glück, das du andern gabst; und die arme Welt braucht so viel Glück. Nie wirst du Eine elend gemacht haben, du mein Adalbert! Nein, das nur zu denken, wär Sünde —“

Sie fühlte, daß sie nicht mehr still lag, daß seine Arme, seine Brust sich unruhig rührten. „Hm?“ fragte sie. „Was ist dir?“

„Nichts,“ murmelte er. „Du Grüblerin.“

„Grüble ich zu viel? Ich sag ja: das nur zu denken, wär Sünde. — Ich hielt es auch nicht aus, das zu denken. Das würde mir wie Feuer aufs Herz fallen und mein Glück verbrennen!“

„Nun, dann denk es nicht,“ sagte er, auf sie niederlächelnd. Er richtete sie aber auf, erhob sich und ging ins Zimmer hinein.

Sie sah ihm nach. „Warum stehst du auf?“

„Warum?“ Er horchte. „Weil ich das fünfte Rad wieder rollen hörte.“

Er trat in einen Winkel, die glatte Ruhe seines Gesichtes wieder herzustellen. Und wenn ich ihr nun diese Geschichte je erzählen wollte, dachte er, wo bliebe dann ihre Liebe zu mir?

* *
*

Meta kam herein; Adalbert hatte recht gehört. Sie hatte die Zeitung in der Hand, mit der sie in ihr Zimmer gegangen war, und schüttelte den Kopf. „Das versteh ich nicht,“ sagte sie. „Das ist ja Unsinn! ‚Nach Paris zurückgekehrt‘ steht da. ‚Doktor Reinhold Wallneck‘. Und er sitzt in Venedig!“

Adalbert fuhr mit dem Kopf herum. „Reinhold Wallneck? Hier?“

Erika winkte heimlich, mißbilligend; nun schlug die Kleine sich auf den Mund. „Das hab ich wieder gut gemacht! Wir sollten ja noch schweigen. Er wollte dich überraschen —“

„Reinhold Walleneck?“ Adalbert sah die beiden Schwestern an, suchte sich in aller Eile zu fassen; der tiefe Schreck grub sich aber doch in sein Gesicht. „Ihr habt ihn gesehn?“

„Ja,“ antwortete Erika, über Metas Dummheit die Achseln zuckend. „Heute nachmittag.“

„Und gestern abend,“ setzte Meta hinzu; „auf dem Markusplatz.“

„Gestern abend?“

„Ja freilich. Es war sehr romantisch: wir saßen im Mondschein, vor dem Café Florian; Gefrorenes, Musik, allerlei verrückte Italiener, die allerlei verrückte Sachen an uns verkaufen wollten; der alte Dom wurde dabei immer geisterhafter, und Erika wurde sentimental. Da kam ein bleicher, hübscher, eigentlich schöner junger Mann, den rechten Arm in einer schwarzen Binde; er sah uns ein paarmal mit so merkwürdigen schwarzen Augen an, daß ich dachte: Das ist gewiß einer von den Welschen! Aber da irrte ich mich. Er kommt wieder, zieht seinen Hut und stellt sich uns vor, im besten Deutsch: Doktor Walleneck! Er habe gehört, wer wir seien, er erlaube sich, die Frau seines alten Freundes zu begrüßen —“

„Ah!“ Der eine Laut entfuhr Adalbert. Er zitterte einen Augenblick. Da es im Zimmer schon dämmerte, sahen die Damen es nicht.

„Wir guckten ihn verwundert und vielleicht etwas zweifelhaft an,“ fuhr Meta harmlos fort. „Da lächelte er sehr merkwürdig und zog eine Photographie aus der Tasche: ‚Zu meiner Beglaubigung!‘ sagte er, oder so ungefähr. Auf der Photographie standet ihr beide in einer Felslandschaft da, du und er, Arm in Arm; auf die Rückseite hattest du einen Vers oder Spruch von ‚brüderlicher Freundschaft‘ geschrieben. Und die Jahreszahl; ich glaub, 1881; ja, das Bild war fünf Jahre alt —“

„Ja,“ bestätigte Erika.

Meta fuhr redselig fort: „Erika freute sich natürlich sehr, ‚einen so lieben Freund ihres Mannes‘ und so weiter; er mußte sich zu uns setzen. Er plauderte sehr liebenswürdig, sehr interessant; 's ist ein feiner Mann! Aber das Romantischste war, daß er im Mondschein so bleich, so melancholisch aussah, und daß ihm manchmal die Stimme so sonderbar zu zittern oder auszurutschen anfing. Das mißfiel mir anfangs; weißt du: ein Mann! Aber er erklärte es uns und zeigte auf seine Binde: man hatte ihn nachts überfallen und auf ihn geschossen — so wie's da in der Zeitung steht — wer es gethan hat, hat man nicht erfahren — daran leidet er noch etwas; ‚eine kleine Schwäche‘, sagt er. Morgen legt er übrigens die Binde ab. Na, er wird dir das ja selber erzählen, wenn er kommt —“

„Er will also kommen!“

„Ja, freilich. Sagten wir das noch nicht? Erika lud ihn ein, natürlich; und er will auch kommen. Aber aus Zartgefühl, scheint es — für die Flitterwöchner — möchte er noch warten; und wenn er kommt, möcht er dich überraschen. Das hab ich dumme Gans nun verspielt! Du — aber Adalbert. Warum hast du denn Erika nie von diesem Freund erzählt? Er macht dir doch wahrhaftig keine Schande. Er hat so was Vornehmes; und er spricht so gut. Worüber lächelst du? Giebst du das nicht zu?“

„O ja,“ erwiderte Adalbert. „Mich ergötzt nur, mit welchem Eifer du, die Männerfeindin —“

„Na ja. Warum denn auch nicht. Weißt du, das wäre der einzige Mann, in den ich mich verlieben könnte, wenn ich's überhaupt könnte.“

„Wirklich!“

„Wenn ich's könnte, sag ich. — Das meinte auch Erika!“

Es schüttelte Adalbert. „Was meint Erika? Nun, so laß doch auch einmal Erika sprechen“ — er suchte zu lächeln — „du plapperst in einem fort.“ Sich zu seiner Frau wendend, fragte er so ruhig wie möglich: „Er gefällt dir also?“

Erika nickte. „Mehr als deine anderen Freunde; er ist so eigen — so anders. Und diese leise Melancholie, von der Meta sprach, die hat etwas Rührendes.“

„Das ist — begreiflich,“ murmelte er. „Das ist ja natürlich. — Mir sagt ihr aber kein Wort von dieser merkwürdigen Begegnung —“

„Du hörtest ja,“ entgegnete Erika, „er bat uns darum; er wollte dich überraschen. Aber die Photographie mußte er mir lassen; darum bat ich ihn —“

„Erika!“

„Was ist? Mißfällt dir das? — Das versteh ich nicht. Es war mir so eigen, dich mit ihm auf einem Bild zu sehn; so brüderlich beisammen. Willst du es sehn?“

„Ich danke. Ich kenne es ja.“ Adalbert ging durchs Zimmer, als wüßte er nun genug; es that ihm wohl, sein Gesicht nicht zu zeigen, er ließ einige Augenblicke seine Gefühle darauf wetterleuchten. Was will er? dachte er. Warum ist er hier? Warum wendet er sich so — verwegen an meine Frau? Das ist ja Sterbensqual!

Mit ihren leisen Schritten kam ihm Erika nach. „Bist du böse?“ fragte sie hinter ihm. „Was hab ich denn nicht recht gemacht?“

Er wandte sich und legte die Hände gegen ihre Schultern. „Böse? O nein. Das nicht. Gute Erika. Ich hasse nur diese Heimlichkeiten zwischen Mann und Frau. Was es auch ist — die Frau soll dem Mann nichts verschweigen, soll nicht hinter seinem Rücken — niemals und nichts!“

„Wie sonderbar ernst du das sagst! — Ich bitt dich aber um Verzeihung, wenn ich etwas gethan habe, das dir nicht gefällt.“ Schmeichelnd setzte sie hinzu: „Und nun ist es gut!“

Er lächelte obenhin. „Und heut — saht ihr ihn wieder?“

Meta, der diese Unterwürfigkeit der Schwester nicht gefiel, erwiderte etwas trotzig: „Nun, natürlich; warum sollten wir nicht? Ist er nicht dein Freund? Er kam aus seiner ‚Aurora‘, wo er wohnt, auf die Piazzetta, als wir da herumgingen; und er mußte uns noch einmal von dem Überfall und dem Schuß erzählen; du, und da zeigte er uns die Kugel, die man ihm aus dem Arm geschnitten hat, und die er — das war mir sonderbar — die er zur Erinnerung in eine Kapsel gethan hat; an einem Band trägt er sie auf der Brust. Warum zuckst du? — Zucktest du nicht eben?“

„Nein, ich wüßte nicht. — In der ‚Aurora‘, sagst du —“

„Aber was machst du denn wieder für ein finsteres Gesicht? Ist dir heut alles nicht recht, was wir dir erzählen? Dann wird dir wohl auch nicht recht sein, daß wir mit ihm in einer Gondel nach San Giorgio fuhren —“

„Höll und Tod!“ brach es nun plötzlich aus Adalbert heraus.

Meta fuhr zusammen. „Um Gottes willen —!“

„Adalbert!“ rief Erika tief betroffen.

Er faßte sich; seine Stimme klang aber doch rauh und bebte eine Weile, als er zu Erika sagte: „Ich muß dir denn also wiederholen, daß du — daß mir das mißfällt. Im fremden Land, mit einem fremden Mann — Und wenn er auch einst mein Freund war, woher weißt du denn, daß er es noch ist? Daß er euch nicht betrügt? Aber du, ohne mich zu fragen, hinter meinem Rücken, tauschest mit ihm Lieblichkeiten aus, fährst mit ihm aufs Meer —“

Er hielt inne. Die junge Frau starrte ihn an; sie war wie aus einem Traum erwacht. „Adalbert! Großer Gott! Wie feindlich deine Augen mich anglühen!“

„Feindlich; was für ein Wort! Ich bin nie dein Feind. Aber dein Mann bin ich — und die Ruhe und die Ehre deines Mannes sollst du nie vergessen!“

„Die vergeß ich auch nie,“ sagte sie mit Mühe, die starren Augen noch immer auf ihm. „Wunderlicher Mann du ...“

Von ihren Augen gequält, erwiderte er weicher: „Vergieb. Was hab ich denn gesagt? — Dies alles hat mich überrascht; und es mußte mich wundern, daß du —“

„Schon gut,“ fiel sie ihm ins Wort. So bewegt sie war, zwang sie sich, zu lächeln: „Lieber Hitzkopf! Tyrann! Soldat! — Küß mich, du Tyrann du.“

Er beugte sich vor und küßte sie.

„So; nun ist's gut. Also deine Ruhe und deine Ehre will ich nie vergessen, Herr Hauptmann von Wittow. Aber auch meinen Mantel und meinen Hut nicht; die gehören nicht in dein Zimmer. Ich trag sie fort. Ich komm wieder. — Tyrann!“

Sie sagte das lächelnd, es schien aber die Kränkung hindurch. Etwas hastig ging sie hinaus.

* *
*

Adalbert fühlte, daß Erika nur einen Vorwand gesucht hatte, um einige Augenblicke allein zu sein, daß er das zarte junge Herz verwundet hatte. Ihm war schlecht zu Mut; er empfand nun erst recht, wie sehr er sie

liebte. Es ging mit mir durch! dachte er. Dieses plötzliche Entsetzen — daß dieser Mensch — — Was will er? — — Aber ist das Erikas Schuld? — Ich hab sie gekränkt ...

Er wandte sich unentschlossen zur Thür, es trieb ihn, ihr nachzugehn. Doch als er Meta mit ihrem herausfordernd schmollenden Gesicht auf seinem Weg stehn sah, stand er wieder still.

„Na, das muß ich sagen," fing Meta an, „Erika erkenn ich nicht wieder! Die ist zahm geworden! Als sie sechzehn Jahr alt war, da kränkte sie der Vater einmal; nur das eine Mal. Da wurd sie wie rasend, schlug sich mit beiden Fäusten auf die Brust: ‚Ja,' rief sie, ‚ich will mir weh thun, noch weher, als du mir thust; damit du siehst, wie ich leide, was du mir gethan hast!' — Jetzt geht sie still aus der Thür und lächelt. — So sanft wär ich nicht. Wenn du mir das thätst —"

„Nun, was wär dann?"

„Dann lief ich dir davon!"

„So! Du liefst davon —"

„Oder wenn du mich nicht fortließest, dann würd ich dir untreu ..."

Das Wort durchzuckte ihn.

„Ja," setzte sie hinzu, um sich noch zu steigern, „und das augenblicklich!"

Die Übertreibung reizte ihn doch zu einem Lächeln. — „Dann war's ja also gut," erwiderte er, „daß ich Erika nahm und nicht dich."

Meta kam näher und stellte sich vor ihn hin. „Sag mir nur eins! Was für einen heimlichen Haß hast du auf diesen Mann, daß es dich so wild macht, wenn wir gut mit ihm sind?"

„Was für einen Haß?" fragte er etwas verwirrt zurück. „Ich — ich hass' ihn nicht —"

„Ja, warum schiltst du dann so? Sind wir Sklavinnen aus der Türkei, daß wir gestraft werden müssen, wenn wir ohne deine Erlaubnis mit einem Mannsbild reden? — Oder ist er schlecht? Hat er dir was Böses gethan? Hat er —"

Erika war eben wieder in die Thür getreten, ohne Mantel und Hut; sie nahm der Schwester das Wort aus dem Munde: „Hat er uns getäuscht? Als er uns sagte, er wolle dich aufsuchen, durft ich das nicht glauben? Und wenn er nun käme, schlössest du ihm dann die Thür?"

Adalbert kämpfte mit neuer Verwirrung. — „Er wird nicht kommen —"

„Aber wenn er käme? — Er hat mir heut erzählt, ihr hattet einmal einen ernsten Streit; das sei aber vorbei. War das wahr oder falsch?"

„Vorbei?" erwiderte Adalbert. „Ich dächte doch nicht!"

„Warum sagst du das so sonderbar? und so ungewiß? — Darin erkenn ich dich gar nicht; verzeih. Du hattest immer nur ein Ja und ein Nein! — Hat er dir denn etwas angethan, das du ihm nicht vergeben kannst?"

„Er mir?" — Adalbert fühlte gemartert, daß ihm auf Schritt und Tritt die Worte fehlten. — „Bitte, fragt mich nicht," stieß er nach kurzem Zögern heraus. „Es giebt Geheimnisse zwischen Mann und Mann. Ich werf ihm nichts vor, ich klag ihn nicht an — aber er soll seinen Weg gehn, und ich den meinen. Wir müssen uns ja nicht sehn!"

„Aber ihr wart doch ‚brüderliche Freunde'," versetzte Erika. „Er müßte doch eine Schuld haben gegen dich —"

„Wie du dich seiner annimmst!" warf Adalbert dazwischen. Er hatte es in scherzendem Ton sagen wollen, es klang aber schwer und ernst, ihm gehorchte die Zunge nicht. Da Erika ihn betroffen anblickte, lächelte er geschwind: „Ja, du! — — Kinder, laßt mich gehn. Mein Kopf ist nicht gut, wie ich euch heute mittag sagte. Ein andermal mehr von diesem bleichen Mann — der euch so gefällt. Du hörtest, ich verklag ihn nicht; ich verdamm ihn nicht; das kommt mir nicht in den Sinn. Hab ich etwas gesagt, so sei es wie nicht gesagt ... Und nun laßt mich eine Weile allein!"

Er ging aus der Thür. Sie hörten ihn draußen auf dem Vorplatz langsam auf und ab gehn.

„Komm!" sagte Erika nach längerem Horchen, sich aus ihrem Seelendruck aufraffend. „Wir wollen ihm sein Zimmer lassen. Warum ist er denn nicht hier geblieben und hat uns einfach fortgeschickt?"

Sie trat in das gemeinsame Wohnzimmer,

das wie Adalberts Stube auf den großen Kanal ging; die Schlafzimmer sahen in den engen Seitenkanal hinein. Meta folgte ihr. „Verstehst du deinen Mann?“ fragte sie, sich an einen der Thürpfosten lehnend.

„Heut nicht,“ murmelte Erika.

„Hatten wir nun unrecht, mit diesem Fremdling gut zu sein, oder hatten wir's nicht? Sollen wir ihm künftig weniger gut sein, oder sollen wir's nicht? — Weißt du's? Ich weiß nichts.“

Erika antwortete nicht. Sie ging auf den Balkon hinaus und an das Marmorgeländer, eine Hand am Kopf. Der noch zunehmende, aber schon stattliche Mond, über den Häusern des Canale grande schwebend, schien ihr ins Gesicht und übergoldete das dunkle, regungslose Wasser. Einzelne Gondeln zogen langsam über die Goldbrücke hin, aus der Tiefe der Stadt oder vom Meer kommend. Man hörte sie nicht; es war die richtige venetianische, märchenhafte Stille.

„Da war einmal ein Mann,“ begann die aufgebrachte Meta noch einmal, „der sprach viele Worte, aber kein Mensch verstand sie ... Übrigens, da ist ja schon der Mond,“ sagte sie dann gemütlicher, da Erika noch immer schwieg. „Und es wird doch erst Nacht. — Wie anders dieser alte Mond hier leuchtet als bei uns! So jugendlich unverschämt guckt er einem ins Gesicht!“ — Sie war zu der jungen Frau auf den Balkon getreten und genoß diese stumme Herrlichkeit auf ihre Art, wenn auch ohne Andacht. „Jetzt werden wohl die Tenöre von Venedig wieder anfangen, wie gestern, ihre gefühlvollen bezahlten Ständchen in die Nacht zu singen ...“

Als hätte sie's gewußt, begann gerade in diesem Augenblick Guitarrenmusik und dann Gesang, aus einer Gondel nicht weit von ihnen, die langsam heranschwamm. „Hab ich's nicht gesagt?“ flüsterte Meta, sich sacht an die Schwester drückend. „Diese süßen Welschen. O, o! wie gefühlvoll! — Wem das wohl gelten mag? — Du, jetzt halten sie grade unter unserm Fenster.“

Erika horchte still. Es ward ein italienisches Lied gesungen, das sie noch nicht kannte; eine weiche Schwermut war darin, die ihr zu Herzen ging.

„Erika! Du!“ raunte Meta plötzlich.

„Was denn?“

„Sieh doch hin. Der Mann, der da eben in der Gondel aufgestanden ist — erkennst du ihn nicht? — Schon ohne die schwarze Binde; aber er ist's.“

„Wahrhaftig!“ flüsterte Erika erschrocken.

Meta fühlte im Ellbogen, daß die Schwester erzitterte. „Warum erschrickst du denn?“ fragte sie leise, während die Musik verstummte. „Darf man ihn denn nicht mehr sehn?“

Wallneck nahm seinen Hut ab und grüßte zum Balkon hinauf. Erika zog sich zusammen; sie erwiderte den Gruß in keiner Weise; sie wollte ins Haus zurück, wie es schien. Aber die entrüstete Kleine hielt sie fest. „O du Männersklavin!“ flüsterte sie. „Willst du ihn verleugnen? — Ich hab nicht geschworen, ihn nicht mehr zu grüßen!“

Sie winkte mit dem Kopf und mit der Hand hinunter, recht geflissentlich.

„Ha, nun lächelt der bleiche Mann,“ sagte sie voll Übermut. „Wie geisterhaft schön er im Mondlicht ist —“

„Du bist toll!“ raunte Erika. „Das hört er ja! — — Unter unserm Fenster. Das war ja, wie wenn uns dieses Ständchen galt ...“

„Na, warum denn nicht? Wir sind ja in Venedig; da ist das wie ein Gruß oder ein Bouquet! — — Jetzt spricht er!“

In der That, sie hörten nun Doktor Wallnecks Stimme. Noch immer den Hut in der Hand, fragte er zum Balkon hinauf: „Ist es erlaubt, die Damen noch auf ein paar Augenblicke zu begrüßen? an dem schönen Abend?“

„Sehr gern!“ rief Metas helle Stimme zurück.

„Aber bist du denn verrückt?“ flüsterte Erika unwillig und stieß die Schwester mit dem Arm. „Wenn das Adalbert — —“

Sie beugte sich über die Balustrade vor; verlegen und daher mit wenig Stimme rief sie hinunter: „Lieber morgen! Für heute ist's wohl zu spät!“

„Das hat er nicht gehört,“ murmelte Meta.

„Doch!“ sagte Erika nach einer Weile. „Die Gondel fährt weiter; um die Ecke in den kleinen Kanal hinein. — Gott sei Dank! — — Unsinniges Mädel du. Hat Adalbert nicht gesagt: ‚Wir müssen uns ja nicht sehn‘?“

„Das ist nicht schwarz und nicht weiß!" erwiderte Meta trotzig.

„Jedenfalls ist es besser so!"

Erika nahm die Kleine am Arm, und als wäre sie wieder ihre Vorgesetzte wie früher, zog sie sie vom Balkon ins Zimmer hinein.

„Na ja," schmollte Meta, „meinetwegen sind sie fort." — Sie fand allmählich ihre Heiterkeit, ihr Spitzbubenlächeln wieder; in den kleinen Kanal? dachte sie. Vielleicht singen sie da weiter. Da könnt ich's von meinem Fenster aus hören und sehn. — Geheimrat Helm sagt ja, ich wär neugierig. Vielleicht hat er recht?

Sie warf einen Seitenblick auf die Schwester, die wieder in sich versunken mitten im Zimmer stand. Geräuschlos schlüpfte sie hinaus.

Was war zwischen Adalbert und ihm? dachte Erika; sie kam nicht mehr von dieser Frage weg. „Es giebt Geheimnisse zwischen Mann und Mann" ... Zwischen zwei Männern steht aber so oft eine Frau! — — Sie suchte diese Gedanken, die ihr die Brust beengten, von sich abzuschütteln; als sie nun aufblickte, war Meta verschwunden. Sie sah sie wenigstens nicht. „Unband! wo bist du geblieben?" fragte sie in das große, tiefe Zimmer hinein. „Meta!" — Es kam keine Antwort.

Sie horchte, ob Adalbert wieder in seinem Zimmer sei. Auch da war es still. Eine plötzliche Sehnsucht kam ihr, zu ihm zu gehn; doch schnell verzagt schüttelte sie den Kopf. Er wollte ja allein sein. Allein mit seinen Gedanken ... Was für Gedanken? fragte sie sich. Wohin mag er denken?

Es lag ihr eine beklemmende, schwere und doch so unsinnig nebelhafte Ahnung auf der Brust, als stünde etwas zwischen ihm und ihr.

* *
*

Die Thür zu dem großen Vorplatz ging auf; das ist Adalbert! dachte sie und drehte sich geschwind herum. Auf der Schwelle stand aber Pietro, der Gondolier, mit seinem würdevoll zutraulichen Lächeln. In fast reinem, nur venetianisch weichem Italienisch sagte er: „Sie haben ihn gerufen, sagt der Herr; Sie erwarten ihn."

„Was für ein Herr?" fragte Erika, heimlich erschrocken.

Reinhold Wallneck trat hinter Pietro hervor und ins Zimmer; er verneigte sich. „Guten Abend, gnädige Frau! Sie waren so liebenswürdig ..."

Erika bezwang sich; mit einer stummen Gebärde entließ sie den Gondolier. Sie machte ein ernstes Gesicht, ein Wort des Unwillens lag ihr schon auf den Lippen. Als sie nun aber in dieses bleiche, feine Antlitz mit einem so ganz besonderen Leidenszug sah, zwang das Mitleid sie zu einem freundlichen Lächeln. „Das muß ein Mißverständnis sein," erwiderte sie zart. „Ich dachte — ich rief —"

„Verzeihen Sie, gnädige Frau," unterbrach er sie. „Auf meine Frage kam ein ‚Sehr gern' zurück!"

„Das war meine Schwester. Ich meinte dann aber, für heute sei's wohl schon zu spät —"

„Entschuldigen Sie: das hab ich nicht gehört!"

„Ja, ich sprach wohl zu leise ..."

„Und nun bin ich gegen Ihren Willen da. Ist es Ihnen nicht recht, gnädige Frau? — Sie lächeln wenigstens. Nach nordischen Begriffen ist es ja eine zu späte Stunde für einen ersten Besuch; aber in *Venedig*, dacht ich — wenn man im Mondschein so aus der Gondel ins Haus steigt — da ist man wie im Märchen, oder im Theater. Die sogenannte Wirklichkeit und ihre Formen erscheinen einem so nebensächlich, so gleichgültig ... Sie fühlen aber *anders*, gnädige Frau?"

„O nein," erwiderte Erika und errötete, wie über ein unterschätzendes Wort. „Ich bin ja *auch* in Venedig — und bin nicht so förmlich. Eher das Gegenteil. Es — überraschte mich nur ..."

In heimlicher Unruhe sah sie auf die Thür zu Adalberts Zimmer; dort blieb es aber still. Wär er nur erst wieder fort! dachte sie.

Reinhold trat ein paar Schritte näher. „Damit Sie mich ganz verstehn," sagte er sehr ehrerbietig, „so lassen Sie mich gleich ganz offen sein, gnädige Frau! Sie luden mich auf der Piazzetta so freundlich ein — und Sie wissen ja, das Leben ist kurz

Vielleicht fliegen Sie plötzlich eines Tages weiter; Sie und Fräulein Meta! — Ja: und Fräulein Meta. Gestatten Sie — da Sie gestern und heute so freundlich zu mir waren — daß ich mich ohne alle Umschweife um die Erlaubnis bewerbe, mich in Ihre Nähe drängen zu dürfen, damit ich Ihre Schwester näher kennen lerne, die — mich lebhaft interessiert."

Erika schwieg eine Weile, so war sie überrascht. Nicht einen Augenblick war ihr aufgefallen, daß der Doktor Wallneck an Meta besonderen Anteil genommen, sie auch nur lebhaft beachtet hatte. Dazu erregte sie seine Stimme, die so ganz eigen bewegt war, zuweilen sogar zu zittern schien; und die schwarzen Augen in dem blassen Gesicht glühten noch mehr als sonst. Sie hoffte wohl, er möchte noch weiter sprechen; da er aber nichts mehr sagte, mußte sie eine Antwort geben. „Wie — unerwartet ist mir das," erwiderte sie. „Da muß ich Ihnen aber vor allem sagen: meine Schwester will —"

„Nichts von den Männern wissen," fiel er ihr ins Wort. Er lächelte obenhin. „Das weiß ich; das Fräulein hat sich schon während der Gondelfahrt darüber ausgesprochen. Das beirrt mich nicht; ich will sagen: es schüchtert mich nicht ein ... Nicht wahr, ich bin anmaßend. Es klingt wenigstens so. Sie haben mir aber heut und gestern schon mehr als einmal gezeigt, daß Sie mich verstehn, — wunderbar gut verstehn; wie wenige Menschen. Da drängte es mich nun so sehr, Ihnen noch heut zu sagen: mein innigstes Verlangen ist, Ihr Wohlwollen, Ihre Freundschaft zu erringen — — und das Interesse Ihrer Schwester — wenn sie mich erst besser kennt."

Erika sah wieder auf Adalberts Thür. Mehr und mehr befangen nahm sie wieder das Wort: „Wir haben nur bei alledem noch nicht von — meinem Mann gesprochen. Ihnen ist ja besser bekannt als mir, daß — irgend eine Störung — —"

Ein flüchtiges Rot schoß ihm in die Wangen. „Ich verstehe, gnädige Frau. Er hat Ihnen davon gesagt."

Sie mochte nichts erwidern; sie hob nur die Hand ein wenig.

„Indessen vermut ich, er hat Ihnen nicht alles gesagt. Oder hätte er —?"

„Nein," antwortete sie jetzt, immer befangener. „Aber die Stimmung Ihnen gegenüber, in der er sich befindet —"

Zu ihrer Erleichterung unterbrach er sie: „Machen Sie sich darüber keine Gedanken; was thut das? So eine unbedeutende Störung, zwischen alten Freunden, die geht bald vorüber. Ich hab ihm nichts zuleide gethan, das nicht zu verzeihen wäre; und was sollte er mir gethan haben — ein so vortrefflicher Mensch, ein so treuer Freund?"

Reinhold hatte sehr wohl gehört, daß sich eine Thür hinter ihm geöffnet hatte; er glaubte auch einen leisen, tiefen Klang einer Mannesstimme zu hören. Als bemerkte er nichts, fuhr er aber in äußerer Ruhe fort: „Sehn Sie, auch darum komm ich zu Ihnen, gnädige Frau. Wenn eine zarte Frauenhand es übernähme, diesen Knoten aufzulösen ..."

Adalbert war nicht in seine Thür, sondern in die zum Vorplatz getreten; sich mit äußerster Anstrengung fassend kam er nun heran und trat zwischen Reinhold und seine Frau. „Du hier," sagte er ohne weiteren Gruß. „Ich — hab dich nicht erwartet."

Reinhold blieb ohne Regung stehn; er erblaßte aber noch mehr. „Ich hatte die Absicht," antwortete er, „deine Frau zu ersuchen, daß ihre freundlich vermittelnde Hand —"

„Gestatte zunächst," unterbrach ihn Adalbert, „daß ich meine Frau ersuche, uns allein zu lassen. — Hab die Güte, liebe Erika, zu unserer Meta zu gehn!"

„Wie du willst," sagte Erika rasch, obwohl sie mit tiefer Unruhe kämpfte. „Laß mich dir nachher erklären —"

„Gewiß!"

Erika wandte sich zu Reinhold: „Leben Sie denn wohl!"

Reinhold verneigte sich. Die junge Frau, ohne zurückzublicken, ging auf den Vorplatz hinaus. Adalbert ging ihr nach und verschloß die Thür.

„Nur damit uns niemand stört," murmelte er, als er wiederkam. Auch die andern Thüren zu schließen, schien ihm überflüssig; er trat in seiner ganzen germanischen Stattlichkeit vor den kleinen, glutäugigen, tiefatmenden Reinhold hin. „Was willst du?" fragte er.

„Was ich will?“ — Reinhold sann einige Augenblicke. — „Ich hab deiner Frau soeben erklärt, daß ich mich um die Neigung ihrer Schwester, des Fräuleins Meta, bewerbe.“

„Das ist ein Vorwand,“ erwiderte Adalbert nach der ersten Überraschung. „Eine Infamie!“

Reinhold erglühte über das halbe Gesicht; indessen verging das sogleich. „Ich höre,“ sagte er dann. „Eine Infamie; ein Vorwand. — Mag sein. Ich kenne ja dich, war in deiner Schule.“

„Reinhold!“

Der Unglückliche hob nur die Brauen und lächelte. Adalbert rang nach Fassung.

„Es scheint,“ fing er ruhiger an, „so unglaublich es klingt und so sinnlos es ist — du verfolgst meine Frau. Du drängst dich in ihre Nähe; fährst mit ihr über die Lagune. Du machst Musik unter diesen Fenstern; — mein Gondolier hat mir's erzählt. Du dringst in mein Haus, unter diesem Vorwand!“

„Nun?“ erwiderte Reinhold. „Ist das nicht der Brauch? Sind das nicht bei euresgleichen die erlaubten Künste, wenn man erobern will? Und ist das Erobern nicht bei euresgleichen eine erlaubte und beliebte Verschönerung des Lebens? Ist denn dein Haus die Grenze, wo dieses Männerrecht aufhört?“

Adalbert biß sich auf die Lippe. „Du — — du denkst dich zu rächen. An jenem Abend sagtest du so ein Wort. — Um meiner Frau diese Beunruhigung ohne Sinn und Verstand zu ersparen, werd ich dir aus dem Wege gehn. Ich werd abreisen.“

„Ich dir folgen,“ antwortete Reinhold ruhig.

„Du bist rasend!“

„Das mag wohl sein. Ich fühl es selbst. — Ich fühl mich aber so recht gut; wenigstens besser als vorher.“

„Du hoffst, meine Frau — —“

Adalbert konnte nicht weitersprechen.

„Ich hoffe nichts, was du nicht bei so vielen andern erreicht hast.“ Ein wildes Lächeln verzerrte Reinholds Gesicht: „Vielleicht bin auch ich nicht ganz von Gott verlassen!“

„Du wirst ihr sagen, was — —“

„Sobald es mir gut dünkt, ja. Mitleid für den einen und Empörung gegen den andern sind —“

„Ich töte dich!“ rief Adalbert aus. Er zitterte am ganzen Leib; das Blut füllte ihm die Augen, er sah nicht mehr.

Reinhold schwieg eine Weile. „Wie du meinst,“ sagte er dann mit folternder Ruhe. „Ich bin ganz bereit, mich dir noch einmal zu stellen; wo und wann du willst. Vielleicht schießt dann einer von uns besser als damals ... Noch heut, wenn du willst; ohne alle Ceremonien; was sollen die zwischen uns. Mein Arm ist wieder gesund. Ich hab hier auch einen jungen deutschen Arzt wiedergefunden, den du ja auch kennst: den Doktor Wehner. Der hat mehrere Revolver, würd sie uns wohl leihen; würd auch dabei sein, wenn's verlangt würd, und den nötigen Beistand leisten. — Wie denkst du darüber?“

Adalbert schwieg.

„Ich geh von hier aufs Campo San Stefano und hör die Sänger singen; mit dem Doktor Wehner. Noch in einer Stunde würdst du mich da finden. Einen ganz stillen, öden Platz wüßt ich uns dann auch ...“

„Reinhold —!“ murmelte Adalbert, der mit unaussprechlichen Gefühlen kämpfte.

„In früheren Zeiten machte man's ja immer so ohne Förmlichkeiten. Und nun gar in Venedig! — Ich begreife auch, sachlich wie ich bin, daß du immer wieder an diesen Kreuzweg kommen wirst: einer muß aus der Welt! — Entweder verbietest du deiner Frau, mich zu sehn; dann wird sie fragen: warum? Und da du vermutlich zu stolz bist, um zu lügen und mich zu verleumden — bitte, ich geb es ja zu — was wirst du ihr dann sagen? Auch kannst du ja nicht hindern, daß ich ihr die Wahrheit schreibe —“

„Du —!“

„Ja, ich. — Oder du erlaubst deiner Frau, mit mir zu verkehren, mir ihre Freundschaft zu schenken —“

„Nie! — Nie!“

„Nie! — Wie dein Herz sich windet, da du nur denkst, dir könnte das geschehn, was mir geschehn ist; da nur ein andrer zu denken wagt, es könnte dir geschehn. Und du nennst mich rasend! — — Da wird's denn also immer wieder auf dieses

plumpe ‚Entweder, Oder' hinausgehn: dein oder mein Tod! War dir das Glück, mich zu betrügen, das wert?"

„Reinhold!" sagte Adalbert jetzt mit bebender Stimme.

„Was?"

„Du kannst nicht vergeben?"

„Nein. — Wo bliebe die Vergeltung, wenn ich dir vergäbe. — Es muß Gerechtigkeit sein auf Erden. Und wenn der Richter da oben schweigt, muß der Kläger sich selber helfen."

„Nun, so hilf dir. Jetzt aber geh!"

Adalbert wies mit dem zitternden Arm auf die Thür.

„Schließ auf."

„Ja, das hab ich vergessen."

Adalbert ging zu der Thür, die auf den Vorplatz führte, und drehte den Schlüssel herum.

„Also auf dem Campo San Stefano wäre ich zu finden. — Sonst geh ich meinen Weg."

Reinhold hob den Arm ein wenig, wie zu einer Art von Abschiedsgruß — die alte Gewohnheit — und ging aus der Thür.

Mit geschlossenen Augen stand Adalbert eine Weile da; ein wildes Durcheinander war in seinem Hirn. Er fühlte, wie sie drinnen kämpften: der gute, weiche Mensch in ihm und der Soldat, der beim ersten Zeichen der Gefahr an den Schwertgriff fährt. Ihn aus der Welt schaffen; dann war Ruhe ... Wie er mich martert, dachte er; an einem langsamen Feuer röstet er mich — daß mein Blut aufsiedet — dann zuckt wieder das elende Gefühl der Reue, und das Blut steht still. — O, mein junges Glück!

Er starrte in die Luft; ihm war, als sähe er den ehernen Finger der Vergeltung auf sich gerichtet. Ein Seufzer stieg ihm aus der Brust, wie er vielleicht noch niemals geseufzt hatte.

* *
*

Leise und langsam öffnete Erika die Thür. „Er ist fort?" fragte sie.

Adalbert richtete sich auf. — „Ja, er ist fort."

Sie zögerte, ehe sie weiterfragte: „Und ihr habt euch ausgesöhnt?"

„Ausgesöhnt?"

Sie sah ihn eine Weile schweigend an. — „Ach, du antwortest nicht auf meine Frage. Deine Stirn zieht sich so zusammen. — Ihr seid noch nicht wieder gut?"

Adalbert trat vor sie hin, ohne zu antworten, und schaute ihr ins Gesicht, in die Augen, als forschte und suchte er. Mit der Hand strich er ihr dann langsam über die Stirn. Endlich murmelte er, wie unbewußt, gedankenlos: „Gute Erika!"

„Warum siehst du mich so prüfend an?" fragte sie.

Er schwieg und ging von ihr hinweg, durch das halbe Zimmer. Es ist schon wie ein Fieber, dachte er: immer fasele ich wieder meine Worte aus jener Unglücksnacht vor mich hin: „Wenn diese Frau so fallen konnte, welche wird dann nicht fallen?" Ihm fuhr auch durch den erhitzten Kopf, was ihm der alte Helm am Hochzeitstag gesagt hatte: „Da liegt die Gefahr! Jene Vergangenheit könnte Sie einmal verleiten, dem Mißtrauen zu erliegen ..." Er verspürte diese Gefahr in sich. Was für eine Gefahr? Ein Wahnsinn. Mißtrauen gegen diese Frau — so unschuldig, so rein, so gut ...

Von Grauen über sich selbst erfaßt, schüttelte er den Kopf.

„Adalbert!" sagte Erika leise.

„Was giebt's?"

„O, nichts," sagte sie traurig. „Mir ist nur das Herz so schwer." — Sie kam langsam näher. „Adalbert! Geliebter Mann! Sag mir doch ein Wort. Was ist denn zwischen dir und ihm? Was für ein Rätsel ist mit ihm gekommen, das dich — so verändert?"

Er sah sie an und lächelte. „Wie du schon wieder fragst; die richtige Frau. — — Laß nur, Kind. Das vergeht. Eine letzte Wolke. Er meint, er könne mir etwas noch nicht ganz vergeben ..."

„Also du hast ihm —?"

„Etwas zuleide gethan, willst du sagen. — Ja. Ich ihm." — Er suchte wieder zu lächeln: „Nicht wahr, du denkst nun, er ist besser als ich."

„Aber wie kannst du das denken," erwiderte sie verwundert. Sie umschlang ihn zärtlich: „Niemand, niemand auf der Welt!"

„Gute Erika!“ — Er streichelte sie. Es drängte ihn fort und fort, sie etwas zu fragen; er suchte es aber heiter scherzend herauszubringen: „Na, aber er gefällt euch sehr, dieser blasse, liebenswürdige Märtyrer mit der weichen Stimme. Sogar der männerfeindlichen Meta hat er's angethan ...“

„Das ist wahr,“ sagte Erika, „er gefällt ihr. Ich war jetzt bei ihr, und um sie in ihrem Benehmen gegen ihn vorsichtiger zu machen, hab ich ihr ungefähr erzählt, was er hier von seinem ‚Interesse‘ für sie gesprochen hat. Das warf sie durchaus nicht weg! Sie nannte ihn dann einen merkwürdigen, ungewöhnlichen, etwas absonderlichen Mann, ‚dem man gut sein muß‘.“

„Sein muß!“ wiederholte Adalbert, den wieder ein Schlag durchfuhr. — „Ja — es ist wohl so. Ja, das ist das Wort. — Und so denkst du auch, nicht wahr?“

Sie nickte arglos: „Ja, ich glaube, die kluge Meta hat recht! — Und weißt du,“ fuhr sie mit ihrer süßen Stimme fort, indem sie sich an ihn schmiegte, „wenn ich dich so verfinstert, so bekümmert sehe; so muß ich immerfort denken: könnt ich euch versöhnen!“

„Du?“

„Ja. Bitte, fahr nicht auf! — Ich könnt mir dann sagen: ich hab etwas Gutes gethan! — ‚Eine letzte Wolke‘, sagst du. Und so alte Freunde. Und all deine andern Freunde — was sind die gegen diesen Wallneck? Mehr oder weniger gewöhnliche Menschen; so was man brave, tüchtige Männer nennt; die man da oben im Dutzend macht. Der da ist deiner wert! Er hat nicht nur seinen eigenen Geist, auch sein eigenes Herz; wenn er's auch gern versteckt. Er hat diese Anmut, diese Poesie der Seele, die bei den Männern leider so selten ist, und die wir so gern haben. — Weißt du, Adalbert —“

„Was?“

Sie umfing ihn schmeichelnd. „Und darum mußt du mir, deiner ‚Flitterwöchnerin‘, sagen, was du ihm gethan hast; und ich will dir zeigen, was ich kann, und ihn dir versöhnen!“

In wachsender Verstörung hatte Adalbert zugehört; nun machte er sich jäh von ihr los. „Laß mich!“ murmelte er. „Bitte, laß mich jetzt.“

Er hat recht! dachte er, durch das Zimmer gehend. Das Entweder, Oder. Ich muß ein Ende machen. Zum Campo San Stefano!

„Was ist dir?“ fragte sie, da er zur Thür ging. „Wohin?“

„Noch hinaus. — Dem nachdenken, was du da sagst; in der frischen Luft.“

„In die Nacht hinaus?“

„Jetzt wird sie ja erst schön, die Nacht.“

„Wir haben ja noch nicht zu Abend gegessen, guter Adalbert. Über dieser — Störung ist's so spät geworden. Meta hungerte schon. — Iß doch erst mit uns!“

Er öffnete die Thür, schüttelte den Kopf. „Wenn ich etwas durchdenken will“ — er lächelte einen Augenblick — „dann kann ich nicht essen. Bitte, setzt euch und eßt ohne mich. Ich genieße vielleicht draußen etwas; irgendwo. Wartet nicht auf mich. Ich komme vielleicht nicht so bald zurück.“

„Adalbert —“

„Auf Wiedersehn!“

Er winkte mit der Hand und war aus der Thür.

So hinaus? so weg? dachte sie, noch lange auf die Thür starrend. Adalbert — so von mir? Ein trockenes „Auf Wiedersehn“? — Sie sah traurig verwundert umher; sie legte sich eine Hand aufs Herz, es that ihr weh. Waren das ihre Flitterwochen? — — Wenn er „dem nachdenken“ will, tröstete sie sich. Vielleicht denkt er's gut zu Ende. Dann wird das „Wiedersehen“ so schön. — O ja! Ich will hoffen!

Sie ging in das Speisezimmer; es stieß an den Salon und sah auch noch auf den großen Kanal hinaus. Meta saß schon am Tisch, an den kalten Speisen ihren Hunger stillend. „Das ist eine unordentliche Wirtschaft,“ sagte die Kleine, „dieses Hotel Wittow.“

„Das Hotel ist noch neu,“ antwortete Erika, indem sie sich setzte.

„Wo bleibt Adalbert?“

„Noch ausgegangen. Er kommt später. Iß nur.“

„O ja!“ entgegnete Meta und hob ihr Messer. „Ich bin sehr für Selbsterhaltung!“

Sie aßen eine Weile, ohne zu sprechen.

Auf einmal fing Meta an zu gähnen. „Weißt du, was ich werde?“ fragte sie.

„Furchtbar müde werd ich. Den ganzen Tag so 'ne Stadt ansehen, die immer anders ist als Berlin, das strengt an!"

„So geh zu Bett, Kleine."

„Werd ich auch! — Ich will dir nur noch sagen, Große, daß mir diese Geschichte doch im Kopf herumgeht; ich meine, was du mir von der Verrücktheit dieses Herrn Doktors Reinhold Wallneck sagtest, sich für mich zu interessieren. Ich frag mich: spricht das gegen ihn, oder für mich?"

„Er beschäftigt dich also doch," sagte Erika lächelnd.

„Wie ein Verwandlungsrätsel oder ein Rösselsprung in so 'nem Familienblatt. — Ich muß also doch was an mir haben, daß er denkt: Teufel auch, die gefällt mir!"

„Du eitles Ding!" lachte Erika.

Ach, dachte sie nach Frauenart, wenn die ihm so richtig gut würde — und er ihr — und aus ihrem Herzensbund käm dann die Versöhnung!

Meta aß noch ein wenig, dann stand sie auf. „So," sagte sie, „jetzt ein ‚Schlaferle'! — Was ich nur noch sagen wollte: dir gefällt er also? Du wünschtest ihn mir zum Mann?"

„Ich glaub wohl," erwiderte Erika, die vor sich hin träumte.

„Hättst du selbst dich in ihn verlieben können, wenn du noch keine Männersklavin wärst?"

„Vielleicht. — Mir scheint, ja."

„Das ist ein hübsches Geständnis! Wenn das der wilde Hauptmann Adalbert von Wittow hörte!"

Erika stand auf. „Wir reden auch wie die Kinder. Geh jetzt, müdes Kind! Gute Nacht!"

Meta trat zu ihr und küßte sie. „War das gut geküßt?" fragte sie mit drolligem Schelmengesicht. „Ich werd jetzt anfangen, mich darin zu üben. — — Ei, ei, ich gefall ihm also!" — Sie ging. Über die Schulter wandte sie noch das müde Köpfchen zurück und sagte komisch herablassend: „Gute Nacht!"

Und ich? was thu ich nun? dachte Erika. Sie mochte nicht mehr essen; und sie konnte nicht schlafen gehn, eh Adalbert wieder zu Hause war. Sie setzte sich auf einen Stuhl am Balkon; hinaus auf ihn getraute sie sich nicht, als könnte die Gondel mit dem Störenfried wiederkommen. Der wunderbar goldene und doch schwermütige Mond wirkte fort. Das mag wohl auch schön sein, dachte sie, wenn man noch so scherzen kann wie Meta, mit so freiem Herzen. — Ich sitz hier und warte auf meinen Mann!

Draußen zog wieder Musik und Gesang vorbei. Sie sangen ihr „Vorrei morir". Erika horchte eine Weile; dann schüttelte sie den Kopf und legte sich eine Hand vor die Augen. Es klang mir immer so süß, dachte sie; wie ein Märchen. Wie es nun *traurig* klingt.

* * *

Die Abendblätter von Venedig berichteten am nächsten Tag, es habe sich wieder einmal etwas romantisch Rätselhaftes zugetragen; das alte Venedig sei doch noch nicht tot. Auf einem abgelegenen und allerdings besonders öden Platz — der Name thut hier nichts zur Sache — seien den Abend vorher mehrere Schüsse gefallen; der sogleich hinzueilende Wächter habe aber trotz des Mondscheins nichts entdeckt, nichts als eine Blutspur, die von einem Winkel des Platzes zum nächsten Kanal geführt habe. Dort habe sie sich, buchstäblich, im Wasser verloren; wie schon so manche vor ihr in der Wasserstadt. Indessen kam das interessante Rätsel doch nicht so leichten Kaufes davon; die ganze Polizei von Venedig und ein großer Teil der Einwohner zerbrach sich noch Tage lang rechtschaffen den Kopf, bemühte sich auch redlich, das Geheimnis zu lichten, und die Zeitungen dehnten ihre Berichte darüber, so gut sie konnten. Als sich bei alledem nichts ergab, ward man der Geschichte, wie es natürlich ist, satt und vergaß sie schnell; vielleicht etwas schneller als anderswo: ruhten doch schon so viele ungelöste Geheimnisse auf dem dunklen Grund der großen und kleinen Kanäle von Venedig.

Erika und Meta kümmerten sich wenig um diese „dumme Geschichte", die so gar keinen „lebendigen Menschen" hatte; dagegen kam Meta am zweiten Abend nach jener Mondscheinserenade mit erhitzten Wangen und Augen in Erikas Zimmer, um ihr mitzuteilen, was sie draußen von Pietro, dem Gondolier, gehört hatte; dem hab es ein

„Kollege“ erzählt. Doktor Wallneck sei in jener Nacht in seiner Gondel krank nach Hause gekommen und liege nun in der „Aurora“ zu Bett, mutterseelenallein. „Man konnt es ja denken,“ setzte die Kleine hinzu, etwas aufgeregt; „wie sah der Mann neulich aus; blaß und melancholisch. Es hat offenbar in ihm gesteckt. Erika! Was thun wir nun?“

„Was sollten wir thun?“ fragte Erika zurück.

„Wir können ihn doch nicht einfach so liegen lassen,“ erwiderte Meta mit großen Augen. „Wenn er mutterseelenallein ist. In der fremden Stadt.“

„Zu ihm gehn?“

„Ich weiß nicht. — Man schreibt ihm doch wenigstens, man fragt, was man für ihn thun kann. — Das weitere findet sich!“

„Willst du ihm schreiben?“ fragte Erika.

„Ach, ich kann doch nicht; das weißt du ja doch. Aber du, die verheiratete Frau.“

„Und Adalbert?“

Meta warf den Kopf zurück: „Bitte, werd nicht wieder Männersklavin. Ein kranker, gottverlassener Mensch — das ist barmherziges Samaritertum — das sind Frauensachen. Übrigens, Adalbert wird dir hinterdrein gewiß nicht bös sein: er ist viel zu gut!“

Erika dachte nach; ihr war weich und auch schwül ums Herz. Als Adalbert vor zwei Tagen von seinem nachdenklichen Abendgang heimgekommen war, spät, sehr blaß, nicht unhold, aber tiefversonnen, da hatte sie leise an seiner Schulter gefragt: „Nun? hast du's gut durchdacht?“ Er hatte die Schulter weggezogen; „bitte, laß das jetzt!“ hatte er dann in freundlichstem Ernst gesagt; „sprich mir die nächsten Tage nicht von diesem Mann — bis ich selber spreche!“ Danach hatte er sie liebevoll an sein Herz gedrückt ... In der Nacht darauf träumte er aber schwer und laut; wie sie ihn nicht kannte. Es rangen sich ihm Worte über die Lippen, die sie nicht verstand; plötzlich dann klar, vernehmlich: „Reinhold! Reinhold!“ so recht aus der tiefen Brust. Als sehne er sich, zu Reinholds Herzen zu sprechen, das Fremde zu überwinden, das die beiden trennte, wieder mit ihm eins zu sein ...

„Eine letzte Wolke!“ fiel ihr wieder ein. Dazu diese andern Worte, die Adalbert ihr gesagt hatte: „er meint, er könne mir etwas noch nicht ganz vergeben.“ Warum nicht? Lieber Gott, dachte sie, was kann man einem Mann wie Adalbert nicht vergeben wollen? — Aber freilich, wenn man ihn nicht so liebt wie ich. — Und immer, immer, immer geht mir wieder durch den Kopf: Könnt ich sie versöhnen!

„Nun?“ fragte Meta am nächsten Morgen, als sie mit der Schwester allein auf den Balkon hinaustrat, „hast du ihm geschrieben?“

„Dem kranken Mann?“ fragte Erika.

„Mein Gott, wem denn sonst?“ stieß Meta beinahe zornig heraus. „Große Schwester, ich kenn dich nicht mehr; du warst doch die geborene Samariterin. Bei dir heißt's wohl am Ende auch: das Glück verhärtet. Das ist ein wahres Kreuz mit euch Glücklichen!“

Glücklichen! dachte Erika mit einem inneren Seufzer. Wie war ihr die Welt verwandelt, seit drei Tagen; wie war ihr Geliebter, ihr Abgott verwandelt. Er wachte die halben Nächte durch; er lachte nur noch gequält, oder aufgeregt; er war offenbar ruhelos. Und das alles um diesen Mann — sie fühlte es — dessen Name nicht zwischen ihnen genannt wurde und bei dem doch ihre und seine Gedanken waren ...

„Willst du ihm nun heute morgen schreiben oder nicht?“ fragte Meta, an Erikas Ärmel zupfend.

„Ja doch, ja doch!“ sagte Erika rasch entschlossen. Ich bin es ja der Kleinen schuldig, war der Gedanke, mit dem sie sich den letzten Mut machte; sonst verliebt sie sich aus Trotz leidenschaftlich in ihn — wenn sie's nicht schon ist! — Sie ging in ihr Zimmer, an ihren Schreibtisch, und schrieb: „Wir sind sehr erschrocken, meine Schwester und ich: von unserm Gondolier haben wir gehört, daß Sie neulich nachts krank nach Hause gekommen sind und zu Bette liegen. Wenn ich auch eigentlich fürchten muß, es ist meinem Mann noch nicht recht, daß ich Ihnen schreibe, ich kann's doch nicht lassen. Sie sind hier so allein, ohne jede Hilfe. Sie waren schon neulich abend elend, ich hab's wohl gesehn. Wenn Sie können, so schreiben Sie mir, bitte, eine Zeile: wie es

Ihnen geht! und was Sie etwa brauchen, was man für Sie thun kann. Wir sind in Unruhe um Sie. Alle guten Wünsche! Erika von Wittow."

Ihr Gondolier trug das Briefchen zur „Aurora" hin; als er wiederkam, eilten ihm die Schwestern entgegen, sie hatten schon auf dem Vorplatz gewartet. Pietros Bericht enttäuschte sie: er brachte keine Antwort. Er habe den Herrn in seinem Zimmer gefunden, nicht im Bett, sondern auf dem Sofa, mit sehr schlechter Farbe, dicke Decken über sich, bei dem warmen Wetter; wohl auch Fieberfrösteln, so sei es ihm vorgekommen. Der Herr habe aber nur den Brief gelesen, und dann noch wieder hineingesehn, und etwas von Dank und von Grüßen gemurmelt. Darauf habe er nur noch mit der Hand gewinkt: du kannst wieder gehn!

„Er wird wohl noch eine Antwort schicken," sagte Meta nach einer tiefen Stille; leise ging sie dann fort, in ihr Zimmer. Erika blickte ihr nach und schüttelte den Kopf. Sie fühlte, er werde nichts mehr schicken; woher dieses Gefühl ihr komme, wußte sie freilich nicht. Es behielt aber recht: der Tag ging so hin, von Wallneck kam nichts. Am andern Morgen zog Meta unruhig von Zimmer zu Zimmer, huschte zuweilen auf den Vorplatz, schlich von dort enttäuscht, mit hängendem Köpfchen, in die Zimmer zurück. Erika sah es, mochte nicht mehr hinschauen. Die nun auch, dachte sie; wir sind ja alle drei nichts mehr als Nerven! — Das sind meine Flitterwochen!

Endlich stellte sich Meta mit ihrem blassen, offenbar übermachten Gesicht vor die Schwester hin, die in einem Lehnstuhl saß, und warf hastig die Worte heraus: „Auch ein richtiges Mannsbild!"

„Wer?" fragte Erika.

„Na, der da in der ‚Aurora'. Schreiben thut er nicht. Kein Wort!"

Erika schwieg.

„Verstehst du den Mann?"

„Noch nicht."

„Ich auch nicht. — Beruhigen wir uns nun dabei?"

„Kind," erwiderte Erika, „wie könnten wir das."

„Ah! Da sagst du doch mal ein herzhaftes Wort! — Willst du zu ihm gehn?"

Erika hatte diese Frage erwartet, hatte sich schon selber gefragt. Sie antwortete nicht.

„Willst du zu ihm gehn?" wiederholte die Kleine. „O Gott, wenn ich nur könnte, ich thät's ja gleich! — Aber, das ist ja eben die dumme Geschichte: er ‚interessiert sich für mich', hat er dir gesagt. Ich darf mich nicht rühren. Ich darf mich nicht mucksen. — Du kannst!"

Sie wartete eine Weile auf Antwort; da Erika nichts sagte, setzte sie hinzu: „Und du mußt!"

Erika saß in wachsender Unruhe und Beklemmung da. In einer Stunde sollte ihr Vater kommen; um zwei Tage hatte sich's, ihr zum Trost, verspätet, aber nun kam er gewiß. In einem Brief voll seliger Freude, „seine Kinder auf der Höhe ihres Glücks zu sehn", hatte er sich angemeldet. Sie fuhr zusammen, wenn sie an diese Worte dachte; wird er nicht merken, fuhr ihr durch den Kopf, wie anders es ist? Er hat ja offene Augen; wird er uns nicht ansehn, anfühlen, wie verstört und wie — verschüttet das alles ist? •

Und an der Riva degli Schiavoni lag dieser Mann, der das alles angerichtet hatte, der ihr vielleicht mit drei guten Worten den Frieden und das Glück wiedergeben konnte ...

„Sie versöhnen! Sie versöhnen!" Die zwei Worte kamen ihr jede Stunde wieder. Dazu sind die Frauen da; so viele Männer können es nicht: sie werden hart wie Stein, sie finden den Weg nicht mehr. Die weiche Hand der Frau muß helfen ... Dann wieder von Mitleid gerührt, stellte sie sich den armen Verlassenen vor, wie er fieberkrank, mit dem eigensinnigen Trotz des richtigen Mannes auf dem Sofa lag, in seiner stolzen, stummen Einsamkeit. Doch wenn sie nun käme, durch sein Schweigen nicht abgeschreckt, würd ihm das Herz doch aufgehn, das künstlich verstockte und verhärtete; und vor der „barmherzigen Schwester", vor der Schwester seiner Meta, würd er weich werden wie sie, und sich entschließen, ihrem Adalbert alles zu vergeben. Und dann — dann war alles gut!

Es riß sie vom Stuhl empor, **gleich** zu ihm zu gehn; darauf stand sie freilich wieder wehrlos, mit hängenden Armen still: für jetzt war's zu spät. — „Willst du?" fragte Meta.

„Ja," antwortete sie, „ich will. Wenn der Vater da ist —"

„Vorher kannst du nicht mehr?"

„Nein, 's ist ganz unmöglich. Aber wenn er da ist — wenn wir ihn in Venedig herumführen — sobald es angeht, laß ich euch allein, als hätt ich einen notwendigen Gang. Den hab ich ja auch. Und dann geh ich zu ihm!"

„Bravo! Das ist die alte Erika!" sagte Meta mit einem anerkennenden Blick und drückte sie dann dankbar mit ihren kräftigen Armen. Sie besprach nun lebhaft, was Erika zu ihm sagen könnte oder sagen sollte; darüber verging die Zeit, bis Adalbert aus seinem Zimmer kam, um sie abzuholen: sie wollten alle drei zur Bahn, Korwitz zu erwarten.

Adalbert hatte wenig Farbe in seinem sonst so blühenden Gesicht; die Augen lagen ihm heute so tief, daß Meta in ihrer naiven Betroffenheit unablässig hinstarrte, bis er sich belästigt abwandte. „Wenn wir ihn hierher gebracht haben," sagte er, „dann überlaß ich ihn einstweilen euch; ich möchte mich ein paar Stunden aufs Sofa werfen, hab zu schlecht geschlafen. Bitte, keine mitleidigen Fragen; es ist die Schwüle — oder sonst irgend was. Möcht euch nur ersuchen, den Vater nicht durch Bemerkungen über meinen schlechten Schlaf und so weiter unnütz aufzuregen. Er soll hier vergnügt sein. Ich schlaf mich ja in drei Tagen zurecht. Ich werd ihm lieber sagen, ich hätte Briefe zu schreiben. Ihr führt ihn zum Markusplatz — und wohin ihr wollt!"

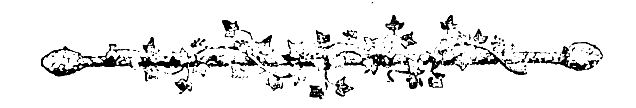
Erika nickte still. Meta zuckte die Achseln und ging voran die Treppe hinunter, um in die Gondel zu steigen, in der sie zum Bahnhof fuhren. Es geschah alles nach Adalberts Willen: nachdem sie den glückstrahlenden, von Wiedersehensfreude verjüngten Oberst empfangen und in der Gondel zu ihrem Palazzo geführt hatten, zog sich der Schwiegersohn „an seinen Schreibtisch" zurück und die Töchter wanderten mit dem jungen alten Herrn, der förmlich nach Venedig hungerte, in die Stadt hinein. „Was ist mit Adalbert?" fragte Korwitz unterwegs. „Den hat das Glück nicht verschönert, muß ich leider sagen. Wie liegen dem die Augen im Kopf!"

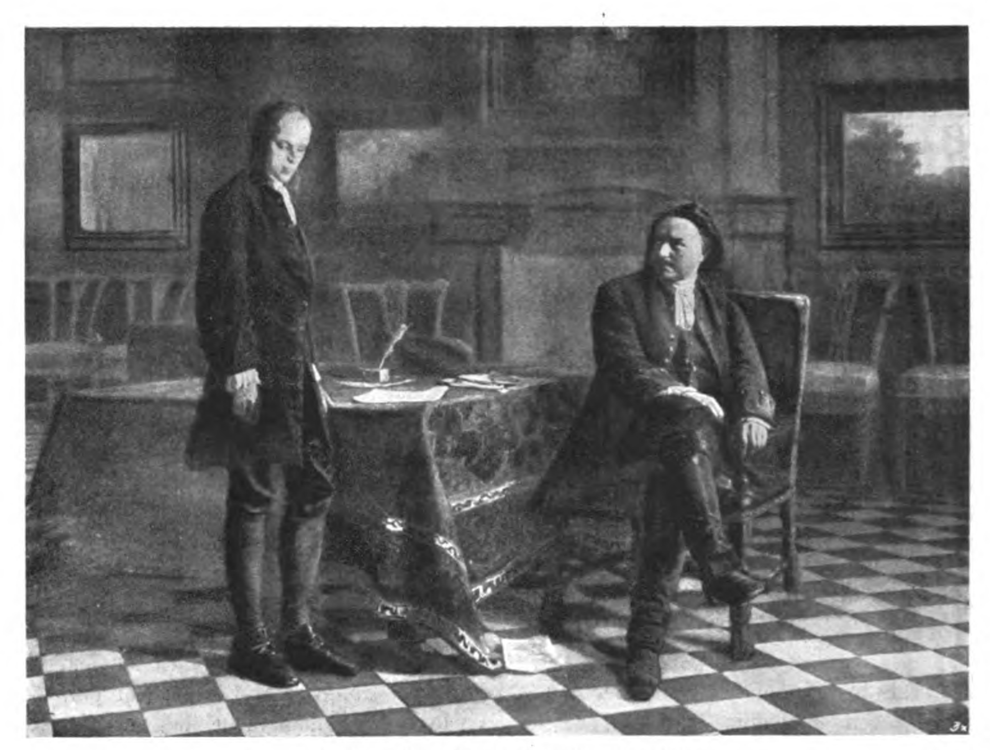
„Es waren wohl die schwülen Tage," sagte Erika stockend; „die greifen ihn sonderbar an. Sonst — geht's ihm sehr gut. — Er kommt uns zum Markusplatz nach, sobald er zu Hause fertig ist."

„Schwüle!" brummte der Oberst. „Ein baumstarker Offizier! — Übrigens, seine junge Frau sieht auch etwas abgetakelt aus. Auch so lächerliche, nervöse Ränder um die Augen. Kinder, was treibt ihr hier! Das versteh ich nicht. Zu meiner Zeit, im Honigmond — da sahen wir anders aus!"

„Ach, laß sie nur," nahm Meta das Wort, „und guck dir lieber die Welschen an. In Berlin werden sie wohl beide wieder ordentliche Menschen." — —

(Fortsetzung folgt.)





Ge: Peter I. forscht den Zarewitsch Alexei aus.

Malerei in Rußland.

Von

Olga Wohlbrück.

Bis vor kaum hundert Jahren gab es keine eigentliche russische Malerei, sondern eben nur eine Malerei in Rußland, sklavisch abhängig von den Schulen Italiens, Frankreichs und der Niederlande, ein naives, unbeholfenes Stammeln, dessen erste Laute sich nur mühsam und langsam durch den Knebel drängten, den starre byzantinische Orthodoxie der freien und befreienden Sprache der Kunst jahrhundertelang vorgelegt hatte.

Bereits nach der siebenten ökumenischen Kirchenversammlung im Jahre 787 wurde, im Hinblick auf das Gebot: „Du sollst keine Götter haben neben mir“, ein Verbot erlassen, skulpturelle Darstellungen von Heiligen zu schaffen und zu verwenden. Auf demselben Konzil stellte ein gewisser Epiphanius den Antrag, den Malern fürderhin keinerlei Freiheit beim Malen der Heiligen zu gestatten, mit der Begründung, „daß die Heiligenbilder nicht vermöge des schöpferischen Geistes des Künstlers, sondern allein durch die Gebote und Traditionen der orthodoxen Kirche geschaffen würden und durch sie ihren Wert erhielten.“ Das Recht der „Entdeckung“ und der Bestimmung neuer Typen gehöre somit ausschließlich den heiligen Kirchenvätern zu, während der Künstler nur die schaffende, ausübende Kraft sei.

Waren der Malerei enge Schranken gesetzt, so galt die Skulptur, wie schon gesagt, für ganz verpönt, und in einem Kirchenkalender aus dem siebzehnten Jahrhundert lesen wir: „Es ziemt sich nicht für rechtgläubige Christen, über die Thore ihrer Häuser Darstellungen von heidnischen, tapfe-

ren Männern, von imaginären Schlangen und Tieren anzubringen, wohl aber Kreuze und Heiligenbilder."

So konnte sich denn in Rußland, das zugleich mit der griechisch-katholischen Religion die byzantinische Kunst kritiklos mit übernommen hatte, die Skulptur gar nicht, die Malerei nur bedingterweise entwickeln.

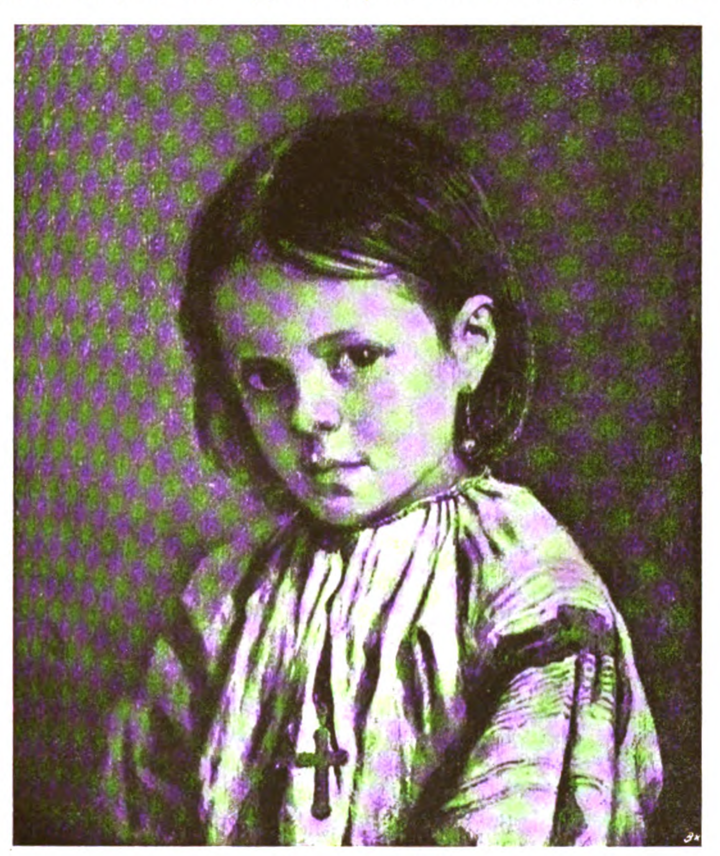
Die altrussische Malerei war ausschließlich kirchlicher Art, sozusagen eine Abzweigung des Gottesdienstes, der religiösen Gebräuche, eine an und für sich „heilige Handlung", und die kirchlich künstlerischen Formen, wie Byzanz sie Rußland vermacht, bildeten eine strenge Begrenzung jedes individuellen Schaffens.

Griechische Meister wurden aufgefordert, die Wände des ältesten, auch von griechischen Architekten erbauten Domes von Kiew mit Fresken und Mosaiken zu verzieren.

Einige dieser Maler siedelten sich nun ganz in Kiew an, formten russische Schüler und waren die Hüter kirchlicher Tradition und die Verbreiter byzantinischer Kunst. Im elften Jahrhundert begegnen wir dem ersten russischen Ikonographen, Olimpi Peschtscherski, dem bald andere, mehr oder minder begabte russische Maler folgten, deren technische Kenntnisse jedoch so gering waren, daß sie nicht einmal immer zur sklavischen Kopie der byzantinischen Vorbilder reichten, wodurch zufällige Abweichungen von den allein selig machenden kirchlichen Typen vorkamen, Abweichungen, in denen wir freilich die ersten lallenden Versuche einer selbständigen Kunst zu suchen haben.

Während des Tatarenjochs verkümmerte die religiöse Malerei im Süden, und nicht mehr Kiew — die am meisten von den Barbaren heimgesuchte Stadt — sondern Nowgorod wird der Mittelpunkt des Kunstlebens. Hier ist es auch, wo sich die Malerei bei allem Kultus für den byzantinischen Stil am ersten zu einer gewissen bewußten Selbständigkeit durchringt, während Moskau, vollauf mit seinem politischen Leben beschäftigt, in politische Kämpfe verwickelt, noch lange Zeit der Kunstbewegung fremd gegenübersteht und sogar im sechzehnten Jahrhundert noch in den Anfängen der Malerei steckt.

Im fünfzehnten Jahrhundert bildete sich die erste Schule der Ikonographen, die sich allmählich in verschiedene andere Schulen verzweigte, von denen die berühmteste die Schule von Nowgorod war. Die Schulen unterschieden sich voneinander durch Größe der Zeichnung, Vorliebe für diese oder jene bestimmte Farbe oder durch die besondere Sorgfalt, die den Konturen, der Verteilung



Brüllow: Kleines Mädchen.

von Licht und Schatten gewidmet war. Die Heiligenbilder aus der alten Schule von Nowgorod z. B. weisen sämtlich kurze, gedrängte Figuren auf und ungewöhnlich viel grün und gelb in der Farbenmischung. So lag die Verschiedenheit der Schulen im Grunde bloß in der Verschiedenheit rein äußerlicher technischer Handgriffe.

Je mehr sich im russischen Volke das Bedürfnis nach Heiligenbildern entwickelte, desto zahlreicher und kleiner wurden diese, desto mehr wurde die Malerei aber auch auf das Niveau eines Handwerks herabgedrückt. Die kleinen Dorfkirchen mit den schmalen Wänden, Privatleute mit ihren engen Stuben fingen an, ebenfalls Heiligenbilder zum Bedecken ihrer Wände zu verlangen, und so wurden denn die kolossalen Fresken und Mosaiken des byzantinischen Stils gar bald von kleinen Heiligenbildern, von denen ein jedes unzählige Figuren aufwies, verdrängt. Auf diese Art entwickelte sich eine Miniaturmalerei, die fast ausschließlich das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert beherrschte. Dennoch ist es kein Wunder, daß bei der Verzweigung der Schulen, die eine einheitliche Kontrolle ausschloß, immer größere Abweichungen von den vorgeschriebenen Typen stattfanden und sich sogar bei bildlicher Darstellung der Vorgänge aus der Heiligen Schrift Einzelheiten aus den Bildern großer westlicher Meister einschlichen. So sehen wir manchen Heiligenbildern den Einfluß an, den Perugino, der Lehrer Raphaels, auf die russischen Ikonographen ausgeübt hat.

Um den gefährlichen ketzerischen Selbständigkeitsgelüsten der Maler einen Riegel vorzuschieben, ließ die Kirche in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts eine Sammlung klassischer Typen erscheinen, die den Ikonographen beim Malen der Heiligenbilder zum Vorbild dienen sollten. Dessenungeachtet entwickelte sich die Freiheit in Auffassung und Darstellung des behandelten Vorwurfs in immer größerem Maße. Es war, als ob der individuelle Schaffensgeist der strengen Bevormundung müde geworden und einen Ausweg suchte, sich freier bethätigen zu können. Dieser Ausweg war den Ikonographen bald in den „zusammengesetzten Heiligenbildern“ gegeben, die in vielem die damals noch fehlenden Bücher ersetzten. Es waren dies Darstellungen bekannter Vorgänge aus dem Leben der Heiligen, reale Vorgänge, deren Einzelheiten noch nicht an die traditionelle Form gebunden waren und in deren Verbildlichung die Maler ihrer persönlichen Auffassung folgen mußten.

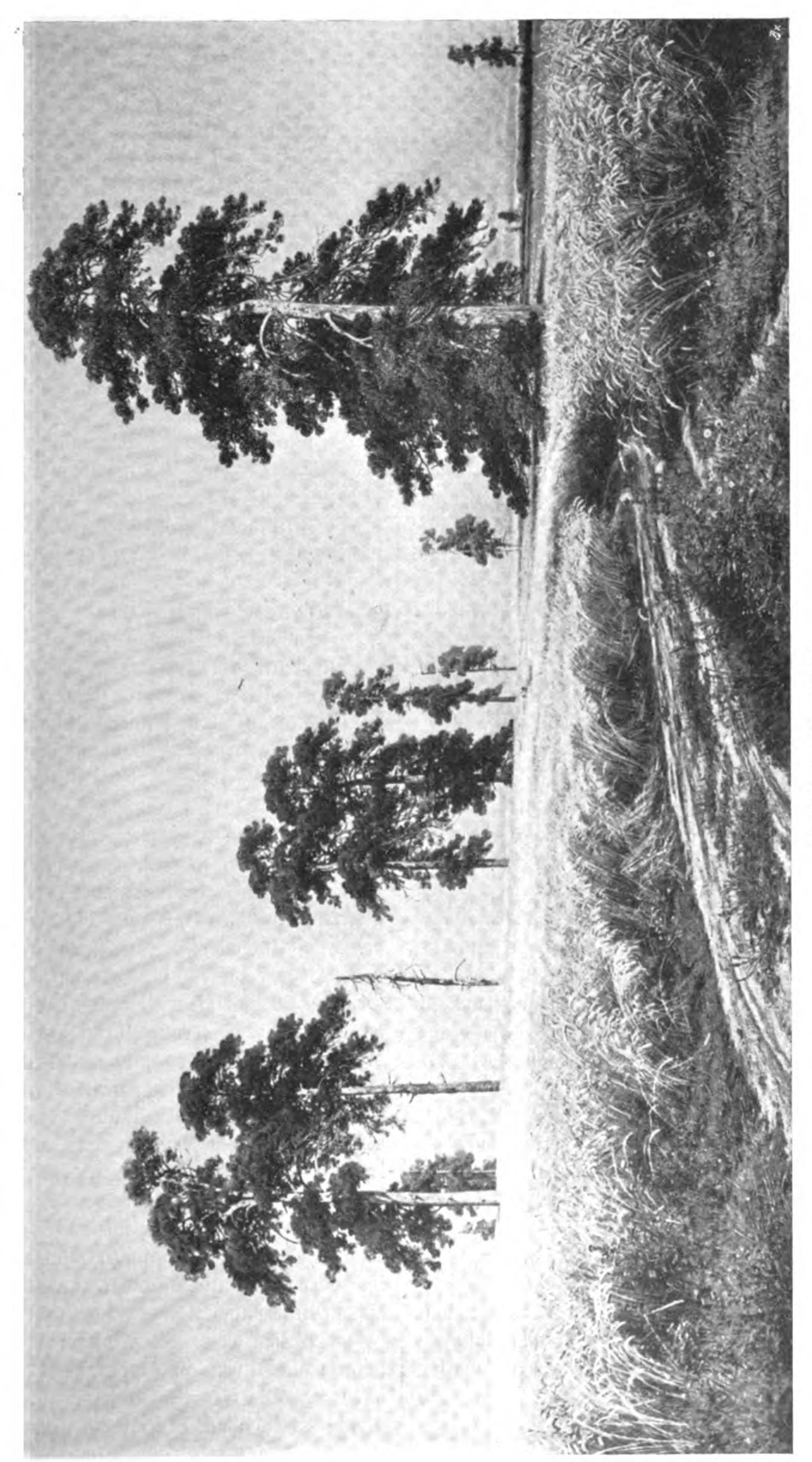
Man kann also mit zweifellosem Recht die zusammengesetzten Heiligenbilder als den ersten Grundstein betrachten, auf dem sich die nationale russische Malerei entwickelt hat.

Im siebzehnten Jahrhundert wird das Streben nach selbständigerer Auffassung in der Conception und Darstellung immer lebhafter. Die byzantinischen Formen in ihrer ascetischen Dürftigkeit, dem konventionell Düsteren des Kolorits, dem Starren, Eckigen in der Zeichnung, weichen immer mehr zurück, um die individuelle Art des Künstlers, die dem Leben abgelauschten Züge und der Natur nachgebildeten Linien vortreten zu lassen — dies alles zum großen Ärgernis der Kirche, die darin eine Gotteslästerung erblickt, verdammenswertes Ketzertum.

Ein Bild des heiligen Emanuel z. B. giebt einem Kirchenvater zu folgenden empörten Zeilen Anlaß: „... Da malen sie ihn jetzt mit aufgeblähtem Gesicht, rotem Mund, lockigem Haar, wulstigen Händen, starken Muskeln, mit aufgeblasenen Fingern, riesigen Schenkeln, dick und fett wie einen Deutschen (sic!) — nur der Säbel fehlt an der Seite. Das kommt davon, wenn man so malen will, daß es wie lebend aussieht.“

„Das kommt davon“, sagte auch der große Nikon und sprach das Anathem über alle aus, die dem verwerflichen Realismus huldigten, sich nicht streng an die kirchlichen Typen hielten, sondern malten, daß es „wie lebend aussah“.

Aber selbst die drohende Aussicht ewiger Verdammnis vermochte nicht das keimende neue Leben zu ersticken. Die Moskauer Schule, deren Blütezeit in das siebzehnte Jahrhundert fällt, zählte mehr als einen Realisten. Am Hofe Iwans des Schrecklichen waren mehrere Ikonographen angestellt, die sich ebenfalls trotz der Kirchengebote nicht abhalten ließen, ihrem innersten Drange zu folgen, und der berühmteste Ikonograph des siebzehnten Jahrhunderts, Simon Uschakoff, that was viele seiner weniger berühmten Kollegen zu jener Zeit



Schischkin: Das Kornfeld.

thaten: er malte einfach auf zwei Arten — nach der Schablone für die Kirche, in freierem, künstlerischem Geiste für die Privatbesteller, denen die neuere, gefälligere Art der Heiligenbilder weit mehr als Zimmerschmuck zusagte, als die düster gehaltenen, starren Bilder, die die kirchliche Censur passierten.

Ein Kollege und Freund des Uschakoff beteiligte sich nicht nur mit Palette und Pinsel, sondern auch mit der Feder in der Hand an dem Streit zwischen alter und neuer Richtung. So schrieb er an Uschakoff einen offenen Brief, in welchem er lebhaft gegen den starren kirchlichen Geist protestierte, der lähmend auf der Ikonographie lag:

„Wo steht es denn geschrieben, daß man das Antlitz der Heiligen dunkel und düster malen muß? Sind denn die Menschen alle nach einer Gestalt geschaffen? Waren denn alle Heiligen dunkel und mager? Nein, der Maler giebt in Bildern wieder, was er sieht und was er hört, und wie er es sieht und wie er es hört ... und so waren denn im Alten und im Neuen Testament viele Männer und Frauen wohlgebildet, wie sie es jetzt sind."

In diesen Worten sprach sich auch teilweise der Einfluß aus, den ausländische Maler — hauptsächlich Polen und Deutsche — in den vierziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts auf die russischen Ikonographen auszuüben begonnen. Vom Zaren aus dem Auslande als „Personen"-Maler (Porträtmaler) verschrieben, fiel ihnen bald die kulturelle Aufgabe zu, die westliche Kunst in Rußland einzubürgern, wie ehemals die Griechen die byzantinische eingebürgert hatten. Viele Ikonographen wurden die Schüler der ausländischen Meister und trugen ganz unwillkürlich immer mehr weltliche Züge in ihre kirchlichen Typen ein, worin sie noch unterstützt wurden durch den Geschmack des kaufenden Publikums, das sich immer entschiedener von den eigentlichen konventionellen Kirchenbildern abwendete.

Der neu auftauchende Realismus machte sich nun auch bald in der Komposition der Heiligenbilder bemerkbar, die der Künstler, seiner individuellen Auffassung folgend, der Heiligen Schrift entnahm.

Allmählich bildete sich ein religiöses Werk, das den Malern die verschiedenen verwendbaren Themen aus der Heiligen Schrift in übersichtlicher Weise lieferte, eine Art Gegenstück zu dem Typenbuch, an das die Kirche die Maler gekettet hatte.

Die am Ende des siebzehnten Jahrhunderts lebhafte religiöse Bewegung zog naturgemäß eine ebenso lebhafte Bewegung auf dem Gebiete der Malerei nach sich, die sich — wenn nicht in einer Entwickelung, so doch in einer Spaltung der Malerei äußerte.

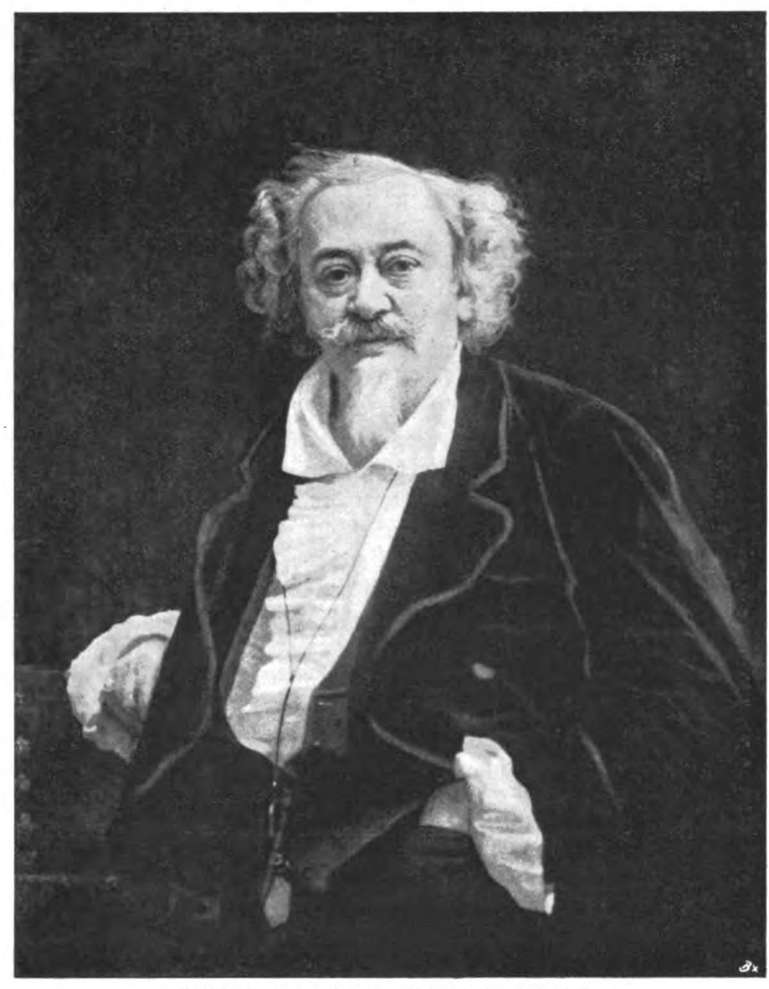
Die Bewegung, eingegrenzt auf rein religiösem Gebiete, verlor rasch den Boden unter den Füßen, nachdem sie zwei Scheidungen vollzogen: in der Religion die Scheidung der Rechtgläubigen von den Altgläubigen; in der Malerei die Scheidung von kirchlicher und weltlicher Kunst.

Die weltliche Malerei entwickelte sich immer mehr unter dem fördernden Einfluß westlicher Maler, die immer zahlreicher an den gastlichen Zarenhöfen auftauchten, und die den russischen Künstlern die bisher noch ungeahnte Perspektive beibrachten. Doch äußerte sich lange Jahre hindurch kein Bedürfnis nach landschaftlichen Bildern, sondern nur eines nach „Personen", und im übrigen begnügte sich der kaum erwachte Kunstsinn mit russischen Holz- und Kupferstichen nach berühmten ausländischen Gemälden.

Erst unter der schönen, energischen, franzosenfreundlichen Zarin Elisabeth, die, selbst ungemein prachtliebend, auch die Prachtliebe bei ihren Unterthanen entwickelte, begannen reiche Herren zugleich mit „Personenbildern" Gemälde allegorischer Art aus der Mythologie zur Verschönerung ihrer Plafonds zu bestellen. Die deutschen und polnischen Maler wurden durch französische ersetzt; diese waren es auch, die die Bestellungen ausführten und die russischen Künstler nur als Hilfskräfte benutzten, nachdem sie sie als Schüler ausgebildet. Nur Giuseppe Valeriani hinterließ einige besonders talentvolle russische Schüler, die übrigen russischen Maler waren im besten Falle nichts anderes als staatlich angestellte Handwerker.

Im Westen hatte die Malerei schon seit langem die Sturm- und Drangperiode überschritten. Die Technik bot keine unlösbaren Schwierigkeiten mehr, und die Komposition war der individuellen Auffassung jedes ein-

zelnen überlassen. Der strotzenden, brutalen Kraft war eine Periode süßlicher Maniertheit gefolgt, in die ab und zu ein scharfer Individualismus einschnitt, der weit über die Grenzen des Landes seinen Einfluß geltend machte.



Kramskoi: Porträt des Schauspielers Samoiloff.

Auch Rußland konnte sich diesem Einfluß nicht entziehen und verlangte von seinen Malern, die die westliche Kunst als etwas Fertiges, Feststehendes übernommen, wie Kinder die Wissenschaft in der Schule, dasselbe, was die Ausländer machten. Dieses Verlangen benahm den russischen Malern von vornherein die Möglichkeit, sich auf eigenen mühevollen Wegen zu einer nationalen Kunst durchzukämpfen.

Wie früher in der Sklaverei der byzantinischen Kirchenmalerei, so erstarben sie jetzt im Servilismus der westlichen Kunst, gedrängt von dem Verlangen des Publikums, das nichts Schlechteres, nichts Besseres wollte, als was das westliche Europa bot, sondern dasselbe.

Und dieses Wörtchen erstickte im Keime alle nationalen und individuellen Ideale des russischen Künstlers. Kein Wunder daher, daß die russischen Maler, ob talentvoll oder nicht, sich nicht zu selbstschaffenden Künstlern entwickeln konnten, sondern mehr oder minder gute Kopienmaler wurden, die nicht für die Kunst selbst, sondern für diesen oder jenen Herrn arbeiteten, in dessen Privatatelier sie gerade malten.

Die vornehmen Herren hatten jetzt nämlich ihr Privatatelier, wie sie ihren Stall hatten, und die Maler waren für sie nichts als Pferde, die sie vor ihre Launen spannten, und die sie oftmals im wörtlichen Sinne mit der Peitsche anspornten. Wie es Mode war, „seine Musikanten“ aus den talentvollen Leibeigenen zu rekrutieren, so rekrutierte man aus letzteren vielfach „seine Maler“. Und so bietet denn die Geschichte der Malerei in Rußland im achtzehnten Jahrhundert das trostlose Bild einer von Sklaven sklavisch ausgeführten und daher zum Handwerk herabgewürdigten Kunst.

Die Sachlage wurde kaum geändert dadurch, daß auf Anregung des Grafen Schuwalow im Jahre 1757 eine besondere Akademie der Künste gegründet wurde, denn zu

Lehrern waren abermals die damaligen Gesetzgeber der Kunst, die Franzosen, herangezogen worden, und französische Maler waren es gewesen, die den Lehrplan entworfen hatten.

Unter Katharina II. wurde dieser Akademie eine Erziehungsanstalt beigefügt, um talentvolle Knaben künstlerisch heranzubilden. Dieselbe Absicht, bei ihren Schülern künstlerisches Interesse und Verständnis zu entwickeln, veranlaßte die Akademie auch, die Begabtesten auf Staatskosten ins Ausland zu schicken. Und insofern bedeutet ja die Entstehung der Akademie einen großen Fortschritt, wenigstens was die Auffassung des kulturellen Wertes der Malerei betrifft. Nationaler konnte sie jedoch unter diesen Umständen nicht werden — im Gegenteil. Die jungen Künstler, welche die im französischen Geiste geleiteten Studien absolviert hatten, arbeiteten dann auf Bestellung, um ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, in dem herrschenden französischen Geschmack. Die Akademie selbst züchtete „russische Canalettos“, „russische Vernets“, „russische Poussins“, die Akademie ließ nur historische Gemälde gelten und konventionelle Landschaften im Stil von Claude Lorrain.

Nur sehr langsam stahlen sich in die servilen Nachahmungen individuelle und nationale Züge. Am auffälligsten offenbarten sie sich in Porträts, in den Bildern von Levitzki und Antropoff. Noch weiter gingen Warnek, Bassin und Bruni, indem diese sogar offen von der Schablone abwichen. Doch im großen Ganzen herrschte in der russischen Malerei derselbe Pseudoklassicismus mit Beimischung weichlicher Sentimentalität, wie ihn die Litteratur des vorigen Jahrhunderts aufwies.

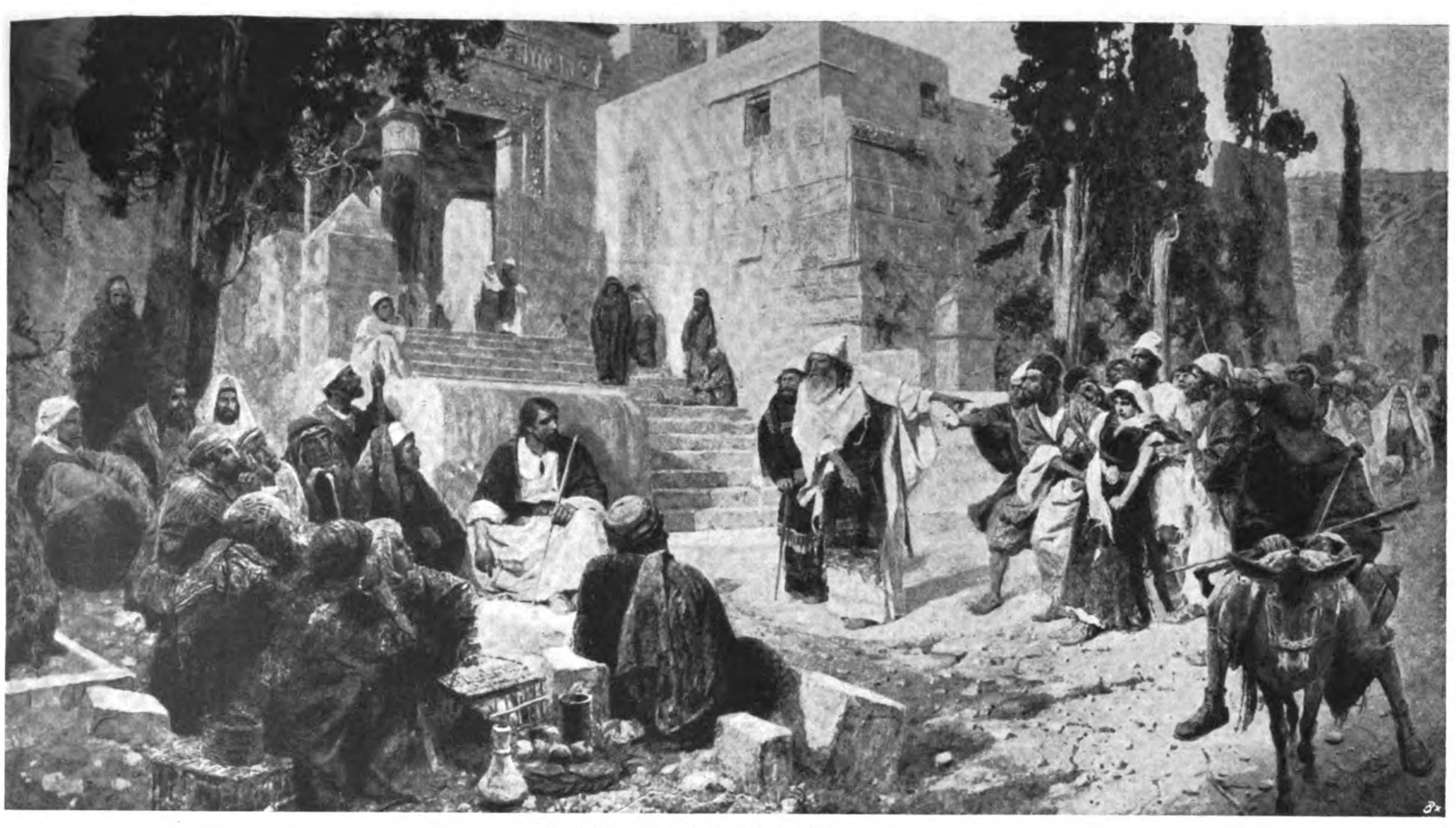
Die Maler hatten ebenso wie die Schriftsteller ihren „hohen“ und „niederen“ Stil. Der hohe Stil war die historische und religiöse Malerei mit ihren nackten Gestalten, ihren typischen Köpfen, ihrem geregelten Faltenwurf, ihrer völligen Mißachtung landschaftlichen Beiwerks und ihrer inneren Unwahrheit. Der niedere Stil kam in der Genremalerei zur Anwendung, die zwar noch ebenso strengen konventionellen Regeln unterworfen war, aber doch mehr als ein Handwerk oder als ein zufälliger, belangloser Scherz des Künstlers betrachtet wurde. Unsterblichkeit oder auch nur Ruhm blieben einem Genremaler nach der damaligen Auffassung ebenso unerreichbar wie einem Prosaschriftsteller. Nur die Ausübung der „hohen“ Kunst war ein Zeichen von hoher Begabung.

Der Parallelismus zwischen der russischen Malerei und der Litteratur im achtzehnten Jahrhundert ist kein zufälliger. Beide Kunstgattungen entwickelten sich unter dem Drucke gleicher Verhältnisse und Bedürfnisse, nur daß die Litteratur früher als die Malerei, d. h. in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, das Joch westlicher Sklaverei von sich warf und sich den nationalen Bedürfnissen der mittleren Klasse anpaßte, während die Malerei — ausschließlich auf die reiche und vornehme Klasse angewiesen — ihrem Geschmack, der in serviler Anbetung westeuropäischer Kunstwerke lag, Rechnung tragen mußte und sich erst in den dreißiger, vierziger Jahren unseres Jahrhunderts emancipierte, d. h. zu der Zeit, als durch Ausstellungen und Museen nationales Interesse an nationaler Kunst erwachte.

Bereits gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts legten sich vornehme Herren Bildergalerien, Gravuren- und Münzensammlungen an, aber meist waren es Bilder ausländischer Meister, die sie ankauften, und nur ganz selten schlich sich das Bild eines einheimischen Künstlers mit ein. Der erste, der sich eine Bildergalerie russischer Maler anlegte, war der Herausgeber einer großen Zeitschrift, die alle berühmten Schriftsteller zu Mitarbeitern hatte, Namens Svinjin. Aber diese erste, im Anfang unseres Jahrhunderts gegründete Privatgalerie war nicht allen zugänglich und konnte daher nicht das Interesse des großen Publikums für vaterländische Künstler wecken.

Diese Aufgabe fiel dem Maler Brüllow zu, dessen berühmtes Bild „Der letzte Tag von Pompeji“ den ersten Sieg einer neuen lebendigen Kunst über toten Formensinn bedeutet.

In Rom und Mailand, wo das Bild zuerst ausgestellt wurde, da der Künstler es in Italien gemalt hatte, entfesselte es einen noch nie dagewesenen Sturm der Begeisterung. Der pittore russo ward mit einem Schlage Gegenstand allgemeinster Aufmerk-



Poljenow: Christus und die Ehebrecherin.

samkeit. Vor dem Hotel, in dem er wohnte, sammelte sich täglich eine große Menschenmenge an, die ihn von Angesicht zu Angesicht sehen wollte, man gab ihm Serenaden, veranstaltete ihm zu Ehren Festlichkeiten; wenn er das Theater betrat, erhob sich das Publikum wie ein Mann, um ihn zu begrüßen. Seit der Renaissancezeit hatte man mit keinem Maler in Italien einen solchen Kultus getrieben wie mit diesem Russen.

Das Bild war auf Bestellung eines russischen Kunstfreundes, des Fürsten Demidoff, entstanden, und dieser, stolz auf den ungewöhnlichen Erfolg, den es errungen, verehrte es, nachdem es seinen Triumphzug durch Italien und über Paris zurückgelegt hatte, dem Kaiser Nikolaus I.

Anfänglich wurde das Bild in einem der Säle des Winterpalais ausgestellt und später in der Akademie, wohin der Kaiser es überführen ließ. Es war das erste Mal, daß sich die Pforten der Akademie schaulustigem Publikum öffneten. Obwohl auch Brüllow noch tief im Konventionellen steckte, obwohl seine Gestalten sich noch nicht ganz von der Schablone freigemacht und das Allegorische sich auf den Vordergrund drängte, hatte er mit seinem Bilde doch Leben in die starre Ruhe gebracht, die unter den russischen Nachahmern von David und Mengs herrschte. Die russischen Maler sahen zum erstenmal, daß es noch einen anderen und zwar einen breiteren, freieren Weg gab als den, den sie bisher gegangen, und daß es eine weit kühnere, vollkommenere Technik gab als die, welche sie von dem akademischen Unterricht her kennen gelernt. Die Akademie selbst fühlte, daß eine neue Ära in der Kunst angefangen habe, und feierte Brüllow als den Mann, der sie ihr zuerst erschlossen. Dieser Anfang einer neuen Kunstepoche wurde von der Akademie durch ein großartiges Bankett gefeiert, und Brüllow ward zum Ehrenmitglied der Akademie ernannt.

Wie weit die zu Zeiten auch wohl übertriebene Bewunderung der Maler für ihren berühmten Kollegen ging, zeigen folgende Aussprüche. Der erste rührt von einem der Ältesten der Akademie her, der andächtig zu Brüllow sagte: „Jeder deiner Pinselstriche ist ein Lob Gottes.“ Ein anderer Kollege konnte den Anblick der Bilder Brüllows ebensowenig ertragen, wie den Glanz der Sonne, und als Brüllow ihm einst ein Bild von sich zeigte, bedeckte er das Gesicht mit den Händen und rief, aus dem Atelier fliehend: „Ich bin nicht würdig, es zu sehen, nicht würdig.“

Heutzutage begreift man nicht recht diesen überschwenglichen Enthusiasmus, und die Bilder von Brüllow, von denen einige in der Tretjakowschen Galerie zu Moskau hängen, lassen einen recht kalt; die äußerliche theatralische Effekthascherei stößt den modernen Geschmack, der mehr innere Wahrheit verlangt, eher ab — aber man muß sich zurückversetzen in jene Zeit, wo Poesie, Leidenschaft und ausgearbeitete Technik in der russischen Malerei noch nirgends zu finden waren, und dann wird man Brüllow als den Neuerer gelten lassen, als der er seine höchste Bedeutung in der russischen Kunst gewinnt.

Brüllow ist nie in die Massen gedrungen, wenn auch dank ihm die Masse sich zuerst für russische Malerei zu interessieren begann. Weit volkstümlicher als Brüllow war Iwanow, der auf religiösem Gebiet denselben Rang einnimmt, wie Brüllow auf historischem.

Er war der erste, der es tief empfunden hatte, wie wenig der abstrakte Byzantismus und das Theatralische der Renaissancemaler dem russischen Volksgeist entsprach, der erste, der in seinen religiösen Bildern den Geist über die Form, das innerliche Leben über das äußerliche erhob. Vierundzwanzig Jahre arbeitete er in Italien an seinem Gemälde „Christus erscheint dem Volke“, oftmals durch Geldmangel in der Arbeit unterbrochen, kein Schoßkind des Glücks wie Brüllow, sondern ein unglücklicher, mit materieller Not ringender Mensch, dem der Erfolg wenig, die Kunst an sich alles bedeutete.

Als Schüler der Akademie war er auf Staatskosten ins Ausland geschickt worden, und mit krankhafter Angst dachte er an den Tag, da er nach Rußland heimzukehren hätte. „Mir träumte,“ schrieb er einst an seinen Vater, „ich müßte nach Petersburg zurück. Da fing ich an zu weinen, Fieber schüttelte mich, es war mir, als wenn mich der Verstand verließ. Doch nein: das ist nur ein Traum ... vergessen wir ihn.“

Er fürchtete, in Rußland künstlerisch lahm gelegt zu werden, sein Streben zu verlieren. Er liebte Rußland mit dem Herzen, aber seine ganze warme, impulsive Künstlernatur bäumte sich auf gegen den Zwang, der der Kunst in seiner Heimat auferlegt wurde, und nur ganz allmählich verlor sich diese Angst bei ihm.

Iwanow war Idealist in seiner Auffassung, das Konventionelle haftete auch ihm noch an, aber er war Realist in seiner Art zu arbeiten. So suchte er jahrelang nach dem einzig richtigen Christustypus in alten byzantinischen Fresken und Mosaiken, fand ihn auch schließlich in einer alten Mosaik von Palermo, malte ihn aber nach einem weiblichen Modell, das dieser Mosaik am meisten ähnlich sah. Das Neue, das Iwanow mit seinen Bildern der russischen Kunst gab, war die innere Notwendigkeit, die er an Stelle des Zufälligen oder Willkürlichen setzte, das anatomisch Richtige der Zeichnung und das Individuelle und Vielfältige im Ausdruck der verschiedenen Köpfe.

Als er freilich mit seinem großen Gemälde, an welchem er vierundzwanzig Jahre gearbeitet hatte, fertig geworden, hatte die russische Malerei in der Heimat ihn bereits weit überflügelt, wenngleich er der heimatlichen Kunst im Beginne seines Schaffens in vielem zuvor gewesen. Iwanow sah übrigens die glänzende Zukunft der russischen Malerei voraus, denn er schrieb aus Italien: „Wenn mir und meinen Zeitgenossen auch dies Glück nicht beschieden, so wird doch die künftige Generation eine breite Straße anlegen, die zum Ruhme unserer nationalen Kunst führt.“ Und eben darin liegt die Größe Iwanows: das Streben, eine nationale Kunst zu schaffen. Der realistischen Bewegung, die sich in den vierziger Jahren in der westeuropäischen Malerei kundgab, stand er fremd, beinah feindlich gegenüber und nannte sie „die demoralisierende naturalistische Pariser Schule“.



Wasnetzoff: Die heilige Olga.

Wenn Brüllow der Grenzstein ist, der weithin sichtbar eine Kunstepoche von der anderen trennt, so könnte man Iwanow den Wegweiser nennen, der der neuen Kunst die Richtung zeigt, die sie fürderhin einzuschlagen hat. Charakteristisch für die Bedeutung dieser beiden Neuerer ist auch der Umstand, daß Brüllow eine Menge Schüler gehabt hat, ohne Schule zu machen. Iwanow hingegen hat nach seinem Tode Schule gemacht, ohne bei Lebzeiten auch nur einen einzigen Schüler gehabt zu haben.

Wenn der „hohe“ Stil in Brüllow und Iwanow seine Vertreter fand, so war der „niedere“ Stil zuerst durch Wenezianoff

vertreten, den man den Altvater der russischen Genremalerei nennen kann. Aber er selbst wagte es niemals, seine Kunst derjenigen der sogenannten Klassiker gleich zu stellen. In die Darstellung der einfachsten Vorgänge aus dem Leben, besonders dem Leben der Bauern, die zum erstenmal den Pinsel eines russischen Malers anregten, legte er warme Menschenliebe und viel Treuherzigkeit hinein. Er selbst sagt von sich: „Wie ich's sah, so stellte ich's dar, aber ich klügelte nicht vor der Natur.“ Sein Schüler, der früh verstorbene **Plachoff**, ist der lebendige Bindestrich zwischen dem noch zahmen Wenezianoff und **Fedotoff**, dessen Genialität das Publikum mit einem Schlage für die Genremalerei eroberte, der es bis dahin noch unschlüssig und abwartend gegenüber gestanden hatte.

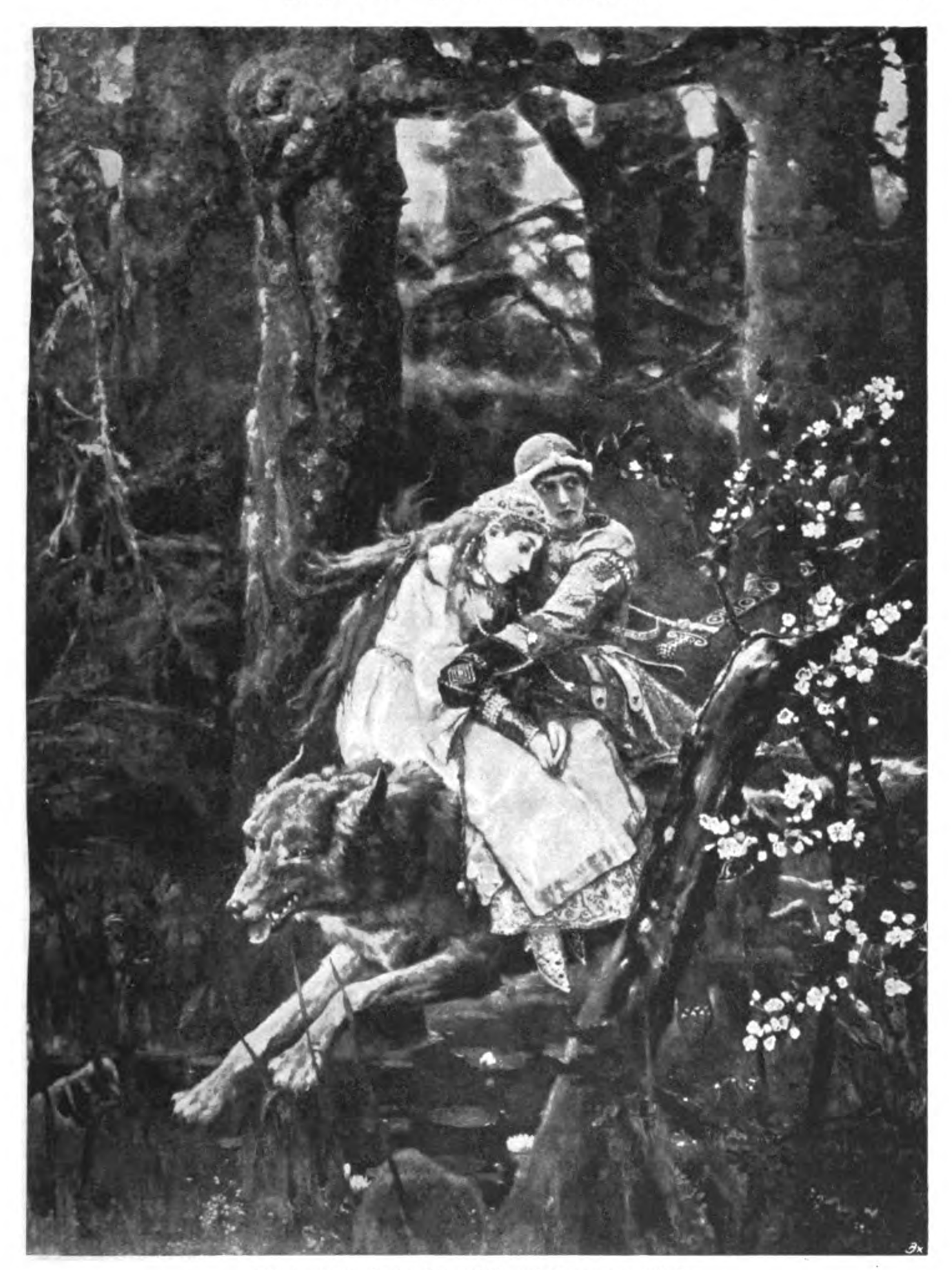
Anfänglich verhielt sich auch die Akademie gegen Genrebildchen ihrer Schüler, die sie aus den Ferien mit heimbrachten, nicht feindlich. Die gestrengen Professoren mußten manchmal sogar lachen, wenn ihnen ein Bildchen wie „Der erste des Monats“ (Jakobi) oder „Der Beamte als Freier“ (Petrow) zur Begutachtung unterbreitet wurde; der Humor, der sich bis dahin noch niemals in der Malerei geäußert, bestach sie, und die Lebenswahrheit der Darstellung erinnerte sie an Scenen, die sie selbst unzähligemal miterlebt. Das Talent der jungen Maler äußerte sich auffällig, wenn auch in einer anderen Form als in der bisher üblichen. Erst der kräftige Pinsel Fedotoffs, sein Humor, der in Ironie ausartete und die Persiflage streifte, seine Rücksichtslosigkeit in der Wahl der Stoffe reizte die Akademie, ja sogar die Presse gegen die neue Richtung auf. Die akademische Ausstellung des Jahres 1748 brachte das berühmt gewordene Bild Fedotoffs „Der Morgen des Beamten nach dem ersten Orden“, im Katalog aber benannte die Akademie es vorsichtigerweise: „Die Folgen eines kleinen Gelages.“ Wie konnte auch die Akademie ein respektloses Umspringen mit so heiligen Dingen, wie ein Orden es ist, öffentlich sanktionieren? In lithographischen Reproduktionen ging man noch weiter, indem man den Orden auf dem Schlafrock des noch recht katzenjämmerlich und verschlafen aussehenden Beamten völlig verwischte, so daß der Witz und der tiefere Sinn des Bildes gänzlich verloren gingen.

Die nackte, triviale Wirklichkeit, wie Gogol sie in seinen Werken geschildert, entsetzte eben noch die offiziellen und hohen Kreise, und wenn man den Künstler auch nicht mehr knebelte wie früher, so hing man doch seinen Werken noch immer ein decentes Mäntelchen um, das zartbesaitete Gemüter und ersterbende Unterthanen vor allzu lebhaften Eindrücken bewahrte.

Fedotoff ließ sich aber zum Glück von der oft recht plump waltenden Censur nicht abschrecken, auf dem eingeschlagenen Wege weiter zu schreiten, und schon im Jahre darauf stellte er ein Bild aus „Die Werbung des Majors“, ein Genrebild, ähnlich denen, die der russische Dramatiker Ostrowski, dessen Stücke gerade anfingen Aufmerksamkeit zu erregen, in seine Dramen einstreute.

Das Publikum schlug sich, wie gesagt, ganz auf Seite Fedotoffs, während in akademischen Kreisen nach wie vor Brüllow und seine Adepten herrschten. Je freier die jüngeren Maler in ihren Werken wurden, desto zurückhaltender zeigte sich die Akademie, desto größere Schwierigkeiten wurden den jungen Künstlern bei der Ausstellung ihrer Bilder bereitet. Die Akademieschüler mußten, wollten sie es zur Goldenen Medaille bringen, die ihnen die ausländische Reise sicherte, nolens volens den akademischen Stil pflegen, nackte Körper, typische Köpfe, faltige Gewänder malen. Aber vergeblich hielt die Akademie das machtvolle neue Leben zurück, das sich in der russischen Kunst regte.

Die russische Malerei hatte endlich — von Fedotoff angeführt — die russische Litteratur eingeholt und ging nun Hand in Hand mit ihr, verknüpft durch gleiche Ideale und gleiche Kunstprincipien, in gemeinsamem Haß energisch gegen die starre Tradition vor. Die alten Götter wurden rücksichtslos vom Sockel gestürzt, und selbst der bekannte Kunstkritiker Stassoff, der noch in den fünfziger Jahren vor Brüllows Größe erstarb, unterzog dessen Kunstrichtung zehn Jahre später einer vernichtenden Kritik. Iwanow fiel demselben Schicksal zum Opfer. Es war, als konnte die Jugend nicht rasch genug alle Bande zerreißen, die sie mit der Vergangenheit verknüpften.



Wasnetzow: Ivan-Zarewitsch und der graue Wolf.

Diese feindliche Stimmung der jungen Generation ging schließlich in einen offenen Bruch über, und der 9. November 1863 bedeutet für die russische Kunst eine Revolution, die die jungen Maler für immer von der Akademie trennte.

Vierzehn junge Akademiker, der später so berühmte Kramskoï an ihrer Spitze, richteten ein Gesuch an die Akademie, in dem sie diese um die Erlaubnis baten, selbst das Thema beim Preismalen wählen zu dürfen, mit der Begründung, daß die von der Akademie gegebenen Themata nicht der Begabung aller in gleichem Maße entsprächen.

Die Professoren, denen die jungen Leute, um sie günstig zu stimmen, Besuche machten,

empfingen die dreisten Bittsteller nicht viel anders als Rebellen oder ungebärdige Schuljungen, denen man voll Empörung begegnet, oder denen man ungeniert die Leviten liest. Keiner versprach es, die Wünsche der jungen Leute in der Generalversammlung zu unterstützen, und nur Bruni, der damalige Rektor der Akademie, wahrte wenigstens die äußeren Formen der Höflichkeit, indem er den jungen Leuten Platz anbot und sie nicht bei den ersten Worten unterbrach. Man that den Bittstellern nicht einmal die Ehre an, ihr Gesuch zu beantworten, sondern die Akademie entbot sie einfach am 9. November in den Konferenzsaal, um ihnen das Thema zu geben. Die jungen Leute ahnten nichts Gutes und steckten ein jeder ein Entlassungsgesuch in die Tasche.

Das Thema lautete: Gott Odin auf dem Walhall. Schweigend hörten sie die salbungsvolle Rede an, die ihnen der Präsident hielt, schweigend verneigten sie sich nach den letzten Worten, und schweigend verließ einer nach dem anderen hocherhobenen Hauptes den Saal, nachdem er das vierfach zusammengelegte Entlassungsgesuch auf den langen, mit grünem Tuch bedeckten Tisch niedergelegt hatte.

Die Akademie ward um vierzehn ihrer talentvollsten Schüler ärmer.

Den jungen Leuten, sämtlich arm und ohne Verbindungen, war dieser Schritt nicht leicht gefallen. In der Akademie hatten sie ihre großen Ateliers gehabt, in denen sie frei nach Belieben hausen konnten. Mancher war von einer Familie umgeben, die die Akademie als ihr Wohnhaus betrachtete. Die Akademie bot den jungen Leuten auch Zeitschriften, Bücher, Nachschlagewerke, helle warme Versammlungsräume, in denen die jungen Maler ihre freie Zeit bis spät in die Nacht hinein beim Rauchen, Trinken und Disputieren zubrachten.

Mit einem Schlage war ihnen oder, besser gesagt, hatten sie selbst sich alles genommen. Mit der ihm eigenen Energie und Geistesgegenwart hatte aber auch schon Kramskoï einen festen Plan gefaßt, demzufolge die Ausgetretenen eine Genossenschaft bildeten, die alles gemeinsam arbeiten, besitzen und verwalten sollte.

Man mietete in einem versteckten Winkel Petersburgs eine Wohnung mit großem Atelier, die ganz junge Frau von Kramskoï führte die Wirtschaft für alle, und die Genossen selbst gingen aus, Bestellungen zu suchen.

Das Publikum, das sich, wie gesagt, für die jungen russischen Maler zu interessieren begann und dem kühnen Austritt aus der Akademie beinahe sympathisch gegenüberstand, fing nun wirklich an, bei russischen Malern Bilder zu bestellen. Der Ertrag der Bestellungen wanderte zum großen Teil in die gemeinsame Kasse und mehrte sich so rasch, daß schon nach wenigen Jahren die Genossenschaft in ein größeres, besser gelegenes Heim übersiedeln konnte.

Hier war es nun, wo sich die russische Malerei zu ihrer Blüte entfaltete. Das rege künstlerische Zusammenleben, das gemeinsame Arbeiten, die rücksichtslose Offenheit und jugendliche Begeisterung förderten hier die russische Malerei mehr und rascher, als dies auch nur im entferntesten der Akademie möglich gewesen wäre. Je größer die Mittel der Genossenschaft wurden, desto mehr wuchs auch die Freiheit der Bewegung der einzelnen Mitglieder. Viele von ihnen konnten sich im Sommer einen Ausflug in die tief im Inneren Rußlands versteckte Heimat erlauben, andere reisten im Lande herum, schlugen ihr Sommeratelier in halbverfallenen Scheunen auf, und alle brachten sie zum Winter neue lebensvolle Bilder in die Stadt, die treues Anlehnen an die Natur verrieten und nichts mehr von jener konventionellen Geziertheit aufwiesen, die der akademischen Genremalerei noch immer angehaftet hatte. Der Winter brachte der Genossenschaft in ihrem Heim manche gesellige Freuden, manche Anerkennung und neue künstlerische Anregung. Jeden Donnerstag sah der große Saal eine Anzahl von Freunden der Genossenschaft. Bekannte der Genossen führten wieder ihre Bekannten ein, die mit lebhaftem Interesse die mitgebrachten oder neu entstandenen Bilder betrachteten, die ohne Rahmen an den Wänden hingen und noch den einzigen künstlerischen und wertvollen Schmuck des im übrigen spartanisch einfach gehaltenen Künstlerheims ausmachten. Und was gab es damals nicht zu sehen! Poukirew, Jakobi, Korsuchin, Morosow und wie viele an-

dere! Ihre besten, frischesten Bilder hingen da, rahmenlos, umstaut von einer froh bewegten Menge, die wie zu einem Fest herauspilgerte und freudig jedes einzelne Bild als die Offenbarung einer neuen, lebenswarmen Kunst begrüßte.

Und wie um diese Kunst dem Publikum noch näher zu bringen, wie aus einem Übermaß von Koketterie, warfen die Genossen vor aller Augen in kühnen, lebhaften Strichen Skizzen auf das Papier, die dann die Runde machten und schließlich von dem oder jenem zum bleibenden Angedenken an die unvergeßlichen Stunden eingesteckt wurden. Wohl mancher konnte es nicht begreifen, wie der jetzt so berühmte Waldmaler Schischkin mit den flachen Händen seine eben hingeworfene Zeichnung verwischte und eben dieses scheinbar grobe Wischen der Skizze zu ungewöhnlicher Feinheit verhalf. Man schüttelte die Köpfe, lachte, staunte, bewunderte und war schließlich ganz gefangengenommen von der neuen Malerei. Ein einfaches Abendbrot hielt die näheren Freunde der Genossenschaft für den ganzen Abend zurück, und bei Tisch war es, wo Geist und Witz zügellos walteten. Manch bittere Sarkasmen gegen die Akademie flogen da von einem Ende der Tafel zum anderen. Man lachte über den Pedantismus der Akademie, die sogar Landschaftsmalern ein Thema gab und womöglich die Zahl der Schafe in einer Herde und der Grashalme auf der Wiese von vornherein festsetzte.

Aber gegen Ende der sechziger Jahre begannen einige Mißhelligkeiten aufzutauchen unter den Malern, und besonders unter deren Frauen, die in wirtschaftlichen Fragen nicht immer einig waren. Zwei Mitglieder traten aus, und als im Jahre 1870 Kramskoï, der die Seele des Ganzen war, sich aber durch die Formlosigkeit einiger seiner Kollegen verletzt sah, seinen Austritt ankündigte, da fiel die Genossenschaft mit ihm, wie sie mit ihm entstanden war.

Die russische nationale Malerei aber konnte nicht mehr fallen. In den sieben Jahren ihrer selbständigen Entwickelung war sie genügend erstarkt, hatte sich genügend viel Freunde erworben, um vorwärts zu schreiten und sich siegreich zu behaupten.

Diese kleine Revolution war vom wohl thätigsten Einfluß auf die russische Malerei, und es entstand im Gefolge des genialen Perow eine große Anzahl talentvoller Maler, die unbekümmert um akademische Zulässigkeit alle Vorgänge aus dem realen russischen Leben, ob diese nun den Städten, dem Land, der Hütte oder dem Palast entnommen, in ganz individueller Auffassung auf die Leinwand warfen und so die Genremalerei über alle anderen Arten erhoben.

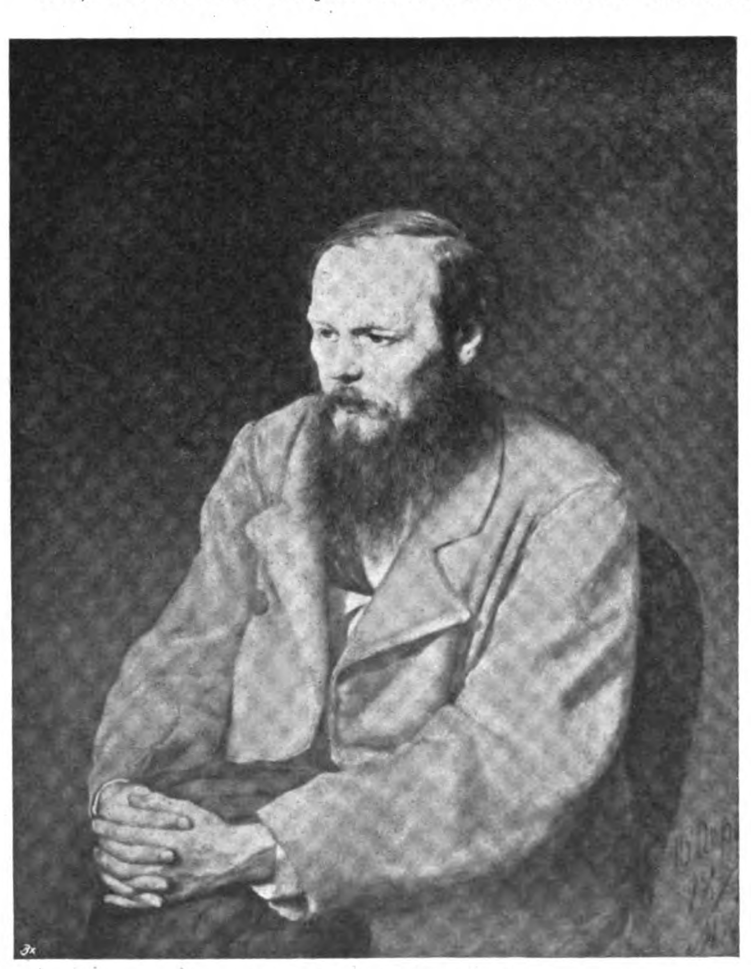
Im Jahre 1871 bildete sich, abermals unter thätiger Mitwirkung von Kramskoï, dessen Name für die Entwickelung der russischen Malerei von großer Bedeutung ist, eine Gesellschaft, die den Zweck hat, alljährlich eine Ausstellung der Bilder junger russischer Maler zu veranstalten und diese Bilder zur Ausstellung von Stadt zu Stadt zu schicken. Es ist dies die Gesellschaft der Wanderausstellung, die im Februar 1897 die fünfundzwanzigjährige Feier ihres Bestehens begangen hat.

Die erste Ausstellung, die in den Räumen der Petersburger Akademie stattfand, wies ja allerdings nur sechsundvierzig Bilder auf, aber sie alle waren von Namen gezeichnet, die von bleibendem Wert sind. Da sah man das berühmte Gemälde von Ge „Peter I. forscht den Zarewitsch Alexei aus“, ein historisches Bild, das aber völlig des traditionellen historischen äußeren Krams entbehrte; da war der produktivste und mit der begabteste Landschaftsmaler Wassilief vertreten, ein ehemaliges Genossenschaftsmitglied, da hatte sich Kramskoï mit zwei Porträts eingestellt, Schischkin mit einem Waldstück u. a. m.

Stassow und der berühmte Satiriker Saltikoff-Schtschedrin begrüßten diese Ausstellungen mit tief empfundenen Worten der Begeisterung, das Publikum strömte scharenweise herbei, um seiner Sympathie Ausdruck zu verleihen, und die gesamte Tagespresse stellte sich auf Seite der neuen Richtung. Doch eine noch größere Stütze verlieh ein Privatmann der nationalen russischen Malerei, und dieser Privatmann war Tretjakow, indem er eine Galerie anlegte, die in sich das Beste einschließt, was die neue russische Malerei hervorgebracht. Diese Galerie bietet in ihrer Gesamtheit ein ideal vollständiges Bild der Entwickelung der russischen Malerei, von Brüllow angefangen.

Nach Swinjin, dessen Namen wir bereits erwähnt, war es der Postdirektor Prjanischnikow, der zuerst Bilder russischer Maler ankaufte. Er that dies anfänglich weniger im Gedanken an den kulturellen Wert, den eine nationale Bildergalerie gewinnt, sondern aus gutmütigem Mäcenatentum, um arme Künstler zu unterstützen. Später tauschte er die schwächeren ersten Arbeiten der Künstler gegen bessere um, und so gelang es ihm allmählich, eine Sammlung zu bilden, die bis auf den heutigen Tag die besten Werke der ersten russischen Maler, wie Levitzki, Wenezianow, Brüllow, in sich schließt.

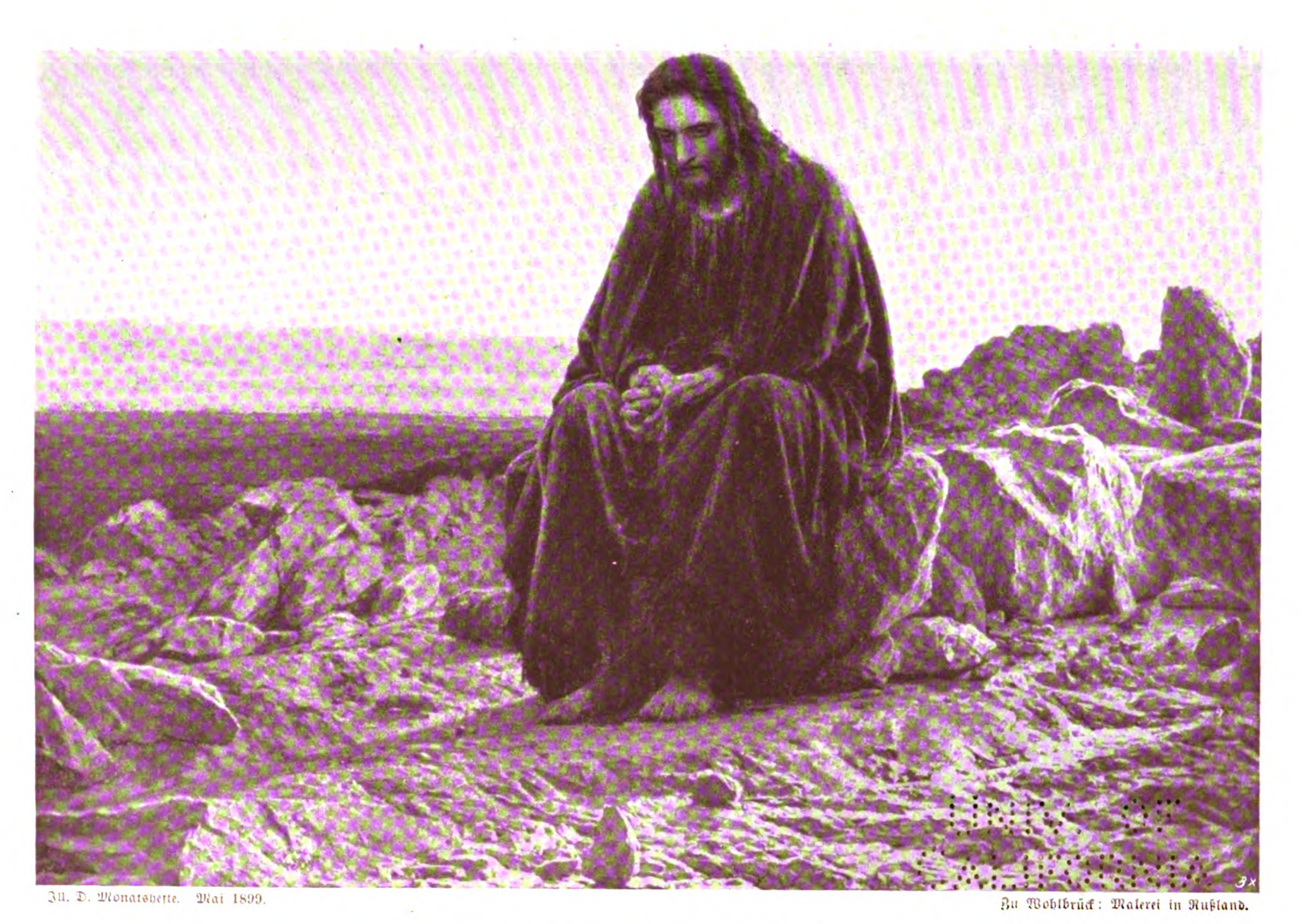
Nach dem Tode des Besitzers wurde die Galerie dem Publikum geöffnet, und die Besichtigung derselben brachte Tretjakow, der schon damals Bilder russischer Maler ankaufte, auf den Gedanken, ebenfalls eine Galerie anzulegen. Er hat seine Aufgabe glänzend gelöst und ist ein großer Förderer russischer Kunst geworden.


Perow: Porträt von Dostojewsky.

Es würde zu weit führen und den engen Rahmen eines Aufsatzes um vieles überschreiten, wollten wir uns eingehend mit jedem Stern am russischen Kunsthimmel befassen. Der Name manches russischen Malers ist auch ins Ausland gedrungen. Wer kennt nicht die Bilder von Vereschtschagin, dem in der Tretjakowschen Galerie vier große Säle eingeräumt sind, wer nicht die Marinestücke von Aiwasowsky? Auch Makowskis Bildern kann man öfters auf deutschen und französischen Ausstellungen begegnen.

Makowski hat mit Perow in der Auffassung volkstümlicher und bürgerlicher Typen viel gemein, nur daß Perow seine Anregung mehr aus der zeitgenössischen Litteratur schöpfte, während Makowski sich mehr unmittelbar an die Natur lehnt.

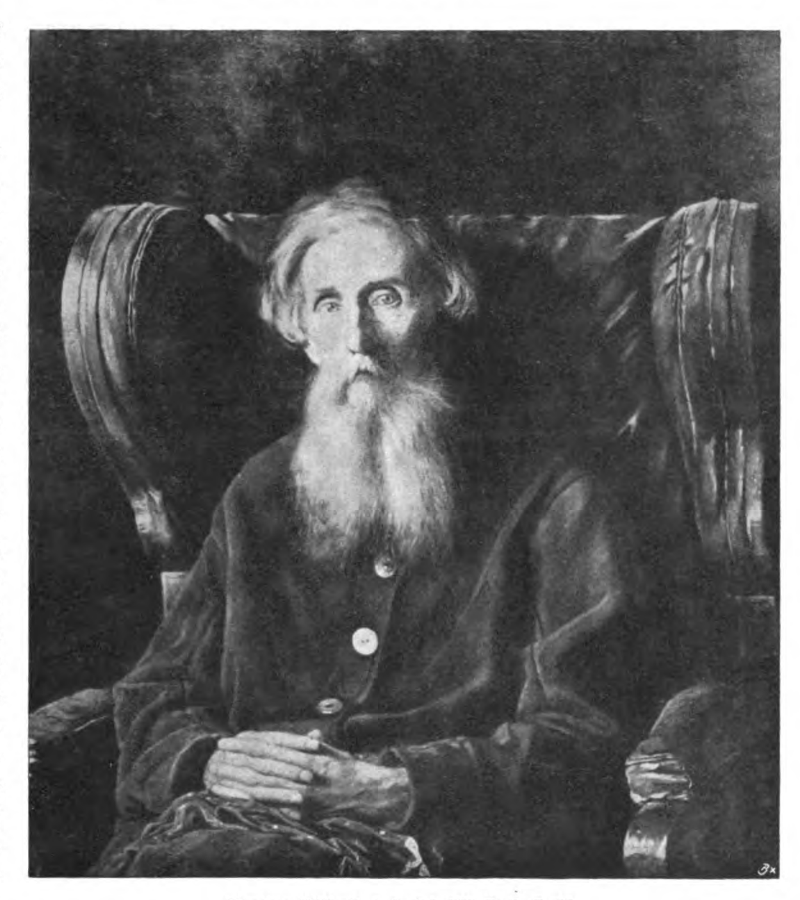
Makowski ist einer der produktivsten russischen Maler, und die Zahl seiner Gemälde beläuft sich auf etwa fünfhundert. Große Beobachtungsgabe paart sich bei ihm mit feiner Psychologie und verhilft seinen Bildern zu einer tief innerlichen Wirkung. Sein berühmtes Gemälde „Der Bankkrach“ drängt auf kleinem Felde eine große Anzahl jener typischen Figuren zusammen, deren Darstellung Makowskis Größe mit ausmacht. Seine Viel-



Ill. D. Monatshefte. Mai 1899.

Zu Wohlbrück: Malerei in Rußland.

Kramskoï: Christus in der Wüste.



Perow: Bildnis des Schriftstellers Dahl.

seitigkeit in der Darstellung von Menschen aus den verschiedensten Ständen ist einfach erstaunlich, und Perows beißender Hohn mildert sich bei ihm zu feiner Ironie.

Denn wie die neue Litteratur, so mußte sich auch die neue Genremalerei den mit Recht erhobenen Vorwurf tendenziöser Richtung gefallen lassen. Aber nach dem ersten satirischen Fieber, dem die Maler ebenso unterworfen waren wie die Schriftsteller, gewann die reine Kunst doch wieder die Oberhand. Das Tendenziöse in seinen groben Gegenüberstellungen, seiner krassen Ausführung, wie wir es bei Fedotoff und Perow gesehen, wich dem Belehrenden, das der aufmerksame Betrachter selbst aus dem Bild für sich herauszog.

Die religiöse Malerei, die seit Iwanow an Innerlichkeit gewonnen, was sie an äußerer Effekthascherei verloren, ist am besten durch **Poljenow**, **Ge**, **Kramskoï** und **Wasnetzoff** vertreten. Wenn man Ge einen Propheten nennen kann, der eine Vision auf der Leinwand festzuhalten bemüht ist, so ist Kramskoï ein Psychologe, der durch angestrengtes Denken und Sichvertiefen den geistigen Inhalt wiedergeben will. Den ersten reißt das Feuer so hin, daß die Ausdrucksmittel darunter leiden, der zweite ist so subtil in seiner psychologischen Analyse, daß die Größe der Conception dabei verloren geht. Am meisten tritt das wohl bei seinem großen Gemälde „Christus in der Wüste" hervor, das uns nur einen unschlüssigen Menschen darstellt, dem gar nichts Göttliches, Übersinnliches anhaftet. Aber wenn die Größe von Kramskoï auch auf religiösem Gebiet liegt und er nur ein einziges Genrebild geschaffen hat: „Untröstlicher Kummer", so hätte doch dieses einzige Bild genügt, seinen Namen unsterblich zu machen. Mit Recht kann es als eine Perle russischer Malerei bezeichnet werden.

Poljenow machte mit seinem berühmten Bilde „Christus und die Ehebrecherin" Sensation. Zum Teil lag es daran, daß er nicht nur der Umgebung des Heilands, sondern Christus selbst einen streng hebräischen Typus verlieh. Darin war er der direkte Nachfolger Iwanows, nur daß letzterer sich nicht an den damals noch feststehenden konventionellen Typus des Christus selbst wagte.

Wie frei allmählich die Maler sich von der Konvention machten, beweist das große Gemälde von Ge „Das heilige Abendmahl".



Nesterow: Auf dem Sinai.

Zum Kopfe des Apostels Johannes saß dem Maler seine Frau, dem Petrus verlieh er seine eigenen Züge, und den Kopf des Christus malte er nach einer Photographie des damals in der Schweiz lebenden Alexander Herzen.

Ganz eigenartig auf religiösem Gebiete ist Wasnetzoff, der die äußere Form byzantinischer Ikonographie zur Grundlage nimmt. Es wäre durchaus falsch, ihn einen Kopisten byzantinischer Schablone zu nennen, denn er ist ein absolut frei und selbständig schaffendes Genie in byzantinischem Geist. Seine religiösen Bilder tragen den strengen asketischen Charakter der byzantinischen Heiligenbilder, vereint mit der virtuosen Technik der Moderne und dem hohen Bewußtsein nationaler Kraft.

Ihre eigentliche große Bedeutung erlangen die russischen Maler vor allem im Porträt. Hier unterstützt sie ihre feine Beobachtungsgabe, das Talent, das Typische und auch Individuelle einer Physiognomie zu fixieren. Kousnetzow, Seroff und Bodarewsky haben jeder in ihrer Art als Porträtisten Unvergängliches geleistet. Wie vornehm ist das Bild der Moskauer Schönheit Mme. Morosoff aufgefaßt, welch intimer Zauber steckt in der aus dem Interieur herauswachsenden Gestalt des Komponisten Seroff (Vaters des Malers), wie trefflich ist der klug-liebenswürdige Ausdruck Tschaïkowskys in dem Bilde von Kousnetzow wiedergegeben!

Perow, der mehr als Genremaler bekannt ist, steht als Porträtmaler noch höher. Sein Bild von Dostojewsky z. B. ist eines der besten Porträts, die die russische Schule hervorgebracht hat.

Perow, Kramskoï und Rjepin sind die bedeutendsten Porträtisten Rußlands und mit die bedeutendsten Europas. Es gelingt ihnen wunderbar, neben der photographischen Ähnlichkeit ihres Modells den geistigen Ausdruck zu erhaschen.

Wenn Perow und Kramskoï den seelischen Inhalt in den Vordergrund stellen, so legt Rjepin, der modernste und gewaltigste Porträtist, das Hauptgewicht auf den Charakter des Kopfes. Seine Darstellung ist stets von ungewöhnlicher, ja oftmals dämonischer Kraft, sei es nun, daß sie sich dem historischen Bilde zuwendet, sei es, daß sie das Porträt eines Zeitgenossen oder bloß einen Studienkopf vorführt.

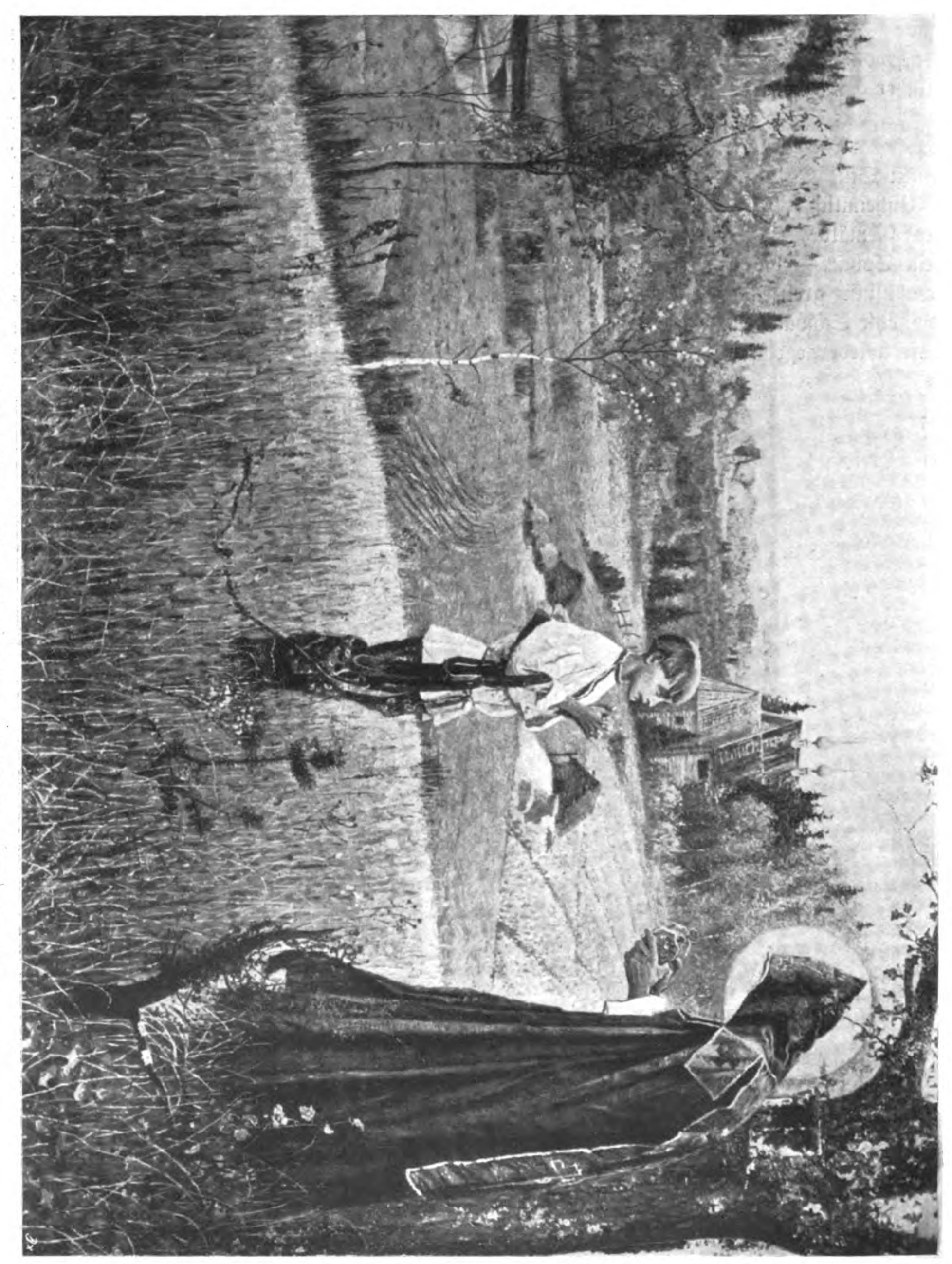
Unheimlich, grauenhaft wirkt sein berühmtes Gemälde „Iwan der Schreckliche und sein Sohn" — die klaffende Wunde, das an Wahnsinn grenzende Entsetzen des Vaters, die fahle Schwäche des Halbtoten ist meisterhaft wiedergegeben und unterstützt durch ungemein feines Kolorit des Details. Nicht weniger gewaltig wirkt die Gestalt der Zarewna Sophie, vor deren Zellenfenster soeben die Hinrichtung der Strelzi stattgefunden hat. Aber Rjepin bedarf dieser krassen Stoffe gar nicht, um einen verblüffenden Eindruck zu machen. Sein Porträt der Baronin d'Jkskuhl, sein Studienkopf „Der Bucklige" bleiben allen unvergeßlich, die sie einmal gesehen haben. Ihm verdanken die Russen auch die besten Bilder und Skizzen von Tolstoj in Lenbachscher virtuoser Manier, gepaart mit geradezu asiatischer Kraft.

Nicht weniger verblüffend wirken die Gemälde von Surikow, deren Hauptreiz in dem wundervollen satten Kolorit besteht



Nesterow: Die Jugend des heiligen Sergius.

und in der Lebenswahrheit seiner Gestalten. Seine zwei Bilder „Bojarinja Morosowa“ und „Menschikoff in der Verbannung“ zäh- gen Tag, so werden wir erkennen, daß die russische Kunst in ihrer Entwickelung durch vier verschiedene Phasen geschritten ist.


Nesterow: Das Gesicht des kleinen Bartholomäus (des künftigen heiligen Sergius).

len mit zu den größten Zierden der Tretjakowschen Galerie.

Wenn wir nun also einen Rückblick werfen auf die Geschichte der russischen Malerei von ihren ersten Anfängen an bis zu dem heuti-

Die erste Phase charakterisiert sich durch die mechanische Nachahmung und unbewußte Verstümmelung byzantinischer Vorbilder und währt bis zum Ende des fünfzehnten und Anfang des sechzehnten Jahrhunderts.

Die zweite Phase könnte man die Epoche unbewußten Volksschaffens nennen, indem die christliche Legende eine subjektive Wirkung auf den Künstler ausübt und ihn in der Wiedergabe seiner religiösen Stoffe beeinflußt. Verfolgt von dem starren Formalismus der Kirche, wird ihre Schaffenskraft gleichzeitig in zu enge Grenzen gebannt. In serviler Nachahmung auferzogen, noch zu schwach, um schon aus sich selbst heraus eine nationale Kunst zu schaffen, zu strebsam, um in den engen Grenzen, wie sie die kirchliche Kunst vorschrieb, bleiben zu können: so bieten sie in ihrer unfruchtbaren Kunstbegeisterung einen günstigen Boden für den Einfluß der westlichen Kultur und bereiten auf die Art gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts die dritte Phase vor, in der die Kunst zu einer Spielerei der Reichen herabgewürdigt wurde, ohne Aussicht einer selbständigen und vor allem nationalen Entwickelung. In dieser Phase verlor die russische Malerei jede Fühlung mit der Wirklichkeit, jede Innerlichkeit, aber sie erlernte dafür die technischen Handgriffe, die die westliche Kunst nach jahrhundertelangem selbständigem Suchen und Tasten sich zu eigen gemacht hatte.

Die vierte Phase entstand natürlich dann, als die Technik schon genügend beherrscht wurde, um zur Erschaffung eigener künstlerischer Werke zu dienen. Dies vollzog sich zu gleicher Zeit, als die Malerei aufhörte, der Luxus der Reichen zu sein, und ein Bedürfnis der großen Masse wurde.

Und so, wie sich nun in der russischen Malerei eine gewisse Selbständigkeit zeigte, mußte erstere dem Lande, der Gesellschaft dienen — das aber konnte sie nur auf der Basis eines weitausgedehnten Realismus.

Dem Realismus des westlichen Europas liegt System und eine gewisse Kunsttheorie zu Grunde, der russische Realismus hingegen — besonders im Beginn seiner Entwickelung — verneinte grundsätzlich jedes System und jede Theorie. Darum wird der russische Realismus dem westeuropäischen stets etwas Gekünsteltes, Konventionelles vorwerfen, während der russische Realismus dem westlichen Europa oft unkünstlerisch und formenroh erscheint.

Der Mangel an nationaler Tradition, das ist es, was die russische Malerei von der westeuropäischen unterscheidet, und dieser Mangel an Tradition liegt eben in der sprunghaften, ungleichen Entwickelung der russischen Kunst, die sich nicht organisch aus sich selbst heraus entwickelt hat, sondern unter fremden Einflüssen entstanden ist und durch fremde Einflüsse hindurch erst wieder den Weg zu sich selbst zurückfinden mußte.

Daß sie ihn gefunden, beweisen nicht nur die Bilder der Großen unter den Malern, sondern auch jener, die noch mitten in ihrer Entwickelung stehen, oder solcher, die bei allem Talent doch nicht die geniale Höhe eines Kramskoi oder Rjepin erreichen.

Auffällig ist der Mangel an Aktstudien; die russische Malerei ist — im Gegensatz zur Pariser — keusch bis zum äußersten, wenngleich sich auch ein gewisser zahmer Impressionismus in einzelne Bilder stiehlt, aber es ist der Impressionismus des Asketen. Recht charakteristisch sind in dieser Beziehung die Bilder von Nesterow, dessen Gestalten sich — ähnlich wie die von Wasnezoff — in byzantinischer Geradlinigkeit von einer luft- und blütengesättigten Landschaft abheben.

Aber noch ist die russische Kunst jung und stark genug, um nicht zu künstlichen Belebungsversuchen ihre Zuflucht nehmen zu müssen, noch braucht sie nicht phantastische Impressionen für Lebenswahrheit auszugeben, noch hat sich nichts Krankhaftes in die gesunde, kraftvolle Schaffenslust des jungen Kunstvolkes eingeschlichen, noch bedeutet die russische Malerei einen Aufstieg, kein kraftloses Dekadententum.



Jean Racine.

Zu seinem zweihundertsten Todestage.

Von

Arthur Eloesser.

(Nachdruck ist untersagt.)

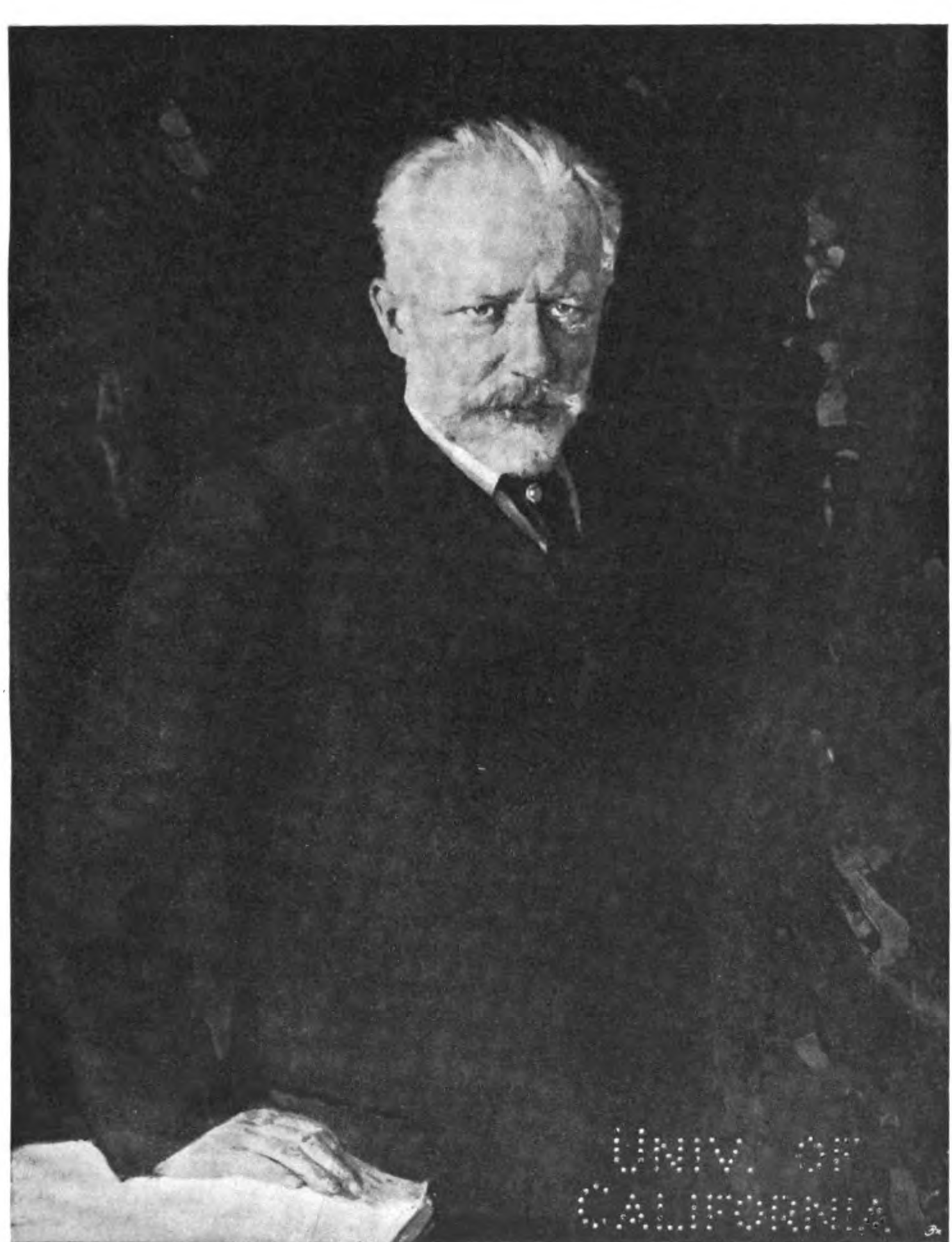
Frankreich rüstet sich, den zweihundertsten Todestag seines Dichters Racine als einen nationalen Gedenktag festlich zu begehen. Man wird eine offizielle Feier im großen Stil veranstalten, man wird die Jugend in den staatlichen Theatern zu Gaste laden, und während der Zauber seines Wortes in den jungen Herzen noch nachhallt, wird man die Büste des Dichters mit goldenem Lorbeer bekränzen. Es fragt sich, ob es sich hier nur um eine offizielle Feier aus äußerem Anlaß handelt, um eine öffentliche Huldigung, die man dem großen Namen schuldig ist, oder ob der in seinen Werken nachlebende Dichter gefeiert wird, der noch eine Macht auf die Seelen der Nachkommen ausübt, der ungealtert, unverwelkt, lebendig zu den Lebendigen spricht. Gilt das Fest einem Toten oder gilt es einem Unsterblichen, dem Zeitgenossen jedes Jahrhunderts, so lange die Sprache tönt, in der er seine Verse gegossen hat? Die Beweglichkeit des französischen Geschmacks schwankt zwischen leidenschaftlicher Bewunderung und undankbarer Ablehnung. Ein Volk, das mehr künstlerischen als wissenschaftlichen Sinn hat und die Vergangenheit selten mit geschichtlicher Objektivität in ihrem eigenen Lichte sieht, beurteilt auch seine größten Männer nach den Bedürfnissen der Zeit, mischt ihre Namen in die Kämpfe der Gegenwart und zwingt sie, modernen Bestrebungen und Interessen zu dienen, sie anziehend und abstoßend in einem schnellen Wechsel von Liebe und Verleugnung. Racine ist in diesem Jahrhundert gestiegen, gefallen und wieder gestiegen. Seine Wertschätzung ist eine Art von Gradmesser für das Wesen und die Richtung der sich bekämpfenden und ablösenden Litteraturepochen. So oft das französische Geistesleben aus seiner Selbstgenügsamkeit heraustritt, um sich durch die Aufnahme ausländischer Einflüsse zu bereichern und zu befruchten, wird er in den Hintergrund gedrängt als der glänzendste und gefährlichste Gegner jeder litterarischen Revolutionierung; so oft die Nation diese Fremdstoffe aus ihrem Bewußtsein hinauswirft, sich auf ihre Traditionen besinnt und die Selbständigkeit ihrer alten Kultur eifersüchtig behauptet, bekennt sie sich mit Stolz zu ihrem Klassiker, der ihr die glänzendsten Eigenschaften französischen Geistes, Logik, Ordnung, Einfachheit, Grazie, Esprit, Eleganz, in harmonischer Vereinigung als geschlossene Persönlichkeit vertritt.

Vor der großen Revolution waren englische und auch deutsche Einflüsse in Frankreich so stark geworden, daß die Hüter der Tradition sich gegen die bestehende Anglomanie und die bevorstehende Teutomanie warnend auflehnten. Das erste Kaiserreich, das den litterarischen Kosmopolitismus in der Person der Frau von Staël ächtete, ging auf den Klassicismus zurück; der Imperator verlangte für seine klassische Politik eine klassische Litteratur. Der Hof, den man aus der revolutionären Demokratie hatte entstehen sehen, brauchte eine höfische Kunst, er suchte sich den alten Glanz des ancien régime zu geben und sich durch die Pflege



Ill. D. Monatshefte. Mai 1899. Zu Wohlbrück: Malerei in Rußland.

Bodarewsky: Porträt von Frau Morosoff.



Ill. D. Monatshefte. Mai 1899. Zu Wohlbrück: Malerei in Rußland.

Kousnetzow: Porträt von Tschaïkowsky.

der geschichtlichen Überlieferungen zu legitimieren. Die neuen Großen, Söhne ihrer Thaten, wollten Helden und Staatsmänner, Prinzen und Prinzessinnen auf der Bühne sehen, sie suchten eine Schule des Heroismus, einen Wiederschein ihres eigenen glänzenden, großzügigen Daseins. Fürsten und Herrscher von gestern, fanden sie sich gern selbst in einer reifen aristokratischen Kunst wieder, in der das Leben einer über die Menge erhobenen, mächtigen Kaste dargestellt war. Corneille und Racine wurden wieder zu Hofdichtern, da es Napoleon nicht gelungen war, ein neues Dichtergeschlecht zu seiner eigenen Verherrlichung großzuziehen.

Die romantische Generation von 1830, die durch Frau von Staël, durch Gérard de Nerval, durch Alfred de Vigny Shakespeare, Scott und Byron, Goethe und Schiller kennen gelernt hatte, empörte sich gegen die klassische Tragödie, sie versuchte, ihren festgefügten Rahmen zu zerbrechen, um Raum für ihre eigenen phantastischen Schöpfungen zu erobern. Die Bühne sollte die Weite des Lebens gewinnen, seine schneidendsten Kontraste, Tragisches und Komisches, unvermittelt nebeneinandersetzen, sie sollte mit der Natur an fruchtbarer bunter Fülle wetteifern, man verlangte nach Lokalkolorit, nach stärkerer Charakteristik, man wollte nicht mehr distinguierte Personen sehen, die gut sprechen und sich gut halten, sondern ganze Menschen, die auf einen bestimmten Boden gepflanzt sind, die rücksichtslos lieben und hassen, lachen und weinen, beten und fluchen. Natur gegen Kultur, Leidenschaft gegen Vernunft, Phantasie gegen Logik — es war eine demokratische Auflehnung gegen die langlebige, festgeschlossene aristokratische Gattung. Eine Revolution vollzieht sich nicht ohne Gewaltthaten, sie fordert ihre Köpfe, und Racine mußte fallen, um dem ungestüm an die Pforten des Ruhmes pochenden Prätendenten Victor Hugo Platz zu schaffen. Corneille ließ man leben, weil man in seinem „Cid“ das romantische Princip der Lokalfarbe zu entdecken glaubte; die junge Generation erhob ihn mit tendenziöser Absicht, um sich mit seiner Autorität zu legitimieren. Die Auflehnung gegen Racine war ein organisierter Angriff. Sainte-Beuve, der kritische Wortführer der Romantiker, sprach ihm das dramatische Talent ab. „Racine war Dramatiker, ohne Zweifel, aber in einem wenig dramatischen Genre. In anderen Zeiten, in Zeiten wie die unseren, wo die Proportionen des Dramas so verschieden gegen früher sein müssen, was hätte er da gemacht? Hätte er sich ebenfalls am Theater versucht? Sein Genie, gesammelt und friedlich von Natur, hätte es dieser Intensivität der Handlung genügt, die unsere blasierte Neugierde fordert, dieser wirklichen Wahrheit in Sitten und Charakteren, die unentbehrlich wird nach einer Epoche der Revolution, dieser höheren Philosophie, die allem diesem einen Sinn giebt und aus der Handlung etwas anderes als ein Wirrsal, aus dem historischen Kolorit etwas anderes als ein Gewische macht?“ Diese Kritik ist wenige Tage vor der sturmvollen Aufführung des „Hernani“ geschrieben, sie sollte dem romantischen Dramatiker die Bahn frei machen, und Victor Hugo, der viel zu sehr Selbstschöpfer war, um eine andere Kunst als die seine zu verstehen, nannte Racine einen kleinen poète bourgeois, einen achtungswerten Amateur von mäßiger Intelligenz und mäßiger dramatischer Kraft. Die romantische Schule, eine der glänzendsten Erscheinungen der französischen Litteratur, verunglückte auf dem Theater vollständig. Sainte-Beuve war einer der ersten, um dieses Fiasko anzuerkennen, er näherte sich den Klassikern wieder, obgleich er Racine nach einem so maßlosen Angriff nie vollständig gerecht wurde.

So wenig wie die Romantik vermochte der im Roman siegreiche Naturalismus das Theater zu erobern. Eine Zeit lang schien es, als ob Ibsen einen gewissen Einfluß auf die französische Bühne gewinnen würde. Man führte seine Stücke an Versuchstheatern auf, man erläuterte sie durch einleitende Vorträge, aber er gewann das große Publikum nicht, so wenig wie seine Nacheiferer, die die Routine durch die Einfachheit, die These durch das Problem, die Situation durch das Milieu, die Rhetorik durch natürliche Schlichtheit ersetzen wollten. Es ist kein Zweifel, daß das französische Geistesleben, nachdem es sich eine Zeit lang gemeinsam-europäischen Litteraturströmungen hingegeben hat, nunmehr wieder in eine Periode der Zusammenziehung und Abschließung ein-

getreten ist. Man ist mißtrauisch geworden und beginnt jeden fremden Einfluß als eine Einbuße an der eigenen Kraft abzuwehren, die Nation geht auf ihr Eigenleben zurück, um allein an den Quellen ihrer Kultur zu schöpfen, und als Verwalterin des romanischen Erbes setzt sie der nordisch-germanischen Weltanschauung von neuem das romanische Lebens- und Kunstideal entgegen. Eine solche Zeit ist für Racine günstig. Nach allen den Enttäuschungen und verfehlten Experimenten hat man sich mit doppelter Liebe zu ihm zurückgewandt als dem Vertreter reinen französischen Geistes in einer reifen, in sich vollendeten Kulturepoche. Nicht nur, daß man ihn aus seiner Zeit heraus zu verstehen sucht und unter einer vergangenen Konvention das bleibend Menschliche, in seiner zeitlich bedingten Kunst die Züge der Natur wieder entdeckt hat, man ist auch dem Menschen Racine, in dem man nur den Höfling zu sehen gewohnt war, wieder näher getreten, und man hat eine neue Teilnahme für sein äußerlich so unbewegtes Leben gewonnen, das gerade auf der Höhe des Daseins einen gewaltsamen Bruch aufzeigt und eine Tragik verhüllt, deren innerster Grund sich wohl nie der Nachwelt entschleiern wird.

Racine wurde am 22. Dezember 1639 in Ferté-Milon, einem kleinen Städtchen der Isle de France, geboren. Sein Vater war Beamter an der königlichen Salinenverwaltung; der Posten war in der Familie seit Generationen erblich, und die Racines hatten in Anerkennung ihrer Dienste die Erlaubnis zur Führung eines Wappens erhalten, auf dem ein Schwan und eine Ratte zu sehen war. Diese merkwürdige Komposition (rat — cygne) sollte die Abstammung des Namens Racine erklären. Als im Jahre 1697 durch ein Edikt Ludwigs XIV. die Titel und Wappen des gesamten französischen Adels registriert wurden, ließ der Dichter die „elende Ratte“ unterdrücken und behielt nur noch den glänzenden Schwan auf azurnem Felde. Ein Symbol der Racineschen Kunst, die das Glänzende liebt und das Häßliche, Gewöhnliche ausscheidet. Die Eltern des Dichters starben sehr früh; seine Kindheit wurde von seiner Großmutter mütterlicherseits, Marie des Moulins, überwacht, für die er stets die zärtlichste Liebe und Dankbarkeit bewahrt hat. Die erste Erziehung des Knaben war ausschließlich von Frauen geleitet, und die außerordentliche Feinfühligkeit des Menschen und Künstlers mag aus dieser ersten Jugend zu erklären sein, da das frühverwaiste Kind sich zwischen die zarte Sorglichkeit seiner Pflegerinnen und die kühle Strenge seiner männlichen Anverwandten gestellt sah. Der Knabe besuchte während mehrerer Jahre das Collège von Beauvais und wurde dann im Alter von fünfzehn Jahren in die Schule des altberühmten Port-Royal aufgenommen, der jansenistischen Anstalt, deren ergreifende Leidensgeschichte er später geschrieben hat. Seine Familie unterhielt mit dieser Stiftung, in der eine Elite von jungen Leuten erzogen wurde, alte Beziehungen, und seine Tante, Agnes Racine, war eine von den großen Äbtissinnen des Frauenklosters, aus der die berühmte Erziehungsanstalt hervorgegangen war.

In dem abgeschlossenen, einsamen, von der offiziellen Universität unabhängigen Port-Royal wurden die humanistischen Überlieferungen des sechzehnten Jahrhunderts erhalten, der Schwerpunkt des Unterrichtes lag in der Pflege des Griechischen, das in den Collèges zu Gunsten des Lateinischen fast völlig in den Hintergrund getreten war. Racine ist einer der feinsten und zuverlässigsten Kenner der Antike im siebzehnten Jahrhundert, seine Bildung und seine Kunst beruhen auf zwei Fundamenten, auf dem klassischen Altertum und auf der Bibel. Die Leiter des Port-Royal waren nicht nur die ersten Humanisten ihrer Zeit, sie waren vor allem Erzieher, erfahrene Psychologen und Moralisten, welche die jungen Seelen, um sie zu lenken, zunächst zu erkennen suchten. Sie lebten und lehrten nach der vielverketzerten Doktrin des Bischofs Jansenius, daß der Mensch nicht durch eigene Kräfte, sondern nur durch die göttliche Gnade zum Heil gelangen kann, daß er nach ihr streben muß ohne die Gewißheit, sie zu erhalten, eine Anschauung, die Racine später am kräftigsten in der Gestalt seiner Phädra verkörpert hat. Der junge Zögling der Jansenisten scheint ganz diesem weltentrückten, der frommen Selbstprüfung gewidmeten Leben anzugehören, seine ersten, noch recht

konventionellen Oden „Promenade de Port-Royal des Champs“ preisen die stillen Reize des einsamen waldversteckten Thales zwischen Versailles und Chevreuse, aber in Wahrheit wohnen bereits zwei Seelen in seiner Brust: die eine hängt noch an dieser friedlichen Stätte weltferner Beschaulichkeit, die andere sehnt sich nach der großen Welt, nach dem glänzenden Leben, das ihm in den Träumen seines Ehrgeizes erscheint. Aus den Briefen, die er an einen gleichalterigen Verwandten nach Paris sendet, spricht ein anderer Racine, ein Weltkind, ein Schöngeist und ein rücksichtsloser Spötter.

Im Jahre 1658 siedelt er endlich nach Paris über, um am Collège d'Harcourt Philosophie zu studieren. Mit einem Schlage entwickeln sich seine bisher unterdrückten oder verborgenen Neigungen, er tritt in die Reihen der Schöngeister ein, die durch die Litteratur Carriere machen wollen. Mit dem Abbé Le Vasseur, der weder in seinem Charakter noch in seiner Lebensführung etwas Geistliches hat, unterhält er einen galanten Briefwechsel, er beginnt einen gefährlicheren Umgang mit dem fast zwanzig Jahre älteren La Fontaine, der, sorglos, genial, am wenigsten geeignet scheint, um sich durch die Überlegenheit des Alters eine moralische Autorität zu schaffen. Er lernt die Komödianten des Marais und des Hotel de Bourgogne kennen, er weiß beide Truppen für sich zu interessieren, indem er bald der einen, bald der anderen die glänzenden Rollen eines nie geschriebenen Erstlingsstückes verlockend in Aussicht stellt. Eine Ode auf die Hochzeit Ludwigs XIV., die unter den Auspizien der litterarischen Modegötzen Chapelain und Perrault entstanden ist, bringt ihm durch die Vermittelung des Ministers Colbert ein Gnadengeschenk und eine Pension ein „en qualité d'homme de lettres“. Port-Royal ist von diesem Abfall seines hoffnungsvollen Zöglings entsetzt, und der junge Schöngeist wird auf Veranlassung seiner Familie zu einem Verwandten nach Uzès im Languedoc geschickt; dort soll er sich durch theologische Studien für die geistliche Laufbahn vorbereiten. Aber indem er sich mit den Kirchenvätern beschäftigt, verzichtet er nicht auf die Litteratur, und während seine Verwandten und Lehrer ihn auf dem rechten Wege glauben, setzt er seine klassischen Studien fort, treibt Italienisch, die Sprache der Schöngeister, und „sucht irgend ein dramatisches Süjet“. Der Sohn der milden Isle de France fühlt sich im heißen Süden, unter einer Bevölkerung, deren Sprache er nicht versteht, wie im Exil, aber in seinen klagenden Briefen zeigt sich die Fähigkeit der Beobachtung, er analysiert seine Umgebung, er vergleicht die Wildheit und Leidenschaftlichkeit des Südfranzosen mit der Mäßigung des Nordens, er erzählt eine ergreifend dramatische Scene nach dem Leben und spielt auch auf ein eigenes Abenteuer an „En ce pays-ci on ne voit guère d'amours médiocres.“ Die Vermittelung seines Onkels in Uzès verschafft ihm die Pfründe des Priorats von Sainte-Madeleine de l'Epinay; er lebt wie so viele andere von der Kirche, ohne ihr zu dienen und seine Freiheit zu verpflichten.

Nach Paris zurückversetzt, verfaßt er sofort zwei neue Huldigungsoden an den König, erhält auf Betreiben Colberts eine neue Pension und wird endlich durch seinen Gönner, den Grafen Saint-Aignan, bei Hofe vorgestellt, wo er Molière als bevorzugten Günstling im Kabinett des Königs trifft. Der große Lustspieldichter, der schon an dem Ziele steht, das der künftige Tragiker erst erreichen will, eröffnet ihm sein Theater, er führt die „Thebaïde“ auf, zu deren Bearbeitung er Racine nach einer sehr unverbürgten Nachricht angeregt haben soll. Durch diesen Schritt zur Bühne, durch die Verbindung mit den von der Kirche exkommunizierten Komödianten, hatte sich der Dichter von Port-Royal losgesagt. Kurz vor der Aufführung seiner ersten Tragödie suchte seine Tante, die Äbtissin Agnes, in einem ergreifenden Briefe ihn von diesem sündlichen Vorhaben abzubringen. „Ich habe mit Schmerz gehört, daß Sie mehr als jemals mit Leuten verkehren, deren Name abscheulich ist allen Menschen, die noch die geringste Frömmigkeit haben, und mit Recht, da man ihnen den Eintritt in die Kirche und die Kommunion der Gläubigen selbst im Sterben versagt, wofern sie nicht widerrufen. — Ich beschwöre Sie also, mein lieber Neffe, Mitleid mit Ihrer Seele zu haben, in Ihrem Herzen Einkehr zu halten, um

dort ernstlich den Abgrund zu betrachten, in den Sie sich geworfen haben.“ Diese Warnung vermochte den Dichter natürlich nicht aufzuhalten, er beantwortete sie mit Stillschweigen, im Rausche der ersten Erfolge schwiegen noch die Gewissensnöte, die ihn später, da er von Ruhm gesättigt war, als reuigen Christen auf die Pfade seiner Kindheit zurückführen sollten. Vorläufig rächte er sich an Port-Royal, das er verleugnete und das ihn verstieß. Einer der bedeutendsten Gelehrten der Anstalt, ein persönlicher Lehrer Racines, Nicole, hatte in einer litterarischen Fehde die profane Litteratur angegriffen und das abstoßende Bild eines Roman- und Stückeschreibers entworfen, das der Dichter ohne zwingenden Grund auf sich selbst bezog. „Ein Romanschreiber und ein Theaterdichter ist ein öffentlicher Giftmischer, nicht für die Leiber, aber für die Seelen der Gläubigen.“ Auf diesen Angriff antwortete Racine mit einem Schreiben, das ein Meisterwerk an geistvoller Bosheit ist; er kannte seine alten Lehrer, er wußte, wo sie zu verwunden waren, und er nutzte diese Kenntnis mit undankbarster Rücksichtslosigkeit aus. Ein zweiter noch schärferer Brief wurde vorbereitet, aber er behielt diesen Pfeil im Köcher, von seinem neugewonnenen besonnenen Freunde Boileau beraten, der ihm vorhielt, „daß dieses Werk wohl seinem Geiste, aber nicht seinem Herzen Ehre machen würde“.

Der Einfluß Boileaus auf Racine ist bekannt. Der Kritiker stützte den krankhaft empfindlichen, von jedem Mißerfolg schnell entmutigten Dichter, er beruhigte und leitete den Ungeduldigen, er dämpfte die witzige und giftige Bosheit Racines, mit der er wahre und vermeintliche Feinde überfiel, er überwachte seine oft zu schnelle Produktion, indem er ihn lehrte, „leichte Verse mit Schwierigkeiten zu machen“, und es gelang ihm vor allem, den Dichter unwiderruflich auf die Bahn zu lenken, in die ihn sein Talent rief, zur Tragödie. Die „Thebaïde“ hatte einen mäßigen Erfolg gehabt, mit seinem „Alexandre le Grand“ trat der fünfundzwanzigjährige Racine als gefährlicher Nebenbuhler des großen Corneille auf. Der alternde Verfasser des „Cid“ machte dem jungen Rivalen über sein poetisches Talent Elogen, aber er sprach ihm das dramatische Genie ab. Corneilles Heroen sind Helden des Willens, eines Willens, der von der Vernunft geleitet wird und zu den Leidenschaften nein sagt. Er konnte eine Kunst nicht als tragisch anerkennen, in der der Wille den Leidenschaften dient, und in der als die mächtigste und fast als die einzige Leidenschaft die Liebe auftritt. „Ich habe bisher geglaubt, daß die Liebe eine mit zu viel Schwächen behaftete Passion sei, um in einem heroischen Stücke zu herrschen; sie darf dort als Verzierung dienen, aber nicht als Hauptsache, und die großen Seelen dürfen sie nur gewähren lassen, solange sie mit edleren Regungen vereinbar ist.“ Und der große Kritiker Saint-Evremond, der Corneille zu Hilfe eilte, schrieb nach der Aufführung von „Alexandre le Grand“, daß die französische Tragödie nunmehr mit ihrem Schöpfer nicht aussterben würde, daß aber Racine sich von diesem adoptieren lassen und ihm mit der Zärtlichkeit eines Sohnes folgen müßte. Der Hauptzweck der Tragödie sei nicht, die Herzen zu rühren, sondern Seelengröße darzustellen.

Die Tragödien Corneilles waren eine Schule des Heroismus. Der Heroe denkt und handelt groß, nach einem Ideal der Tugend, seine schönsten Siege trägt er über sich selbst davon. Die Pflicht regiert den Willen, der Wille zwingt die Leidenschaft. Die Ehre als die grande passion muß stärker sein als die Liebe, die tendre passion. Corneilles Stücke behandeln ungewöhnliche, häufig abenteuerliche Stoffe, sie zeigen Ausnahmefälle und brauchen komplizierte Intriguen; je schwieriger die Situation ist, in die der Held geworfen wird, um so glänzender muß sein Heroismus aus der Prüfung hervorgehen. Racine ist der menschlichen Wahrheit näher, ihm genügt eine schlichte, klare Handlung, weil er einfachere, innerlichere Süjets behandelt. Seine Moral ist der des Corneille entgegengesetzt, sie ist tief pessimistisch. Die jansenistische Lehre, die alle seine Dramen verkörpern, geht vom Dogma der Erbsünde aus. Die menschliche Natur ist schlecht, durch den Fehler des ersten Menschenpaares der Sünde verfallen, und der schwache Menschenwille genügt nicht, um das Heil zu erwerben, es bedarf der Gnade, die

niemand verdient, und zu der nur wenige auserwählt sind. Unter diesem Gesichtspunkt die Leidenschaften malen, heißt ein erschütterndes Bild von der menschlichen Schwäche entrollen. Corneille zeigt menschliche Größe, Selbstverleugnung, Aufopferung, er giebt uns den Heroismus, um ihn zu bewundern. Racine folgt den Wegen der Leidenschaft, er zeigt uns Blut und Thränen, daß wir die Schwäche und Sündhaftigkeit der eigenen Natur mit Schauer empfinden. Beide wirken tragisch in verschiedenem Sinne, der eine dringt auf Bewunderung, der andere auf Mitleid, oder wie La Bruyère in seinem berühmten Vergleiche sagt: „Jener malt die Menschen, wie sie sein sollten; dieser malt sie, wie sie sind. In dem einen giebt es mehr, was man bewundern und nachahmen muß, in dem anderen, was man an anderen erkennt oder in sich selbst erfährt.“

Die Rivalität zwischen den beiden großen Tragikern, die die litterarische Welt in zwei sich erbittert bekämpfende Parteien schied, war nicht nur ein Kampf zwischen zwei verschiedenen Kunstanschauungen und entgegengesetzten Temperamenten, sie hatte ihren tieferen Grund in dem feindlichen Verhältnis zweier Generationen, von denen die eine sank und die andere heraufstieg.

Als Racine auftrat, hatte sich eine tiefgehende Wandlung in der Gestaltung der französischen Gesellschaft vollzogen. Corneille hatte die am Ende des sechzehnten Jahrhunderts geborene Generation gesehen, die durch die blutigen Wirren eines zwanzigjährigen Bürgerkrieges hindurchgegangen war, große Kapitäne, verschmitzte Staatsmänner, starke Herrennaturen, die die Menschen und sich selbst zu beherrschen gelernt hatten. Die großen Menschen dieser Epoche sind Männer von ungeteilter, unbeirrbarer Willenskraft, ein Richelieu, der sich in jungen Jahren vornimmt, der erste Leiter des Staates zu werden, und jeden Schritt auf das eine Ziel hin berechnet, ein Kardinal Retz, der in seiner Laufbahn scheitert, aber mit nicht geringerer Hartnäckigkeit und Zielbewußtheit begabt ist, es sind Politiker von vollendeter Selbstbeherrschung, die sich von keiner Leidenschaft verwirren und von keinem Sentiment erweichen lassen. „Vouloir ce qu'il faut, pouvoir ce qu'on veut.“ So hat Bossuet diese Generation charakterisiert. Ein Selbstbekenntnis von La Rochefoucauld entwirft das männliche Ideal dieser Epoche, das in einigen Zügen schon den Übermenschen Nietzsches vorwegnimmt. „Alle meine Leidenschaften sind ziemlich gemäßigt und geregelt: man hat mich fast nie in Zorn gesehen, und ich habe für niemand je Haß empfunden. Dennoch bin ich nicht unfähig, mich zu rächen, wenn man mich beleidigt und wenn meine Ehre für eine Beleidigung Genugthuung verlangt. Im Gegenteil, ich bin sicher, daß die Pflicht in mir so gut das Amt des Hasses verwalten würde, daß ich meine Rache mit noch größerer Kraft als andere verfolgte. Der Ehrgeiz quält mich nicht, ich fürchte kaum etwas und den Tod gar nicht. Ich bin für Mitleid wenig empfindlich und möchte es gar nicht sein. — Aber ich halte darauf, daß man sich begnügen muß, es zu bezeugen, und sich sorgfältig hüten muß, es zu besitzen. Das ist eine Leidenschaft, die in einer starken Seele zu nichts gut ist, die nur das Herz schwächen kann und die man dem Volke überlassen muß, das, niemals nach Vernunft handelnd, Leidenschaften braucht, um überhaupt zu handeln.“ Nach der Vernunft handeln ist die Eigenheit der Corneilleschen Helden, die für unseren Geschmack zu sehr wissen, was sie thun, die nie den Kopf verlieren und unbewegt in ihren Entschlüssen bleiben. Napoleon bewunderte bei Corneille den staatsmännischen Sinn, den er seinem Liebling Racine absprechen zu müssen glaubte.

Wenn zur Zeit Corneilles die Politik auf die Straße herabgestiegen war, so zog sie sich zu Racines Zeit in das Kabinett des Königs zurück. Wenn der Dichter die Großen der Welt darstellen wollte, mußte er die Farben von dem Hofe Ludwigs XIV. borgen. Die Fronde war zerschmettert, der Feudalismus war im Entscheidungskampfe mit dem Absolutismus erlegen, und die unabhängigen Barone wurden zu Fürstendienern, nur der Fürstendienst gab die Möglichkeit einer Erhöhung, es gab nur eine Auszeichnung: die des Hofes; Krieger und Staatsmänner mußten sich seinen Forderungen fügen, sie mußten poliert, elegant, geistreich sein, um sich auf diesem glatten Boden zu behaupten und vorwärts zu kommen. Der

ehemals unruhige, selbstherrliche Adel, der sich zu einer dienenden, häufig inhaltlosen Existenz verurteilt sah, mußte diese Leere ausfüllen, und es begann die hohe Entwickelung gesellschaftlichen Lebens, das elegante, schöngeistige Treiben der Salons, in denen die Frauen als die Führerinnen der Mode, als die Richterinnen in allen Dingen des Geschmackes herrschten. Die Liebe wurde zur höchsten Angelegenheit des Lebens, sie unterwarf sich der Konvention dieser großen Welt; in ihren leidenschaftlichen Äußerungen durch ein starres Ceremoniell gemäßigt, kleidete sie sich in eine übertriebene, modische, graziöse Sprache, es galt als Verdienst, mit Geist und Delikatesse verliebt zu sein, und ein zärtliches Madrigal, eine glücklich gefundene Metapher verschafften Beachtung, gaben Anrecht auf Beförderung in einer Welt, deren Schicksale oft durch den geheimen Einfluß der Frauen bestimmt wurden. Racine mit seiner Beobachtungsgabe, seiner überfeinen Sensibilität, seiner Eleganz und Geschmeidigkeit wußte die Sitten dieser Gesellschaft zu malen, ihre Sprache zu sprechen, sich in ihrem Ceremoniell zu bewegen und den feinen Duft dieser aristokratischen Kultur zu erhalten. Seine Männer sind höfisch erzogen, galant, respektvoll gegen Damen, blumige Schönredner, deren stärkste Leidenschaft nicht aus dem konventionellen Rahmen des Erlaubten herausbricht. Ihre Huldigungen bewegen sich in den vom Codex der Galanterie vorgeschriebenen Formen. Die Frauen, von aller Naivität weit entfernt, kennen ihren Wert und wissen, daß ihre Neigung die höchste Auszeichnung eines Mannes ist. In der beständigen Gewohnheit, Huldigungen zu empfangen, haben sie die Kunst gelernt, den Liebesbitten zuzuhören, zu antworten, zu reizen oder zu entmutigen, den fordernden Mann mit einem Wort, mit einem Blick zu leiten und in sicherer Herrschaft über die Stürme ihres Inneren eine vollendete Würde der Haltung zu wahren. Hier ertönt kein Naturschrei, aber unter diesen komplizierten Formen ahnt man doch die Einfachheit, unter der verbergenden Konvention fühlt man die ungebrochene, unveränderliche Menschennatur, diese Frauen haben etwas unbeschreiblich Melancholisches, weil sie sich nie ganz geben dürfen, und weil ein unausgesprochener Grund von Geheimem, Geahntem in ihrer statuenhaften Schönheit zurückbleibt. Wenn Racines Prinzen und Prinzessinnen auch auf ein hohes Piedestal gestellt sind, sie sind uns menschlich nahe als moderne Seelen, in denen der Wille sich von der Vernunft entzweit hat, die in der Selbstanalysierung die Kraft zum Handeln verloren haben, die sich fallen sehen, ohne sich halten zu können, und wissend untergehen. Heinrich Heine sagt, daß das bei Corneille noch mächtige Mittelalter in Racine erloschen sei. Hier treten die ersten modernen Menschen auf. Seine Werke sind die ersten Veilchen des Frühlings, der unsere neue Zeit eröffnet.

Racine zählte fünfundzwanzig Jahre, als er mit dem großen Corneille in den Wettkampf trat. Seit seiner „Andromache“ verehrten ihn die Frauen als ihren Dichter, wenigstens die Frauen, die keine Männer sind, wie Fontenelle in einem Bericht über diese Tragödie sagt. In dem kurzen Zeitraum von dreizehn Jahren schafft er seine Meisterwerke, in denen die antike Tradition und die moderne, christliche, französische Kultur zu einer so reinen, unauflöslichen Harmonie zusammengeflossen sind: „Britannicus“ und „Bérénice“, „Mithridate“ und „Bajazet“, „Iphigénie“ und „Phèdre“. Er schreitet von Triumph zu Triumph, aber jeder Sieg wird ihm von der mächtigen Partei, die zu Corneille hält, hartnäckig bestritten, jeder Erfolg wird dem überempfindlichen Dichter durch die Mißgunst der Kritik vergällt, dem nach seinem eigenen Geständnis der geringste Tadel mehr Schmerz verursachte, als das überschwenglichste Lob ihm an Freude geben konnte. Die lange Reihe theatralischer Erfolge führt ihn auf die von seinem Ehrgeiz ersehnten Höhen. Colbert begünstigt ihn, der große Condé schützt ihn gegen die hochstehenden Feinde, die er durch den leicht herausgeforderten Witz seiner oft giftigen Epigramme verletzte, die Herzogin von Orleans beeinflußt die Wahl seiner tragischen Süjets, und Ludwig XIV. zieht ihn in seine engste Umgebung, er findet in ihm seinen angenehmsten Gesellschafter. Louis Racine hat seinen Vater als den taktvollen Hofmann gezeichnet, der mit den Großen zu leben wußte, eine Charakteristik, die auch von anderen zeitgenössischen Berichten bestätigt wor-

den ist. „Ein liebenswürdiger Hof fand ihn selbst liebenswürdig sowohl in seiner Konversation als in seiner Erscheinung. Er gehörte nicht zu den Dichtern, die den stirnrunzelnden Apollo spielen; er hatte im Gegenteil eine schöne und offene Physiognomie: Ludwig XIV. nannte sie eines Tages eine der glücklichsten, als er von den schönen Physiognomien sprach, die er an seinem Hofe sah. Mit seinen äußeren Reizen verband er die der Konversation, in der er, niemals zerstreut, nie Dichter noch Autor, weniger seinen eigenen Geist ans Licht zu stellen suchte als den der Personen, die er unterhielt. Er sprach nie von seinen Werken und antwortete bescheiden denen, die davon sprachen: sanft, zart, einschmeichelnd und im Besitz der Sprache des Herzens."



Jean Racine.
(Stich des achtzehnten Jahrhunderts nach dem Porträt von Santerre.)

Als Racine, noch nicht vierzigjährig, auf der Höhe seines Ruhmes, in der reifsten, sichersten Vollkraft poetischen Schaffens stand, zog er sich plötzlich vom Theater zurück, er verschwand aus dem leichtfertigen, sorglosen, galanten Leben der Schriftsteller und Komödianten, in dem er neben Molière, neben La Fontaine und Boileau als erfolgreicher Autor, als witziger Gesellschafter und Liebling schöner Damen eine glänzende Rolle gespielt hatte. Mit diesem unerwarteten Entschluß tötet er nicht nur Ehrgeiz, Ruhmsucht in sich, er verleugnet auch seine Kunst, er verbrennt seine dramatischen Entwürfe, nicht weil er gegen sie kritische Zweifel hegte, sondern weil er überhaupt den Künstler in sich, den profanen Menschen in christlicher Reue über sein vergangenes Leben opfern wollte. Die frommen Erinnerungen an das so schnöde verleugnete, nie ganz vergessene Port-Royal seiner Jugend überfallen ihn, er sucht demütig die Verzeihung seiner Tante, der Äbtissin Agnes, und wirft sich seinen früheren Lehrern, dem so schmählich angegriffenen Nicole und dem großen Theologen Arnauld, zerknirscht zu Füßen. In der Vergessenheit eines Kartäuserklosters will er

die Sündhaftigkeit seines Lebens büßen, aber seinem Beichtvater scheint die Entschließung zu schroff, dieser rät ihm, „in der Welt zu bleiben, ihre Gefahren zu vermeiden durch den Ehebund mit einer von Frömmigkeit erfüllten Person“. Man hat nach den Gründen einer so plötzlichen Wandlung geforscht, ohne sie doch ausreichend erklären zu können. Daß die Empfindlichkeit gegen mißgünstige Kritik dem Dichter die theatralische Laufbahn verleidet habe, ist eine oft wiederholte Banalität. Litterarische Kritiken konnten eine überempfindliche Natur wie Racine wohl verletzen und entmutigen, sie vermochten keinesfalls ihn in ein Kloster zu treiben. Noch haltloser ist die Vermutung, daß der Verrat der Schauspielerin Champmeslé ihn zu diesem ernsten Schritte veranlaßt habe. Die Champmeslé, zugleich eine geniale Künstlerin und eine sehr gefällige Dame, wußte sich ein halbes Dutzend offizieller Liebhaber zu gleicher Zeit zu erhalten, und es gab für Racine keinen Zweifel, daß er nicht der einzig Begünstigte war, „de six amants contents et non jaloux“, wie Boileau in einem witzigen Epigramm sagt. Nicht die Champmeslé verriet ihn, sondern er verließ die Schauspielerin, die seine Frauengestalten mit großem Erfolg dargestellt hatte, als er sich von der Bühne zurückzog. Und auch die überwältigende reuevolle Erinnerung an seine von frommen Männern und Frauen gehütete Jugendzeit vermag diese Bekehrung und Verleugnung seines ganzen Lebens nicht völlig zu begründen. Selbst Racines neuester verdienstvoller Biograph, Gustave Larroumet, findet die entscheidende Erklärung nicht, er läßt die genannten Gründe zusammenwirken, ohne sich zu verhehlen, daß hier in der Tiefe ein uns unbekanntes tragisches Erlebnis zu vermuten sei. Vor kurzem versuchte Franz Funck-Brentano in dieses Dunkel einzudringen.*

Im Jahre 1679 wurde vor der Chambre ardente ein sensationeller Prozeß verhandelt, der auf den Tod der elf Jahre vorher gestorbenen Schauspielerin Du Parc zurückging. Der alternde Corneille hatte sie ohne Erfolg angedichtet, der junge Racine war in seinen Bewerbungen glücklicher gewesen. Die Angeklagte Voisin, eine der gefährlichsten Verbrecherinnen des Jahrhunderts, Intrigantin, Gelegenheitsmacherin, Giftmischerin, beschuldigte den Dichter, der alle fremden Personen vom Lager der Sterbenden eifersüchtig ferngehalten hatte, sich der Geliebten durch Gift entledigt zu haben. Racine hatte seiner Maitresse verboten, die Voisin zu empfangen, und der Biograph Larroumet sieht in dieser elf Jahre späteren Anschuldigung die lang aufgeschobene Rache der Zurückgewiesenen. Eine kaum zureichende Erklärung. Diese unheimliche Verbrecherin, die in zahllosen Intriguen ihre Hand hatte, in deren Vorzimmer sich hohe Adlige und vornehme Damen drängten, war für eine so kleine Empfindlichkeit zu groß. In seinen medizinisch-kriminalistischen Untersuchungen „Ärzte und Giftmischer“ hat der Doktor E. Legué nach den wenigen erhaltenen Akten mit einiger Wahrscheinlichkeit festgestellt, daß die Du Parc an den Folgen einer Frühgeburt gestorben ist, und die Aussagen der Voisin sollen darauf hindeuten, daß ihr Geliebter Racine dazu mit verbrecherischen Mitteln geholfen habe, um die Frucht ihres Verhältnisses zu beseitigen. Ein Verhaftsbefehl, der gegen Racine bereits ausgefertigt war, wurde auf Veranlassung des Hofes und der Akademie zurückgezogen. Funck-Brentano nimmt an, daß Racine dieses zu seiner Zeit sehr übliche Verbrechen begangen habe, und daß das bohrende Schuldgefühl ihn zu seiner Bekehrung bestimmt habe. Eine etwas späte Reue, da zwischen dieser That und seinem Abschied vom profanen Leben neun Jahre liegen. Da sich aus allen diesen Untersuchungen kein zwingender Beweisgrund für eine Schuld Racines ergiebt, so ist es wohl besser, das Rätsel seines Lebens gar nicht zu erklären als von dieser Seite, und es ziemt sich, das Beispiel Ludwigs XIV. nachzuahmen, der die Erinnerung an diesen Prozeß beseitigen wollte, indem er den größten Teil der Akten verbrennen ließ.

Racine folgte dem Rate seines Beichtvaters und heiratete durch die Vermittelung „weiser Freunde“ Catherine de Romanet, eine Wahl, an der, wie sein Sohn Louis sagt, weder die Liebe noch das Interesse den geringsten Anteil hatten. Die künftige Madame Racine stammte aus einer streng

---

* Revue des Revues. November 1898.

religiösen, jansenistisch gesinnten Familie, die einzige ihr bekannte Litteratur waren Psalter und Erbauungsschriften, sie wußte kaum, was ein Vers war, und kannte die Tragödien ihres Mannes weder durch die Vorstellung noch durch die Lektüre. Sie war die christliche Hausfrau eines frommen, angesehenen, wohlhabenden Bourgeois, der seine Söhne in den Dienst des Königs sandte, von dessen fünf Töchtern vier aus eigenem Entschluß in ein Kloster eintraten. Die Religion war die erste und fast einzige Angelegenheit in diesem Hause, sie lebte selbst in den Spielen der Kinder, und der junge Racine entsinnt sich, daß der Vater bei Prozessionen, die er mit seinen kleinen Schwestern veranstaltete, selbst singend und kreuztragend voranging. Das Innere dieses Hauses ist das Muster eines jansenistischen Familienlebens im siebzehnten Jahrhundert, wenn auch die doktrinäre Strenge durch die natürliche Liebenswürdigkeit des Vaters gemildert und die Einfachheit der Sitten mit einem würdevollen Luxus, den seine Stellung erfordert, umgeben ist. Aus diesem Hause ist jede Art von moderner Schöngeisterei verbannt. Mit fünfzehn Jahren weiß der älteste Sohn noch nicht, daß der Vater Tragödien verfaßt hat, und Racine warnt seinen Jean-Baptiste vor der Versuchung, französische Verse zu machen, als vor einer unnützen, den Geist zerstreuenden Beschäftigung. „Ich sage Ihnen mit der Aufrichtigkeit, mit der ich zu Ihnen sprechen muß, welchen Schmerz ich empfinde, daß Sie von allen diesen Nichtigkeiten so viel Aufhebens machen.“ Und er bittet ihn endlich, daß er ihm nicht etwa die Schande anthue, in die Komödie zu gehen.

Wenn Racine auch in christlicher Reue seines vergangenen Lebens auf das Theater verzichtet hatte, so zog er sich doch nicht von der Welt zurück. Sein Leben ist zwischen der Familie und dem Hofe geteilt. Auf Betreiben der Madame de Montespan wird er mit Boileau zusammen zum königlichen Historiographen ernannt, und dieses Amt, das durchaus keine Sinekure war, zwingt ihn, den Reisen und Feldzügen Ludwigs XIV. als Berichterstatter zu folgen. Durch seine Ernennung zum gentilhomme ordinaire und zum Sekretär des Königs wird er noch enger an den Hof gefesselt. In dieser Doppelrolle des strengen Jansenisten und des durch die Gunst von königlichen Maitressen geschützten Höflings liegt kein Widerspruch. Der Absolutismus war in dieser Zeit die zweite Religion, und seinem Könige dienen hieß Gott dienen. Die Person des Königs stand über der gewöhnlichen Moral, seine Handlungen waren über aller Kritik und durch seine direkt von Gott verliehene Würde sanktioniert; ihn zu bewundern, zu verherrlichen, war Pflicht, und man nahte sich ihm durch Schmeichelei, wie man zu Gott durch Gebete spricht. Als Direktor der Akademie schloß Racine eine Lobrede auf den König mit diesen Worten: „Alle Worte der Sprache, alle Silben scheinen uns kostbar, weil wir sie als ebensoviel Instrumente betrachten, die dem Ruhm unseres erhabenen Beschützers dienen müssen.“ Und als er am Ende seines Lebens in die Ungnade des Königs fällt, verwahrt er sich feierlich in einem Briefe an seine Beschützerin, die Frau von Maintenon. „Gott hat mir die Gnade erwiesen, daß ich niemals weder vor dem Könige noch vor dem Evangelium zu erröten brauchte.“

Racine und Boileau dankten ihre Stellung am Hofe der Gunst der Frau von Montespan. Als das neue Gestirn der Frau von Maintenon aufstieg, zögerten die beiden Dichter nicht, es zur rechten Zeit zu verehren. Die neue Maitresse zeigte für Racine eine ausgesprochene Vorliebe, sie hat das Verdienst, ihn zu seiner so lange verleugneten Kunst zurückgeführt zu haben. Für Madame de Maintenon schrieb der Dichter seine beiden biblischen Tragödien „Esther“ und „Athalie“, die von den jungen Damen des von ihr beschützten Erziehungsinstitutes zu Saint-Cyr dargestellt wurden. Indem Racine ein christliches Süjet dramatisierte, indem er es der Belehrung und Erbauung der jungen Mädchen widmete, durfte er zu seiner Kunst zurückkehren, ohne sein Christentum zu verleugnen. Bei der Arbeit bemerkt er, daß er eine Absicht ausführt, die ihm lange am Herzen gelegen hat, nämlich wie in der griechischen Tragödie die Handlung durch den Gesang des Chores zu ergänzen, „und diesen Chor das Lob des wahren Gottes singen zu lassen, den die Heiden nur

brauchten, um das Lob ihrer falschen Gottheiten zu singen." Die beiden Tragödien wurden in der Abgeschlossenheit von Saint-Cyr aufgeführt, es war eine hohe Auszeichnung, zu diesen Aufführungen zugelassen zu werden, für die, wie Madame de Lafayette schreibt, Minister ihre dringendsten Geschäfte im Stiche ließen; der König selbst wachte mit erhobenem Stock an der Thür, damit kein Unberufener eindrang.

Diese Darstellungen seiner Tragödien „Esther" und „Athalie" durch die Töchter des höchsten Adels, unter der persönlichen Protektion der Frau von Maintenon und des Königs, bedeuten den Höhepunkt in dem Leben Racines. Kurz darauf traf ihn die königliche Ungnade, an der er zwar nicht, wie gern behauptet wird, gestorben ist, die aber jedenfalls zur Beschleunigung eines tödlichen Leberleidens beigetragen hat. Der König haßte die Jansenisten, und er war mit Racine unzufrieden, als dieser sich nicht nur zu seinen alten Freunden offen bekannte, sondern sich sogar für die Zurückberufung des großen Theologen Arnauld aus dem Exil bemühte. Madame de Maintenon hatte sich von ihrem Günstling ein Memoire über die Erleichterung der Lasten des Volkes ausarbeiten lassen, indem sie ihm die Geheimhaltung seines Namens versprach, sie wagte aber nicht, den Autor dem Könige gegenüber zu verschweigen, und dieser verhehlte seinen Unwillen über den Schriftsteller nicht, „der sich in Sachen mischte, die ihn nichts angingen."

Erst der Tod brachte Racine die königliche Verzeihung. Als der Dichter am 21. April 1699 gestorben war, bedauerte der König in einem Gespräch mit Boileau diesen Verlust mit so viel Lebhaftigkeit und Aufrichtigkeit, daß dieser meinte, die Höflinge würden Lust zu sterben bekommen, wenn sie einer solchen Teilnahme von seiten Seiner Majestät sicher wären. Der Jansenismus seines einstigen Günstlings war verziehen und vergessen. Racine wollte in Port-Royal zu Füßen seines Lehrers Hammond begraben sein. Der tote Dichter kehrte zu der verehrten Stätte seiner frommen Jugend zurück, die der lebende wohl zeitweise verleugnet, aber in Wahrheit nie vergessen hat. Diese Gesinnung bezeugt das Testament Racines, eines der ersten modernen Dichter und der letzten religiösen Geister Frankreichs vor dem Jahrhundert der Aufklärung. „Ich bitte sehr demütig die Mutter-Äbtissin und die Nonnen, mir diese Ehre bewilligen zu wollen, obgleich ich mich ihrer unwürdig weiß, sowohl durch die Ärgernisse meines vergangenen Lebens, als auch durch den geringen Gebrauch, den ich von der einst in diesem Hause empfangenen ausgezeichneten Erziehung gemacht habe, und von den großen Beispielen der Frömmigkeit und Reue, die ich dort gesehen, und von denen ich nur ein unfruchtbarer Bewunderer gewesen bin." Nach der Zerstörung von Port-Royal im Jahre 1711 wurden die Gebeine des Dichters nach Paris übergeführt und in der Kirche Saint-Etienne-du-Mont hinter dem Hochaltar beigesetzt. Eine lateinische Grabschrift seines Freundes Boileau rühmt den Menschen, den Dichter und den Christen. „Wer du auch seist, den die Frömmigkeit an diesen heiligen Ort führt, beklage in einem so ausgezeichneten Menschen das traurige Schicksal aller Sterblichen; und eine wie große Idee dir auch sein Ruhm geben kann, erinnere dich, daß es Gebete und nicht Lobsprüche sind, die er von dir erwartet." —

Racine steht nicht in der Reihe der größten Dichter, der Sophokles, Shakespeare, Goethe, deren Geschöpfe als dauernde Menschheitstypen zeitlos geworden, mit jedem Jahrhundert, mit jedem Volke mitleben, die Welten geschaffen haben, in denen die Menschheit sich selbst und ihre mit der Existenz gegebene Tragik ohne Zögern erkennt. Die Welt der französischen Tragödie ist klein im Gegensatze zu germanischer Kunstübung, es ist eine urbane Welt. Sie geht nicht in die Weite, sie hat keine Landschaft, keine Naturstimmungen. Sie führt nicht ins Freie, über Land und Meer, durch Felder und Wälder, wie Shakespeare und Goethe, da leuchtet keine Sonne, da dunkelt keine Nacht, da giebt es keine geheimnisvolle Dämmerung, sie hat immer dieselbe, gleichmäßige, klare, kühle Beleuchtung. Ihre Menschen leben in Palästen, geschützt vor Regen und Stürmen, entfernt von der Berührung mit einfachem Volke, erhaben über die gemeinen Bedürfnisse des Lebens; ob sie lieben oder hassen, leiden oder genießen, sie hören nie auf, zu

repräsentieren; aus ihren Nöten bricht kein wilder Naturschrei, das Gleichmaß des Alexandriners führt ihre Reden und ihre Gedanken in ununterbrochen melodischem Flusse dahin, und nur solange sie reden, scheinen sie zu existieren. Racine schrieb zu einer Zeit, in der nach Taines Wort „l'art de bien dire“ als die höchste der Künste galt. Die französische Litteratur ist in den Salons geboren, sie ist ein Zweig der Beredsamkeit, es kam ihr nicht auf die Gewalt der Leidenschaft, auf die Neuheit der Ideen, auf den Glanz der Bilder an, sondern auf die Logik der Gedanken, die Reinheit des Ausdrucks, die Harmonie des Stiles. Man liebte weniger die Sache an sich, als ihre geistvolle Interpretation. Die französische Tragödie sucht nicht mit der Natur zu wetteifern, sondern sie übernimmt das Leben einer aristokratischen Klasse mit der Konvention, die dieses Dasein beherrscht und die primitive Menschennatur verhüllt, sie vergleicht sich mit der ganz einzigen Lebenskunst, die dieser Gesellschaft ihren großen Stil gegeben hat. Diese Personen, Prinzen und Prinzessinnen, sind von naivem Instinktleben weit entfernt, sie handeln bewußt, sie analysieren ihre Liebe, sie analysieren ihren Haß und sie gehen hinaus, wenn sie sterben wollen. Alles tragische Geschehen in diesen Dramen hat für den Germanen nur eine geringe Realität, oder vielmehr, es erscheint uns als eine Art von Abstraktion, die von allen konkreten und primitiven Elementen gereinigt ist. Die großen noch immer zündenden Wirkungen dieser Tragödie sind nicht Offenbarungen aus der Tiefe, sie liegen in einem scharfen Epigramm, in einer glänzenden Antithese, in einem Worte wie in Corneilles heroischem „Qu'il mourût“ des alten Horace oder in dem schrecklichen „Sortez“ der Roxane Racines.

Aber der Franzose liebt es, zu abstrahieren, seine logisch konstruierende Sprache giebt ihm leichter den Gedanken als das konkrete Bild, er liebt es, zu moralisieren, zu generalisieren und seinen eigenen Gefühlen als Betrachter zuzuschauen, als leidenschaftlicher Psychologe will er Klarheit auch über sein innerstes Gefühlsleben, er will das Elementare, das Dunkle und Verworrene zur Ordnung schlichten und mit blanken Worten auf einen scharfgeprägten Ausdruck bringen, er ist Rhetoriker von Geblüt, und er spricht noch, wenn uns die innere Bewegtheit stammeln oder schweigen läßt. Alle diese Eigenschaften vereinigt Racine wie vielleicht kein anderer Dichter Frankreichs. Er hat die große Welt seiner Zeit geschildert, die, von der Konvention eingeengt, in Wahrheit eine kleine Welt war, und er hatte für ihre Darstellung nur den Rahmen einer durch tyrannische Regeln eingeschränkten vornehmen, höfischen Kunst. Aber in den Grenzen dieser doppelten Konvention hat er eine Welt von Poesie geschaffen, die reif, in sich vollendet, aus den lautersten Elementen der Schönheit zusammengefügt, sich durch den Wandel der Zeiten unantastbar behauptet. Frankreich verehrt in Racine einen der stärksten, feinsten, glänzendsten Vertreter seines Geistes, er ist zur Stunde der jüngste, frischeste, populärste Klassiker, und die Nation, die jetzt sein Andenken feiert, trägt nicht nur neuen Lorbeer zu seinem Grabe, sie bringt ihm auch neue Liebe, die um so stärker ist, da sie eine Zeit der Undankbarkeit gegen ihren großen Sohn zu sühnen hat.



Heinrich Timm, der Laban.

Novelle

von

Carl Busse.

II.

(Nachdruck ist untersagt.)

Es war drei Jahre später. In den drei Jahren war manches anders geworden. Besser nicht! fügte der Laban hinzu, wenn er dran dachte.

Damals, nach der Einsegnung, war Lene fröhlich weiter zu ihm gekommen. Er gewöhnte sich an die langen Kleider. Er sagte ruhig auch „Du“ zu ihr — und es schien beiden nicht aufzufallen, daß ihr Verkehr doch eine ganz kleine, kaum wahrnehmbare Veränderung erlitten hatte. In welcher Art eigentlich, das ließ sich schwer sagen: nur vielleicht im Ton, in dem sie sprachen, plauderten, lachten.

Daneben waren einige geringfügige Dinge passiert, die sich doch beider Gedächtnis fest eingeprägt hatten. So einmal gleich im ersten Winter nach der Konfirmation. Sie hatten früher beide so gern in der Dämmerung gesessen, es waren Lenes liebste Stunden. Draußen alles so still … so die rechte Schummerstunde, wo die Großmütter Märchen erzählen und die Äpfel in der Röhre schmoren, wo es einem ein bißchen gruselt und es doch so warm und traulich ist. Nun, als der Winter kam, sollt's ebenso werden, dachte Lene. Aber als sie beide einst so zusammen saßen und sich die Dämmerung ankündigte, stand der Maler auf und ging zur Lampe. Er nahm fürsorglich die Glocke ab. Es gab einen hellen Ton, als er sie auf den Tisch stellte.

„Warum wollen Sie sie anstecken?“ fragte das Mädchen verwundert.

Heinrich Timm hatte das Streichholz schon brennend in der Hand. Es beleuchtete sein Gesicht. Der Schein huschte über sein Auge. Er hatte unruhige Augen, als er sagte: „Ich denke doch … wir könnten wohl …“ Ordentlich mit Macht stieß er den Cylinder auf. Lene antwortete nicht und sah ihn an.

Aber sie ging seitdem früher fort, und kam es doch einmal vor, daß die Dämmerung sie überfiel, ehe sie fertig geplaudert, so fragte sie nie mehr oder holte die Lampe selber.

Das war schon im ersten Winter. Gegen Ausgang dieses Winters ließ sie sich seltener blicken und dann nur ganz kurz. Ihr Vater

war krank, aber der Arzt meinte, es sei nicht schlimm. Sie erzählte immer wieder, es sei nicht schlimm.

Er ahnte hinter ihren Worten etwas, was sie sich selbst verbergen wollte. Und als sie eines Tages unbekümmert zu ihm hereinstürzte, mit verweinten Augen und lautem Schluchzen — da wußte er alles.

Sie redete nicht. Sie setzte sich ans Fenster, in einen Sessel, und weinte. Sein Herz schwoll vor Mitleid. Ganz leise ging er auf und ab, hob wie ein Storch seine langen Beine. O, wenn er jetzt nur wüßte, wie er da trösten sollte ... wenn er das eine nur wüßte!

Und dann trat er zu ihr und streichelte ihr schüchtern und heimlich das Haar wie eine Mutter — ganz heimlich, ein Strich und wieder ein Strich ... immerfort.

Als löse sich darunter der wildeste Schmerz, weinte sie ruhiger ... tiefe, erlösende Thränen. Das tropfte und rann ohne Aufhören.

Heinrich Timm konnte nichts sagen. Er stand eben immer bei ihr und streichelte. Sein linker Fuß schlief ihm ein. Er trat auf den rechten und streichelte weiter. Dabei rang er nach einem Worte. Ihm fiel jedoch stets nur das eine, der Lieblingstrost ein, der ihm gar zu leicht auf die Zunge kam, den er Lene schon damals gesagt, als sie zum allerersten mal hier in diesem Zimmer stand. Nur den konnt er ihr auch heut bieten, und zitternd sprach er: „Kindchen, Kindchen —"

„Man nicht gleich so verzagt!" schluchzte sie. — Die schwarzen Trauerkleider machten sie vornehmer. Der Laban schimpfte sich einen gottlosen Menschen und verruchten Kerl, aber beim Begräbnis, wo wieder der Cylinder herhalten mußte, dachte er immerzu: Was sie für eine Figur hat! Und noch nicht mal ganz sechzehn!

Er kam gar nicht los davon. Und als er den Hut zog beim Vater-Unser, glitt sein Auge über die Krempe fort nach dem schlanken, blassen Mädchen, das drüben neben der gebeugten Mutter an der offenen Gruft stand. —

Der Sommer brachte die üblichen Arbeiten im Garten. Lene half manchmal. Sie wurde wieder fröhlich. Aber doch war sie ernster als früher.

Aus diesem Sommer hatte Heinrich Timm folgende Erinnerung:

Sie standen beide zusammen im Garten. Er buddelte mit schmutzigen Fingern im Erdbeerbeet.

„Ach, Lene," sagte er, „hol mir doch mal die Schere, ja?"

„Wo liegt sie denn?" fragte sie, sofort bereit.

„Im Schlafzimmer, Kindchen, gleich rechts ... uff, mir thut das Kreuz schon weh von dem vielen Bücken."

Lene war stehen geblieben. Es flog dunkel über ihr Gesicht.

„Im ... Schlafzimmer?" sagte sie zögernd.

Er sah erstaunt auf. Als er ihr rotes Gesicht bemerkte, richtete er sich langsam empor. Auch er verlegen.

„Ach, Unsinn," knurrte er — „was red ich denn! Schere, Schere — ich brauch sie ja gar nicht. Da sieh mal, es geht schon so."

„O, ich kann sie ja ... holen," antwortete sie. „Aber wenn Sie sie nicht ... brauchen ... Ich muß sowieso ... ich glaube, ich muß jetzt wohl rumgehen."

„Ja," nickte er, „das mußt ... du wohl."

Sie drehte sich rasch um und ging.

Er aber, Heinrich Timm der Laban, buddelte an diesem Tage nicht weiter in seinen Beeten. Sieh, sieh, dachte er — die Lene! Aber sie hat recht — und ich Riesenrind —

Er starrte lange auf seine schmutzigen Finger.

Nein, schloß er dann, so geht das eben nicht weiter!

Bei nächster Gelegenheit fing er sie ab und brachte die Sache ins reine. Sie wollten sich beide ihre Verlegenheit nicht merken lassen. Er versuchte sogar einen scherzhaften Ton anzuschlagen.

„Mädel," sagte er, „wir sind ja jetzt eigentlich eine junge Dame geworden, was? Himmelkreuzdonnerwetter, lassen wir uns doch mal anschauen — ich seh so was gar nicht, sapperlot!"

Er faßte sie im Scherz bei den Händen und ließ seine Blicke herabgleiten an ihrer schmiegsamen Gestalt. Unter diesem Blicke ward sie rot, versuchte aber zu lächeln.

Da ließ er ihre Hände los.

„Ja, so ist das mal," brummte er — „na, nu müssen wir uns auch damit abfinden,

aufzuwarten. Aus der Lene wird jetzt ein Fräulein Lene und aus dem Du ein Sie. He? Zeit ist's doch. Und wenn ich mich mal verplappere, dann nimmst — holla, dann nehmen Sie's nicht gleich übel. Man muß sich sozusagen doch an alles erst gewöhnen."

„Aber Herr Timm," erwiderte sie mit einem schwachen Versuch abzuwehren.

„Is nich," knurrte er. „Da müßt ich doch noch zwanzig Jahr älter sein, als ich bin, wenn das so ... so bleiben sollt. Also Punktum und Streusand drüber, ‚Fräulein' Lene!"

Er kränkte sich innerlich, daß er den Ton des Scherzes doch nicht so ganz traf. Es war für beide eine peinliche Situation. In der ersten Zeit versprach er sich auch noch alle Augenblicke. Dann bat er stets eifrig um Entschuldigung.

Lene ließ es sich gefallen. Aber von diesem Tage an hat sie seine Wohnung nie mehr betreten. Höchstens daß sie eben im Garten plauderten.

Damals dachte Heinrich Timm sorgenvoll an den Winter. Wie sollt es da erst werden! Aber ein Ausweg ergab sich wie von selbst. „Fräulein" Lene sah ein, daß es ihre Pflicht war, Amtsrichters Trude bei den Schularbeiten behilflich zu sein. Dieser Pflicht kam sie eifrig nach. Der Laban wieder fand Heintzes immer netter und bat um die Erlaubnis, Trude malen zu dürfen. Das war ja von je ein Herzenswunsch der Frau Amtsrichter gewesen.

„Übrigens schadet es absolut nichts," erklärte der Lange harmlos, „wenn das Kind dabei seine Aufgaben macht."

Mit der Zeit malte Heinrich Timm nicht nur Trude, sondern die ganze Familie. Und konnte man auch über den Wert der Bilder streiten — eine Ähnlichkeit war da, und Frau Amtsrichter hatte Originalgemälde.

So also waren die drei Jahre verflossen. Ruhig und still — beinah allzuruhig, meinte der Laban, wenn er zurückdachte. Etwas gefiel ihm nicht an den Jahren. Etwas hätt er anders gewünscht. Er wußte selber nicht, was. Aber Thatsache war, daß er den Kopf in die Hand stützte und ihn wie ein Dieb manchmal die Sehnsucht beschlich. Auch jetzt wieder eine Sehnsucht nach der Heimat. Nur dachte er nicht mehr an seine Mutter dabei. Er dachte übrigens an niemand — es schien ihm jedoch, als fehlte dieser irdischen Heimat, die er hier gefunden, noch das Beste. Er war halt ein ganz unzufriedenes Menschenkind.

Auch etwas anderes quälte ihn noch. Vor kurzem hatten Amtsrichters ihn auf einen Ball geschleppt. Lieber Himmel, es war der erste, den er mitmachte. Tanzen hatte er nie gelernt. Aber Frau Heintze bat so lange — und Lene sollte auch kommen — und zum Teufel, er war doch kein schüchternes Knäblein mehr.

Da war's. In dem großen hellen Saale. Er stand gerade an der Thür. Drüben plauderte Lene. Er konnte nur ihren Kopf sehen. Nachher ging sie dicht an ihm vorbei. Er sah sie zum erstenmal im ausgeschnittenen Ballkleid. Eine Blutwelle trieb nach seinem Haupte. Sie merkte es. Und auch sie überkam eine tiefe Scham — gerade vor ihm — nur vor ihm, daß sie die entfernteste Ecke des weiten Saales aufsuchte.

Der kleine Amtsrichter gesellte sich zu dem Maler. Sie sprachen miteinander. Halb mechanisch antwortete Heinrich Timm. Doch dabei war es ihm, als müßte er in all die Menschen hineinschreien: Lene! Aber Lene!

Er begriff es nicht. Er sah die anderen jungen Mädchen an. Alle ebenso ausgeschnitten. Daran fand er auch nichts, obwohl es sein Geschmack nicht war. Wie aber konnte Lene sich so zeigen!

Er schützte ein Unwohlsein vor. Ohne mit ihr ein Wort gesprochen zu haben, verließ er den Saal. Lange lief er herum in den dunklen Gassen. Ein feiner Regen fiel. Er achtete es nicht. Er kam nicht los von dem einen Bilde. Über diesen Ball sprach er auch niemals mit ihr.

Und nur allzu oft jetzt, wenn der Sturm an sein Fenster kam und er schlaflos lag, oder wenn er weite Spaziergänge über verschneite Fluren machte, stand Lene so vor ihm, wie er sie dies eine Mal gesehen. Das war nicht mehr seine Lene, das war der Racker nicht mehr. Ein merkwürdiges Gefühl überkam ihn dann. Halb Bewunderung — Bewunderung ihrer jungen Schönheit; halb Wut, daß sie sich so all den Blicken

dieser Laffen preisgab. Oft schloß er die Augen, um das Bild zu verdrängen. Dann stellte er sich die kleine „Kröte“ vor, die ihm die Erdbeeren stahl, die auf seinem Sofa saß und ihr Köpfchen an ihn preßte. O, sie war doch viel, viel mehr als die schöne junge Dame im Ballkleid. Aber deren Bild trat sieghaft dann dazwischen.

„Was geht's mich an,“ murmelte er oft — „bist du denn ihr Vormund, mein Junge!“

Leider half ihm das Raisonnement nicht viel. Und als der Winter daran dachte abzuziehen, ward ihm selbst eigentlich noch schwerer ums Herz.

„Es liegt was in der Luft,“ stöhnte er. „Lieber Gott, wenn's nur was Gutes wär. Ich hab eine ordentliche Angst davor!“

* * *

Der Frühling kam. Die reisigen Störche hatten ihn verkündet, aus dem erwachenden Walde brachten Kinder die ersten Anemonen und die blauen Leberblumen. Auch der liebe Gelbschnabel, der Star, ließ sich schon blicken.

Draußen war ein scharfer Wind, der übermütig dahinfuhr. Heinrich Timm hatte den Kragen hochgeschlagen. Er hatte rote Backen und schwenkte seinen Stock. Das war seine Lust, die weiten einsamen Spaziergänge. Er sah von der Stadt nichts mehr. Nur die Felder ringsum und in der Ferne dunkle Wälder auf verdämmernden Höhenzügen.

Er rechnete nach, wie oft er hier schon den Frühling hatte kommen sehen. O, die Jahre gingen und gingen — man wurde alt und merkte es kaum. Wie lange noch, und er hatte glücklich die siebenunddreißig erreicht!

Siebenunddreißig! Er schüttelte selber den Kopf. Nun ja, aus Amtsrichters Trude war auch inzwischen ein fast fünfzehnjähriges Mädel geworden, und Lene Wittkop ward im Sommer neunzehn.

Er seufzte und kehrte um. Während er in seiner Art fürbaß ging, schaute er aufmerksam in die Gräben und die stille Straße entlang. Sie war menschenleer, als ob kein Städtlein in der Nähe wäre.

Plötzlich schrak er auf.

„Heda!“ tönte es keuchend hinter ihm. „Libär Härr!“

Bin ich das? dachte der Laban, als er sich umdrehte. Pustend und mit dem linken Arm fuchtelnd kam jemand auf ihn zu.

Er wandte sich noch einmal. Wahrlich, der „libe Härr“ mußte er wohl sein, denn sonst gab's kein Wesen in der Nähe, das sich diesen Titel hätte anmaßen dürfen.

„Jesus Maria Jusef,“ stöhnte der Fremde und zog den Hut. „Verzeihen Sie, ober Sie hoben einen Schritt — olle Ochtung!“

„Aufzuwarten!“ nickte der Maler und grüßte gleichfalls. „Womit kann ich Ihnen dienen?“

„Is sich da vorn die Stadt, libär Härr? Und wie weit noch?“

„Hm, eine halbe Stunde Weges. Wollen Sie dahin?“

Der Fremde nickte energisch.

„Hob ich Empfehlung,“ sagte er. „Sind Sie vielleicht bekannt?“

„So'n bißchen. Und wenn Sie mir sagen wollen …“

„Gerne. Ich such den Moler Timm. Kennen Sie den Moler Timm, libär Härr? Er soll hier wohnen.“

Der Laban sprang zurück, musterte den Mann mißtrauisch und faßte sich dann mühsam.

„Ja,“ antwortete er, „den kenn ich allerdings. Nicht gerade gut. Aber wenn Sie wünschen, führ ich Sie zu seinem Hause. Ich geh sowieso da vorbei.“

„O, ich bin Ihnen särr dankbar … ich bin nämlich Kinstler, Kinstler aus Warschau, ober bis jätzt war ich in Disseldorf. Sie missen verzeihen, psa krew, ober die deutsche Sproch ist sär böse.“

Der Lange hörte kaum zu.

„Also zu Herrn Timm wollen Sie,“ sagte er nachdenklich, „sehen Sie mal an. Kennen Sie ihn denn?“

„Nein. Ober ich hob Empfehlungen. Wissen Sie, im Vertrauen: er is ein miserobler Kinstler, ober ein sär gutter Mensch.“

„So?“ brummte Heinrich Timm — „na ja, das hab ich mir doch immer gedacht. Ungefähr so wie der Vers heißt: kein Talent, doch ein Charakter, was?“

„Kenn den Vers nich, ober is richtig.

Mein libär Freind Hans Brihl in Disseldorf hot immer gesagt zu mir: Pollacke — so sagt er immer, ober is sär gutter Mensch sonst — Pollacke, wenn's dir schlecht geht, geh zum Laban. Denn damit Sie wissen: so nennen sie ihn in Disseldorf. Der is sär guttmitig. Wenn er wäre so groß als Kinstler, wie er is guttmitig — psa krew, er wär Raphael!"

O weh, o weh, dachte Heinrich Timm, das wird ja immer schöner.

„Und jetzt geht's Ihnen wohl schlecht?" fragte er dann.

Der edle Pole sah ihm verblüfft ins Gesicht. Wie kam der Mensch eigentlich zu dieser Frage?

„Ober mein Härr —"

„Ja, hm, verzeihen Sie nur ... ich meinte es nur so ... so nebenbei, ... aufzuwarten."

Sie erzählten sich noch mancherlei weiter. Unterdessen musterte Heinrich Timm seinen Begleiter genauer. Merkwürdig genug sah er aus: die lange Mähne, das Samtjackett, in dem er doch gräßlich frieren mußte, der abgegriffene Künstlerhut und das kleine Köfferchen, das er trug — sapperlot, war das ein Bild. Der ganze Mensch mochte vierundzwanzig Jahr alt sein und war verteufelt hübsch.

Sie hatten allmählich die Stadt erreicht.

„Hier wohnt der Maler," sagte Heinrich Timm dann lächelnd.

„Und ich dank noch vielmals, libär Härr ... Gestotten Sie: mein Name is Maryan Kozminski ... Koz—mins—ki —. Hoben Sie den Namen Kozminski noch nich gehört? Nein? Psa krew! Ober Sie beschäftigen sich wohl nich mit Molerei."

Er faßte an seinen Hut und öffnete die Gartenpforte. Aber erstaunt blieb er stehen, als sein Begleiter Miene machte, den Garten auch zu betreten.

„Bitte, bemiehn Sie sich nich ... ich wärde schon finden."

„Schön, schön — aber — ich habe denselben Weg, sozusagen, Herr Koz—mins—ki."

„So, so," sagte Maryan verblüfft und schüttelte den Kopf. Es ward ihm schwül. Wortlos schritten sie an den Erdbeerbeeten entlang.

„Wohnt ... Er ... unten oder oben?"

„Noch immer unten," lachte der Lange und betrat die Veranda.

„Ober libär Härr," stöhnte der Pole fast weinerlich und setzte sein Köfferchen hin.

Der andere ließ sich nicht aus der Ruhe bringen.

„Kommen Sie man rein," nickte er gemütlich. „Sie wollen doch zu Herrn Timm."

Willenlos faßte Maryan seinen Koffer wieder.

Frau Wiesner machte gerade die Thür auf. „Soll ich Kaffee bringen?"

„Gewiß doch, und hören Sie: gleich für zwei!"

„Schön, Herr Timm."

Mit einem zweifelnden Blick auf den neuen Ankömmling verschwand sie.

Offenen Mundes hatte Maryan Kozminski zugehört. Seine Beine zitterten; er mußte sich setzen.

„Härr ... Timm," ächzte er. „Wos hot sie gesogt? Härr ... Timm!"

Er verbiß sich mühsam die Thränen.

„Na, was denn, Herr Koz—mins—ki? Natürlich bin ich der Laban. Wollen Sie keinen Kaffee mittrinken?"

Verzweifelt schüttelte er den Kopf. „Och, du libär Himmel — bin ich sär unglicklich, bin ich Esel, Schaf, Kamel, Rindvieh —"

„Sind Sie fertig?"

„Lochen Sie, libär Härr, lochen Sie immer iber den ormen Maryan Kozminski! Muß mit sein verdommtes Maul, psa krew —" Er sprang auf.

„Wos is da weiter?" sagte er entschlossen. „Ich wärde gehn, lassen Sie mich ausruhn nur eine Stunde. Libär Härr, ich bin gelaufen von der letzten Station bis hierher. Mein gutter Freind Hans Brihl hot mir gesogt: Pollacke — sogt er immer, is sich ober sonst sär gutter Mensch — es geht dir schlecht, konnst dich hier nich holten, fohr hin, geh zum Laban, das Geld für die Reise, psa krew, das bringen wir noch zusammen. Ober es hot nur gereicht bis zur letzten Station. Nu, ich geh also und denk, einmol muß ich doch hinkommen, und bin ich erst da ... hm ... nehmen Sie es nich ibel, ober mein gutter Freind Hans Brihl hot gesogt: Wenn du erst beim Laban bist, wird er dich schon Vierteljahr beholten, dann kannst du örbeiten, host was gemacht,

verkaufst und kommst wieder zurück, psa krew."

Er stöhnte wieder, ehe er weiter erzählte. „Ich natirlich särr froh, sog zu meiner Wirtin: Adje, Frau Buch, Geld hob ich nich, ober behalten Sie mich in gutes Ondenken. Setz mich dann auf Bahn, und nu bin ich hier, libär Härr, und verderb mir durch verdommtes Maul olles. Wos soll ich mochen? Wos denn? O Jecku, Jecku!"

Heinrich Timm dachte nach.

„Verzeihen Sie, Herr Koz—mins—ki, aber wenn wir beraten sollen, dann muß ich doch wissen, wie ... wie es mit Ihnen steht."

„Gornich steht," wallte der edle Pole auf — „gornich! Sehen Sie" — er zog seine Taschen heraus — „kommen Sie her, stellen Sie mich auf Kopf, schitteln Sie, psa krew, wos hob ich? finf Pfennige, libär Härr, sogar einzeln! Soll ich mich schämen deshalb? Ich bin doch Kinstler."

„Böse," murmelte der andere bedenklich, „sehr böse. Ja, Herr Koz—mins—ki, was soll denn nun ... eigentlich werden?"

„O Pan Timm," wimmerte er, „erbormen Sie sich eines Kinstlers, eines Kollegen! Lassen Sie mich hier, es is särr schön hier, wir wärden zusommen molen, orbeiten ... Ich weiß, ich verdien nich, gor nich, ober wenn Sie mich rauswärfen, wos fong ich on? Ich soll Briefe obgeben von olle Bekonnte, Sie wärden sehn, ich bin gutter Mensch, libär Härr, vielleicht konn ich Ihnen helfen! O du libär Härrgott in Himmel, wenn ich nich so verdommtes Maul hätt! Ober ich seh ja ein: wenn mir heut einer sogt, Sie sind miserabler Kinstler, naturalnie, schlog ich ihm die Nose entzwei. Worum sollen Sie einen nehmen, der von Ihnen sogt, Sie sind miserabler Kinstler? Ich seh ja ein, Pan Timm — ober wos konn ich dafir? Und nun wird der orme Maryan Kozminski betteln gehn — mit finf Pfennige, libär Härr — einzeln! ... Als Kinstler!"

Der Laban ging mit großen Schritten in der Stube auf und ab. Eigentlich that ihm der Pollacke leid. Er ließ sich die Briefe geben von den alten ewig vergnügten Bekannten, las sie beim Kaffee durch, schob sie zusammen. Es stimmte. Sogar der kritische Hans Brühl empfahl den abgebrannten Polen herzlich und nannte ihn ein bedeutendes Talent.

„Haben Sie vielleicht was da von sich ... Zeichnungen, vielleicht?"

„Nur wenig, libär Härr. Mein gutter Freind Hans Brihl will mir nochschicken, wenn er Porto hot. Ober hier hob ich mein Skizzenbuch ... ich bitte särr."

Heinrich Timm stutzte schon bei der ersten Seite. Und als er's dann am Fenster ganz durchsah, stutzte er noch mehr. Sapperlot, der konnte was! Es war eigentlich ein Jammer, solchen Kerl mit fünf Pfennigen Barvermögen in die Welt zu stoßen!

Brummend schritt er wieder auf und ab. Wenn sein Blick dabei von Zeit zu Zeit auf Maryan fiel, sah er, wie der trübselig zu Boden starrte. Jetzt fuhr er sich gar mit der Hand heimlich über die Augen. Das gab den Ausschlag.

Der Laban wollte eben mit einem Vorschlag herausrücken, als sein Gast aufstand.

„Härr Timm," sagte er, „es is Unsinn. Wos sitz ich hier? Ich will liber gleich gehn. Ich hob eben Unglick, viel Unglick. Kinstler is schon Unglick, ober ormer Kinstler is schräckliches Unglick."

Die Augen zwinkerten, als wollten sie sich mit Thränen füllen. Und da kam's dem Langen wieder auf die Lippen, sein altes Trostwort: „Kindchen, Kindchen, man nicht gleich so verzagt."

Maryan horchte einen Augenblick. „O," stotterte er dann, „Härr ... Timm ... wos ... meinen Sie ... domit?"

„Ja, Herr Kozminski, ich dachte nur ... wenn Sie gar keine Ansprüche machen ... dann könnten wir's vielleicht mal versuchen. Aber ich sag Ihnen gleich, Ansprüche dürfen Sie nicht machen."

„Gor keine," jubelte der Pollacke, „gor keine. Ein Bindel Stroh zum Schlofen, libär Freind; ein bißchen essen ... wenn ein bißchen gut essen, um so schöner — und ein Radiergummi ... Sie verstehn, wegen der Papierkrogen, psa krew!"

„Na den können Sie haben," lachte der Laban. „Aber ich muß noch mal mit Frau Wiesner sprechen. Dann kriegen Sie das kleine Zimmerchen, wo eigentlich jetzt ... hm ... meine Bilderkammer ist."

Während er der durchaus nicht erfreuten

Frau Wiesner den Auftrag gab, alles herzurichten, tanzte Maryan halb närrisch vor Freude im Zimmer herum. Und als Heinrich Timm wieder erschien, stürzte er auf ihn zu, fiel ihm um den Hals und sagte: „Libär Freind, wir missen Briederschaft mochen. Komm her, gieb mir Kuß! In Polen kißt man immer."

Der Lange fand das etwas früh, aber was wollte er thun? Ich kann doch meine Düsseldorfer Freunde nicht Lügen strafen, dachte er. Kein Talent, doch ein Charakter; miserabler Künstler, aber guter Mensch. Also seien wir ein guter Mensch.

Maryan Kozminski beruhigte sich schwer. „Bruder," rief er begeistert, „host du nich ein Weinchen in Kellner? so ein gutten alten? Ober naturalnie, gutt muß er sein. Wir hoben noch gor nich getrunken auf unsre Briederschaft, psa krew!"

Das fängt gut an, dachte Heinrich der Laban. Aber er ließ sich überreden. Der Wein kam; wacker klangen sie mit den Gläsern zusammen.

„Hob ich gewußt," schwärmte der Pole selig, „hob ich gewußt, du bist gutter Kärl. Gieb mir noch ein Kuß, Laban, psa krew, im Härzen bist du doch ein Kinstler, nur mit den Händen nich."

„Noch eine Bedingung," unterbrach ihn der Lange. „Bist du mal mein Gast, so mußt du mir auch was opfern."

„Olles," schrie Maryan, „sog, wos du willst. Wir Polen ... wenn wir mal Freind hoben, wir Polen, thun wir fir Freind olles!"

„Soviel will ich gar nicht. Aber lassen Sie ... laß dir gefälligst die Haare schneiden, mein Lieber. Es ist wegen der Leute."

„Die Hoore?" fragte er entsetzt, „o, libär Freind, is särr böse. Ober wenn du meinst: naturalnie, missen weg."

Liebkosend strich er sich noch einmal über die Mähne.

„Is ein Opfer," seufzte er, „großes Opfer. Ober fir Freind thut Pole olles. Host einen gutten Spruch, hob mir gemerkt von vorhin: Kindchen, Kindchen, man nich gleich so verzagt. Särr schöner Spruch. Wärd ich sagen, wenn die Schere kommt. Ober noch eins, libär Freind — host du zufällig etwos Geld da? Denke dir: fünf Pfennig ... einzeln!"

Heinrich Timm war verlegen, als er nach dem Portemonnaie griff.

„Hier sind ein paar Mark ... man braucht ja doch was ... und wir machen's später ab, wenn Sie erst Ihr Bild verkaufen."

„Sie?" fragte Maryan gedehnt.

„Ach so ... du, wollt ich sagen."

„Libär Freind," schmunzelte der Pole und strich das Geld ein, „du bist grußartiger Kärl. Komm her, mußt mir noch Kuß geben, wir Polen, psa krew, kissen immer!"

* *
*

Am nächsten Tage wäre Heinrich Timm beinahe alles wie ein Märchen vorgekommen, hätte er im Flur nicht das fremde Stiefelpaar gesehen. Maryan Kozminski schlief noch. Da hatte er also Zeit zu überlegen, was nun werden sollte.

Dort in der Kammer störte ihn der edle Pole nicht. Da mocht er hausen, so lange er gerade Lust hatte. Mit den Mahlzeiten mußte er sich eben begnügen. Gefiel's ihm nicht, so stand die Thür ja offen.

Eigentlich war's doch eine gelinde Unverschämtheit, ihm so mir nichts, dir nichts auf die Bude zu rücken! Aber er kannte das Völkchen. Die sahen das als ganz selbstverständlich an. Ein zweites Mal allerdings wollte er dem guten Hans Brühl in Düsseldorf doch einen Wink geben, daß er kein Hotel für notleidende Maler habe. Diesmal mocht's hingehen. Wer weiß, wozu es gut war.

Miserabler Künstler, dachte er. Lieber Gott — er glaubte doch längst darüber hinweg zu sein, aber es wurmte ihn immer von neuem. Er hatte sich's ja selbst tausendmal gesagt, noch härter wo möglich, hatte sich abgefunden damit und war wieder vergnügt geworden, und nun war's ihm doch wieder wie ein Stich durchs Herz gewesen, als er es zum erstenmal so ... so naiv, in dieser erbarmungslosen Klarheit aus dem Munde eines anderen gehört.

Vielleicht konnte er von Maryan noch lernen, vielleicht hatte es das Schicksal mit Absicht so gefügt, daß dieser edle Pole ihn heimsuchte, vielleicht gab der kräftige Flug dieses jungen Burschen ihm selbst auch Flügel und Schwingenstärke.

Da bin ich ja eigentlich der schönste Egoist, dachte er. Sieh, sieh, mein Junge, mit vierzig Jahren wirst du vielleicht noch einmal klug, obgleich du kein Schwabe bist. Na, soll mir schon recht sein, wenn dieser Herr Koz—mins—ki aus dem miserablen Künstler einen passablen macht.

Er stand auf und schritt nach der Veranda. In der Mitte des kurzen Weges aber blieb er stehen. Wie hieß doch der schöne Vers? Der Vers aus dem „Faust“? Ach so: Die Botschaft hör ich wohl ...

Er seufzte tief.

Jedoch mir fehlt der Glaube, sagte er zu sich selbst und nickte. — Hans Brühl in Düsseldorf mußte wieder einen gutgläubigen Manichäer gefunden haben, denn verhältnismäßig früh schickte er dem befreundeten Polen den Rest seiner Habseligkeiten — frankiert! — nach. Als Maryan sie auspackte, bekam Heinrich Timm noch mehr Respekt vor seinem Können. Besonders ein ziemlich fertiges Blatt besah er immer wieder. Es war seinem Unglücksbild ähnlich. Der erwachende Wald im Frühling auch hier — der Schimmel fehlte zwar und der Reiter auch — aber wie zart war dieser Schimmer, der über die Zweige flog! Man wollte ordentlich den frischen herben Duft einatmen. Da sah er wieder: sein sogenanntes „Meisterwerk“ war doch eine Pfuscherei, und er selbst — —

Er sagte es laut: „Stümper!“ Das Blatt zitterte in seiner Hand.

Maryan drehte sich um. „Psa krew, libär Freind,“ fuhr er auf. „Du weißt, wenn mir einer sagt, ich bin Stimper, dann —“

„Schlägst du ihm die Nase breit,“ nickte der Laban. „Ich kenn deine menschenfreundliche Absicht. Aber tröst dich: ich hab's zu mir gesagt. Dein Bild ist wundervoll.“

Der Pollacke grinste vergnügt.

„Hob ich gewußt,“ antwortete er. „Ober libär Freind, was bist du fir komischer Mänsch! Ein echter Künstler findet nie, daß etwas onders gutt is oder besser als seiniges. Er denkt immer, er molt am schönsten, naturalnie. Ober du bist särr gutter Mänsch!“ —

Lene Wittkop war über den Zuwachs zu der Häuslichkeit ihres alten Freundes nicht schlecht erstaunt. Sie war sogar im geheimen ärgerlich darüber. Weshalb, wußte sie eigentlich selber nicht. Die frühere herrliche Gemütlichkeit war ja sowieso längst verschwunden, die brauchte der Herr mit dem schwierigen Namen erst gar nicht zu stören. Sie überlegte hin und her; es wollte ihr nicht einfallen. Aber die Thatsache stand einmal fest: sehr zufrieden war sie mit der neuen Lage der Dinge nicht.

Als sie dem „Neuen“ vorgestellt wurde und einige Worte mit ihm plauderte, war sie auch nicht übermäßig freundlich. Sie wandte sich bald Heinrich Timm zu und beachtete den Pollacken wenig.

„Is sich särr schönes Mädchen,“ sagte Maryan nachher und malte.

„Wollt ich wohl meinen!“ entgegnete der Lange ordentlich stolz. Schon der rechte Onkelstolz, dachte er bei sich.

„Ober sie is noch spröde, psa krew. Naturalnie, junges Ding, warum soll nich spröde sein? Wir Kinstler besiegen doch jedes Mädchen, libär Freind. Ich konn dir sagen, ich hob Obenteuer gehabt, du glaubst nich! Beinah mit einer Prinzessin, ober ich bin nich dafir. Ich bin mehr fir junge hibsche Mädchen so wie dieses.“

„Wirklich?“ lachte Heinrich Timm. Er wollte heute nichts mehr thun und wusch den Pinsel aus. „Ich fürchte nur, hier hast du kein Glück. Besonders begeistert scheint Fräulein Lene gerade nicht für dich zu sein.“

„Ober, ober, was bist du für komischer Mensch. Särr gutt, ober komisch. Dos kenn ich doch! Die hibschen Mädchen thun olle so. Grade wenn sie einen finden, der ihnen gefällt. Naturalnie, libär Freind, wehren sich gegen eigenes Herz. Dieses Frailein Ehelene — nu ich konn dir sogen, ich moch eine Wette, sie verliebt sich in mich. Wie hoch wollen wir wetten? Ich kenn doch die Weibär, libär Freind!“

Dem Laban ward merkwürdig heiß. Er brummte etwas, packte sein Zeug zusammen und sagte: „Ich werde mich noch ein bißchen hinlegen. Die Sonne sticht doch schon.“

Im Zimmer knöpfte er sich den Kragen auf. Er fand dabei, daß Maryan Kozminski im Grunde ein Schwätzer sei. —

Die beiden malten nun Tag für Tag im Garten um die Wette. Es schien wirklich, als habe Heinrich Timm durch das Beispiel des Polen mehr Lust und Arbeitskraft be-

kommen. Er pinselte frisch drauf los, und dann trat Maryan wohl vor seine Kleckserei, beschaute sie sich und nickte dann: „Ober libär Freind, worte ein bißchen, mußt du so mochen!“ Im Handumdrehen hatte er dann mit ein paar Strichen dem Ganzen mehr Verve gegeben. Das war's überhaupt, was der Laban an seinem Gaste so beneidete. Der hatte das eine raus, jedes Sujet gleich so derb, so flott, gleichsam im Sturme anzupacken, während bei ihm, dem Pfuscher, die exakte Nüchternheit immer vorherrschte.

Und so wurde Heinrich Timm doch unzufrieden mit der Zeit. Hatte das Bessere ihn zuerst angespornt, so machte ihn die Einsicht, daß er's dem Polen doch niemals würde gleichthun können, jetzt doppelt verzagt und unlustig. Er ließ sich seine geheime Verstimmung nicht merken. Wozu? Wer konnte denn dafür? Doch immer und ewig nur er selber!

Etwas anderes mochte noch dazukommen: seltener als je sah er Lene Wittkop. Die schönen Stunden waren unwiederbringlich verloren. Wohl stieg er auch jetzt zuweilen die Treppen empor, wenn sie bei Amtsrichters war, wohl plauderte er dort mit ihr und dem frechen Backfisch Trude, aber auch hier stand etwas zwischen ihnen. Und daß sich Lene nicht mehr im Garten blicken ließ oder wenigstens äußerst selten, daran war doch gewiß auch nur Maryan schuld.

Seine Stimmung war deshalb in diesem Jahre nichts weniger als rosig, trotzdem die Tage schön und die Menschen fröhlich waren. Eines Vormittags machte sich auch der Ärger Luft. Nur in einer einzigen Bemerkung, mit der er dem edlen Polen übers Maul fuhr. Aber er wäre nicht der Laban gewesen, wenn er sie nicht gleich bereut hätte. Als er nachmittags spazieren ging, hielt er sich selbst eine bitterböse Standrede, daß es gerade im vorliegenden Falle doppelt seine Pflicht wäre, dem bedeutenden Künstler Maryan das Leben nicht noch saurer zu machen. Der Schluß war, daß er eine schöne Meerschaumspitze kaufte und damit den leicht versöhnten Maryan zu Freudenausbrüchen hinriß. —

„Onkel Timm,“ sagte Amtsrichters Trude eines Morgens, „wie lange bleibt denn der Pollacke bei Ihnen?“

Er fing die Kleine am Zopf und hielt sie fest.

„Fragt man so, Kröte? Na warte, jetzt laß ich dich nicht los!“

„Au, Sie ziehen ja,“ kreischte der Backfisch. „Bitte, Onkel Timm, ich muß zur Stunde.“

„Fragt man so?“ wetterte er noch einmal.

„Au ... Au ... Wenn Sie mich loslassen, sag ich Ihnen auch was.“

„Und das wäre?“

„Von Lene,“ rief Trude schmerzlich.

„So?“ sagte er und gab sie frei. „Was ist denn das schon wieder?“

„Sie hat das Oberzimmer für sich genommen, Onkel Timm,“ griente der Backfisch. Dann kniff Trude aus, aber in gesicherter Entfernung blieb sie stehen.

„Wissen Sie auch warum?“

Und triumphierend: „Damit sie übern Zaun gucken kann, wenn Sie und der Pollacke arbeiten — ha ha!“

„Kröte!“ schrie der Lange und setzte ihr nach. Aber sie flog davon, daß der maltraitierte Zopf nur so tanzte.

Zwei Stunden später jedoch sah er ein, daß der Backfisch recht gehabt hatte. Sie beide, Maryan und er, hatten ihre Staffeleien eben wieder nebeneinander aufgestellt und pinselten eifrig, als Lene drüben das Fenster aufstieß und sich einen Augenblick hinauslehnte.

Der Lange wurde ganz rot vor Freude. Erst einen heimlichen Blick auf Maryan, dann nickte er verstohlen nach oben. Eine Zeit lang mißglückten die Versuche; schließlich aber bemerkte ihn Lene und nickte wieder. Sie setzte sich an den Nähtisch.

Ja, nun war's wohl vorbei mit der Arbeit. Immer über die Leinwand weg suchte sein Auge das freundliche Bild am Fenster, und das allerbeste war, daß der Pollacke nichts merkte.

In seiner Freude stimmte Heinrich Timm seit langem zum erstenmal wieder sein Leiblied an.

„In Polen brummt ein wilder Bär,“ scholl es begeistert empor. Als er zum drittenmal einsetzte, ward er jäh unterbrochen.

„Ober libär Freind,“ fuhr Maryan dazwischen, „wos denkst du dir? Ich möchte

wissen, wos denkst du dir? Sind denn in Polen Bären? Psa krew, is eine Beleidigung fir mein Votterlond. Naturalnie, is so! Host du do ein särr dummes Lied, in Polen giebt es gor keine Bären."

Der Laban brummte etwas vor sich hin. Mal du nur weiter, dachte er ... werde mich hüten zu widersprechen, damit du schließlich den Braten riechst von wegen des Fensters oben.

So war's wieder ein Weilchen ruhig.

„Is sich särr schönes Mädchen," sagte der Pole plötzlich gemütlich. „Muß man sogen."

Heinrich Timm brummte unwillig.

„Sieh doch nicht so hin," fuhr er auf, „die arme Lene wird ja ganz verlegen."

„Ober libär Freind," entgegnete Maryan — er schien noch weiter sprechen zu wollen, machte dann jedoch eine Achselbewegung, als wollte er sagen: du verstehst mich ja doch nicht.

Wieder eine Pause. Sie arbeiteten beide recht unaufmerksam.

„Heda, libär Freind," spottete der Pollacke plötzlich, „sieh doch nicht so hin! Mochst Frailein Chelene ja ganz verlägen."

Heinrich Timm wurde über und über rot.

„So mal doch, Mensch," empörte er sich, „und guck auf deine Arbeit!"

„Naturalnie," brummte Maryan, „wenn sie nich ein so hibsches Mädchen wär!"

Lene schien von dem Unheil, das sie anrichtete, keine Ahnung zu haben. Sie nähte fleißig, der kleine Fingerhut funkelte manchmal, und manchmal schielte sie auch wohl hinüber. Man verstand jedes lautere Wort, man hörte das Lachen aus fernen Gärten, das Rumpeln der Wagen, die Schläge der Uhren.

Nun ging es so Tag für Tag. Und war es erst dem Langen eine rechte Herzensfreude gewesen, seine alte Freundin täglich am Fenster zu sehen, so ward auch das allmählich für ihn ein Gegenstand der Verstimmung. Sapperlot, was war nur in ihn gefahren! Er ärgerte sich schließlich noch die Gelbsucht an. Das mußte ja zu seiner Nase ganz herrlich stehen. Es wurde immer besser.

„Maryan," sagte er eines Morgens entschlossen, „wir stellen uns heut nicht wieder da ... da ... hin. Ich hab schon einen anderen Platz, einen viel schöneren."

„Ober die Aussicht, libär Freind?" fragte der Pole verschmitzt. „Hot er eine Aussicht? Nein, nein, ich bleib da ... ich kann da besser molen, naturalnie, wenn man hibsche Aussicht hat. Wirst du zugeben, libär Freind. Ober geh du nur hin an den Plotz, was schöner is, geh nur!"

Ja, das wollte nun der Laban auch nicht. Und so stellte er wütend seine Staffelei wieder neben die des Polen. Er ertappte sich gerade heute darauf, daß er fortwährend Maryan Kozminski beobachtete. Ganz selbstverständlich: der Kerl warf immer unverschämtere Blicke nach oben. Es war zum Radschlagen! Das brauchte er sich doch auch nicht gefallen zu lassen, da war doch Lene zu gut dazu, von jedem hergelaufenen Künstler frech betrachtet zu werden.

„Sagtest du was?" fragte er gereizt, als Maryan einmal brummte.

„Nur so fir mich," antwortete der lächelnd. „Ibrigens," fügte er hinzu, „host du gesehen, wie sie guckt?"

„Wer guckt, zum Teufel?" schrie Heinrich Timm.

„Ober, libär Freind, nich so laut!" warnte der Pole. „Frailein Chelene, psa krew. Wer sonst? Ich hob dir gesogt, wir Kinstler besiegen die hibschen Mädchen immer. Ich möcht eine Wette mochen, schlog ein, Bruder — jetzt guckt sie schon. Erst war sie unfreindlich, naturalnie, du weißt ja. Das is immer so. Und dann fihlt sie die Liebe. Kenn ich särr gut, hob ich Prinzessin beinah geliebt. Du siehst, sie is schon viel freindlicher. Noch poor Toge — nu, ich will nich reden, ober du wirst ja sehen. Guckt immer rüber zu mir."

Heinrich Timm fühlte, wie es ihm in den Armen zuckte. Was war's und was wollte er? Den Pollacken verprügeln? Ihm den Standpunkt einmal ganz energisch klar machen? Er wußte es nicht genau, aber so etwas Ähnliches war's ganz gewiß. Er begnügte sich vorläufig damit, in heilloser Wut sein Bild zu schimpfieren, indem er aufdrückte, als wär er ein braver Anstreicher. Aber lange hielt's ihn nicht. Dann warf er doch den Pinsel hin und lief grimmig ins Haus zurück.

Frau Wiesner erinnerte sich nicht, ihren

Herrn je so rabiat gesehen zu haben, wie diese Woche. Es wurde tagtäglich schlimmer. Er brummte ewig, hatte nirgends Ruhe, gab ganz gegen seine Natur gereizte Antworten und kam sich selber unleidlich vor. Am unleidlichsten jedoch eines Vormittags. Lene hatte mit Frau Amtsrichter etwas zu besprechen und blieb auf dem Rückweg einen Augenblick bei den beiden Malern stehen. Sie war guter Laune, und Maryan scherzte und lachte mit ihr, daß es eine Lust war. Es amüsierte sie königlich, wie er die Worte aussprach. Nur der Laban spürte von dieser Lust gar nichts. Es stieg ihm bis zum Halse hoch, als wollt's ihn ersticken. Wie konnte sie über solche Dummheiten lachen! Wie konnte sie nur! Er hatte schon ein paarmal geknurrt, um nicht zu ersticken. Lene hatte ihn merkwürdig angesehen. Als sie jedoch über einen Witz des Pollacken noch lauter lachte, da fuhr er so bissig und häßlich darein, daß sie erst erschrocken innehielt, dann trotzig die Lippen verzog und ihn kaum noch beachtete.

Das konnte er nicht ertragen. Er verriegelte sich in seinem Zimmer, warf sich auf den zu kurzen Diwan und hätte am liebsten geheult oder sich geohrfeigt. —

Das Vierteljahr, das Maryan ursprünglich hatte bleiben wollen, war bald herum. Trotzdem machte er noch gar keine Anstalten, sich zu verabschieden. Heinrich Timm hatte das Malen jetzt ganz aufgegeben. Er war so aus seinem Gleichgewicht geschleudert, daß er zu nichts mehr Ruhe hatte. Es fraß etwas an seiner Seele. Was war's? Wußt er's nicht oder wollt er es nicht wissen?

Aber der Tag kam, wo er sich's nicht mehr verhehlte. Nach durchwachter Nacht hatte er bis weit in den Vormittag hinein geschlafen. Als er auf die Veranda trat, stand Lene am Zaun und der Pole neben ihr. Der bog sich ganz dicht zu ihr hin und pflückte ihr eine Nelke. Sie lächelte und steckte sie an.

Da stöhnte der Laban leise. O, er war eifersüchtig, rasend eifersüchtig auf diesen Maryan, weil er rasend verliebt war in Lene Wittkop, deren Hand er einst angestrichen beim Erdbeerbeet.

* * *

Seit dieser Entdeckung wurde Heinrich Timm ein anderer. Er that zunächst, was er in solchen Fällen großer Erregung immer that: er lief stundenlang spazieren. Und da sprach er mit sich und seinem armen Herzen. Heinrich Timm, sagte er, du alter Esel, du Riesenkamel — du verliebt! Du verliebt in die junge hübsche Lene, in das Kind, das dich „Onkel“ genannt. — Pfui, schäme dich, mein Junge, schäme dich bis unter die Haarwurzeln!

Aber das Schämen wollte nicht kommen. Nur sein Herz that ihm weh. Und es that ihm noch immer weh, als seine langen Beine todmüde waren vom vielen Laufen. Spät abends kehrte er heim, abgemattet, erschöpft, ohne Lust zu sprechen. Er schimpfte nicht mehr und brummte nicht mehr — er schwieg.

„Mein Herr Je,“ seufzte Frau Wiesner zu Maryan, „sagen Sie mir nur, was is denn mit Herrn Timm los?“

Nachts schlief der Laban jetzt nur wenig. Da lag er im Dunklen und stellte sie sich vor ... die Lene. Er sah sie immer noch im Ballkleid, so blutjung und so schön dabei, so nett und lieb — ah, und dann zerriß es ihm das Herz am meisten. Er rang mit sich Stunden und Stunden. Er wollte damit fertig werden. Vorwärts, Heinrich, ermutigte er sich oft, bist ja mit so vielem fertig geworden! Hast deine Eltern begraben und hattest sie auch lieb; hast deine erste Liebe begraben und hattest sie gern, wie man einen Menschen nur haben kann, hast schließlich deinen Lebenstraum begraben — das mit der Künstlerschaft — und das that gewiß weh. Begrab auch diese Liebe ... tief, Heinrich ... und schütt Erde drauf — so hoch Erde, daß alles aus ist!

Aber es schien ihm, als wäre dies letzte das allerschwerste. Dann höhnte er wohl im stillen: Heul doch — heul doch wie ein altes Weib und schäm dich! Bist ja noch so jung, o du Knäblein von siebenunddreißig Jahren! Und wie schön du bist, sapperlot nicht noch mal! Die Beine und die Nase und nächstens die Gelbsucht — ja, da muß dich die Lene wohl lieben, das geht ja gar nicht anders! Pah, der Maryan — zwar ist er hübsch und du häßlich, zwar ist er jung und du alt, zwar ist er ein bedeutender Künstler und du ein elender Pfuscher. Aber

was geniert das große Geister! Du denkst eben: die Lene muß dich lieben! O du Thor!

Auch das half nichts. Verzweifelt warf er sich herum, in seiner Verzweiflung tobte er jetzt gegen Lene. Solch Weibsvolk natürlich — es war ja immer die alte Geschichte. Der hergelaufene Jüngling hatte recht: sie waren alle über einen Leisten geschlagen. Nach dem Herzen — wer sieht danach? Das Herz ließ sich ja nicht vorzeigen. Aber nach einer schönen Larve, nach Künstlerlocken — hui, da liefen sie alle, die Prinzessin und das Dienstmädchen. Warum sollte Lene es nicht thun? Geh nur, Lene, geh nur, mein Kind! Taugst auch nichts, ebensowenig wie die anderen. Und ich Narr, nein, ich Narr! Hab doch immer gedacht, du bist die Schönste, Liebste, Beste auf der ganzen Welt.

Wenn er sich so immer weiter in Wut und Zorn verbissen hatte gegen das Mädchen, dann kam die Reaktion, und er hätte sich selbst am liebsten mit den Fäusten bearbeitet — sich, der aus purstem Egoismus, nur weil sie ihn nicht mochte, sich versündigte an ihrer Reinheit und Schönheit. Und dann schraubte er sie wieder empor zu einer halben Madonna, die in lichtem Himmelsglanze stand und leuchtend herabsah auf seine Qual und Verzweiflung.

Er hatte am Tage Ränder unter den Augen und fürchtete sich vor der Nacht. Denn da kämpften immer von neuem Herz und Verstand die erbittertsten Kämpfe, da sprengte das sehnsüchtige Herz immer wieder den kalten Reifen, mit dem er's umschmieden wollte, da bäumte sich alles empor in ihm, ein unverwüstliches Recht auf Glück, das auch er hatte, wenn er zehnmal ein miserabler Künstler war.

Er wurde schlaff in diesem Kampfe. Müde, in Unruh, lief er umher. Es entging den anderen nicht. Und merkwürdig: seit einigen Tagen schien auch Maryan verwandelt. Er hatte sein Bild fertig und begann nichts Neues. Wie angesteckt von der Unruhe des Langen saß er im Garten, machte ein trauriges Gesicht und gähnte.

Nun sind sie gar beide verrückt, dachte Frau Wiesner. Jesus, Jesus, und das auf meine alten Tage noch.

Trotz des eigenen Herzenskummers war dem Laban das niedergedrückte Wesen des Pollacken doch aufgefallen. „Der also auch!“ seufzte er. Nein, es war zu entsetzlich. Armer Kerl! Vielleicht konnte er Trost brauchen und rückte mit der Sprache heraus.

„Pollacke,“ sagte er ordentlich zärtlich, „was ist's mit dir? Du schleichst ja rum wie eine Katze bei sieben Tagen Regenwetter.“

„Und du, libär Freind,“ entgegnete er kopfschüttelnd, „du mißtest in Spiegel sehn, wie du aussiehst. Warum bist du so ganz anders geworden? Konn ich auch, psa krew. Is miserobles Läben.“

„Hast recht, Pollacke. Machen wir's besser! Sag mir doch offen heraus: was fehlt dir?“

„Särr gutt,“ nickte Maryan gerührt, „du bist särr gutter Mänsch, ober komisch, libär Freind.“

Er seufzte tief.

„Gefällt's dir nicht mehr? Willst du fort?“

Wie von der Tarantel gestochen, sprang Maryan Kozminski auf.

„Wer hot gesogt?“ fragte er aufgeregt. „Woher weißt du? O Bruder, Bruder!“

Heinrich Timm hatte erstaunt den Kopf gehoben.

„Es geht nich mehr, libär Freind,“ begann der Pole, „du mußt nich denken, ich bin undonkbar. Wir Polen haben Freind immer lieb und thun für Freind olles. Ober ich hob ... ich hob doch Kinstlerblutt, und naturalnie, dos is wie Zigeinerblutt. Immer hier ... immer derselbe Garten und immer dasselbe Haus — ohne Gesellschaft, kein Moler außer dir — und libär Freind, großer Kinstler bist du nich, ober särr gutter Mensch — und kein Lochen mehr, nich Wein, nich Mädel, immer dasselbe, ein Tag, zwei Toge, drei Toge, hundert Toge — o, ich mecht wissen, wie sie jetz lustig sind in Disseldorf!“

„Aber lieber Gott,“ schrie Heinrich Timm ihn an, „sapperlot, Mensch, wer hält dich denn? Wer denn?“

„Wos mich hält? Ober libär Freind ... Du bist komisch, psa krew ... ich ... ich ... nein, ich kann nich sogen, es wär undonkbar!“

Armer Kerl, dachte der Lange. Und laut

sagte er: „Versteh schon, Pollacke. Aber ich will zusehen, was sich machen läßt. Na ja ... es muß ... eben gemacht werden.“

Dann überlegte er noch einmal. Es war alles klar: auch Maryan kämpfte den schweren Kampf zwischen Pflicht und Liebe. Er liebte Lene und Lene — sei ehrlich, mein Junge! — liebte ihn. Wie konnt's auch anders sein! Er war zu schüchtern, ihr's zu gestehen — o, das kannte er, Heinrich Timm, ja selbst von seiner ersten Liebe. Und dazu kam noch, daß der gute Junge wahrscheinlich glaubte, er, der Laban, sein Wohlthäter, habe ältere Rechte. Und da sollten die armen Kinder, vor denen ein so weites herrliches Leben noch lag, einfach verkümmern, sollten zu Grunde gehen, wie wasserlose Pflanzen — o, er verstand, er verstand! Nur weil Maryan fühlte, daß er diesen Kampf nicht aushalten könne, wollte er Hals über Kopf jetzt weg.

„Ich wär ja ein Satan,“ murmelte Heinrich Timm, „wenn ich ... wenn ich die armen Kinder ... Wetter noch mal, ein Satan wär ich!“

Er machte eine heftige Bewegung, die Amtsrichters Trude beinahe umgeworfen hätte.

„Herrje, schubsen Sie man nich, Herr Timm. Da will man Ihnen noch was sagen und da schubsen Sie!“

„Was denn, zum Teufel?“

„Lene is oben,“ griente sie. „Wollen Sie nicht raufkommen. Sie schielt ja schon immerzu.“

„Schweig still, Kröte,“ sagte er wirklich ärgerlich. „Du fehlst mir gerade auch noch!“

Da erboste sich aber der Backfisch. „Na, wissen Sie,“ kam's schnippisch heraus, „eine Kröte bin ich nicht, für Sie schon lange nicht, verstehen Sie? Und denken Sie etwa, ich weiß nicht, daß Lene nach Ihnen wie toll ist? Ich hab's dem Pollacken schon lange gesagt und der ganzen Klasse auch, und Pastors Käthe hat's auch schon zu Hause erzählt, wenn Sie nichts dagegen haben. Meine Mama sagt auch, daß es so ist, nur der Papa meint, sie angelt nach dem Pollacken. Und wenn Sie's wissen wollen: die Emma vom Kaufmann Höhne hat ihr gestern schon auf der Straße nachgerufen: Frau Maler Timm! Und wenn Sie noch mal mit mir sprechen, so sagen Sie Fräulein Trude, und nicht Kröte! So — nun wissen Sie's!“

„I, du sollst doch gleich —“ hatte Heinrich Timm ausgerufen, dann war er mit offenem Mund stehen geblieben und hatte fassungslos den Redestrom über sich ergehen lassen.

„... Die Motten kriegen!“ schrie er dann empört dem frechen Balge nach. „Ist so was erhört! Ist denn so was schon jemals erhört worden!“

Er kam in der ersten Wut gar nicht recht zum Nachdenken. Erst als er ruhiger geworden und sich alles wiederholte, merkte er die Bescherung. Wie Schuppen fiel's ihm von den Augen. Nun war ja alles klar: die Kröte hatte dem Pollacken gesagt: Lene ist in den Langen verliebt. Deshalb plötzlich das veränderte Benehmen Maryans, deshalb wollte der Unglückselige ausrücken, deshalb hielt es ihn nicht mehr!

Und was noch schlimmer war: der Backfisch brachte Lene ins Gerede mit ihm — mit dem Maler Heinrich Timm. Das war ja ein Schandstück! Himmel und Hölle, das arme Mädel womöglich zum Gespött der Leute zu machen und ihn mit! Frau Timm, hatten sie ihr nachgerufen ... Frau Timm! Nächstens fragte auch ihn vielleicht jemand, wann die Verlobung veröffentlicht würde!

Der Laban blieb stehen. „Nein,“ sagte er, „ein anständiger Kerl will ich wenigstens bleiben. Die Sache muß sofort in Ordnung kommen, aufzuwarten!“

Diesmal freute er sich fast auf die Nacht, wo er grübeln konnte.

Die Nacht war lang. Er lag da mit heißem Kopf und heißen Händen. Sein Herz wollt nicht Vernunft annehmen. Er sagte ihm immer von neuem vor, wie es nach Recht und Gerechtigkeit werden müßte. Das arme Mädchen durfte nicht ins Gerede kommen, ein so bedeutender Künstler wie Maryan nicht unglücklich werden. Und da gab's nur einen Weg: er selbst nahm die Sache in die Hand, er selbst holte sich Lene mal her und sagte ihr: Mein liebes Kind, ich weiß, ihr habt euch lieb; Maryan will fort, weil Trude ihm den Floh ins Ohr gesetzt, du seist in mich verliebt. Es wird bald Stadtgerede sein, ergo macht ein Ende, Kinder!

Er hielt eine schöne Rede, er malte sich aus, wie er sprechen, wie er sein Herz festhalten wolle, daß es ihn in diesen Augenblicken nicht verrate, daß es nicht aufschrie: Lene, Lene, ich bin's ja, der dich will! Nein, ganz sanft wie ein rechter guter Vater wollte er sprechen, und wenn sie dann den Kopf neigte und ihm errötend gestand, daß auch sie den Schlingel, den Pollacken, liebe — dann wollt er sich in die Lippen beißen, daß er diesen blonden Kopf nicht nahm und küßte ... küßte.

Der alte Herrgott droben würde ihm aber schon die Kraft geben. Denn wenn er's auch anders bedachte: was konnte wohl für ihn abfallen, wenn Maryan ging? Was denn? Doch nur, daß ihre Liebe in der Sehnsucht noch größer ward, daß ihre Augen verweint waren, daß ihre junge Schönheit dahinwelkte!

Nein und dreimal nein — so sollte es nicht kommen! Was lag an ihm? Er war im Verhältnis zu ihnen beiden alt, er war ein harmloser Pfuscher, der auch später in Frieden so weiterleben konnte wie bisher.

Ich sprech mit ihr! Das war seiner Weisheit letzter Schluß. Das Opfer, das er brachte? Ach, lieber Himmel, bracht er denn überhaupt eins? Lene liebte ihn ja doch nicht — da war's gerade was Großes, was er vorhatte! Einzubilden brauchte er sich nichts darauf.

Als er zu dem festen Entschlusse, die Sache ins reine zu bringen, gekommen war, dacht er: Nun kann ich wenigstens mit gutem Gewissen schlafen. Dabei dehnte er sich und warf sich auf die andere Seite.

Er war eben ein unverbesserlicher Optimist, der lange Maler Heinrich Timm.

* *
*

Lene Wittkop kam den Weg herauf im leichten weißen Kleide, einen schmalen Gürtel um die Taille. Der Laban sah sie von der Veranda aus.

Mut, alter Junge! dachte er. Einmal muß es sein — vorwärts, Heinrich!

Lene hatte sich gebückt. Vor dem Rasenplatz, auf dem die beiden Maler sonst arbeiteten, wucherten Kleepflanzen.

„Wollen Sie suchen helfen?" fragte sie auf seinen Gruß. „Ich möcht ein Vierblatt haben."

„Ach das," nickte er, „hm, ja ... vielleicht bring ich Ihnen eins mit ... wissen Sie das?"

Sie hob den Kopf etwas und lachte. „Nanu! Haben Sie denn ein Lager davon?"

„Das weniger, Fräulein ... Helene, aber ich ... ich meinte man so ... ich ... hm."

Sie hatte sich langsam aufgerichtet und sah ihn erstaunt und spähend an, ohne etwas zu sagen.

Heinrich Timm sagte auch nichts. Himmel, wenn er geahnt hätte, wie bitter schwer das doch war! Dieses Mädel, dieses herrliche Mädel — o weh, o weh! Im Zimmer allein, da ging das noch, wenn er sie nicht sah. Da war er tapfer. Aber hier — so dicht vor ihr —

Was half's? Es mußte doch mal sein.

„Fräulein Helene," würgte er hervor, „ich hab mit Ihnen zu sprechen."

Eine dunkle Röte schoß in ihr Gesicht. Sie bezwang sich und versuchte zu scherzen. „Wie feierlich Sie sind! Haben Sie jetzt etwa die große Goldene bekommen?"

Er wurde jetzt nicht einmal böse darüber wie früher. Was war ihm in diesem Augenblick die große Goldene! Er schüttelte nur langsam den Kopf.

„Also?" fragte sie.

„Wir wollen zur Bank gehen und uns setzen," sagte er ernst. Er hatte sich wiedergefunden. Nebeneinander schritten sie zu dem Rondell. Die Bank stand tief in den Büschen. Sie setzten sich. Lene Wittkop zog von rechts eine Ranke des nächsten Eisbeerstrauches zu sich herüber und streifte langsam ihre Blätter ab, Heinrich Timm von links.

„Fräulein Helene," begann er entschlossen, „was sagen Sie zu mir, he? Ich kenne Sie nun doch schon eine ganze Reihe Jahre, mögen wohl so sachte neune geworden sein. Und wenn ich Ihnen was sage ... hm, na, ich hab Ihnen doch die Hand damals schon mit Waldgrün bepinselt, als Sie die Erdbeeren stahlen — nein, wie lange das doch her ist, und da denk ich mir, ich hab doch so in gewissem Sinne ein ... ein Anrecht auf Sie als ... Vater oder Onkel."

Er fuhr sich mit dem Finger in den Kragen, um sich Luft zu machen. Die beiden Worte „Onkel“ und „Vater“ waren doch verdammt schwer auszusprechen.

„Nun ja,“ fuhr er fort, „sehen Sie mal, ich ... ich bin ja wohl ein alter verknöcherter Junggeselle, aber ich weiß doch, daß so ein junges Mädchen ... Mädchen nicht immer nur mit Puppen spielt ... haha, das weiß ich doch auch! Und der Maryan Kozminski — ach, er ist ein guter Mensch, nicht nur ein guter Mensch, er ist auch ein Künstler ersten Ranges, sehen Sie, dagegen bin ich ein Handwerker, und hübsch ist er auch, und wenn er manchmal ein bißchen unordentlich ist ... das liegt so im Blut, ... die polnische Wirtschaft, wissen Sie! Aber eine gute Frau, die krempelt ihn schon um, verlassen Sie sich darauf. Und ich hab's wohl bemerkt, Fräulein Helene, Sie brauchen deshalb gar nicht rot zu werden, gewiß nicht ... Er sagte auch gleich von Anfang an: ‚Is sich särr schönes Mädchen‘ ... wie er so spricht ... Dreimal alle Tage sagte er das.“

Der Kragen mußte wieder geweitet werden.

„Ja und weil ich jetzt mal drin bin, nehmen Sie es nicht übel, ich hab's gleichfalls gesehen, wie Sie beide ... Sie beide ... aber mein Gott, werden Sie doch nicht rot, Sie sind ja jung genug dafür! Und das ganze Unglück ist ja nur: Sie sind zu schüchtern, und der Maryan sonst allerdings nun gerade nicht, aber in diesem Falle — o, ich kenne das! Wir Männer, sag ich Ihnen! Ich war früher mal verliebt, vor vielen Jahren, da bin ich rumgelaufen, und wenn ich sie ankommen sah, dann kniff ich doch aus wie ein begossener Pudel. So sind wir Männer, es ist zu komisch. Und der Maryan ... pah, der thut man auch so und will sich's nicht merken lassen, aber dabei will er fort ... erschrecken Sie nicht ... fort will er. Denn es frißt an ihm, Fräulein Helene ... Sie wissen schon. Aber das ist doch schrecklich, wenn Ihr Glück ... Ihr Glück nun zerstört werden soll, weil wir ... wir Kamele, wir Männer, verzeihen Sie, so schüchtern sind — das geht doch nicht. Und da dacht ich eben: Renk du die Sache ein, alter Junge, thust ein gutes Werk und machst die Lene, verzeihen Sie, glücklich. Höchste Zeit ist's ja auch ... ich meine, wegen Maryan. Und wenn Sie den Schlingel heiraten, dann zieh ich vielleicht ... mit, wenn Sie gestatten und streich Ihre Kin — —“

Kinder mal an wie Sie! wollte er sagen. Aber er schluckte es noch rechtzeitig hinunter und schwieg vor Schreck einen Augenblick.

Sie hatte bei der schönen Rede dagesessen mit großen Augen, die ihn immer verwunderter anstarrten. Dann schien es, als kämpfe Lachen und Weinen auf ihrem Gesicht, das Weinen war jedoch näher, und schließlich sagte sie nur: „Aber mein Gott, Herr Timm ... aber Herr Timm!“

Er wollte nicht hören. Er raffte sich zu einer letzten Kraftanstrengung auf. Als er weiter sprach, trompetete er ordentlich, als wär's ihm ein Vergnügen, jetzt immer mehr gegen sich, gegen sein eigenes Herz zu wüten.

„Wenn Sie wüßten, Fräulein Helene — aber man soll ja nicht sagen, was es für schlechte Menschen giebt, das ahnen Sie ja gar nicht! Dieser Backfisch, dieser freche Backfisch, die Trude, was sagen Sie nur dazu? Sie erzählt aller Welt, sogar mir selbst, daß Sie in mich, verzeihen Sie, in den Maler Heinrich Timm verliebt sind!! Es ist ein Blödsinn, aufzuwarten, aber Sie kommen ins Gerede dadurch, und der Bäckerjunge, die Zeitungsfrau, der Schornsteinfeger, schließlich sagt's Ihnen noch jeder. He? Ich kompromittiere Sie, Fräulein Helene! Ich! Ich auf meine alten Tage! Das haben wir uns beide doch nicht träumen lassen, aber es ist so, Gott behüte mich! Und deshalb sag ich: Sie müssen, Fräulein Helene! Sie müssen mit Maryan zu Rande kommen! Ich sprech selber mit ihm, gleich, heute — ich will's ihm sagen: Jungchen, mach deine Attacke, du wirst nicht zurückgeschlagen werden! Ich kann's ihm doch sagen, Fräulein Helene?“

Heinrich Timm schnaufte wieder gewaltig. Es war heiß. Mit einem Tuch trocknete er sich die Stirne. Wortlos, mit angstvollen Augen war Lene aufgestanden, war ganz dicht an die Sträucher herangetreten, preßte sich fast hinein in die Büsche.

Auch er sprang auf. Er blieb neben der Bank stehen. Er sah jetzt ihr Gesicht nicht.

„Ich!“ hub er von neuem an, „ich, der Pfuscher, aus dem nie ein ordentlicher Maler wird! Ich, der häßliche Kerl — sapperlot, was schwatzen solche Weiber zusammen! Sie sollen mich lieben — hoho, Sie, die Hübscheste aus der ganzen Stadt, und ich! Nein, es ist um auf dem Kopfe zu stehen! Aber das Mädel erzählt's immer weiter, auch dem Maryan, und das Kamel glaubt's — der glaubt's auch und will fort! Alles diese Trude — die Kröte! Und ich kann nichts thun, mich lacht sie einfach aus. Es ist ja zu dumm, Fräulein Helene, denken Sie nur: ich, ich, als ob sich ein Mensch in mich verlieben könnt! Besonders noch Sie! O du Grundgütiger! Schon das kleine Mädchen hat mich gefragt: Herr Maler, wo haben Sie denn Ihre Nase her? Das vergess ich nicht und hab ich nicht vergessen, und immer wenn ich mal dachte — na, Schwamm drüber, ich meine nur, mir fiel immer rechtzeitig ein: Herr Maler, wo haben Sie denn Ihre Nase her? ... Und dabei jetzt noch alt und verknöchert, und Sie junges Ding! Und ein jämmerlicher Pfuscher, wo der Maryan ein Künstler ist ... sagen Sie selbst, es ist lächerlich! Unglaublich lächerlich ist es! Ich kann nichts dafür — Kreuz Millionen, ich bin doch kein solches Rhinoceros, daß ich nicht wüßte, wie ein ... ein junges Mädchen darüber denkt. So richtig lieb kann mich mal eben keiner haben, dafür bin ich nicht geschaffen, nur so wie ... wie einen ... Onkel, na und das ... thut ja ... mein Racker, denk ich mir. Und ich hätt auch nichts gesagt, wenn nicht der Backfisch ... was sagen Sie nur zu dem Backfisch!! Mich sollen Sie — Sie — Sie lieb haben — es ist einfach, um auf die Bäume zu klettern!“

Es war ihm zuletzt, ohne daß er's wollte und trotz aller Gegenanstrengungen, feucht ins Auge gekommen. Er weinte nicht etwa — behüte! Aber er schluckte krampfhaft und trat abwechselnd vom linken Fuß auf den rechten.

Lene Wittkop hatte zuerst auch geschluckt. Es war eine Todesangst in ihren Blicken. Aber je weiter er sprach, desto mehr wich diese Angst und wie ein zager Sonnenstrahl war's in ihren Augen.

„Mich!“ brummte der Lange noch einmal, und diesmal so tiefunglücklich — „mich! O du lieber Herrgott!“

Lenes Gesicht sah er noch immer nicht. Aber jetzt wurde das Ohr purpurrot, und jetzt sagte sie stockend, leise ein paar Worte in seine Qual hinein.

Die paar Worte — ja hörte er denn recht? Seine Worte — seine eigenen Worte! Um Gottes Barmherzigkeit willen, was war das?

Und sie, noch einmal: „Kindchen ... Kindchen ... man nicht gleich ... so verzagt!“

„Lene!“ schrie er. Und dann sagte er sonderbar heiser: „Lene!“

Mit halb starren Augen ging er auf sie zu, drehte sie um, sah sie an. Aber er sah ihre Augen nicht, er sah nur ihr geneigtes, purpurübergossenes Gesicht.

Sein Atem war schwer.

„Scherz nicht mit mir, Mädchen,“ sprach er dann rauh. Er merkte nicht, daß er du zu ihr sagte wie früher. Es war ihm ganz wirr; ein scharfes Schwert schnitt durch seine Seele.

„Ich scherze nicht,“ entgegnete sie still, mit zuckenden Lippen. Kaum daß man's verstehen konnte. Wie nach einer Stütze griff ihre Hand dabei in die Büsche.

Er stand taumelnd einen Augenblick und ohne Worte. „Lene!“ schrie er fassungslos. Und diesmal lag eine wilde Frage in dem Ausruf.

Auf diese Frage nickte sie ja.

Da ging durch ihn, so lang er war, ein Schütteln und Zittern. Wie eine Puppe faßte er sie und hob sie hoch, als wollte er sie in den Himmel heben. Sie schrie leicht auf, aber aus der Luft lächelte sie zag zu ihm hernieder.

Und während er sie so in der Schwebe hielt, sagte er immer: „Ist's denn wahr, Lene — mein Gott, ist's denn wahr?“

„Ja,“ sagte sie.

„Und willst mich, den Pfuscher, den Stümper?“

„Ja,“ sagte sie wieder.

„Mich mit der Nase, Lene, mit den langen Beinen?“

„Ja,“ sagte sie zum drittenmal und immer sicherer.

Da brach ein Schrei aus ihm hervor, der

sieghaft über die blühenden Gärten tönte, und da erst ließ er sie fallen — gerade in seine geöffneten Arme hinein.

* *
*

Amtsrichters Trude, der Backfisch, kam aus der französischen Stunde und schwenkte die Mappe.

„'n Tag, Herr Timm,“ sagte sie großmütig.

„Mahlzeit, Kröte!“ nickte er glückselig. „Das Ohr dreh ich dir ab, Mädel, aber recht hast du behalten — recht — recht — hurra!“

„Jesus, Herr Timm!“ entsetzte sich der Backfisch und sprang beiseite. „Sie werden ja immer ekliger! Wie man einen nur so erschrecken kann! Das ist ja wirklich —“

Sie wollte weiter sprechen, hielt jedoch entrüstet inne, denn der Laban hörte gar nicht mehr. Er kratzte sich plötzlich wie erschrocken den Kopf und ging mit langen Schritten auf Maryan zu, der eben die Gartenpforte öffnete.

Den hatte er ja in den Tod vergessen, den guten Maryan — ganz vergessen in seinem Glück. Himmel und Hölle, das war ein bitterer Tropfen im Freudenkelch! Nun hatte sich der so mächtig darauf gefreut, hatte die Lene so lieb — und nun? Ja, was half's? Man mußte es ihm klar machen!

Das Beste war: gleich reinen Wein einschenken! „Pollacke,“ sagte der Lange und schob seinen Arm in den Maryans, „es ist mir sehr schmerzlich — das heißt, eigentlich bin ich sehr glücklich, aber du bist doch mein Freund, und ich hatte dir ja auch versprochen, die Sache in die Hand zu nehmen. Du liebst doch Lene Wittkop, was? Schäme dich nicht, mein Junge, geht älteren Leuten auch so. Sag's nur ehrlich.“

Verständnislos sah Maryan ihn an. „Is sich särr schönes Mädchen,“ nickte er dann beifällig, „särr schön!“

Heinrich Timm ward beinah wieder eifersüchtig. „Ja,“ sagte er, „aber die Heirat, lieber Junge, die mußt du dir aus dem Kopfe schlagen, daraus kann nichts werden. Widersprich nicht, du thust mir leid, aber das läßt sich nun mal nicht ändern.“

„Heirat?“ fragte der Pole. „Welche Heirat, psa krew?“

Wie er sich verstellt, der Halunke! dachte der Laban. Er hatte wieder Mitleid mit ihm. O, er wußte ja auch, was es heißt, sein Herz verstecken, scheinbar ruhig sein und seine Qual nicht zeigen. Armer Kerl! brummte er und drückte den Arm fester.

„Nein, Maryan, es kann nicht sein! Wozu sich verstellen — faß Mut und sei ein Mann! Ich weiß ja alles, ich hab's ja gemerkt, wie du rüberschieltest, wie du immer — ach Gott, man muß sie ja auch lieben, wenn man sie nur ansieht! Und ich sage dir ehrlich und wahrhaftig: ich wollt euer beider Glück, ich hab mit ihr gesprochen, hab dich gelobt, hab für dich sozusagen den Freiwerber gespielt, Pollacke — aber ... aber es war nichts, Junge, erschrick nicht —!“

Maryan schüttelte nur den Kopf. „Libär Freind, mir scheint, du bist värrickt geworden. Ich versteh dich gor nich!“

„Keine Ausflüchte! Du willst mir nicht wehe thun, ich weiß, aber du bist doch mal ehrlich verliebt in Lene, willst sie heiraten, o, ich hab's längst gemerkt, und da hab ich mit ihr gesprochen, hab ihr gesagt —“

„Total värrickt!“ schrie Maryan auf und machte seinen Arm frei. „Wer will heiraten? Ich? Frailein Chelene? Ober libär Freind, ich denk nich dran! Hot sie Geld? Is sich särr schönes Mädchen, ober als Kinstler, libär Freind — wos moch ich ohne Geld, psa krew? Wirst du mir zugeben!“

Jetzt war die Reihe, verständnislos dreinzusehen, an Heinrich Timm.

„Mensch,“ stammelte er, „du ... du liebst sie nicht?“

„Lieben? Naturalnie, die särr hibschen Mädchen lieb ich olle — ober heiraten?“

„Ja, zum Teufel, was hält dich denn hier? Warum bist du nicht längst fort, wenn du hier rauswillst? Wer anders hielt dich denn, als Lene?“

„Libär Freind, nimm's nich ibel, du bist särr gutt, ober komisch ... hob ich denn Geld? Hob ich denn nur Geld bis Disseldorf ... O Maria Juzef, ich säß längst bei mein gutten Freind Hans Brihl.“

Der Laban faßte es noch immer nicht. „Geld,“ stammelte er, „Geld, Pollacke —

aber sag doch nur ein Wort — alles, was du willst! Heut kannst du's kriegen — so hör doch, Mensch, ich hab mich verlobt — verlobt mit Lene!!" Er wurde noch einmal rot vor Glück.

„Hob ich gewußt," lächelte Maryan verschmitzt. „Ich grotuliere, libär Freind — ich grotuliere wirklich. Und das Geld ... psa krew, du bist särr gutter Mensch ... komm her, mußt mir Kuß geben!"

Nun war Heinrich Timm vollständig glücklich. Das mußte doch Lene wissen ... gleich ... sofort.

„Lene!" trompetete er über den Zaun, „Lene!"

Man mußte es drei Häuser weit hören. Und es dauerte auch nicht lange, da klopfte es wie früher an die Bretter.

„Herr Maler?"

Wie der Blitz war er am Zaun, er zertrat seine Erdbeerbeete, und ehe Lene Wittkop noch recht zur Besinnung kam, ragte sein rechtes Bein schon in die Luft empor, das andere kam nach, und heidi! da stand er unten auch schon neben ihr und rief keuchend, selig: „Denk dir, er liebt dich gar nicht, der Maryan — er will dich ja gar nicht heiraten, hat's mir eben selber gesagt, der Schlingel, hurra, das hab ich fein gemacht, was?"

„So, so," sagte sie schnippisch. Sie war doch das rechte Mädel. Glückselig, daß sie ihren Laban hatte, und im ersten Augenblick doch pikiert, daß der andere sie nicht liebte. Aber gleich darauf lachte sie: „Um so besser, Herr Maler!"

„Und was krieg ich dafür, Lene?" Er rückte ihr entschlossen näher.

Sie wich lachend zurück, streckte ihr Mäulchen vor und sagte pfiffig: „Wenn ich nicht will —?"

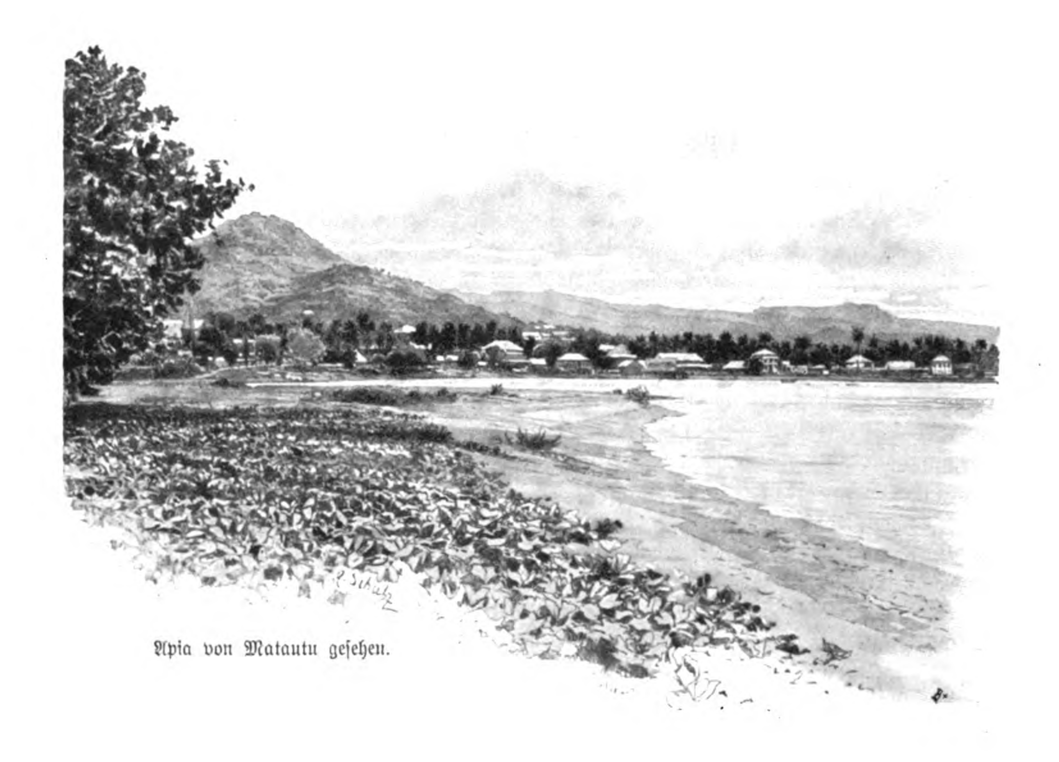
„O," nickte er strahlenden Auges, „du mußt ja!"

Und da geschah das Unerhörte, daß der konservative Heinrich Timm sein Leiblied veränderte, die Tradition brach und emporjubelte:

„Denn ich bin groß und du bist klein,
Du sollst mir wahrhaftig nicht hinderlich sein!"

Ein neugieriger Spatz flog gerade über ihre Häupter. Er sah im Fluge, daß Lene Wittkop ihm wirklich nicht hinderlich war.





Apia von Matautu gesehen.

Samoa.

Von

Benedikt Friedländer.

II. (Nachdruck ist untersagt.)

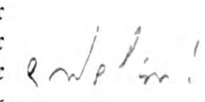
Der Fehler, der in der Beurteilung solcher Völker, wie der Samoaner, von fast allen, ja von den Ansässigen in besonders hohem Grade begangen zu werden pflegt, und auf dessen Vermeidung ich das größte Gewicht lege und, wenn sie mir gelingen sollte, stolz sein würde, ist ein doppelter. Erstens nämlich besteht eine gewisse Engherzigkeit in der Beurteilung fremder Sitten, die im großen und ganzen zu der Bildung und dem geistigen Horizonte des Beurteilers in umgekehrtem Verhältnisse zu stehen pflegt. Daß ein fremdes Volk ganz andere Sitten haben könne, ohne deswegen auch nur im allermindesten als „wild" gelten zu dürfen, ist ein Satz, den zwar die meisten in der Theorie unbedenklich zugeben werden, aber in der Praxis ganz außer acht zu lassen pflegen. Mit solchen Leuten natürlich, die ein Volk „wild" nennen, wenn es sich nicht nach Maßgabe eines europäischen Klimas, einer Jahrtausende alten europäischen Geschichte und europäischen Prüderie kleidet, wie z. B. mit einem Teile der angelsächsischen, namentlich amerikanischen Missionäre, rechte ich überhaupt nicht; und für Leser, die etwa auf diesem Standpunkte stehen sollten, schreibe ich nicht. Ich meine zwar im Grunde genommen dieselbe Sache, aber denn doch in einer feineren Zuspitzung. Gerade die Ungebildeten, d. h. die ungeheure Mehrzahl der Personen eines jeden Volkes, sind es, die als Träger des unberechtigten Teiles des Patriotismus gelten müssen; sagen wir: des Chauvinismus. Nicht nur fremde Sprachen — die sie nicht erlernt haben —, sondern alle fremden Sitten und Gebräuche sind ihnen nicht etwa nur unbequem, sondern von vornherein verhaßt. Alles soll so sein, wie es ihre eigene liebenswürdige Individualität von Hause aus gewohnt ist. Natürlich haben solche Leute ja auch immer „Gründe".

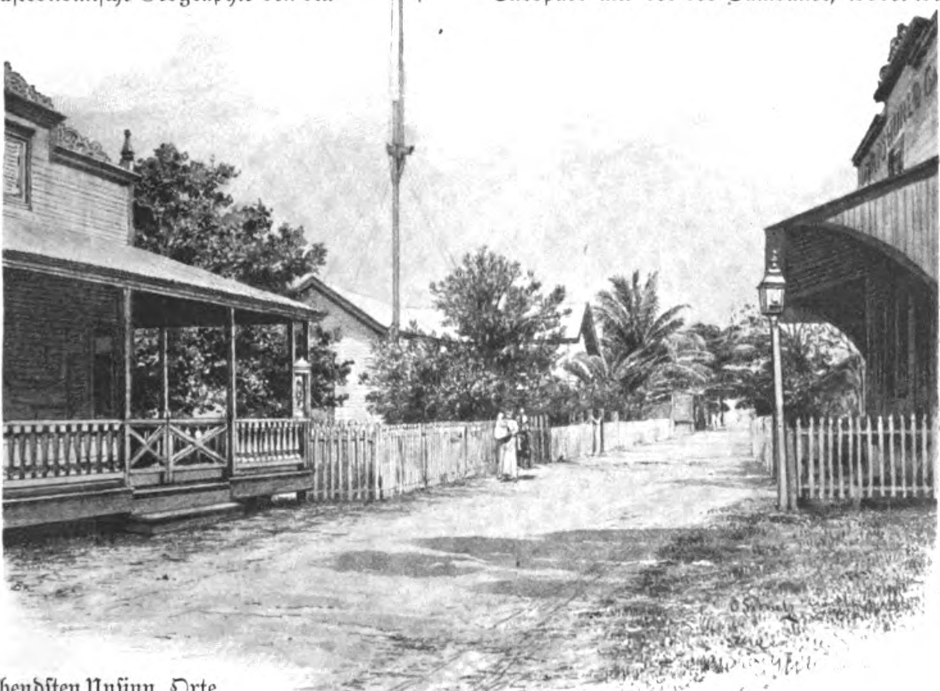
Dann aber verfallen gar viele sonst ganz verständige Reisende in einen eigentlich recht wunderlichen Fehler. Sie vergleichen ein Volk wie die Samoaner oder andere Naturvölker stillschweigend mit sich selbst, d. h. mit

den *gebildeten* Kreisen ihres eigenen, nach Millionen zählenden Volkes. Einen wie hohen Prozentsatz stellen denn die „Gebildeten“ einer jeden europäischen Nation dar? Wie viel Gebildete kämen nach demselben Prozentsatze auf ein Volk von 40000 Seelen, wie die Samoaner? Und wie dürftig im ganzen ist es bei ihnen mit Bildungsgelegenheiten bestellt! Einige Schulen, in denen ganz ordentlicher Elementarunterricht erteilt wird, verdienen zwar alle Anerkennung, aber auch sie sind mit europäischen Einrichtungen derart nicht zu vergleichen. In einem von der englischen Mission in samoanischer Sprache herausgegebenen Schulbuche („'O le Tusi mo A'oga Fa'amasani.“ Printed by J. H. Denvers. Apia, Samoa, 1896. Seite 30 und 31) fand ich in dem Kapitel über astronomische Geographie den blühendsten Unsinn. Orte zwischen den Wendekreisen sollen *vier* Tage der Tag- und Nachtgleiche haben; nämlich außer dem 22. März und 22. September diejenigen beiden Tage, an denen die Sonne den Parallelkreis des betreffenden Ortes passiert. Und anderen Blödsinn mehr. Arme Samoaner!

Von gewissen anderen Reisenden, die, anstatt unparteiisch zu urteilen, die Meinungen und Wünsche bestimmter Interessenkreise sich einreden lassen und dann als letzte Weisheit dem Publikum auftischen, schweige ich.

Offenbar ist der einzig gerechte, ja der allein vernünftige Vergleichsmaßstab die bäuerliche Bevölkerung der verschiedenen europäischen Nationen. Und in dieser Beziehung darf man getrost und ohne die allergeringste Übertreibung sagen: in physischer, in moralischer, wie in intellektueller und kultureller Beziehung halten die Polynesier den Vergleich mit europäischen, sagen wir deutschen oder italienischen Bauern nicht nur vollkommen aus, sondern übertreffen sie sogar in vielen Beziehungen. Wenn die Samoaner „Wilde“ sein sollen, so sind es unsere eigenen Bauern auch. Vergleichen wir aber selbst die Bildung der in Samoa ansässigen Europäer mit der der Samoaner, wobei wir billigerweise von ein paar Ausnahmen, wie den höheren Beamten der europäischen Mächte und einigen wenigen anderen Personen, absehen. Die Bildung der meisten Europäer beschränkt sich, bei Lichte und nicht durch





Hauptstraße in Apia; links deutsche Postagentur und deutsches Konsulat, rechts Laden des Herrn Grevsmühl.

die Brille des Rassendünkels besehen, auch nur auf die sogenannte Elementarbildung, d. h. sie können Lesen, Schreiben und elementares kaufmännisches Rechnen. Freilich ist ja nun zuzugeben, daß die weiße Rasse der Träger der Technik ist; aber die Ansässigen sind ganz gewiß nicht die Erfinder derselben. Sie sind die Träger des Christentums; aber welche Heuchelei ist nicht das Christentum gar vieler: man denke an Hawaii. Doch ist das ein heikler Punkt. Man könnte sagen, daß den Polynesiern das Christentum, als Religion der Sanftmut — eine „gentler race“ nennt R. L. Stevenson die Polynesier — und der allgemeinen Menschenliebe, in höherem Grade im Blute liegt



Samoanisches Langhaus.

als den meisten Europäern. Jedenfalls ist die Selbstsucht nicht so schrankenlos, so ungeheuer und so aggressiv wie bei den Weißen. Und sicher sind die Samoaner im Durchschnitt gläubigere Christen als die Ansässigen. Sie haben eben die neue Religion mit dem ganzen Vertrauen eines kindlichen Gemütes aufgenommen. Manche und selbst vernünftige Leute reden darüber, daß das Christentum „nur äußerlich“ von ihnen angenommen sei und weisen auf mancherlei nicht christliche Handlungsweisen, auf ihren Aberglauben und Ähnliches hin. Dabei aber darf man sie wohl an das christliche Gleichnis vom Splitter und vom Balken bescheiden erinnern. Die Befolgung des fünften Gebotes in unseren Kriegen, der christlichen Moral in unserer socialen Ordnung, des massenhaft verbreiteten Aberglaubens in den verschiedensten, sogar oft genug kartenlegerischen oder sonst wie zukunftskündenden Formen, dürfte eigentlich genügen. Im Zeitalter des Spiritismus muß man sich einem größeren Leserkreise gegenüber sogar einigermaßen vorsichtig ausdrücken. Die Gespenstergläubigkeit ist aber jedenfalls, wie wir uns unparteiisch ausdrücken wollen, entweder ein Unsinn, der beiden Völkern gemeinsam ist, oder aber überhaupt kein Unsinn. Ich kann mir nicht versagen, hierfür auch



Samoanisches Rundhaus unweit Apia.

den Verfasser des neuesten, von einigen unverantwortlich schlechten Abbildungen abgesehen, vortrefflichen Buches über Samoa zum Beweise heranzuziehen. J. B. Stair, der 1838 bis 1845 als Missionär in Samoa lebte und 1897 seine Erfahrungen in jenem Buche niederlegte („Old Samoa“ by the Rev. John B. Stair, Late Vicar of St. Arnaud, Victoria, Australia. Religious Tract Society, 56 Paternoster Row & 65 St. Pauls Churchyard, 1897) berichtet über den mannigfachen Aberglauben der Samoaner, um schließlich — der staunende Leser mag selbst auf S. 261 und folgenden jenes Buches nachsehen — seine selbsterlebten Gespenstergeschichten zum besten zu geben. Es spukte nämlich in seinem Hause, indem die Geister nicht mit den bei uns üblichen Kartoffeln, aber mit Orangen allnächtlich auf dem Korridor warfen und wüsten Lärm vollführten. Sie warfen auch den Reverend selbst mit Steinen einer besonderen Art und läuteten einmal die in einem Baume hängende Kirchenglocke. Stair kommt zu dem Schlusse, daß damals die satanischen Mächte in Samoa noch stark waren. Die Mächte der Finsternis ärgerten sich über die Ausbreitung des Evangeliums und manifestierten ihre Bosheit durch Verübung des gekennzeichneten groben Unfugs. Möglich; aber hinfort sollte sich jeder Weiße noch mehr hüten, über den Aberglauben der Samoaner zu schelten, und wenn er ein Christ ist, an das schon öfters erwähnte Balkengleichnis denken.

Der Rassendünkel des weißen Mannes ist etwas, von dem man sich in Europa keine zutreffende Vorstellung bilden kann. Leute aus den untersten Stellungen entdecken, sobald sie in jene Gegenden kommen, eigentlich erst ihre weiße Hautfarbe. Der gefährliche Übergang von allzu großer Abhängigkeit zu allzu großer Freiheit ist die wichtigste Ursache des „Tropenkollers“, für dessen Haupttypus die Freiin von Bülow in ihrem gleichnamigen Roman sehr mit Recht einen Menschen von einer unteroffiziersartigen Stellung gewählt hat. Auch das von derselben Schriftstellerin geschilderte allgemeine Parvenutum ist eine sowohl durch

Beobachtung feststellbare, als auch aus inneren Gründen verständliche Thatsache. Es wächst der Mensch mit der Entfernung von seiner Heimat. Der entlaufene Matrose wird shopkeeper und beinahe ein kleiner König in seinem Distrikt. Übrigens sind gerade diese vielfach sehr annehmbare Leute, freimütig, gastfrei und harmlos. Schlimmer sind die Personen, die aus dunklen Gründen schließlich in jene Gegenden verschlagen werden, am schlimmsten die hier und da eingestreuten heruntergekommenen Sprößlinge guter Familien. Aber alle repräsentieren weit mehr als zu Hause. Der Stand des Kommis, soweit er ehrlich und tüchtig ist, ist zwar überall mit Recht geachtet, in jenen Gegenden aber ist er „Träger nationaler Interessen“ und steigt dementsprechend auf der socialen Stufenleiter. Die Vertreter der liberalen Berufe kranken an dem schädlichen Mangel an Konkurrenz und geistiger Anregung. Und zu alledem die Erschwerung der öffentlichen Kritik, der erschlaffende Einfluß des winterlosen Tropenklimas und, last, but not least, der Alkoholismus.



Zwei Salomons-Insulaner und ein Fidschi-Mann (in der Mitte).

Wie in politischer Beziehung Tonga, so ist in socialer Beziehung Samoa der blühendste und glücklichste Teil Polynesiens. Samoa ist zwar politisch nicht beneidenswert; teils durch die Eifersucht der drei großen Häuptlingsfamilien, teils vielleicht auch — in früheren Zeiten war das wohl nicht ganz ausgeschlossen — durch die Intriguen der europäischen und amerikanischen Händler angezettelt, waren Kriege der Eingeborenen untereinander keine Seltenheit. Da der „König von Samoa“ in gewissem Sinne eine Erfindung der Weißen (anscheinend der Engländer), aber von den Eingeborenen nur insoweit anerkannt ist, als seine Herrschaft nach altem Landesgebrauch zu Recht besteht, d. h. über die Tuamasaga, so sind solche Zerwürfnisse auch für die Zukunft nicht gerade ausgeschlossen; jedoch kann man wohl behaupten, daß der moralische Einfluß der Weißen zur Verhinderung solcher „Kriege“ ausreiche. Viel schlimmer für das Völkchen der Samoaner als ihre, außer der Vernichtung von Fruchtbäumen, praktisch meist recht harmlosen Kriege sind die politischen Anzehrungen von seiten der Weißen. Aber hier kommt bereits die für die Eingeborenen so äußerst günstige Eigenart gerade der samoanischen Verhältnisse in Betracht, im Gegensatze zum ganzen übrigen Polynesien. In Samoa haben sich bisher in sehr vielen Beziehungen die europäischen Einflüsse durch die Uneinigkeit der Weißen untereinander ausgeglichen.

Der gewöhnliche Händlerkonkurrenzneid wuchs in Samoa, wegen der Beteiligung verschiedener Nationalitäten, zu größerem

Umfange aus. Das treibende Motiv ist natürlich immer die allgemein verbreitete Neigung, den Konkurrenten aus dem Felde zu schlagen, noch lieber aber ihn von Staats wegen durch Differentialzölle und ähnliche Maßregeln aus dem Felde schlagen zu lassen, um dessen Geschäfte vielmehr selber zu machen. In Samoa aber kamen die Herren Schulze, John und Sam dazu, ihre händlerische Konkurrenz in patriotischen Farben schillern zu lassen und die übrige Welt für sich in so hohem Grade zu interessieren, daß der uneingeweihte Teil des Publikums mitunter erstaunt, wenn er hört oder sich klar macht, daß die gesamte weiße Bevölkerung Samoas kaum vierhundert übersteigt. Wie ist es für so wenige Personen möglich, fragt man sich, ein so großes, bis auf die gegenüberliegende Seite der Welt laut hörbares Geschrei zu erheben? Besagte Eifersüchteleien haben also bisher eine jede der drei Mächte weißer Rasse nicht so recht aufkommen lassen. Aber, was namentlich im Hinblick auf Tonga von Wichtigkeit ist, die nationalen Gegensätze haben noch einen weiteren Vorteil für die Samoaner gehabt. Der größte und einflußreichste Teil der Mission ist englisch und in gewissem Sinne ausgesprochen antideutsch. Das wird allgemein behauptet; was ich aus eigener Wahrnehmung bestätigen kann, ist, daß die Deutschen jedenfalls der englischen Mission mit wenig freundschaftlichem Gefühl gegenüberstehen und umgekehrt. Kein Weißer oder keine weiße Partei gönnt etwas der anderen. Deutsche Händler lamentieren mit entrüstetem Tone, daß sich die Samoaner jetzt so viel große Staats- und Schmuckboote bauen lassen. Mit köstlicher Naivetät wird da die Schädigung des Handels auseinandergesetzt, die daraus entsteht, daß die Samoaner, anstatt ihr Geld oder ihre Kopra pflichtschuldigst in den Laden des Händlers zu tragen, es vielmehr vorziehen, es in irgend etwas anderem anzulegen. Der Kaufmann beschwert sich über den Geschmack des kaufenden Publikums! Doch es sind ja eben „nur Kanaken“. Ja, man hat den Sündern nachgerechnet, daß sie in einem Jahre 400000 Mark für die „den Handel schädigenden“ Luxusboote ausgegeben haben sollen! Und dabei machen die Händler doch noch einigen Profit an jenen vielberufenen Staatsbooten, insofern sie die Rohmaterialien dazu liefern. Nur verdienen die Bootsbauer (dem Vernehmen nach meist Mischlinge) auch einiges daran. Was würde man wohl bei uns über einen Juwelier oder Uhrmacher denken, der sich über die „Zweiradmanie“ des Publikums entrüstete, da sie seinen Gewinn schmälere? Noch neuer ist der Ärger der



Polynesisches Mädchen.

Händler über das Cricketspiel der Samoaner; sie spielen um Geld, und die Verluste dienen zum Kirchenbau. Kattun sollt ihr kaufen!

Über die Boote haben aber auch die eng-

lischen Missionäre gescholten. Denn auch diese lieben nicht nur die Eingeborenen, sondern auch nebenbei, wie das ja nur menschlich ist, ein klein wenig ihr Geld. Im Jahre 1897 feierte die Samoanische Missionsschule zu Malua ihr fünfzigjähriges Stiftungsfest. Dabei ist eine verhältnismäßig sehr bedeutende Summe von den Samoanern freiwillig beigesteuert worden, wenn ich mich recht erinnere, an sechstausend Dollar. Die Wut der Missionsgegner war groß; der moralische Druck, den die Missionäre nicht nur auf die Samoaner, sondern auch auf deren Tasche ausüben, wurde wohl mit einigem Rechte gegeißelt. In Samoa liegt also kurz die Sache so, daß der Deutsche nichts dem Engländer, der Engländer nichts dem Deutschen, der Händler nichts dem Missionär und der Missionär nichts dem Händler gönnt. Die Samoaner sind natürlich die melkende Kuh für alle. Auf dem Lande ihrer Väter spielt sich der ganze Kampf der Weißen ab. Aber gerade jene Uneinigkeit der Weißen — um deren Aufrechterhaltung die weisesten der Samoaner die irdischen und himmlischen Mächte anflehen — hat es eben zur Folge gehabt, daß sich Samoa viel weniger geändert hat als irgend einer der anderen wesentlicheren Teile Polynesiens.

Die Bevölkerungsziffer der Samoaner, soweit man die Sache abschätzen kann, hat sich seit unserer Kenntnis der Gruppe ziemlich konstant erhalten, im Gegensatz zu beinahe dem gesamten übrigen Polynesien. Es wird dies freilich von einigen geleugnet. Nach sorgfältiger Abwägung der Anhaltspunkte, die es hier mangels einer Statistik überhaupt giebt, komme ich, in Übereinstimmung mit der besten Autorität über Samoa, dem schon erwähnten Buche Turners, zu dem Schlusse, daß am wahrscheinlichsten eine ganz langsame Zunahme der eingeborenen Bevölkerung sei, oder auch eine Aufrechterhaltung der Volkszahl mit kleinen Schwankungen nach beiden Seiten. Eine schnelle Abnahme der Bevölkerung ist jedenfalls ausgeschlossen. Die Samoaner haben eben, im Gegensatze zu ihren Brüdern auf den meisten anderen Gruppen, bisher keinerlei Ursache gehabt, auszusterben. Man hat ihnen zwar sehr bedeutende Ländereien abgenommen; aber ein weiterer Landverkauf ist durch den Berliner Vertrag verhindert. Keine der weißen Mächte hat sich so breit auslegen können, als sie wohl wollte, wegen der Eifersucht der beiden anderen. Die englischen Missionäre haben einige Konkurrenz gefunden in den französischen katholischen Missionären, die einen ganz auffallend vernünftigen und humanen Eindruck machen und dabei weit eher die Deutschen als die Engländer begünstigen. Aus allen diesen gegenseitigen Störungen der weißen Elemente ist es dazu gekommen, daß man auf Samoa die Eingeborenen vergleichsweise so ziemlich in Ruhe gelassen hat. Altpolynesische Sitten, Gebräuche, Künste, sociale Organisation, kurz, die für Polynesien mit Bezug auf die Eingeborenen mit Recht sogenannte „alte gute Zeit“ hat sich auf Samoa ungleich besser erhalten als auf irgend einer anderen Gruppe. George Turner schreibt 1884 in Bezug auf die nationale Sitte der Tättowierung, daß sie in ziemlichem Umfange aufgegeben sei und „wahrscheinlich der fortschreitenden Civilisation“ (damit ist immer Europäisierung gemeint) nicht lange werde standhalten können. Nun, mehr als ein Jahrzehnt später — und ein Jahrzehnt ist in dem sich so schnell (mit Ausnahme von Samoa) ändernden Polynesien eine lange Zeit — ist die Tättowierung noch eine ganz allgemeine Sitte. Es sind geradezu verschwindende Ausnahmen, die auf jenen durch uralte Sitte geheiligten Schmuck verzichten. Es gilt dies, wohlgemerkt, gerade auch für die gegenwärtig heranwachsende Generation von Samoanern. Die Mission arbeitet natürlich in ihrer Beschränktheit gegen den „heidnischen“ Gebrauch, aber ohne sichtlichen Erfolg. Mir sind nur ein paar erwachsene nicht tättowierte Samoaner bekannt geworden. Und in Bezug auf den einen sagte mir ein Samoaner, er wundere sich, daß ich mit einem solchen Menschen, der doch eigentlich „wie ein kleines Kind sei“, auf der Straße ginge. Während man im übrigen Polynesien meist die paar noch erhaltenen alten Sitten an den Fingern aufzählen kann, ist das in Samoa umgekehrt. Die Samoaner sind Christen, sie benutzen eiserne Werkzeuge, Petroleumlampen, Nähmaschinen, Kattun und einige andere europäische Dinge mehr. Aber sie wohnen durchweg in ihren nationalen Häusern, haben ihre nationalen Sitten, gehen

überall (mit Ausnahme von Apia) größtenteils mit unbedecktem Oberkörper u. s. w. Sie haben ihre Lieder, ihre Tänze, ihre Vergnügungen, offenbar nicht so sehr viel anders als in der „alten Zeit“. Alles dies verleiht Samoa nicht nur für den Reisenden einen ganz besonderen Reiz, sondern dies ist eben auch der Grund, warum die Samoaner in der wichtigsten aller nationalen Fragen, der der Bevölkerungsziffer, allen anderen Gruppen so weitaus überlegen sind. Sie hatten bisher keinen Grund auszusterben und machen dementsprechend bisher keine Miene dazu.

Ein erstaunlicher Mangel an Gerechtigkeitsgefühl gegenüber den Eingeborenen ist nicht nur in Samoa, sondern in ganz Polynesien einer der auffallendsten Züge der Ansiedler; er wird etwas verständlicher, wenn man an den Gegensatz der Interessen denkt, und dann auch an die allgemeine Regel, der zufolge zwei verschiedene Rassen meist einander nicht so recht verstehen und daher gegeneinander noch ungerechter sind als Menschen derselben Rasse. Auf den Gruppen, wo die Eingeborenen noch irgend eine Bedeutung haben, wie z. B. auf Samoa, ist jene Ungerechtigkeit und jener Rassenhaß besonders stark; wenn der Raum es erlaubte, so könnte eine ganze Blütenlese unglaublich klingender, aber buchstäblich wahrer Begebenheiten und Meinungsäußerungen dem Leser geboten werden. Es ist dabei auch der durchschnittlich nicht eben sehr hohe Bildungsgrad der Ansiedler zu veranschlagen. Es ist kein Zufall, daß R. L. Stevenson, der Künstler und Hochgebildete, der sich in jene Krämerwelt verirrte, es offenbar immer mehr zu den Samoanern als zu den Weißen gehalten hat. Von wenigen einigermaßen Geistesverwandten abgesehen, ist daher auch das Andenken Stevensons unter den Weißen in Samoa wenig beliebt, und der Grund davon äußerte sich einmal sehr hübsch in der Redensart: „Stevenson war ja selbst ein Kanake.“ Ja, auf Stevenson wurde aus diesem Grunde oft geradezu unflätig geschimpft; Stevensons Buch hat allerdings unleugbar eine kleine antideutsche Spitze, offenbar aber nur aus dem Grunde, weil zu jener Zeit eine deutsche Annexion Samoas wahrscheinlicher war als vielleicht gegenwärtig. Auch die Samoaner hatten für jene Gesinnung Stevensons ein leidliches Verständnis. Sagte mir doch einst ein Samoaner wörtlich: „Wenn sich nur mehr Weiße von der Art wie Tusitala (der „Erzählungsschreiber“; das war Stevensons samoanischer Name) und du hier ansiedeln wollten; dann stünde es besser um Samoa. Aber alle diese Handelsleute!“ Es scheint die Regel zu gelten, daß die Eingeborenen am meisten Sym-



Wrack des deutschen Kriegsschiffes „Adler“, 1889 im Sturm verunglückt.

pathie finden bei der schwächeren Partei unter den Weißen. In Samoa machten zu meiner Zeit besonders einige Yankees in Kanaken-Freundschaft. In Hawaii waren es umgekehrt einige Deutsche, welche bis



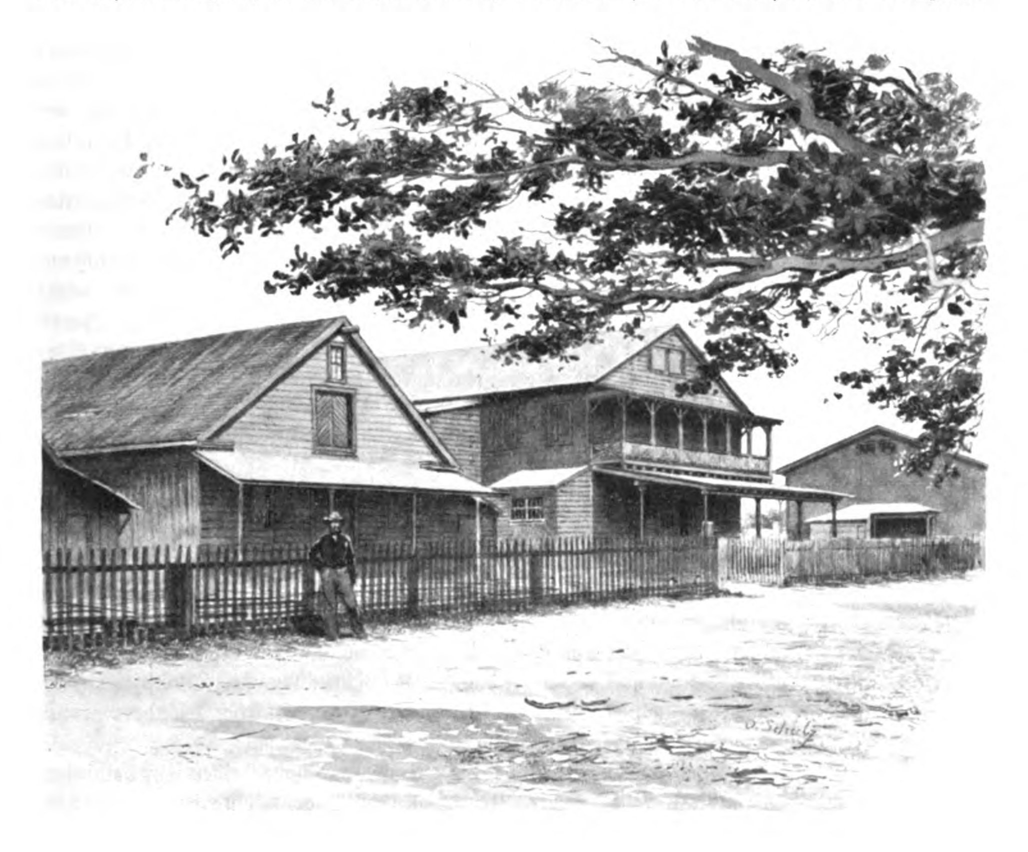
Deutsche Schule in Apia.

zuletzt die Sache der Eingeborenen unterstützten. —

Wenngleich die Samoa-Inseln fast ganz aus schwärzlichen vulkanischen Gesteinen aufgebaut sind, so besteht doch der Strand auf langen Strecken aus weißem, in der Sonne fast blendendem Korallensand. In geringer Entfernung vom Meere, dessen Wogen durch das an den meisten Stellen vorhandene Riff gemildert sind und nur in sanften Schwellungen und kleinen murmelnden Wellen den Strand erreichen, beginnt die Vegetation mit einem dichten, unregelmäßigen Saume von Kokospalmen. Fast alle stehen mit dem schwankenden Wipfel etwas schief gegen die See gekehrt. Eine Windenart (Ipomœa) überspinnt, dem Meere noch näher tretend als die Palmen, mit langen Ausläufen den weißen Strand. Einige abgefallene und ihres Fruchtwassers beraubte Nüsse, Schalenstücke, ja wohl auch hier und da ein umgestürzter Palmenstamm liegen am Strande umher. Wenn gerade Ebbe ist, so findet man auch fast immer eine größere Zahl von Eingeborenen, die dem Geschäfte des fagota auf dem Riffe nachgehen: das fagota bedeutet den Fang der nicht zu den Fischen gehörenden Seetiere, die der Samoaner als figota zusammenfaßt, ähnlich wie der Neapolitaner von „Meeresfrüchten" redet. Nur mit dem Lendentuche (lavalava) bekleidet, waten die braunen Gestalten umher; andere fahren in ihren Kanoes, paddelnd und mit Netzen und anderen Vorrichtungen versehen. Jenseits des Palmensaumes, aber meist in nächster Nähe der Küste, führt der Weg entlang, ein schmaler Fußweg, auf dem man nur in einer Reihe gehen kann, wie dies auch die zahlreichen reisenden Partien von Samoanern thun; ist doch das Reisen, das auf malaga (g wird im Samoanischen, Tonganischen und Fidschianischen wie ng gesprochen) gehen, eine der Hauptvergnügungen der Samoaner geblieben. Die Vornehmsten gehen voran, oft festlich mit ula's bekränzt, d. h. Guirlanden aus duftenden Blättern, Blüten und Früchten. Die Samoaner lieben aromatische Gerüche: eine Pflanze, das auf vielen Inseln vorkommende und gleichbenannte laumaile (Alyxia sp.), das in welkem Zustande stark wie unser Waldmeister duftet, der süßliche Geruch der moso'oi (Cananga odorata), die obstartig duftenden roten Früchte des Pandanus, dazu der so überaus charakteristische Duft des Kokosnußöles, mit dem sich die Samoaner fleißig salben, meist gleichfalls durch wohlriechende Blüten oder Früchte parfümiert. Einige von der Reisegesellschaft tragen vielleicht ein in toto gebratenes, an den Beinen an einem langen Bambusstabe angebundenes Schwein. Denn die Kavagesellschaften und Festmähler bilden immer einen Hauptteil des Vergnügens einer rechten malaga. Es ist dieses eine der vielen unschuldigen Vergnügungen, die die Weißen den Samoanern zu mißgönnen pflegen; sie sollten lieber „arbeiten", d. h. natürlich für die Weißen. — Ja, wenn die Samoaner nicht noch so viel Land hätten!

Doch davon später! Unser Weg führt uns nun vielleicht, einen nicht bewohnten Vorsprung der Küste abschneidend, etwas landeinwärts, iuta. Denn auf allen polynesischen Inseln redet man weniger von Himmelsgegenden oder von rechts und links, als vielmehr von iuta und itai, d. h. landwärts und seewärts. Sogar bei ganz klei-

nen Entfernungen. Zwei Hawaiier stehen vor einem Schaufenster in einer von der Küste landwärts ziehenden Straße. „Sieh einmal das Bild dort landwärts“; wir würden sagen „rechts“. Die Kokospalmen, die zum Südseebild so eng gehören wie die Tannen oder Fichten zum Schwarzwalde, wachsen bekanntlich vorzugsweise in unmittelbarer Nähe der Küste. Sobald wir etwas landwärts gehen, treffen wir wahrscheinlich auf Wald, freilich in der Nähe der betretenen Wege nicht gerade auf Urwald. Da wächst die Südsee-Kastanie (Inocarpus edulis), der Ifi-Baum der Samoaner; wilde Citrusarten mit großen, aber abscheulich bitteren und saftarmen Früchten und bösen Dornen, geaderten Blättern; dazu Farne, auch baumartige; kletternde Pandanaceen und Lianen. Allein das ist nur ein schwacher Vorgeschmack des eigentlichen Urwaldes, wie er sich weiter im Inneren findet. Schon lichtet sich der Wald, wir nähern uns wieder der Küste. Wir treffen einen der nur in der Nähe des Strandes wachsenden Futubäume (Barringtonia speciosa), knorrig gewachsen, mit breiter Krone und dunkelgrünem, magnolienartigem Laube. Unter ihm liegen viele große abgefallene weiße Blüten mit langen Staubgefäßen, die alsbald in ihre Bestandteile zerfallen, wenn man sie aufzuheben versucht, die aber noch schön nach Nelken duften. Unter diesen Bäumen haust eine der größe-



Hauptgebäude der „Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee-Inseln zu Hamburg“ in Apia.

deren Verwundung gefürchtet wird; der berüchtigte Salato, ein meist niederer, mitunter aber sehr ansehnlicher Baum aus der Familie der Nesseln, mit großen saftgrünen, rötlich ren Landkrabben, Taschenkrebse von beinahe einem Fuß Durchmesser; nähern wir uns langsam und geräuschlos, so sehen wir sie vielleicht vor ihrem Erdloche lauern, bei der

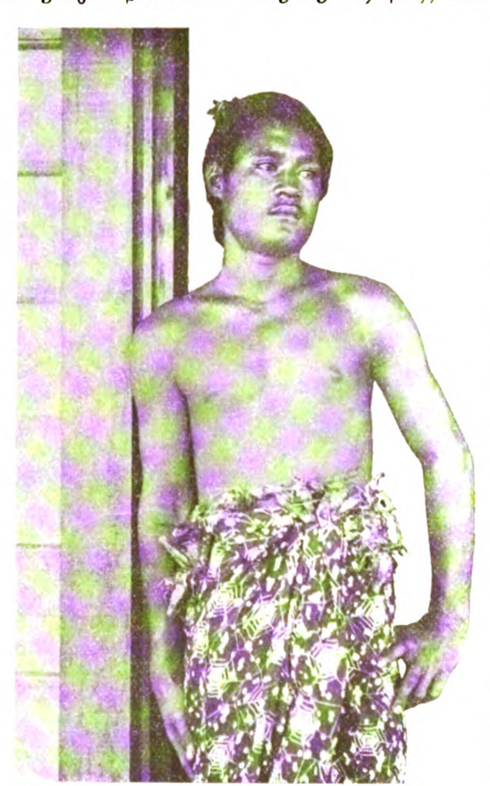
geringsten Beunruhigung oder Annäherung auf wenige Meter verschwinden sie aber blitzschnell und kommen erst nach minutenlangem, bewegungslosem Warten wieder vorsichtig ausspähend zum Vorschein.

Wir haben die Küste wieder erreicht, aber vielleicht eine der Strecken, auf denen, wie das namentlich in Savaii vielfach der Fall ist, der Basaltfels bis an den Strand tritt. Hier herrschen die freilich auch auf Korallenboden heimischen Pandanus vor. Das Meer, hier nicht vom Riffe geschwächt, brandet tosend auf den schwarzen Klippen, deren Oberfläche oft noch die Fältelungen der Fladenlava deutlich erkennen läßt. Wir gehen weiter, es war nur eine kurze Strecke, auf der der Basalt ans Meer tritt, und wo wir vielleicht über große Blöcke zwischen Lachen zurückgebliebenen Seewassers nicht gerade bequem vorwärts kamen. Schon sehen wir wieder die Palmen, viele mit dem uralten Symbol des tapu, dahinter dichte Haine von Brotfrucht, unter denen die schmucken Häuser der Samoaner fast versteckt sind. Einige Eingeborene kommen uns entgegen, darunter ein besonders stattlicher, würdevoller mittelalter Mann nur mit dem Lendenschurz bekleidet. Er bietet uns Willkommen; es ist der oder einer der Häuptlinge des Dorfes. Ein Schwein flieht grunzend, wir übersteigen einige der unvermeidlichen, aus losen Basaltstücken aufgebauten Schweinezäune und betreten das Dorf. Eine in malerischem Durcheinander angeordnete oder besser nicht geordnete Ansammlung der großen, braunen Familien-Sonnen- und Regenschirme. Man hat uns bemerkt, die Dorfjugend schreit „papalagi“ (Weißer), zwischen den Hauspfosten schauen neugierig die Samoaner hervor und rufen uns zu, wir möchten doch bei ihnen ausruhen. Ich möchte nicht gern, aber meine samoanischen Träger haben immer einen Grund zum malolō, d. h. Rasten. Entweder „brennt die Sonne“, oder sie wollen baden, oder sie haben Hunger; auch winkt ja der Kavatrank, und mein Vorrat von trockener Kavawurzel, den ich im Gepäck mitführe, ist noch nicht erschöpft.

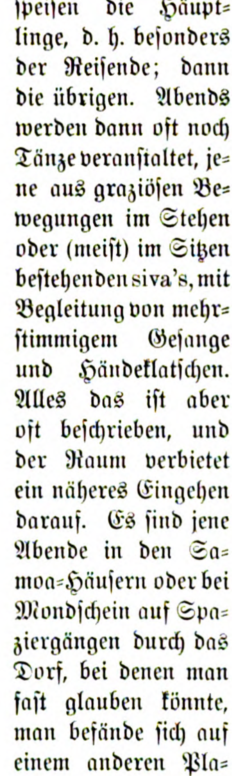
Meine Samoaner wissen schon, in welches Haus man am besten geht. Entweder hat einer von ihnen Verwandte, Leute seiner aiga im Dorfe; oder er kennt den eingeborenen Geistlichen; oder er sieht aus irgend welchen Anzeichen, wo man am vorteilhaftesten ein paar Stündchen ruht oder gar über Nacht bleibt. Kaum lenken wir vom Wege ab und nehmen unsere Richtung auf ein Haus, als auch schon einer der Insassen, meist ein junges Mädchen, von den Querbalken, die horizontal an den Centralpfosten befestigt sind, den sogenannten talitali, grobe Sitzmatten aus Pandanus (papa laufala oder papa laupaogo), herabholt und an der geeigneten Stelle des Hauses ausbreitet. Etwas gebückt schlüpfen wir zwischen zwei Pfählen in das gastliche, saubere Innere, reichen, wenn wir höflich sein wollen, noch immer in etwas gebückter Stellung, dem Hausherrn, den anwesenden tamaita'i (Damen) die Hand und setzen uns mit untergeschlagenen Beinen auf die Matte nieder, d. h. wenn wir höflich sein und nicht etwa, wie das die Sitte mancher Ansässiger ist, unsere Verachtung, d. h. Rassensuperiorität, durch Nichtachtung der landesüblichen Höflichkeitsgebräuche sofort markieren wollen. Kleine Pause. Nun beginnt das Familienhaupt mit seinen Begrüßungsformeln, die ebenso feststehend sind wie die unserigen. Zuerst wird der Weiße, als der Gast und Vornehmste (als Oberhaupt der Reisegesellschaft), bedacht. Es hat sich „zu uns gewandt“ der Herr von „den Großmächten“ (malo tetele). Wenn man die samoanischen Höflichkeitsredensarten einigermaßen erlernt hat, so erregt deren Anwendung immer offenbar angenehme Gefühle; die Leute sehen, daß man es für nicht unter seiner Würde hält, ihren Sitten sich anzubequemen. Freilich wähnen manche von den Händlern durch das, was nach samoanischen Sitten grobe Flegelei ist, sich die Allüren besonders großer „Häuptlinge“ zu geben.

Die Samoaner haben einen sehr detaillierten Höflichkeitskodex; ein Hauptstück desselben besteht darin, daß man der Person von Rang gegenüber zwar nicht, wie das mitunter ganz schief ausgedrückt wird, einen „besonderen Dialekt“ zu reden, wohl aber eine große Menge von „gewöhnlichen“ Worten durch die entsprechenden „Häuptlingsworte“ zu ersetzen hat. Ich esse: der Häuptling speist. Ich gehe nach Hause: der Häuptling nach seinem ganz anders heißenden

Häuptlingshause. Wir haben schließlich etwas ganz Ähnliches in unserer eigenen Sprache, ohne uns dessen immer bewußt zu sein. Wir werden von sehr hohen Personen nicht „zum Mittagessen eingeladen“, sondern „zur Tafel befohlen“. Solche Personen setzen sich auch niemals einen Hut auf oder gar „auf den Kopf“, sondern „sie bedecken ihr Haupt“ u. s. w. Nur sind diese sprachlichen Höflichkeitsregeln in Samoa ganz außerordentlich zahlreich. Gerade die häufigsten Worte sind dem Häuptling gegenüber unschicklich, und der Reisende, der sich um die Sprache des Landes bemüht, hat hier in lexikalischer Hinsicht doppelte Arbeit und wird trotzdem oft einen sprachlichen Verstoß begehen, der ihm erst später bei wachsender Kenntnis, vielfach aber auch niemals, bewußt wird. Viele der samoanischen Höflichkeitsformen haben für unser unmittelbarstes Gefühl etwas Schönes und Angenehmes. Man wird aufgefordert zum suavai, man könnte übersetzen zum Glase Wasser; wir würden sagen „zur Tasse Thee“; ein nach samoanischen Begriffen opulentes Diner ist gemeint. Ein Geschenk, namentlich aber ein kostbares, wird einem als eine mea fa'atauva'a, „ein geringfügiger Gegenstand“, überreicht; man denkt unwillkürlich an Homers δοσις ὀλιγη τε φιλη τε. Bei der üblichen Begrüßungsrede wird regelmäßig Gott gedankt, daß die Reisegesellschaft glücklich über die „schwierigen Wege“ oder „das gefährliche Meer“ ihr Ziel erreicht habe.



Samoanischer Jüngling.



Des Abends flammen überall die Feuer in den Hütten auf, und es erschallen die melodischen, oft sehr gut gesungenen frommen Lieder der Abendandacht; alle Polynesier singen gut, gern und viel, und ihr Gesang ist auf allen Inseln so charakteristisch, daß der Kenner nach wenigen Takten meist richtig raten würde, von welcher Gruppe die Sänger sind. Nach dem aus Gesang und Gebet bestehenden Gottesdienste werden dann die Speisen in Kokoskörben aufgetragen. Die Damen des Dorfes sind einem bei der Zerlegung behilflich; immer aber wird vor dem Mahle noch ein Tischgebet gesprochen. Erst speisen die Häuptlinge, d. h. besonders der Reisende; dann die übrigen. Abends werden dann oft noch Tänze veranstaltet, jene aus graziösen Bewegungen im Stehen oder (meist) im Sitzen bestehenden siva's, mit Begleitung von mehrstimmigem Gesange und Händeklatschen. Alles das ist aber oft beschrieben, und der Raum verbietet ein näheres Eingehen darauf. Es sind jene Abende in den Samoa-Häusern oder bei Mondschein auf Spaziergängen durch das Dorf, bei denen man fast glauben könnte, man befände sich auf einem anderen Planeten. So neu und fremdartig, dabei anmutig und freundlich ist alles — bis man sich daran gewöhnt und dagegen abgestumpft hat, was schneller geht, als man denken sollte.

Die meisten der Lieder oder doch viele haben einen politischen Inhalt; sie beziehen sich auf irgend welche Kriege, Versammlungen und Ähnliches, in Anspielungen, die dem nicht ganz intim Eingeweihten unverständlich sind. „Beendet ist die Ratsversammlung der Tumuapartei; leb wohl, A'ana und Atua, du wirst nicht mehr in das Land zurückkehren“ u. s. w. Oder ein Rudergesang: „O Manono (eine kleine, aber an hohen Häupt-

lingen reiche Insel), schau gen Apai (das Hauptdorf der Insel), das verbrannt ist; ja, es ist verbrannt der Ort, der so viel prahlt.“ Auch an Liebes- und Abschiedsliedern fehlt es nicht. Der Text fast aller Lieder, die ich zu hören bekam und die ich mit vieler Mühe zu Papier brachte, ist offenbar nicht sehr alt. Ein wirklich altes Tättowier-Lied habe ich niemals singen, sondern nur recitieren hören. Es besitzt nicht nur, wie die meiste samoanische Poesie, Reim, sondern auch, wie mir scheint, eine Art Rhythmus. Vielleicht alt ist auch ein Tanzlied, dessen Text besagt: „Ihr glänzt dort von der runden Seite des Hauses her,“ mit nachfolgendem Ausruf; „glänzt“, jedenfalls, weil sie sich zur Feier des Tages zwar nicht mit neuen Gewändern angethan, wohl aber frisch und reichlich geölt haben.

Das Leben mit und unter den Samoanern gewinnt für den Reisenden, der sich bemüht, in ihre Sprache, Sitten und Gewohnheiten verständnisvoll und ohne hochmütiges Vorurteil einzugehen, einen gleichsam homerischen Anstrich.

Was übrigens den Ursprung der samoanischen Weisen betrifft, deren Fremdartigkeit, zugleich aber auch Gefälligkeit für das europäische Ohr von allen Reisenden betont zu werden pflegt (veröffentlicht dagegen hat meines Wissens noch niemand eine davon), so bin ich zu dem Schlusse gekommen, daß sie zwar wirklich echt samoanische Kompositionen sind, aber erst unter dem Einflusse der europäischen Musik, also erst spät, entstanden sind.

Durch die Kirchenlieder haben ja die Polynesier schon von den ersten Missionären unseren musikalischen Stil gelernt. Sie haben aber dann zum Teil recht originelle Melodien erfunden, deren Fremdartigkeit einen europäischen Ursprung ausschließt. Freilich giebt es



Samoanisches Rundhaus.



Samoanisches Langhaus;
vorn ein großer Brotfruchtbaum.

hiervon Ausnahmen; so hört man sogar ein nach der Melodie von „Lang, lang ist's her“ vorgetragenes Abschiedslied. —

Wenn man von irgend einem Punkte der Küste landeinwärts um wenige Kilometer vordringt, so gelangt man in den „Busch“. Ein echt tropischer Urwald, wie er ja oft genug geschildert worden ist. Schon des Raumes wegen können wir uns auf eine Beschreibung hier nicht einlassen.

Wir gehen vielmehr zu einer kurzen Darstellung der socialen und politischen Verhältnisse über. Rund vierzigtausend Eingeborene, ungefähr vierhundert Weiße und sieben- bis achthundert importierte melanesische Kontraktarbeiter leben auf den Samoa-Inseln. Außerdem eine veränderliche Zahl von Tonganern, Fidschianern und anderen. Die ersten beiden Zahlen beruhen auf persönlichen Erkundigungen, in letzter Linie auf Schätzungen, die als zuverlässig gelten können. Sie werden in der besseren Litteratur über Samoa ebenso angegeben. Die Zahl der Kontraktarbeiter entnehme ich dem Werke R. L. Stevensons. Alle Ziffern sind jedenfalls annähernd richtig; die Zahl der Melanesier ist natürlich unter Umständen Schwankungen unterworfen. So winzig der Maßstab ist, so unglaublich verwickelt sind die Einzelheiten. Hier können nur die Grundzüge dieses mikroskopischen Bildes entworfen werden. Nach Stairs Angaben hat es in älterer Zeit schon „Könige von Samoa“ gegeben. Dennoch kann man sagen, daß „der König von Samoa“, so wie er jetzt ist, in gewissem Sinne eine Erfindung des weißen Mannes sei; wahrscheinlich eine selbstsüchtige, schwerlich eine sehr glückliche. Die Samoaner kennen eigentlich nur gewisse Ehrennamen oder Titel (ao), die von bestimmten Dörfern oder Bezirken vergeben werden. Außer vielen kleinen giebt es fünf große Titel: „Tui Atua“, d. h. Herzog von Atua (dem östlichen Teile von Upolu); „Tui A'ana“, d. h. Herzog von A'ana (dem westlichen Teile von Upolu); „Malietoa“, d. h. eigentlich wackerer Krieger und ist der Titel des Häuptlings der Tuamasanga, des mittleren Teiles von Upolu; ferner „Natoaitele“ und „Tamasoali'i“. König von Samoa nach samoanischen Begriffen ist nur derjenige, der alle fünf

Titel erhält; es **kann** somit einen König von Samoa geben, es ist aber nicht nötig, daß es einen gebe. Laupepa z. B. vereinigte die drei zuletzt genannten Titel; er war unter dem Namen Malietoa bekannt, weil dieser der wichtigste von jenen ist. Herzog von A'ana und Atua hingegen war er nicht und erhielt deswegen auch von den Leuten jener Distrikte, den eigentlich fälschlich sogenannten „Rebellen", keine Steuern. — Als Kandidaten für jene höchsten Titel kommen aber drei Familien des höchsten Adels in Betracht.

Alle polynesischen Völker scheinen ein Zeitalter der Feudalfehden gehabt zu haben; eine Ära von Kriegen, die der Eifersucht der großen adeligen Familien entsprangen. Hawaii wurde geeint vor etwa hundert Jahren durch Kamehameha; Tonga hatte eine ähnliche Entwickelung, die in dem mit Recht berühmten Buche Mariners dargestellt ist; Samoa aber hat die Zeit der Fehden, wenn überhaupt, so doch erst jetzt, hinter sich. Jene Kriege, bei denen meist viel Pulver verknallt und wenige getötet zu werden pflegten, waren in früherer Zeit den weißen Händlern offenbar nicht immer ganz unwillkommen. Die Samoaner vernachlässigten ihre Pflanzungen und brauchten, wie alle kriegführenden Nationen oder Natiönchen, Geld und Kriegsmaterial. Das war also eine herrliche und angeblich reichlich benutzte Gelegenheit, für ein Butterbrot oder vielmehr für Flinten, Pulver und Blei kleinere und größere Rittergüter billig an sich zu bringen. Wer wollte das auch dem Kaufmanne verdenken? Ein hawaiischer Yankee von Missionärsabstammung, ein gewisser („Rev.") James M. Alexander, ein Bruder des oben genannten Verfassers der modernen Geschichte Hawaiis, hat in seinem Buche The Islands of the Pacific, American Tract Society, New-York, die Unverschämtheit zu schreiben: „Durch Trug und Hinterlist hat eine Firma, unter der Leitung von John Cäsar Godeffroy aus Deutschland, fünfundzwanzigtausend Acres Land von den Samoanern erworben" ꝛc. Du lieber Himmel! Der Kaufmann sucht eben seinen Vorteil, wo er kann und mag. Ist denn der K a u f m a n n der Vormund der im homerischen Zeitalter lebenden Samoaner? Doch wohl eher der Missionär. Jene Ausdrücke „fraud and artifice" passen daher sehr viel besser auf die Thaten der hawaiischen Missionäre als auf diejenige des Hauses Godeffroy, des Vorgängers der „Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee-Inseln zu Hamburg", der Vertreterin der „deutschen Interessen in Samoa". Das Treiben der amerikanischen Missionäre auf Hawaii wird aber natürlich in jenem Buche beschönigt, ja gepriesen. Wir sind ja gewohnt, daß alle Nationen einen scharfen Blick für die Kolonialsünden ihrer Konkurrenten haben und den Balken im eigenen Auge nicht bemerken. Wer aber in einem so gebrechlichen Glashause sitzt wie die hawaiischen Missionäre, sollte sich doch hüten, mit Steinen zu werfen. Unser eigenes moralisches Recht zu einer herben Kritik der Angehörigen fremder Nationen begründen wir gerade darauf, daß wir unsere eigenen Landsleute ebenso streng beurteilen. Auch einem vermeintlichen Patriotismus zuliebe soll Wahrheit und Gerechtigkeit nicht gebeugt werden.

Dem „Landerwerb" durch die Weißen wurde durch den Berliner Vertrag Deutschlands, Englands und der Vereinigten Staaten (1889) ein Ende gemacht. Die Ansprüche der Weißen waren, für den Uneingeweihten unglaublicher-, für den Kenner natürlicherweise bedeutend größer als — ganz Samoa. Durch die Landkommission wurden dann nach einem gerechten Schema jene Ansprüche untersucht und die nicht stichhaltigen abgewiesen. Nach einem Berichte der „Vossischen Zeitung" vom 7. Februar 1895 haben die Deutschen etwa fünfundsiebzig Prozent, die Engländer vier Prozent, die Amerikaner gar nur drei Prozent ihrer Ansprüche vor der Landkommission vorläufig aufrecht erhalten können. Der Prozentsatz der anerkannten amerikanischen Ansprüche ist später durch einen nachträglich entschiedenen Rechtsstreit etwas gestiegen.

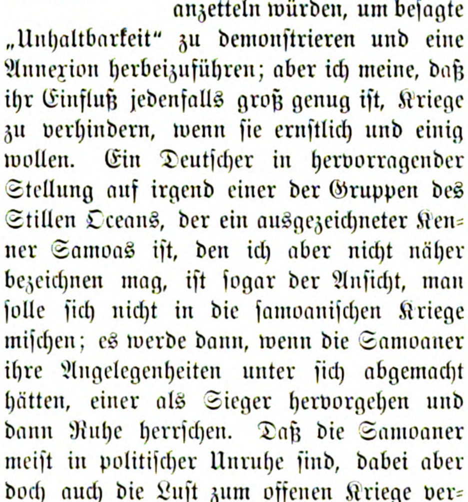
Ein weiterer Verkauf von samoanischem Lande an Weiße ist jetzt verboten. Malietoa Laupepa wurde zum König eingesetzt. Die Eifersucht der großen Familien aber ließ neue Kriege entstehen, die nunmehr den weißen Pflanzern und Händlern eher unbequem wurden. Die Verlegung von Schlachtfeldern in Pflanzungen, zwangsweise erhobene Kriegskontributionen, d. h. gewaltsame Ent-

nahme von Nahrungsmitteln von den Pflanzungen, waren Verletzungen der einmal von den Weißen erworbenen Rechte und wurden als solche natürlich sehr stark empfunden. Doch hiervon sogleich, nachdem wir noch einen weiteren Blick auf die politische Organisation der Samoaner geworfen haben. Ein Hauptmerkmal besteht erstens darin, daß die Autorität der Häuptlinge in den verschiedenen Distrikten eine verschiedene Ausdehnung hat; und zweitens, daß eben jene Autorität eine sehr gemilderte ist. Es sind keineswegs absolute Herrscher über ihr Dorf oder ihren Distrikt, sondern Personen von erblichem Adel, denen freiwillig und gleichsam selbstverständlicherweise in Worten und Werken die gebührende Hochachtung und Kriegsfolge gezollt wird. Man merkt von Zwang und Gesetz in Samoa vielleicht weniger als sonst irgendwo. Ein weitgehender und der Ansammlung von Reichtümern hinderlicher Familien-Kommunismus vervollständigt das Bild. Es geht dabei für gewöhnlich sehr friedlich und freundlich zu; abgesehen von den Kriegen der drei großen Familien. Das Nähere aber mag man in den erwähnten Werken Turners, Stairs und Stevensons nachlesen.

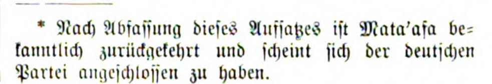


Samoanisches Mädchen.

Dem Leser ist wohl bereits bekannt, daß der kürzlich verstorbene Malietoa Laupepa, der so ziemlich in den Händen der englischen Mission gewesen sein soll, jedenfalls ein „Freund der Engländer“ und ein Gegner der Deutschen war. Freilich darf man dabei nicht vergessen, daß er von Deutschland, als der alte Tamasese unter deutschem Einfluß zum König gemacht worden war, als Kriegsgefangener auf einem großen Teile der Erde umhergeschleppt und erst durch den Berliner Vertrag wieder nach Samoa als sogenannter „König“ zurückgebracht worden ist. Der Sohn des alten Tamasese, gleichen Namens, ist „deutschfreundlich“ wie sein Vater. Bleibt Mata'afa, der Atuahäuptling, der von allen ohne Unterschied für den weitaus moralisch und intellektuell bedeutendsten samoanischen Adligen gehalten wird, und dessen Verbannung das für Samoa wichtigste und bedauerlichste Ergebnis der Kämpfe nach dem Berliner Vertrage war. Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich annehme, daß es eine der diplomatischen Aufgaben des zu meiner Zeit in Samoa thätig gewesenen amerikanischen Konsuls Churchill war, die Begnadigung und Rückberufung Mata'afas vorzubereiten; jetzt schwebt diese Angelegenheit noch.* Es ist komisch, zu sehen, wie sich sogar die europäische Diplomatie, der gegenüber jene polynesischen Häuptlinge doch die reinen Kinder sind, um deren Gunst bemüht. Der inzwischen verstorbene Malietoa Laupepa wäre dann der Freund der Engländer, Tamasese der der Deutschen und Mata'afa vielleicht der der Amerikaner gewesen. Dann hätte jeder den Seinen gehabt. Nach dem Urteil sehr Sachverständiger ist es, wie es nun auch kommen möge, mit der Ära der Eingeborenenkriege in Samoa vorbei, wenn — die Weißen keine Kriege mehr wollen. Ich sage nicht, daß die Weißen absichtlich Kriege anzetteln würden, um besagte



„Unhaltbarkeit“ zu demonstrieren und eine Annexion herbeizuführen; aber ich meine, daß ihr Einfluß jedenfalls groß genug ist, Kriege zu verhindern, wenn sie ernstlich und einig wollen. Ein Deutscher in hervorragender Stellung auf irgend einer der Gruppen des Stillen Oceans, der ein ausgezeichneter Kenner Samoas ist, den ich aber nicht näher bezeichnen mag, ist sogar der Ansicht, man solle sich nicht in die samoanischen Kriege mischen; es werde dann, wenn die Samoaner ihre Angelegenheiten unter sich abgemacht hätten, einer als Sieger hervorgehen und dann Ruhe herrschen. Daß die Samoaner meist in politischer Unruhe sind, dabei aber doch auch die Lust zum offenen Kriege ver-



* Nach Abfassung dieses Aufsatzes ist Mata'afa bekanntlich zurückgekehrt und scheint sich der deutschen Partei angeschlossen zu haben.

loren haben, liegt ja großenteils daran, daß sie nachgerade einsehen, daß der ihnen von den Großmächten aufgezwungene „König“ nötigenfalls durch die unbesieglichen Kriegsschiffe geschützt wird und daß Waffen und Munition nur derjenigen Partei ohne Umwege zugänglich sind, die auf der Seite des offiziellen Königs steht.



Samoanerin mit Kind.

Während meines Aufenthaltes in Samoa (1896 und 1897) hatte die „Unhaltbarkeit der samoanischen Verhältnisse“ ein mehr komisches als tragisches Aussehen. Der arme „König“ war anerkannt als das, was er nach samoanischen Begriffen war: als Herzog der Tuamasaga. Die A'ana- und Atua-Leute erkannten ihn aber nicht an und machten diese Nichtanerkennung dadurch bemerklich, daß sie — keine Steuern zahlten (nach dem Berliner Vertrage sollen die Samoaner pro Kopf einen Dollar jährlich steuern). Gelegentlich artete der Übermut der sogenannten „Rebellenpartei“ bis zur Hissung einer Sonderfahne aus. Die ganze Angelegenheit war äußerst unbedeutend, der „König von Samoa“ soll sein ohnehin sehr kärgliches Gehalt nicht mit der wünschenswerten Regelmäßigkeit erhalten haben; die Weißen lamentierten laut über die nicht eingehenden Steuern und freuten sich im stillen über die Offenkundigkeit der entsetzlichen Zustände.

Also jetzt, im Gegensatz zu früher, sind die Eingeborenenkriege den ansässigen Weißen unwillkommen und unbequem — mit Ausnahme einer Erwägung. Solche Kriege demonstrieren nämlich besser als alles andere die oft erwähnte „Unhaltbarkeit“ der samoanischen Zustände. Und die Großmächte von jener Unhaltbarkeit und der Verwerflichkeit des Berliner Vertrages zu überzeugen, die Samoaner durch völlige Entwaffnung ganz wehrlos zu machen und die „Annexion“ durch irgend eine Macht herbeizuführen, das ist ja der Hauptwunsch der Händler und Pflanzer, den sie natürlich auch in die Tagespresse zu lancieren wissen. Nach den Erfahrungen, die man auf den anderen Gruppen gemacht hat, würde eine solche Annexion zwar den Ruin der Eingeborenen bedeuten. Polynesier ertragen keine Fremdherrschaft. Das kümmert aber die Weißen, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, natürlich nicht. Dagegen hoffen sie, daß nach einer Annexion das Geschäft sich bessern werde. Auf den Fidschi-Inseln stimmen zwar alle Altansässigen darin überein, daß unter Cakobaus (des letzten Königs) Regierung mehr verdient wurde als nach der englischen Annexion; allein das wissen die Weißen auf Samoa nicht. Sie glauben nun einmal, daß sie einige Prozent mehr verdienen würden.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Interessen der ansässigen Weißen. Da sind die Handelsinteressen und die Pflanzungen. In ersterer Hinsicht spielen die Deutschen eine Hauptrolle, in letzterer die einzige. Daß der gesamte Handel mit vierzigtausend Samoanern kein die Welt bewegender oder auch nur interessierender Gegenstand sein kann,. liegt auf der Hand. Wenn man diese

Melodien
zu
samoanischen Volksliedern.

Beilage zu dem Aufsatz über

Samoa

von

Benedikt Friedländer.

---

1. Vielleicht alter Siva (Tanzlied).



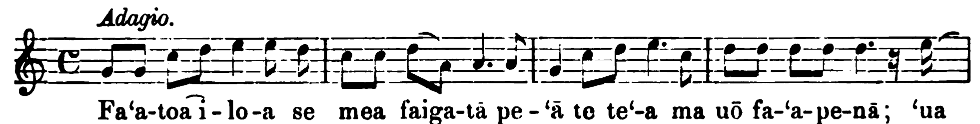
2. Siva.



3. „Lufilufi e Atua le tonu.“



4. „Fa‘atoa iloa se mea faigatā“ (Abschiedslied).



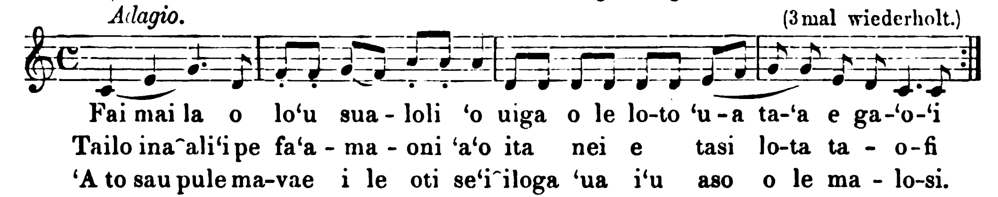


5. Siva.



6. Moderner Liebesgesang.



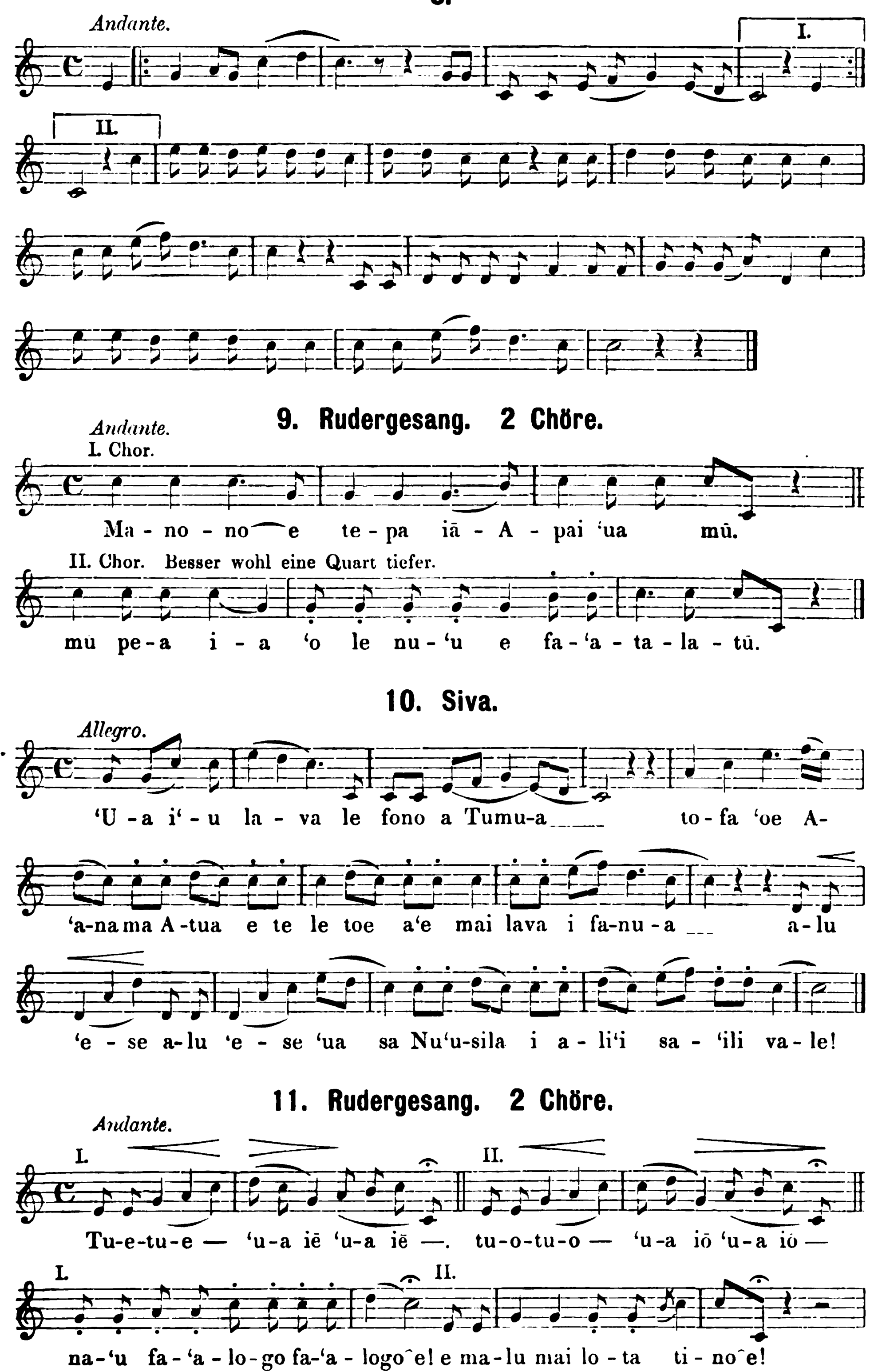






7. Siva.

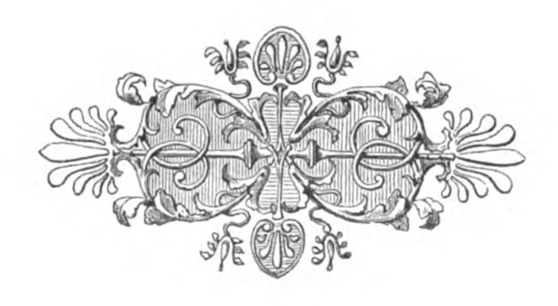



8.
Andante.
I.
II.
9. Rudergesang. 2 Chöre.
Andante.
I. Chor.
Ma - no - no‿e te - pa iā - A - pai ʻua mū.
II. Chor. Besser wohl eine Quart tiefer.
mu pe - a i - a ʻo le nu - ʻu e fa - ʻa - ta - la - tū.
10. Siva.
Allegro.
ʻU - a iʻ - u la - va le fono a Tumu-a____ to - fa ʻoe A-
ʻa-na ma A-tua e te le toe aʻe mai lava i fa-nu-a ___ a-lu
ʻe - se a-lu ʻe - se ʻua sa Nuʻu-sila i a - liʻi sa - ʻili va - le!
11. Rudergesang. 2 Chöre.
Andante.
I. II.
Tu-e-tu-e — ʻu-a iē ʻu-a iē —. tu-o-tu-o — ʻu-a iō ʻu-a iō —
I. II.
na-ʻu fa-ʻa-lo-go fa-ʻa-logo‿e! e ma-lu mai lo-ta ti-no‿e!



11a. Variante des Vorigen. (Alter Mann!)





Ziffer mit der Bevölkerung irgend einer der wichtigeren Ausbeutungskolonien vergleicht, so erscheint sie sogar lächerlich gering. Die Samoaner verkaufen im wesentlichen nur einen Artikel, nämlich Kopra, d. h. getrocknete Kokosnußkerne. Sie kaufen hauptsächlich bedruckten billigen Kattun („prints“), ferner eiserne Werkzeuge, Petroleumlampen und einige wenige Artikel mehr. Etwas wichtiger sind die Plantagen, die fast ganz im Besitz der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft sind. Die Gesamtaktiva für das Geschäftsjahr 1897 betragen etwas über sieben Millionen Mark. Hiervon entfallen auf unbebaute Ländereien auf den Samoa-Inseln etwa einunddreiviertel Millionen; auf die beinahe achttausend Acres betragenden Pflanzungen über zwei Millionen. Der Gewinn für 1897 beläuft sich auf fast 325000 Mark. Die wichtigsten Pflanzungen sind Mulifanua, Vailele und Vaitele. Gebaut werden Kokosnüsse, in jüngster Zeit macht man auch Versuche mit Kakao, der gut zu gedeihen scheint, und erneuert die früher eingegangene Kaffeekultur. Auch mit Vanille hat man Anbauversuche gemacht. Die in manchen, selbst neueren Büchern erwähnte Baumwollenkultur ist dagegen längst zu Grunde gegangen. Irgendwie wichtig ist aber bisher nur die Kopra-Erzeugung. In langen, stattlichen, regelmäßigen Alleen stehen die Palmen, hier und da mit Hecken von Citronen umgeben und von Reihen von Brotfruchtbäumen unterbrochen, die zur Ernährung der Arbeiter dienen.

Die Samoaner „zur Arbeit heranzuziehen“ ist nicht gelungen und kann nicht gelingen, solange die Verhältnisse bleiben, wie sie sind. Ich wünsche den Samoanern auch nicht, daß sie zur Arbeit herangezogen werden. Einst fragte ich einen Samoaner, warum sie sich nicht auf ihrem reichlichen Lande ähnliche Pflanzungen anlegten wie die Deutschen, und setzte ihm auseinander, welche Reichtümer sie durch Verkauf der Kopra alsdann erlangen könnten. Die Antwort war deutlich und verständlich. „Jene Plantagen werden von Schwarzen bearbeitet, die eigentlich Sklaven“ — für Kontraktarbeiter scheinen die Samoaner kein eigenes Wort zu besitzen — „sind; eine solche Arbeit mögen wir nicht.“ Das ist auch ein Standpunkt. Die Samoaner scheinen der anstrengenden und regelmäßigen Feldarbeit ebenso abgeneigt zu sein, vielleicht zu ihr auch beinahe ebensowenig fähig wie — die Herren Weißen in den Tropen selbst. Jene schwarzen Kontraktarbeiter werden auf verschiedenen Inseln Melanesiens auf drei Jahre angeworben. Wie jenes Anwerben vor sich



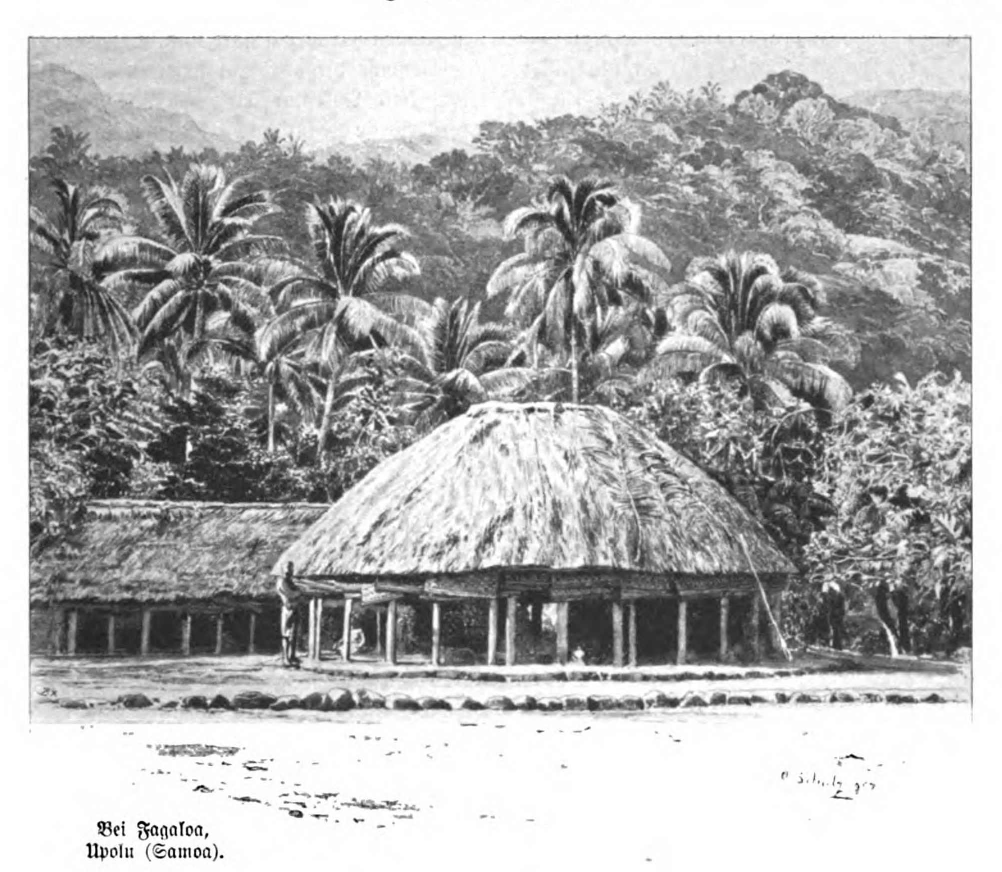
Alter Samoaner.

geht, könnte mit gutem Gewissen nur derjenige angeben, der selbst mit dabei gewesen ist. Die Interessierten sagen, daß alles in bester Ordnung sei; die Neider der Pflanzer aber erzählen Schauergeschichten. Uninteressierte, die zugleich Sachkenner wären, giebt es kaum, und der vorsichtige Berichterstatter muß es mit einem ignoramus bewenden lassen. Sicher ist, daß früher bei jenen Anwerbungen, die ein besonderes Geschäft bestimmter Fahrzeuge waren und sind, mancherlei vorgekommen ist. Doch auch hierbei ist zu bemerken, daß die Kapitäne, die in jenem „labour-trade“ thätig waren, einfach so und so viel für den gelieferten Arbeiter erhielten, und daß also die Besteller und Abnehmer der „Arbeit“ nicht für die Thaten oder Unthaten der Werbeschiffe verantwortlich sind.

Gegenwärtig ist jedenfalls etwas mehr Ordnung und Aufsicht in diesen immerhin fragwürdigen Handelszweig gekommen. Ich weiß nichts aus eigener Anschauung;* aber ich habe einigen Grund zu der Annahme, daß Ausschreitungen, namentlich der früher anerkanntermaßen beliebte eigentliche Menschenraub, kaum mehr vorkommen. Mir wurde erzählt, daß die melanesischen Häuptlinge, gegen entsprechende Geschenke, ihre Unterthanen veranlassen, sich anwerben zu lassen. Wie sich die Sache aber auch immer verhalten möge, so scheint es doch sicher, daß die Kontraktarbeiter, obwohl sie während der Dauer ihres dreijährigen Kontraktes zur Arbeit verpflichtet sind und nötigenfalls gezwungen werden, ihr Los nicht unbedingt verschlechtern. Denn jene melanesischen Inseln gehören ja zu den wildesten Gegenden der Welt; Kriege der einzelnen Stämme untereinander und teilweise auch blühender Kannibalismus sind an der Tagesordnung. Jene „schwarzen Jungen“ tauschen gegen Hingabe ihrer Freiheit auf drei Jahre jedenfalls ein relativ ruhiges und sicheres Leben ein, haben aber dafür auch regelmäßige Arbeit zu leisten. Gegen diese schwarzen Arbeiter wird, wie selbstverständlich, gegebenenfalls auch die Prügelstrafe angewandt. Namentlich die frisch importierten, wie mir berichtet wurde, sollen oft noch ziemlich wild sein und auf Ohrfeigen oder dergleichen mit gefährlichen Angriffen reagieren, bis sie sich in ihre ungewohnte Stellung ergeben und fügen lernen. Am Ende ihrer Arbeitszeit werden sie ausbezahlt, nicht in Geld, sondern in Waren (trade) ihrer Wahl, die, wie ich selbst sah, oft wunderlich genug ausfällt. So sah ich einige Melanesier kurz vor ihrem Rücktransport in ihre Heimat in europäischer Kleidung einherstolzieren, für die sie auf den Salomonsinseln schwerlich irgend welche Verwendung haben können.

Übrigens sollen Leute, die einmal drei Jahre auf den Plantagen gedient haben, sich nur ausnahmsweise wieder anwerben lassen. Auch entläuft eine ziemliche Anzahl von den Arbeitern; einige wenden sich zu den Samoanern, von wo sie, sobald sie aus dem von den Konsuln regierten Stadtbezirk entwichen sind, nicht wieder eingebracht werden können, es sei denn von den Samoanern selbst. Obgleich nun auf die Wiedereinlieferung der Durchgänger eine Belohnung ausgesetzt ist (wenn ich mich recht erinnere, von einem Pfund Sterling, d. h. zwanzig Mark pro Stück), so sollen sich doch die Samoaner selten jene Belohnung verdienen. Ich traf solche schwarze Leute auf der Insel Apolima friedlich mit den Samoanern lebend, bei denen sie sich wahrscheinlich durch irgend welche Arbeit nützlich machen und dafür Wohnung und Nahrung erhalten. Ein anderer Teil entweicht aber in den Urwald, wo sich zu Zeiten ganze kleine Ansiedelungen gebildet haben sollen. Sie pflanzen angeblich in dem Versteck der Schluchten Bananen und Yams und führen wohl ein elendes, aber freies Leben. Als ich einmal in jener Gegend im Urwalde übernachtete (ohne übrigens von jenen Ansiedelungen etwas zu sehen zu bekommen), empfahlen mir meine Samoaner, das Gewehr immer bereit zu halten; denn die Samoaner haben vor den Schwarzen wegen deren kannibalischen Neigungen große Angst. Auch erzählt man

* Man hatte mir erzählt, daß die Landungsboote der im Arbeiterhandel benutzten Schiffe blutrot angestrichen seien, damit die bei der Ausübung der „Anwerbungen“ leicht entstehenden gleichfarbigen Flecke nicht bemerklich wären. Kurz vor meiner Abreise bekam ich eines von jenen Fahrzeugen zu sehen: es stimmte, gar seltsam hoben sich die blutroten Boote von dem weißen Körper des schmucken Segelschiffes ab. Doch vermute ich, daß diese Farbenzusammenstellung gegenwärtig nur noch eine historische Bedeutung hat.



Bei Fagaloa, Upolu (Samoa).

eine Geschichte, daß ein Häuptling, der nach einer stürmischen Seefahrt von Manono nach Upolu auf der Plantage Mulifanua todmüde gelandet sei, dort den schwarzen Arbeitern zum Opfer gefallen und aufgezehrt sei. So berichten die Samoaner übereinstimmend; die Weißen stellen es ebenso übereinstimmend in Abrede: der samoanische Häuptling sei jedenfalls zur See verunglückt, und die bei den Samoanern als Beweisstücke geltenden Knochen seien für die Statur des fraglichen Häuptlings viel zu kurz und rührten vielmehr von einem verstorbenen Melanesier her. So steht Zeugnis gegen Zeugnis, und beide werden scharfsinnig begründet; in diesem besonderen Falle halte ich aber das weiße Zeugnis für vertrauenswürdiger als das braune. Die Samoaner selbst haben in geschichtlichen Zeiten wenigstens niemals Kannibalismus getrieben und verabscheuen ihn zum mindesten ebenso wie wir. Gegen die Schwarzen haben die Samoaner übrigens einen ganz ähnlichen Rassendünkel wie viele Weiße gegen die Samoaner: die Samoaner bezeichnen oft, namentlich auch beim Erzählen der erwähnten Menschenfressergeschichte, die Schwarzen nicht als tama uli, „schwarze Männer“, sondern als mea uli, d. h. „schwarze Sachen“, als wenn es gar keine Menschen wären.

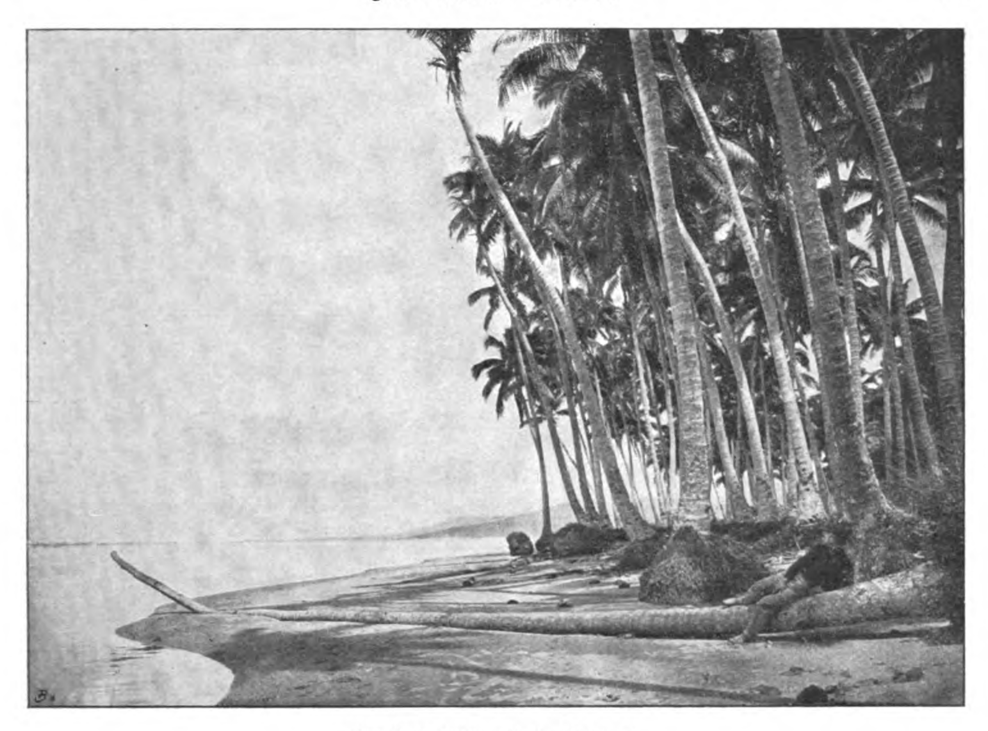
Die Zufuhr schwarzer Arbeiter scheint für die bestehenden Unternehmungen ganz gut auszureichen, würde aber vielleicht bei größeren Erweiterungen des Plantagenbaus knapp werden. So wird wenigstens berichtet. Die Anwerbung soll mit wachsenden Kosten und Schwierigkeiten verbunden sein. Die Kenntnis des Kontrakt-Arbeiterlebens mag sich durch die Berichte der Zurückgekehrten verbreiten und bei der Abneigung der Leute gegen regelmäßige Arbeit abschreckend wirken. Auch ist inzwischen ein Teil der melanesischen Inseln unter englische Herrschaft gekommen. So ist schon jetzt die „Arbeiterfrage“ vor der „Landfrage“ in den Vordergrund getreten. Ein sehr großer Teil des

den Samoanern vor dem Berliner Vertrage von Weißen abgenommenen Landes wird nicht bebaut. Es ist dieses einer der Gründe, die die Aufrechterhaltung des status quo begünstigen. Und wer für eine weitere Aufrechterhaltung wirken will, wird namentlich hier den Hebel anzusetzen haben. Zum Schutze der einmal erworbenen Interessen wird man daher die Melanesier zulassen, dagegen die Einfuhr anderer Arbeitsrassen zu verbieten haben. Hawaii wäre noch heute eine polynesische Monarchie, wenn die Spekulanten keine Fronarbeit hätten importieren und dadurch ihre Macht hätten vergrößern können.

Solange nämlich jede der drei Mächte dahin wirken will, daß die Handels- und Plantageninteressen der anderen nicht zunehmen, dürfte diese Maßregel auch bei solchen Anklang finden können, denen das Schicksal der Samoaner gleichgültig ist. Zwar ist ja eine augenblickliche Gefahr nicht vorhanden: Japaner wären zu teuer, auch ist Japan politisch zu mächtig, als daß man japanische Kontraktarbeiter als ganz einwandsfrei ansehen könnte. In Fidschi habe ich von dortigen Shopkeepers die beweglichsten Klagen darüber gehört und in Zeitungen gelesen, daß die dort importierten indischen Kulis nach Ableistung ihrer Arbeitszeit unerhörterweise selbst als Händler auftreten und durch ihre Konkurrenz die Weißen schädigen. Ähnliches gilt sogar von den Chinesen z. B. auf Hawaii. Chinesen sind meines Wissens in Samoa verboten, aber nur durch ein samoanisches Gesetz des verstorbenen Königs. Es wäre sicherer, wenn man den Chinesenimport durch ein Vertragsgesetz der drei Großmächte ausschlösse. Ein Hauptbedenken gegen die Chinesen, das freilich den weißen Händlern wenig Eindruck machen dürfte, das sich aber als diplomatischer Vorwand empfiehlt, ist auch die Wahrscheinlichkeit, daß sie den Aussatz auf die eingeborene Rasse übertragen würden, wie dies in Hawaii bekanntlich der Fall gewesen ist. Am besten würde man freilich das Gesetz gleich so fassen, daß alle Kontraktarbeit, außer der durch Gewohnheitsrecht bestehenden der Melanesier, zu verbieten sei und ebenso auch der Import aller Arbeiter überhaupt, außer demjenigen von Europäern oder Amerikanern rein weißer Hautfarbe. Es mag das überflüssig sein, schaden kann es aber nicht und



Deutsche Pflanzung Vaitele auf Upolu (Samoa).



Am Kokosstrand, Upolu (Samoa).

würde sicher zur Aufrechterhaltung des status quo wesentlich beitragen. Es haben z. B. die Amerikaner sehr bedeutenden Grundbesitz; sobald billige Fronarbeit aufgetrieben werden könnte, würden sie schleunigst anfangen, den Deutschen Konkurrenz zu machen. Melanesier aber können die Amerikaner nicht erhalten, da die betreffenden Inseln zum Teil unter deutscher, zum Teil unter englischer Herrschaft stehen, die freilich bisher auf den meisten Inseln mehr nominell als wirksam ist.

Ein wirklicher Übelstand sind die von Samoanern an den deutschen Pflanzungen verübten Diebstähle. Besonders früher sollen sie mitunter einen großen Umfang erreicht haben. Und die Sache wird dadurch zwar moralisch, aber nicht praktisch gemildert, daß die Samoaner, die in ziemlichem Umfange Kommunisten waren und sind, unseren Eigentumsbegriffen etwas fremd gegenüberstehen. Allein gestohlen wird schließlich überall, und auch jene Angelegenheit ist oft tendenziös übertrieben worden. Zudem weiß ich aus der denkbar besten Quelle, daß erstens die vielberufenen Plantagendiebstähle meist nur dann einen bedrohlicheren Umfang erreichten, wenn den Samoanern ihre eigene Ernte durch Dürre, Orkan oder Krieg mißraten war; und was wichtiger ist, daß in neuerer Zeit die Häuptlinge mit Erfolg bemüht sind, der Unsitte zu steuern; vielleicht wohl in der Erkenntnis, daß sie einen Vorwand mehr gegen die Unabhängigkeit Samoas liefert.

Eine der Hauptanklagen gegen den „unerträglichen“ Berliner Vertrag ist endlich der zweieinhalb Prozent betragende Exportzoll auf Kopra. Dieser wird als ungerecht angesehen, weil gerade die Deutschen davon am meisten betroffen werden. Dagegen ist aber geltend zu machen, daß eben die Deutschen auch die meisten Einnahmen aus Kopra-Erzeugung haben. Wenn die deutschen Diplomaten des Berliner Vertrages die Interessen der Deutschen auf Samoa hätten schützen wollen, so hätten sie allerdings besser diesen Zoll nicht eingeführt. Welche Steuer würde jedoch gern bezahlt? Freilich ließe sich im einzelnen manches verbessern. Wer z. B. den Alkoholmißbrauch sehr vieler Weißer auf Samoa kennt — es scheint so, als ob dies der gemeinsame Fluch aller tropischen Kolonien ist —, der wird mir zustimmen, daß eine noch



Samoanische Herren und Damen im Inneren ihres Hauses.

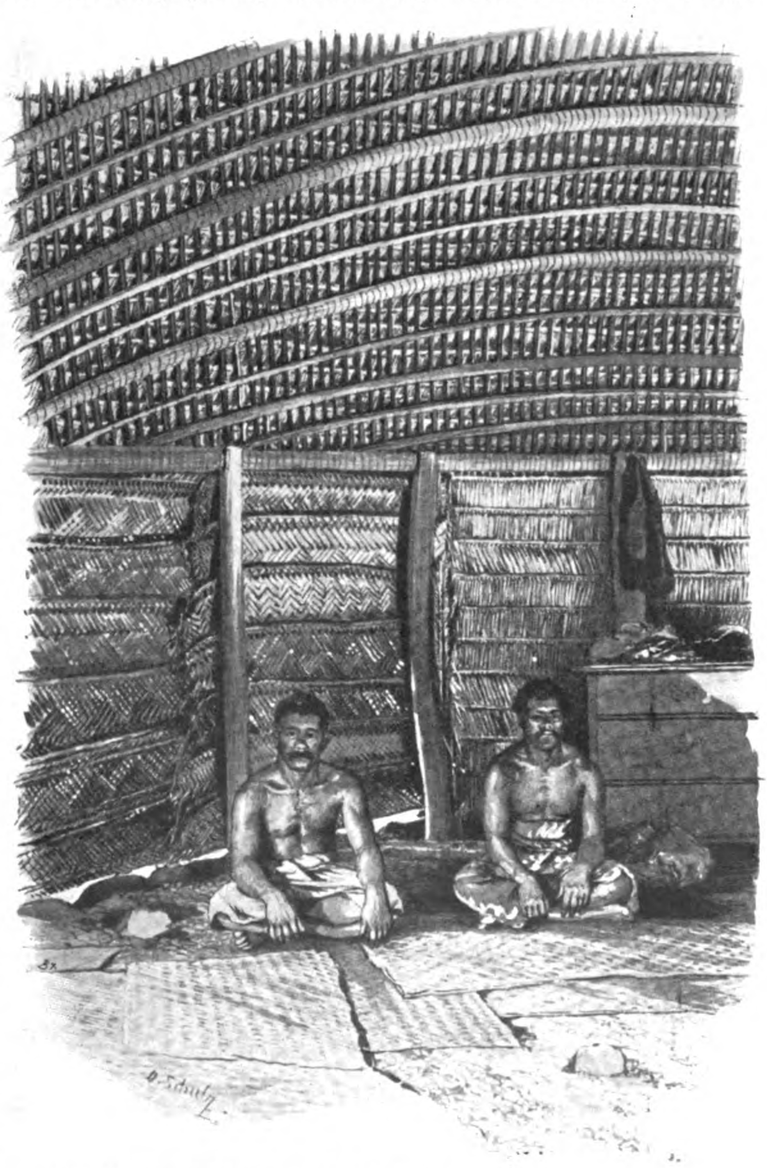
ganz wesentliche Erhöhung des Importzolles auf alkoholische Getränke aller Art angebracht und einträglich wäre. Auf Gegenliebe bei den in Samoa Ansässigen ist dabei freilich nicht zu rechnen; sie wünschen keine weitere Verteuerung des Schnapses u. s. w., und die Schnapsverkäufer fürchten vielleicht auch (wenn auch wohl mit Unrecht) ein Herabgehen des Konsums und damit ihrer Einnahmen. Eine Verminderung des Alkoholismus wäre aber für die Gesamtheit ein so großer physischer und moralischer Vorteil, daß diese Rücksichten dagegen nicht in Betracht kommen können.

Endlich ein paar Worte über Samoa als Kohlen- oder sonstige militärische Flottenstation. Hierin ist der Verfasser nicht Fachmann genug, um ein Urteil abgeben zu können. Bei der steigenden Wichtigkeit des Stillen Oceans und des Flottenwesens für das Leben der großen Nationen ist der Wert eines solchen Postens aber wohl kaum gering anzuschlagen. Es ist äußerst bedauerlich, daß die Amerikaner den bei weitem besten, ja vorzüglichen und weit und breit konkurrenzlosen Hafen von Pago-Pago auf Tutuila, der östlichsten der großen Samoa-Inseln, bereits besitzen und jetzt befestigen wollen. Jedoch läßt sich dagegen nichts machen. Es ist Sache der Herren von der Marine, Plätze der Art aufzufinden und ihre Erwerbung anzuregen. Auf Samoa ist jedenfalls ein Pago-Pago gleichwertiger Platz schwerlich aufzutreiben.

Ziehen wir nun die Schlußfolgerungen. Zwei Rücksichten sind es dabei, die uns zu leiten haben: erstens etwa vorhandene nationale Interessen, zweitens aber die Lage der Eingeborenen. Wir glauben nämlich an den Fortschritt der Menschheit und hoffen, daß Zeitalter kommen werden, die noch gesitteter sind als das unserige. Dann wird man bedauern, daß auf so vielen Inselgruppen des Stillen Oceans die hoch begabte, aber in ihrem Kindheitsstadium befindliche polynesische Rasse der zügellosen Hab- und Herrschsucht der Weißen geopfert worden ist. Man rede nur nicht vom „Kampfe ums Dasein“ und vom gesunden Egoismus. Nicht einmal der Ausdruck „Mord um die Macht“ wäre zutreffend oder selbst „Mord ums Geld“; man sage eher „Mord um den Groschen“. Denn Polynesien ist zu klein, als daß es für die weißen Kulturnationen wirklich wichtig sein könnte.

Eine Handvoll weißer Händler und Pflan-

zer, die mit sehenden Augen und Kenntnis der Verhältnisse nach Samoa gegangen sind, sind ja die Urheber des ganzen Geschreis über die unhaltbaren Zustände und die Berliner Samoa-Akte. Sie meinen, daß sie im Falle der Annexion mehr verdienen werden. Wahrscheinlich irren sie sich dabei sogar noch, und nach der Annexion würde die Enttäuschung groß sein. Es hat so lange „gehalten“ und wird bei gutem Willen, vielleicht sogar trotz schlechten Willens, nötigenfalls noch länger „halten“. Der einzige ziemlich sichere Erfolg der Annexion wäre der Ruin der Eingeborenen. Vielleicht, daß der eine oder andere Weiße seine Geschäfte verbessern würde. Eine Ansiedelungs-Kolonie kann die tropische Inselgruppe Samoa niemals werden, woran ja auch niemand denkt. Der Handel mit den vierzigtausend Eingeborenen ist beschränkt und sozusagen gesättigt. Er dürfte kaum ausdehnungsfähig sein. Der Plantagen-Bau hängt von der Arbeiterfrage ab, und mit dieser hapert es. Die Samoaner zur Fronarbeit zu zwingen, wie dies natürlich das Idol so mancher ist, halte ich, von irgend welchen moralischen Erwägungen ganz abgesehen, für unmöglich. Sie würden dann ebenso aussterben wie ihre Stammesbrüder auf den anderen Inseln. Chinesen verbieten sich aus anderen Gründen, wenn die Sache nicht mit diesen vielleicht auch sonst noch Schwierigkeiten hätte. Bis jetzt sind die bestehenden Plantagen ja auch mit der melanesischen Kontraktarbeit ganz gut ausgekommen und sie werden wohl weiter auskommen. Eine Annexion könnte ihnen aber auch keine Arbeiter schaffen, es sei denn eine irgendwie erzwungene Arbeit der Samoaner selbst. Samoaner als freie Arbeiter

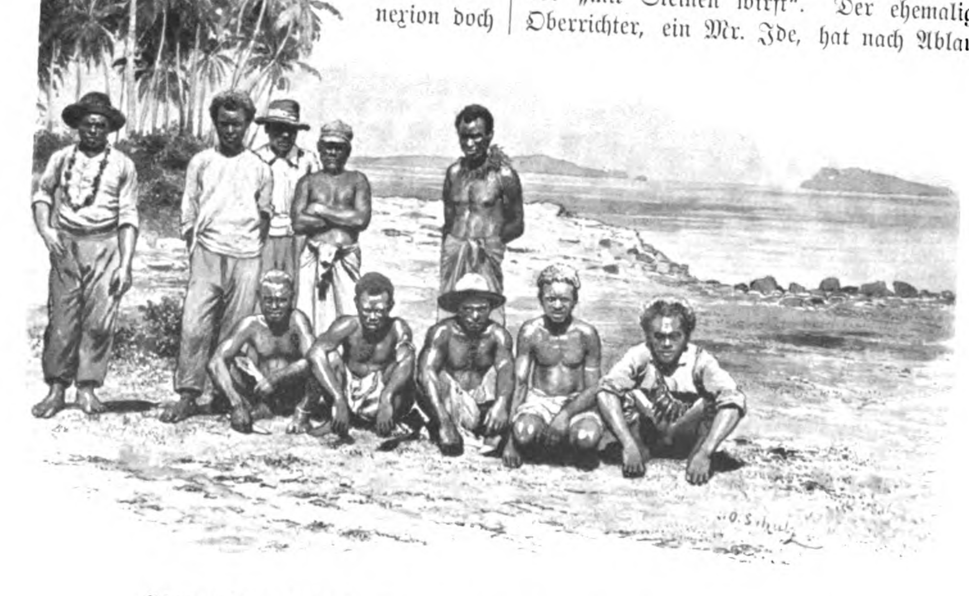


Zwei samoanische Häuptlinge in ihrem Hause.

zu dingen, ist natürlich zulässig. Da aber die Samoaner noch viel Land besitzen und es nicht nötig haben, für andere zu arbeiten, so sind die Löhne zu hoch. Auch ist der Samoaner zu selbständig und freiheitsliebend; kurz, samoanische Plantagenarbeit verbietet sich aus beinahe ähnlichen Gründen wie weiße.

In militärischer Hinsicht läßt sich das mit Pago-Pago Geschehene leider nicht ungeschehen machen.

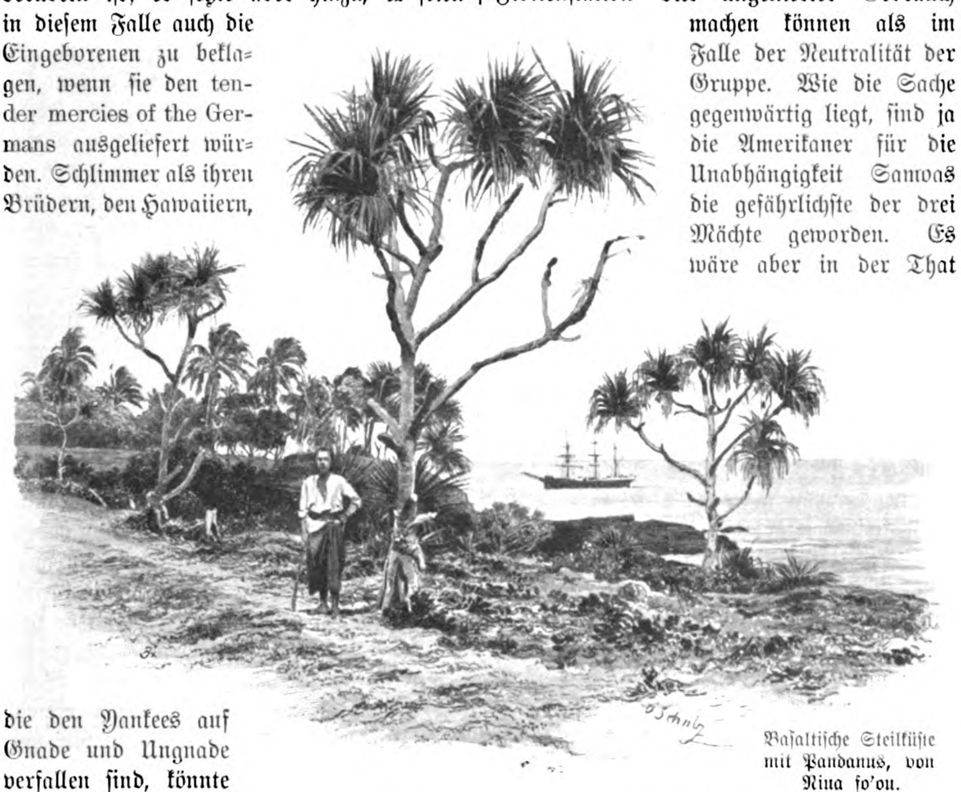
Wir kommen daher zu dem Schlusse, daß man auf Samoa dem Grundsatze des quieta non movere huldigen soll; und wenn auch ab und zu die Ruhe durch Hetzereien und durch die Übertreibungen jener vierhundert Weißen oder vielmehr der noch viel weniger zahlreichen Sprachrohre des Geldinteresses gestört werden sollte, so nehme man die Sache nicht zu tragisch. Je mehr sich die Ansässigen an den Gedanken gewöhnen, daß es mit der Annexion doch über kein Zweifel bestehen, daß Deutschland das erste Anrecht darauf hat, da ja das Anrecht in diesem Sinne über die Köpfe der wehrlosen Eingeborenen weg nach dem Umfange der Handels- und Plantageninteressen bemessen zu werden pflegt. Auch werden bei einer deutschen Annexion die Eingeborenen zwar vielleicht nicht gut, aber auch schwerlich schlechter fahren als bei einer englischen oder amerikanischen. Die Angelsachsen haben ihre Eigenschaften und insbesondere ihre Einwirkung auf die Polynesier genugsam dokumentiert. Daß aber im Falle einer deutschen Annexion die Regierung durch einen deutschen Staatsbeamten und nicht etwa durch einen der Ansiedler zu besorgen sei und vor allem nicht etwa einer Handelsgesellschaft Hoheitsrechte zuerteilt werden dürften, versteht sich dabei allerdings ganz von selbst. Das wäre für die Eingeborenen natürlich die allerschlimmste Möglichkeit. Dies näher auseinanderzusetzen, ist nicht nötig. Bei dieser Gelegenheit aber muß noch ein Amerikaner genannt werden, der gleich dem erwähnten Alexander „mit Steinen wirft“. Der ehemalige Oberrichter, ein Mr. Ide, hat nach Ablauf



„Schwarze Jungen“ (melanesische Kontraktarbeiter) bei der Pflanzung Mulifanua.
(Im Hintergrunde die Inseln Manono und Apolima.)

nichts wird, um so sicherer werden auch wirkliche Störungen durch Eingeborenenkriege vermieden werden. Wenn aber schon einmal annektiert werden soll, so kann darseiner Amtsthätigkeit einen Zeitungsartikel veröffentlicht, der unter den Deutschen mit Recht als eine Ungebührlichkeit empfunden und besprochen wurde. Er warnte Amerika

davor, seine Rechte auf Samoa aufzugeben, was ihm ja als einem Amerikaner nicht zu verübeln ist; er setzte aber hinzu, es seien in diesem Falle auch die Eingeborenen zu beklagen, wenn sie den tender mercies of the Germans ausgeliefert würden. Schlimmer als ihren Brüdern, den Hawaiiern, die den Yankees auf Gnade und Ungnade verfallen sind, könnte es auch den Samoanern nicht wohl ergehen. Es liegt kein Grund vor zu glauben, daß eine deutsche Herrschaft den Samoanern schlechter bekommen würde als eine amerikanische. Es giebt sogar eher Gründe für das Gegenteil. Auch eine englische hätte schwerlich Vorzüge vor einer deutschen. Hier ist Fidschi das abschreckende Beispiel. Ganz verwerflich und vom deutschen Standpunkte obendrein thöricht ist namentlich auch der wiederholt erörterte Vorschlag einer Teilung der Gruppe, in der Weise, daß Deutschland die Insel Upolu, England die westliche Insel Savaii und Amerika die östliche Insel Tutuila erhielte. Geradezu bedenkliche und chronische Streitigkeiten wären dann unvermeidlich. Der freie Verkehr der Eingeborenen von Insel zu Insel würde voraussichtlich verboten werden; der Sohn dürfte nicht den Vater, der Bruder die Schwester nicht besuchen. Außerdem aber würde man dadurch die Stellung Amerikas nicht schwächen, sondern stärken. Denn im Falle kriegerischer Verwickelungen würden die Amerikaner sofort von ihrer überlegenen Flottenstation viel ungenierter Gebrauch machen können als im Falle der Neutralität der Gruppe. Wie die Sache gegenwärtig liegt, sind ja die Amerikaner für die Unabhängigkeit Samoas die gefährlichste der drei Mächte geworden. Es wäre aber in der That eine Schande, Samoa den Yankees zu deren Hohngelächter zu überlassen.



Basaltische Steilküste mit Pandanus, von Nina fo'ou.

Immer wieder erinnere sich der Leser, daß Samoa mit nicht ganz dreitausend Quadratkilometern wenig größer als Sachsen-Meiningen ist; für die weiße Rasse nicht eigentlich besiedelbar, muß es, soweit Plantagen in Frage kommen, von fremden Fronarbeitsrassen bestellt werden. Die Eingeborenen — vierzigtausend — entsprechen der Einwohnerzahl einer europäischen Mittelstadt. Die Weißen aber — vierhundert — hätten gar in einem mäßig großen Konzertsaal alle miteinander Platz; der Versuch wäre freilich bedenklich, da bei so naher Berührung eine allgemeine patriotische Prügelei entstehen würde.

Ein wehrloses ackerbautreibendes Völkchen lebt seit undenklichen Zeiten auf einer kleinen Inselgruppe, die als rein tropisches Land für eine ernstliche Ansiedelungskolonie der weißen Rasse keine Rolle spielen kann,

und deren „nationales Interesse“ für uns oder irgend eine andere der großen Nationen höchstens als Kabel- und Kohlenstation in Frage kommen könnte. Aus Erfahrung weiß man ferner, daß kein polynesisches Volk eine Fremdherrschaft auch nur physisch erträgt. Sollte es nicht möglich sein, in der hohen Diplomatie die Gesichtspunkte von Billigkeit und Gerechtigkeit zu vertreten? Wenigstens da, wo von erheblichen Interessen keine Rede sein kann?

Je weniger wir Europäer uns um Samoa kümmern, um so ruhiger wird es dort zugehen. Die unglaubliche Überschätzung der Wichtigkeit der dort vertretenen Interessen seitens der Interessenten selbst wird nicht wunder nehmen. Wie die Eingeborenen anderer Inseln ihr kleines Eiland als Mittelpunkt der Welt ansahen, so gelangen auch die in Samoa wohnenden Weißen dazu, ihren kleinen Handelsinteressen (redet man doch, von wenigen Ausnahmen abgesehen, besser von Krämern als von Händlern) eine ganz übertriebene Bedeutung beizumessen. Ein wirklich nationales Interesse an Samoa haben nur die Samoaner. Lohnte es wirklich der Mühe, dem glücklichen Völkchen seine Inselchen wegzunehmen und es in modern-humaner Weise auszurotten, weil einige Weiße glauben, dadurch ihr Geschäft zu verbessern? Man lasse Samoa so, wie es ist; und wenn man, wie ausgeführt, außer Melanesiern keine andere Arbeitsrasse zuläßt, so wird man die erworbenen Rechte schützen, im übrigen aber eine Ausdehnung der europäischen Interessen, die gar leicht auf Kosten der Deutschen und sicherlich auf Kosten der Samoaner vor sich gehen könnte, in der wirksamsten Weise hindern. Dann würde auch die Zahl der Weißen kaum zunehmen und Samoa dadurch auch seinem Ideal, nämlich Tonga, ähnlicher werden; denn der Hauptgesichtspunkt der tonganischen Politik ist die möglichste Fernhaltung des weißen Händlervolks. Toga maa Toga („Tonga den Tonganern“) ist der Wahlspruch jenes kleinen Königreiches, ein Wahlspruch, der zu Shirley Waldemar Bakers Ruhm und Ehre in hohem Grade auf Wirklichkeit beruht. Warum nicht auch Samoa den Samoanern?

* * *

Nach Abfassung dieser Ausführungen mehren sich — seit dem Tode Malietoas — die Zeitungsstimmen, die eine Dreiteilung der Inseln oder doch sonst eine Veränderung befürworten. Nicht mit Unrecht wird erwähnt, daß nach dem Berliner Vertrage die Samoaner das Recht haben, ihren König oder Häuptling nach ihren eigenen Sitten und Gebräuchen zu erwählen, und daß es schwer sein dürfte, eben diese „Sitten und Gebräuche“ erst einmal zu ergründen. Man wird mir daher wohl — wenn sich jemand dazu herbeiläßt, meinen Angaben wenigstens so viel Gewicht beizumessen, wie den üblichen anonymen, von Händlerinteressen inspirierten Zeitungsartikeln —, man wird mir also wohl vorwerfen, daß ich „keine positiven Vorschläge“ machte. Darauf ist vorbeugend folgendes zu erwidern. Daß Missionäre, Krämer und Abenteurer nach Malietoas Tode ihre Wühlarbeit unter den Braunen verzehnfacht haben, versteht sich von selbst. Was soll nun werden? Es kommt vor allem auf die Gesinnung an. Der Wolf, wenn er Hunger hat, hat noch immer einen gerechten Vorwand gefunden, das Schaf zu verzehren. Wenn wir, d. h. die Weißen, nun aber einmal keine Wölfe sind, ich meine, wenn wir nur guten und ernstlichen Willen haben, so wird es gehen, so oder so. Wenn es den Samoanern in geeigneter Weise zur Kenntnis gebracht wird, daß sie sich über einen neuen König einigen müssen, im übrigen aber frei in der Wahl sind, so wird es schon gehen. Vielleicht nicht ohne kleine Schwierigkeiten. Man könnte sogar etwa, als Äußerstes, den Samoanern mit Annexion drohen, wenn sie sich nicht einigen, wobei man sie womöglich — es ist das freilich wohl zu undiplomatisch, weil zu ehrlich — darauf hinweisen könnte, daß alle annektierten Polynesier aussterben. Sogar eine „Dreiteilung“ ließe sich bei gutem Willen durchführen, nämlich eine Dreiteilung wie in alter Zeit, mit drei koordinierten Oberhäuptlingen, einem Malietoa, einem Tui-A'ana und einem Tui-Atua. Den Ansässigen wäre das allerdings, mit wenigen, mir bekannten persönlichen Ausnahmen, nicht recht. Denn ein „König“ läßt sich leichter beeinflussen als drei Herzöge. Ob dies nach dem Berliner Vertrage zulässig wäre, der Malietoa Laupepa vorläufig als

König einsetzte, sonst aber, d. h. hier für den Fall des Todes jenes Laupepa, sich auf die samoanischen Gebräuche beruft, ist freilich fraglich; denn der Vertrag redet von einem König oder Häuptling, ohne die Möglichkeit einer Mehrheit von Königen oder Häuptlingen zu erwähnen. Ferner verkenne ich keineswegs, daß jene Dreiteilung im Sinne der Samoaner auch nicht ohne praktische Schwierigkeiten wäre, die zwar keineswegs unüberwindlich wären, von denen aber jede einzelne im Sinne des Volkes als Trübung des Wassers gedeutet werden könnte. Schlimmstenfalls erfinde man doch und kodifiziere einen Wahlmodus. Doch genug davon! Es kommt alles auf die Gesinnung an. Vielleicht auch etwas auf die für Samoa so erfreuliche Uneinigkeit der drei Großmächte. Wenn es den vorstehenden Zeilen gelingt, eben jene Gesinnung, nämlich die der Gerechtigkeit gegen ein zwar nicht wildes, wohl aber wehrloses Völkchen, zu erwecken, so haben sie ihren Zweck erfüllt. Macht, was ihr wollt und könnt — aber nochmals: Samoa den Samoanern!

* *
*

Die besonders beigefügten samoanischen Melodien sind als Volkslieder anzusehen. Sie dürften echt samoanisch sein, allein, wie schon bemerkt, unter dem Einflusse unseres bereits von den ersten Missionären eingeführten musikalischen Stils entstanden. Wie eigentlich die vorchristlichen polynesischen Weisen beschaffen gewesen sind, das scheint niemand mehr zu wissen. Immerhin sind auch die hier meines Wissens zum erstenmal veröffentlichten, größtenteils zweifellos modernen Melodien nicht ohne Interesse: was heute modern ist, wird in einem Jahrhundert vergessen sein. Die Texte sind von geringem Werte, manche infolge zahlreicher Anspielungen auf jeweilige Tagesereignisse fast unverständlich. Der Leser wird daher auf Angabe der folgenden (zweiten, dritten u. s. w.) Verse sowie auf eine Übersetzung wohl gern verzichten und mag sich mit folgender Probe (Übersetzung des Textes des Rudergesanges Nr. 9) begnügen:

O Manono [Name einer Insel], schau gen Apai [Hauptdorf], das verbrannt ist;
Ja, es ist verbrannt der Ort, der so viel prahlt.

Die richtige Aussprache der samoanischen Worte ist leicht. Die Konsonanten werden wie im Deutschen gesprochen, nur ist s immer scharf, v hingegen weich; g steht für ng wie in unserem Worte „singen“, jedoch ohne gesonderte Aussprache des g. Die Vokale entsprechen gleichfalls denen unserer Sprache, nur ist o und e bedeutend offener, beinahe so offen wie das offene o und das offene e des Italienischen. Die Diphthonge sind rein phonetisch zu sprechen; ihre Bestandteile sind ferner nicht ganz so eng miteinander verschmolzen wie im Deutschen. Es ist oe nicht etwa wie ö, sondern ähnlich äu in „Häuser“ oder oy in dem englischen Worte boy zu sprechen; ao ist ein unserem au ähnlicher Laut; ae klingt fast wie ei in „eins“; ei im Samoanischen ist gleichfalls genau phonetisch, also nicht wie unser ei, wohl aber ähnlich dem Skandinavischen ei zu sprechen. Das apostrophartige Häkchen bedeutet einen scharfen Hiatus zwischen den dadurch getrennten Vokalen.

Herr Georg Raphael hatte die Freundlichkeit, die Melodien durchzusehen und hier und da, besonders betreffs der Bezeichnung des Rhythmus, einige Verbesserungen vorzunehmen.

Berlin, Ende 1898.





Oliver Cromwell.

Von

Hermann Conrad.

(Nachdruck ist untersagt.)

Die Helden der That kann man scheiden in solche, welche die ihnen verliehene Willens- und Verstandeskraft als Hebel ihrer eigenen Machterhöhung gebrauchten und die Selbstsucht zu der einzigen Triebfeder ihres Handelns machten, und solche, welche die gleichen Kräfte in den Dienst einer volk- oder menschheitbeglückenden Idee stellten und mit Hintansetzung ihrer eigenen Interessen, vielleicht mit Preisgabe ihres Lebens, aus dem engen, flachen Kreise des Egoismus hinaus ihrem hohen Ziele zustrebten. Die ersteren kennzeichnet neben der Gabe des praktischen Verstandes, der den nächstliegenden Vorteil und den nächsten Weg dazu wohl zu erkennen vermag, eine geistige Stumpfheit, die sie unfähig macht, eine höhere Lebensaufgabe als die Arbeit für ihr Selbst und ein höheres Glück als Machtgenuß sich vorzustellen, und sie in den Wahn versenkt, daß Sitte, Recht und Gesetz nur für die Herdenmenschen geschaffen seien, aber für sie, die Herrenmenschen, keine Geltung haben. Sie können nicht erkennen, daß sie einem unerreichbaren Schatten nachjagen; daß sie eine Welt überwinden, nur um eine Welt sich zum Feinde zu machen; daß sie unzähligen Menschen Schaden und Unrecht zufügen, nur um nach dem Naturgesetz den gewaltigen Gegenschlag der Summe ihrer bösen Thaten zerschmetternd auf die eigene Person zu lenken. Wann hat Napoleon das von ihm erstrebte Glück erreicht? Wann ist er ohne Sorgen gewesen um die Erhaltung jener Macht, die er durch Treulosigkeit gegen sein Vaterland und durch die Zertrümmerung des europäischen Staatengebäudes errungen hatte? Wann hat er seine auf Menschenelend gegründete Macht genossen?

Die anderen mögen ihr hohes Ziel nicht erreichen, aber ihre Arbeit ist niemals verloren, auch wenn ein großer Tod ihr vornehmes Dasein abschließt. Erreichen sie es, so wird ihnen das Höchste von dem unvollkommenen, relativen Glücke zu teil, das die Erde zu vergeben hat: die freie Verehrung und Liebe von Millionen ihrer Mitmenschen, die ihren Tod überdauert und sie unsterblich macht. Zu keiner Zeit hat ein Mensch ein höheres Glück genossen als Bismarck in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens, wo ein edles Volk, das er auf den seinem überragenden Werte gebührenden Platz in der Welt gestellt hatte, ihn mit den Schauern seiner Dankbarkeit überflutete für die Erfüllung seiner innersten, heiligsten Wünsche, einer Dankbarkeit, die für des alten Helden Kraft fast zu mächtig war. Jene ersteren Helden des vergänglichen Thuns, Materialisten ihrer Gesinnung nach, bezeichnet man mit modernem Wort als Übermenschen; die letzteren, die Idealisten, sind die wahren Heroen, der Stolz und die Freude, der Hoffnungsquell der Menschheit.

Zu den Gewaltigen des Menschengeschlechts gehört auch derjenige Mann, dessen Verehrer am 25. April d. J. die dreihundertjährige Wiederkehr seines Geburtstages feiern konnten: Oliver Cromwell. Die Frage, ob wir in ihm einen Heroen oder bloß einen Übermenschen zu sehen haben, ist nach der bisherigen Geschichtsforschung noch nicht beant-

wortet. Als die Nachricht von seinem Tode nach Antwerpen kam, tanzten die Leute auf den Straßen und jubelten: „Der Teufel ist tot!“ Als einen großen, heuchlerischen Verbrecher behandelte ihn die erste, bald nach seinem Tode erschienene Biographie von Heath,[1] und die folgenden bis in den Beginn dieses Jahrhunderts taxierten ihn nicht viel besser. In den vierziger Jahren schuf Carlyle einen vollständigen Umschwung der Stimmung durch sein berühmt gewordenes, aber historisch minderwertiges Werk über Cromwell.[2] Es wird dem Deutschen schwer, über den treuen Verehrer deutscher Sitte und Kultur etwas Ungünstiges zu sagen: aber kritiklose Bewunderung kann niemand als eine historische Tugend betrachten. Sein Werk ist weniger eine wissenschaftliche als eine poetische Arbeit, in der er aus seinem Helden den nämlichen ehrwürdigen puritanischen Propheten macht, welcher er selbst ist. Die Werke von Macaulay[3] und Green,[4] von Pauli[5] und Alfred Stern[6] sind trotzdem wesentlich von Carlyles Anschauungen beeinflußt. Ranke[7] dagegen nimmt eine vornehm isolierte Stellung ein: er verketzert nicht einseitig Karl I., der trotz seiner absolutistischen Neigungen in allgemein geistiger und sittlicher Bildung Cromwell weit überragte, und er erhebt Cromwell nicht in den Himmel, sondern macht ihm Heuchelei, tiefe Verschlagenheit und die gänzliche Abwesenheit loyalen Empfindens zum Vorwurf. Eine Erklärung freilich für das Zusammenbestehen einer offenbar ungeheuchelten Frömmigkeit mit der Neigung zu gesetzlosen und grausamen Thaten giebt er nicht; und das dürfte der springende Punkt für die Charakteristik des Usurpators sein.

Oliver Cromwell wurde am 25. April 1599 geboren. Er war der Sohn eines behäbigen Landbesitzers in der Stadt Huntingdon, Robert Cromwells, dessen Einkommen damals etwa dreihundert Pfund jährlich betrug, nach heutigem Geldwerte vielleicht vierundzwanzigtausend Mark. Die Sage geht, daß sein Vater Brauer war, und es ist nicht unmöglich, daß er von dem Bier, welches er, wie die meisten Leute damals, zu seinem Bedarfe braute, auch verkauft haben mag; vor allem war er Landwirt. Er war der jüngere Sohn eines Rittergeschlechts, sein Vater, Sir Henry Cromwell, saß ganz in der Nähe von Huntingdon auf seinem Stammsitz Hinchinbrook; und die Frau, die er heimführte, Elisabeth Steward, wird mit aller Bestimmtheit als eine entfernte Verwandte der schottischen Königsfamilie bezeichnet. Oliver war das fünfte von zehn Kindern und der zweite Sohn, wurde aber nach dem Tode seines Bruders der älteste. Eine der Schwestern seines Vaters war die Mutter des berühmten Revolutionshelden Hampden.

Wenn wir den einzelnen Völkern einen Charakter zuschreiben, so dürfen wir das mit noch größerem Rechte den Familien gegenüber thun. Die Cromwells hatten seit dem Abfall Heinrichs VIII. vom Papste thätigen Anteil an der Unterdrückung des Katholizismus genommen: den Namen des Kanzlers Thomas Cromwell, des „Hammers der Mönche“, braucht man nur zu nennen; aber auch ein direkter Vorfahr Olivers, Richard, der sich in einem Briefe an seinen hohen Verwandten als dessen Neffen unterzeichnet, entfaltete gegen die Teilnehmer an der „Gnadenpilgerfahrt“ einen lebhaften loyalen Eifer. Der Haß des Katholizismus, das streng protestantische Bewußtsein, welche der Knabe Oliver aus der Umgebung einer derartig gestimmten, zahlreichen Familie in sich aufnehmen mußte, wurde noch verstärkt und gehoben durch den Unterricht des Dr. Beard, des damaligen Leiters der Lateinschule von Huntingdon, der zugleich einer der radikalen „lecturers“, welche der Puritanismus den römischen Velleitäten der anglikanischen Hierarchie besonders in den östlichen Teilen Englands entgegenstellte, gewesen zu sein scheint. Milton macht wenig Aufhebens von der klassischen Gelehrsamkeit Cromwells, und der

[1] Flagellum, or the Life and Death of O. Cromwell, the Late Usurper. 1663.

[2] Oliver Cromwell's Letters and Speeches. 3 Vols. 1845. (Oft aufgelegt.)

[3] The History of England from the Accession of James the Second. 1848—1855. (Oft aufgelegt.)

[4] A Short History of the English People. 1891.

[5] Oliver Cromwell in „Der neue Plutarch“. Herausgegeben von Rudolf Gottschall. Leipzig, Brockhaus, 1874.

[6] Geschichte der Revolution in England. (In „Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen“. Herausgegeben von Wilhelm Oncken.) Berlin, Grote, 1881.

[7] Englische Geschichte, vornehmlich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Dritter Band. Berlin, Duncker u. Humblot, 1861.

Mann der That konnte ihrer entraten; wenn er aber nicht viel Latein und Griechisch konnte, so hat er doch sicher in dieser Schule und während eines einjährigen Besuches eines Cambridger Kollegs jene rhetorisch-sophistische Geistesgewandtheit sich angeeignet, welche ein vorwiegend formaler, kritisch unfreier Betrieb der klassischen Studien einzupflanzen pflegt, und die der schlimmste Feind der höchsten Mannestugend ist, der Wahrheit gegen sich selbst.

Im Jahre 1617 starb Cromwells Vater, und Oliver mußte Cambridge verlassen, um dem Hauswesen in Huntingdon vorzustehen. Trotzdem fällt in diese Zeit ein längerer Aufenthalt in London, während dessen er in dem Bureau irgend eines Advokaten sich Gesetzeskenntnis aneignete, wahrscheinlich im Hinblick auf die bei seiner Wohlhabenheit zu erwartenden kommunalen und provinzialen Ehrenämter. In der Londoner Periode soll er sich zeitweise einem ausschweifenden Leben hingegeben haben — eine Überlieferung, die auch von Ranke geglaubt wird. Er wäre allerdings nicht der erste Jüngling, den die angeborene Kraft seiner nach keinem höheren Ziele gerichteten Willensimpulse und die Stärke unbeherrschter Leidenschaften auf eine abschüssige Bahn getrieben hätten. Aber sein Ausspruch: „O, ich lebte im Dunkel und liebte es und haßte das Licht. Ich war das Haupt der Sünder, ich haßte die Gottesfurcht, doch Gott hatte Mitleid mit mir“ — ist kein Beweis dafür; er könnte nicht anders sprechen, wenn er seinen gegenwärtigen gottseligen Zustand einer früheren weltlicheren Gesinnung entgegensetzte. Und wenn wir seine schon in jungen Jahren bezeugte puritanische, allen sinnlichen Freuden feindselige Lebensauffassung betrachten, so scheint die Annahme einer so weltfrohen Jugendperiode gar zu kühn. Da nun auch die Tradition keine stärkere Stütze hat als die Autorität des ersten gehässigen Cromwell-Biographen James Heath, so scheint Carlyles Zweifel daran voll berechtigt.

Jedenfalls könnte eine derartige Periode, wenn sie existiert hat, nur von kurzer Dauer gewesen sein. Denn 1620 verheiratete sich Cromwell mit Elisabeth Bourchier, der Tochter eines guten Londoner Bürgerhauses, mit der er eine lange, glückliche Ehe geführt hat. Nachdem er fast ein Jahrzehnt als Landwirt in Huntingdon verbracht hatte, wurde er als einer der angesehensten Bürger des Städtchens in das berühmte Parlament von 1628 gewählt, war also der Mitschöpfer der „Petition of Right“, des ersten Anzeichens des kommenden Sturmes. Aus dieser Zeit ist eine kurze Rede abgerissenen, polternden Stiles bekannt, die er im Religionsausschuß gegen die römischen Ansichten gewisser zum Teil sehr hochgestellter Geistlichen gehalten hat; als Zeugen für die Richtigkeit seiner Denunziation führt er seinen einstigen Lehrer, den puritanischen „lecturer“ Beard, an.

Im Jahre 1630 verkaufte er seine Ländereien in Huntingdon teilweise, um ein bedeutendes Weidegebiet bei St. Ives, ein paar Meilen östlich von seiner Geburtsstadt, in Pacht zu nehmen, und siedelte dann im Jahre 1636 nach Ely in Cambridgeshire über, wo er von dem Bruder seiner Mutter einen beträchtlichen Landbesitz geerbt hatte. Mit seiner Wahl als Vertreter von Cambridge in das Lange Parlament (1640) beginnt die geschichtlich bedeutsame Periode seines Lebens.

Wenn wir zunächst die historische Persönlichkeit Cromwells bis zur Hinrichtung Karls betrachten, so muß es uns fernliegen, die Kraft seines Willens und die Schärfe seines praktischen Verstandes, die ihn befähigte, seine Ziele auf dem sichersten und kürzesten Wege zu erreichen, hier auseinanderzusetzen. Wie er den Widerstand gegen die Kavaliere aufs wirksamste organisierte, indem er nicht Söldner aus der Hefe des Volkes, sondern von religiösem Fanatismus erfaßte Bürger und Landleute in seine Regimenter einreihte und ihnen als Kämpfern für das Reich Gottes auf Erden ein religiöses Hochgefühl einhauchte, das dem Ehrenprincip der Kavaliere an Triebkraft mindestens gleichkam; wie er daneben die Schlagfertigkeit seiner Truppen zu fast unfehlbarer Sicherheit ausbildete durch kleinlichsten Drill, durch straffe Ordnung auch in den Nebensächlichkeiten des Dienstes und erbarmungslose Manneszucht; wie er, selbst von unerschütterlicher Tapferkeit im Kampfe, keinen ängstlichen Mann unter seinen Soldaten duldete; wie er auf einem über ganz England und halb Schottland verzettelten Kriegsschauplatze immer an der Stelle seinen

Schlag führte, wo er am folgenschwersten war, seine Siege mit blutiger Energie ausnutzte und sein Heer zum Schrecken der Feinde wie der widerspenstigen Elemente des Volkes machte: das ist in jeder Geschichte der englischen Revolution zu finden.

Neben diesen heldenhaften und in der That großen Eigenschaften jedoch werden nach dem Vorgange Carlyles die unedlen der Verstellung, der List und der Verschlagenheit, mit denen er seine innerpolitischen Erfolge erreichte, von den neuesten Geschichtschreibern außer Ranke kaum beachtet. Es ist wahr, daß die älteren Biographien das Bild des gewaltigen Mannes zu sehr ins Schwarze gemalt haben; aber es ist nicht weniger sicher, daß Carlyle nach der entgegengesetzten Seite zu weit gegangen ist. Ihm ist Cromwell einfach das Ideal eines frommen, starken und ehrlichen Mannes. Das letztere Prädikat ist unhaltbar, wenn wir seinen bekannten independenten Anschauungen sein thatsächliches Verhalten als Mitglied des Langen Parlaments und als Parlamentsfeldherr gegenüberstellen.

Von allem Anfang an haßte er den Presbyterianismus: die presbyterianische Kirchenverfassung mit ihren Synoden und allgemeinen Versammlungen stellte ihm neben der anglikanischen und katholischen nur eine andere Art der Priesterherrschaft und Gewissensknechtung dar; die presbyterianische Politik, die einen aller Macht beraubten König wollte, war in ihrer Halbheit seinem gesunden praktischen Denken lächerlich, dem ein rechtloses Königtum für sinnlos galt. Sein vornehmstes politisches Ziel neben der Vernichtung des Königtums ist daher die Verdrängung der Presbyterianer vom Staatsruder. Nichtsdestoweniger verbirgt er zur Zeit der Herrschaft der letzteren seine gefährlichen Ansichten und läßt das Independententum im Parlament von anderen Leuten vertreten. Ohne ein Zeichen des Widerstandes nimmt er den „Covenant“ zwischen dem Parlament und Schottland hin, welcher den Presbyterianismus zur Staatsreligion von Großbritannien erheben will (1643). Im Heere selbst aber nährt er den radikalen Geist und läßt ihn wachsen, bis er zur Gefahr für die militärische Disciplin wird: denn außerhalb des Dienstes bildet das Heer nicht bloß religiöse Gemeinden, sondern schließlich ein politisches Gemeinwesen, das in der Vertretung der niederen Ränge sein Unterhaus, in dem Ausschuß der Offiziere sein Oberhaus besitzt. Und erst als er seiner Soldaten sicher und durch die Schlachten von Gainsborough, Marston Moor und Newbury seine Unentbehrlichkeit als Feldherr bewiesen hat, wagt er den ersten Schlag gegen die Presbyterianer, die vor allem natürlich aus dem Heereskommando verschwinden müssen. Ende 1644 klagt er seinen Mitfeldherrn Manchester wegen mangelhafter Energie gegen die königlichen Truppen in der letztgenannten Schlacht vor dem Parlament an; er spricht von dem bösen Gerede, welches von der Thatsache, daß Parlamentsmitglieder zugleich hohe Stellen in der Verwaltung und im Heere bekleiden, unter dem Volke erregt wird, und versichert das Parlament der Ergebenheit der Truppen auch für den Fall, daß geliebte Führer ihnen genommen werden sollten: „Meine Soldaten sehen nicht auf mich, sondern auf euch, und für euch wollen sie fechten, und leben und sterben für eure Sache. Sie vergöttern mich nicht, sondern denken nur an die Sache, für welche sie kämpfen. Ihr könnt ihnen Befehle geben, wie ihr wollt, sie werden ihnen gehorchen um der Sache willen, für welche sie kämpfen.“ — Man mag diese Worte entschuldigen durch die gesetzlosen Zustände und durch die Lebensgefahr, welche in solchem rücksichtslosen Kampfe der Parteien um die Macht ein unbedachtes Wort dem Sprecher bringen konnte — erwog man doch in presbyterianischen Kreisen auch so schon die Ratsamkeit von Cromwells Verhaftung — aber ein ehrlicher Mann hätte sie nicht äußern können, sie enthalten ebensoviel bewußte Unwahrheiten als Sätze. Seine Soldaten sehen thatsächlich nur auf ihn und durchaus nicht auf das presbyterianische Parlament, das ihnen ebenso verhaßt ist wie ihrem Führer. Wie sie für die Sache des presbyterianischen Parlaments „leben und sterben“, wie sie seinen Befehlen gehorchen wollen, zeigen sie durch ihren Aufruhr zwei Jahre später, als ein Teil von ihnen nach Irland geschickt werden soll ohne Fairfax oder Cromwell, während sie dem letzteren wiederum zwei Jahre später mit Freuden dahin folgen. Sie vergöttern Cromwell in

der That, weil sie ihm vertrauen als einem sieggekrönten Feldherrn und — was ihnen mehr ist — als einem unerschütterlichen Independenten, der ihrer Religion den Triumph verschaffen wird; und wehe der Macht, die es wagen sollte, ihnen diesen Führer zu nehmen!

Nachdem nun Cromwell den Schein selbstloser Hingabe an das Staatsinteresse erweckt hat, läßt er einen untergeordneten Anhänger den sogenannten „Selbstentäußerungs“-Antrag stellen, nach welchem alle Parlamentsmitglieder, die Inhaber einer Stelle des Civil- oder Militärdienstes wären, sich ihrer entäußern sollten. Der Antrag ging nach mehrmonatlichen Debatten und langem Sträuben des Oberhauses — den Scharfsichtigen blieb seine Tendenz nicht verborgen — im April 1645 durch, und Essex und Manchester, die presbyterianischen Feldherren, mußten ihre Stellen niederlegen. Fairfax, ein ebenfalls independentischer Offizier, aber von harmloser Gemütsart, war der einzige, den man mit Umgehung Cromwells zum Oberstkommandierenden ernennen konnte. Er hatte das Recht, seine Offiziere zu wählen, das Parlament nur das Bestätigungsrecht. Er wählte als zweiten im Kommando natürlich Cromwell, den „unentbehrlichen“ Mann, und die Mehrheit war gelehrig genug einzusehen, daß sie aus praktischen und politischen Rücksichten nicht umhin konnte, ihn allein von allen Menschen von dem eben geschaffenen Gesetze zu entbinden. Das Gesetz war in der That nur gegen die beiden presbyterianischen Generale gerichtet gewesen; denn in den Ergänzungswahlen am Ende des nämlichen Jahres, als Cromwells Ruhmesstern infolge des Sieges bei Naseby und der Erstürmung von Bristol im Zenith stand, wurden eine Menge von independentischen Offizieren und später auch Fairfax selbst ins Parlament gewählt.

Es ist kennzeichnend für Carlyles parteiische Geschichtschreibung, daß er jenes Gesetz als einen Ausfluß independentischer Bravheit erwähnt, und dann die letztgenannte Thatsache anführt, ohne einen Ton der Mißbilligung gegen eine solche Sorte von Gesetzmacherei, scheinbar ohne eine Ahnung des inneren Zusammenhanges jener beiden Thatsachen. Cromwell verfehlt nicht, in den offiziellen Berichten dieses Jahres von großen und kleinen Siegen fortgesetzt zu versichern, daß er und seine Soldaten das alles für das presbyterianische Parlament und für den presbyterianischen Gottesstaat thäten, welcher durch das — ach wie verhaßte! — „Covenant“ mit den Schotten aufgerichtet werden sollte; daß sie alle dem Parlamente mit Leib und Seele ergeben wären. Wir müssen zu dieser Versicherung die reservatio mentalis hinzudenken; „wenn ihr thut, was wir wollen“ — denn die Ergebenheit hört kaum ein halbes Jahr später plötzlich auf, als das Parlament etwas will, was die Soldaten nicht wollen: das Heer, das nicht nach Irland marschieren möchte, marschiert im März 1646 gegen das Parlament.

Ebenso schlau verfährt Cromwell, als der König im Jahre 1647 dem Parlament von den Schotten ausgeliefert worden ist. Durch diesen Erfolg ist die presbyterianische Partei in die Lage versetzt, mit dem König Frieden zu schließen, zum Ruin der „Heiligen“. Um diese Gefahr abzuwehren, läßt der Feldherr des Parlaments den König aus dem Parlamentsgewahrsam in Holmby entführen und in den Heeresgewahrsam nach Hampton Court bringen. Dem Cornet Joyce, dem Ausführer des Königsraubes, die Thatschuld geben, weil sein Auftraggeber offiziell nie ermittelt worden ist, wäre eine Naivität, die selbst der unbedingteste Cromwellverehrer nicht begehen würde. Zweifellos geht der Schritt von ihm aus, wie er auch die Vorteile desselben ohne weiteres ausnutzt, ohne Joyce zur Rechenschaft zu ziehen. In Gemeinschaft seines Schwiegersohnes Ireton unterhandelt nun Cromwell mit dem König im Namen der Independenten und bietet ihm sogar billigere Bedingungen als die Presbyterianer des Parlaments, und der König zeigt sich nicht abgeneigt, darauf einzugehen, wenn er nur sein Mißtrauen überwinden könnte — sein wohlberechtigtes Mißtrauen. Denn daß diese Independenten ernstlich daran gedacht hätten, Karl unter billigen Bedingungen wieder auf den Thron zu setzen und so die Erfolge eines vierjährigen Kampfes ihrem schlimmsten Feinde in die Hand zu liefern, kann man ihnen im Ernste nicht zutrauen. Vor allem kam es ihnen darauf an, mit Hilfe der immer bedeutenden moralischen Autorität des Königs den Presbyterianismus

zu vernichten. Was dann geschehen wäre, wenn einmal neben dem independentischen Heere ein rein independentisches Parlament getagt hätte, kann man mit Bestimmtheit nicht sagen. Sicher ist nur, daß der König nimmermehr den Thron bestiegen hätte. Das wäre bei dem republikanischen Geiste, der die Armee erfüllte, durchaus unmöglich gewesen; und es heißt dem verschlagenen Politiker und harten Kriegsmann Cromwell eine kindliche Sentimentalität zutrauen, wenn man annimmt, daß er diesem Geiste gegenüber, der recht eigentlich der seinige war, ein solches Ziel hätte ins Auge fassen können.

Ebenso unrichtig ist die nach Carlyle in die Darstellungen von Pauli und Alfred Stern übergegangene Ansicht, daß der König seinen Tod selbst durch seine Unehrlichkeit verschuldet habe; daß insbesondere Cromwell, nachdem er im Laufe der Unterhandlungen Beweise erhalten von der wahren Gesinnung des Königs, die seinen Versprechungen entgegengesetzt war, aus einem wohlwollenden Berater sein Todfeind geworden sei. Zunächst kannte er die Gesinnung des Königs, wenn sie ihm bis dahin verborgen geblieben sein sollte, seit zwei Jahren ganz genau: er selbst hatte bei Naseby dessen geheime Korrespondenz mit Beschlag belegt; er wußte, daß dessen selbstherrliche Natur weder durch Unglück, noch durch Gefahr gebeugt werden konnte. Es lag also nicht der geringste Grund vor, weshalb Cromwell dem Könige größeres Vertrauen hätte schenken sollen, als er selbst von dem Könige verdiente; Cromwell versprach dem Könige einen Thron, den er ihm niemals zu geben gedachte; und der König versprach, gewisse Bedingungen zu erfüllen, die er nicht zu halten gedachte, wenn er wirklich den Thron bestiegen hätte. Und wie hätte gerade Cromwell dem Könige zürnen sollen, wenn dieser in seiner schutzlosen Gefangenschaft mit den nämlichen Waffen der Heuchelei und List kämpfte, die er unter viel weniger zwingenden Umständen dem presbyterianischen Parlament gegenüber anwandte?

Nein, es heißt den ganzen Sachverhalt zu Ungunsten des Königs verschieben, wenn man an die Möglichkeit glaubt, daß Cromwell das Königtum im Ernste habe wieder herstellen wollen, er, der als Vernichter des Thrones das erste Opfer des neu erstandenen Königtums gewesen wäre, und dem doch sein Leben mehr wert war als das des Königs. Es galt einfach, dem Parlament das gewaltige Machtmittel, das es in der Person und Autorität des Königs besaß, zu entreißen und dieses Machtmittel gegen das Parlament zu verwenden, vielleicht auch, durch die verdächtigen Verhandlungen mit dem Könige den republikanischen Geist des Heeres zur That zu entflammen. Diese letztere Annahme ist nicht zu weit hergeholt einem Manne gegenüber, der während seines Aufstieges zur höchsten Macht, wie uns jeder seiner Schritte zeigt, niemals der Thäter seiner politischen Thaten sein wollte. Das Mittel erreichte seinen Zweck fast zu gut: denn die Leidenschaft im militärischen Unterhause stieg bis zur Siedehitze, und eine Anzahl von Offizieren teilte sie. Man nannte Fairfax, Ireton und vor allem Cromwell offen Verräter, die das Heer an den König ausliefern wollten, um selbst sich schöne Stellungen in der neuen Monarchie zu sichern; und jetzt ertönte zum erstenmal laut und öffentlich die Forderung, daß der König, der Veranlasser so vielen Blutvergießens, mit seinem Leben büßen solle.

In der Zeit, als dieser gefahrdrohende Geist in der Soldateska seinen Höhepunkt erreicht hatte und das Leben des Königs im Hampton Court nicht mehr sicher war, im November 1647, entfloh der hohe Gefangene plötzlich. Bei dem blutdürstigen Hasse seiner Wächter wäre an ein Entkommen nicht zu denken gewesen, wenn seine Flucht nicht von höherer Seite aus bereitet worden wäre. Es ist keine Frage: Cromwell, der sein Standquartier ein paar Meilen entfernt, in Putney, hatte, und offiziell von nichts zu wissen brauchte, ließ den König entfliehen. Er sprach damit aus, daß er seinen Tod ursprünglich nicht wollte. Und wie hätte der kluge Mann, der scharfblickende Politiker solche Thorheit wollen können! — Macaulay nennt mit seiner Neigung zu paradoxen Pointen die Hinrichtung des Königs „nicht bloß ein Verbrechen, sondern einen Fehler". Wir wollen das hierin liegende jesuitische Sophisma, daß es Verbrechen geben könnte, die nicht Fehler wären, richtigstellen, indem wir sagen: die Hinrichtung des Königs war ein entsetzliches

Verbrechen und als solches, wie immer, auch ein ungeheurer Fehler.

Der Anblick des Unrechts, das einem anderen geschieht, ist bei normalen Menschen mit einem Mitleiden der Seele verbunden, und zugleich mit einer Phantasiethätigkeit, die den Zuschauer an die Stelle des Opfers setzt. Daraus ergiebt sich das Streben nach Abwehr und nach Sühne auch des Unrechts, das anderen geschieht, ein Streben, dessen Stärke sich nach der Größe des geschehenen Unrechts bemißt. Das englische Volk hätte den Independenten verziehen, wenn sie den die Volksrechte mißachtenden König abgesetzt, verbannt, ja vielleicht auch, wenn sie ihn lebenslänglich eingekerkert hätten. Daß sie aber dem aller Macht entkleideten, gefangenen König auch noch das Leben nahmen, das mußte jeden nicht fanatisch verwilderten Menschen empören. Es kam dazu, daß der König das ihm angethane Unrecht mit verachtungsvoller Ruhe und unerschütterlicher Majestät ertrug und dadurch dem Verbrechen sein volles Relief gab. So äußerte sich denn das Volksurteil über den unter gesetzäffenden Formen verübten Mord durch jenen gräßlichen spontanen Schrei, den die Menge ausstieß, als der Scharfrichter ihr das abgeschlagene Haupt des Königs zeigte — in diesem Falle war die Volkesstimme wirklich die Gottesstimme. Die gewaltige Mehrheit des englischen Volkes war der Überzeugung, daß Mörder das Staatsruder in Händen hatten; und der Abscheu, die Feindseligkeit, die Empörung des Volkes, welche die natürlichen Folgen einer solchen Überzeugung waren, haben dem zur Alleinherrschaft gelangten Usurpator nur wenige ruhige Stunden gelassen. Die unablässige Nötigung, während seines neunjährigen Regimentes an der Befestigung seiner Stellung durch harte, blutige Maßnahmen zu arbeiten, zeigte ihm am besten, daß er nichts Dauerndes geschaffen hatte, und nahm ihm den Lebensmut und die Lebenskraft angesichts der Gewißheit, daß sein Tod die alte Herrschaft wiederherstellen würde. Es wäre unbegreiflich, wenn der staatskluge Cromwell von der Schädigung, die er durch die Hinrichtung des Königs seiner eigenen Sache bereitete, keine Voraussicht gehabt haben sollte. Er hatte sie: darum wollte er den Tod des Königs zuerst nicht, darum ließ er ihn entfliehen.

Warum wollte er den Tod des Königs aber später? — denn er war schließlich doch das Hauptwerkzeug zu seiner Beseitigung.

Auch wenn er den Mord des Königs für einen schweren Fehler hielt, mußte er ihn dennoch betreiben. Die Verhältnisse rissen ihn mit; die Geister des politischen und socialen Radikalismus sowie des religiösen Fanatismus, die er selbst mit so inbrünstiger Energie heraufbeschworen hatte, wurde er nicht mehr los. Die Volkssouveränität der paar tausend Levellers (d. h. Gleichmacher, alias Socialdemokraten), welche das Heer Cromwells ausmachten, wollte sich durchsetzen und schrie mit lauter Stimme nach dem Blute des „großen Mörders“; die „Heiligen“ wollten den römischen Götzendiener vernichten. Hätte er die Macht, den König zu richten, die er besaß, nicht gebraucht, so würde er als ein Abtrünniger von seiner eigenen leidenschaftlich verfochtenen Überzeugung, als ein Verräter am Independentismus dagestanden haben und seines Lebens keinen Augenblick sicher gewesen sein. Und eben weil er seines Entschlusses nicht mehr Herr war, mußte der König, wenn er das Leben behalten sollte, seinem Machtbereich durch die Flucht entzogen werden. Da das Unglück es wollte, daß Karl sich nicht nach Frankreich, sondern in den Schutz des Obersten Hammond auf der Insel Wight begab, den er, als den Neffen seines Lieblings-Kaplans, sich ergeben glaubte, der aber zum Heere Cromwells gehörte und im Interesse desselben zu handeln sich verpflichtet hielt, war er nicht mehr zu retten. Des Königs edle Harmlosigkeit, welche an das Schlimmste, das die Independenten im Sinne hatten, nicht glauben konnte, war sein Verderben.

Aber es kam noch ein Umstand hinzu, der aus dem widerstrebenden einen willigen Verfolger Karls machte. Die Triebkräfte einer so unerwarteten Wandlung waren Cromwells Aberglauben und religiöser Hochmut, Charaktereigenschaften, die später schärfer ins Auge zu fassen sind. In der Flucht des Königs nach Wight sah er eine Entscheidung Gottes. Er hat den König vor dem Heere retten wollen, aber Gott hatte ihn wieder in die Hand des Heeres gegeben. Gott wollte sein

Verderben, sollte er Gottes Willen sich entgegenstemmen? — Der Vermessenheit der puritanischen Glaubensrichtung lag es nahe, in der eigenen Person ein auserwähltes Werkzeug Gottes zu sehen. So betrachtete sich Cromwell schon seit Jahren als Gottes Kämpen, der bestimmt war, das Königtum in Staub zu legen und den römischen oder anglikanischen Götzendienst — beides galt den Independenten gleich — mit des Schwertes Schärfe auszurotten. Der sichtbare Vertreter und die Hauptstütze beider Einrichtungen war Karl, der also getroffen werden mußte. Den Kampf des Volkes gegen seine Dynastie faßte er als einen Zweikampf zwischen sich und dem Könige auf, durch dessen Ausgang Gottes Gericht offenbar werden würde. Jeder Sieg war ihm eine Entscheidung Gottes zu seinen Gunsten; die letzte endgültige sah er in der Thatsache, daß der Herr den König in die Hände seiner Feinde zurückgeführt: damit hatte ihn Gott „verworfen", und sein Tod mußte nach des Höchsten Willen erfolgen. —

Dem unparteiischen Beobachter hingegen scheint sich hier ein Gottesgericht zu vollziehen in ganz anderem Sinne, als es der demutlosen Selbstgewißheit und dem geistlichen Hochmut des Diktators sich offenbart. Der Mord, noch ehe er verübt ist, kehrt bereits sein sinnverwirrendes Antlitz gegen ihn und zwingt ihn, alles das und noch viel mehr selbst zu thun, was er dem Könige als todwürdiges Verbrechen angerechnet hat.

Das Hauptverbrechen des Königs, das den Ausbruch der Revolution veranlaßt hat, hat darin bestanden, daß er fünf ihm feindlich gesinnte Parlamentsmitglieder hat verhaften lassen wollen. Cromwell läßt im Dezember 1648 den Westminsterpalast von zwei seiner Regimenter besetzen und die überwiegende Mehrheit der menschlich fühlenden Parlamentsmitglieder, welche niemals in eine Verurteilung des Königs willigen würden, verhaften — über hundert, so daß nur noch fünfzig Independenten — oder besser Dependenten, denn sie gehen mit dem Diktator durch dick und dünn — übrig bleiben. Natürlich steht auch dieses Mal nicht Cromwell an der Thür der Westminsterhalle und nimmt die einzelnen Volksvertreter frevelmütig fest; das überläßt er dem armen Oberst Pride, der auf diese Weise zu einer ungewollten Berüchtigtheit gelangt. Aber dieses Mal läßt er die Belagerung von Pontefract im Stich und erscheint selbst auf dem Schauplatze der Gewaltthat. Ihn wird der Oberst Pride gewiß nicht verhaften, er darf also seinen Sitz im Hause der Gemeinen ruhig einnehmen und mit der unschuldigsten Miene von der Welt zusehen, daß die brutale Gesetzlosigkeit programmmäßig durchgeführt wird. Aber schon in diesem ersten Schritte liegt eine furchtbare Satire des Schicksals, die dem Frevler offenbar verborgen bleibt: er kann „das Volk Gottes" auf seine Weise nicht „retten" vor der Tyrannenherrschaft Karls, ohne selbst mit dem verbrecherischen Übermute des Tyrannen die heiligsten Volksrechte niederzutreten.

Sein ganzes Leben ist, wie die Regierung Karls, ein beständiger Kampf gegen öffentliche Strömungen und private Bestrebungen, die der unumschränkten Ausübung seines Willens hinderlich sind, ganz besonders gegen die Parlamente. Das Steiß-Parlament,[1] das so willfährig zur Beseitigung des Königs mitgewirkt hat, hat die vermessene Absicht, seines Amtes walten und womöglich einen eigenen Willen haben zu wollen neben dem Feldherrn, der Irland und Schottland soeben niedergeworfen und im ganzen Vereinigten Königreiche keinen bewaffneten Feind mehr sieht. Er nimmt ein paar seiner Musketiere und jagt die armen Civilisten, die weiter keine Waffe als das Wort und ihr Recht haben, auseinander. Für ihn handelt es sich eben nicht um Recht, sondern um Macht.

Im Jahre 1653 noch wird ein neues Parlament nicht vom Volke frei gewählt, sondern von Cromwell berufen, und zwar besteht es nur aus „heiligen" (godly) Männern, Independenten und Levellers, von denen der Diktator meint, daß „solche Leute alles, was gewünscht werden könnte, zweckmäßig einrichten werden". Wie Green berichtet, hat er später selbst über seine „Einfalt" gelacht. Die Mitglieder des „Haut- und Knochen-Parlaments" — „Barebone Parliament" hieß es wohl noch mehr wegen der geistigen als der körperlichen Beschaffen-

[1] Noch immer spukt in den Geschichtsbüchern die ebenso sinnlose wie falsche Übersetzung „Rumpf-Parlament". Rump ist der unterste Teil des Tierrückens, an dem der Schwanz sitzt.

heit seiner Mitglieder — wollten die radikal-politischen und -socialen Ideale, die sie früher in Gemeinschaft mit dem Diktator so eifrig gepflegt hatten, einfach in die Wirklichkeit übersetzen; und Cromwell mußte lernen, daß die Schwärmereien, denen er früher gehuldigt hatte, wohl geeignet sind, eine Regierung zu stürzen, niemals aber die Kraft zum Aufbau solider politischer Zustände aus sich entwickeln können. Am wenigsten hatte er von diesen Männern das, was ihm das Wesentliche war, die Befestigung seiner Macht, zu erwarten. So mußten sie noch vor Schluß des Jahres weichen. Aber das „Heiligen"-Parlament hatte einen Staatsrat geschaffen, und dieser arbeitete sofort nach dessen Auflösung ein „Regierungs-Instrument" aus, in welchem Cromwell zum Protektor des Reiches unter wirksamer Kontrolle des Staatsrates ernannt und ein neuer Wahlmodus für künftige Volksvertretungen aufgestellt wurde.

Im Jahre 1654 trat das nach diesem Modus gewählte Parlament von vierhundert Mitgliedern zusammen. Aber selbst seine besten Freunde und früheren Mitarbeiter, wie Bradshaw, der Präsident des Mordtribunals, dachten nicht daran, jenes „Regierungs-Instrument" als zu Recht bestehend zu betrachten. Es war in ihren Augen, was es staatsrechtlich nur sein konnte, eine provisorische Verordnung zur Herbeiführung einer endgültigen Staatsordnung. In dieser Ordnung wies es sich selbst die erste, maßgebende, dem Protektor aber eine von ihm abhängige Stelle an. Und nun fand Cromwell die absolute Gewalt des Parlaments, die er während der Revolutionskriege immer als das A und O einer vernünftigen Staatsverfassung gepriesen hatte, äußerst staatsgefährlich. Neben die Macht des Parlaments sollte als Regulativ die gleichberechtigte Macht eines einzelnen gestellt werden; das heißt, er nahm das nämliche königliche Recht, dessen Behauptung von seiten Karls ihm als eine Verletzung der Volksautorität erschienen war, für sich selbst in Anspruch. Und als ob er sich in der Selbstwiderlegung gar nicht genug thun könnte, behauptete er — genau wie der deshalb gemordete legitime König —, daß er sein Protektorat von Gott habe und es nicht aufgeben würde, wenn Gott es ihm nicht nähme (!). In den fünf Jahren seit der Hinrichtung des Königs schien er vergessen zu haben, daß er sich über das Gottesgnadentum mit den anderen lustig gemacht hat.

Um seine Stellung zu sichern, wies er jeden aus dem Parlament, der das von seinen Staatsräten und seinen Offizieren vereinbarte Regierungs-Instrument nicht durch Namensunterschrift anerkennen wollte, und dreihundert von den vierhundert verstanden sich dazu. — Green, der zu den kritiklosen Verehrern Cromwells gehört, muß hier zugestehen, daß ein so gesetzloser Akt weder unter der Regierung Jakobs noch Karls vorgekommen sei; er thut das, ohne den selbstverständlichen Schluß zu ziehen auf den Charakter eines Mannes, der sich früher zu den entgegengesetzten Grundsätzen bekannt hat und jetzt solche Thaten verübt.

Trotzdem wird nun das Regierungs-Instrument von den Dreihundert als ein Gesetzesvorschlag behandelt und beraten; die dem Protektor höchst nötigen Geldbewilligungen werden aufgeschoben bis nach Beendigung der Verfassungsdebatten. Das ist zu viel für Cromwells Geduld, und mit zornigen Worten jagt er auch dieses Parlament im Januar 1655 auseinander.

Nun folgt eine Militärtyrannis, eine Art von Schreckensherrschaft, wie sie wohl in der französischen Revolution, aber unter den Stuarts nicht vorgekommen ist. Das Land wird in Militärbezirke geteilt, an deren Spitze ein Generalmajor gestellt wird. Es giebt nur einen Willen im Lande, den Cromwells; der wird rücksichtslos von ergebenen Schergen durchgeführt. Die früher schon begonnene Reinigung der Soldateska von solchen Independenten und Levellers, welche von jenen alten Schwarmideen nicht lassen wollen, die sie einst mit Cromwell geteilt haben, wird fortgesetzt. Die Rede- und Preßfreiheit wird geknechtet. Die Gefängnisse füllen sich mit solchen, zum Teil alten Freunden Cromwells, die in Wort oder Schrift gegenüber der Willkürherrschaft des Protektors auf die Volkssouveränität pochen. Die Andersgläubigen, jetzt die Katholiken und Anglikaner, werden mit ebenso großer Energie verfolgt, wie die Presbyterianer einst vom Erzbischof Laud. Denn

die „Toleranz“ der Independenten, die vielgepriesene, ist auch nur eine von den hohlen Phrasen gewesen, die ihre Reden und Schriften für einen heutigen Menschen so ungenießbar machen: sie erstreckt sich virtuell und faktisch nur auf die Presbyterianer. Die Gelder, welche Cromwell für seine und des Heeres Erhaltung und für Verwaltungszwecke braucht, werden von Militärorganen eingetrieben; die royalistischer Gesinnung Verdächtigen müssen zehn Prozent ihres Einkommens zahlen. Beschwerdeführer gegen solche Willkürbesteuerung, die rücksichtslos mit Beschlagnahmen oder Einziehungen arbeitet, werden in den Tower geworfen. Die kommunale Selbstverwaltung geht in die Hand der Militärorgane über, die auch eine strenge Aufsicht über Leben und Sitten der einzelnen wie über die öffentlichen Lokale führen. Der Argwohn vor Verschwörern wird zur Staatsmaxime, und das Angeberwesen zerstört den Frieden der Häuslichkeit. Öffentliche Belustigungen — nicht bloß Bärenhetzen und Hahnenkämpfe, sondern Maifeste, Weihnachtsmummereien, sowie alle theatralischen Vorstellungen — werden verboten. O, es ist ein genußvolles Dasein in diesem Staate der „Heiligen“!

Indessen war die Erinnerung an die Empörung gegen eine viel zahmere Tyrannei, deren Haupttriebkraft er selbst gewesen, in Cromwell doch nicht ganz erloschen. Um daher für die gewaltigen Kosten, welche seine großartige und im ganzen vortreffliche, aber nicht in jedem Punkte erfolgreiche Weltpolitik verursacht, eine gesetzliche Deckung zu erhalten, fühlte er sich gedrungen, schon am Ende des Jahres 1656 ein neues Parlament zu berufen. Aber in der unbehinderten freien Wahl des Volkes hatte Cromwell ein Haar gefunden, und so wurden von den Gewählten nur solche zu den Sitzungen zugelassen, die von seinem Staatsrate ein Zeugnis ihrer Gesinnungstüchtigkeit hatten erlangen können. Hundert bedenkliche Persönlichkeiten wurden ausgeschlossen.

Die sehr gefügige Mehrheit des Hauses arbeitete eine monarchische Staatsverfassung aus mit Cromwell als König an der Spitze. Dieser besann sich lange, dann lehnte er den Königstitel ab. Der sittliche Wert dieser Handlungsweise ist nicht mit Sicherheit festzustellen. Cromwells Verehrer preisen seine Selbstverleugnung, und in der That ist es nicht undenkbar, daß hier der einzige Fall der Zurückhaltung Cromwells gegenüber einem möglichen Machtzuwachs vorliegt. Angesichts der vielen Staatsstreiche und Gewaltthaten, die er begangen, mochte er sich mit dem Drange der Zeiten entschuldigen und so sich selbst und die Welt über die eigentlichen Gründe seines Handelns hinwegtäuschen. Für die Annahme des Königstitels gab es keine Milderungsgründe; sie wäre der durch nichts zu bemäntelnde Ausdruck seines innersten rücksichtslosen Machtstrebens gewesen. Außerdem mußte es selbst ihm als eine Schmach erscheinen, wenn er die Krone, die er scheinbar aus eiserner Principientreue dem legitimen Könige mit dem Haupte zugleich heruntergeschlagen hatte, sich selbst aufsetzte; und es ist möglich, daß er vor dieser äußersten Grundsatzlosigkeit zurückgeschreckt ist. Aber vergessen dürfen wir nicht, daß es auch mächtige praktische Hindernisse gab, die seinem praktischen Verstande unüberwindlich erscheinen mußten.

Er war von Feinden umgeben: die Royalisten und Anglikaner haßten ihn wie den Tod und trachteten ihm fortgesetzt nach dem Leben; seine ehemaligen Freunde, die religiös und politisch Radikalen, hatte er sich durch die Verleugnung seiner sämtlichen vor ihnen einst beteuerten Grundsätze zu erbitterten Gegnern gemacht. Liebe zu Cromwell fühlte kein Mensch im ganzen Inselreiche. Seine Macht beruhte ausschließlich auf der Furcht vor seiner wilden Energie, die jedes Hindernis auf seinem Wege vernichtete. Versiegte einmal die Schlagkraft dieser Energie, so war es um seine Macht geschehen. Diese Schlagkraft aber ruhte im Heere, der einzigen Stütze des Protektors. Hätte er also der Bewegung, die sich des Heeres bemächtigte gleich nach der Annahme des betreffenden Antrages im Unterhause und sich in dringlichen Gegenvorstellungen äußerte, nicht geachtet, so hätte er seine schwer errungene und mühsam behauptete Macht gefährdet. Die Annahme des Königstitels wäre also nicht bloß eine Schmach, sondern auch ein verhängnisvoller politischer Fehler gewesen.

Im übrigen war es ja auch nur ein Titel, was er zurückwies. Die königliche Macht

dagegen wollte er auch als Protektor besitzen. Als das Parlament abschlägig beschieden worden war, verlieh es ihm die erbliche Protektorwürde und das Recht, sich ein Oberhaus zu schaffen. Mitte 1657 vertagte es sich bis zum Anfange des folgenden Jahres, bis zu welchem Termine es Cromwell übernahm, den dritten Regierungsfaktor ins Leben zu rufen. So war denn die alte monarchische Verfassung, die Cromwell gestürzt hatte, mit seinem Willen wiederhergestellt, nur daß der Monarch nicht König, sondern Protektor hieß. Nach der neuen Verfassung konnte den hundert vor einem Jahre ausgeschlossenen Mitgliedern der Eintritt ins Parlament nicht verwehrt werden, und mit ihnen zog ein neuer Geist heftiger Opposition in die Versammlung ein. Anstatt die Hilfskräfte zu bewilligen, deren der Protektor für seine auswärtige Politik dringend bedurfte, anstatt den Truppen den rückständigen Sold zu zahlen, ließ sie sich in heftige politische Kontroverse ein: sie bestritt dem von Cromwell ernannten Oberhause seine gesetzgebende Gewalt und räumte ihm nur die richterliche ein. Das Heer begann zu murren, die Royalisten regten sich mächtig im In- und Auslande, frohlockend über die dauernde Unfertigkeit der politischen Verhältnisse, welche ihnen die große Masse der Bürger schließlich zuführen mußte. So griff Cromwell schnell zu seinem erprobten Mittel: er jagte auch dieses Parlament unter heftigen Schmähungen auseinander.

Des Protektors Lebenskraft war durch die achtzehnjährigen ungeheuren Anstrengungen des Körpers und Geistes jetzt aufgebraucht. Am 3. September 1658 befreite ihn der Tod von einem Leben, dessen Sorgen und Beängstigungen nicht ausgeglichen werden konnten durch die Genugthuung über die Erfolge einer kraftvollen und zielbewußten auswärtigen Politik.

* * *

Betrachten wir Cromwells Leben seinem äußeren Verlaufe nach, so zeigt es genau das Gepräge jenes historischen Übermenschentums, das durch die Mittel einer überlegenen Verstandes- und Willenskraft sich zu einer gebietenden Machthöhe emporarbeitet, dem ihm allein erstrebenswerten Ziele des Lebens. Zarte Regungen der Seele, vornehme sittliche Eigenschaften, wie Treue und Ergebenheit, Ehr- und Pflichtgefühl, Milde und Großmut, Bescheidenheit und rechtlichen Sinn darf man von solchen Menschen nicht erwarten. Ihre sittliche Empfindung ist, wie ihr ganzes Gefühlsinstrument, stumpf. Zeigen sie Tugenden der genannten Art, so üben sie diese nicht aus innerlichem Drange, sondern als Mittel zum Zwecke des Machterwerbes, der mit Verschlagenheit und Heuchelei, mit rücksichtsloser Härte und Grausamkeit, d. h. mit den rohen Kräften der Selbstsucht am besten zu erreichen ist, während alle zarteren Empfindungen, alle sittlichen Bedenken ihm hinderlich sind. Wenn der erste Teil von Cromwells Laufbahn durch einen Schimmer der Tugend, der Vaterlands- und Freiheitsliebe, wie das Leben des Schwärmers Brutus, verklärt erscheint, so zerfließt nach der Hinrichtung des Königs dieser Schein in nichts. Handgreiflicher war der Beweis dafür, wie wenig ihm an der politischen und religiösen Freiheit des Volkes lag, nicht zu liefern als durch den zweiten Teil seines Lebens, wo sein persönlicher Machthunger mit dem Freiheitsbedürfnis des Volkes in unversöhnlichen Gegensatz tritt und befriedigt wird durch Niedertretung der verfassungsmäßigen Volksrechte mit genau den nämlichen, nur viel nachdrücklicher, viel verheerender gebrauchten Gewaltmitteln, als sie Karl angewandt hatte. Karl kosteten seine viel bescheideneren Rechtsanmaßungen das Leben, Cromwells unerträgliche Tyrannei wurde geschützt durch die Furcht des Volkes, die Furcht vor seinem nie überwundenen Heere, die Furcht vor der Grausamkeit des Usurpators.

Wir sind so weit gegangen, für das entsetzliche Verbrechen Cromwells, die Ermordung des Königs, mildernde Umstände zu finden in dem Drange der von ihm selbst zum Teil geschaffenen, zum Teil geduldeten Verhältnisse, die ihn halb widerstrebend zu der That trieben. Nachdem der Preis seines Kampfes, die Volkssouveränität, gewonnen war, da gab es keine Entschuldigung für den Gewinner, wenn er selbst sie vernichtete. Die Fähigkeit, jahrelang laut bekannte Grundsätze unbedenklich durch die That zu verleugnen, wenn sein Machtgelüst

dadurch befriedigt werden konnte, scheint ihm keine höhere sittliche Stufe anzuweisen als die eines Übermenschen, das heißt, eines ebenso kraftvollen wie gewissenlosen Egoisten. Dieses scheinbar so leicht sich ergebende Resultat seiner Lebensberechnung, das nicht zum erstenmal herausgefunden ist, ist indessen nicht ganz richtig.

Wir haben das religiöse Element in seinem Wesen bisher nicht in Rechnung gezogen, obgleich gerade dieses nach seiner Lebensweise und -anschauung, nach dem, was er von sich selbst und andere von ihm sagen, die Grundlage seiner Natur zu sein scheint. Lange ehe seine Person im Sturm der Ereignisse sich zur Sichtbarkeit emporgearbeitet, gehört er zu den „Heiligen" im Lande. Er hält sich von der Welt zurück, verachtet ihre Freuden und Genüsse gegenüber der himmlischen Wonne, die er sich durch ein gottseliges Leben hienieden zu erringen hofft, verbringt die Mußestunden, welche seine treu erfüllte Berufspflicht ihm läßt, allein, im Kreise seiner Familie und in kleinen Konventikeln mit Bibellesen, im Gebet und in stundenlangen, inbrünstigen Andachtsübungen, die ihn seinem Gotte näher bringen und der göttlichen Gnade teilhaftig machen sollen. Er lebt wirklich in dem Herrn. Vor jedem wichtigen Ereignis seines Lebens, vor jeder Schlacht z. B. hält er geheime Aussprache mit dem Höchsten und ringt um seinen Beistand; mit Stellen aus dem Alten Testamente feuert er seine Soldaten an, und, einen Psalm anstimmend, führt er sie zum Angriff. Nach dem Siege wird Gott die Ehre gegeben in einem allgemeinen Dankgebet; denn er gewinnt nie einen Sieg, wie aus jedem Schlachtbericht an das Parlament hervorgeht, der Herr gewinnt ihn „für sein Volk", der Herr „schlägt die Feinde seines Volkes aufs Haupt". Die Ehren, mit denen ihn seine Landsleute überhäufen, verdankt er weder seinem Verdienst, noch ihrer Freundlichkeit: Gottes Gnade segnet ihn damit. Thut er etwas Hartes, Gesetzloses, so geschieht es nie ohne vorherige Beratung mit dem Herrn. Als er das Lange Parlament auseinanderwirft, „hat er Tag und Nacht den Herrn gebeten, daß er ihn lieber erschlagen möchte, ehe er ihm ein solches Werk auferlegte". Als er das letzte Parlament im Zorn auflöst, ruft er den Scheidenden zu: „Gott mag richten zwischen euch und mir."

Eine naheliegende Auskunft, um den Widerspruch zwischen seinem Übermenschentum und seiner frommen Lebensführung aus dem Wege zu räumen, ist die Annahme, daß das Übermenschentum seine wahre Natur, die Frömmigkeit nur ein Mittel zur Erreichung seiner egoistischen Ziele, nur Heuchelei gewesen sei. Aber diese Auskunft ist ein Irrweg.

Trotzdem er so viele Thaten verübt hat welche der wahren christlichen Religiosität unmöglich gewesen wären, war Cromwell kein religiöser Heuchler. Die wahre Religiosität besaß er sicher nicht, sondern eine falsche; aber diese falsche Religiosität war nicht erheuchelt, sondern wurde von ihm für die wahre gehalten. Es ist für einen zum Truge disponierten Menschen nicht schwer, eine für die Öffentlichkeit berechnete Formenfrömmigkeit, von der sein Herz nichts weiß, zur Schau zu tragen, wenn sein materielles Interesse es so verlangt. Im Familien- und intimen Freundeskreise oder in der Fremde wird er die Last dieser Verpflichtung abwerfen und sich möglicherweise an recht unfrommen Beschäftigungen erholen. Diese Heuchelei fortzusetzen, wo man von der Welt nicht beobachtet wird, wäre sinnlos. Der breite Raum, den Gebet und Andachtsübungen in dem täglichen Leben Cromwells einnehmen, auch wenn er bei den Seinen oder allein ist und selbst zu einer Zeit, wo ihm seine Art der Gottesverehrung eher Verfolgung zuziehen als Nutzen bringen kann, beweist unzweifelhaft, daß seine Frömmigkeit nicht erheuchelt war. Aus seinen Briefen und Reden könnte man eine große Zahl von Aussprüchen zusammenstellen, die objektiv sinnesleere Phrasen sind; wer aber auf solche Stellen den Vorwurf der Heuchelei gründen wollte, der müßte seine Augen schließen vor ebenso vielen Stellen, erfüllt von tiefem religiösen Ernste und Enthusiasmus und von jenen finster leidenschaftlichen Ausbrüchen seiner cholerischen Gottesanschauung. Es giebt nur eine Erklärung dieses scheinbaren Widerspruches: jene Phrasen waren seinem philosophisch unkultivierten Denken Wahrheiten.

Es bleibt daher nichts übrig, als seine Fähigkeit zu frevelhaften Thaten bei seiner

ungeheuchelten Frömmigkeit aus der Macht gewisser starker Triebe seiner Natur herzuleiten, denen die bestimmte Art seiner Religiosität Vorschub leistete.

Wenn wir die falsche Richtung der Religionsanschauung der independentischen Puritaner mit einem Wort bezeichnen wollen, so müssen wir sagen: sie barg so viele alttestamentliche Elemente in sich, daß die christlichen Hauptgebote der Demut und der Nächstenliebe nur ungenügend zur Geltung kamen. Das Ziel der Puritaner war die Aufrichtung eines sichtbaren Gottesreiches auf Erden. Das englische Volk setzten sie einfach als das auserwählte Volk, mit dem Gott, wie einst mit den Juden, einen Bund (covenant) gestiftet hatte, auf daß sein Wille auf Erden erfüllet werde. Gottes Gesetz war in dem Alten Testament aufgezeichnet, es galt, dasselbe streng durchzusetzen besonders in den Teilen, welche im Laufe der Zeit in Mißachtung geraten waren. Fluchen galt für eine schwere Sünde, desgleichen der Gebrauch obscöner Scherzreden, wie sie zu Shaksperes Zeit bekanntlich zum feinen Ton gehörten, und die Tafelfreuden, üppiges Essen und noch mehr der Genuß alkoholischer Getränke. Außerehelicher Liebesgenuß war eine Todsünde, Ehebruch ein Kapitalverbrechen. Man sieht, daß in den Augen der Godlies die Schwächen der menschlichen Natur, auch so geringfügige wie gut Essen und Trinken und Fluchen, eine wesentlich erschwerte Bedeutung erhielten. Der Cromwellsche Soldat mußte für jeden Fluch, der ihm entfuhr, einen Schilling Strafe bezahlen, das heißt nach heutigem Gelde etwa acht Schillinge — wer heute eine derartige Verordnung gäbe, würde für irrsinnig gehalten werden.

Das Gesetz Gottes wurde durchgeführt, indem man es selbst befolgte, andere zu seiner Befolgung anhielt oder für seine Übertretung zur Strafe zog. Durch die beiden letzten Verpflichtungen wurde zwar nicht die Nächstenliebe, wohl aber jenes unchristliche Interesse am Mitmenschen begünstigt, welches auch dem Klatsche, der Verleumdung zu Grunde liegt, und jenes verächtliche Pharisäertum großgezogen, das an fremder Schwäche die eigene Erhebung sucht.

Der Gott der Independenten war der alttestamentliche eifersüchtige Gott, eifersüchtig auf alles, was den Menschen seinem Dienste entzog, seien es Zerstreuungen und Genüsse, seien es weniger strenge, weltlichere Religionsanschauungen. So wurden alle weltlichen Vergnügungen untersagt; nicht bloß die roheren, wie Bärenhetzen und Hahnenkämpfe, sondern auch so harmlose, wie die Weihnachtsfeier, die Fastnachtsscherze und das Maifest, und so nützliche und notwendige, wie theatralische Vorstellungen — die Theater wurden unter Cromwells Protektorat alle geschlossen. Wer gewisse Gegenden unseres Vaterlandes kennt, weiß, daß gewöhnliche Menschen, welche den Lebensgenuß, den natürlichen Lohn ernster Arbeit, von sich weisen, dadurch weder glücklicher noch liebenswürdiger werden. Neid und Übelwollen nisten sich in ihren Herzen ein gegen Menschen, welche sie die ihnen selbst versagten Freuden genießen sehen, und sittlicher Hochmut erfaßt sie, das Bewußtsein einer fragwürdigen Überlegenheit denen gegenüber, welche dem harmlosen Triebe ihrer Natur widerstandslos folgen. So wird auch auf diesem Wege gewissen häßlichen Äußerungen des Egoismus, der lieblosen Kritik, dem harten inquisitorischen Verhalten den Mitmenschen gegenüber, Vorschub geleistet. Die Verpflichtung, welche ihr Gott den Puritanern auferlegte, nach der Aufrichtung seines Reiches auf Erden zu streben, machte sie zu Angreifern auf jedes andere Bekenntnis und erhöhte die Unduldsamkeit, welche in jener Zeit ein notwendiger Bestandteil **jeder** religiösen Überzeugung war. Man darf ohne Übertreibung sagen, daß sie alles, was außerhalb der engen Umpfählung ihrer eigenen Lebensanschauung lag, haßten.

Aber das Gesetz des Alten Testamentes paßte nicht auf jede Seite des so ungeheuer veränderten modernen Lebens. Wer entschied nun da, wo die Bibel nichts helfen konnte, was Gottes Gesetz war? — Das that jeder „Heilige“ vermittelst der göttlichen Erleuchtung, deren er teilhaftig zu sein behauptete, selbst. Damit berühren wir die gefährlichste wie die logisch schwächste Seite des puritanischen Denkens. Der Puritaner war verpflichtet, Gottes Willen zu thun und nichts zu thun gegen Gottes Willen. Darum hatte er jedes Gesetz, jede Verordnung, jeden Brauch für sich zu prüfen, sie zu befolgen,

wenn sein Gewissen es erlaubte, im anderen Falle ihnen entgegenzuhandeln und sie zu bekämpfen. Damit war die Autorität der Behörden, der höchsten wie der niedersten, gegenüber dem individualistischen Belieben für null und nichtig, die Revolution aber in Permanenz erklärt. Man kann sich schwer vorstellen, daß ein Mann von dem mächtigen praktischen Verstande eines Cromwell eine solche Kindlichkeit auf dem Gebiete des religiösen Denkens an den Tag gelegt haben sollte; und selbstverständlich mußte er, zur Herrschaft gelangt, die anarchistischen Theorien seiner einstigen Brüder heftig bekämpfen, umstürzen, was er angebetet hatte, und abtrünnig werden. Aber als Revolutionär war er erfüllt und vorwärtsgetrieben von solchen unsinnigen Lehren; sein Streben nach Erkenntnis des göttlichen Gesetzes führte ihn, wie viele Tausende seines Bekenntnisses, zur Gesetzlosigkeit.

Ein anderes kaum weniger verhängnisvolles Element in der puritanischen Überzeugung war der calvinistische Glauben an die Gnadenwahl. Ich weiß nicht, ob es einige unter den diesem Glauben anhängenden Menschen gegeben hat, die sich bei tieferer Selbstprüfung als von Gott verworfen erkannt haben. Das aber steht fest, daß viele — besonders selbstgewisse, willensstarke — Menschen an der Hand dieses Glaubens zu der Vermessenheit gelangt sind, sich für auserwählte Werkzeuge Gottes zu halten. Zu diesen gehörte Cromwell. Seine abstrakte Denkkraft war nicht ausgebildet genug, um den verderblichen Fatalismus dieser Lehre zu erkennen, welche dem Menschen die Kraft der Selbsterlösung wie die Willensfreiheit abspricht. Er glaubte felsenfest — und jeder Erfolg seiner Schlauheit und seiner Kraft war ihm ein neuer Beweis dafür —, daß der Herr ihn auserlesen habe, um seinen Willen auf Erden durchzuführen. Und noch auf dem Sterbebette, als ihn zeitweise die Furcht vor dem höchsten Richter schüttelte, richtete er sich auf an der laut geäußerten Selbstsuggestion, daß Gott ihm den Beweis seiner Gnade auf Erden gegeben habe.

Man denke sich nun eine Natur, wie die Cromwells, bäuerisch derb, von der höheren, wissenschaftlichen oder künstlerischen, Kultur unbeleckt, frei von weichen Empfindungen und zarten Gewissensskrupeln, ungerührt von fremden Leiden, dabei praktisch klug und verschlagen, selbstbewußt und cholerisch, von wilder Energie beseelt, die das als recht Erkannte mit allen Mitteln, wenn nicht anders, so mit Härte und Grausamkeit durchzusetzen strebt. Und frage sich nach dem Produkt, das die Faktoren einer solchen Natur und jener oben geschilderten zugleich vermessenen und widersinnigen, vor allem aber pharisäisch unchristlichen Religionsanschauung erzeugen müssen.

Für solche Natur hat zunächst die Vorstellung eines zu begehenden Unrechts nichts Abstoßendes: der Ichtrieb ist das Allmächtige in ihr, und die inneren Widerstände christlicher, d. h. menschenfreundlicher Gesinnung oder eines zartbesaiteten Gewissens fehlen. Was eine solche Natur vom Unrecht zurückhalten sollte, ist die Religion, zu der sie sich bekennt, bei Cromwell insbesondere der feste Wille, dem göttlichen Gesetze gemäß zu leben, d. h. also, nichts zu thun, was er als Unrecht erkannt hat. Trotzdem fügen diese harten, selbstherrlichen, von starken Willensimpulsen getriebenen Menschen ihrer Umgebung viel Unrecht zu; freilich thun sie niemals etwas, das sie im Augenblick der That für unrecht *halten*. Der scheinbare Widerspruch löst sich, wenn wir uns das Werden der bösen That bei ihnen vorstellen; sie geht eben nicht, wie bei dem Gesetzesverächter, unmittelbar aus der bösen Willensregung hervor, sondern erfolgt erst nach einem sophistischen Denkverfahren, das aus dem, was, unter anderen Umständen von anderen begangen, unzweifelhaftes Unrecht gewesen wäre, in der vorliegenden Situation für die eigene Person ein Recht schafft. Diese Menschen werden, wenn man ihnen Vorwürfe über ihr Thun macht, es mit leidenschaftlichem Eifer verteidigen und, was in allen anderen Fällen unrecht gewesen sein mochte, in diesem Falle als das allein Rechte hinstellen.

So hat sich Cromwell sicher nicht klar gemacht, als er von seinen meuterischen Soldaten vor die Alternative des Verlustes seiner Macht und vielleicht seines Lebens oder des Königsmordes gestellt wurde, daß er in Wahrheit allein einem egoistischen Triebe folgte, wenn er nunmehr den letzteren auf

seine Fahne schrieb. Er hat sich vielmehr selbst mit sophistischen Gründen dazu überredet, daß der Königsmord unter Umständen eine sittliche Notwendigkeit sei und in diesem Falle zufällig seine Argumente aufgezeichnet in einem Antwortschreiben — datiert vom 25. Nov. des Jahres 1648 — auf einen Brief des Gouverneurs von Wight, Oberst Hammond, der schmerzliche Gewissensbisse darüber fühlte, daß er zu dem Untergange des Königs mitwirken mußte. Dieses einzige Schreiben Cromwells, in dem er sich mit dem großen Verbrechen seines Lebens auseinandersetzt, ist von unschätzbarem Werte für die Feststellung seines Charakters. Er spricht zu dem zweifelnden jungen Mann von der hohen Position einer befestigten Überzeugung herab, befestigt mit vielen Gründen, die alle keine sind. Warum muß der König sterben? Dafür giebt er zunächst religiöse Gründe. In allem, was bisher geschehen ist und noch geschehen wird, ist Gottes Wille sichtbar. Sollte Gott ihnen darum den Sieg und die Macht gegeben haben, damit die gedemütigten Frevler wieder erhöhet würden? — — Ferner politische: das Staatswohl muß für den Politiker maßgebend sein. Der ganze Krieg würde umsonst geführt sein; alles würde womöglich zu dem Ausgangspunkte zurückkehren, wenn der König am Leben bliebe. Der König würde das „Volk Gottes“, die „Heiligen“ vertilgen. — Aber wie kann der Wunsch und der Wille der „Heiligen“, einer verschwindenden Minderheit, maßgebend sein gegenüber der Abneigung und dem Widerstreben der großen Mehrheit des Volkes? — „Es ist gesetzlich für eine kleinere Partei, wenn sie im Recht ist (!!), eine numerische Mehrheit zu zwingen (!).“ — — Und schließlich der mächtigste Einwurf, den Hammond erhebt: „Gott hat Obrigkeiten unter den Völkern eingesetzt, denen man Gehorsam schuldig ist —“ wird folgendermaßen aus dem Wege geräumt: „Obrigkeit und Amtsgewalt sind von Gott verordnet. Diese oder jene bestimmte Art [der Obrigkeit] ist [aber] eine menschliche Einrichtung und von weiteren oder engeren Schranken umgrenzt. Ich glaube deshalb nicht, daß die Obrigkeit alles thun könne und dennoch Gehorsam fordern dürfe. Alle stimmen darin überein (!), daß es Fälle giebt, in welchen es gesetzlich ist, Widerstand zu leisten.“ — Mit den Fällen, wo der Widerstand gestattet, mit den Mitteln des Widerstandes, welche erlaubt sind, giebt sich diese phrasenhafte Auslassung nicht ab. Über beide entscheidet das Belieben des einzelnen, der die Vermessenheit hat, sich für einen gotterleuchteten Heiligen zu halten.

Dem naivsten Denken leuchtet es ein, daß, wenn solche Argumente als berechtigt gelten sollten, keine Staatsordnung bestehen könnte und die Anarchie der allein mögliche Zustand der menschlichen Gesellschaft sein würde. Aber der Virtuos des Willens und des praktischen Verstandes stand auf einer so niederen Stufe der geistigen Bildung, daß er im stande war, mit dem kläglichen Rüstzeug solcher Sophismen seine — allerdings wenig lebhaften — sittlichen Bedenken niederzuschlagen.

Die Sophistik ist ein Mittel für ihn, um aus dem Unrecht Recht zu machen; das andere ist die Aussprache mit seinem Gott. Vom Standpunkt seiner Auserwähltheit traut er sich einen Einfluß auf das höchste Wesen zu; seinem Anruf, meint der Frevler, muß es sich ergeben und ihm einen anderen Weg zeigen, wenn derjenige, den er gehen will, nicht der rechte ist. Nun liegt er da stundenlang in demutlosem Gebet, erfüllt von seinem unwiderruflichen Entschluß, die Sehnen schon zur That gespannt, und —? Cromwells Gott zeigt ihm niemals einen anderen Weg, als den Cromwell gehen will. So wird Cromwells Willen zu Gottes Willen. Vor der Hinrichtung des Königs dringt ein Verwandter zu ihm, um ihm das Grauenhafte seiner That klar zu machen. Er antwortet ihm, er habe für den König gebetet und gefastet, aber Gott habe ihm nichts anderes eingegeben. Also —? Die Hinrichtung des Königs ist Gottes Wille!

Im irischen Feldzuge, als er vor Tredah liegt, befiehlt er mit zielbewußter Grausamkeit, daß keiner der Verteidiger geschont werden solle; infolgedessen werden bei der Einnahme zweitausend Mann in einer verschanzten Stellung niedergemacht und hundert Soldaten, die auf einen Kirchturm geflüchtet sind, mit diesem verbrannt. An den Sprecher des Parlaments schreibt er darüber (17. September 1649): „Ich bin überzeugt,

daß dies eine gerechte Strafe Gottes an diesen barbarischen Schuften ist, die ihre Hände mit soviel unschuldigem Blute besudelt haben." — Wexford ergiebt sich ohne Kampf, und der Garnison wird Abzug ohne Waffen bewilligt. Als aber die Thore geöffnet werden, stürzen sich die blutdürstigen Soldaten Cromwells, ohne Rücksicht auf das verpfändete Wort ihres Feldherrn, auf die Wehrlosen und schlachten zweitausend von ihnen ab. Auch bei dieser Gelegenheit schreibt Cromwell: „Gott brachte durch eine unerwartete Fügung in seiner gerechten Justiz ein gerechtes Gericht über sie." Wollten wir in solchen Worten, bei so gräßlicher Veranlassung gebraucht, Heuchelei sehen, so würden wir bei Cromwell eine Verruchtheit voraussetzen, deren er doch nicht fähig war. Nein, er hatte vor jener Schlächterei wieder im Gebet gelegen, und — nicht Gott, sondern — sein Gott hatte ihm keinen anderen Weg als den des Massenmordes gezeigt; denn sein Gott hatte nichts mit unserem Christengott zu thun, es war ein Moloch, den er sich nach seinem eigenen Bilde selbst geformt hatte, der die nämliche mitleidslose Grausamkeit besaß wie er und die Menschenhekatomben mit der nämlichen stumpfen Gleichgültigkeit hinnahm, mit der sie ihm dargebracht wurden.

Nicht Heuchelei haben wir in diesem Verhalten zu sehen, sondern religiösen Größenwahnsinn, der freilich nur vorstellbar wird in Verbindung mit einem ganz unentwickelten abstrakten Denkvermögen. Wäre Cromwell geistig normal entwickelt gewesen, so hätte er erkennen müssen, daß diese Art von „göttlicher Erleuchtung" ihm später während seiner Tyrannenherrschaft genau dieselben Thaten eingab, die er früher — ebenfalls auf Grund göttlicher Erleuchtung — als todwürdige Verbrechen verfolgt und bestraft hatte; daß auf dem Wege einer solchen göttlichen Erleuchtung andere „Heilige" zu ganz entgegengesetzten Entschlüssen gebracht werden konnten — das wurde ihm handgreiflich vor Augen geführt, als er seine independentischen Mitschwärmer zu dem „kleinen", so bald verabschiedeten Parlament berief; daß jeder starke Willenstrieb von dem Lichte einer solchen göttlichen Erleuchtung verklärt erscheinen mußte, und daß die Richtschnur für sein Handeln, die er göttlichen Willen nannte, im Grunde nichts als die starken Impulse seiner übermenschlichen, zum Verbrechen geneigten Natur waren.

* * *

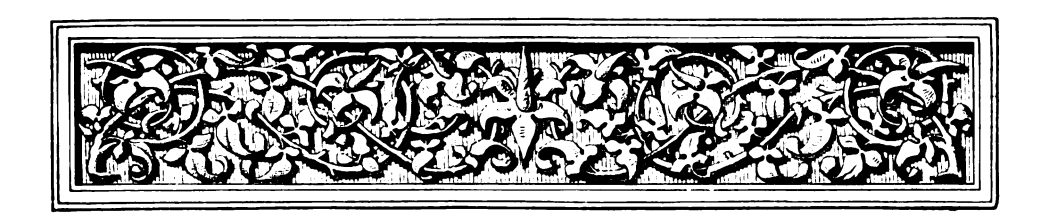
Cromwells Größe ist von beschränkter Art. Seine Willenskraft war gewaltig und in der That das Größeste an ihm. Um aber die bloße Willenskraft richtig abzuschätzen, dürfen wir nicht vergessen, daß sie das Attribut jeder Art des Heldentums ist, auch des Heldentums der Attila, Dschingis-Khan und Tamerlan. Groß war auch sein praktischer Verstand, der die nachhaltigsten Mittel und die sichersten Wege zu dem Ziele der eigenen Machterhöhung zu finden wußte. Sein Egoismus war nicht ausschließlich auf das eigene Ich beschränkt, nicht kleinlich, sondern umfaßte diejenigen mit, denen er sich durch gleiche Interessen verbunden fühlte: es genügte ihm nicht, seine Alleinherrschaft zu befestigen und der religiösen Richtung, der er selbst folgte, zum Siege über andere Bekenntnisse zu verhelfen. Er wollte das Land, an dessen Spitze er stand, nach außen so gefürchtet machen, wie er selbst es in diesem Lande war. Das gelang ihm, indem er den richtigen Gedanken, daß das Inselreich politische Macht nur durch eine hochentwickelte Seewehr erlangen könne, in die Wirklichkeit überführte, einen Gedanken, der nicht, wie einige Historiker zu glauben scheinen, seinem Haupte entsprungen, sondern von dem großen Burghley zuerst gedacht und, soweit er es vermochte, in That umgesetzt worden, der aber während der Regierung der beiden Stuarts in Vergessenheit geraten war. Er wollte ferner den Protestantismus zu einer festorganisierten politischen Macht machen zur Abwehr aller römischen Übergriffe. Der protestantische Staatenbund, den er anstrebte, kam allerdings nicht zu stande; aber der Schutz, den seine mächtige Hand und seine kluge Politik den ausländischen Protestanten gewährte, wurde im ganzen Abendlande so stark empfunden, daß zu seinen Lebzeiten keine katholische Macht gewagt haben würde, einen neuen Glaubenskrieg zu entzünden.

Weiter aber geht seine Größe nicht; in seiner inneren Politik ist nichts Großes zu

finden. Seine Aufgabe war es, der republikanischen Verfassung ein festes Fundament zu geben. Nicht als ob in dieser Verfassung das alleinige Heil des Volkes gelegen hätte; wenn er aber die Wirkung seiner revolutionären Thaten nicht vernichten wollte, mußte er konsequenterweise an den Ausbau der von ihm geschaffenen Republik herantreten. Das hätte nicht geschehen können ohne eine Verminderung seiner militärischen Machtvollkommenheit. Zu einem solchen Opfer jedoch war seine Selbstsucht außer stande. Er zog es vor, die laut bekannten Grundsätze seiner zehnjährigen militärischen und politischen Laufbahn Lügen zu strafen und seine Alleinherrschaft allem Widerstande zum Trotz mit so tyrannischen Mitteln aufrecht zu erhalten, daß sein Tod von dem Volke als eine Erlösung von einem unerträglichen Joche begrüßt wurde und die Wiedereinsetzung der alten Dynastie sich fast ohne Erschütterungen, wie etwas Selbstverständliches vollzog. Das von ihm errichtete Staatsgebäude ruhte gleichsam nur auf einer Säule, auf seiner persönlichen Kraft, und mußte mit ihr zusammenbrechen. So hatte seine Selbstsucht auf den Untergang der eigenen Schöpfung hingearbeitet.

Neben dem praktischen Verstande giebt es keine große Seite in der geistigen Natur Cromwells. Seine Geistesbildung war gering und sein geistiger Horizont beschränkt. Seine verwirrte religiöse Anschauung und besonders die sinnlose Auffassung seines Verhältnisses zu dem Höchsten sind unwiderlegliche Zeugnisse geistiger Kleinheit. Seine Lebensauffassung war von trostloser Einseitigkeit: ein Dasein, das von Berufsgeschäften, Essen und Trinken und Andachtsübungen ausgefüllt war, das ebensowenig wie die harmlosen Erdenfreuden irgend welche geistige oder seelische Erhebung durch Studium oder Kunstgenuß kannte, war sein Ideal. Er wußte nichts von den höchsten Leistungen der Menschheit auf dem Gebiete ihrer edelsten Kräfte, und daher brachte er diesen Leistungen seine bäuerische Verachtung entgegen. In seinen frischesten, aufnahmefähigsten Jahren war er in Cambridge und London gewesen, und doch — ein trauriges Zeugnis für die starre Enge seiner Auffassungsgabe — macht sein Leben den Eindruck, als ob durch das Pfahlwerk seiner selbstgewollten dörflichen Isoliertheit kein Schimmer, kein Duft von der üppigen Blütezeit des nationalen Geistes gedrungen wäre, während welcher er das Glück hatte geboren zu werden. Was sich von Blumen aus jenem Sommer durch den tödlichen Winter des Bürgerkrieges hinübergerettet hatte, vernichtete er stumpfsinnig, wie ein Tier die in langer geduldiger Arbeit erzielte, die goldig schimmernde Ernte des Menschen niedertritt. Was sollten ihm Blumen, deren bunte Farben an die wechselnden Freuden des Lebens erinnerten? Das Reich seines Gottes, das er auf Erden errichtete, war ein Kirchhof und schwarzgrüne Cypressen sein einziger passender Schmuck. Ein verrückter Gedanke, lebendigen Menschen einen Kirchhof als Wohnstätte anzuweisen!

Energie bethätigt in dem Streben nach einem edlen Ziele ist sittliche Größe. Wo ist das Ideal, das Cromwells Schritt beflügelte? Die Republik! rufen seine Verehrer. Hätten sie recht, wäre wirklich das, was man die Volksherrschaft nennt, der Leitstern seines Wirkens gewesen, so könnten wir das Wesenlose eines solchen Ideals seiner Unerfahrenheit und geschichtlichen Unbildung zu gute halten und trotz der furchtbaren Thaten, über die sein Weg hinwegführte, ihm unbedenklich sittliche Größe zuerkennen. Es wäre doch etwas außerhalb seines selbstischen Interesses gewesen, dieses Ziel vermeintlicher Menschenbeglückung. Daß er neben seinem Machthunger ein solches altruistisches Ideal nicht gehabt hat, dafür giebt seine spätere Militärtyrannis einen Beweis von unerschütterlicher Kraft. So gehört Cromwell denn in der That bloß zu den Übermenschen, deren Willens- und Verstandeskraft wir schätzen mögen, wie man die reine, in den Dienst keines höheren Zieles gestellte Kraft schätzen darf. Zu den wahren Heroen, zu denen die Menschheit nicht bloß mit Staunen, sondern auch mit dankbarer Liebe emporblickt, gehört Cromwell nicht.



Fürstliche Frauenbriefe aus dem Mittelalter.

Von

Georg Steinhausen.

Die litterarische Domäne der Frau ist der Brief. Wir haben unter den Männern ganz hervorragende, klassische Briefschreiber, wie den Kurfürsten Albrecht Achilles, wie Martin Luther, aber bei den Frauen finden wir die Gabe, einen guten Brief zu schreiben, viel allgemeiner, fast durchgängig verbreitet, natürlich nicht ohne psychologische Gründe. Bei uns hat diesen Vorzug der Frauen am schärfsten zuerst Gellert erkannt. „Ich habe Ihnen oft gesagt," schrieb er einmal dem Fräulein von Schönfeld, „daß die Frauenzimmer bessere Briefe schreiben, als die Mannspersonen; und dieses gilt nicht allein von Frauenzimmern vom Stande, die eine gute Erziehung genossen, sondern auch von anderen Personen Ihres Geschlechts." Im achtzehnten Jahrhundert, dem Jahrhundert des Briefkultus, wurde diese Ansicht in Deutschland allgemein: Äußerungen darüber habe ich in meiner „Geschichte des deutschen Briefes" angeführt. Schon vor Gellert erkannten „Die vernünftigen Tadlerinnen" an, daß die Frau in der „natürlichen Schreibart" „gleichsam zu Hause" sei. Wieland rühmt an Sophie La Roche, daß sie „beim Schreiben nur ihre Feder habe laufen lassen", und spricht gelegentlich von einer „gewissen Nachlässigkeit, welche mit einer natürlichen und unnachahmlichen Grazie verbunden sei und der Schreibart eines Frauenzimmers wohl anstehe."

In Frankreich hatte man schon im siebzehnten Jahrhundert, seitdem die Frau im geistigen und gesellschaftlichen Leben eine hervorragende Rolle zu spielen begann, das Talent der Frauen für das Briefschreiben allgemein beobachtet. In der That ragte in dieser Beziehung ja nicht nur die Sévigné, sondern eine ganze Reihe von Frauen hervor, wie die Marquise de Rambouillet und ihre Tochter Julie, die Scudéry, die Ninon de l'Enclos, die Marquise de Courcelles, so daß Sainte Beuve mit Recht gesagt hat: „Diese Frauen des siebzehnten Jahrhunderts brauchen nur zu wollen, um unendlich reizvoll zu schreiben; sie haben alle die Gabe des Ausdrucks." Schon 1637 gab Du Bosq eine Sammlung zeitgenössischer Frauenbriefe heraus und meinte, „die Leute, die nicht leiden wollten, daß sich die Damen mit der Schreiberei befaßten, würden nach der Lektüre bald ihre Meinung ändern." —

In meiner „Geschichte des deutschen Briefes" habe ich nun nachgewiesen, daß die Frauen auch zu Zeiten, wo sie weniger hervortreten als im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, zu Zeiten, in denen sie ganz in das Haus gebannt waren und ihr Bildungszustand im Durchschnitt ein sehr niedriger war, in Deutschland also vom fünfzehnten bis zum Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, doch durchweg das natürliche Talent zum Briefschreiben zeigen. Trotz formellem und stilistischem Ungeschick und der Ungewandtheit mit der Feder kann man doch bei fast allen erhaltenen Frauenbriefen diese Beobachtung machen. Gerade die Unfähigkeit der Frauen, in der Kanzlei- und Komplimentierwissenschaft zu glänzen, eine Unfähigkeit, die in dem ceremoniellen siebzehnten

Jahrhundert eine bescheidene Nürnbergerin veranlaßte, von „ihrem unförmlichen Weiberschreiben“ zu sprechen, und die seit dem fünfzehnten Jahrhundert oft eine Abneigung gegen das Briefschreiben hervorrief und viele Frauen zu Entschuldigungen wegen ihres „bösen Schreibens“ oder ihrer „Ohnberedsamkeit“ bewog, hatte viele der mittelalterlichen Frauenbriefe so anziehend und erquickend gemacht. Was Gellert, der nur seine Zeitgenossinnen im Auge hatte, einmal ausspricht: „Man kann bis zur Orthographie, bis zu den Unterscheidungszeichen in einer Rede unwissend seyn und immer noch sehr schöne Briefe schreiben“, das kann man in ähnlicher Form von den federungewandten Frauen früherer Zeiten sagen. Aber auch die oft im Schreiben geübteren Klosterfrauen unterscheiden sich von den männlichen Briefschreibern in der Regel nur zu ihren Gunsten und verleugnen die allgemeinen Vorzüge des Frauenbriefes nie.

Aus den erhaltenen Briefschätzen habe ich für das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert in dem erwähnten Buche diese Vorzüge hinreichend beleuchten können, weniger Material stand mir in dieser Beziehung für das Mittelalter zu Gebote. Aber ich habe es mir selbst angelegen sein lassen, dieses Material aus den Archiven zu vermehren. Vor kurzem tonnte der erste Band einer umfassenden Quellensammlung erscheinen, die auch in dieser Beziehung viel Neues bringt. Es sind die „Deutschen Privatbriefe des Mittelalters“,* deren erster Band zunächst die Briefe der Fürsten und des Adels enthält. Außerordentlich zahlreich sind in diesem Bande gerade die Frauenbriefe vertreten: in den frühesten Zeiten, im vierzehnten Jahrhundert überwiegen sie sogar durchaus. Der überhaupt älteste noch erhaltene Brief in deutscher Sprache — vor meiner Sammlung waren als älteste deutsche Briefe zwei politische Briefe des Grafen Rudolf von Habsburg aus dem Jahre 1313 bekannt — ist ein Frauenbrief. Es ist ein kurzer Freundschaftserguß der Elisabeth von Baierbrunn an eine Klosterfrau Diemut in München, wahrscheinlich aus dem Jahre 1305, der aber sogleich den natürlichen Charakter des Frauenbriefes zeigt und eine bezeichnende scherzhafte Wendung enthält.

Die oben hervorgehobene Thatsache der Häufigkeit der Frauenbriefe in den Anfangszeiten des deutschen Briefes scheint mit dem betonten, oft hervortretenden Mangel an Schreibgewandtheit der Frauen seit dem Ausgang des Mittelalters in Widerspruch zu stehen. Aber wir müssen in dieser Beziehung feststellen, daß jener geringere Bildungszustand der Frauen etwa erst seit dem fünfzehnten Jahrhundert eintritt. Die Frauen des eigentlichen Mittelalters zeichnen sich häufig gerade durch größere Bildung vor den Männern aus. Aus Weinholds Werk über die „Deutschen Frauen in dem Mittelalter“ mag man darüber nähere Belehrung schöpfen. Nicht nur geistliche, sondern auch viele vornehme Frauen verstanden Latein und waren für die damals nur aus den Händen der Geistlichen zu erlangende geistige Bildung sehr empfänglich. Und wenn wir auch im fünfzehnten Jahrhundert noch manche vornehme Frau regen Anteil an dem geistigen Leben nehmen sehen, meist allerdings Ausländerinnen, so war diese Beteiligung doch im Verhältnis zu früheren Jahrhunderten weit geringer geworden. Der gesamte Wissensumfang war ja freilich überhaupt nicht groß. Was aber die einfache Kunst des Schreibens anlangt, so waren in der Minnezeit die Frauen ihren Verehrern bei weitem überlegen. In dem höfischen Liebesbriefverkehr hat oft die Geliebte eigenhändig geschrieben, der Verehrer aber war, wie Ulrich von Lichtenstein, auf seinen Schreiber angewiesen.

Und wenn wir uns jetzt der näheren Betrachtung der Frauenbriefe — in diesem Beitrage will ich mich auf die Briefe von Fürstinnen beschränken — zuwenden, so werden wir es in dem vierzehnten Jahrhundert zunächst noch mit Spuren dieser größeren Gewandtheit der höfischen Zeit zu thun haben. Zwar ist die Zahl der aus dieser erhaltenen Briefe nur gering, aber dafür sind unter ihnen wahre Perlen bewahrt.

Als solche sind insbesondere die oft langen Briefe der Gräfin Margarete von Nassau („Grete von der Mark“) an ihre Verwandte

---

* Berlin, Gärtner (H. Heyfelder), 1899. (XVI, 454 S.)

Gräfin Mechthild von Cleve zu bezeichnen. Aus ihnen mögen einige Proben folgen. Etwa Anfang 1367 schreibt sie einmal:* „Auch so sendet Dir mein Geselle (Gemahl) eine Münze, da steht auf ein klimmender Löwe, das, entbietet er Dir, das sollst Du also verstahn, daß Du immer höher in sein Herze klimmest. Auch so sende ich Dir ein gülden Ringelchen zu einem neuen Jahr, daß Dir Gott gebe ein selig, fröhlich Jahr und alles, das Dein Herze begehrend ist. Auch ist das Ringelchen weiß und roth, und das Rothe bedeutet, daß mein Herze leidet Noth, daß ich Deiner also lange darben muß. Fort wisse, herzeliebe Schwesterchen, daß ich Dich gerne sähe und mich mehr nach Dir verlanget, dann ich Dir geschreiben könnte, und mir das ein groß Leiden in meinem Herzen ist, daß ich Dich so selten sehen mag ... Auch so sende ich Dir drei Liederchen, die han ich neue gemacht, die sollst Du in den Büchelchen schreiben. Und das eine, das höret zu Deinem Ringe zu Deinem neuen Jahre, das ist das erste. Liebe Schwesterchen, grüße mir Fraue Gertrud und sage ihr, daß sie meiner nit vergesse, sint mein Treue an ihr nit wanken soll. Und Gott der bewahr Dich immer mehr und Gott durch seine Güte Dir Leib, Seele und Ehre behüte!" Und ein andermal schreibt sie: „Liebe Muhme, auch senden ich Euch dies Hündchen, das ist Mybe genannt, und thut manchem Lieb und Leid bekannt und bitten Euch, daß Ihr es lieb habt und gütlich thut, wann (da) es ganz zart gezogen ist. Wisset, liebe Muhme, daß ich Euch für einen Dieb schelten muß, sint Ihr mir mein Herze gestohlen habt. Nun ich wähnte, daß ich es gewaltig sollte sein, nun dünkt mich, daß ich es keine Gewalt han. Und wisset, liebe Muhme, hätt' ich einen guten Freund, den wollt' ich vor Euch warnen, sint Ihr also gar schädelich seid."

Es liegt über diesen Briefen der Fürstin des vierzehnten Jahrhunderts noch etwas wie ein Abglanz der Minnezeit. Es ist noch die höfische Dame, die Lieder dichtet und der Freundin sendet. Formelhafte Reime schleichen sich gelegentlich in die Prosa — übrigens dauert diese Tradition poetischen Formelgutes im deutschen Briefe, namentlich im Liebesbriefe, noch sehr lange an —, und auch das Halten von Schoßhündchen war Sitte der höfischen Damen. Aber der Glanz der Minnezeit war längst im Schwinden begriffen, der Zeitcharakter wird mehr und mehr ein bürgerlicher, auch das Leben der Fürsten verleugnet ihn nicht. Mehr und mehr wird die Frau in das Haus gebannt: nüchtern und hausbacken wird ihr Leben. Die größere Zurückgezogenheit und Abgeschlossenheit bedingt bald geringere Bildung und derbere Formen.

Anders, aber nicht minder reizend klingt daher die Sprache fürstlicher Briefschreiberinnen hundert Jahre später. Auch hier wähle ich zunächst einen Brief (1482) voll zärtlich-freundschaftlichen Empfindens für die Verwandte: die höfische Dame ist dahin, aber die natürliche Frau ist geblieben. Es ist ein Brief der Äbtissin von Ribnitz, Elisabeth von Mecklenburg, an ihre Schwägerin, die Herzogin Katharina, deren Schwester gestorben war, und es empfiehlt sich hier wohl, den niederdeutschen Charakter der Zeilen ganz getreu zu bewahren. „Alderleveste suster" (Schwester), schreibt sie, „moget (bekümmert) juw nicht! Got de here wil sinen gotliken willen, unde wi moten em alle to bade (Gebote) stan, wen he wil. Worumme ghevet juwe herte tovrede: wi willen wedder ghaen an de stede juwer leven suster unde willen juw trostlik wesen de daghe unses levendes unde willen juw wesen also juwe naturlike suster, des schole to der warheit kamen! Unde bidden juw vruntliken, dat gi doch mochten to uns kamen: so mochte unser en deme anderen trostlik wesen. Unde mochte wi also wol varen to juw, also gi to uns, wi wolden dat mer doen, wen gi to uns kamen. Ok, alderleveste suster, danken wi juw ghans hochliken, dat gi alle tid gherne denken up uns myt juwen breven unde myt juwen ghaven, dat uns doch en grot trost is, wente wi en hebben nümmende (niemand) mer, den juw, dar wie moghen to scriven edder spreken ‚suster', wen (als) to juw. Darumme is id uns en grot trost, wen gi uns scriven edder wes senden." Und nun folgt ein für eine Mecklenburgerin recht charakteristischer Passus: „Ok, alderleveste suster, denket up uns, wen gi juw swine slan laten:

* Die Schreibweise modernisiere ich hier.

wi eten ghans gherne mettewurste und leverwurste, de de gut sint, ok versche (frische) ribbesper unde denket unser to unsen here broderen, dat se uns senden twe vlicken (Speckseiten), de de nütlik sint."

Es ist eine mehr häuslich-gemütliche Stimmung, die uns aus diesem Briefe entgegenweht, und diesen Charakter tragen denn auch mehr oder weniger alle Frauenbriefe des fünfzehnten Jahrhunderts und der späteren Zeit. Gerade hierfür bietet nun meine Sammlung reichen Stoff. Vielfach bekannt sind bereits die innigen Briefe der Kurfürstin Anna von Brandenburg an ihren Gemahl Albrecht Achilles, der gegen den Herzog von Burgund zu Felde lag. Immerhin mögen einige ungedruckte Proben — in meiner Sammlung sind zum erstenmal sämtliche erhaltenen Briefe der Kurfürstin abgedruckt — hier folgen. „Stete lieb mit ganzen Treuen zuvor," schreibt sie am 12. Februar 1475, „hochgeborner Fürst, mein herzallerliebster Herr und Gemahel. Eur Lieb Gesundheit, das bin ich von ganzem Herzen erfreut: Gott geb lang! Und bitt Eur Lieb, mir das oft zu verkündigen, wann mir Zeit und Weil gar lang ist, wenn ich kein Botschaft von Eur Lieb bekommen kann. Wenn ich schon Botschaft hinabthu, so kommen sie als langsam herwieder. Als mir Eur Lieb geschrieben hat, ich soll Euch schimpflich (scherzhafte) Teiding schreiben: nun ist mir und mein Jungfrauen der Schimpf aller entgangen, so Euer Lieb so lang außen ist und so fern von uns kommen ist, daß wir der Schimpflichkeit wohl vergessen." „Ich schick Eur Lieb," schreibt sie bald darauf, „ein Perleinschnur, die soll auf das neu Jahr gefallen sein. So war zu Kolmburg der Wind so scharf, der Rauch biß einem so übel, daß ich und mein Helfer mit Perlein und Gold nit konnten umgehn, und schicks Eur Lieb die Perleinschnur zum neuen Jahr und wünsch Euer Lieb hundert guter Jahr, und als manchs Perlein an der Schnur ist, als manch guts, seligs Jahr geb Euch der allmächtige Gott!"

Wie hier die liebende Hausfrau, so tritt uns in anderen Briefen die Mutter entgegen. An ihren Sohn Markgraf Friedrich, der gegen die Schweizer gezogen war, schreibt sie 1499: „Eur Lieb Gesundheit bin ich von Herzen erfreut, Gott sei gelobt! Herzlieber Sohn, ich laß Eur Lieb auch wissen, daß ich gesund bin von den Gnaden Gottes, Gott geb lang! Freundlicher, herzlieber Sohn, ich bitt, Eur Lieb woll' mich wissen lassen, wie's Eur Lieb zusteht. Denn ich von ganz meinem Herzen erfreut wär', wenns Eur Lieb wohl ging. Freundlicher, herzallerliebster Sohn, ich schick Euer Lieb ein Kranz von meinentwegen und von meiner Tochter wegen und von des ganzen Frauenzimmers wegen. Denn die Heiden hab ich selbst gebrochen, und sie sein geweiht an unser lieben Frauen Tag, und hoff', es soll Euch ganz glücklich und wohl darunter gehn" u. s. w.

Charakteristisch sind weiter die mütterlichen Briefe zweier sächsischer Fürstinnen, der Kurfürstinnen Margarete und Sidonie. Die erstere warnt 1472 ihren Sohn Albrecht besorgt vor der von ihm geplanten Palästinareise, von der sie „aus Landmannsreden" vernommen habe. Denn es „ist uns von mehr dann einem, die sich der Astronomey und Himmelsläufte wohl verstehen, zu erkennen geben, wie sich dies Jahr in viel und mancherlei fährliche Verwandlung erschreckliche, große, unglückselige Zufälle und seltsame Geschicht solle begeben. Und darum in herzlicher Liebe und mütterlicher Treu so rathen wir Euer Liebe im allerbesten gar getreulich, ihr wollet solch fährlich große und schwere Reise auf dieß Mal lassen anstehen."

Die Briefe der Kurfürstin Sidonie sind alle an ihren Sohn, Herzog Georg, gerichtet und sind vor allem von tiefster Frömmigkeit durchdrungen, ragen aber andererseits auch durch ihre anmutige, natürliche Ausdrucksweise hervor. „Ich schick Dir hier Doctor Proles," schreibt sie um 1487. „Dem hab ich befohlen, daß er ein frommen Menschen aus Dir machen soll. Und wenn's auf Weihenachtabend kommt, bitt' ich Dich, Du wollest ihm beichten die Sünd', die Du im Anfang des Advents gebeicht hast, auch die Du seit der nächsten (letzten) Beicht gethan hast, ihm offenbaren. Er bringt Dir gar ein säuberlich Bild der Mutter Gottes, und das Kindel hat schir ein solche Fisomey (Physiognomie) des Antlitz halb, als Du an dem wirst erkennen, wie Du gestalt bist.

Und bitt Dich, herzallerliebster Sohn, Du wollest mir das Marienbild zu dem neuen Jahr schenken: ich will's vergleichen." „Herzliebes Sohnichen," schreibt sie ein andermal, „vergiß nicht des Rosenkranz und auch der 15 Ave Marien und zu dem wenigsten fünf Paternoster und soviel Ave Marien! Und wenn es Dir wohl geht, gedenke auch an Deine getreu Mutter!" Kurz vor seiner Hochzeit scherzt sie einmal über seine Zerstreutheit: „Ich laß Dich wissen, der Brief, den Du mir bei Heinzen, Boten, geschickt, gehört Herzog Friedrich zu. Wiewohl ich ihn aufgebrochen und gelesen, schick ich Dir ihn wieder und verseh' mich, Herzog Friedrich wird den Brief, der mir gehört, auch gelesen haben. Es wird das gemein Sprichwort an Dir wahr, das man spricht gern zu den, die nicht allerding auf ihr Thun Achtung geben: ‚Du gehst in Gedanken als ein verlobte Maid!' Desgleichen mag man jetzund auch zu Dir sprechen." 1498 mahnt sie ihn einmal dringend zur Barmherzigkeit gegen einen Gefangenen. „Und fürcht, uns wird zu erzeit (einst) mit der Ellen gemessen werden, als wir unseren Nächsten messen, und verseh' mich, so einer Deiner Räthe an des Gefangenen Statt säße, er würd' gedenken: O, wollt' sich jemand über mich erbarmen und mir aus dieser Noth helfen! ... Man sollt' gedenken, daß der allmächtige Gott allezeit sein Gerechtigkeit vermischt mit der Barmherzigkeit, und sollt' nicht also gar g'schwind mit der Straf' sein!"

Weiter fehlt es nicht an Frauenbriefen, die uns den Ausdruck kindlicher Liebe in entsprechender Weise vernehmen lassen. Rührend klingt der Brief der Äbtissin Margarete an ihren Vater Albrecht Achilles kurz vor dessen Tod. „Denn ich bezeug's mit Gott der ewigen Wahrheit, daß ich nicht 'glaubt hätt, daß möglich oder natürlich wär', daß sich ein Mensch auf Erden nach dem andern so herzlich sollt' sehnen, als ich mich itzund ein Jahre oder 3 nach Euern Gnaden gesehnt hab'. ... So es aber als möglich wär', als unmöglich es ist, wollt ich zu Euern Gnaden. Könnt' ich nicht gehn, ich wollt' kriechen, also hoch zwinget mich kindliche Lieb gen Euern Gnaden, so ich sonst kein größeren Trost in aller Welt hab noch weiß, denn Euer Gnad!"

Daß gerade in Klosterfrauen die Sehnsucht nach den Eltern stark war, ist nur natürlich. Auch ein Brief der Äbtissin Elisabeth an ihren Vater Herzog Heinrich von Mecklenburg zeigt ähnliche Empfindungen. Aber auch die übrigen Töchter Albrechts bezeigen ihre Liebe zu ihm in herzlichster Weise. „Wo ich Eur Gnaden," schreibt seine Tochter Elisabeth 1485 an ihn, „nit allweg schrieb', das Eur Gnaden gefiel: so soll Eur Gnad rechnen meiner Thorheit zu und Sorgfältigkeit (Besorgtheit). Denn alles, das Eur Gnad will, es sei mir lieb oder leid, das will ich thun und nimmer anders. Und was Eur Gnaden Will' sei, das soll der mein auch sein und nimmer anders, dieweil ich leb'."

Oft mußte Albrecht freilich die Klagen seiner Töchter hören. Aber auch diese Klagebriefe sind wieder voll hohen Vertrauens zu ihm. Ergreifend und doch wieder höchst natürlich sind die Briefe seiner Tochter Amalie von Veldenz, die von ihren Schwiegereltern arg mißhandelt wurde. „Denn mein Schwäher und sie (die Schwiegermutter) hant mir, seit Eur Gnaden Bot hie war, nie kein Wort zu mir geredt: also übel hassen sie mich! Und sie mögen nit mit mir essen; sie sprechen, wann sie mich ansehen, so schmack ihnen weder Essen noch Trinken. Ach Gott! wie thut es mir so weh in meinem Herzen! Ich wollt nit größer Freud begehren, dann daß mich der Tod holt, daß ich doch der Marter abkäm'. Dann ich hab' doch kein Mensch, das mich mit Treuen meint, und bin ganz im Elend. Und ich wollt gern auf all das verzichten, das ich hab, daß ich nur von ihnen wär. Und sollt ich Brot heischen gehn, das wär mir als leicht und wollt's viel lieber thun, dann daß ich bei ihnen muß sein. Denn sie vergönnen mir doch, daß mich die Sonn' anscheint. Ach, herzlieber Herr Vater, helfet mir!!"

Ähnlich lebhaft klingen die Klagebriefe der unglücklichen Barbara, die von ihrem Gemahl, König Wladislaw von Böhmen, verschmäht und ohne Versorgung war. „Ist es nicht zu erbarmen? Wo ich nit bei Euer Lieb als bei meinem Herrn und Vater wär, so möcht man wohl sprechen, ich müßt das Almosen essen bei all' meinem Gut. Ist es

ein Wunder, das ich nit sehre hübsch bin? Hat er mich doch lassen sehen: warum nahm er mich? Soll ich des Manns nit haben, desgleichen des Guts und soll das Almosen essen?"

Diese Barbara wurde später, weil sie energisch an Lösung ihrer Ehe arbeitete, von ihren Brüdern Friedrich und Siegmund, um ihre Ansprüche aufrecht zu erhalten, gefangen gehalten, ging aber inzwischen ein Liebesverhältnis mit dem Ritter Konrad von Heydeck ein, der förmlich bei ihren Brüdern um sie anhielt, aber entrüstet abgewiesen wurde. Als jene nun ihre Schwester zum Verzicht auf den Geliebten bewegen wollten, schrieb sie ihnen 1493 ein herzzerreißendes Schreiben, aus dem einige Stellen mitzuteilen sich wohl lohnen mag. „Ich bekenn's, ich hab ihm gelobt und ist nit weniger: will ich meiner Seel ein Genug thun, so muß ich ihm halten. Darum, herzlieben Brüder, Ihr seht wohl, daß ein vergänglich Ding auf Erden ist und dort ewig. Sollt ich denn mein Seel in solch Fährlichkeit setzen? Besser wär, ich wär nie geboren! Darum, herzlieben Brüder, ich bitt Euch durch Gotts Will und unser lieben Frauen und durch des jüngsten Gericht willen und durch Eur selbst Seel Seligkeit willen, ihr wollt Eur Sinn nit so gar auf das Zeitlich setzen, sunder das Ewig auch zu bedenken und wollt Eur Willen auch dazu geben und mich aus Eurm Ungenaden zu nehmen. Denn es ja geschehen ist und kann nicht wieder gewendt werden." Und in Bezug auf ihre sonstige Behandlung schreibt sie: „Herzlieben Brüder, geht in Eur eigen Herz und gedenkt, wollt Ihr mich mein Lebtag in der Gefängnis lassen sein und mir das mein vorzuhalten, ob nit wider Eur Seel Heil ist und Gott einst große Rechnung darum müßt thun, daß Ihrs an Eur eigen Schwester ein solch Übel thut!"

Auch sonst begegnen uns Briefe, die über den Mangel an Bruderliebe klagen. So beschwert sich einmal Gräfin Cimburga von Nassau bei ihrem Bruder Markgraf Christoph von Baden über dessen geringe Liebe gegen sie: „Doch so seh ich wohl, daß ich mich auf mein Bruder nit verlassen darf, denn Ihr fragen nit viel nach mir. .. Mein Herz kann es nit geleiden, daß Ihr mir so unfreundlich seid, weil ich nun so elendig allein bin in diesen Landen, und ich kenne niemand hier. Und hätt' ich unterweil einen Brief von Euch, ich sollt groß Freud davon han, daß ich seh, daß Ihr noch an mich gedächten."

Das warme Herz der Frau zeigt ein Brief der Markgräfin Katharina von Baden an ihren Bruder Kaiser Friedrich III., der seinen ihm feindlichen Bruder Albrecht auch im Tode durch verächtliche Behandlung seiner Leiche verfolgte. Da bat ihn die Schwester, die in schwerer Krankheit lag, flehentlich um ehrenvolle Bestattung des Toten; „wenn ich weiß ein Wissen, daß er Euch von Herzen mit Treuen gemeint hat, und hülf' mir Gott, daß ich möcht zu Euch kommen, so wollt ich Euern Gnaden wohl sagen, was er Euernthalb viel mit mir geredt hat vierzehn Tag vor seinem Tod."

Überhaupt gelangt die Geschwisterliebe in den Briefen oft zu ergreifendem Ausdruck. So schreibt einmal Elisabeth von Württemberg ihrem Bruder Markgraf Friedrich von Brandenburg: „Gott der allmächtig dank' Euch aller brüderlichen Treu, die Ihr mir erzeigt. Und der Hans hat mir gesagt, wie Ihr so ein groß Mitleiden mit mir han gehabt, des kann ich Euch nimmer danken solcher brüderlicher Lieb und Treu, die Ihr mir allweg erzeigt. Aber der allmächtig Gott, der widerleg' es Euch mit aller Glückseligkeit zu Seel und Leib und hie und dort! Das will ich ihn fleißig bitten." Nach dem Tode der Pfalzgräfin Beatrix bittet Gräfin Elisabeth von Leiningen ihren Bruder Albrecht von Bayern, ihr doch das jüngste Schwesterchen, das bisher bei der Pfalzgräfin lebte, zu überlassen. „So wollten wir sie da lassen holen und ihr gütlichen thun und sie auch wohl berathen und versorgen, wann wir besunderlichen gern das Töchterlein bei uns hätten um das, daß es uns zugehört." Freilich, schließt sie echt frauenhaft, sie wolle es besonders deshalb, weil es ein Mädchen wäre, ein Knabe wäre ihr weniger angenehm.

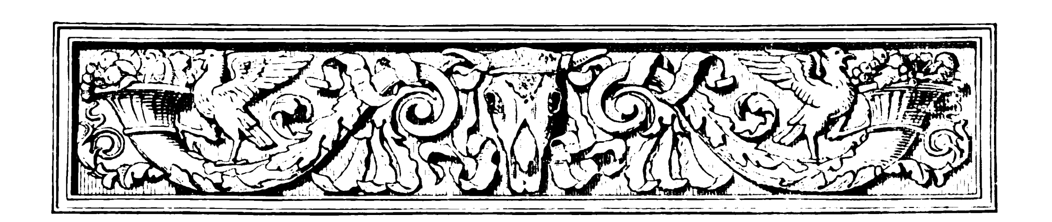
So haben wir aus den verschiedensten Lebenslagen heraus Frauen in ihren Briefen vernommen, und überall empfinden wir denselben reizvollen Eindruck, den uns die meisten Frauenbriefe späterer Zeiten machen.

Oft ist mit der immer zu beobachtenden Natürlichkeit und Einfachheit ein schalkhafter Humor verbunden, ferner tritt uns überall eine schlichte Frömmigkeit entgegen, die hin und wieder über das Traditionelle hinausgeht. Für den Humor könnten noch manche Belege angeführt werden, insbesondere aus den Briefen der Kurfürstin Anna von Brandenburg, die ihrem Gemahl zuliebe freilich auch die Derbheit nicht scheut. Höchst scherzhaft ist aber ihre Beschreibung des Besuches der Königin von Dänemark, auf die ich hier, weil sie schon bekannt ist, nicht näher eingehen will. Die natürliche Ausdrucksweise der Frauen tritt oft in dialektischen oder urwüchsigen Ausdrücken hervor. So schreibt die Äbtissin Margarete von Lichtenthal einmal ihrem Bruder Markgraf Christoph von Baden: „Dieß ist nit die Botschaft, von der ich Euch nächst (zuletzt) schrieb. Sie kommt hernach getrötschelt.“ Auch manche Charakterzüge, die Frauen oft eigen sind, treten gelegentlich hervor. Das Interesse am Heiratstiften zum Beispiel. So empfiehlt Herzogin Katharine von Cleve ihrem Neffen Johann die Tochter Kaiser Albrechts II., Elisabeth, zur Gemahlin, „eine frische, lange Jungfer von 14 Jahren.“ Diese junge Fürstin hat übrigens Grundsätze: „Und mir ist gesagt, daß sie gesagt hat, sie will keinen Mann, sie habe ihn denn erst gesehen.“ Doch wir wollen dem Inhalt der Briefe nicht näher treten, sondern uns an der Betrachtung der Art und des Tones genügen lassen.

Wollen wir am Schlusse kurz feststellen, was den Reiz der Frauenbriefe, der angeführten wie der Gattung überhaupt, bedingt, so ist es in erster und letzter Linie die Natürlichkeit, deren größeres oder geringeres Vorhandensein die Güte des Briefes überhaupt ausmacht, das Sichgeben, wie man ist, der Mangel an Kunst, der mit einer „gewissen Nachlässigkeit“ (Wieland) meist verbunden ist. Dazu kommt ein äußerer Reiz der Ausdrucksweise. Wie Wieland bei den Frauen eine „natürliche und unnachahmliche Grazie“ findet, so stellt La Bruyère ihr Glück in der Wahl der Ausdrücke fest.

Wenn wir uns aber fragen, was die Natürlichkeit des Briefes so schätzenswert macht, so ist es dies, daß sie uns den Menschen selbst näher bringt. Und dies war auch der Zweck dieses Versuchs: einmal in das Innere vergangener Menschen sehen zu lassen.





Ein neuer Fortschritt in der Ernährungsfrage.

Von
Julius Thilo.

So mannigfaltig auch die Zahl und Art derjenigen Stoffe ist, die dem Menschen zu seiner Nahrung dienen, so sind es doch nur einige wenige Klassen von chemischen Körpern, die den wesentlichsten Bestandteil aller Nahrungsmittel bilden und die in allen wiederkehren. Diese Substanzen nennt man die Nährstoffe. Man unterscheidet im allgemeinen fünf Klassen.

Gehen wir vom einfachsten aus, von dem Wasser. Es ist ohne weiteres klar, daß ohne dieses eine Ernährung ganz unmöglich ist; nehmen wir es doch nicht allein als Flüssigkeit in allen Getränken zu uns, sondern auch die festen Nahrungsmittel enthalten mehr oder minder große Mengen von Wasser. Eine zweite Hauptklasse der Nährstoffe sind die Salze oder die mineralischen Bestandteile der Nahrungsmittel. Wenn wir die Salze als die unverbrennlichen Nährstoffe bezeichnen, so haben wir damit ein einfaches und gutes Kennzeichen gegenüber den verbrennlichen Nährstoffklassen, die wir bald besprechen werden. Wenn wir nämlich irgend eine Pflanze oder ein Stück Fleisch vollständig verbrennen, so bleibt als unverbrennlicher Rückstand ein Aschenhäuflein zurück, bestehend aus mineralischen Salzen. Diese Klasse von Nährstoffen ist keineswegs unwichtig für die Ernährung. Mit einer Nahrung, die keine Salze enthält, ist es absolut unmöglich, einen Menschen oder ein Tier am Leben zu erhalten; Versuche, welche dies unwiderleglich ergeben haben, sind, natürlich an Hunden und anderen Versuchstieren, schon oft gemacht worden; ja, der richtige Instinkt für die Ernährung hat den Menschen dahin geführt, vielen Speisen noch einen künstlichen Salzzusatz zu geben in Gestalt des gewöhnlichen Kochsalzes.

Die verbrennlichen Nährstoffe werden nun in drei Klassen unterschieden: Fette, Kohlenhydrate und Eiweißkörper. Alle diese Bezeichnungen sind dem Laien infolge des Verkehrs mit den Ärzten nicht fremd geblieben, und es seien daher nur ganz kurz die Unterschiede dieser Klassen gekennzeichnet. Was zunächst die Fette betrifft, so sind deren kennzeichnende Merkmale äußerlich jedem Menschen bekannt und klar, die tierischen Fette bestehen aus Verbindungen gewisser Säuren und Glycerin. Daher werden durch Zersetzung der tierischen Fette bekanntlich einerseits das Glycerin, andererseits die Seifen, das sind Natron- und Kalisalze jener Fettsäuren, gewonnen. Die Butter ist von etwas anderer Zusammensetzung als die anderen tierischen Fette, und wieder anders sind die pflanzlichen Öle zusammengesetzt, die natürlich auch zu den Fetten gerechnet werden; sie enthalten viel freie Fettsäuren und weniger Glycerinverbindungen.

Was unter dem Begriff „Kohlenhydrate“ verstanden wird, geht zwar aus dem die chemische Zusammensetzung bezeichnenden Wort für den Laien nicht ohne weiteres hervor, läßt sich aber doch leicht charakterisieren. Es sind hauptsächlich alle Zuckerarten, dann Stärke, Dextrin, Gummi.

In ihrer chemischen Zusammensetzung haben die Kohlenhydrate das Charakteristische, daß sie, aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff bestehend, die letzteren beiden Elemente genau in demselben Verhältnis zueinander

enthalten, in dem dieselben das Wasser bilden. Das Wasser entsteht bekanntlich aus der chemischen Vereinigung von zwei Gewichtsteilen Wasserstoff mit sechzehn Gewichtsteilen Sauerstoff, zwei Atomen Wasserstoff und einem Atom Sauerstoff.

Die Kohlenhydrate spielen ganz besonders in den pflanzlichen Nahrungsmitteln eine Hauptrolle. Kartoffeln, Reis, Mehl bestehen, abgesehen von ihrem Wassergehalt, ganz überwiegend aus Kohlenhydraten, während die letzteren in den Nahrungsmitteln tierischen Ursprungs sehr zurücktreten. Hier ist es hauptsächlich der Milchzucker, der in der Milch und in allen aus derselben darstellbaren Produkten in bedeutender Menge vorkommt, im Fleisch dagegen fehlen die Vertreter der Klasse Kohlenhydrate fast gänzlich. Die wichtigste Klasse der Nährstoffe aber sind die Eiweiß- oder Proteinstoffe. Wenn in naturwissenschaftlichen oder medizinischen Schriften von stickstoffhaltigen Nährstoffen oder von Stickstoffsubstanz die Rede ist, so sind ebenfalls diese Stoffe damit gemeint.

Was sie nämlich von den beiden anderen Klassen der verbrennlichen Nährstoffe, den Kohlenhydraten und Fetten, für den Chemiker unterscheidet, das ist ihr Gehalt an Stickstoff. Außerdem enthalten sie Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff wie die Kohlenhydrate und Fette, dann auch Schwefel und andere chemische Elemente.

Grundlegend verschieden von den stickstofffreien Nährstoffen, den Kohlenhydraten und Fetten, sind aber die Eiweißkörper — wie man diese Klasse von Nährstoffen auch bezeichnet, durch die Kompliziertheit ihres chemischen Baues. Man kann die Eiweißstoffe nicht bloß nicht synthetisch im chemischen Laboratorium aufbauen, sondern man hat auch über den inneren Bau ihres Moleküls, dessen Kenntnis jeder Synthese vorausgehen muß, noch keine Klarheit. Wir haben also fünf Klassen von Nährstoffen: das Wasser, die mineralischen Salze, die Fette, Kohlenhydrate und die Eiweißkörper.

Alle diese Substanzen bilden nun, wenn man von den Kohlenhydraten im wesentlichen absieht, auch den menschlichen Körper, und es ist klar, daß die Zufuhr dieser Nährstoffe zum stetigen Ersatz der Bestandteile des Körpers dient, die durch den Lebensprozeß fortwährend aufgezehrt werden. Die Zersetzungen, die bei der Verbrennung der eingeführten Nährstoffe vor sich gehen, entwickeln aber auch die Wärme und Kraft, die den lebenden Wesen eigentümlich ist.

Diesen Zersetzungen sind nun im wesentlichen die verbrennlichen Nährstoffe ausgesetzt, also Fette, Kohlenhydrate und Eiweißkörper. Welche Funktionen aber diesen drei Körperklassen im einzelnen zukommen, ist eine der schwierigsten Fragen der Ernährungslehre, welche zu den ausgedehntesten Forschungen und lebhaftesten Diskussionen unter den Physiologen geführt hat und auch heute noch nicht entschieden ist.

Liebig nahm an, daß die Muskelarbeit wesentlich von den Eiweißsubstanzen abhänge, während nach ihm Kohlenhydrate und Fette nicht zur Arbeitsleistung, sondern nur zur Wärmebildung dienen können. Später wurde beobachtet, daß auch während der stärksten Muskelarbeit der Eiweißzerfall im Organismus nicht größer ist als während der Ruhe, und daraus geschlossen, daß nicht die Eiweißsubstanzen, sondern die Fette und Kohlenhydrate die Quelle der Muskelkraft sind. Immerhin bleibt die Thatsache bestehen, daß eine eiweißreiche Kost den Organismus zu weit größerer Energie befähigt als eine eiweißarme.

Zu ganz anderen Anschauungen ist in neuester Zeit der Bonner Physiologe Pflüger durch seine Untersuchungen über die Ernährung gekommen, mit Verwendung solcher Methoden, welche die in früherer Zeit unvermeidlichen Fehler ausschlossen. Durch diese Anschauungen wird dem Eiweiß eine weit höhere Rolle in der Ernährung zugeschrieben als durch die eben erwähnten älteren. Demnach hat das Eiweiß in sich die Befähigung für sämtliche noch so verschiedenartige Leistungen des Körpers; „volle Muskelarbeit bei Abwesenheit von Fett und Kohlenhydraten, keine Muskelarbeit ohne Eiweißzersetzung.“

Kohlenhydrate und Fette sind Stoffe zweiter Ordnung und vermögen niemals ausschließlich das Leben zu erhalten, während alle Lebensarbeit durch Eiweiß allein — die Anwesenheit von Salzen und Wasser natürlich vorausgesetzt — vollzogen werden kann.

Die Hereinziehung derartiger Fragen,

deren Erörterung auf den ersten Anblick vielleicht als ein Internum der rein wissenschaftlichen Kreise erscheinen könnte, in den Kreis eines größeren Publikums bedarf der Begründung. Es ist klar, daß die ganze Frage einfach darauf hinausläuft, ob es gut ist, das Fleisch als wichtigstes Nahrungsmittel anzusehen und die pflanzlichen Stoffe als nebenbei nötig, oder ob eine reine Pflanzenernährung vollständig die Fleischkost zu ersetzen vermag.

In der Praxis wird diese Frage durch denjenigen Teil des Publikums, der sich in günstiger materieller Lage befindet, in dem ersteren Sinne entschieden, und namentlich auch das so außerordentlich praktisch veranlagte englische Volk verhält sich diesem Sinne gemäß. Leider aber ist die materielle Lage breitester Schichten nicht derart, daß der Fleischkost der ihr gebührende Rang zuerteilt werden kann. Die Thatsachen liegen kurz so, daß Eiweißnährstoffe teuer, Kohlenhydrate dagegen billig sind.

Freilich giebt es auch recht eiweißreiche pflanzliche Nahrungsmittel, unter denen die Leguminosen, Bohnen, Erbsen, Linsen obenan stehen; diesen kommt auch in der That ein recht hoher Nährwert zu, aber immerhin enthalten sie noch viel zu viel Ballast von anderen Körpern, um den Fleischgenuß ersetzen zu können. Es fehlt ihnen die leichte Verdaulichkeit der fast nur aus Eiweiß und Fett bestehenden Fleischnahrung. Die Erfahrung lehrt auch thatsächlich, daß die Hülsenfrüchte als tägliche Hauptnahrung nicht zu verwenden sind. Ein Drittel und mehr des in ihnen enthaltenen Eiweißes bleibt für den menschlichen Magen unverdaulich.

Während die Fette und Kohlenhydrate nun in ihrer chemischen Konstitution genau bekannt sind, ist dies, wie oben schon angedeutet, bei den Eiweißkörpern nicht der Fall. Obgleich man die Konstitution des Eiweißmoleküls noch nicht kennt, hat man dennoch Versuche gemacht, durch Zusammenfügung von einfacheren chemischen Verbindungen Eiweiß zu bilden, in der Retorte auszuführen, was die lebende Pflanze mit Hilfe von Licht und Wärme bis jetzt allein fertig brachte. Es muß noch zweifelhaft bleiben, ob die so erzeugten Stoffe, welche manche Reaktionen mit bekannten Eiweißkörpern gemein haben, wirklich Eiweiß sind, oder ob nicht doch noch Unterschiede existieren, wie sie auch zwischen Kohle und Diamant bestehen, obgleich beide Kohlenstoff sind.

Sollte es aber wirklich einmal gelingen, das Eiweiß künstlich im chemischen Laboratorium herzustellen, so kommt noch immer sehr die Frage in Betracht, ob der Chemiker im stande ist, das Eiweiß billiger zu liefern, als die Natur es thut, und es spielen noch viele andere Fragen verschiedener Art hierbei mit.

Man hat nun versucht, dem Mangel an billigem und gut verdaulichem Eiweiß in anderer Weise zu begegnen.

Professor Finkler, einem deutschen Hygieniker in Bonn, ist es, wie er auf dem im April 1898 in Madrid abgehaltenen internationalen Kongreß für Hygiene und Demographie zuerst mitgeteilt hat, gelungen, ein reines und billiges Eiweißpräparat darzustellen, das er in den Konsum eingeführt hat.

Die Darstellung von Eiweiß ist nicht auf der chemischen Entdeckung der Eiweißsynthese gegründet, sondern Finkler gewinnt den Stoff aus den natürlichen Quellen desselben. Seine chemische Erfindung besteht darin, daß er durch zersetzende und extrahierende Prozesse die Zumischungen, welche das Eiweiß überall in Pflanzen und Tieren begleiten, wegschafft und so reines Eiweiß übrig behält. So werden Farbstoffe, Stoffe, welche Geruch und Geschmack bedingen, Stoffe, welche durch Bakterien und Gärungspilze erzeugt werden und dem Eiweiß beigemischt sein können, zerstört und die Reste derselben entfernt. Auf diese Weise wird das Eiweiß frei von Geruch und Geschmack, frei von Farbstoffen, von Bakterien und von anderen Produkten gewonnen.

Die Möglichkeit, hierbei einen ökonomischen Erfolg zu erzielen, also das Eiweiß billiger zu bereiten, als es sich im Fleisch berechnet, beruht darauf, daß das Eiweiß in der Natur vielfach in derartiger Verbindung mit anderen Stoffen vorkommt, daß es direkt für die Ernährung schlecht ausnutzbar, also wohlfeil ist, so z. B. im Blut, in den Fischen und in den meisten pflanzlichen Nahrungsmitteln. In den eiweißreichen Pflanzen, z. B. den Leguminosen, wird eben der Wert der Eiweißstoffe dadurch herabgedrückt, daß die Anwesenheit von größeren Mengen von Kohlenhydraten die ersteren schlechter aus-

nutzbar für den Körper macht. Werden nun die Eiweißstoffe diesem Ballast entzogen und in reiner Form dargestellt, so ist ihr Wert der gleiche wie der Eiweißstoffe im Fleisch, wenn sie in rationeller Mischung gebraucht werden. Professor Finkler stellt in seinen Veröffentlichungen ein sehr umfangreiches und interessantes Beweismaterial zusammen, um darzuthun, daß namentlich in den ärmeren Schichten ein viel zu geringer Konsum an Eiweiß stattfindet.

Er stellt zunächst Zahlen zusammen, die den Konsum an Eiweiß bei Menschengruppen bezeichnen, von denen man annehmen kann, daß sie unter guter Kontrolle stehen und ausreichend ernährt werden, so z. B. auch für das Militär im Krieg und im Frieden.

Nach diesen Ermittelungen betrug z. B. der Konsum von Roheiweiß 1) für angestrengt arbeitende Männer 145 g auf Kopf und Tag, 2) für mäßig arbeitende Männer 96 g auf Kopf und Tag, 3) für Frauen bei mäßiger Arbeit 61 g auf Kopf und Tag.

Rechnet man den arbeitenden Mann zu 65 Kilo Körpergewicht, die Frauen zu 55 Kilo, so kommt auf 1 Kilo Körpergewicht in vierundzwanzig Stunden für 1) 2,23 g, 2) 1,48 g, 3) 1,11 g.

Die Verpflegung der Heere zwölf verschiedener Staaten ergiebt im Durchschnitt

	Roheiweiß für 24 Stunden	pro 1 Kilo
1) im Frieden	117,92	1,81
2) im Kriege	130,49	2,01
3) Marine auf See	148,03	2,28

Nun wird aber nicht alles aufgenommene Eiweiß verdaut, ein gewisser Bruchteil bleibt vollständig unausgenutzt, und zwar bei den pflanzlichen Nahrungsmitteln ein weit stärkerer Bruchteil als bei den tierischen.

Nach Abzug dieses Bruchteils beträgt die Aufnahme verdaulichen Eiweißes bei den oben erwähnten Kategorien für 24 Stunden

	pro Kopf	pro Kilo Körpergewicht
1)	108,08	1,67
2)	72,0	1,1
3)	45,8	0,83

Die entsprechenden Zahlen für die Verpflegung der Armeen zwölf verschiedener Staaten ergeben verdauliches Eiweiß für vierundzwanzig Stunden

	pro Kopf	pro Kilo Körpergewicht
im Frieden	88,19	1,35
im Kriege	100,97	1,54
Marine auf See	108,0	1,67

Das sind also Thatsachen, die die wirkliche Stärke der Eiweißzufuhr bei der Ernährung gewisser nicht schlecht genährter Menschenklassen bezeichnen.

Nun kann man aber bestimmen, wieviel Eiweiß im Körper umgesetzt, d. h. verbraucht wird, und da wurde gefunden, daß ein kräftiger Arbeiter bei angestrengter Arbeit pro Kilo und vierundzwanzig Stunden 1,73 g Eiweiß umsetzt. Diese Zahl betrachtet Professor Finkler als feststehende Größe für den Eiweißumsatz eines kräftigen Arbeiters, der nicht an eigenem Muskeleiweiß bei der Arbeit einbüßt und der bei gemischter Kost die genügende Eiweißmenge erhält. Es ergiebt sich aus den oben angeführten Zahlen, daß die wirkliche Eiweißmenge in der Ernährung der erwähnten Menschengruppen hinter dem so aufgestellten Soll zurückbleibt.

Andere von dem Statistiker Engel ermittelte Zahlen beweisen wieder, daß in den begüterten Klassen das berechtigte instinktive Bestreben herrscht, größere Mengen von Eiweiß in der Nahrung aufzunehmen; mit anderen Worten, daß die bessere Nahrung zugleich auch die eiweißreichere ist. Dieselbe Thatsache ergiebt sich allerdings auch schon aus der oben erwähnten Thatsache, daß die eiweißreichen Nahrungsmittel, vor allem das Fleisch, eben auch die teuersten sind.

Professor Finkler glaubt also, diesem Mangel an Eiweißnahrung durch die Darstellung eines billigen und reinen Eiweißes, das nicht nur für sich genossen, sondern auch eiweißärmeren Speisen zugesetzt werden soll, diesem Mindergehalt an Eiweiß in der üblichen billigen Ernährung begegnen zu können.

Es kommen unseres Erachtens für die Brauchbarkeit des „Tropons“, wie der Eiweißstoff Professor Finklers genannt wird, drei Fragen in Betracht.

Die erste, nicht unwichtigste, ist die Frage des Preises. Nach den Angaben des Erfinders bietet nun ein Kilo Tropon so viel Nährstoff wie fünf Kilo feinstes Fleisch oder wie etwa zweihundert Eier. Das Tropon kostet nur halb so viel, wie die gleichwertige Eiweißmenge in Gestalt von Fleisch. Für

jedes Quantum Fleisch, welches durch Tropon ersetzt wird, wird daher diesen Angaben gemäß die Hälfte der Kosten dieses Fleischquantums gespart.

Zweitens ist es von der größten Wichtigkeit, daß das Tropon frei von jedem fremden Beigeschmack sei; diese Forderung ist identisch mit der anderen, daß es chemisch rein sei. Was diesen Punkt anlangt, so hatten wir Gelegenheit, uns davon zu überzeugen, daß das Tropon einen Beigeschmack nicht hat, daß also, wenn es mit gewissen, einen specifischen Geschmack besitzenden Zusätzen versetzt wird, einzig der Geschmack dieser Zusätze hervortritt.

Eine dritte sehr wesentliche Bedingung ist aber die leichte Aufnahmemöglichkeit durch den menschlichen Körper, die Verdaulichkeit, die der des Fleisches gleichkommen muß.

Über diese Frage kann der einzelne Konsument sich keine Gewißheit verschaffen.

Beim einzelnen Individuum kreuzen sich die verschiedenen Einflüsse viel zu sehr, als daß ein selbst wissenschaftlich geschulter Beobachter aus der Einführung eines neuen Faktors wirklich maßgebende Schlüsse ziehen könnte. — Nebenbei bemerkt, beruht gerade auf derartigen Selbsttäuschungen die Möglichkeit und Thatsache, daß notorische Kurpfuscher und Heilschwindler häufig zahlreiche — zweifellos echte Anerkennungsschreiben für ihre Heilmethode aufzuweisen haben.

Um also vom Negativen zum Positiven zu gelangen: Für die Frage der Verdaulichkeit und Bekömmlichkeit des Tropons kommen einzig streng wissenschaftliche Beobachtungen an einer größeren — auch im übrigen beobachteten — Anzahl von Individuen in Betracht, was bei Krankenhäusern, Kasernen, allenfalls auch Schulen zutrifft. Professor Finkler führt eine Reihe von praktischen Versuchen an, welche in dieser Richtung unternommen worden sind. Zunächst wurden, wie gewöhnlich in solchen Fällen, Tierversuche angestellt.

Dabei wurde so vorgegangen, daß die Tiere zunächst zwei Monate lang mit bekannten Mengen von Milch und Brötchen gefüttert wurden, während man dabei ihre Gewichtszunahme feststellte. Dann entzog man dem einen Tier zunächst die Hälfte der Milch und ersetzte deren Nährstoffgehalt durch Tropon, Stärke, Fett und Asche in der entsprechenden Wassermenge; dann wurde dem Tier die gesamte Milch in entsprechender Weise ersetzt. Nach einiger Zeit erhielt das Tier seine frühere Fütterung wieder. Das Kontrolltier wurde in gleicher Weise behandelt, nur wurde der Milchersatz zu anderer Zeit eingeführt. Bei einem anderen Versuche wurde dem einen Tier die gesamte Milch durch die künstliche Mischung ersetzt, während das andere mit Milch weiter ernährt wurde.

Der Erfolg dieser Versuche erwies, daß die Tiere zur Zeit der Fütterung mit dem künstlichen Gemisch an Gewicht schneller zunahmen, als bei der Verabreichung von Milch. Eingehendere Versuche wurden an Menschen angestellt, deren Leistung als die von mäßig arbeitenden anzusehen war. Zu bestimmter Zeit wurde eine besonders ausgewählte Arbeit vollbracht, welche in sehr anstrengendem Radfahren bestand. In einer Versuchsreihe ist zu einer bestimmten Zeit das gesamte Eiweiß der Nahrung nur in Gestalt von Tropon eingegeben worden. In einer anderen wurde ein Ersatz des Fleisches durch das Tropon in bestimmter Weise eingeführt. Es stellte sich dabei heraus, daß während der Troponfütterung eine sehr beträchtliche Zunahme des Körpergewichts eintrat. Auch konnte ganz außerordentlich große Arbeit bei ausschließlichem Tropongenuß ohne Verlust des Körpergewichts ausgeführt werden.

Es wurde dann dazu übergegangen, in einer Menage die Möglichkeit einer Ernährung mit Tropon und den Wert desselben zu bestimmen, und zwar gelang es in einer Haushaltungsschule, junge Mädchen im Alter von vierzehn bis fünfzehn Jahren eine, zwei und drei Wochen lang mit einem beträchtlichen Troponzusatz zur Nahrung zu versehen, indem die vorher bestehenden Schwankungen der Eiweißzufuhr der bisherigen Nahrung ausgeglichen und der Durchschnitt der Eiweißgabe erhöht wurde. Die Resultate waren in Bezug auf die Verträglichkeit der Eiweißsubstanz sowohl als auch besonders auf die Zunahme des Körpergewichts überraschend günstig, derart, daß die Gewichtszunahme der Kinder in den Versuchswochen bedeutend höher stand als sonst.

In der der Leitung Professor Finklers unterstehenden inneren Abteilung des Friedrich-Wilhelmstiftes in Bonn wurde ferner der Versuch gemacht, Kranke und Rekonvalescenten mit Tropon zu ernähren.

Das Tropon wurde hier an chronisch und akut Kranke teils als Zusatz zur gewöhnlichen Nahrung, teils als vorwiegender Ernährungsstoff verabreicht. In keinem einzigen Falle wurde eine Störung erlebt, selbst nicht bei ganz empfindlichen Verdauungswerkzeugen. Die fortlaufenden Gewichtskontrollen ergaben ausnahmslos eine Zunahme des Körpergewichts, auch bei Tuberkulösen.

Die Finklerschen Beobachtungen sind bestätigt worden durch Versuche im Hamburger Krankenhaus; auch die sorgfältige Prüfung in dem Weikerschen Laboratorium in Görbersdorf in Schlesien hat ergeben, daß dem Tropon der hohe Nährwert und die gute Verträglichkeit wirklich zukommt.

Durch diese Ergebnisse wird jedenfalls so viel festgestellt, daß das Tropon im stande ist, im menschlichen Körper diejenigen Leistungen auszuüben, welche überhaupt dem Eiweiß zukommen. Es kann sowohl vollständig die Arbeitsleistung eines Organismus besorgen, als auch als Muskelsubstanz im Körper angesetzt werden.

Auch von anderer maßgebender ärztlicher Seite liegen günstige Urteile über die Brauchbarkeit des Tropons vor. So wurde Tropon in der ersten und zweiten Berliner Charitéklinik eine Reihe von Monaten hindurch geprüft, und die Resultate dieser Prüfung ergaben, daß das gelbliche, geschmack- und geruchlose Pulver, das nicht löslich ist, sondern in Milch, Suppen und Kakao aufgeschwemmt oder in Form von Tropon-Schokolade und Tropon-Zwieback gegeben wurde, gern genommen und gut vertragen wurde. Genaue Untersuchungen zeigten ferner, daß das Präparat vorzüglich ausgenutzt wurde, in der Mehrzahl der Fälle sogar besser als Fleisch. Die Beobachtungen lehrten, daß das Tropon, wo Schonung des Verdauungskanals am Platze ist, oder es sich um möglichst intensive Ernährung handelt, wie z. B. bei der Tuberkulose, besonders gute Dienste leistet.

Da die Frage, ob pflanzliches Eiweiß genau denselben Wert hat wie tierisches, noch unentschieden ist, so wird das Tropon aus beiden Klassen von Eiweiß gemischt hergestellt, und zwar so, daß ungefähr fünfunddreißig Prozent des in der Nahrung verbrauchten Eiweißes tierischen Ursprungs sein sollen.

So scheint der Beweis der Verdaulichkeit des Tropons nach allen Seiten hin erbracht zu sein, und da der Preis dieses Nahrungsmittels niedrig genug ist, daß dessen Beschaffung auch im kleinsten Haushalt möglich ist, so wird die Frage, ob das Tropon in der Volksernährung die erhoffte und vom Erfinder ihm verheißene Rolle spielen kann, schließlich von der Geschmacksfrage und davon abhängen, ob die Hausfrau ja dazu sagt oder nein. Es sind hier und da in der Presse Stimmen laut geworden, daß an dem sandigen Geschmack des Tropons Anstoß genommen werde. Es ist das eine unvermeidliche Folge seines größten Vorzuges, nämlich seiner Unlöslichkeit und der darauf beruhenden Haltbarkeit. Man darf indessen annehmen, daß in solchen Fällen die Anwendungsart falsch war, und man kann der Fabrik den Vorwurf nicht ersparen, daß ihre Gebrauchsanweisungen nicht präcise und klar genug sind. So wurde oft der Fall beobachtet, daß der erste Versuch mit Tropon gern in Verbindung mit Bouillon gemacht wird, wobei dann die sandige Beschaffenheit sich besonders geltend macht. Wir haben Tropon in verschiedenen Mischungen versucht und dabei gefunden, daß es einen eigentlich eigenen Geschmack nicht besitzt, daß es also mit Zusätzen, die eigenen specifischen Geschmack haben, z. B. mit Ei und Zucker verquirlt oder in Rotwein aufgerührt, ohne jede Belästigung genommen werden konnte. Wir hören außerdem, daß eine Anzahl großer Nahrungsmittel-Fabriken, wie Konserven-, Kakao-, Schokolade-Fabriken, sich mit der Tropon-Fabrik direkt in Verbindung gesetzt haben, und daß das Tropon in dieser Form vornehmlich in den Kleinhandel kommen soll.

Inwiefern diese Mischungen im Haushalt mit Nutzen verwendet werden können, darüber wird ja die Praxis der Hausfrau das letzte Wort zu sprechen haben.



Litterarische Rundschau.

Orientreise Sr. Majestät des Kaisers von Rußland als Großfürst-Thronfolger. Im Auftrage Sr. Majestät verfaßt von Fürst E. Uchtomskij. Aus dem Russischen übersetzt von Dr. Hermann Brunnhofer. (Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.)

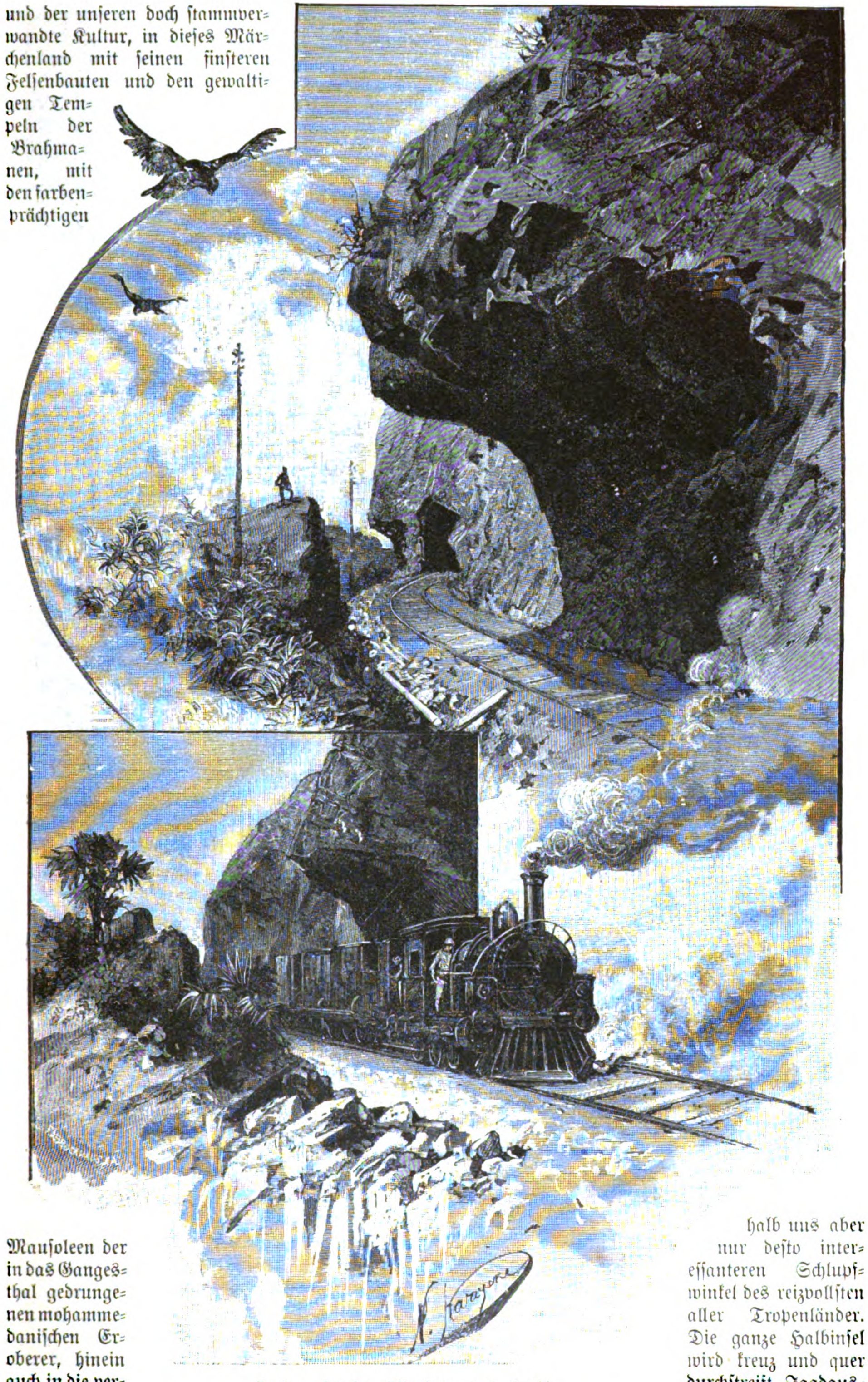
Mit der Ausgabe der sechzigsten Lieferung ist jetzt dieses zwei starke Foliobände umfassende Prachtwerk zum Abschluß gekommen, das eine mit den reichsten Mitteln, mit den ausgiebigsten wissenschaftlichen wie materiellen Hilfskräften ins Werk gesetzte Reise mit gleich verschwenderischem Reichtum der Darstellung und Ausstattung nun auch der Geschichte überliefert hat. Inzwischen haben die in den Jahren 1890 bis 1891 vom damaligen Großfürsten-Thronfolger von Rußland durchreisten Gebiete für uns Deutsche neuen Reiz und erhöhtes Interesse gewonnen, sind wir doch seither auch auf asiatischem Boden unseren russischen Nachbaren eng an die Seite und mit der russischen Weltpolitik in einen Wettbewerb getreten, der unsere regste Aufmerksamkeit für alles erfordert, was das Zarenreich und seine Fortschritte in Asien angeht. Uns über russisch-asiatische Verhältnisse und Bestrebungen zu unterrichten, dazu ist aber in der ganzen bisherigen Litteratur dieses Gebietes kein Buch nach Ursprung und Ausführung so berufen, wie eben das große Reisewerk, das Fürst Uchtomskij, der Reisegefährte des Zaren, in seinem Auftrage verfaßt hat. Das ganze Werk, wie es jetzt vorliegt, umfaßt nicht weniger als 120 Foliobogen, die mit zahlreichen Karten, 541 Holzschnitt-Abbildungen nach Originalzeichnungen von N. Karasin und photographischen Aufnahmen, mit sieben künstlerisch ausgeführten Heliogravuren und einem Stahlstich-Bildnis des Zaren geschmückt sind.

Zwischen der Vollendung des seiner Zeit hier ausführlich besprochenen ersten Bandes und dem Abschluß des zweiten liegt eine Reihe von Jahren, war doch der Verfasser im Jahre 1897 von seinem kaiserlichen Herrn mit einer außerordentlichen Botschaft an den Kaiser von China betraut, der zuliebe er die Arbeit an dem umfangreichen Werke notgedrungen eine Zeitlang unterbrechen mußte. Die Darstellung aber hat dadurch, wie man begreifen wird, eher noch an Lebendigkeit, Anschaulichkeit und Zuverlässigkeit gewonnen. Von neuem traten dem Fürsten Völker und Landschaften Asiens vors Auge, von neuem gewann er reiche und vielseitige Gelegenheit, sich in die Sitten und Einrichtungen des geheimnisvollen, an Mannigfaltigkeit der Kulturen unerschöpflichen Erdteils zu versenken, und manches, was auf der Reise nur flüchtig an ihm vorübergestreift war und ihm nur seine Oberfläche gezeigt hatte, erschloß sich nun erst seinem tieferen Verständnis. Auch sonst ist, wenn man das ganze Werk noch einmal an sich vorüberziehen läßt, der Vorteil dieser Unterbrechung in der Ausarbeitung der Reiseskizzen und -Aufzeichnungen nicht zu verkennen. Das Ganze, scheint es uns, hat jetzt erst den inneren Zusammenschluß erhalten, die Einzelheiten sind in engere Beziehung zueinander gebracht, Vergleiche und Parallelen sind gezogen, die sich doch erst einstellen können, wenn dem Reisenden seine Einzel-Beobachtungen und -Erfahrungen von unterwegs in eine gewisse objektive Entfernung gerückt sind, und endlich hat auch die in der Zwischenzeit wieder erfolgte Berührung mit der europäischen Kulturwelt der Darstellung erst die rechten für uns allein interessanten Gesichtspunkte geschaffen.

Wohl ist es eine Welt der Wunder, die der Verfasser in prächtigen Bildern vor uns entrollt: Griechenland, das alte wie das moderne Ägypten, Indien mit seinen Wunderbauten und seiner gewaltigen Natur, Ceylon, Java, Siam, das ungeheure China, das heiter-schöne Japan und das unermeßliche Sibirien — das alles scheint uns anfangs mit seiner fremdartigen Gestaltenfülle förmlich zu erdrücken, aber darin besteht eben die Kunst dieses erwählten Reiseschilderers: er weiß uns all diese scheinbar unversöhnlichen, ja sogar unvergleichbaren Gegensätze und Fremdartigkeiten nahe zu bringen und uns zu ihnen in sozusagen vertrauliche Bekanntschaft zu setzen.

Der zweite Band, durch ein Citat aus Sherrings „Hindu Pilgrims“ stimmungsvoll eingeleitet, hebt gleich mit dem farbenglühenden Kapitel „Am Ganges“ an, schildert uns zunächst Benares, das Mekka des Hindutums, und führt uns dann immer tiefer hinein in diese eigenartige

und der unseren doch stammverwandte Kultur, in dieses Märchenland mit seinen finsteren Felsenbauten und den gewaltigen Tempeln der Brahmanen, mit den farbenprächtigen

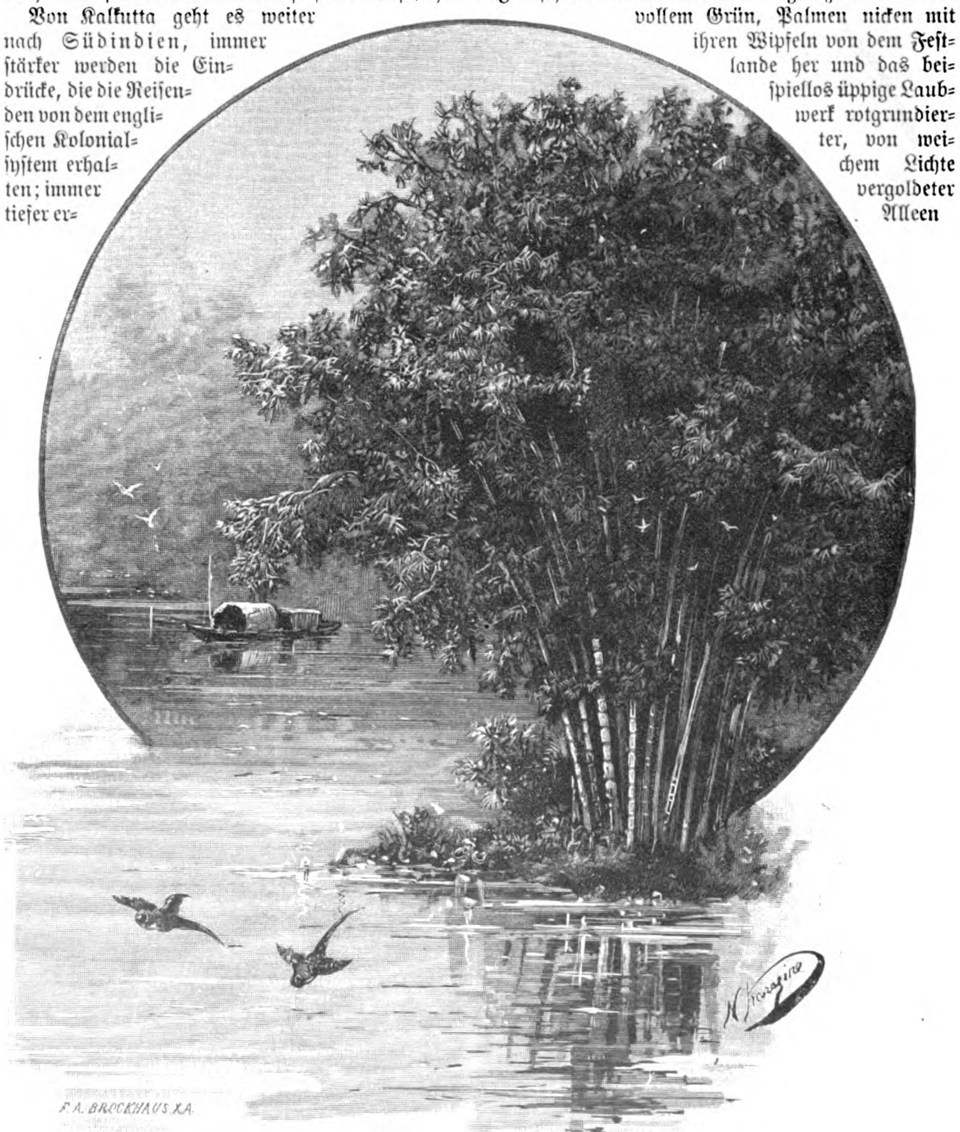


Ceylon: An der Eisenbahn nach Kandi.
(Aus „Orientreise Sr. Majestät des Kaisers von Rußland als Großfürst-Thronfolger.“ Von Fürst E. Uchtomskij. — Leipzig, F. A. Brockhaus.)

Mausoleen der in das Gangesthal gedrungenen mohammedanischen Eroberer, hinein auch in die verborgensten, geheimsten, deshalb uns aber nur desto interessanteren Schlupfwinkel des reizvollsten aller Tropenländer. Die ganze Halbinsel wird kreuz und quer durchstreift, Jagdausflüge und wissenschaftliche Exkursionen wech-

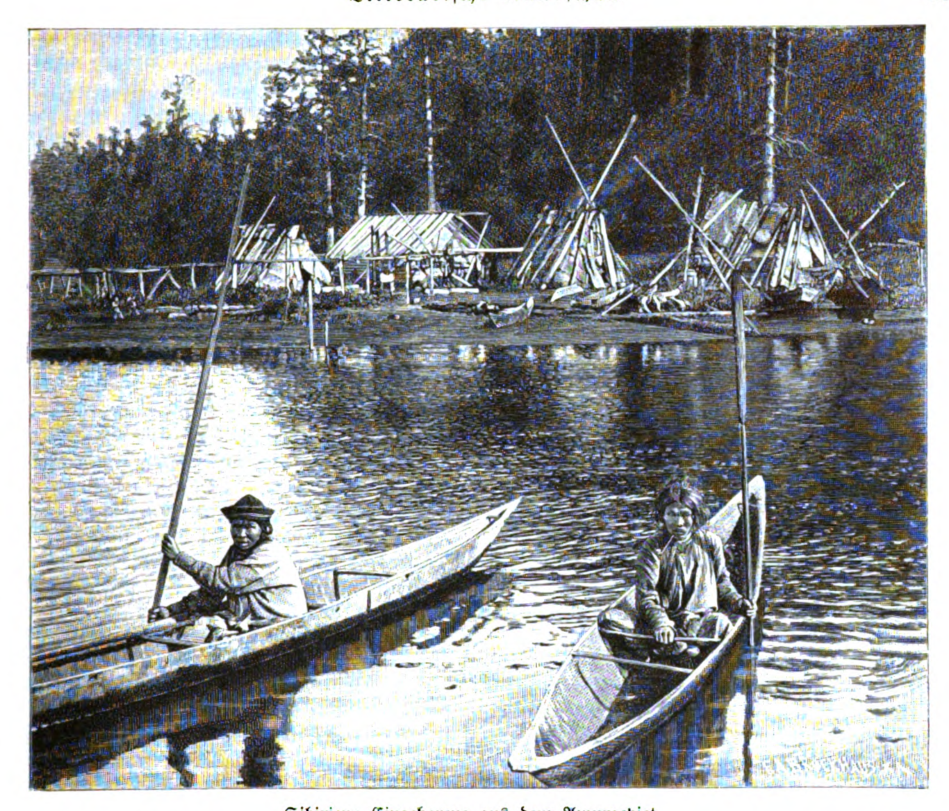
seln ab mit feierlichen Besuchen bei einheimischen Fürsten, die den Sohn des mächtigen, gefürchteten weißen Zaren natürlich mit voller Entfaltung all ihrer Pracht und all ihres phantastischen Pompes empfangen. Sehr eingehend und lebensvoll ist dabei insbesondere Kalkutta, die Hauptstadt des britisch-ostindischen Reiches, geschildert, und das nicht bloß nach seinen gegenwärtigen Zuständen und Verhältnissen, sondern auch mit stetem Rückblick auf seine Geschichte.

Von Kalkutta geht es weiter nach **Südindien**, immer stärker werden die Eindrücke, die die Reisenden von dem englischen Kolonialsystem erhalten; immer tiefer erscheinen die Gegensätze, die die herrschenden Weißen von den nach Befreiung seufzenden Eingeborenen trennen. Dabei enthüllt sich hier gerade erst die ganze Fülle und Mannigfaltigkeit religionsphilosophischer Weltbetrachtung, die für das indische Volk so charakteristisch ist und die sich in zahlreichen, von dem Verfasser mit liebevoller Sorgfalt geschilderten Sekten und Gesellschaften ausprägt.



Ceylon: Bambusstaude auf dem Wege von Kolombo nach Kandi.
(Aus „Orientreise Sr. Majestät des Kaisers von Rußland als Großfürst-Thronfolger." Von Fürst E. Uchtomskij. Leipzig, F. A. Brockhaus.)

Nach dieser schier verwirrenden „Fülle der Gesichte" erquickt uns ein Abstecher nach **Ceylon**, diesem wahrhaft paradiesischen Erdenwinkel des Indischen Oceans: Kolombo erglänzt in wundervollem Grün, Palmen nicken mit ihren Wipfeln von dem Festlande her und das beispiellos üppige Laubwerk rotgrundierter, von weichem Lichte vergoldeter Alleen nimmt die Reisenden auf. Aber bald lockt Kandi die Karawane mitten in das Herz der Insel hinein. Auf einem der interessantesten Schienenwege



Sibirien: Eingeborene aus dem Amurgebiet.
(Aus „Orientreise Sr. Majestät des Kaisers von Rußland als Großfürst-Thronfolger.“ Von Fürst E. Uchtomskij. Leipzig, F. A. Brockhaus.)

der Welt, von dessen Anlage und üppiger Vegetation die ersten beiden hier eingefügten Abbildungen eine lebendige Vorstellung geben werden, geht es durch eine zusehends gebirgiger, formen- und farbenreicher werdende Gegend, durch Laubdome, schwellende Thäler, majestätische Hügelreihen, Kaffeepflanzungen, Wasserfälle, Riesenbouquets von Bambusstauden, vorüber an Abgründen und senkrecht abfallenden Felswänden bis vor die Thore des politischen Centrums der Insel, das sich von außen nichts weniger als großartig darstellt. Bald aber entfaltet sich auch hier reges, eigentümliches Leben: Prozessionen tummeln sich und die Straßen entfalten ihre bunten Volks- und Trachtenbilder.

Doch im Indischen Ocean ist nun des Bleibens nicht länger; der Pfad der Reise lenkt hinüber in das Große Weltmeer: Singapur, die aufstrebende Handelsmetropole, ist es, die die Reisenden zuerst aus dem weltabgeschiedenen Idyll wieder in das große, laute Weltgetriebe zurückführt. Dann lockt Java, die unter der patriarchalischen Leitung der Holländer blühende „Smaragdinsel“, mit dem reichen Batavia, seinen unheildrohenden Feuerbergen und seiner tropisch schwellenden Vegetation, vor allem im weltberühmten botanischen Garten von Buitenzorg.

Inzwischen ist schon eine Einladung nach Siam eingetroffen: König Tschulalongkorn erwartet in seinem exotischen Reiche den russischen Thronerben mit exotischer Pracht. Ein wahres Feenreich umschlingt uns bald mit seinem Zauberbann. Ein für Europa begeisterter König, ein heiteres Volk veranstalten dem hohen Gast glänzende Feste. Hunderte von Elefanten werden vor den Augen der Reisegesellschaft eingefangen, prächtige Barken schaukeln sich auf dem erleuchteten Wasser, Tempel, Pagoden und Paläste thun ihre Pforten auf, Bazare prunken mit ihren Schätzen — bis der Reisegesellschaft auch hier wieder die Stunde schlägt und der Zug sich zur Ostküste von Hinterindien, nach der französischen Kolonie Cochinchina wendet, wo den Russen von Behörden wie von der Bevölkerung überraschend warme und lebhafte Sympathien entgegengebracht werden. Auf die planlose Kolonisationsthätigkeit der Franzosen fallen dabei scharfe, nicht gerade viele Tugenden enthüllende Schlaglichter.

Mit besonderer Aufmerksamkeit und Teilnahme folgen wir nun unserem Verfasser in das „Himmlische Reich“, nach China. Ohne viel Umschweife werden wir alsbald mitten in das chinesische Leben hineingeführt: der Hafen von Hongkong empfängt uns, wir machen eine chinesische Gerichtsverhandlung mit, werden in die eigentümlichen Ceremonien des chinesischen Hoflebens, in den uns völlig fremdartig anmuten-

den Betrieb der Wissenschaft, in die religiösen Anschauungen eingeweiht, über Handel, Gewerbe, Kunst, Verwaltung, Familienleben, Kultus u. s. w. unterrichtet, und das alles an der Hand von Abbildungen, die in diesen Abschnitten noch ganz besonders mannigfaltig und reichhaltig ausgewählt sind. Aus dem allen gewinnen wir die Überzeugung, daß der chinesische Koloß doch noch nicht auf so thönernen Füßen steht, wie man nach manchen Nachrichten und Erfahrungen der letzten Zeit annehmen möchte. Solange die Bevölkerung eines solchen Riesenreiches noch von so starkem Nationalgefühl zusammengehalten wird, wie es Fürst Uchtomskij in hundertfachen Äußerungen beobachtet hat, wird man der Lebenskraft des Organismus schon noch auf lange hinaus vertrauen dürfen.

Trotzdem wird man dem Verfasser recht geben müssen, wenn er die nun folgenden Schilderungen aus Japan überschreibt: „Aus dem Lande des Sonnenaufgangs“. Überall, mögen nun geistige oder materielle, politische oder häusliche Verhältnisse besprochen werden, hat man das zuversichtliche Gefühl: hier geht die Entwickelung bergan, empor zu freien Höhen.

Man bedauert lebhaft, daß der Besuch dieses Zukunftslandes durch das bekannte Attentat, das in Otsu auf den Zarewitsch ausgeführt wurde, vorzeitig unterbrochen wurde und daß uns nach den lieblichen Bildern aus Japan so bald Sibirien in seine kalten Bande zieht. Aber auch hier giebt es Interessantes in Hülle und Fülle. Reichgesegnete Länder, heute noch bedeckt von Waldwildnissen, dehnen sich ins Unermeßliche und warten der Hebung ihrer mannigfaltigen Bodenschätze. Ein dankenswerter Rückblick auf die Geschichte des Landes beweist, wie viel hier schon geschafft ist; Schilderungen aus dem Eingeborenenleben des Inneren — unsere dritte Abbildung zeigt uns Eingeborene aus dem Amurgebiet — belehren uns zugleich aber, wie unendlich viel andererseits noch zu thun bleibt. Durch die Reise des Thronfolgers ist der wirtschaftlichen Erschließung dieses Neu-Rußlands natürlich ein besonders kräftiger und nachhaltiger Anstoß gegeben worden, nicht zum wenigsten durch den ersten Spatenstich, den der hohe Gast in Wladiwostok an der großartigen, zwei Erdteile miteinander verbindenden transsibirischen Weltbahn gethan hat. Auf Schritt und Tritt eröffnen sich auch auf diesen letzten Stationen der Reise Bilder, die von allem bisher Geschauten vollständig abweichen und uns wie eine eigene neue Welt anmuten. Bald sind es Eingeborene mit ihren schamanischen Geisterbeschwörern, bald halbcivilisierte Stämme mit ihren Buddha-Priestern, denen wir begegnen; dann tauchen wieder schmucke, erst gestern gegründete Einwandererdörfer, kecke, lebensprühende Kosakenscharen auf, und plötzlich wieder reiche, mit allen Bildungsmitteln des Westens, mit Schulen, Fortbildungsanstalten, Museen, Bibliotheken, prächtigen Gotteshäusern, großen Handelshäusern u. s. w. ausgestattete Kulturstädte. Dabei führen uns diese Schlußabschnitte des Bandes noch einmal besonders deutlich vor Augen, ein wie hervorragender politischer und philosophischer Kopf Fürst Uchtomskij ist und eine wie starke, eigenkräftige Persönlichkeit in diesem heimatbegeisterten Russen steckt.

Jedem Gebildeten — nicht bloß den politischen und wissenschaftlichen Kreisen —, der an einer geistig vertieften und dabei unterhaltenden Lektüre Geschmack findet, der für Geographie und Völkerkunde, für Kulturgeschichte und Kunst Interesse hat und in der philosophischen und poetischen Behandlung eines Weltstoffes Anregung und Genuß findet, sei das Prachtwerk der russischen Zaren-Weltfahrt angelegentlich empfohlen.

F. D.

Das Klavier und seine Meister. Von Oskar Bie. Mit zahlreichen Porträts, Illustrationen und Faksimiles, sowie musikalischen Originalbeiträgen von Eugen d'Albert, Wilhelm Kienzl, Moritz Moszkowski, Philipp Scharwenka und Richard Strauß. (München, Verlagsanstalt F. Bruckmann, A.-G.) — Das Klavier ist längst der verbreitetste und populärste Vermittler der Musik geworden, das treueste Instrument unserer häuslichen und geselligen Kunstübung, der Mittelpunkt des öffentlichen Konzertlebens. So werden alle die Tausende, denen es weihevolle Stunden künstlerischen Genusses verschafft hat, mit Freuden das oben genannte Werk begrüßen, in das ein kunstverständiger Musikgelehrter, selbst ein Meister des Instruments, die Geschichte seiner gesamten Kultur niedergelegt hat. Aber nicht etwa in der Form eines trockenen Kompendiums oder eines nur zu platten Handlangerdiensten berufenen Nachschlagebuches, sondern in Gestalt eines durch und durch persönlich gefärbten, anregenden, aus der Tiefe eigenen künstlerischen Gefühls und Verständnisses heraus geschaffenen Werkes. Der Kundige wird es ermessen und auch der Laie wird es wenigstens ahnen, welche ernsten Studien nötig waren, um zu diesem umfassenden Denkmal nur den Grund zu legen, aber wenn man erst einmal eingetreten ist in die weiten, imposanten Hallen dieses herrlichen Bauwerks, so wird man von den mühsam herbeigeschafften einzelnen Bausteinen und Quadern nichts mehr spüren, sondern ganz hingenommen werden von dem künstlerischen Gesamteindruck, von der gestaltenden Seele, die durch diese Räume flutet. Jede einzelne Erscheinung, die hier vorgeführt wird, erhält ihr besonderes, eigenstes Leben: die alten Engländer, die ihre Virginalstücke komponierten, die Franzosen, die ihre Tanzformen entwickelten, die Italiener, die die Gerüste moderner Klavierstücke bauen halfen, der in grandioser Einsamkeit thronende alte Bach, der graziöse Mozart, der gewaltige Beethoven, das romantische Triumvirat der Schubert, Schumann und Chopin bis auf Liszt, Rubinstein und d'Albert

— aber sie alle sind zu einem großen, harmonischen Konzerte vereinigt, das der feinsinnige Verfasser mit sicherem Taktstock dirigiert. Und über den Persönlichkeiten ist nie die Zeit vergessen: auf jeder Seite sind wir mitten in dem charakteristischen Milieu und das Ganze schließt sich endlich zu einem künstlerischen Kulturbild von wunderbarer Tiefe und Perspektive zusammen. — Die Ausstattung des Buches entspricht dem vornehmen litterarischen Charakter des Verfassers. Eine Fülle von Text- und Vollbildern, Faksimiles von Handschriften, Titelblättern, Namenszügen, Bildnissen, Konzertbildern, Karikaturen, Klavierformen in vollendeten Reproduktionen begleiten, zugleich Erläuterung und Stimmung gebend, die Darstellung. Jedem deutschen Hause, in dem Musik geliebt und gepflegt wird, sei das prächtige Buch von Herzen empfohlen! F. D.

* * *

Goethes Religion und Goethes Faust. Von G. Reuchel. (Riga, Jonck u. Poliewsky.) — Es ist immer eine erfreuliche Erscheinung, wenn wir auch außerhalb des engeren Kreises der Goetheforscher eindringendes Studium und liebevolle Versenkung in die Werke des größten unserer Dichter antreffen, und gern werden wir uns von einem selbständig denkenden Mann, wie Reuchel es ist, erzählen lassen, was Goethe ihm erzählt hat. In Büchern, wie in dem vorliegenden, spürt man die noch heute lebendig wirkende Macht des Goetheschen Geistes. Ohne den vielfach verschlungenen Pfaden der Goethephilologie nachzugehen — er erklärt ausdrücklich, er sei kein Goetheforscher und wolle nicht als solcher beurteilt werden — hat Reuchel sich während vieler Jahre eingehend mit Goethe beschäftigt und in ihm einen unentbehrlichen Begleiter, Berater und Pfadweiser gefunden; jetzt tritt er vor uns hin und legt Zeugnis ab darüber, was Goethe ihm geworden ist. Zeigt nun das Bild, das er uns entwirft, in manchen Zügen eine vielleicht etwas subjektive Färbung, so wollen wir darüber nicht mit ihm rechten — das mag den Fachzeitschriften überlassen bleiben —, vielmehr uns darüber freuen, daß Goethe für Reuchel nicht bloß ein Gegenstand historischer Forschung ist, sondern daß er ihn innerlich erlebt und seine Gedanken selbständig verarbeitet hat. Im Mittelpunkt des Interesses steht für Reuchel die Frage nach Goethes Verhältnis zum Christentum: das ist das eigentliche Thema seines Buches, und es ist schade, daß er es mit den freilich auch mannigfach anregenden Exkursen über den Faust verquickt hat; er ist dadurch zu einer unglücklichen Disposition verführt worden, und die Klarheit und Übersichtlichkeit der vorgetragenen Grundgedanken hat darunter gelitten. Goethesche und christliche Weltanschauung zu vereinigen, ist Reuchels Bestreben, und er macht dabei nicht den vergeblichen Versuch, Goethe zum (kirchlichen) Christen stempeln zu wollen, sondern entwickelt die für eine Neugestaltung christlicher Weltauffassung fruchtbaren Keime in Goethes Anschauung. So vermag er, frei von starrem Dogmatismus, den lebendigen sittlichen Mächten christlicher Gesinnung gerecht zu werden und der Heiligen Schrift unter den mannigfaltigen Offenbarungen göttlichen Geistes die vornehmste Stelle einzuräumen. Ungern vermißt man bei den Ausführungen über Goethes Wertschätzung der Bibel die so gehaltvollen Abschnitte in der Geschichte der Farbenlehre (Kapitel „Überliefertes"); und an anderer Stelle hätte auch der für die religiösen Ansichten des alten Goethe so charakteristische Brief an Boisserée nicht fehlen sollen, den er ein Jahr vor seinem Tode geschrieben hat. „Des religiösen Gefühls," heißt es da, „kann sich kein Mensch erwehren. Dabei ist es ihm aber unmöglich, solches in sich allein zu verarbeiten. Von Erschaffung der Welt an habe ich keine Konfession gefunden, zu der ich mich völlig hätte bekennen mögen, nun erfahre ich in meinen alten Tagen von einer Sekte der Hypsistarier, welche, zwischen Heiden, Juden und Christen geklemmt, sich erklärte, das Beste, Vollkommenste, was zu ihrer Kenntnis käme, zu schätzen, zu bewundern, zu verehren, und insofern es mit der Gottheit im nahen Verhältnis stehen müsse, anzubeten. Da ward mir auf einmal aus einem dunklen Zeitalter her ein frohes Licht, denn ich fühlte, daß ich zeitlebens getrachtet habe, mich zum Hypsistarier zu qualifizieren." — So ließe sich vielleicht noch manches nachtragen, doch das sind Einzelheiten, die dem Wert des an Belehrung und Anregung reichen Buches keinen Abbruch thun. K. A.

* * *

Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog für 1897. (Berlin, Georg Reimer.) — Der allgemeinen Freude, mit der vor zwei Jahren der Plan zu dem hier genannten, von Anton Bettelheim in Wien geleiteten Unternehmen begrüßt wurde, ist, wie gleich dem ersten, vor einem Jahre anerkennend von uns besprochenen Bande auch dem zweiten Jahrbuch nachgerühmt werden darf, die Erfüllung durchaus gerecht geworden. Eine regelmäßige Totenschau der im vorausgegangenen Jahre dahingeschiedenen „Deutschen von Bedeutung" war seit dem Eingehen der „Biographischen Blätter" ein unabweisbares Bedürfnis, aber es gehörte gewiß nicht wenig Umsicht, redaktionelles Geschick und genaue Personenkenntnis dazu, für jeden einzelnen dieser Namen die rechte Kraft zu finden, die seiner Bedeutung gerecht wurde, und doch nach Ton, Darstellungsart und Ökonomie die unerläßliche Einheitlichkeit dieser litterarischen Ruhmeshalle zu wahren verstand. Nun ist das neue Unternehmen offenbar im rechten Geleise: davon zeugen nicht nur die umfangreichen, aus dem Vollen und Weiten schöpfenden Monographien, die im zweiten Bande Männern wie Jakob Burckhardt, Johannes Brahms, von Stephan, Baechtold, Mitterwurzer, Joh. Georg Fischer, Ritter von Arneth, von Lützow, Charlotte Wolter, Jakob Bernays, Ri-

tershaus u. a. gewidmet werden, sondern auch die bescheideneren Votivtafeln, die man kleineren Geistern gesetzt hat. Dem mit den vorzüglich ausgeführten Bildnissen von Burckhardt und Brahms (in Heliogravüre) geschmückten Bande ist außer den biographischen Beiträgen eine ausführliche Übersicht über die Bibliographie der biographischen Litteratur von 1897 hinzugefügt, die einigermaßen entschädigt für die diesmal ausgefallenen autobiographischen Beiträge, Erinnerungen, Denkwürdigkeiten und Briefe. Hoffentlich bedeutet diese Verkürzung des Inhalts nur einen vorübergehenden Verlust des sonst so erschöpfenden Werkes. F. D.

* *
*

Der Ursprung der afrikanischen Kulturen. Von L. Frobenius. (Berlin, Gebr. Borntraeger.) — Dieses Herrn Geheimrat Prof. Dr. F. von Richthofen gewidmete umfangreiche und mit zahlreichen Illustrationen geschmückte Kompendium sieht von außen zunächst wie eine Materialsammlung aus, im Grunde aber kommt es aus jener jüngeren, hauptsächlich um Friedrich Ratzel gescharten Schule der Völkerpsychologen, die den kühnen Wagemut fand, endlich einmal mit dem bloßen Sammeln von Materialien aufzuhören und statt dessen die wissenschaftliche, auf Principien ausgehende Bearbeitung des massenhaft angeschwollenen Stoffes in Angriff zu nehmen. „Reisen, Sammeln und in den Schränken Anhäufen," sagt der Verfasser, „bedeutet in meinem Sinne noch lange kein Erretten der Kulturdokumente. Die Fetzen und der Plunder, die die ethnographischen Sammlungen zum Teil ausmachen, sind an sich ziemlich wertlos. Ihr Wert liegt eben darin, daß es Belegstücke lebensvoller Entwickelungsgeschichte sind. Sie sind nichts als äußere Merkmale, tote Massen, denen es eben gilt den lebendigen Odem einzublasen." Ein schönes, hohes Ziel! Ob es in allen Punkten für das hier behandelte Problem der Völkerkunde, der Frage nach dem Ursprunge und der Verbreitung der materiellen Kulturgüter in dem ausgedehnten Gebiete der Negervölker, erreicht ist, wagen wir nicht zu entscheiden; aber daß sich auch ein Laie aus dem hier dargebotenen reichen Schatze von guten, zuverlässigen Abbildungen, Karten und Tafeln viel Belehrung und Anregung holen kann, dürfen wir versichern. Besonders ausführlich hat der Verfasser die Waffen, die Musikinstrumente und die Wohnungsverhältnisse der Afrikaner behandelt. F. D.

* *
*

Von **Meyers Kleinem Konversationslexikon** (Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts), das seit einiger Zeit lieferungsweise in sechster, gänzlich umgearbeiteter und vermehrter Auflage erscheint, liegen jetzt die beiden ersten Bände vor. Sie können und wollen zwar ihre enge Verwandtschaft mit dem berühmten großen Stammwerke nicht verleugnen, sind aber keineswegs bloß ein bequemer Auszug daraus, sondern eine neue selbständige litterarische Erscheinung, die ihre Gesetze in sich selbst trägt und jedem einzelnen ihrer Artikel eine sachgemäße, den Bedürfnissen des ersten Augenblicks nichts schuldig bleibende Darstellung zu teil werden läßt. Der bildlichen Erläuterung des präcisen Textes dienen, mit allen Hilfsmitteln der heutigen graphischen Kunst ausgeführt, schöne Tafeln in Farbendruck, zahlreiche Holzschnitttafeln, Tabellen, Karten und einundvierzig Textbeilagen. Besondere Berücksichtigung haben, wie schon der erste Gebrauch lehren kann, die gegenwärtigen Zustände im Staats- und Kulturleben erfahren, die Fortschritte der Technik, der landwirtschaftlichen Gewerbe, der Naturwissenschaften, der Heilkunde und Gesundheitspflege, die Ergebnisse der Forschungsreisen wie die Bewegungen auf den Gebieten der Socialpolitik und Kolonien, die militärischen Fortschritte der Hauptstaaten in Heer und Marine, die Ergebnisse der letzten Volkszählungen u. s. w. Noch mehr als in dem großen Werke ist in diesem kleineren Handbuche Wert gelegt auf eine klare, allgemeinverständliche Sprache, auf Bestimmtheit der Angaben und möglichste Ersetzung fremdsprachlicher Fachausdrücke durch die geläufigen deutschen Bezeichnungen. F. D.



Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Erika.

Novelle
von
Adolf Wilbrandt.

III.

Erika konnte und wollte von dem Entschlusse, zu Doktor Wallneck zu gehn, nicht ablassen. Dies alles muß ein Ende nehmen! dachte sie immerfort. Ich muß sie versöhnen!

Ihrer Ungeduld dauerte es bitterlange, endlich saßen sie auf dem Markusplatz; vor demselben Café Florian, vor dem sie damals Wallneck kennen gelernt hatten. Der große Platz war um diese Zeit nicht voll, eher leer; es war aber doch auch jetzt, als sei er nur dazu geschaffen, damit sich Menschen auf ihm einen guten Tag machten, als stelle er ein kleines versteinertes Paradies vor. Für den reisefrohen, neugierigen Oberst gab es viel zu sehn; seine lustigen Augen gingen in die Runde, während die Töchter, ohne daß er's merkte, sich in ihre Gedanken und Sorgen vertieften. Endlich winkte Meta heimlich, es ließ ihr keine Ruhe mehr. In demselben Augenblick stand Erika auf; sie hatte nicht auf den Wink gewartet. Eine flüchtige Röte schoß ihr ins Gesicht.

„Das hätt ich bald vergessen!" sagte sie mit Mühe; denn lügen ward ihr so schwer. „Ich muß noch zu dem — — du weißt, Meta. Ich laß euch eine Weile allein, lieber Vater. In einer Viertelstunde etwa bin ich wieder da."

„Wohin? wohin?" fragte Korwitz, der eben eine Tüte Erbsen kaufte, um damit die Tauben zu füttern.

„Ach, sie hat noch eine Besorgung," erwiderte Meta. „Laß sie nur gehn; sie ist bald wieder da. Sput dich, große Schwester!"

„Gewiß. Hier find ich euch wieder!"

Damit ging Erika schon, der Piazzetta und der Riva degli Schiavoni zu.

Wallneck hatte sich in einem der entlegeneren und kleineren Gasthöfe an der Riva eingemietet; der Uferdamm vor der Thür war aber noch breit, Schiffe und allerlei kleiner Verkehr belebten ihn, gegenüber lag die Insel San Giorgio maggiore, die Reinhold mit den beiden Schwestern besucht hatte. Hier saß er nun in seinem Zimmer am Fenster, in der Mittagsstunde, in unerwünschter Einsamkeit, und dachte, wie so oft in diesen freudlosen Tagen, seinem Schick-

sal nach. Es spielte wie ein Feind mit ihm; es widerte ihn an ... Auf dem öden Platz, auf den er sich an jenem Abend mit Adalbert und dem Doktor Wehner begeben hatte, war es ihm nicht besser ergangen, als damals bei Berlin: er, der Ungeschickte, hatte wieder gefehlt, und Adalbert hatte ihn wieder getroffen, diesmal an der linken Brust, nicht weit am Herzen vorbei. Die Kugel hatte zwar die Rippe, die darüber lag, nur gestreift, nicht zerschmettert, nur ein Stück Fleisch hatte sie mitgenommen, die Heilung forderte nichts als wiederum etwas Geduld und Zeit; Reinhold sah sich aber von neuem um seine Rache betrogen, und in nagender, lähmender Verstimmung verbrütete er die leeren Tage. Niemand kam zu ihm als der Doktor Wehner, der ihm nun alles war, Arzt, Vertrauter, Gesellschaft; den vielbeschäftigten jungen Doktor trieb aber sein Beruf in Venedig herum, für den Einsamen hatte er wenig Zeit. Er war auch einer von den Frischen, Gesunden, die das Leben leicht nehmen und bei den Schwerblütigen nicht lange aushalten; sie lieben die düsteren Gesichter nicht, Medizin dafür haben sie nicht, und mit dem Trost sind sie bald zu Ende.

So war er auch an diesem vierten Mittag nicht lange auf seinem Sitz geblieben; er nahm seinen Hut wieder, den er kaum abgelegt hatte, und nickte dem „Patienten" zu. Aus seinem rosig blühenden Mund kamen dieselben Worte, die er täglich sagte: „Also ich gehe jetzt; morgen komm ich wieder. — Es bleibt in dieser einfachen Geschichte bei unserm einzigen Recept," setzte er hinzu, „Ruhe! Keine Aufregung!"

Reinhold lächelte. „Was soll mich aufregen? Ich bin mit mir allein."

„Das ist schon nicht gut! — Als Arzt darf man bekanntlich offen reden. Sie neigen etwas — — sagen wir: zur Extravaganz."

„Sagen Sie nur ‚zur Tollheit'," entgegnete Reinhold; „denn das denken Sie."

„Ja, Sie lächeln wohl; aber inwendig, in Ihnen, da sieht es sehr ernsthaft aus. Sie nehmen die Sachen höllisch schwer ... Allerdings, ich gebe zu, sie sind auch danach."

Reinhold antwortete hierauf nicht; er hatte dem Doktor sein Geheimnis anvertraut, um ihn für das nächtliche Duell zu gewinnen, aber über seine Gefühle mochte er nicht sprechen. „Also spazierengehn?" fragte er nur noch mit müder Stimme, ehe Wehner ging.

„Ja, das thät Ihnen entschieden gut. Auf der Riva da hin und her; statt sich hier einzusperren. Ansehn kann's Ihnen ja niemand, daß Sie der Mann von den zwei rätselhaften Schüssen sind. Und die Heilung geht ihren Gang. Sie versinnen und verbrüten sich hier. — Guten Tag! Auf morgen!"

Doktor Wehner war aus der Thür. Reinhold horchte ihm nach, wie ein Unbeschäftigter so gerne thut; er hörte ihn rasch, leichtfüßig die Treppe hinunterspringen. Müde und langsam ging er zu seinem Fenster zurück.

„Auf morgen," wiederholte er die letzten Worte des Doktors vor sich hin. „Und so immer wieder auf morgen. Und warum? wozu? — Was hab ich von dieser ‚Reise nach der Rache?' Damals unentdeckt in die Droschke, jetzt unentdeckt in die Gondel; zu was denn? Wenn ich dann nur noch die beiden Narben haben werde, wer heilt mir die *andere* Wunde?" — Ihm ekelte vor dem Leben, das er hier nun führte: er, der stolz aufrichtige Mensch, so listig unehrlich gegen Erikas Schwester — und so wirr und unklar in seinen Gefühlen gegen Erika selbst. Sie um seiner Rache willen zu verderben, war er hergekommen. Und seit er sie nun kannte, wie war ihm zu Mut? Der sonderbare Zauber dieses jungen Wesens *entflammte* und *rührte* ihn; seine Sinne träumten von ihr, seine Seele beugte sich vor ihrer Reinheit und Hoheit. In wilden Augenblicken konnte er von der süßesten Rache phantasieren und von niederknieender, sich selber richtender Verzweiflung ... Was thun? dachte er, auf den Wasserspiegel hinausschauend. Verzichten? ihm sein Glück lassen? fliehn? — Er schüttelte den Kopf. Es zog ihn zu ihr hin ... Seit er sich seine Frau mit aller Gewalt aus der Seele gerissen hatte, war dieses Gefühl wie eine Art von Rettung über ihn gekommen ... Schaudernd bebte er dann wieder zurück. Diese Frau unglücklich machen? die ihm mit so ahnungsloser, argloser Freundschaft entgegengekommen war, in der ersten Stunde;

die so weich und gut an sein verschlossenes, verbittertes Herz gepocht hatte, die ihm jetzt in dem rührenden Briefchen ihre liebreiche Seele zeigte?

Er zog ihren Brief aus der Tasche, sah ihn wieder an; fast hätte er ihn geküßt. Antworten? Was sollte er darauf antworten? Immer wieder lügen? — Ihn marterte das Mitleid dieser holden Frau; so süß es ihm auch war, daß sie um seinetwillen so heimlich tapfer ihrem Gatten trotzte. Alles marterte ihn. Da lag auf dem Tisch am Fenster der heut gekommene „Scheidebrief", vom Rechtsanwalt seiner Frau. Damit endete nun diese heiße Liebe. Ein höflicher, sachlicher Briefwechsel über die beste Methode, auseinanderzukommen ...

„O Johanna!" seufzte er auf. Er fühlte für diese Frau nichts mehr. Wenigstens in diesem Augenblick nicht. Wie viel, wie unbegreiflich viel hatte er aber einst gefühlt!

An seine Thür ward geklopft. Er rief „Herein". Statt des Hausdieners, auf den er gefaßt war, erschien eine feingekleidete, schlanke Dame, mit auffallend dicht verschleiertem Gesicht. Sehr verwundert erhob er sich. Sie schloß die Thür und blieb bei ihr stehn. Was heißt das? dachte er. Wer ist das? Er erkannte sie nicht.

Erst nach einem Zögern fing sie an zu sprechen: „Sie müssen freundlich verzeihn ..."

Sie stockte wieder. Er verneigte sich. Plötzlich war ihm, nachträglich, als hätte er die Stimme erkannt. Ein heftiges Erschrecken lähmte ihm das Herz; darauf begann es mit schmerzhafter Gewalt zu schlagen.

„Ich wag es, Sie zu belästigen," fuhr sie fort, „gegen Ihren Willen. Denn Sie geben uns keine Antwort —"

„Gnädige Frau!" unterbrach er sie nun, „Sie sind's!"

„Ja, ich," sagte Erika die Achseln zuckend, und schlug den Schleier zurück. Eine zarte, feine Röte lag auf ihren Wangen. „Es ist ja eigentlich gegen die Sitte ... Aber es ist zu viel, was mich hertreibt; ich mußte mich entschließen. Sie werden mich nicht mißverstehen, hoff ich ..."

Jetzt errötete sie erst ganz, bis zur Stirn hinauf.

Er schüttelte den Kopf. Er war näher getreten, stand ihr gegenüber.

„Zuerst Sie, der Kranke! — Sie gehn wenigstens wieder herum; oder stehn doch da. Ach, das ist ja gut; ich hatte gefürchtet, Sie lägen, im Fieber ..."

Er schüttelte wieder den Kopf, diesmal lächelnd.

„Ach, das ist ja gut," wiederholte sie. „Aber Sie antworten nicht auf meinen Brief ... Verzeihn Sie: das versteh ich nicht. Nachdem Sie sich uns so — zutraulich genähert, sich um unsere — Freundschaft bemüht hatten —"

Er bat durch einen Blick um Vergebung, der sie durch seine Schwermut rührte. „Gute gnädige Frau! Es muß Ihnen allerdings unbegreiflich, unverzeihlich vorkommen. Sinnlos und charakterlos ..."

„O nein," entgegnete sie rasch; „wär ich dann hier? — O nein, nein; ich denke, dieses Rätsel hat irgend eine andere Erklärung; ich weiß nur nicht, welche. Darum hab ich auch diesen heroischen Entschluß gefaßt, so in Ihr Versteck einzudringen. Denn da wir Sie für einen — verzeihen Sie — für einen etwas absonderlichen, aber edlen Menschen halten, meine Schwester und ich —"

„Bitte, lassen Sie Ihre Schwester," fiel er ihr ins Wort; das Blut schoß ihm ins Gesicht. Er lud sie durch eine Gebärde ein, sich zu setzen. Sie blieb aber stehn.

„Warum?" fragte sie arglos verwundert. „Ist es Ihnen nicht recht, daß sie gut von Ihnen denkt? Wenn sie mich auch nicht begleiten konnte — das hat sie doch nicht gewagt, so mutig sie sonst ist — dafür hat sie mir keine Ruhe gelassen, bis ich hergegangen bin. Und nun sagen Sie mir, Sie wunderlicher Herr Doktor: warum verstummen Sie so gegen uns? Und warum sind Sie so todesblaß? Ich muß Sie noch dreister fragen — es ist nicht Neugier —: wie kommen Sie zu diesem tiefen Leidenszug in Ihrem Gesicht, Ihrem ganzen Wesen?, Sie sind hier in der Fremde allein. Sie stürmen gegen Ihre Gesundheit, fürcht ich. Sie sehen so elend aus ... Was kann ich für Sie thun?"

Reinhold lächelte sie an, so gut er konnte; zu antworten vermochte er nicht. Ihre Teilnahme, ihre Unschuld, ihre Tapferkeit, alles rührte ihn; jedes ihrer Worte. Dabei erschütterte ihn die weiche Stimme, weckte ge-

fährliche Gefühle in ihm. Ihre schlanke aristokratische Schönheit reizte seine Sinne. Wie ein unglaublicher Traum umspann es ihn, durchzitterte ihn: diese Frau, Adalberts Frau, hier in seinem Zimmer ...

„Warum wenden Sie sich ab?“ fragte sie, da er in seiner Verstörung auf die kahle Wand sah. „Warum antworten Sie mir nicht?“

„Um Vergebung,“ erwiderte er endlich. „Nicht wahr, so 'nen unhöflichen Menschen haben Sie noch nicht gesehn. — Wenn ich nun aber fest entschlossen wäre, zu schweigen — vielleicht weil ich nicht ganz bei Sinnen bin —“

Er versuchte diese Selbstbeschuldigung mit einem unsinnigen Lächeln zu begleiten; ihm war auch unsinnig genug zu Mut.

„O nein, Sie sind sehr bei Sinnen; Sie haben nur — wie soll ich das sagen — Sie haben in Ihrem Herzen irgend einen Grund, meinem Mann zu grollen — und darum, denk ich, verstummen Sie auch gegen uns. Ich geb aber noch nicht nach! Ich bin ebenso fest entschlossen, Ihnen ins Herz zu reden, wie Sie, zu schweigen; verstehen Sie; und da ich eine Frau bin, hoff ich auch, zu siegen! — Herr Doktor! Lieber Herr Doktor! Mich treibt ja die Not, der Kummer dazu. Ich hab keine Ruhe. Mein Mann —! — ‚Eine unbedeutende Störung‘, sagten Sie mir neulich. Und Sie sagten meinem Mann und mir, Sie wären mit dem Wunsch gekommen, meine Frauenhand möchte ‚den Knoten auflösen‘. Sie leiden unter dieser Entzweiung, Sie auch; ich fühl's, ich seh's Ihnen an. Aber mein Mann! Er leidet ja mehr als Sie. Was sind dies für Tage. Seit dem Wiedersehn mit Ihnen ist er wie verwandelt ...“

Die Stimme der jungen Frau ward leiser und fing an zu zittern; der Stolz verwehrte ihr eine Weile, mehr davon zu sprechen. Schamhaft in die Ecke blickend, setzte sie dann doch hinzu: „Unser junges Glück ist nun — wie verschüttet ... Sie sagten mir neulich so gute Worte. Wollen Sie nicht auch etwas Gutes thun — und es wieder herstellen? Sie können es; das fühl ich. Wollen Sie's nicht thun?“

Reinhold betrachtete die zarte, allzu holdselige Frau in wachsender Verwirrung. Wie hab ich mich da verstrickt, dachte er. So ein süßes Geschöpf; und unglücklich durch mich! Weil ihr Mann — —

Er haßte ihn auf eine neue Art. Er rang nach Atem und seufzte.

„Und Sie schweigen noch immer?“ fragte sie tiefbetrübt. „Sie sagen mir kein Wort?“

„Vermutlich weil ich nicht kann,“ preßte er zwischen den Zähnen heraus. „Gnädige Frau — handelte es sich nur um Sie und mich — glauben Sie mir, ich würd lieber sterben, als Sie so betrüben. Ich würd für Sie — — Aber lassen Sie mich. Ich sag sonst zu viel. Von Ihnen, mein ich. Von dem andern aber, von Ihrem Mann, kann ich hier nicht reden. Also lassen Sie mich!“

„Sie sind also jetzt unversöhnlich? — Ja, dann sind Sie freilich ganz anders, als ich Sie mir dachte — und als Sie sich zeigten. Oder er müßt Ihnen etwas Unaussprechliches, Unmenschliches zuleide gethan haben —“

„O ja, gnädige Frau!“ brach es nun aus ihm hervor. „Gewiß! Das hat er gethan!“

Erika starrte ihn eine Weile an. „Verzeihen Sie,“ sagte sie dann, zwischen Unwillen und Bangigkeit, „ich hätt Ihnen gern jedes Wort geglaubt. Dies glaub ich Ihnen nicht.“

Reinhold lächelte bitter: „Sie glauben es nicht. Das konnt ich mir denken. Das ist ja der Lauf der Welt. Sie werden dann gehn und sich sagen: also ein elender, abscheulicher Verleumder ist dieser Mensch, dem ich so viel Vertrauen schenkte. Und ich, der Zertretene, ich werd dann dastehn als der Schuldige; vor Ihnen — vor Ihnen ...“

In wilder Empörung hob er auf einmal die Arme. „Nein!“ schrie er auf, „das ist zu viel!“

Es fuhr ihr durch die Glieder. Nach der ersten stummen Erschütterung trat sie vor ihn hin: „So sagen Sie denn, bei Gott dem Allmächtigen, was hat er Ihnen gethan!“

„Geduld — ich will's Ihnen sagen. Sie lieben Ihren Mann sehr, nicht wahr; meine Frau that das auch. Sie sind rein und unschuldig, darauf will ich schwören: — meine Frau war es auch, ich geb Ihnen mein Wort. Bis aus einem Elenden der Teufel wurde, der in einem schwachen Augenblick seine Stärke einsetzt; und dieser Elende —

an den ich meine Frau verlor — war mein Freund, Ihr Gatte!"

„Nein, nein!" rief sie in dumpfem Entsetzen aus.

„Ich weiß, das glaubt keine Frau von ihrem Mann. Alle andern mögen schwach oder schlecht sein, der eine, ihr Auserwählter, ist ein zu vollkommenes Werk der Schöpfung ... Ich hab mich übrigens ebensosehr geirrt wie Sie: ich hielt diesen Adalbert für einen herrlichen, edlen Mann — beugte mich vor seinen Vorzügen ohne Neid — und voll Vertrauen. Er ist wohl leichtfertig, dacht ich, die Frauen fallen ihm zu und er nimmt sie hin; aber die Frau seines Freundes, die ist ihm heilig wie sein Manneswort; und ihr Herz gehört ja mir! — Da ging er hin, während ich draußen, weit weg war — und wie man aus einem Strauß eine Blume nimmt, um sie sich an die Brust zu stecken, so nahm er mir meine Frau. So nahm er mir meine Liebe, mein Glück, meinen Frieden, alles!"

Erika hielt sich an einem Sessel aufrecht; ihr wollten die Sinne vergehn. „Das ist unmöglich," sagte sie endlich, all ihre Kräfte zusammenraffend. „Sie täuschen mich ..." Auf eine rasche Bewegung Reinholds setzte sie hinzu: „Sie können sich getäuscht haben. Wenn es nicht Adalbert, wenn's ein andrer war —"

Reinhold lachte auf; nicht laut, aber es ging ihr durch Mark und Bein. „Sie haben ja Ihren Mann zu Hause; fragen Sie ihn. Oder sehn Sie in diesen Brief hinein, den er meiner Frau danach schrieb ..."

Er öffnete eine verschlossene Schublade und zog aus einem Haufen von Papieren einen Brief heraus. Sie nahm ihn in die Hand, da er ihn ihr hinhielt. Die Augen anstrengend, die zuerst undeutlich sahen, überflog sie ihn. Dann fiel er aus ihren zitternden Händen zu Boden; Reinhold hob ihn auf.

„Sehn Sie," fuhr er fort, „darum haß ich ihn jetzt — wie ich ihn einst liebte. Darum wollt ich sein Leben; an Ihrem Hochzeitstag war ich in Ihrem Garten; abends. Und von ihm hab ich diese Kugel, die ich Ihnen neulich zeigte —"

„Von ihm!" sprach sie ihm tonlos nach.

„Und zum zweitenmal hier: nach dem Wiedersehn. Darum sitz ich hier ... Ich hab Ihnen alles gesagt, weil Sie's wissen wollten. Ich wollte nicht reden, Sie haben mich gezwungen. Klagen Sie mich nicht an!"

In wortloser Verzweiflung schüttelte sie den Kopf.

„Was nun noch werden soll? Ich weiß es nicht. Es ist aber besser, daß ich Sie nicht länger sehe; bitte, gehn Sie fort. Es ist nicht gut, mit einem Mann so allein zu sein ... Sie sind gut und edel; — auch schön. Meine Frau war das alles auch! Und was ist sie nun ... Ich kenn sie nicht mehr. Welten, Ewigkeiten sind zwischen ihr und mir. Und ich hab sie sehr lieb gehabt. Mein Leben war schön. Nun ist alles tot. Darum haß ich ihn — Ihren Mann ... Gehn Sie fort. Gehn Sie fort! Ich will Sie nicht mehr sehn ..."

Wie von dem inneren Kampf erschöpft, sank er auf einen Stuhl; er brach in Thränen aus, er schluchzte heftig, wider seinen Willen.

„Mein Gott!" seufzte Erika, über dem Mitleid mit ihm ihren Schmerz vergessend. „Wie leiden Sie. Wie sind Sie unglücklich. — Sie unglücklicher Mann. — O Gott! — Wenn es Ihnen ein Trost sein kann, daß ich, die ich Ihnen das sage, ebenso unglücklich bin wie Sie — denn ich hab ja auch —"

Als erwachte sie nun erst zu vollem Bewußtsein, schrie sie in hervorbrechender Verzweiflung auf: „Mein Mann! Adalbert! Ein elender, ein ehrlo — —"

Die Stimme versagte ihr. Sie fuhr mit der Hand nach dem Herzen; ein dumpfes Aufstöhnen löste sich ihr noch aus der Kehle, dann taumelte sie. Es gelang ihr, die Lehne des Sofas zu ergreifen, zu dem sie hingeschwankt war. Sie sank hinein; der Kopf fiel auf die Lehne und sie schloß die Augen.

Reinhold sprang auf und eilte zu ihr. Neben ihr niederknieend ergriff er ihre Hände; sie erkalteten, während er sie hielt. Ihr Gesicht erblaßte sehr: eine tiefe Ohnmacht schien sie zu umfangen; sie lag aber wie ein edles Marmorbild da, fast noch vornehmer und schöner als im Wachen. Ein Traum! dachte er wie vorhin und erzitterte. Adalberts Frau bei mir! — Ich hab sie! Das sind ihre Hände; ich halt sie. — Nun hindert mich nichts auf der Welt, mich an ihm zu rächen ...

Sie lag regungslos. Er betrachtete sie fort und fort mit sich verdunkelnden Augen; das Haar sträubte sich ihm empor, ihm graute vor seinen Gedanken. Ihre zarten, weichen Hände bebten in den seinen; sie wacht auf! dachte er einen Augenblick. Es kam aber nur von dem Beben seiner eignen Hände. Von all den jungen Gliedern regte sich noch keins ... „Nein, nein!" flüsterte er endlich an sie hin, in das edle Antlitz starrend; „nein, nein, ich will nichts! So vertrauensvoll bist du zu mir gekommen; wie ein Engel so gut. Nein, ich thu dir nichts. Da liegen deine Hände bei dir. Ich hab dich zu lieb. Darum rühr ich dich nicht mehr an. O, du süßes Geschöpf. Süße Erika!"

Sie schien ihn zu hören, wenn auch noch nicht zu verstehn; ihre Wimpern zuckten; wenigstens schien's ihm so. Er wußte freilich nicht recht, was er sah; ihm nebelte es in allen Sinnen. „Süße Erika!" sagte er wieder, sich wenigstens an diesen zärtlichen Worten berauschend. „Süße Erika! Bist doch diesen Augenblick mein. Auf Niewiedersehn. Süße Erika!"

Sie erwachte nun offenbar; eine ihrer Hände hob sich bis zu ihrem Herzen, sank dann wieder zurück. Ihre Augen öffneten sich; noch wie abwesend, oder wie träumend, stierten sie in sein Gesicht. Nun fiel ihm erst wieder ein, zu welchem Elend und Kummer sie erwachte ... „Arme, teure Frau!" flüsterte er nach einem tiefen Seufzer. „Wie unglücklich hab ich Sie gemacht. — Hören Sie, was ich sage, oder hören Sie es noch nicht?" — Sie sah ihn noch immer an, sie schien leicht zu nicken. — „Wie rührend gut sind Ihre Augen; alles. Und an diesem himmlischen Geschöpf hab ich mich rächen wollen ..."

Sie zuckte.

„Hab ihm so vergelten wollen, wie er mir gethan hatte ..."

Er wunderte sich und erschrak über seine Worte; sie gingen aber wie von selber über seine Lippen. Erika überlief ein Zittern. Ihre Hände zogen sich zusammen. Die erste Röte kam wieder in ihr Gesicht.

„Erika!" sagte er, noch einmal von ihrem Liebreiz hingerissen, gegen seine Gefühle kämpfend. „Gott sei Dank, ich seh Sie zum letztenmal. Ich hab Sie so lieb — daß ich mich verachte. Und ich bin nun schuld, daß Sie in Jammer vergehen werden. O, vergeben Sie mir ..."

Er nahm ihre Hände und küßte sie.

„O, vergeben Sie mir, was ich Ihnen gethan habe! O, vergeben Sie mir!"

Wie aus einem Traum langsam zu sich kommend, sah sie nun über den Knienden hin, über sich selbst, in das fremde Zimmer. Tiefe Angst im Blick, zog sie die Hände zurück, die er wieder küßte. „Was soll ich Ihnen vergeben?" fragte sie, zuerst noch fast ohne Stimme. „Was haben Sie mir gethan?"

* * *

Auf dem Markusplatz hatte Adalbert den Oberst von Korwitz und Meta gefunden; Erika, nach der er fragte, hatte die beiden verlassen, „um noch einen Gang zu thun". Seine verwilderte, durch die Schlaflosigkeit überreizte Phantasie zog ihn die Riva degli Schiavoni entlang, zur „Aurora" hin; sie führte ihn nur zu richtig. Als er ohne Anklopfen, nach kurzem Horchen, Reinholds Thür aufriß, sah er, was kaum seine schwärzesten Gedanken gefürchtet hatten: seine Frau bei diesem „Rächer", in seiner Sofaecke hingegossen, er ihr zu Füßen, ihre Hände küssend. Auch ein Mann von kälterem Blut wäre wohl diesem Bild erlegen; für den seelenkranken Adalbert war es die Hölle selbst, im untrüglichsten Licht gesehn. Er erstarrte zuerst, keiner Worte mächtig; nicht einmal ein Ton entfuhr ihm. Die Thür flog aber hinter ihm zu, da ein Windstoß kam; Erika hörte es und schrak zusammen. Sie sah hin und sah die große, versteinerte Gestalt. Ein Bangen überfiel sie; noch lag aber ein Rest von Traum, eine Dumpfheit auf ihr, sie fühlte noch nicht, wie schlimm es stand. Mit starren, blicklosen Augen schaute sie noch einmal Reinhold an, der sich von den Knien erhob. Es war ihr, als müsse sie etwas zu Ende denken ... „Was haben Sie gethan?" wiederholte sie.

„Also kein verrückter Wahn!" sagte nun Adalberts bebende Stimme. „Keine Phantasie! Ich finde dich bei diesem Mann. Er kniet vor dir. Da liegst du ... Da ..."

Sie hörte seine Zähne knirschen. „Adalbert!" rief sie entsetzt; all das Schreckliche ihrer Lage war über sie gekommen. Sie

sah, wohin ihre Weichherzigkeit, ihre Seelenangst sie geführt hatte. „Adalbert! Laß mich dir erklären —"

„Das erklärt sich wohl selbst," fiel er ihr ins Wort. „Meine Frau! Bei dem!" — Er trat auf sie zu, kaum seiner Sinne mächtig. „Du! du!" Er faßte sie am Arm und schüttelte sie. „Scheinheilige Heuchlerin! In seinen Armen ..."

Er stieß sie zurück; dann hob er die Hand, als müsse er sie niederschlagen. Sie floh vor ihm zum Fenster hin. „Er rast!" rief sie, von körperlicher Furcht übermannt. „Hilfe! Hilfe!"

Ihre Stimme brach, ihre Augen schlossen sich; das Bewußtsein drohte sie wieder zu verlassen. Reinhold trat hinzu und fing sie in seinen Armen auf. Furchtlos, mit haßglühenden Augen, erwiderte er Adalberts wilden Blick. „Rühr sie nicht an!" sagte er. „In meinem Zimmer schütz ich jede Frau; auch deine. Übrigens, sie ist zehnmal besser als du. Statt sie zu beschimpfen, solltest du —"

„Will ich von dir hören, was ich zu denken habe? — Erika!" rief Adalbert. „Hierher! Zu mir! Meine Hände werden dich nicht berühren, sei ruhig. Aber in seinen Armen, das begreifst du doch wohl, in seinen Armen laß ich dich nicht. Meine Ehre ist mir doch noch heilig! und so wahr ich lebe, vor meinen Augen wird sie kein Mann und keine Frau ungestraft beflecken!"

Wie Kommandoworte, die die Herrscherstimme des Heerführers meuternden Soldaten zuruft, schallte es in Erikas Ohr. Sie löste sich aus Reinholds Armen und trat in die Mitte des Zimmers; zu Adalbert ging sie nicht. „Leben Sie denn wohl!" hauchte sie zurück.

„Bis auf die Schwelle meiner Thür," erwiderte Reinhold, „sind Sie in meinem Schutz. Draußen kann ich Sie leider nicht mehr schützen —"

„Du wagst noch," schrie Adalbert außer sich, „mir ins Gesicht —! Du!"

Er ging auf ihn zu.

Sowie Erika das sah, warf sie sich zwischen die beiden; noch im rechten Augenblick. Sie stellte sich schützend vor Reinhold hin. „Adalbert! Du hast unrecht genug gethan! Heb deine Hand nicht mehr, schone dein Gewissen!"

Adalbert stand still. Er hörte aus ihren Worten, daß sie alles wußte. Sich an der Lippe nagend, kämpfte er einen stillen Kampf mit sich; endlich ging er langsam, mit schweren Schritten bis an die Thür zurück. „Es ist gut," murmelte er, zu Erika gewendet. „Wir werden darüber anderswo reden; nicht hier. Hab ich — unrecht gethan, so ist doch dies mein Unrecht kein Schild, daß andre damit ihre Sünden decken. Dich, dich kenn ich jetzt ..."

Die ganze Wut seiner Empörung flammte wieder auf. „Dich kenn ich jetzt!" wiederholte er mit fast heiserer Stimme. „Hast in wildem Trotz — um ihn an mir zu rächen — — Aber hüte dich! Rächen kann ich auch. Für die Ehre meines Hauses kann ich töten; alles. Mir liegt nichts an meinem, nichts an andrer Leben, wenn ich nur im letzten Atemzug sagen kann: ich hab mich gerächt!"

Erika wich, je länger er sprach, je weiter vor ihm zurück, die großen Augen auf ihn geheftet; ihr graute vor seinem verzerrten Gesicht. Sie fühlte, daß sie auf einmal dies alles nicht mehr recht verstand, daß der Verstand sie verlassen wollte. Ihr Blick irrte zum Fenster hinaus; auf dem Uferdamm vor den Häusern sah sie nun ihren Vater, ihre Schwester kommen. Meta schaute unruhig zu den Fenstern hinauf.

„Mein Vater!" rief Erika, wie befreit. „Da steht er! Ich will zu meinem Vater! Zu ihm rett ich mich!"

„Vater!" rief sie zum Fenster hinaus. „Vater!" — Sie stürzte an Adalbert vorbei zur Thür, riß sie auf, flog die Treppe hinunter und draußen dem herzueilenden Korwitz in die Arme.

* * *

Drei Wochen waren vergangen, seit dieser verhängnisvolle Tag den venetianischen „Honigmond" beendet hatte; der Hochsommer von 1886 war herangekommen. In das Haus des Herrn von Korwitz bei Berlin, das verlassene, das nur die alte Hanna gehütet hatte, war vor der Zeit das Leben zurückgekehrt; freilich ein fast noch trüberes als nach der Mutter Tod. Erika, „die Sonne des Hauses", wie der Oberst sie gern

in seiner galanten Redeweise genannt hatte, wie eine Schiffbrüchige heimgekehrt, von Vater und Schwester wie von hilflosen Mitgestrandeten begleitet; kein Lachen mehr in Zimmer und Garten, keine frohe Stunde. Leidenschaftlich hatte sie „nach Hause“ verlangt, sobald sie wieder wollen konnte; entsetzlich, unerträglich war ihr das fremde Land, in dem sie ihr Glück so verloren hatte. Korwitz, fügsam wie ein Kind, in seiner Vaterliebe, seinem Vaterkummer, hatte alles gethan, was sie wollte; vorwärts mit ihr Tag und Nacht, bis er die Unglückliche im Heimatshafen „gelandet“ und sie in der öden Stille seines wie von Gott verwünschten Hauses geborgen hatte.

Es ging wieder auf den Abend zu; Geheimrat Helm, aus seiner Sommerfrische aufgeschreckt und heimgefahren, aus seiner kleinen Villa herübergeeilt, wandelte im Korwitzschen Garten ruhelos auf und ab. Dem guten Alten war abscheulich zu Mut; die Hochzeitsreise seiner Erika, und solch ein Ende! Von wie ernsten Sorgen er auch damals zu dem jungen Ehemann gesprochen hatte, an so eine schnöde Verwirklichung hatte er nicht gedacht. Nicht einen Augenblick ... Trübsinnig, mit wahrem Grauen, schüttelte er den Kopf über die Ahnungslosigkeit der so viel sorgenden Menschen. Wozu hab ich denn nun damals gedacht und geredet, sagte er vor sich hin, wenn es so nutzlos war? Als hätt ich's nur herangeredet; als wär ich eine aufgerichtete Warnungsstange gewesen, die den Blitz herabzieht ...

Er wartete auf Hanna; vor Ungeduld wollte er schon ärgerlich werden, als sie endlich vom Gartenzimmer her kam. In ihrem schwarzen Kleid und dem schwarzen Häubchen — er hatte sie nie anders gesehn — schlich sie langsam und gedrückt heran wie eine Schuldbewußte, wie wenn sie das Schicksal des Hauses auf dem Gewissen hätte. „Ach, Herr Geheimrat!“ seufzte sie, als sie nach seiner stummen Begrüßung die dargebotene Hand ergriffen hatte. „Ach, daß Sie nur wieder da sind; das ist doch gleich ein anderes Gefühl! — Entschuldigen Sie gütigst, daß ich erst noch ein bißchen Toilette machte: ich war nicht recht präsentabel, Herr Geheimrat.“

„Hören Sie, Frau Hanna,“ fing Helm ohne weiteres an. „Ich hab Sie herausrufen lassen, weil ich erst über den Zustand im Hause ein paar vernünftige Worte hören wollte —“

Sie knixte.

„Eh ich als Doktor eintrete. Darum sagen Sie — — Haben Sie wieder geweint?“

Sie schüttelte traurig den Kopf. „Ach, wie sollt ich, Herr Geheimrat. Wann sollt ich denn weinen! Seit wir das arme Kind wieder im Haus haben, sind sie alle so traurig — der Herr Oberst voran — daß ich nur immer trösten muß und die Hoffnungsvolle und Heitere spielen ...“ Sie legte zutraulich ihre Hand auf die seine: „Darüber komm ich ja gar nicht mehr zum Weinen, Herr Geheimrat. — Ach, aber daß Sie nur wieder da sind; nun wird alles gut! Als der Herr Oberst und die Meta hier ankamen, mit der armen Blassen, die nur ja oder nein sagte — und das kaum —, da war ja doch mein erster Gedanke: ach, hätten wir nur unsern Geheimrat! Und grade den Freitag vorher waren Sie in die Ferien gegangen —“

„Ferien!“ fiel er ihr ins Wort. „Ferien brauch ich nicht mehr, seit ich den Patienten weggelaufen bin. Aber etwas erholen mußt ich mich doch —“

„Ach ja, wer so viel studiert! — Ich hab mir dann erlaubt, dem Herrn Oberst zu sagen: schreiben Sie doch an unsern Geheimrat, daß er wiederkommt! — Er wollte aber lange nicht. Wie werd ich ihn denn in seiner Sommerfrische stören, sagte er immer; Sie wissen ja, wie rücksichtsvoll mein Herr Oberst ist. Na, und endlich hat er's in seiner Unruhe um das Kind doch nicht lassen können ...“

„Da wurde er also endlich gescheit,“ brummte Helm. „Meine Erika!“

„Ach, Sie kennen ja die Erika, wie sonst kein Doktor und kein Mensch auf der Welt. Und wenn Sie auch von den Patienten nichts mehr wissen wollen, die Erika verlassen Sie ja nicht! — Lieber, guter Herr Geheimrat —“

Sie stockte.

„Was denn?“ fragte er.

„Sie glauben auch nicht, daß sie eine

schlechte Frau ist. Nein, das glauben Sie nicht!"

Die etwas unsicher flehenden blaßgrauen Augen, mit denen sie ihn ansah, füllten sich nun doch mit Thränen. „Nein," sagte er geschwind mit möglichst beruhigender Stimme, „das glaub ich nicht."

„Und wir alle nicht! Eh ich das glaube, eher sterb ich! Nein, wenn einer die Schuld hat, dann hat er sie, ihr Mann; darüber bin ich mir ganz sicher. Das hab ich ja gleich gesagt, am Hochzeitstag: ‚er wird sie mißhandeln' ... Fragen Sie nur die Meta; der hab ich's gesagt. — Ach, Herr Geheimrat! Was ist die Ehe? Eine Sklaverei mit Kinderkriegen. Nur die Meta, die ist klug! Die spielt lieber Schach mit ihrem Vater; na, der ist wohl manchmal auch etwas kurios, aber er tyrannisiert sie nicht —"

„Er läßt sich tyrannisieren!" sagte Helm lächelnd.

Lebhaft abwehrend entgegnete die Alte, die auf keinen von ihrem Hause gern etwas kommen ließ: „Das hab ich nicht gesagt!"

„Aber es scheint, unsere kleine Meta hat den Kopf noch oben —"

„O ja!"

„Dann schicken Sie sie mir heraus. Das heißt, ich lasse Fräulein Meta ganz ergebenst bitten, mir einige ihrer kostbaren Augenblicke zu schenken; ich sei ihr gehorsamer Diener. Melden Sie ihr das."

„Sie wollen noch nicht ins Haus? zum Herrn Oberst?"

„Nein, noch nicht. — Sie sagen ihm auch noch nicht, daß ich hier bin. Auch der Erika nicht."

Die Alte legte ihm ihre Hand auf den Arm: „O Herr Geheimrat! In diesen trostlosen drei Wochen — morgen sind's drei Wochen — hab ich das Schweigen gelernt! Wenn alle so — so wund herumgehn, und man an dieses nicht rühren darf und an jenes nicht ... Es ist schwer, das Schweigen lernen. Aber ich hab's gelernt!"

Um die Versicherung zu bekräftigen, drückte sie sich noch eine Hand auf den Mund. Dann ging sie ins Haus zurück.

Helm blieb bei der großen Laube, unter den Kastanienbäumen; hier hatte er früher manchen vergnügten Nachmittag verbracht. Die heitersten wohl, eh Adalbert durch ihn dazukam; da begann das Schwüle, Aufregende, Ernste, das mit der Liebe kommt. Ja, ja: Liebe und Ehe ... Ganz so dumm ist das nicht, dachte Helm, was die Alte von der Ehe sagt. Destilliertes Glück ist's nun grade nicht! — Ihm standen die Jahre vor Augen, in denen er auch eine Frau gehabt hatte; sie war früh gestorben, bald nach dem einzigen Kind. Es war wohl mehr Unruhe, Sorge, tägliche Umwölkung gewesen als Glück ...

Meta kam aus dem Gartenzimmer, er sah ihr helles Kleid durch die Büsche durch. Die kleine, noch immer etwas schmächtige Gestalt eilte ihm entgegen. „Sie sind also endlich da!" rief sie aus, so herzlich wie noch nie. „O, wie ist das gut!"

Er nickte ihr zu und gab ihr die Hand; zu seinem Erstaunen zog sie sie an den Mund. „Was ist das?" sagte er. „Sie küssen mir die Hand? Fräulein Meta einem Mann? Das ist ja die verkehrte Welt!"

„Ach, lieber Geheimrat!" stieß sie heraus. „Wir sind gar nicht glücklich!"

„Das weiß ich, mein gutes Kind. — Es ist nur komisch, wie oft man das sieht — und heut seh ich's wieder —: das Nichtglücklichsein steht den Menschen oft so gut. — Dennoch sollen Sie wieder glücklicher werden; in der Absicht wenigstens bin ich hier. Darum kommen Sie ..."

Er nahm ihre kleine Hand und führte sie in die Laube, an den runden Tisch. Dort drückte er sie sanft auf eine der Bänke nieder und setzte sich neben sie. Er lächelte sie an. Durch das Herzliche dieses Lächelns angesteckt, lächelte sie nun auch. „Also, meine Gute, nun reden wir ein ruhiges und vernünftiges Wort! Fangen wir ab ovo an; das heißt, mit dem Tag, an dem die traurige Katastrophe sich ereignete — Ihr Vater hat mir alle Hauptsachen geschrieben — und er mit seinen beiden Töchtern davonging —"

„Ja, hatte er nicht das Recht?" fiel ihm Meta ins Wort. „In seinen Armen brach die arme Erika zusammen —"

„Ich weiß!"

„Und sie sprach dann so verwirrt — wie im Fieber — daß nicht zu verstehen war: was hat sich denn eigentlich begeben? Aber

sie ließ Vater nicht mehr aus den Armen, sie klammerte sich an ihn, flehte um seinen Schutz: ‚Ich will wieder zu dir!‘ — ‚Meine Tochter ist Ihre Frau,‘ sagte der Vater zu Adalbert; ‚aber sie ist offenbar krank, sie braucht Schonung; sie fürchtet sich vor Ihnen und sie flieht vor Ihnen. Es muß Ihnen selber erwünscht sein, denk ich, daß sie einstweilen mit dem Vater geht, um bei ihm zu genesen.‘ Und Adalbert, blaß wie der Tod —“

Es überlief sie bei der Erinnerung; sie schüttelte den Kopf, als verstünde sie's noch immer nicht.

„Was that Adalbert?“ fragte Helm ruhig.

„Er sagte nur — — Wir standen im Hausflur der ‚Aurora‘, Kellner und allerlei Leute kamen, es war schrecklich, schrecklich. Er sagte nur: ‚Es ist gut. Ich will sie nicht wiedersehn!‘ Und war aus der Thür. Und wir, halb von Sinnen, packten noch denselben Abend und fuhren hierher zurück!“

„Adalbert aber fuhr dann ins Welschland weiter —“

Sie nickte. „So haben wir gehört.“

„Und der andre? Der Doktor Walleneck?“

„Ich weiß nicht.“ — Meta machte eine Gebärde mit Hand und Kopf, wohl halb unbewußt, als würfe sie diesen andern ganz aus ihrem Leben hinaus. „Möchten wir ihn nie, nie wiedersehn. Das ist alles, was ich von ihm weiß!“

„Aber wohl nicht genug.“ Helm blickte das Mädchen recht herzlich an, und in seinem allerfreundlichsten Ton fuhr er fort: „Ich will sagen, liebes Kind — was denken Sie von Erika und ihm? — Ich, der alte Helm, darf die Frage thun; muß, wenn ich helfen soll.“

„O lieber Geheimrat!“ sagte Meta, der das junge Gesicht erglühte. „Denken? Kann ich von Erika Böses denken? — Als wir sie in Venedig fragten: was ist denn geschehn? da rief sie, daß es einem das Herz zerriß: ‚Mein Gott, mein Gott, könnt denn auch ihr für möglich halten, daß ich schuldig bin? Was glaubt ihr? Was glaubt ihr?‘ Und sie rang die Hände. Darauf fragten wir sie nicht mehr. ‚Nein,‘ sagte Vater, wenn er und ich allein waren, ‚ich wär ein nichtswürdiger, ein schlechter Vater, wenn ich an meiner Erika zweifeln wollte; so lang sie mir nicht selber sagt: ich hab mich vergangen, so lang glaub ich nichts! Kein Wort mehr davon zu ihr. Sie lassen, sie lassen, bis das Kind gesund ist!‘“

„Sehr richtig,“ murmelte Helm und nickte.

„Aber lieber Geheimrat — —“

Meta that einen tiefen Atemzug. Sie blickte den Alten von der Seite an, als hätte sie gern von seinem klugen Gesicht etwas abgelesen, ohne erst zu fragen. Da sie das aber nicht fand, was sie suchte, fuhr sie zögernd fort: „Es ist nur so unheimlich — so wunderbar ...“

„Was, meine Liebe?“

„Ich muß Sie was fragen; weil Sie alles wissen. Kann man — im Gehirn krank sein — geisteskrank, mein ich — wenn man auch scheinbar so vernünftig spricht wie die andern Menschen? Kann man in all seinen Gedanken ganz in Ordnung sein und nur in einem verkehrt?“

„Gewiß kann man das. — Sprechen Sie von Erika?“

„Ach, ich weiß es nicht,“ antwortete sie nach einem kurzen Aufseufzen; „ich versteh es nicht! Manchmal, wenn sie mich so anschaut, aus den tiefliegenden Augen, mit ihrem traurigen Blick; oder wenn sie stundenlang in einem Winkel sitzt, ohne sich zu rühren — am liebsten im Gartenzimmer — und mit ihrem stillen Ernst in die Luft hineinstarrt, oder vor sich hinbrütet — dann stockt mir oft das Herz und ich denke: so sieht man aus, wenn man nicht mehr bei richtigen Sinnen ist! — Ja, aber faß ich mir dann ein Herz, sie etwas zu fragen, so sammelt sie sich — ich kann's förmlich sehn — und antwortet so klar und vernünftig, Sie glauben es nicht. Und mir fällt dann eine Last vom Herzen ...“

„Nun also! Das ist ja gut!“

„Ja,“ sagte Meta beklommen, „das ist wohl gut. Dann wieder geht sie umher — hier im Garten, oder durch die Zimmer — so lebhaft, so gesund, als wär ihr gar nichts geschehn; aber ruhelos; immer auf und ab. Und sie sieht mich zuweilen an — und spricht — ich weiß nicht, spricht sie zu mir oder in die Luft? Und wenn sie von einem Kleid, oder einer Blume, oder dem Wetter anfängt, so ist sie dann auf einmal in Be-

nedig — immer, immer spricht sie sich nach Venedig hin — und steht wie vor einem Gedanken, auf den starrt sie hin. Und grad wie wenn er ein Mensch wäre, mit dem sie sich unterhielte, betrachtet sie ihn von allen Seiten, geht um ihn herum. Und immer dieselben Bilder und Dinge kommen ihr in den Sinn; Worte, die sie gesagt, Gedanken, die sie gehabt ... Ach, es ist ja nichts Verwirrtes, nichts Unsinniges; jedes Wort ist klar; aber doch — — o lieber Geheimrat. Es hört sich doch so an, als dichtete sie sich aus der Wirklichkeit ein Gedicht zusammen — und ein trauriges, schreckliches — ein so unmögliches, daß ich's nicht glauben kann — nein, es ist unmöglich!"

„Hm! — Hoffen wir, daß es unmöglich ist. — Und Ihr Vater? Was sagt denn der, wenn Erika so spricht?"

Meta schüttelte das kluge Köpfchen: „Vor dem spricht sie nicht. So nicht. Da ist's, als wenn sie einen Schleier über ihre Gedanken zöge; als wenn sie sich sagte: ‚nimm dich nur zusammen!' Sie kann sich so merkwürdig zusammennehmen, das wissen Sie ja. Und dann sieht sie ihn freundlich an und sagt so irgend ein Wort, das nichts bedeutet ..."

Wunderbares Kind! dachte Helm. — „Nun?" fragte er dann, ohne aufzublicken. „Und wenn nun Adalbert eines Tages wiederkäme —"

„Sie will ihn ja nicht sehn! Will nichts von ihm hören. ‚Ich darf nicht! ich kann nicht!' sagte sie mir gestern. ‚Ich hab's verscherzt! Das ist aus!'"

Der bisher unbewegliche Helm rückte nun auf der Bank. „Ich hab's verscherzt," wiederholte er murmelnd. — „Noch eine Frage, mein gutes Kind. Wenn ich Sie recht verstehe, so spielt in ihren Phantasien — so wollen wir sie nennen — auch der andre mit —"

„Ja freilich," fiel ihm Meta ins Wort, indem ihr wieder die Wangen erglühten. „Sagte ich das noch nicht? — ‚Phantasien' ... Ist das nun auch eine Phantasie? Heut morgen hat sie mir erzählt, diesen andern, den Doktor Wallneck, hätt sie gestern gesehn! Da von den Kastanienbäumen aus hätt sie ihn gesehn! An der Gartenthür, auf der Straße hätt er gestanden und mit einem traurigen, mitleidigen Gesicht hereingeschaut; da wär sie geschwind fortgegangen und ins Haus hinein. Nicht wahr, das ist Phantasie? Wir wollen ihn ja nie, nie mehr sehn ... Aber wenn's Phantasie ist — Gott im Himmel. Dann ist ja ihr armer Geist doch verwirrt, verstört! Lieber Geheimrat!"

„Nun, das wird sich finden," flüsterte der Alte. „Aber jetzt, bitte still: Ihr Vater kommt. Er sollte ja noch nicht; was macht die Hanna? — Sitzen Sie noch still!"

* * *

Herr von Korwitz, auffallend grauer geworden — bisher hatte er sein Dunkelblond ziemlich rein erhalten — kam aus dem Gartenzimmer, wie es schien, etwas aufgeregt: er bewegte die beiden Arme lebhaft, blieb zuweilen stehn und redete ungeduldig auf Hanna ein, die neben ihm herging. „Warum soll ich im Hause bleiben?" hörte Helm ihn sagen. „Sonst heißt es alle Tage: ‚Herr Oberst, ich bitte, ich bitte, in die frische Luft!' und jetzt fragen Sie auf einmal, was ich im Garten will?"

„Hab's nicht so gemeint, Herr Oberst," erwiderte Hanna, um ihn zu begütigen. Sie sah aber unruhig nach der Laube hin. Ihre Schuldigkeit hat sie gethan, dachte Helm. Armer, guter Korwitz: dich hat dieser Kummer tüchtig eingeschneit!

Korwitz stand wieder still; „nun, Frau Weisheit?" sagte er der Alten ins Gesicht. „Morgen sind's drei Wochen; wo bleibt denn die Besserung, die Sie prophezeiten? Erika schwindet ja hin; seht ihr denn das nicht. So wird's weiter gehn! War ja immer ein zartes Kind; und hoch aufgeschossen. Und ist eigensinnig. Thut sie je, was ihr Vater will? Ich weiß, was sie will. Sie will gar nicht wieder gesund werden, sie will ganz was andres; und was sie sich vorgenommen hat, wird sie auch erreichen!"

„Ach, mein guter Herr Oberst," entgegnete Hanna, „reden Sie doch nicht so. Nichts wird sie erreichen!" Es schien, daß die Alte mit Thränen kämpfte, sie lächelte ihn aber an: „Ach was! Larifari! Das Kind thut nur so! Geben Sie acht, der junge Saft, der wird sich auf einmal wieder rühren; und dann sollen Sie sehn, wie das Bäumchen wieder lebendig wird. Drei

Wochen? morgen? Na ja! **Noch einmal** drei Wochen, dann werden die Kirschen reif, und das Kind gesund. Und dann lachen Sie, und ich auch; und wie!"

Helm in seiner Laube, die ihn noch immer deckte, lächelte gerührt; die haben ja jetzt getauscht! dachte er. Nun sieht er schwarz und sie weiß! — In seinem Versteck, das sah er wohl, konnte er nicht länger bleiben; er winkte Meta und trat mit ihr auf den freien Platz unter den Bäumen hervor. „Alter Freund," sagte er zu dem erstaunten Korwitz, „da bin ich. Wollte eben hinein zu Ihnen; hab erst von Fräulein Meta hören wollen, wie es hier steht, wie es Ihnen geht. Lieber, alter Freund —!"

Der Oberst nickte ihm zu; schweigend zog er ihn dann in seine Arme.

„Ja, ja," murmelte Helm, „sagen Sie mir nichts. — Das Nötigste weiß ich schon. — Den Sonnenschein kann man nicht bestellen; aber wir sind ja auch auf **Nebel** und **Wolken** eingerichtet. Und was das Kind betrifft —"

Korwitz stieß hervor: „Wie finden Sie Erika?"

„Ich hab sie ja noch nicht gesehn."

„Ja richtig." — Über das rötliche, jetzt stark entfärbte Gesicht des Obersten ging ein schwaches Lächeln: „Ich bin heute etwas zerstreut!" — Er faßte Helms Arm und zog ihn ein paar Schritte von den andern weg. „Doktor," raunte er, „ich sag Ihnen, wenn Sie mir das Kind nicht gesund machen —!"

„Darum bin ich ja **hier**," antwortete Helm. Er führte den Oberst noch weiter, bis sie an die Bretterwand kamen, die den Garten von seinem Nachbar trennte. „Ich hab aber **noch einen** Patienten," fuhr er leise fort. „Der ist heut gekommen. Wir fuhren in demselben Zug, in demselben Wagen —"

„Adalbert!" flüsterte Korwitz.

„Ja. Ich war in meinem Coupé allein; er sah mich am Fenster, auf einem Bahnhof. Da ist er zu mir eingestiegen. Er hatte erraten, wohin ich reiste; und er wollte mit mir sprechen. Lieber Freund, den hat die einsame Reise im Welschland mürb und weich gemacht —"

„Ah!"

„Oder sagen wir lieber: gescheit! — Um es kurz zu machen: er liebt Erika zu sehr, um nicht lieber an seinen sehenden Augen zu zweifeln als an ihrer Unschuld; — ungefähr mit diesen Worten hat er mir's zuletzt gesagt. Ich hab ihm darin nicht widersprochen, können Sie sich denken! Ich hab ihm — — Also er hofft, daß er in Venedig nicht recht bei Sinnen war, daß die Umstände und die Leidenschaft ihn verblendet haben —"

„Meine Tochter treulos!" warf der Oberst hinein. „Ich kann's nicht glauben! Ich kann's nicht!"

„Eine gesunde Krisis wär also wohl bei ihm zu erwarten — wenn er Erika sehn, mit ihr reden könnte. Da liegt die Schwierigkeit. Ich weiß: sie will ihn nicht sehn! **Soll** sie auch nicht, ist meine Meinung, solang es ihr nicht gut ist. — Lieber Oberst, wollen Sie mich, den Doktor, auch als **Freund** mit ihr reden lassen? Seele und Leib sind hier **miteinander** krank ..."

Korwitz nickte und seufzte. — „Sie sollen so reden, Doktor, wie's das Herz Ihnen sagt. Ihnen vertraut das Kind; von keinem andern Arzt hat sie was wissen wollen. ‚Mir fehlt nichts als Glück,' sagt sie, ‚und das haben sie nicht in der Apotheke.' Was Adalbert und diesen andern betrifft — da liegt ein Rätsel vor, das diese kranke, verstörte Erika noch immer nicht gelöst hat; das sich zu ihrer Ehre lösen wird, ich hoff es. Ich lege alles auf Sie. Reden Sie mit ihr ..."

Die unterdrückte Erregung machte sich jetzt Luft, er schüttelte Helms Arm. „Eins verlang ich von Ihnen: machen Sie mein Kind gesund!"

Meta rief von der Laube her. Helm blickte auf und sah seinen Diener kommen, eine Karte in der Hand. „Dieser Herr läßt fragen," sagte der Diener, die Visitenkarte überreichend, „ob er Sie einige Augenblicke sprechen kann, in einer wichtigen und dringenden Sache. Er wartet in Ihrer Wohnung, Herr Geheimrat."

Helm betrachtete die Karte verwundert; „Doktor Reinhold Wallneck" stand darauf. So hieß ja „der andre" ... und „Wünscht Sie dringend im Interesse des Hauses K. zu sprechen" war darunter geschrieben.

Wie kommt der zu **mir**? dachte er. Schnell

entschlossen, mit vollkommener Ruhe sagte er zu Korwitz: „Ich rede also mit Erika. Muß nur noch erst ein paar Worte mit einem Herrn sprechen, der — — Das ist schnell geschehn. Ich bin gleich wieder hier."

„Alles, wie Sie wollen, Doktor."

Helm wandte sich zu seinem Diener: „Sagen Sie, ich komme!"

Er grüßte Meta und Hanna, während der Diener geschwind vorausging. „Ich begleite Sie bis zur Thür," sagte der immer liebenswürdig höfliche Korwitz und hängte sich in seinen Arm. Als sie zur Gartenthür kamen, die auf die Straße führte, flüsterte Korwitz, indem er seinen Arm zurückzog: „Es ist ein Unglück, Doktor, aber ich vergöttere dieses Kind ... Kommen Sie nur bald!"

„Sogleich!"

Der Oberst trat in seinen Garten zurück, Helm ging die Straße hinunter, bis zu seinem Haus. Es war eines der kleinsten im Vorort, immer noch zu groß für den einzelnen Mann, der nicht sehr gesellig lebte; um so bequemer hatten seine Bücher sich darin ausgebreitet, die er im Lauf der Jahre mit einer Art von Leidenschaft vermehrt hatte. Durch seinen kleinen Vorgarten an der Straße schreitend — der eigentliche Garten lag rückwärts —, sah er schon den Fremden am Fenster des Eckzimmers stehn; die schwarzen, glänzenden Augen fielen ihm auf und das feine Gesicht. Er trat in das Zimmer ein und grüßte mit besonderer Höflichkeit. Reinhold Wallneck that dasselbe, sein Gruß war sogar ehrerbietig. In einer gewissen feierlichen, zurückgehaltenen Bewegung ging er dann auf Helm zu.

„Sie wünschen mich vertraulich zu sprechen," nahm der Geheimrat das Wort. „‚Im Interesse des Hauses K.'; das hat mich sofort gezogen, denn dem Haus bin ich sehr — gut. Ich war eben dort —"

„Ich weiß," fiel ihm Reinhold ins Wort. „Verzeihen Sie mir die Dreistigkeit, daß ich Sie aufzustören wagte; mich kann nur entschuldigen, daß — — daß die Sache, um die es sich handelt, keinen Aufschub leidet; und ich wußte mich an niemand zu wenden als an Sie. Ich setze dabei voraus, daß Ihnen mein Name bekannt geworden ist — und gewisse verhängnisvolle Begegnungen —"

„Jawohl," erwiderte Helm, den der eigentümliche dunkle Klang dieser weichen Stimme bewegte. „Das ist mir alles bekannt."

„Ich durfte das voraussetzen, da ich durch die Damen in Venedig hörte, Sie seien der älteste und der beste Freund des Hauses; — übrigens wußte ich schon ohne das, wer und was Sie sind. Ein sehr verehrungswürdiger — — Ich soll nichts weiter sagen; gut. Ich komme zur Sache; und ich mache es kurz. Durch ein Benehmen, Herr Geheimrat, das ich jetzt tief bereue, da es eine edle Frau unglücklich gemacht hat, ist eine Irrung entstanden, Eifersucht — eine Katastrophe. Ich hab dann nichts mehr gehört, aber — innerlich schwer gelitten; bis ich von einer Wunde geheilt war und nach Deutschland zurückging, um meine unterbrochenen Arbeiten wieder aufzunehmen. In Berlin erfuhr ich dann, durch einen Freund, daß diese unglückliche Frau hier in einem elenden Zustand hinsiecht: wenigstens sagt man so ... Mitleid, Gewissen und eine — tiefe, ehrerbietige Sympathie für die Dame, deren rührend edles Herz ich in einer schweren Stunde kennen lernte — kurz, mich trieb alles her, um für die Wiederherstellung ihrer Gesundheit und ihres Glücks zu thun, was in meiner Macht steht. Gestern schon war ich hier draußen; ich suchte Sie. Sie waren noch nicht heimgekommen, wurden für heute erwartet. Ich bin hier in den Straßen umhergeirrt — wie etwa ein vogelfreier, geächteter Mensch um ein Gefängnis schleicht, aus dem er einen andern Unglücklichen befreien möchte; hab da drüben beim Korwitzschen Garten an der Thür gestanden und das unschuldige Opfer meines Unglücks, die Dame, in ihrem brütenden Kummer gesehn —"

„Also wirklich Sie!"

„Kurz," fuhr Reinhold nach einem Zögern fort, in dem er seine Worte suchte, „ich stelle mich Ihnen zur Verfügung, Herr Geheimrat. Ich bin bereit, vor Ihnen, vor dem Vater der Dame und, wenn es sein müßte, auch vor ihrem Mann — so furchtbar schwer mir dies letzte wäre — in jeder Form zu beschwören, daß und wie dieses ganze Verhängnis einzig und allein durch mich entstanden ist; daß auch nicht ein Hauch von Schuld diese junge Frau trifft, deren Hand

den elektrischen Strom ahnungslos berührte. Glauben Sie mir, ich thu das nicht mit leichtem Herzen! Ich bin nicht so ein guter Christ, der die Rache Gott überläßt und die Backe hinhält. Könnt ich meinen Feind vernichten, ohne auch diese Frau zu treffen, so thät ich es noch. Aber — — ich hab's mit mir abgemacht, und ich bin bereit. Wann und wie Sie wollen; verfügen Sie über mich!"

Helm sah ihn eine Weile schweigend an und nickte. Er freute sich: der erste Blick auf dieses feine Gesicht hatte ihn nicht getäuscht. Für solche Genugthuungen hatte er eine kleine Schwäche. „Ich danke Ihnen, Herr Doktor," sagte er dann herzlich, warm und drückte ihm die Hand. „Sie sind grade zur guten Stunde gekommen, hoff ich; darüber später mehr. Was von dieser Seite her für die junge Frau geschieht, das wird ihr wohl auch von der andern helfen ... Glauben Sie mir, ich weiß Ihr Opfer zu würdigen. Ich danke Ihnen. Haben Sie heute und morgen Zeit?"

Reinhold nickte.

„Ich gehe jetzt zu der jungen Frau. Ich hab sie noch nicht gesehn. Erst wenn ich wiederkomme, werd ich etwa wissen, was thunlich ist, werd ich Ihnen sagen können —"

„Ich verstehe, Herr Geheimrat. Verfügen Sie über mich!"

„Also auf Wiedersehn hier, in einer Stunde, wenn es Ihnen recht ist. Sie bleiben hier, lesen, ruhn — was Sie wollen — oder gehn in die Luft und kommen wieder. Bester Herr, ich danke Ihnen nochmals. Sie sind —"

„Bitte, lassen Sie das!" Reinhold machte eine so entschieden ablehnende Gebärde, daß Helm verstummte.

„Also gut, ich lasse das. Auf Wiedersehn!"

Helm ging hinaus. Als er in das Vorgärtchen kam, sah er Reinhold wieder am Fenster stehn, etwas liebenswürdig Weiches in den schwermütigen Augen, das ihm zu Herzen ging. Er dachte über dessen Schicksal nach; ungefähr meinte er zu erraten, was sich mit ihm begeben hatte. Ihn rührte und ihm gefiel der Mann ... Nun zu Erika! zu seiner gefährlichen Kranken. Jetzt begann die Arbeit!

Er horchte gleichsam in sein Inneres hinein: ob er noch ganz den alten Sinn habe, durch das Schwierige eines Falles nur aufgestachelt, begeistert, zu freudiger Anspannung des ganzen Menschen erhöht zu werden. Ja, er fühlte sich noch wie sonst. Es ging ihm wohlig warm durch den Leib. Die Entwöhnung hatte ihn noch nicht abgestumpft; das Hocken am Studiertisch, dachte er, kommt mir gar zu Gute: in diesen Jahren hatte er vor allem sein Lieblingsfeld, die Erkrankungen des Nerven- und Seelenlebens, bearbeitet. „Also zur Attacke!" sprach er sich selber zu. „Es ist ja, als hätt ich für Erika von Wittow studiert!" Er ging mit verjüngten Schritten, hielt den Rücken grader, den er neuerdings vernachlässigt, der sich ältlich gerundet hatte.

Als er ins „Vorwitzeum" eintrat, wie er das Haus des Obersten nannte, kam ihm auf dem Vorplatz Meta entgegen, die zur Küche ging. „Erika ist im Garten," sagte sie. „Diesmal brauchte ich ihr gar nicht zuzureden, sie war furchtbar vernünftig; ‚der Abend ist so schön, sagte sie, ich will noch in die Luft!'"

„Desto besser," erwiderte Helm. Er ging seiner Patientin nach. Auf einem der Kiessteige bewegte sie sich langsam hin und her; die hohe, schlanke Gestalt schien abgemagert zu sein, auch kam sie ihm schwank oder müde vor. Sie stand nach einer Weile still und sah vor sich nieder. Es war ein schmerzlich rührendes Bild; dieselbe Erika, die er zuletzt am Hochzeitstag hatte dahinschweben sehn. Er trat langsam näher. „Guten Abend, meine teure Erika!" sagte er und lüftete seinen Hut.

Sie blickte auf; die Augen träumten noch sehr. „Guten Abend, Doktor," antwortete sie ruhig.

Er erschrak fast über diesen leeren Blick. „Wie? Weiter nichts?" sagte er dann lächelnd. „So kühl begrüßen wir unsern alten Freund, nach so langer Trennung?"

Nun starrte sie ihn wie erwachend an. „Ja," sprach sie langsam, „Sie haben recht. Ich hab Sie ja — lange nicht gesehn." — Plötzlich warf sie sich ihm an die Brust: „Lieber, lieber Doktor!"

Durch diesen Ausbruch etwas erschüttert, aber schnell gefaßt, strich der Alte ihr über das dunkle Haar. „So ist's recht; so be-

grüßt man einen alten Freund! — Gute Erika ...“ Er nahm ihren Kopf zart zwischen seine Hände. „Lassen Sie einmal sehn! — Ja, die lieben Augen, die liegen tief. Es steht wohl nicht gut. Sie sollen Patientin sein, hör ich.“

Sie sah ihm mit offenem, freundlich traurigem Lächeln ins Gesicht: „Wundert Sie denn das? Wenn man Kummer hat — so viel Kummer wie ich — da blieb wohl nur ein Kieselstein ganz so, wie er ist! — Fühlen Sie meinen Puls: er ist schwach. Ich hab oft wenig geschlafen, und ich eß nicht viel. Das macht nicht sehr gesund, wie Sie wissen. Sonst aber — — ach, lieber Doktor, wären nur alle Menschen so kräftig wie ich; wie viele beständen dann besser in ihrem Lebenskampf, der oft so voll Mühsal und voll Kummer ist!“

Wenn das nicht Vernunft ist! dachte Helm. Er lächelte sie an: „Ich sehe, was die Diagnose betrifft, so brauchen Sie keinen Arzt; Sie beurteilen sich ja so verständig, als gehörten Sie zur Fakultät. Aber wie behandeln Sie sich? Verstehn Sie das auch so gut?“

„Was soll ich thun, Doktor?“ fragte Erikas tiefe, weiche Stimme. „Wenn Sie Ihren Kanarienvogel in den Käfig setzen, kann er doch nicht fliegen. Wenn mir Gott meine Lebensfreude nimmt, kann er doch nicht von mir fordern, daß ich tanz und singe und mir das Blut so recht lustig durch die Adern läuft.“ — Sie legte eine ihrer aristokratischen Hände auf seinen Arm: „Ich lebe, Doktor. Mehr kann ich nicht. Wenn Sie unglücklich waren, konnten Sie dann mehr?“

„Nein, ich glaube nicht,“ antwortete Helm, der mit seiner Bewegung zu kämpfen hatte. „Aber da Sie von Ihrem Unglück sprechen, meine teure Erika: auch das Unglück ist kein Kieselstein; wenn wir's herzhaft anpacken, so merken wir, daß es nachgiebt; und zuweilen verflüchtigt es sich unter unsern Händen wie ein Wolkendunst. — Ich glaube, Sie hören mich nicht; Sie starren auf den Boden. Brüten Sie nicht so vor sich hin, wenn ich bitten darf; hören Sie mir noch 'ne Weile zu, liebe Erika. Was man schlecht gemacht hat, kann man wieder gut machen. Wenn jemand Sie gekränkt hat, kann er Sie wieder versöhnen. Sehen Sie — wenn sich's nun von ungefähr so glücklich fügte, daß alles aufgeklärt würde, was sich zu Ihren Ungunsten verdunkelt hat, daß Ihre gute, schuldlose Seele wieder ganz zu Ehren käme — und daß Ihr Mann zu Ihren Füßen — —“

Er hielt inne, die forschenden Augen auf ihrem Gesicht. Erika hatte bald auf die Erde, bald auf Helm gestarrt; bei seinen letzten Worten fing sie an zu zittern. „Adalbert —!“ stammelte sie.

„Ja, Ihr Mann. Erschreckt Sie das? Was schüttelt Sie so?“

Sie trat langsam von ihm zurück; bis auf ein Blumenbeet, ohne daß sie's merkte. Ihr sehr entfärbtes Gesicht ging hin und her. „Lassen Sie das,“ sagte sie, die Schultern zusammenziehend. „Sprechen Sie davon nicht.“

„Warum nicht?“

Die Unglückliche sah ihn geängstigt und wie hilflos an. „Ich weiß es nicht,“ murmelte sie. Ihre linke Hand hob sich bis zur Stirn und blieb auf ihr liegen, bewegte sich dann leise hin und her. „Ich — versteh es nicht. Hier sind so viele Gedanken durcheinander, Doktor ...“

„Die werden Sie schon fassen, Kind, die werden Sie unterkriegen; seien Sie nur ruhig. Es war ja immer ein klarer, denkender Geist in Ihnen, und ein fester Wille. Der bewährt sich auch jetzt, wenn Sie tapfer sind!“

„O, ich kämpfe, Doktor!“ erwiderte sie sogleich; mit den Worten kam aber ein Seufzer hervor. Ihr kummervoller Blick ward geheimnisvoll, ihre Stimme leiser: „Bedenken Sie doch, ich kämpfe ja Tag und Nacht! Wenn die Gedanken kommen, die ich nicht will, die ich nicht verstehe — die einer andern gehören — —“

Sie sah unruhig, gequält auf die Seite und dann hinter sich, als stehe etwa diese andre dort. „Jagen Sie sie weg!“ stieß sie darauf hervor. „Lieber, lieber Doktor, jagen Sie sie weg! — Oder — sie hat recht. Das kann sein; ich weiß es nicht. Vielleicht bin ich eine andre, und sie ist die Rechte. Was ich von mir denke, das ist alles Wahn; sie hat recht! Adalbert hat recht!“

„Nein, nein,“ erwiderte Helm mit seinem ruhigsten Baß. „Glauben Sie das nicht.

Die andre ist im Irrtum. Warum stehn wir noch immer; setzen wir uns, Kind. Kommen Sie; geben Sie mir die Hand —"

„Lassen Sie diese Hand!" rief sie jetzt und wich vor ihm zurück. „Die ist nicht mehr rein! Sehn Sie mich nicht an. Ich hab Sie belogen! Erfahren Sie: ich bin eine große, große Sünderin ..."

Sie deutete mit dem Zeigefinger seitwärts auf das nächste Gebüsch, als stehe dort die Lügnerin, die falsche Erika. „Es war Mitleid, sagt sie! Sie lügt, es war nicht bloß Mitleid. In seinen Armen hat Adalbert mich gefunden; ja, in seinen Armen ... Als er ihn töten wollte, hab ich ihn verteidigt; mit diesen Händen hab ich ihn verteidigt, gegen meinen Mann. Glauben Sie niemand, daß ich schuldlos bin! Sie lügt! Ich bin verloren, Doktor!"

Sie stand bei der Laube, sie wankte hinein und sank auf die Bank. Eine Weile zitterte sie; ein jammervoller Anblick. Die übergroßen Augen starrten dann in die Luft.

Der Alte wartete lange, bis der junge Körper sich beruhigt hatte. Als er sie endlich leise seufzen hörte, trat er hinzu. Sich über den Tisch gegen sie vorbeugend, sagte er: „Dann bedaure ich Sie herzlich, gnädige Frau."

Ihre Augen gingen zu ihm. „Warum nennen Sie mich ‚gnädige Frau'?" fragte sie befremdet. „Warum sagen Sie nicht mehr ‚Erika'?"

„Weil Sie ja die andre sind; und die kenn ich nicht. Die Erika, unsre Erika, die sitzt hier ja nicht."

„Die sitzt hier nicht," wiederholte sie langsam, in tiefer Bangigkeit, sich anstrengend, das zu begreifen. „Die sitzt hier nicht ..."

„Es hat sich eine Fremde in sie eingeschlichen, könnte ich auch sagen. Eine fremde Dame, die unsre Erika von Zeit zu Zeit durch böse Gedanken beunruhigt — so daß dann endlich die arme Erika denkt: ich bin nicht mehr ich! — Aber mir scheint, diese schlimme fremde Dame schleicht eben so allmählich wieder hinaus. Unsre Erika sitzt allein auf der Bank. Es wird Ordnung, Frieden. Die Augen werden wieder klar und gut."

Er ging um den Tisch herum und setzte sich neben sie. „So! Nun sitzen wir wieder ruhig nebeneinander, Doktor Helm und das Kind."

„Liebster Doktor, helfen Sie mir! Ich bin wohl verrückt!"

Sie warf sich ihm wieder an die Brust.

Er hielt sie sanft in einem Arm, streichelte die zarte Gestalt ein wenig; es that ihr offenbar gut. „Nein, meine Liebe," sprach er ihr dann zu, „fürchten Sie sich noch nicht! Wer noch so an eines Menschen Brust sinken kann wie Sie, wer so kämpft wie Sie, der ist noch sehr bei Verstand. Wenn Sie nur erst wieder schlafen lernen, werden Sie ganz erwachen; — das ist die alte Geschichte: wer nicht schläft, der wacht auch nicht. Haben Sie einmal ausgeschlafen, dann reden wir davon mehr; für jetzt will ich Ihnen nur sagen — — oder mögen Sie noch nichts hören? Soll ich lieber nicht?"

„Doch!" antwortete sie leise. Ihre klar leuchtenden Augen baten.

„Also, daß ich Ihnen nur einstweilen sage, wie ich mir das zusammendenke: Sie waren vermutlich etwas unbesonnen, teure Erika; aber schlecht waren Sie nicht! eine Sünderin nicht! — Ihr armer junger Kopf, der sich die Welt so schön, die Menschen so gut, das Leben so glücklich dachte, ist auf einmal durch einen jähen Schlag so erschüttert worden, daß er um all seine Fassung kam; unten und oben, böse und gut, alles war verwechselt, die ganze Weltordnung war umgefallen — und zu unterst lag Ihr Glück. Da haben Sie angefangen, über dieses unbegreifliche Schicksal zu brüten, einen Zusammenhang, eine Möglichkeit zu suchen; denn so, wie es dastand, in seiner steinernen Entsetzlichkeit, faßten Sie es nicht. Und aus dem Schein, der gegen Sie sprach, aus Worten, die Sie hörten oder sagten, aus Gefühlen, die Sie wohl einmal durchzuckten, haben Sie sich eine Schuld gedichtet, die Ihrem schlaflosen, erschöpften Gehirn zur Wahrheit zu werden droht. Verstehn Sie mich, Erika? Hören Sie mir zu?"

„Ja, ich höre zu," sagte sie, noch in seinem Arm liegend, gegen seine Schulter geschmiegt. „Ich verstehe Sie. — Ach, wie thun Sie mir wohl. Das können die andern nicht. Verlassen Sie mich nicht! Lieber Doktor, verlassen Sie mich nicht! Ich

will alles, alles thun, was Sie mir sagen; damit ich wieder gesund werde —"

„Bei diesem Wort halte ich Sie fest. Wir werden schon was Nützliches miteinander machen. Wir werden Ihnen einen guten Trank zusammenmischen: etwas Glück, etwas Seelenfrieden und etwas Eisen im Blut; und dann werden Sie gesund!"

„Ja, ja," erwiderte sie; ihre Augen schlossen sich. — „Ja, ja. — Ach, könnt ich so einschlafen, während Sie mit Ihrer tiefen Stimme so gut zu mir reden. Ich hab so lange, lange nicht geschlafen!"

„Arme Erika. — Nun, so schlafen Sie."

Sie lag eine kurze Weile so da, die langen Wimpern sanft angedrückt; bald öffneten sich aber die Lippen wieder. „Sie sagen: ‚Etwas Glück.' Ach, glauben Sie, etwas Glück kann noch wiederkommen?"

„Ja, ja. Schlafen Sie's nur heran."

„O sagen Sie mir, wie es kommen könnte; sagen Sie mir das noch!"

Helm neigte sich über ihr friedlich holdes Gesicht: „Ohne Liebe kein Glück, gute Erika. Können Sie Ihren Mann noch von Herzen lieben, wenn er wiederkommt und seinen Irrtum erkannt hat, und Sie um Vergebung bittet? — Aber Sie träumen wohl und hören nicht."

„Doch," murmelte sie; „ich höre, Doktor. Wenn ich auch die Augen nicht aufmache, ich hör jedes Wort. — Ja, ja, ich kann ihm vergeben; alles; auch was Sie nicht wissen. Ich muß ja, denn ich lieb ihn so sehr. Ich hab ihn hassen wollen, ich kann nicht. — Ach, wenn es wahr ist, lieber Doktor, daß ich schuldlos bin, dann — dann —!"

Sie seufzte tief auf.

„Zweifeln Sie denn noch?"

„Ach, fragen Sie nicht. — — Sagen Sie: wo ist Adalbert?"

„Seit heute wieder in Berlin. — Erika! Das Schicksal, das uns heut abend ganz entschieden gnädig ist, hat mir ein Mittel an die Hand gegeben, um ihn von seinem Irrtum zu befreien; hoffen Sie nur getrost mit mir. Na, und wenn's so käme? und wenn er dann heut noch das Verlangen fühlte, Sie zu sehn?"

Ein Zittern lief über Erika hin. „O mein Gott!" seufzte sie.

„Er will diesen Abend noch zu mir kommen. — Haben Sie nur Furcht? keine Sehnsucht?"

„Ob ich keine Sehnsucht habe?" erwiderte sie leise. „Ich hätt ja zuweilen vor Sehnsucht sterben können, Doktor ..."

„Hm!" murmelte er. „Ja, das ist ein Frauenherz. — Wenn ich nun also gehe —"

„Zu ihm?"

„Er ist vielleicht schon drüben bei mir. Und wenn das, was ich ihm sagen kann, ihn schon überzeugte, wenn sein Herz ihn herzöge — wollen Sie ihn dann sehn? — Sie zittern wieder?"

Sie öffnete die Augen. Mit einem Blick, in dem Bangigkeit, Sehnsucht, Freude gemischt war, sah sie zu ihm auf. „Ja, mein Gott — ich will. — Gehn Sie. — Ich will!"

Er richtete sie auf und erhob sich. „Also gut," sagte er, auf ihre Schulter klopfend, um seine eigene Bewegung nicht zu zeigen, „ich gehe zu Doktor Helm. Das wird alles gut. — Also auf Wiedersehn!"

Er gab ihr die Hand. Erika hielt sie fest und blickte ihm in die Augen; ihre eigenen schienen sich zu feuchten; es war in der Laube schon so dunkel geworden, er sah es nicht mehr genau.

„Was wollen Sie noch?" fragte er.

„Ich will Sie einmal auf die Lippen küssen." — Sie legte die Hände auf seine Schultern und küßte ihn auf den Mund. — „Bis in den Tod Ihre Erika!"

„Ich danke Ihnen," stieß er hervor. Ihm war auf einmal die Stimme weg. „Kind," brachte er noch mühsam heraus, „Sie werden wieder glücklich. Ich — — ich bin es schon. — Also auf Wiedersehn!"

Er ging geschwind auf die Straße hinaus.

(Schluß folgt.)



Leo Tolstoj.

Von

Curt Behr.

I.

In unserem Zeitalter der Öffentlichkeit sind auch die hervorragenden Männer mehr Gemeingut geworden, als es früher der Fall war. Sie haben immer gewirkt, immer eine Gemeinde um sich gebildet. Aber wem sie nichts zu sagen hatten, für den waren sie auch so gut wie gar nicht da. Heute ist das anders. Jeder nimmt an ihnen teil. Man will erfahren, wo sie sich aufhalten und was sie treiben. Ihre Familienfeste werden angezeigt. Ihr fünfzigster, siebzigster, achtzigster Geburtstag gar setzen Hunderte und Tausende von Federn in Bewegung. Man liest die Geschichte ihres Lebens, die Namen ihrer Werke werden erwähnt, eine oft nur allzu eilfertige Würdigung steht gleich dabei. So weit die Zeitungen reichen, beschäftigen sich Abertausende von Menschen einen Augenblick mit der kleinen oder großen Berühmtheit. Denn man muß über alles seine Meinung haben und über alles reden können. Freilich kommen so auch die Urteile und Meinungen zu stande, die man dann auf allen Straßen, in allen Gesellschaften wieder hört, abgeschliffen wie die Kiesel von dem Wasserstrom, der sie mit sich trägt. Kein Haus läßt sich damit bauen, im Streite um die Lebensanschauung können sie nicht als Waffe dienen, nach wenigen Stunden bleiben sie achtlos am Wege liegen. Aber dennoch, welch eine Möglichkeit der Wirkung ist heute jeder lebendigen Kraft gegeben, wenn es so selbstverständlich geworden scheint, daß alle Menschen sich um sie kümmern.

Selbst in den ungewöhnlichen Aufregungen der letzten Monate hat der siebzigste Geburtstag Leo Tolstojs den Anteil, den wir schildern, gefunden. Wir treffen mit unserem Wort nicht zum Tage ein, aber wir bedauern das nicht. Der Dichter von „Krieg und Frieden", der Denker und Prediger eines neuen Urchristentums, der Helfer in der großen Hungersnot verdient eine andere Beachtung als die neugierig sympathische eines Jubiläumstages. Er verdient sie, ja, er fordert sie um so mehr, da er noch immer ein Rätsel ist. Denn wenn wir umherhören, so ist er unter den großen Schriftstellern der letzten Generation derjenige, über den noch am wenigsten eine feste Meinung sich gebildet hat. Bei keinem ist es so unmöglich wie bei ihm, in wenigen Worten ein einigermaßen abschließendes Urteil zu fällen.

Zwar seine Dichtungen sind keinem Streite der Kritik mehr ausgesetzt. Auf ihre eigene Weise, langsam und sicher haben sie sich ihren Platz errungen. Tolstoj ist um vieles älter als Zola, etwa gleichalterig mit Ibsen. Aber welch ein Unterschied! Um jene mußte laut und erbittert gekämpft werden. Nur ein einziges Mal hat auch Tolstoj den heftigsten Sturm heraufbeschworen — mit der Kreuzersonate. Hier kam ein jeder mit seinem Für und Wider, und was den künstlerischen Kämpfen der letzten Jahrzehnte so sehr ihr Gepräge giebt, trat auch hier ein, daß nämlich die moralische Entrüstung sich an die Stelle des Kunsturteils setzte. Aber man

kann nicht genug betonen, daß es verkehrt, ja unmöglich ist, an der Kreuzersonate sich eine Ansicht über Tolstoj zu bilden. Sie besitzt im Ganzen seines Lebenswerkes nur eine verschwindende Bedeutung. Seine anderen Dichtungen arbeiten nicht mit jenen Spitzen, die uns ins Fleisch stechen und darum zunächst Widerstand und Geschrei erregen, wie diejenigen Ibsens. Es steht keine künstlerische Theorie, kein Dogma hinter ihnen, sie sind nicht auf vorgefaßte Meinungen und Dispositionen aufgebaut wie die Zolas. Sie sind keine herausfordernden Bearbeitungen von Streitfragen wieder wie diejenigen Ibsens. Heute leugnet niemand mehr das große Talent dieser Männer. Aber wie viel von dem fast unheimlichen Reiz, den sie für uns gehabt und haben, mag aus den Eigenheiten nur unserer Zeit und unserer Lesewelt zu erklären sein. Sie haben uns Dinge gezeigt, die gerade wir nicht sehen mögen und die doch da sind. Sie sind gegen Beschränktheiten, moralische und künstlerische, gerade unserer Zeitgenossen angerannt. Künftig mögen diese Widerstände und mag mit ihnen ein großer Teil ihres Reizes wegfallen. Von all dem sind die Tolstojschen Dichtungen frei. Das große Bild des Lebens erscheint in ihnen aufgerollt ohne Hintergedanken und ohne Voreingenommenheit. Keine künstlich herausgesuchten Spitzen! keine grell und gewaltsam zurechtgemachte Beleuchtung! Wie über große gleichmäßige Flächen gleitet unser Blick, und die Lebensverhältnisse, in denen er die Menschen sieht, sind auch die ewigen einfachen der Familie, die wir alle kennen. Diese Werke sind keine Flammenzeichen einer Revolution der Sitten oder der Dichtung. Aber bei ihrem Erscheinen schon wurden sie von Geistern ersten Ranges, wie Flaubert und Turgenjew, in ihrem Wert erkannt. Sie haben sich behauptet und durchgesetzt. Man kann es noch täglich beobachten, wie gerade Menschen der feinsten Bildung, die den instinktiven Widerwillen gegen die meisten Erzeugnisse der modernen Litteratur nicht leicht überwinden, von der Kraft, Klarheit und Tiefe der großen Tolstojschen Epen unmittelbar ergriffen werden. Sie haben ihren Reiz nicht vom Tage erborgt, und der fortgleitende Tag wird ihnen den Reiz nicht nehmen. Werke wie „Krieg und Frieden“, „Anna Karenina“, „Der Tod des Iwan Ilitsch“, „Herr und Knecht“ gehören der Weltlitteratur an.

Aber ein ungelöstes Rätsel ist uns aufgegeben in dem Tolstoj der späteren Zeit, dem zweiten Tolstoj, wie man ihn wohl genannt hat. Und ist er nicht wirklich wie ein ganz anderer Mensch? Zu der naiven Freude an der bunten Fülle der Lebenserscheinungen scheint der quälerische und grüblerische Ernst nicht zu passen, der nur den Sinn des Lebens zu ergründen sucht. Und ist es derselbe Mann, dem die Glücksgüter der Erde verschwenderisch zugefallen und der sie in vollen Zügen genoß — der jetzt im einfachen Kittel wie der letzte Bauer arbeitet und in der Handarbeit aller die Erlösung von den Übeln des Lebens sieht? Eine religiöse und zwar urchristliche Lebensanschauung predigt er, und wo ein Mann mit den alten religiösen Idealen Ernst macht, sind wir schnell mit dem Vorwurf der Mystik bei der Hand. Denn es ist in unserem Munde ein Vorwurf; ein Mystiker ist uns ein Mann, der zu den ernsten Aufgaben unseres wirklichen Lebens kein Verhältnis besitzt. Man braucht nur die Berichte zu lesen, die über diesen neueren Tolstoj geschrieben sind, um zu erkennen, wie fremd und sonderbar er den meisten erscheint. Sie suchen die Widersprüche zwischen seiner Lehre und seinem Leben und zwischen den Lehren selbst auf. Sie können nicht genug betonen, wie er unsere ganze Kultur hasse und durch Zustände, wie sie ihm vorschweben, vernichten würde. Kommen noch praktische Mißgriffe hinzu, so werden sie mit Behagen festgestellt. Aber ein unbequemer Mahner bleibt immerhin dieser Mann des felsenfesten Glaubens und der That. Man würde ihn gerne los, denn das ist wahr, er paßt nicht zu uns.

Aber wollen wir uns dabei beruhigen? sollte dieser große Menschenkenner als Denker wirklich nur eine zeitwidrige Sonderbarkeit sein? Hat es der Dichter nicht um uns verdient, daß wir den ganzen Menschen verstehen möchten? Der Versuch kann uns nicht schaden. Schlagen wir noch einmal die Blätter dieser großen Lebensarbeit auf und suchen die Entwickelung einer Seele

zu begreifen, die uns so vieles zu sagen hatte und gegen deren Lauterkeit noch kein Zweifel ausgesprochen ist.

* * *

Für uns bedeutet Tolstoj heutzutage den eigentlichen Typus russischer Litteratur. Sie hat in ihm einen eigenen nationalen Stil hervorgebracht, mit dem sie, eigenen Lebens voll, neben die anderen großen Litteraturen getreten ist. In diesem Sinn erscheint er uns geradezu als ein Stück russischer Geschichte. Das Selbstgefühl dieses noch jungen Volkes, das jetzt für sich selber Geschichte der Zukunft machen will, tritt auch in Tolstojs That hervor.

Erinnert man sich der russischen Litteraturnamen der Vergangenheit, die es zu europäischem Klang gebracht haben, so bemerkt man schnell die Veränderung der Zeiten. Lermontoff, Puschkin — große Talente ohne Frage, aber doch nur Ausläufer und Nebenzweige der europäischen Litteraturbewegung. Als ein völlig selbständiges Talent erscheint in der früheren Zeit Nikolaus Gogol. Sein „Revisor" ist allbekannt. Aber so lebenstrotzend und reich an komischer Erfindung dieses Werk, es wird von seinen Erzählungen weit übertroffen. Zaubermärchen und ursprüngliche Kraftmenschen, russisches Dorf- und Kleinstadtdasein, seltsam altväterische Güte, drollige und wilde Phantastik, daneben eine Melancholie, die bis in die Nachtregionen des Wahnsinns unheimlich sicher trifft, und ein mitleidendes Mitgefühl mit den geistig Armen — das alles lebt in seinen „Phantasien und Geschichten". Das Gewimmel, möchte man sagen, einer noch unentdeckten Welt. Die Kosakengeschichte aus dem sechzehnten Jahrhundert „Taras Bulba" ist ein hoher Sang vom russischen Heldentum. Hier ist alles kolossal und von saftigen satten Farben. Den übermächtigen Menschen entsprechen die gewaltigen Leidenschaften. Aus der ganzen Schilderung spricht ein grenzenloser Glaube an die Nation. Das Hauptwerk „Die toten Seelen" zeigt, wie dieser Glaube sich vertrug mit dem schärfsten Blick für die Unvollkommenheiten des russischen Lebens. Ein humoristischer Roman von genialer Erfindung. Wir fahren durch das russische Reich und sprechen überall in den kleinen Städten und bei den ländlichen Besitzern vor, eine Fülle von Bekanntschaften und mit jeder ein neues Stück beschränkten, oft verkommenen Lebens. Figurenreich, unterhaltend und doch im Grunde grauenhaft traurig nimmt das Bild dieses Reiches sich aus, in dem man noch mit toten Seelen handeln und reich werden kann. Das Buch bleibt ein sprechendes Denkmal einer russischen Epoche und eines der Hauptwerke humoristischer Litteratur.

Gogol stand allein. Ein eigener Teil europäischer Litteraturarbeit wurde die russische Dichtung mit Turgenjew, Dostojewsky und Tolstoj. Unter ihnen ist Turgenjew am wenigsten Russe. In ihm erscheint noch die Abhängigkeit von der europäischen Litteratur. Seiner Bildung nach ist er Westeuropäer, und als solcher fühlt er sich. Ohne die französische Kultur sind seine Novellen nicht denkbar. Aber die westländische Dichtung wieder dankte ihm für die neuen Töne, die er ihr zugebracht. Wir sprechen nicht von jenem wehmütig zarten Gefühlston, in den seine eigentümlichsten Dichtungen getaucht sind, und der ihm individuell eigen war. Aber die russische Landschaft belebt sich diesem intimen Beobachter, und russische Menschen, russische Nöte treten hervor, so wie sie einem Manne von seiner Bildung erscheinen. Hier ist er für seinen Reichtum seinem Vaterlande verpflichtet. Aber zum wenigsten die Hälfte seines Wesens gehört dem Westen an.

Dagegen sind Dostojewsky und Tolstoj Russen von ganzer Seele, mit Blut und Nerven. Ihrer unbedingten Hingabe an das Vaterland, das mit keinem anderen zu vergleichen ist und nicht nach dem Maßstab eines anderen zu messen, verdanken sie die unglaubliche Fülle eigenartiger Menschen und Verhältnisse, durch welche ihre Bücher verblüffen. Aber man erstaunt, wenn man bedenkt, daß es dasselbe Rußland der gleichen Epoche ist, das diese beiden bedeutenden Menschen von verschiedenen Seiten aufgefaßt haben.

Das Rußland Dostojewskys ist ein Land der Gärung und der unausgeglichenen Konflikte. In erster Linie fällt unser Blick in die großen Städte, Petersburg und Mos-

kau. Und hier sind es nicht die Menschen in fester Lebenslage, die er uns vorführt. Die Jugend beschäftigt ihn wieder und wieder. Unter dieser Jugend aber scheint der Boden zu wanken. Da ist es voll von Erwartungen einer neuen Zeit, und jeder erscheint sich als eine zum Siegen berufene Kraft. Aber niemand kennt ein festes Ziel, niemand besitzt führende und regelnde Gedanken. Kein Gebot der Erde, kein Verbot des Himmels gilt. Und doch sind sie nicht frivol. Sie sind unglückliche Grübler, die sich selbst zerfleischen. Eine Atmosphäre keimender Verbrechen ist es, in der sie leben. Die Verbrecherpsychologie hat überhaupt keinen größeren Dichter gehabt. Je tiefer er sich hineingegraben in diese dunkle Welt, immer mehr scheint es uns mit den späteren Werken, daß wir, physisch und moralisch betrachtet, unter lauter unheilbar Kranken uns bewegen. Aber in dieser allgemeinen Auflösung welch eine Feinheit und Sicherheit des sittlichen Gefühls bei dem Dichter selbst! wie leuchtet er in die ersten Ursprünge der verborgensten Gedankensünde hinein, zeigt ihr Keimen und Wachsen, die unaufhaltsame Verstockung der Seele und in langsamem Gesunden den Durchbruch des Guten! Neben den armen Zerrissenen stehen die einfachen Gestalten des Volks in rührender Seelengüte und einig mit Gott. Im großen Elend, selbst in der Verkommenheit erkennt er die Züge des aufrichtig Frommen. Und wie aus dem Hintergrund all des großen Gewirrs, eine Stimme aus einer anderen Welt, erklingt auch bei ihm das ewige Wort des wahren Glaubens, in abgeschiedenen russischen Gemeinschaften bewahrt, das Wort des großen Erbarmens, der allgemeinen Menschenliebe, der Verantwortlichkeit aller vor allen.

Wir schieben eine kurze Bemerkung ein. Was wissen wir von Rußland? Die Deutschen werden wegen ihres Verständnisses für fremdes Volkstum gerühmt. Aber das große Rußland dürfte den meisten noch immer ein ziemlich unbekannter Winkel Europas sein. Nur daß dort vieles im argen liegt, versichert man oft. Ja, hört man den Gesprächen unserer Gebildeten zu, so scheinen sie der Überzeugung, daß bei unseren östlichen Nachbarn so ziemlich alles lügt und stiehlt. Dostojewskys Dichtungen stimmen noch einigermaßen zu diesem Eindruck der allgemeinen Verwirrung. Die Entfernung trübt ja den Blick für die feineren Unterschiede. Es sollte uns aber nach geringer Überlegung deutlich werden, daß in solch allgemeinem Aburteilen unmöglich eine zutreffende Auffassung stecken kann. Übersähe man immer das Ganze, so würden im Moralischen die Völker sich vermutlich wenig vorzuwerfen haben. Das offizielle Deutschland läßt bis zu einem gewissen Grade einen Schluß auf unser deutsches Leben zu. Weit weniger ist das offizielle Rußland das russische Volk. Aber so irren wir uns in unserem Urteil oft. Wenn wir an die Schreckenszeiten der französischen Revolution denken, so meinen wir, damals sei alles Blut und Gewalt gewesen und Lächeln und Leben wären erstarrt vor dem Mordgeruch der Zeiten. Aus den Berichten erfahren wir dann mit Verwunderung, daß unter allen Schrecken das Leben weiter ging, wie es immer gewesen, arbeitsam, gesellig, selbst fröhlich. So trifft auch unser bequemes Urteil sicher nur einige Außenzüge Rußlands, nur die offizielle Decke, die freilich in die Augen fällt. Darunter bewegt sich die Masse der Menschen, die arbeiten wie wir, sich redlich bemühen, die immer neuen Schicksale der Menschheit erleben, lieben, sich verbinden, Kinder bekommen, glauben und hoffen und gerade, weil sie nach der geltenden Auffassung die gewöhnlichen Menschen sind, sich in kein Schlagwort fassen lassen. Und die Zukunft Rußlands beruht doch auf ihnen. Lernen wir auch hier von dem Manne, der uns alle erzogen hat, dem größten Menschen- und Völkerkenner der letzten fünfzig Jahre, von Bismarck. Er hat über das Rußland der Tolstojschen Epoche gesagt: „Rußland ist gleich einem starken und gesunden Manne, der von einem Unwohlsein befallen ist. Wenn er nur Rat annimmt und zwei bis drei Tage zu Hause bleibt, wird er sofort gesund und so wohl wie je zuvor werden; aber wenn er darauf besteht, auszugehen und auswärts Geschäfte zu erledigen, wird die Krankheit festen Fuß fassen, und vielleicht wird er sterben. Zwei oder drei Tage im Leben des Menschen bedeuten zehn, zwanzig oder dreißig Jahre im Leben einer Nation.

Rußland muß zu Hause bleiben, es hat eine große Zukunft. Seine höchsten Kreise sind intelligent und ehrenhaft. Seine Bauern sind die besten Kerls der Welt. Verfault ist es in der Mitte. Die amtliche Aristokratie oder Tschin ist ein bösartiges Geschwür, das seine Eingeweide wegfrißt."

Es ist genau derselbe Eindruck, den man aus Tolstojs Werken gewinnt. Wenn wir unsere Vorurteile einmal ablegen und sehen in seinen klaren und reinen Spiegel, so finden wir das Bild des unbekannten Landes ganz in diesen Farben und Linien. Und der Dichter wird uns zum Kündiger dieses Volkes, das eine große Zukunft erwartet. Er faßt es nicht in seinen Gärungen und Katastrophen, nicht vom Standpunkt europäischer Bildung, nicht als Humorist und Phantast. Er ist der Dichter des Rußlands, welches arbeitet und sich müht, der ewig menschlichen Schicksale, der Liebe und des Todes, des Lebens in seiner immer gleichen und gerade darum immer neuen Wirklichkeit, und wie in dieser entwickeln sich seine Menschen vor uns durch alle Wendungen eines langen Lebens. Er sucht sich nicht, wie die anderen, seine Probleme, er tritt nicht mit einem gleichsam präparierten Blick an die Dinge heran. Ganz unmittelbar erwacht die Fülle der russischen Wirklichkeit in seinen Dichtungen wieder, die Fülle desjenigen Lebens, das wir alle leben, nicht sofern wir irgend welche Merkwürdigkeiten an uns tragen, sondern einfach weil wir Menschen sind. Damit dieses sich ausatmen könne in seiner Poesie, hat er die große ihm eigene Form seiner Epen erfunden.

Wir haben dies vorausgeschickt, denn wir meinen damit Tolstojs Bedeutung zu bezeichnen. Seine Dichtung ist das eigentlichste Bewußtsein russischen Lebens. Vor und neben ihm haben große Talente als Russen empfunden und gedichtet. In ihm erst hat dieses junge Volk einen dichterischen Ausdruck gefunden, der seine ganze Seele und sein ganzes Dasein wiederstrahlt. Es hat sich gleichsam dichterisch ganz auf die eigenen Füße gestellt. Und in diesem Sinne zählt von ihm aus die selbständige Bedeutung der russischen Litteratur.

* * *

Sein ganzer Lebensgang hat ihn vorbereitet, dieser Dichter Rußlands zu werden. Graf Leo Nikolajewitsch Tolstoj ist geboren am 28. August alten Stils, also am 9. September 1828. Zur Charakteristik der Zeit dient, daß wenige Jahre erst vergangen waren seit der blutigen Austilgung der Dekabristenverschwörung, deren Geschichtschreiber er später einmal werden sollte. Den geistigen Entwickelungszustand bezeichnet das eine Wort, daß Goethe noch lebte und als Patriarch die europäische Litteratur beherrschte.

Von seinen Eltern wüßten wir nichts Wichtiges zu berichten. Aber im Hinblick auf seine spätere Arbeit scheint es uns wie eine Fügung, daß er als Kind eines Landedelmanns auf dem Lande geboren wurde, in demselben Jasnaja Poljana, das er jetzt bewohnt, das durch ihn berühmt geworden und um seinetwillen unzähligemal geschildert ist. Ein einfaches Landhaus, eine im wesentlichen reizlose Gegend. Aber als er zum Bewußtsein erwachte, war es doch nicht unter den Steinmassen der Straße, auf der die Menschen schnell und fremd sich aneinander vorübertreiben und niemand mit dem anderen etwas gemein hat. Seine Augen ruhten auf den weiten Feldern und Steppen. Die erste Arbeit, die er kennen lernte, war die des Landmannes. In die intime Beobachtung und Kenntnis der Natur, die dem Bauer und dem Jäger eigen, wuchs er von selbst hinein. Mit allen Menschen, mit denen man zusammentraf, stand man auch in einer Art von Verhältnis, kannte ihre Freuden und Leiden. In den rührend einfachen und rührend guten Dienstboten erkannte man die ehrwürdigen Züge des Volkes. Eine Sphäre tiefer Religiosität umgab ihn. Und man erkennt sofort, wie dies alles seine Anschauung der Dinge für immer bestimmt hat.

Die Stadt lernte er kennen als Student. Er bezog die Universität Kasan. Es mag sein, daß die Wissenschaft ihm hier nicht allzu imposant entgegentrat, seine mangelhafte Achtung vor ihr geht vielleicht zum Teil auf diese Eindrücke zurück. Jedenfalls zeigt er sich schon hier als der völlig unbestimmbare Mensch, unfähig, ein Fachstudium zu verfolgen, immer von einem ihm eigentümlichen Interesse völlig hingenommen. Er hat dem Namen nach orientalische Sprachen

und Jurisprudenz studiert, auch, wie es scheint, in die mathematischen Beschäftigungen des Bruders hineingeschaut. Aber durch einige Examina fiel er mit Glanz durch, und diese erste Berührung mit der Welt des Wissens blieb eine unfruchtbare Episode. Gesellschaftlich hielt er zu seinen Standesgenossen. Er genoß das Leben, wie man zu sagen pflegt. Auf lange hinaus, zum Teil unter Kampf und Widerstreben, hielt ihn der aristokratische Taumel in seinem Bann. Er hat gespielt — bis zu hohen Summen, noch nach Jahren verspielte er in einer Nacht das ganze Honorar der „Kosaken“, hat Liebesabenteuer gehabt, geschmaust und geschwelgt. Es giebt keinen von den „lasterhaften Genüssen“, wie er sie später nannte, den er nicht gründlich gekostet hat.

Jetzt beginnen seine großen Erfahrungen. Er kehrt auf sein geliebtes Land zurück und zwar als Herr nach Jasnaja Poljana. Sofort faßt er seine Aufgabe dahin, seinen Bauern zu helfen, der Anfang jener langen Reihe von Versuchen, die er hierfür unternommen. Er lernte jetzt wie später die Menschen des Volkes kennen in der praktischen Thätigkeit für sie und indem er mit ihnen arbeitete. Bessere Häuser wollte er bauen, mit Maschinen ihre Arbeit erleichtern. Aber die Macht des uralten Herkommens, die Schwerfälligkeit und das Mißtrauen des Bauern hemmten jeden Schritt. Er bereitete sich eine Reihe bitterer Enttäuschungen. Er fühlte sich nicht glücklich und beneidete die, die nichts Besseres kennen und denen im Gewohnten wohl ist.

Die Reisen zu den Freunden, Spiel und Jagd, die Leidenschaft für die Musik trösteten ihn nicht. Er riß sich los und ging in den Kaukasus. Es war ein neuer Abschnitt von Erfahrungen. Hier lebte er unter einer Menschheit von ursprünglicher Kraft. Dann ließ er sich überreden, ins Heer einzutreten, und das Heer war im Kriege. Es ging gegen die wilden Bergvölker an der Grenze. Er hat im Feuer gestanden und die Menschen im Feuer beobachtet. Er ist ein guter Kamerad gewesen. Er hat aus tatarischer Gefangenschaft durch wahre Wunder der Verwegenheit sich befreit. Die Bauern, die er in ihrer ländlichen Einsamkeit gekannt, hat er als Soldaten wiedergefunden und in diesem unwirtlichen Leben den Weit- und Tiefblick für die Menschen gewonnen. In Tolstojs Werken ist die Schilderung zweier Lebensäußerungen vollendet, der ländlichen Arbeit und des Krieges. Landwirtschaft und Krieg sind recht die Bethätigungen jugendlicher Völker. Er hat in dieser Zeit zunächst den Krieg miterlebt. Und dem Dichter wird jede neue Umgebung und jedes neue Thun ein Anlaß neuer und tieferer Kenntnis des Menschen.

Was aber das wichtigste ist, in der Wüste der Kosakendörfer, ehe er ins Heer eintrat und zwischen den Zügen, entdeckte er sich als Dichter. Er war bisher immer den eigenen Weg gegangen, und wir finden in diesen ersten Dichtungen des jungen Zwanzigers bereits völlig ausgeprägt seine eigene, ganz selbständige Art zu schreiben. Was ihn bezeichnet, ist, daß diese Schriften einerseits alle Bekenntnisse sind, Verarbeitungen eigenen Lebens, höchst persönlich bis in den letzten Zug, andererseits völlig objektiv und kühl, ohne Lyrik und Gefühlsbeisatz, nur Thatsachen schildern und erzählen.

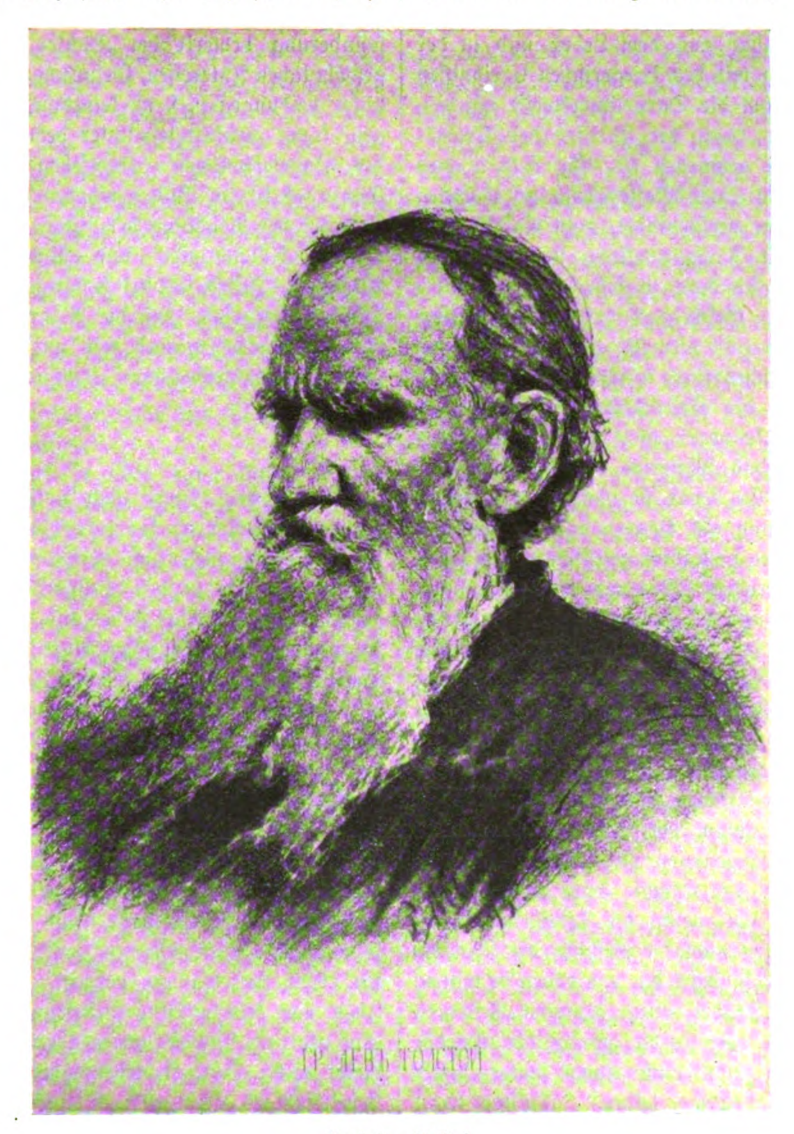
Mit Kindheitserinnerungen fing er an. Die drei Bändchen „Kindheit“, „Knabenalter“, „Jünglingsjahre“, die jetzt unter dem Titel „Lebensstufen“ vereinigt sind, bilden seinen frühesten Entwurf und sind in jenen Jahren ausgeführt. Hier ist alles Erinnerung, jedoch nicht alles aus dem eigenen Leben. Als Dichtung und Wahrheit wären die Kapitel füglich zu bezeichnen. Anspruchslose Bilder aus dem Leben einer adeligen Familie auf dem Lande. Brüder, Schwestern, Eltern, die Erzieherin, die Hauslehrer, die Dienstboten — alle werden in ganz kurzen Erzählungen eingeführt, ihre Verhältnisse untereinander deutlich gemacht, niemals aber in allgemeiner Erörterung oder direkter Charakteristik, sondern stets an kleinen bestimmten Geschichten und Erlebnissen. Die Kraft des Gedächtnisses oder die Fülle der Erfindung, die er hierfür beibringt, oder beides erregen schon bei diesem Erstlingswerk Erstaunen. Er hat uns eine feine und eine überraschende Lektüre geboten. Denn das ganze Spiel kaum beachteter Regungen in einer Kindesseele faßt er auf — wie fortschreitend mit den Jahren die ganze Welt in ihr sich spiegelt, und was das reiz-

vollste, jedes der kurzen Kapitel löst ein kleines Problem, in jedem spielt ein kleines seelisches Erlebnis sich ab, durch welches das Kind ein anderes wird, neue Seiten in sich entdeckt oder uns zeigt. Erste Liebe, Lernen und Tollheit, Freundschaftsregungen, Zuneigung und Widerwillen, nichts ist zu gering, alles gehört in die Entwickelung und geht in das Ganze ein. Man könnte das Werk vielleicht vergleichen mit Yoriks „Empfindsamer Reise“. In beiden herrscht die gleiche Zartheit und Zärtlichkeit für die feinsten und kleinsten Bewegungen der Seele, auch dringt der liebenswürdige Humor tief in die Falten des Tolstojschen Erstlings ein. In den Erzählungen aus den Jünglingsjahren zeigt sich schon hier der grüblerische Zug. Dieser Künstler, der so treu sieht und so reich darstellt, ist also vom Beginn seiner Laufbahn auch ein Denker gewesen, ein Denker über die Sittlichkeit. Die Frage, welche die Jünglinge unter dem Einfluß eines begabten Freundes ganz gefangen nimmt, ist die Frage des Guten und der moralischen Vervollkommnung. Es bildet sich in ihnen eine Welt von Gedanken, Wünschen und Zielen, ganz anders als die Welt der Gesellschaft, die sie umgiebt, eine rechte Jünglingswelt, die ihre Freude ist und zugleich ihr Schutz gegen die Verlockungen der anderen. Schon in diesem ersten Werke giebt es Stellen von der höchsten Kraft. Die Autobiographie des deutschen Hauslehrers rollt in kurzen, schlichten und gerade darum ergreifenden Sätzen ein ganzes rührendes Menschenleben vor uns auf. In der Erzählung vom Tode und der Beerdigung der Mutter fühlt man an dem treuen Gedächtnis auch der kleinsten Züge die große Liebe und den vernichtenden Schmerz. Beides sind Meisterstücke der Novellistik.

„Der Morgen des Gutsherrn“ schildert Tolstojs letztes Erlebnis in der alten Heimat — ein rückblickendes und ein vordeutendes Werk. Wie aufrichtig stellt er sich mit seinem unpraktischen Besserungstrieb den alten starren Bauerngestalten gegenüber. Er will sie beglücken, aber sie wollen sein Glück gar nicht. Er kommt ihnen mit seiner gepriesenen Kultur. Diese Kultur ist für sie kein Bedürfnis. So hat er später oft die Frage gestellt: Wenn wir nicht bestimmt wissen, daß unser geistiges und sittliches Leben besser ist, wie können wir es dem Volke anbieten? Und vor dem zarten, unsicheren, verlegenen Jüngling wie fest, wie sicher und schlau stehen die Bauern da, die Tolstoj hier zum erstenmal zu fassen sucht und die aus seiner Dichtung und aus seinen Gedanken nun nicht mehr verschwinden. Aber die Frage, die ihn so stürmisch aufgewühlt, klingt hier schon wehmütig leise durch die Seiten: Wo ist denn das Glück? Einsam fühlt sich der Herr in seiner Bildung und seinem guten Wollen, er wird bei dem Mißerfolg das Gefühl nicht los, daß er doch auch schuld an ihm trägt. Und wenn er an jenen jungen Bauern denkt, der dahinsaust mit altväterischem Gespann, o wie möchte er mit ihm fliegen! wie gerne tauschte er mit ihm! In dieser kleinen Erzählung ist die Darstellung von vollendeter Sicherheit, über dem Ganzen aber liegt das Gefühl einer ungelösten Frage. Und das ist ihr Reiz.

Zuletzt hat Tolstoj auch in seinen kriegerischen Erfahrungen den Stoff kleiner Erzählungen gefunden, der „Kaukasischen Erzählungen“ — „Der Holzschlag“, „Der Überfall“, „Begegnung mit einem Moskauer Bekannten“, und wie sie heißen. Unterscheidet man in seiner bisherigen Lebensentwickelung deutlich drei Abschnitte, so kann man also sagen, daß jeder von ihnen dichterisch verarbeitet ist. Und zwar mit der ihm eigenen Aufrichtigkeit. Er macht nichts aus den Erlebnissen, er stutzt sie nicht zurecht, er setzt sie nicht in Zusammenhänge, die ihnen fremd sind. Er verehrt das Leben in seiner Wahrheit. Es ist immer wieder sein Lehrer, immer wieder ein Quell von Erkenntnissen und Offenbarungen und findet in ihm die ruhig empfängliche Seele und die unverkünstelte Gabe der Darstellung. Noch ist er jung und völlig im Erfahren. Alles, was er bisher geschrieben, sind Skizzen, Skizzen eines Lernenden, aber der zu lernen und zu sehen versteht. So sind auch die „Kaukasischen Erzählungen“ kleine, einfach herausgehobene Lebensbilder. Zum Studium der Familie und des Bauern kommt hier das des Soldaten hinzu — Familie, Landwirtschaft und Krieg, es ist bereits der Umkreis der Gegenstände, die auch in der großen Dichtung seines Mannesalters überwiegen.

Glänzend hat Tolstoj sein Soldatenleben abgeschlossen. Er stand als Artillerieoffizier in der vierten Bastion von Sewastopol. Und neue Arbeiten, die hier entstanden, schlossen auch seine erste Schriftstellerepoche ab und erwarben ihm Ansehen und Erfolg. Die vierte Bastion galt für den gefährlichsten Punkt der Verteidigungslinie. Täglich hundertmal hat er dem Tod ins Auge gesehen. Aber seine rastlose Beobachtungslust erwachte nur noch mehr in der stündlichen Gefahr und fand hier ein Feld wie keins zuvor. Er hat den Soldaten kennen gelernt in allen Regimentern und in allen Situationen, ebenso den Offizier. Er hat sich in den Spitälern umgesehen, in den Straßen und Häusern, und der Zustand des Lebens in der belagerten Stadt, die Haltung der Einwohner hat ihn beschäftigt. Dann der Wechsel der Stimmungen. Vorbereitung, Ausfall, Sturm, Waffenstillstand, Niederlage u. s. w., dies alles in der Folge der Jahreszeiten vom Dezember bis August (1854 bis 1855), die kaum übersehbare Fülle der Menschen, Verhältnisse und Bilder, die er aufgefaßt, zusammengehalten durch den



Graf Leo Tolstoj.

einen Gedanken: Krieg. Noch in Sewastopol schrieb er die drei Skizzen „Sewastopol im Dezember“, „Sewastopol im Mai“ und „Sewastopol im August“. Sie haben ihn berühmt gemacht und sie verdienten den Ruhm.

Unmittelbar aus dem Leben und in der Berührung mit den kriegerischen Ereignissen hat sich ihm die Darstellungsweise ergeben, in der er dann der Meister der Kriegsschilderung geworden ist. Er sieht in dem Kriege nicht einige Massenereignisse, in denen der einzelne verschwindet, nicht einige große Effekte mit Trompetenklang und wehenden Fahnen. Sondern so sehr er die Hauptpunkte des Geschehens hervorzuheben versteht, er vergißt niemals, daß es lauter einzelne Menschen sind, welche die Kriegsthaten thun und die Kriegsleiden leiden. Diese Menschen kennt er nicht nur als Soldaten oder als das Material der zu führenden Schläge. Er kennt sie nach ihrer sonstigen Beschäftigung als Bauern und Bürger und die Offiziere nach ihrer gesellschaftlichen Stellung im Frieden. Was nun diese ihm wohlbekannten und in ihrem Leben verständlichen Menschen im Kriege erfahren, wie sie sich zeigen, das schildert er. Es dürfte vielleicht der erste Fall sein, in dem das ungeheure Geschehnis ganz und nur als menschliches Erlebnis geschildert ist. Da giebt es nun keine Schönfärberei, auch keine besondere Betonung gleichsam der Privilegierten. Niemand weiß genauer als Tolstoj, daß die Teilnehmer der Kämpfe beim Erzählen unwillkürlich ein wenig die Dinge verändern. Sie erzählen nicht die Gefühle, die sie wirklich gehabt, sondern die, von denen sie wissen, daß man sie bei einem tapferen Soldaten voraussetzt. Sollte die gewöhnliche Kriegsschilderung nicht auch etwas unter dieser unschuldigen Lüge leiden? Tolstoj kennt das nicht. Es sind die wirklichen Empfindungen, die er berichtet. Und in den zahlreichen Menschen keineswegs mit Bevorzugung der Offiziere. Von den Knaben an, die als Fähnriche eben ins Heer treten, und bei denen berauschende Träume und Wirklichkeit noch ganz ineinander fließen, bis zu den reifen ergrauten Männern, an die das Schicksal einer Familie geknüpft ist, von den harmlosen Unterhaltungen in den Nächten der Wache bis zum mörderischen Sturm — es fehlt nichts. Auch die Umgebung der Stadtbewohner wird nicht vergessen. Es ist das Leben, das ganze, das ja aus der Menge der thätigen Menschen besteht, im Zustande des Krieges. Mit besonderer Verwunderung bemerkt der Dichter, wie die gewöhnlichen Interessen, Gespräche, Standesunterscheidungen u. s. w. keineswegs schweigen, kaum zurücktreten unter dem Einbruch des Ungewöhnlichen. Übersehen wir das Ganze, es ist ein Bild geworden von einem grenzenlosen Reichtum der Züge, von sprechender Aufrichtigkeit und überzeugender Wahrheit. Jedes Kapitel bestätigt, was der Dichter ausspricht: daß die Wahrheit allein sein Held gewesen, und wie nur ein Poet seinen Helden lieben kann, liebt er sie.

* *
*

Als mit dem Heere auch Tolstoj in die Heimat zurückkehrte, fand er die Umstände seines Lebens wesentlich verändert. Zwar gehörte er nie zu den Schriftstellern, die nichts kennen als ihre Feder und ihr Papier. Er nahm den lebendigsten Anteil an vielen Seiten des praktischen Lebens, war Landwirt und Soldat und bei seiner alles energisch fassenden Art von volkswirtschaftlichen und militärwissenschaftlichen Studien eingenommen. Aber wer die Reize des Schreibens gekostet, steht auch unter dem Bann all der Gedanken und Gefühle, die mit dem Beruf des Schriftstellers verknüpft sind, und es bleibt für jeden wahr, daß es für den Schreibenden eine schwere Zeit ist, die bis zur ersten Anerkennung vergeht. Die Werke leben von seinem Blut und seinen Nerven. Sie erheben ihre Stimme, aber das Echo bleibt aus. Sind sie lebensfähig? wird je Lebensfähiges gelingen? Die Zweifel können nicht fehlen, und kein Zweifel nagt und bohrt tiefer, als den der Künstler fühlt. Diese Zeit war für Tolstoj nun vorbei. Als ein Ebenbürtiger trat er zu den führenden Geistern der Nation. Mit der neu erreichten Behaglichkeit des Friedens und des Reichtums, den Freuden der Großstadt und der Gesellschaft, die er nicht verschmähte, genoß er in vollen Zügen den süßen und berauschenden Trank des jungen Ruhms.

Er war in Petersburg und Turgenjews Gast. Er trat in die litterarische Existenz ein, auf einen neuen Kampfposten gleichsam, des geistigen Vorkämpfers, den auszufüllen ihm sicher für ernst und wichtig galt. Er war den einfachen Männern im Kriege ein guter Kamerad gewesen. Nun stand er unter solchen, die wie er selbst in der geistigen Arbeit ihren Lebensmittelpunkt fanden. Aber es zeigte sich, wie Natur unter allen Umständen sich durchsetzt. Mit den Soldaten hatte er gescherzt, gelitten, gern gelebt! Mit diesen, die ihm so viel näher standen, gab es kein Verhältnis.

Sie fühlten sich als die Lehrer des Volkes. Sie waren stolz auf den Vorzug ihrer Inspiration und fühlten sich als eine privilegierte Gesellschaft. Was ihr ganzes Auftreten bezeichnete, war der Glaube an ihre eigene Wichtigkeit.

Nun fand er aber unter ihnen — und leider geht es unter geistigen Arbeitern selten ohne das ab — so viel Klatsch und Intriguen, um so viel Kleinliches fand er sie bemüht. Er verglich sie mit den schlichten Männern, die er in Todesgefahren gekannt, und er fand diese als die besseren, höher stehenden Menschen. Vor allem lauschte er auf ihre Gespräche. Da wirbelte es von allen Modefragen des gebildeten Europas, der Litteratur des jungen Deutschlands, den socialistischen Ideen, der Emancipation des Fleisches u. s. w., sie ereiferten sich und wurden heftig, und er konnte seine Verwunderung nicht bemeistern. Einmal fuhr er los. „Ich kann nicht zugeben, daß eure Worte auch eure Überzeugungen sind. Seht, hier stehe ich in der Thür mit meinem Dolch oder Säbel und sage: so lange ich lebe, überschreitet niemand diese Schwelle. Das ist eine Überzeugung. Ihr aber sucht den Kern eurer Gedanken zu verbergen und nennt das eine Überzeugung."

Man beachte die sonderbaren Worte. Der ganze Tolstoj steckt darin. Was er nicht begreift, ist das Ereifern für eine Ansicht, die uns doch nur durch die Mode angeflogen ist. Geht die Mode vorbei, so werden wir um andere Fragen heftig werden. Mit unserem Leben hat das im Grunde nichts zu thun. Sieht man unsere Heftigkeit, so sollte man meinen, es handle sich um unser Heiligstes. Aber in vier Wochen denken wir vielleicht nicht mehr daran, und sollten wir in unserer eigenen Existenz einstehen für jene Gedanken, so würden wir uns weigern. Tolstoj begreift nichts anderes als Überzeugung, als was als eine Notwendigkeit für unser Leben sich in unserer eigensten Erfahrung entwickelt — Gedanken, die gleichsam wir selbst sind.

Ach, wie vieles mag in unser aller Köpfen stecken, was wir nur von dem Zufall des Tages aufgenommen. Wie viele Beschäftigungen und Gedanken bringen Beruf und Lebensstellung von selbst mit sich, so daß es eigentlich nur Gewohnheiten, nicht Gedanken sind, denn ein wirklicher Gedanke kann gar nicht nur Gewohnheit sein. Und doch ist das gewiß: was wir wahrhaft Wertvolles der Menschheit leisten, das sind nur diese Überzeugungen und der Überzeugung entspringende Werke und Thaten, die aus unserem Leben sich ergeben, so wie es in uns und in keinem anderen ist, ursprüngliche Ausprägungen dessen, was wir und nur wir erfahren haben. In jener Äußerung mit ihrer brutalen Energie steckt die größere Ursprünglichkeit eines ganzen Menschen, dessen Natur aus Instinkt ausstößt, was nur Wortschall ist. Wie er in seiner völligen Selbständigkeit sich nur halten kann an dem, was aus ihm selbst sich entwickelt, so versteht er auch an den Genossen keine andere Art von Geist und Überzeugung.

Die Gedanken, wie er sie will, kann man unter den eigenen leicht erkennen. Man wird für sie immer mit dem ganzen Leben einzutreten bereit sein. Leider ist auch dieses Wort bereits zu einer Phrase geworden.

Er war unbequem für die glänzenden Männer, so wie ihm unter ihnen nicht wohl geworden ist. Aber im Grunde trennte sie sein Widerwille gegen das Privilegiertengefühl. Sie fühlten sich als bevorrechtet um der kleinen oder größeren Gabe willen, die ihnen zu teil geworden, und genossen rücksichtslos die Früchte ihres Privilegs. Eine solche Gesinnung — ihm überhaupt und durch sein ganzes Leben hindurch fremd — versteht nur schwer, wer noch ganz in der Entwickelung ist und gleichsam an künftigen Werken erst zu eigenem Werte kommen will.

Er mußte wieder Raum und Thätigkeit

haben für seine strotzende Kraft, verließ die litterarische Existenz und ging auf sein geliebtes Land zurück. Doch wie soeben neues Leben in seinen Gesichtskreis eingetreten, so trieb es ihn bald wieder fort, diesmal ins Ausland, um auch hier zu sehen und zu lernen. Er hat Deutschland, Italien, Frankreich, England, Belgien und noch einmal Deutschland bereist. Eins der Hauptmittel universeller Bildung, die Sprachenkenntnis, steht ihm in hohem Grade zu Gebot. Er mag sich in dieser Zeit besonders in ihr gefestigt haben. Gegenwärtig werden in seinem Hause Russisch, Deutsch, Französisch und Englisch als Umgangssprachen gesprochen.

Aber so sehr er bei diesen Reisen die Augen des Beobachters offen hielt und besonders am intelligenten und gebildeten Volk, wo er es fand, seine Freude hatte, so ist es doch eine Frage, die ihn die ganze Zeit über nicht losgelassen hat, die Frage der Volkserziehung. Denn von Kindheit auf in ihm angelegt, war die thatbereite Liebe zu seinem russischen Volk in all diesen Jahren immer in ihm gewachsen. Er kannte es, wo es ihm verehrungswürdig erschien, in seiner Arbeit und im Kriege. Aber er wußte auch, daß es einer weiteren Entwickelung bedurfte, und sann, wie ihm zu helfen sei. Wir unterstreichen diesen wichtigen und eigentümlichen Zug — wie er in seinen Bestrebungen immer an die Gesamtheit des Volkes denkt. Und es kommt hinzu, daß er so ganz frei bleibt von Prätension oder Selbstüberschätzung. Was uns so nahe liegt, uns unserer höheren Stellung und Bildung zu erfreuen, sie als ein zweifelloses Gut anzusehen, das kennt er nicht. Ihm ist, ohne Phrase, von Natur das sogenannte Volk, d. h. die arbeitende Masse, der wichtigste Bestandteil der Menschheit. Was dem Volke fehlt, sind gleichsam Zufallsgüter, um deren willen wir uns nicht wichtiger vorkommen dürfen. Aber ihm zu diesen zu verhelfen, ist eine selbstverständliche Pflicht. Bei all seinen Bestrebungen bleibt ihm die leiseste Spur von Wohlthäterbewußtsein fern. Für die Arbeit der Volkserziehung nun suchte er sich zu bereiten. Er hat überall die Schulen besucht, die pädagogischen Autoritäten angesprochen, sich ernst und tüchtig umgesehen in der pädagogischen Litteratur, auch in Dresden den Umgang von Berthold Auerbach gesucht, den er für einen echten Volksschriftsteller hielt. Aber er fand nicht, was er suchte, und brachte nur den rastlosen Kopf voll von ungelösten Problemen nach Hause.

Dennoch ging er ans Werk. Er kehrte heim auf sein Gut, gründete eine Schule und unterrichtete selbst. Dies ist nun die erste von jenen Tolstojschen Unternehmungen, die zu einem lebhaften Streit der Ansichten geführt haben. Der Volksfreund wurde bereitwillig anerkannt. Aber als er dann seine Theorien an die Sache knüpfte und sie einreihte in einen Plan allgemeiner Reform, der mit der schärfsten Kritik unserer Lebensgewohnheiten und überkommenen Anschauungen verknüpft war, da regte sich alsbald der entschiedene Widerstand. Und in den neuesten Berichten verfolgt man genau, wie das Streben überwiegt, auch dies längst eingeschlafene Unternehmen in ungünstigem Lichte darzustellen. Aber auch unrichtige Angaben fehlen in diesen neuen Beurteilungen nicht. Wir wollen uns bemühen, die Thatsachen festzustellen.

Das Princip der Schule war die Freiheit. Es bestand kein Zwang des Besuchs, keine feste Abgrenzung der Stunden, keine Verpflichtung, auf einem bestimmten Platze ruhig zu sitzen. Oft sah man den Lehrer in der Mitte, die Schüler um ihn gruppiert, und das Ganze glich einer lebhaften Unterhaltung mehr als einer methodisch abzweckenden Erziehung.

Das alles berührt nach unseren Gewohnheiten gewiß sehr wunderlich. Aber was ist zu sagen gegen seinen Gedanken, daß man das Wissen nicht einzwingen müsse in einen widerstrebenden Kopf, sondern dem Bedürfnis des Zöglings folgen — sich belehren lassen durch die Wünsche der kindlichen Natur, selber lernen und sich mitentwickeln, mitführen lassen in der Richtung, die aus ihnen selber stammt. Denn der Hunger des Wissens liegt irgendwo in jeder kraftvollen jugendlichen Seele. Laßt ihn sich regen, folgt und ihr werdet weiter kommen als nach einem vorgefaßten Reglement.

Was ist gegen den anderen Gedanken zu sagen, daß in allem Unterricht nicht nur das Wissen, in dem man unterrichtet, nicht nur die Technik, in der man den Schüler

übt, sich überträgt, sondern Glied für Glied auch die allgemeine Welt- und Lebensanschauung, in der der Lehrer lebt! Und wenn nun der absolute Wert der Lebensanschauung, die in unserem Dasein zum Ausdruck kommt und es bestimmt, keineswegs feststeht, wenn wir vielmehr von dem tiefsten Zweifel bewegt sind an der Richtigkeit unseres Lebens — begreift man dann nicht die Skrupel eines Lehrers, der die unverdorbene Kindheit in seine Hand gegeben sieht, und indem er ihr das notwendige Wissen übermittelt, sie doch nicht hineinführen möchte in das Scheinleben der Stände, deren Stellung zum großen Teil an den Besitz eben dieses Wissens geknüpft ist! Jedenfalls erklärt sich hier Tolstojs eigentümliches Verfahren. Er will den Kindern das Wissen geben, nach dem ihr Hunger erregt ist. Aber in keiner Weise beansprucht er die Abrichtung zu einer vorgeblichen sittlichen Kultur, deren Wert doch noch nicht feststeht. Wie der Mensch zu den sittlichen Fragen steht, entscheidet sich einzig und allein in seinen eigenen inneren Kämpfen und bleibt die eigenste That seiner Selbständigkeit. Es kann nicht anders sein, es fällt jenseits der Schule. Jeder Versuch der Bestimmung ist Oberflächlichkeit zugleich und Anmaßung. Und nicht verkennen wird man hier die beiden Grundzüge, die wir immer wieder bei Tolstoj finden: die heilige Achtung vor dem Mitmenschen, die dieses Mal als Achtung vor der Kindheit rührend hervortritt, und der Glaube an die Aufgabe, das Recht und die Fähigkeit jedes einzelnen, zu allen höchsten Fragen von sich aus und aufs neue selbständig Stellung zu nehmen. In der That erklären wir uns die instinktive Abneigung des Genies gegen die Schulpädagogik ganz hieraus, daß dem Genie das ganze Leben eine große Frage ist, die es in einer Anstrengung zu lösen sucht, bei der niemand ihm helfen kann — nur in der reinen Ursprünglichkeit des Genies wird ja etwas vom Leben klar — während die Schule Antworten weiß und Antworten übermittelt und den Hunderten des Durchschnittsvolkes zu geben verspricht, was der eine Geniale kaum für erreichbar hält. Es zeigt sich auch in diesem Fall an Tolstoj die völlige Freiheit von Prätension und Selbstüberschätzung.

Er versuchte es nun auf viele Arten. Mit diesem und jenem Fach fing er an, ohne Erfolg. Endlich hatte er den Ausgangspunkt. Er gewann, ja bannte die Kinder alle durch die Erzählungen des Alten Testamentes, deren grandiose Epik im Nachschaffen dieses Dichters sicher ganz zur Geltung kam. Sie hingen an seinem Mund, riefen weiter! und weiter! und konnten nicht genug bekommen. Nun führte er sie hinüber zur russischen Geschichte. Und der Eifer blieb. Jetzt wollten sie auch die Bücher lesen können, in denen so viel Herrliches stand. Am Lesen, Schreiben und Rechnen derselbe Anteil. Er öffnete ihnen auch die Augen für die Natur. Ein kleiner Kursus der Physik und Chemie gehörte zu seinem Schulplan.

Ihre Fortschritte waren seine ganze Freude. Er sorgte, daß passende Geschichten für sie geschrieben wurden. Wer damals in seine Nähe kam, wurde vom Feuereifer erfaßt und half mit der Feder oder lehrend — wo er konnte. Wie groß war sein Stolz, als er mit seinen Bauernkindern bis zu eigenen Aufsätzen und Erzählungen kam und an einigen ein ganz bedeutendes Darstellungstalent, ja geradezu dichterische Begabung entdeckte!

Bis hier scheint uns alles in Ordnung zu sein. Seine Besucher, auch pädagogische Berühmtheiten, erkannten die großen Erfolge an. Kein Wunder! er liebte diese frischen unverdorbenen Kleinen, und sie fühlten seine Liebe. Für alle die Freude, die er im erzieherischen Bilden empfand, war er ihnen dankbar. Er erfuhr den ewigen Urirrtum des Liebenden: wo er gab, da glaubte er zu empfangen. Und dies ist immer der letzte Grund seiner hohen Wertschätzung des Volkes gewesen. Er war ein Genie und also selbst ein Kind, er war es unter ihnen. Sie waren in der That seine liebsten Freunde. Er spielte mit ihnen — Verehrer, die ihn besuchten, fanden ihn von ihren Schneebällen über den ganzen Hof verfolgt —, er erzählte ihnen aus seinem Leben, und wieviel von seiner anschaulichen und ganz einfachen Erzählungsweise mag er wirklich dieser Übung verdanken! — er nahm die Fleißigen auf Reisen, oft auf großen Reisen mit. Diese Schulkinder wußten nicht — und er selbst wußte auch nicht —, daß sie mit hineinge-

hörten und teilhatten an der Lebensarbeit eines Genies, das an ihnen sich entwickelte zu neuen Gedanken und Anschauungen, vielleicht einer neuen Darstellungsart. Dieser Schulmeister behandelte den Unterricht als Poet. Kann man sich ein Dichten denken nach der Glocke, die die Stunden abteilt, mit Schlägen und Maßregelungen und nach einem Reglement? Sein Unterricht war freie Erfindung, mit jedem Tage aufs neue ein Eingehen auf die jungen Seelen, wie es nur in solchem Fall und wohl auch nur einem Dichter möglich war. Es war ein künstlerisches Experiment.

Was man nun neuerdings von dem Mißerfolg dieser seltsamen Schule erzählt hat, das ist nicht wahr. Die Schüler brauchten nicht zu kommen, aber sie kamen. Man mußte nach und nach vier Schulen anlegen. Eine ganze Reihe junger Lehrkräfte wurde durch Tolstoj beschäftigt. Viele Jahre hindurch hat die Schule bestanden. Wenn sie schließlich doch einging — zu einer Zeit übrigens, als auch Staatsschulen im Bezirk angelegt waren — wen kann das wundern! Sie hing ja ganz an Tolstojs hingebender Persönlichkeit und großer Liebe. Dieser Mann aber wurde rastlos zu neuen Werken und Thaten getrieben, und ihn nahm völlig in Anspruch, was seine Entwickelung von ihm verlangte.

Das Wunderliche liegt nur darin, daß er aus seiner ganz persönlichen Praxis eine Theorie machte. Er verallgemeinerte, was unmöglich zu verallgemeinern war. In der pädagogischen Zeitschrift „Jasnaja Poljana“, die er zu diesem Zweck begründete, zog er gegen alles gewohnte Schulwesen und alle pädagogische Theorie zu Felde. Was er forderte, wäre eigentlich in wenige Worte zu fassen gewesen: Setzt in jeden Kreis als Lehrer einen Mann, der die Kinder alle genau kennt und gleichsam oder auch nicht gleichsam als seinen Besitz betrachten kann, laßt ihn mit der Hingabe seiner ganzen Seele am Unterricht dieser Kinder arbeiten, laßt ihn einen genialen erfinderischen Kopf von universeller Bildung sein und dem doch nichts wichtiger, als diese Kinder zu lehren — und ihr werdet mehr Erfolge haben als mit allen Reglements. Kein Zweifel! Aber Tolstoj sah die Sache nicht so, betrachtete sich in keiner Weise als die unerläßliche Voraussetzung einer solchen Schule und wollte für alle, für die Massen Einrichtungen, wie sie nur in diesem einzigen Fall möglich waren. Die russischen Schulschriftsteller gingen auf die Sache ein, leidenschaftliche Polemik schwirrte hin und her, aber jede Verständigung war natürlich von vornherein ausgeschlossen.

Und wie dies Ganze eine echt Tolstojsche Thätigkeit, so erscheint uns auch das letzte als ein überaus bezeichnender Zug: das falsche Verallgemeinern. Dieser Mann denkt so wenig an sich. Darum erscheint ihm, was nur unter seiner persönlichen Einwirkung möglich war, nicht nur möglich, sondern sogar notwendig für alle. Er denkt nicht an die Schwierigkeiten der allgemeinen Verwirklichung. Ein Entschluß, und die Sache wird sein, wie sie es bei ihm gewesen. Und freilich verstehen wir ihn. Es liegt im Wesen des Sittlichen, daß ihm eine solche Ideenfolge natürlich ist. Denn wo es sich um das Gute handelt — wie unerträglich ist der Gedanke, daß das Gute für manche und unter besonderen Bedingungen möglich sein soll und nicht für alle und in der ganzen Welt!

Die dichterischen Arbeiten dieser Zeit verleugnen so wenig wie die der früheren Epoche den Zusammenhang mit Tolstojs Erfahrungen. Ja, zum Teil sind auch sie unmittelbar seinem Leben entnommene Skizzen, so „Luzern“, das an jenem Quai der Naturschönheit und des Lebensglanzes mit Ingrimm und sofort danach einsetzender Selbstkritik den schlichten Volkssänger den hochmütig hartherzigen Typen der Luxuskultur gegenüberstellt — ebenso „Albert“, die Geschichte eines verkommenen Musikers, den Tolstoj einst mit sich aufs Land genommen, selbst voll musikalischer Bewegung und melodischer Trauer. Die prachtvolle Studie „Der Schneesturm“ giebt in phrasenloser Nüchternheit und mit feinem Reichtum der Beobachtung nichts als das gewaltige unvergleichbare Naturspiel.

Mit den „Aufzeichnungen des Marqueurs“ und den „Beiden Husaren“ betritt er das Gebiet der eigentlichen freien Erzählung. Jene schildern den Untergang eines edlen Jünglings in der gedankenlosen Verdorbenheit, die in müßiger Mannsgesellschaft gäng

und gäbe war und ist, bei dem ersten Schritt, dem Verlust der Reinheit, nachdenklich verweilend — alles in der Erzählung eines schlichten Mannes aus dem Volk, der das mit ansieht, unabwendbar herankommen fühlt, unendlich oft gesehen hat und nicht ändern kann. Und das Mitleid, das er fühlt, ist gedämpft durch die Volksgesinnung, die, was auch sich ereignen mag, als Thatsache hinnimmt, eine echt epische Stimmung. Das Werk ist gleichsam ein künstlerischer Ausläufer der moralischen Jünglingsgrübeleien, die in den „Jünglingsjahren“ sich stark hervordrängten. Wenn es in diesem Sinne zurückweist, so „Die beiden Husaren“ nach vorn. Es sind zwei Geschichten, deren Helden dieselben Familien in verschiedenen Generationen sind. Und nun erleben sie in Liebe, Feindschaft, Leichtsinn, Zerstreuung fast dasselbe, aber auf wie verschiedene Art! Dort im älteren Rußland alles groß, offen, kühn, hier alles ins kleine gezogen, versteckt, listig. Hier spürt man ordentlich das Bilden der Tolstojschen Phantasie. Die Menschen seiner Zeit kennt er in dem Spiel ihrer Leidenschaften. Er weiß, wie man die Äußerungen ihres Lebens verstehen muß gleichsam als die Zeichen der verborgenen Affekte. Und gewisse Grundzüge sind diesen Menschen eigen. Nun denkt er an die vergangene Zeit. Es ist derselbe Mensch in denselben Schicksalen und in denselben Affekten. Der Dichter begnügt sich nicht mit dem vagen Aufsetzen der kulturhistorischen Farbe. Menschen, lebendige Menschen will er auch dort sehen und hinstellen und versteht das Leben dort nur als eine andere Form, eine stärkere und aufrichtigere, derselben Leidenschaften. Seine Dichterphantasie beginnt historisch zu bilden. Wir möchten in den „Beiden Husaren“ eine Vorstudie zu „Krieg und Frieden“ erblicken.

Der Fortschritt des Dichters liegt vor Augen. Er macht sich los von dem engen, ja zuweilen ängstlichen Haften an dem eigenen Erlebnis. Er schreibt sich frei. Die Darstellung bleibt wahr, auch wenn sie mehr und mehr die Züge eines reinen Erinnerungsbildes verliert. Noch deutlicher zeigen den gleichen Hergang der Befreiung die vier Novellen „Der Leinwandmesser“, „Polikuschka“, „Drei Tode“, „Eheglück“.

Der „Leinwandmesser“ ist ein Pferd, ein Wallach. Er erzählt uns seine Geschichte. Er war immer — das ist der entscheidende Zug — ein Besitz, immer in der Gewalt eines anderen und eingefangen in dem großen rätselhaften Netz des Mein und Dein. Und hängen nicht auch die Menschen in diesem magischen Netz, sie ganz und gar, ihre Köpfe, ihre Herzen! Der da kann von allem Seltensten und Teuersten sagen, es ist mein, und ist nicht gerade darum sein Herz verhärtet? und wenn er sein Gut im Leichtsinn durchpraßter Jahre verliert, schätzt ihn irgend jemand noch? ist er noch mehr als ein mißachteter Schmarotzer, den das widerwillige Mitleid erhält? Die ganze Achtung, die er genoß, hing an dem Mein! Und „Leinwandmesser“, als er ein Besitz war, dessen man sich erfreute, hatte Freuden und Verhätschelung genug. Nun wird er auch als etwas Wertloses mitgeschleppt und genießt das Gnadenbrot. Am Ende gönnt man ihm den Gnadenstoß, während der wertlose Mensch lebendig verfault. Durch die schlichte Erzählung des alten Pferdes, das die anderen schlagen und stoßen, klingt das traurige und unheimliche Rätsel des Besitzes. In ergreifendem Symbol ist das Menschenleben gespiegelt nach dem Scheinwert, den der Vorzug des Mein in ihm verleiht.

Polikuschka ist ein armer Knecht. Seine Geschichte ist ein Stück Leidensgeschichte des armen Volkes. Auch hier handelt es sich um einen allgemeinen Gedanken — um die Ständescheidung, die die Menschen entfremdet, den Höheren das Gefühl nimmt für die grenzenlosen Leiden der Niederen, so daß, wenn sie helfen wollen, es zum Unheil ausschlägt. Etwas vom Widersinn des Lebens spricht uns packend an. Die Niederen vollends kennen ihr Heil nicht. Verderben stiftend geht durch die Geschichte die Macht des Goldes, das als ein eigentlicher Mörder und Dämon den Knecht vernichtet und, noch wo es helfen soll, den Armen Halt und Gesundheit nimmt. Dies wirkt hin und wieder sogar stark als Tendenz. Man könnte „Polikuschka“ sehr wohl die früheste der Volkserzählungen nennen. Der Gedanke an das Volk im engsten Sinne erfüllt sie ganz, und die moralistische Absicht, das Gold als den

Verderber zu schildern, verleugnet sich nicht. Nie wieder hat Tolstoj so unmittelbar die physische und moralische Not des Bauern sich zum Gegenstand gemacht wie in dieser mächtigen Novelle, es sei denn in dem Trauerspiel „Die Macht der Finsternis“.

Der stärkste Eindruck Tolstojs während seiner europäischen Reise war der vom Tode seines Bruders, der in seinen Armen zu Nizza starb. Und seine Empfindung war nicht nur die des brüderlichen Schmerzes. Der furchtbare Gedanke des Vorbeiseins packte ihn — daß Leben zu Ende sein kann, daß es nun aus ist. Der Gedanke, den wirklich zu fassen dem Menschen ganz unmöglich ist — denn thatsächlich denken wir uns den Toten ja immer noch in einer Art von Leben — der Gedanke des Todes ließ ihn nun nicht mehr los. In dieser Zeit, in der all seine allgemeinen Probleme, die ihn ein Leben hindurch beschäftigen sollten, ihr erstes dichterisches Gesicht fanden, hat er auch sein erstes Todesgedicht geschrieben. Er hatte nach jenem Eindruck umhergeschaut und beobachtet, wie Leben stirbt. Er fand, je kultivierter der Mensch, um so qualvoller der Tod. So entwarf er das Bild der „Drei Tode“. Der Bauer nimmt das Ende hin, ruhig und ergeben, wie das gesamte übrige Leben auch, nämlich als eine Schickung Gottes. Es ist ein Lebensakt neben den anderen. Der adligen Dame wird das Leben selbst schon durch Monate und Jahre hin zu einer Art von qualvollem Sterben. Ihr sind die Lebenstage schon Tod. Unfühlend aber sinkt von der Axt getroffen der stolze Baum, das rechte Symbol des strotzenden Lebens. Je mehr Natur, um so weniger Todesempfindung.

Und wenn wir Tolstojs ganzes bisheriges Schaffen überschauen, wo bleibt das Thema, das vielen das einzige, die Liebe? Es spielt bis zu dieser Stelle gar keine Rolle. Erst in dieser Zeit der großen Fragen hat er auch sein Liebesgedicht geschrieben, das „Eheglück“, so persönlich, so selbständig und aller erotischen Schablone fern wie alles, was er gab. Wir spüren deutlich den persönlichen Accent. Denn es ist kein Zweifel, daß, als er dies schrieb, er selbst bereits die Liebe in sich trug. Und so empfand er ihr zartes Keimen und neues Leben, daß er sie in eine Mädchenseele übertragen und aus der Seele eines jungen Mädchens schildern konnte.

Aber er ist ein ernster und gereifter Mann. Kann der süße Rausch ein Leben füllen? Er sieht die Entwickelung voraus — wie der ungekannte Glanz des Lebens das junge Weib verlocken wird. Schönheit und Triumph — das gehört zusammen. Lieben wird sie und suchen, was ihm so schal gilt, und dann wird er in schweren und trüben Nächten die Einsamkeit empfinden, die schlimmer ist als die frühere, ehe er sie fand.

Und wenn sie sich dann zurücksehnt, wenn vielleicht die Schuld sie streift — was dann? Dem Mann ist jedes Jahr des Lebens eine neue Aufgabe. Er wird ein anderer, er kann nicht zurück. Sie wird zurückwollen, sie wird den Rausch wieder haben wollen, der doch nur ein Durchgangspunkt ist. Wenn er die ganze Freundschaft der Reife bietet, wird nicht für sie die schmerzlichste Entsagung sein, was für ihn natürlich, Gehalt des Lebens, Notwendigkeit?

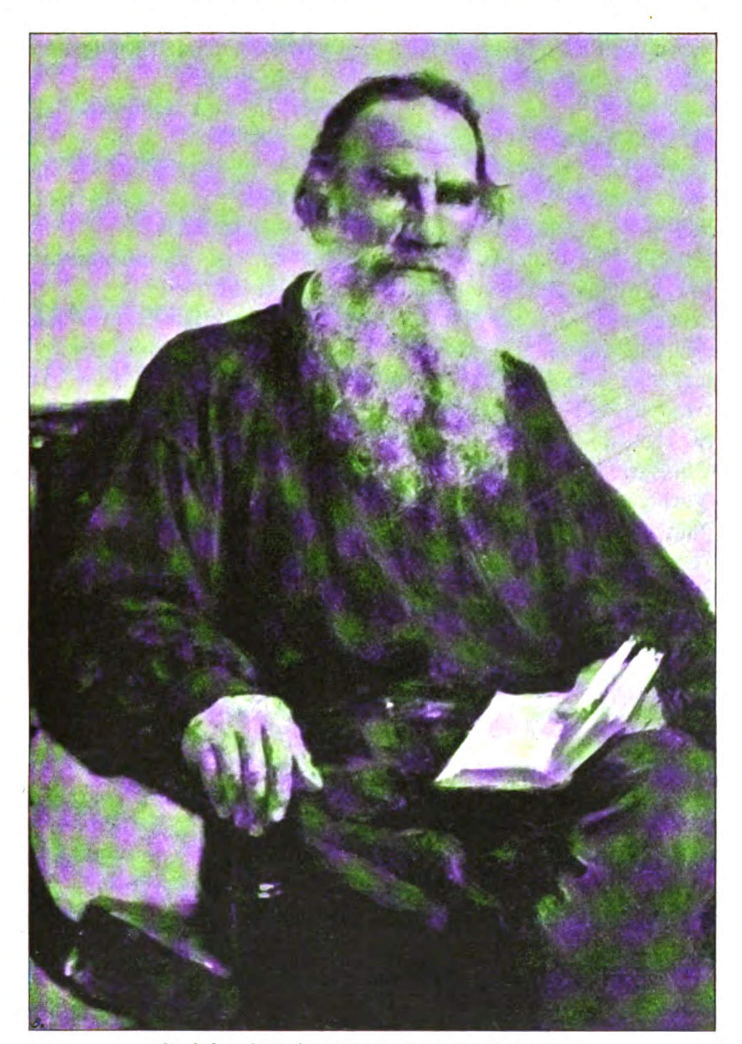
Als eine Lebensfrage hat Tolstoj sich die Frage der Liebe gestellt, als ein Liebender und noch Zweifelnder, zwischen heißem Gefühl und ruhiger Erwägung. So entstand dies feine, zarte und reiche Werk, das ein Liebling deutscher Leser bis auf den heutigen Tag geblieben ist. In den Zusammenhang seiner Dichtungen fügt es sich ganz hinein. Denn auch die Liebe hat er aufgefaßt als ein Problem, nach dem, was sie bedeutet für das Ganze des Daseins. Ein Fortgang von Problem zu Problem führt durch diese Dichtungen. Besitz, Stand, Tod und Liebe sind seine Fragen.

Auch diese Werke sind, nur gleichsam in einer höheren Ordnung, für Studien zu halten. Wenn die früheren sich rein bemühten, Leben hinzustellen in der feinen Verzweigung seiner seelischen Motive, so zeigen diese das Bild des Lebens unter großen, beherrschenden, durchgreifenden Gedanken.

Aber das eigentliche Hauptwerk dieser Zeit, die teuerste Erinnerung aus dem Kaukasus, in langen Jahren gehegt und ausgewirkt, das sind „Die Kosaken“ — das erste Werk großer Litteratur, welches den Namen Tolstojs trägt.

Erzählen wir den Inhalt der Novelle, so scheint er nach seiner Einfachheit ein reines

Nichts. Olenin, ein junger Mann der glänzenden Petersburger Gesellschaft, kommt in den Kaukasus. Hier lebt und gewöhnt er sich ein. Es gefällt ihm besser als in seiner leeren Großstadtexistenz. Er verliebt sich in die schöne Kosakin Marjanka und will sie



Graf Leo Tolstoj in seinem siebzigsten Lebensjahre.

heiraten. Sie scheint geneigt. Aber zufällig wird in den entscheidenden Tagen Lukaschka — ein frischer Kosakenbursch — verwundet, der Jüngling, dem sie seit lange versprochen war. Dies macht ihr ihre tiefe und große Liebe zu Lukaschka deutlich. Sie stößt Olenin zurück. Er verläßt das Dorf, mit dem Dorf dies seltsame Stück ganz neuer Empfindungen, die ihn ergriffen hatten. Und das ist alles.

Aber in dieser Alltagsgeschichte hat der Dichter ein wirkliches Menschenschicksal gestaltet. Als Olenin auf der langen Fahrt sich dem Kaukasus nähert, ist er noch voll von willkürlichen Phantasien, wie junge vom Leben noch nicht ergriffene Menschen sind, die mehr in ihren Einbildungen als in der Wirklichkeit der Dinge leben. Da tritt er in den Bereich einer Wirklichkeit, einer so gewaltigen und einzigen, wie er keine gekannt. Die ewigen Schneegipfel tauchen vor ihm auf, und in jedem seiner Gedanken klingt es mit: aber die Berge! aber die Berge! und sie sind eine Welt stärker als unsere Seele, sie dulden in ihrem Reich kein Leben, kein Gefühl, als das zu ihnen paßt.

Nun dringt er mit jedem sonnigen Tage mehr in die Geheimnisse und Winkel, in all den intimen Reichtum dieser Welt, deren erster Eindruck ihn schon so gepackt. Auf der Jagd weilt er im dichten Wald, er träumt am donnernden Strom, alle Pflanzen, alles Getier, ihm immer vertrauter, gehört hierher, ist ein Teil des geheimnisvollen Ganzen, das wie ein kaum geahntes Wunder ihn umfängt.

Aber das Wunderbarste, das erfährt er erst nach längerer Zeit. Denn diese große, lebendige, in sich ruhende Welt — sie hat auch eine Seele, ja eine menschliche Seele. Sie ist auch Mensch. Die Kosaken, die hier leben — sie sind gleichsam die Empfindung und Seele gewordene Natur. Da ist nichts von willkürlichen Phantasien, nichts von der traurigen Unordnung und Zerrüttung der Gefühle und Affekte, wie sie dem jungen Kulturmenschen eignen. Da ist alles bestimmt, alles bezogen auf die Natur und die genauen Forderungen, die sie stellt im Wechsel der Jahreszeiten, nichts Frage und Zweifel und dumpfe, halb verstohlene Aufregung (selbst der Gedanke an das Weib nicht), sondern alles einfach Thatsache und Selbstverständlichkeit wie die Natur.

Eine kleine Episode zeichnet am besten den Unterschied Olenins und dieser Menschen. Man ist dort unten im Grenzkrieg gegen die wilden Völker, die Tschetschenzen. Lukaschka erschießt einen Häuptling, der den Strom durchschwimmen will.

Nun — wie sind wir in der Litteratur gewöhnt, den Tod gleichmütig hinzunehmen. Aber im Leben steht es ganz anders. Da werden wir den Schauder vor jedem Toten nicht los und, wenn er gewaltsam fiel, das Gefühl des Mordes nicht, welches uns wie das eines eigenen Verbrechens beschleicht. Mit feinem Lebenssinn schildert Tolstoj diesen Schauder des Olenin, während Lukaschka in Siegesfreude dabeisteht. Diese Art, Grenze zu sichern, gehört ja zum Leben der Kosaken. Ihm ist es nicht anders, als ob er einen Vogel geschossen hätte.

Olenin selbst bekommt eine neue Seele. Er wächst hinein in dieses Leben der Natur. Die Liebe ergreift uns wie das Versprechen, daß wir mit dem Besitz des Geliebten das Leben haben werden, das gerade uns not thut, in dem wir erst ganz sein werden, was wir sind. Und wenn Olenin nun beginnt, die schöne Marjanka zu lieben und zu begehren, sie ist für ihn dies neue Leben selbst, das ihm aufgeht wie eine Ahnung und ein Traum — diese große Natur als Glück und Seligkeit, nicht mehr nur Seele geworden, sondern lebendiger Mensch, Schönheit und Besitz.

Wie ist aber auch das Wachsen dieser Liebe geschildert! Erst ist ihm das Mädchen wie die Berggipfel ein Stück der herrlichen Umgebung. Dann will er mit ihm zusammensein, denn er fühlt, wie er in seiner Nähe all das am wohligsten genießt, was ihm wert ist in dieser neuen Welt. Und längst ist es ihm eine Notwendigkeit für sein Dasein geworden, ehe er bemerkt, daß er es liebt, bis endlich die Flamme herausschlägt und ihn verzehrt. Und obschon es in der Litteratur selten zum Ausdruck gekommen, so steht es bei der großen Liebe doch wirklich so, daß der Mensch lange schon mit seinem ganzen Leben liebt, ehe er es weiß.

Und doch, gerade in dieser Liebe bleibt Olenin der Mensch, der er war. Denn er dichtet in das Mädchen alle möglichen feinen und zarten Empfindungen hinein, ein ganzes reiches mannigfaltiges Seelenleben, während es doch einfach ein gutes naives Kind ist und auch sein muß, um zu sein, wofür er es hält.

Er bleibt zwiespältig und Marjanka, wie ihre Umgebung, wie die Natur um sie ist einfach. Unter der Decke seiner neuen Empfindungen leben ja doch die alten fort. Dem Menschen ist nicht gegeben, ein völlig anderer zu werden. So auch, da sie ihn zurückstößt, versinkt der ganze Luftbau in ein Nichts, bis auf die fernste Spur der Erinnerung. Und Olenin geht, als der er gekommen war.

Wir kennen keine Dichtung, in der die Einheit von Natur und Mensch so überzeugend gestaltet wäre wie in Tolstojs „Kosaken“. Schon daß das Leben dieses Volkes nur wie der menschliche Ausdruck ist der Welt, der sie angehören, schon das kommt völlig heraus. Aber noch feiner schildert er die Veränderung, die in Olenin vorgeht, wie er in den Bann und Wirkungskreis der Natur tritt. Hier ist kein zufälliger Zug. Es ist eine große Entwickelung, die

sich langsam, in fast unzähligen Einzelerlebnissen mit Notwendigkeit fortsetzt, die Entwickelung eines ganzen neuen Lebens, das dieser Welt gemäß sei. Und so paßt sich unbewußt allemal der bildsame Mensch den Notwendigkeiten seiner Umgebung an. Das heißt eben Leben. Diese tiefsinnige Dichtung erleuchtet gleichsam den Hergang des Lebens selbst.

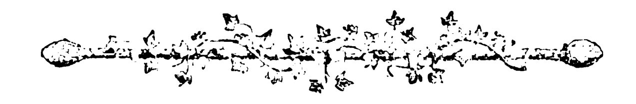
Darum wirkt auch jede Einzelheit so sprechend, weil gar nichts wie ein willkürlicher Einfall dazwischen steht. Alles gehört in dieses Ganze. Tolstoj kennt keine festen abgegriffenen Typen mit wenigen ein für allemal zurechtgestutzten Zügen. Seine Menschen sind, wie die wirklichen, beständiges Werden. So sicher wir ihre Gesamtphysiognomie erkennen, so fließen sie doch gleichsam unter dem Spiel der Einflüsse, die sie widerspiegeln. Sie bleiben dieselben, aber ihre Oberfläche färbt sich verschieden. In unserer plumpen Beobachtung fassen wir nur die wenigen Züge, die uns für unser praktisches Verhalten wichtig sind. Er weiß, wie die Seele ein Spiel ist von jedem Druck der Luft — nicht etwa im Sinne der gesteigerten Nervosität. Sondern die Folge unserer Vorstellungen ist eine andere, z. B. wenn wir uns von einem Ort entfernen oder wenn wir uns einem nähern, eine andere in der großen Natur oder in der Gesellschaft der Freunde, und immer ist unser ganzes Sein dabei beschäftigt. Diese beständige Bewegung des ganzen Menschen in der kaum übersehbaren Fülle ihrer Nuancen beherrscht Tolstoj und weiß sie darzustellen.

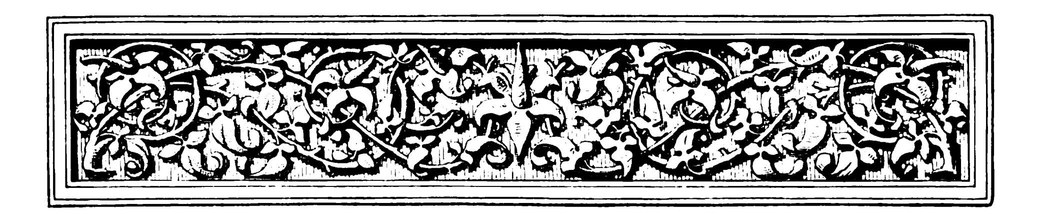
Darum scheint es uns nicht ganz richtig, wenn man den Gegensatz von Kultur und Natur für den eigentlichen Inhalt der „Kosaken" erklärt. Er ist nur die Gelegenheitsursache der Schilderung. Aber das eigentlich Bedeutende der Dichtung liegt darin, daß sie in das Geheimnis des menschlichen Lebens selbst uns schauen läßt.

Freilich will ein solches Werk mit Hingabe gelesen sein. Hier handelt es sich nicht um interessante und packende Ereignisse, und der Reiz der Spannung ist sehr gering. Große Dichtungen lassen uns mit dem Dichter fühlen, die neuen und eigenartigen Gefühle, welche jene Versenkung in das Leben ihm erregte, der sein dichterisches Bild entstammt. Sie geben uns auch sein Auge, das an diesem Gesicht ihm etwas vom Geheimnis des Lebens offenbarte. Echte Dichtungen wollen erfahren sein. Wen sie nicht bildsam finden, dem sagen sie nichts.

Für Tolstoj schließt mit diesem Werk eine Epoche seines Lebens. Viel Arbeit, viel neue Erkenntnisse und Versuche lagen hinter ihm. Davon haben wir berichtet. Aber nur eine Andeutung können wir geben von verborgenen Kämpfen, die bereits in dieser Zeit einsetzten. Sonst erhält die Arbeit uns frisch, mutig, froh. Aber diesen immer Regsamen besuchten schon jetzt die furchtbaren Fragen und Zweifel, die ihn später ganz niederzuwerfen drohten. Sie verdüsterten seine Seele und nagten an seinen Nerven, so daß er endlich, um sich nur loszureißen, wenigstens die Orte dieser Stürme verließ. Auch seine physische Gesundheit glaubte er von Schwindsucht untergraben. Er ging zu den Baschkiren in die Steppe und machte eine Kumyskur durch. Wenigstens körperlich gesund kehrte er zurück.

(Schluß folgt.)





Metamorphose der Spielkarten.

Von

Felix Poppenberg.

(Nachdruck ist untersagt.)

Die bunten Blätter, die der Witz erfand, um eines kranken Königs Launen zu zerstreuen," läßt eine Bühnenbearbeitung des Shakespeareschen Fünften Heinrich den König Karl VI. von Frankreich sagen.

Einer lang verbreiteten Meinung giebt dies fälschlich interpolierte Citat Ausdruck, der Meinung, daß die Spielkarten zur Unterhaltung des König Karls VI. in Frankreich erfunden worden seien.

So unecht das Citat, so unecht sein Inhalt. Die Spielkarten haben zwar in jener Zeit eine große Rolle gespielt, sie dienten zum Zeitvertreib des Königs. Ja, es giebt urkundliche Belege, die Rechnung für ein königliches prunkvolles Spiel: à Jaquemin Gringonneur, peintre, pour trois jeux de cartes à or et divers couleurs, de plusieurs devises, pour porter devers ledit seigneur pour son esbattement LVI solo parisis.



Blatt aus dem jeu des passions: Dame mit der Pandorabüchse (Judith). (Venetianisches Kartenspiel, 15. Jahrhundert.)

Aber die Heimat der Spielkarten ist Frankreich nicht, das gilt unbezweifelt. Auch der orientalische Ursprung steht nicht unbedingt fest. Sicher aber ist, daß die Karten ihren Siegeszug in die europäischen Länder von Italien aus angetreten haben; und zwar genauer von Venedig aus im vierzehnten Jahrhundert. Die Karten mit ihrer reichen Kombinationsmöglichkeit eroberten schnell alle Nationen; jede wandelte nach ihrem Geschmack und ihrer Rasseeigenart die überkommenen Kartenbilder und Figuren um, naturalisierte sie, machte sie auf dem neuen Boden heimisch. So werden die Karten der Länder Kulturzeichen; die allerorts verbreiteten Blätter passen sich in ihrer Erscheinungsform den jeweiligen Neigungen an. Sie werden Stammbücher der Jahrhunderte, und immer haben sie teils künstlerischen, teils zeitpsychologischen Reiz.

* * *

Das Charakteristische im Organismus des Kartenstaates sind erstens die Figuren, zweitens die emblematischen Zeichen der verschiedenen Kartenserien, die Farben.

Die frühe italienische Karte hatte ursprünglich vier Figuren: König, Königin, Kavalier, Bube. Bald wurden sie auf drei beschränkt, und die Figur, die man absonderte, war seltsamerweise die einzige Dame in der Gesellschaft. Das Männerterzett, die drei Überlebenden, gingen in die Spiele aller Länder über, bei den Deutschen z. B. wurden sie zu König, Ober und Unter.

Nur zwei Länder waren galant, Frankreich und Portugal. Frankreich ließ den Kavalier zurücktreten und in der Versenkung

verschwinden, behielt aber die Dame und zwar in glänzendster Verkörperung, als Königin mit reichem Hofstaat.

Die Portugiesen suchten ihrer in den Hoheitsrechten verbliebenen Kartendame nicht durch Rangsteigerungen zu schmeicheln, sondern, mit noch geschickterem Blick für das Weibliche, durch freigebig gespendeten Schmuck. Ihre Damen zeigen das Toilettenraffinement der Modekupfer.

Zeit, der Wunsch, in allem Spiegelbilder der menschlichen Gesellschaft und ihrer Einrichtung zu sehen, führte zu allerlei Deutungen. Darstellung der Stände sollten die Zeichen sein.

Pique, die Spitze der Lanze, sollte den Adel bezeichnen; Cœur, das untadelhafte Herz, die Geistlichkeit; Trèfle, Klee, den Nähr- oder Bauernstand; Carreau, die viereckigen Spitzen der Pfeile, den Dienst- oder Knechtsstand, weil aus ihm die Bogenschützen genommen wurden.



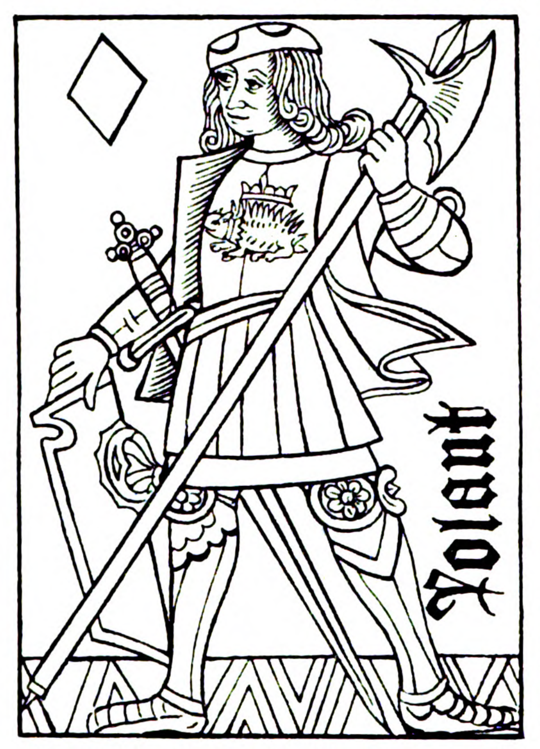


Französische Luxuskarten des 14. Jahrhunderts. (Handmalerei.) Originalgröße.

In den Serienzeichen unterscheiden wir nach Merlin (Origine des cartes à jouer) drei Familien: die italienische mit den Emblemen Cupi (Becher), Spadi (Degen), Denari (Münzen), Bastoni (Stöcke); die französische mit Cœur, Carreau, Pique, Trèfle; die deutsche mit Herzen, Schellen, Blätter, Eichel.

Die Spanier und Portugiesen übernahmen die Serienzeichen direkt von den Italienern, die Engländer von den Franzosen (Hearts, diamonds, spades, clubs). Nachträglich suchte man symbolische Deutung für die Zeichen. Die emblematische Neigung der

Andere Auslegungen haben philosophischen Charakter. Sie suchen in den Kartenzeichen die Symbole von Charaktereigenschaften. Cœur bedeutet Großmut; Trèfle Weisheit; Carreau Constantia; Pique kriegerischen Mut und Stärke. Hiervon ausgehend, betrachten sie die vier Farbenserien als vier Monarchien, von Königen befehligt. Der Staat der Herzen von einem großmütigen Herrscher; der Trèfles von einem Weisen und Gerechten; der Carreaux von einem Beständigen, der Piques von einem Kriegerischen.



Französische Karte des 15. Jahrh.: Roland als Carreaubube. Originalgröße.

Das sind aber mehr Hypothesen und geistreiche Spitzfindigkeiten eines kommentierungsfrohen Zeitalters, als wirklich überzeugende Behauptungen. Mehr als diese Belustigungen des Verstandes und des Witzes reizen uns die echten kulturellen Eindrücke, die wir aus alten Kartenspielen erhalten.

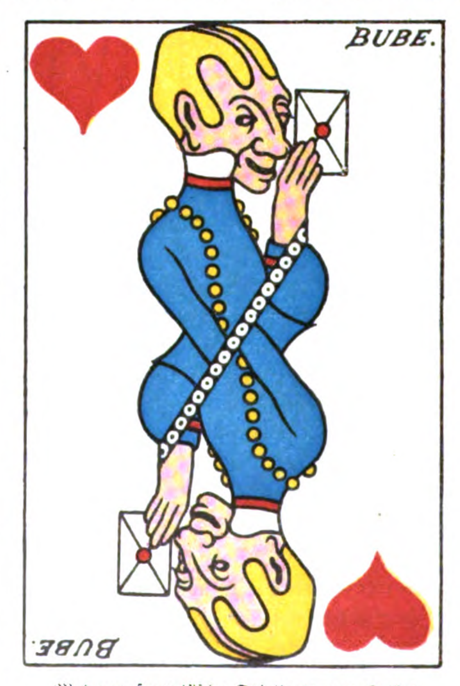
Nicht in den gewöhnlichen, die sich im Laufe der Jahrhunderte ziemlich gleich in dem Urtypus ihrer Zeichen und Gestalten bleiben, sondern in den neben ihnen bestehenden Phantasie-Kartenspielen, die schon wegen ihrer künstlerischen Ausführungen und ihres Wertes für die höheren Stände bestimmt waren. Sie wollten nicht mit denselben Blättern spielen, wie Bürger und Bauern, sondern etwas Besonderes haben. Maler, wie der anfangs erwähnte Jaquemin Gringonneur, wurden beauftragt, ihre Kunst den Blättern des Spiels zu widmen.

Es kam darauf an, das Grundschema zu erhalten, aber im einzelnen zu variieren und zu nuancieren. Das geschah durch raffiniert luxuriöse Ausführung in Gold, Purpur, Handmalerei. Häufig werden die Gewänder der Figuren, um größere Wirkung zu erzielen, aus kleinen Stückchen Sammet oder Brokat, Miniaturmodekupfern ähnlich, hergestellt. Katharina von Medici besaß Spiele aus brochierter Seide.

Vor allem aber suchte man, bei Beibehaltung der vier Zeichenserien und der drei Figuren, dem einzelnen neue Auffassungen abzugewinnen. Man wählte statt der konventionellen Embleme speciellere Zeichen, die für den Besitzer des betreffenden Spiels charakteristisch sind oder irgend ein treibendes Zeitinteresse versinnbildlichen; man ersetzte die neutralen Kartenfiguren durch Persönlichkeiten, durch Porträts oder wenigstens durch bestimmte Standestypen.

Im einzelnen wird sich das noch zeigen lassen.

Aus der Geschichte der italienischen Phantasiekarten ist besonders interessant das sogenannte jeu des passions, das Merlin beschreibt, ein philosophisch-mythologisches Spiel. Als Träger der vier Serien des Spiels sind vier Leidenschaften gewählt: die Hoffnung, die Furcht, die Liebe, die Eifersucht. Die Serie der Hoffnung hat als Zeichen eine Vase, die Büchse der Pandora; die Furcht eine Geißel;



Moderne französische Spielkarte von Jossot. (Paris, Verlag v. l'Art et Décoration.) Originalgröße.

die Liebe einen Pfeil; die Eifersucht ein Auge als Attribut des Argus.

Die Figuren dieses Spiels sind der Bibel, der Mythologie und alten Geschichte entnommen. Die Karten stammen nach der Art des Holzschnitts vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Sie tragen in den Kartuschen Verse in venetianischem Patois, die den Leidenschaften galten, die die Bilder darstellten. Ein Blatt, das nicht zum Spiel gehört, giebt ein Sonett als Einleitung.

In diesem Spiel kommen übrigens Damen vor. In unserer Abbildung geben wir die Dame der Hoffnungsserie. Es ist Judith mit dem Schwert. Sie hält in der Linken das Emblem, die Pandorabüchse. Die Dienerin hinter ihr steckt das Haupt des Holofernes in den Sack.

* *
*

Eine interessante, mit dem Zeitgeschmack und den politischen Zuständen Hand in Hand gehende Entwickelung haben die französischen Karten genommen. Die Reste der ältesten erhaltenen Karte zeigen solche persönlichere Nuancierung nicht. Es sind sehr sorgsam in der Art der Miniaturen des vierzehnten Jahrhunderts ausgemalte Blätter, ornamental und dekorativ sehr reizvoll, im Kostüm charakteristisch und getreu. Doch kulturell interessanter als diese immerhin neutralen Blätter sind die Spiele des fünfzehnten Jahrhunderts.

In ihnen dominiert der Geschmack der Zeit ausgesprochen, die Freude an den Ritterromanen, an den Sagen und Abenteuern, an den mittelalterlichen mythischen Umdichtungen der Helden der Antike. Da werden zu Kartenhelden Hektor, Julius Cäsar, Alexander, Karl der Große; die Genossen der Tafelrunde des Königs Artus, vor allem Roland.

Das sechzehnte Jahrhundert zeigt neben den Spielen im Geschmack der Ritterromane auch Karten von zeitgeschichtlicher Bedeutung. Sie dienen der Verherrlichung großer patriotischer Momente. In einem solchen Spiel sind die Figuren die Jungfrau von Orleans, der Erzbischof von Reims, die Bischöfe, die Herzöge von Burgund,



Blatt aus einem deutschen Kartenspiel für Geistliche.
(Weigelsche Sammlung.) Originalgröße.

von der Normandie, von Guyenne, der Graf von Flandern. Wie in einer Maskenquadrille mischen sich die historischen Gestalten mit den Wesen der Fabel, mit Paris, Helena, Juno, Pallas, Venus und Melusine.

Das ist ja durchaus Zeitgeschmack. Wir erinnern uns dabei repräsentativer höfischer Gemälde, die wir in den Königsschlössern

sahen: irdische Feiern, Krönungen, fürstliche Vermählungen, über die sich der Himmel öffnet mit Genien und Göttern und emblematischen Devisen.

Daneben finden sich noch manche andere phantastische Spielkarten, so das Narbonner Spiel, dessen Personen Namen tragen: Cyrus, Almansor, Araspe, Zayde, Konstantin. Die Namen scheinen einem der vielen antiken weitschweifigen Schlüsselromane der Epoche entlehnt zu sein.

Unter Heinrich IV. und Ludwig XIII. wuchs die Verbreitung am Hof außerordentlich, und die Gestalten der Spielkarten wurden, um sie hoffähig und des Umgangs der Großen der Erde würdig zu machen, im Rang gesteigert. Zu den vier Königen wählte man die erlesensten Vertreter der berühmtesten Monarchien der Weltgeschichte: David, den König der Juden, Alexander von Macedonien, Cäsar und Karl den Großen.

Die Königinnen waren nicht so fest in ihrer Herrschaft. Sie wechselten, wurden abgelöst, mußten mythologischen und legendarischen Damen den Platz räumen. Ein beliebtes historisches Quartett war: Marie von Anjou, Gemahlin Karls VII., Agnes Sorel, Jeanne d'Arc, Isabella, die böse Mutter Karls VII.

Dies königliche Kartenspiel hat seine Herrschaft bis ins achtzehnte Jahrhundert behauptet. Es teilte die Geschicke der Herrscherfamilie und es wurde zu gleicher Zeit mit ihr entthront.

Der eiserne Besen der französischen Revolution fegte nicht nur die leibhaftigen Könige vom Throne, sondern auch die Kartenkönige.

Mit der französischen Revolution treten wir in eine der kulturell interessantesten Epochen der Spielkarten. In ihr wird charakteristisch gezeigt, wie die Ereignisse der Zeit sich in den Karten reflektieren, wie diese dünnen Blätter die Welt bedeuten.

Also Könige und Königinnen verfallen dem Exil, bei Todesstrafe wird verboten, die verfemten Namen zu nennen, und neue zeitgemäße Patrone und Patronessen der Vernunft nehmen die leeren Stellen ein.

Die Kartenkönige werden verdrängt durch die Verkünder der Wahrheit und die Erzieher zur Natur, und die Coeurs, Carreaux, Piques und Trèfles führen jetzt an Molière, Lafontaine, Voltaire, Rousseau.

Spielkarte mit Löwen und Bären als Emblemen. (Deutschland, 15. Jahrh.) Originalgröße

Dem richtigen Republikaner ist das aber noch viel zu zahm, zu sehr nach Persönlichkeitskult schmeckend.



Minister
Freiherr v. Manteuffel.

Elisabeth,
Königin von Preußen.

Friedrich Wilhelm IV.,
König von Preußen.



Lord Palmerston,
englischer Staatsminister.

Alexandra,
Kaiserin von Rußland.

Nikolaus I.,
Kaiser von Rußland.

Deutsche Spielkarten aus den fü
(Die Figurenkar



Minister Fürst Schwarzenberg. | Elisabeth, Kaiserin von Österreich. | Franz Joseph I., Kaiser von Österreich.



Sultan Abdul Meschid. | Kaiserin Eugenie. | Napoleon III.

…fziger Jahren in Originalgröße.
(… sind Porträts.)

Mehr nach seinem Herzen sind die Karten, in denen die Führerrolle allegorische Genien haben: la Génie de la guerre mit dem Schild, das die Aufschrift trägt: Pour la république française; la Génie des arts mit dem Apoll von Belvedere; la Génie du commerce; la Génie de la paix. Oder vier Tugenden: Prudence, Justice, Temperance, Fortitude. Die Damen sind in diesem Spiel vier Libertés, und zwar liberté des cultes, liberté des professions, liberté de la presse, liberté du mariage. Die Valets sind in den Persönlichkeitskarten entweder römische Krieger oder Republikaner, Sansculotten, Pikenmänner mit roten Mützen, in bloßen Westen und aufgestreiften Hemdsärmeln. In den allegorischen Spielen sind es vier Egalités: de devoirs, de couleur, de rangs, de droits.



Spielkarte des Meisters E S: Der Unter der Hundefarbe. (Deutschland, 15. Jahrhundert.) Originalgröße.

Interessanten Wiederhall fand die französische Republikanerkarte in Amerika. Die amerikanischen Bürger wollten, ihrer bürgerlichen Verfassung froh, natürlich auch nichts mit den Königen zu thun haben und demokratisierten die Karten. Die Könige wurden ganz logisch zu Präsidenten: Washington, John Adams, Franklin, Lafayette.

Die Damen wählte man in Ermangelung würdiger irdischer Objekte aus dem nie versagenden alten Olymp: Venus, Fortuna, Ceres, Minerva. Und die bösen Buben sind natürlich — indianische Häuptlinge in Federschmuck, vielleicht der Lederstrumpf, die Weiße Schlange, der Pfadfinder und der letzte Mohikaner.

Die Weltkomödie rollt indessen mit bedächtiger Schnelle weiter, das Branden der tollen Jahre ebbt allmählich, auf die Revolution folgt die Restauration, Napoleon betritt die Bühne, das Empire löst die Republik ab und bemüht sich, möglichst alle ihre Spuren zu verwischen. Natürlich wünschte man, daß vor allem aus den Karten, diesen so populären und verbreiteten Flugblättern, jede Erinnerung an die blutige Zeit getilgt würde.

Durch etwas Gleichgültiges, Uninteressantes konnten sie aber nicht ersetzt werden, Napoleon sann auf etwas Verblüffendes, Überraschendes, und der Effekt war ein Brief an David, an Jaques Louis David, dessen Pinsel die Revolution verherrlicht hatte und der jetzt gläubig der Gloriole des Korsen diente, den Meister des ersten Kaiserreiches.

In diesem Brief vom 13. Juni 1808 heißt es unter anderem:

„Von dem Wunsche geleitet, die bizarren Kartenfiguren durch neue Entwürfe zu ersetzen, die durch die Korrektheit ihrer Aus-



Spielkarte des Meisters E S: Der Unter der Vogelfarbe. (Deutschland, 15. Jahrhundert.) Originalgröße.

führung einen Nachdruck erschweren und gleichzeitig durch die sorgsame Behandlung der Kostüme und Attribute allegorische Bedeutung wahren, wende ich mich an Sie.

Ich habe das Sprichwort: de minimo non curat praetor nicht vergessen, und ich habe nicht angenommen, daß der erste Maler Europas einige Momente seiner kostbaren Zeit, die er mit so viel Glück dem Ruhm der Kunst und seines Vaterlandes widmet, simplen Spielkarten opfern könnte.

Aber gestatten Sie wenigstens, daß diese Entwürfe unter Ihrer Aufsicht von einem oder dem anderen Ihrer Schüler in Angriff genommen werden."

Dem großen David fiel aber eigentlich für diese Aufgabe nicht allzuviel ein. Er machte einen Entwurf, der zeichnerisch von Mongez ausgeführt, von Andrien in Stahl 1809 gestochen wurde. In diesem Entwurf, der dann neu von Gatteaux père 1811 gezeichnet wurde, kehren die Könige im Exil fröhlich wieder zurück, David, Alexander, Cäsar, Karl der Große, aber nicht mythisch naiv, wie früher, sondern wirklich charakteristisch in ihrer Nationalität. Die Damen waren Abigail, Statira, Calpurnia, Hildegard; die Buben: Azaël, Parmenion, Curion und Ogier. Diese Karten von 1811 wurden in Holz geschnitten.

Der Erfolg dieser ersten Künstlerspielkarte des neunzehnten Jahrhunderts war gering. Das große Publikum gewöhnte sich ebenso schwer an sie, wie an die komplizierte allegorische Revolutionskarte. 1813 erschienen die Karten wieder in der alten, ganz unprätentiösen Grundform, einfache Karten ohne Nebenbedeutungen, der Sieg der Gebrauchskarten über die Phantasiekarten war damit endgültig entschieden. Und der Staat erkannte sofort die günstige Konstellation und nahm den Kartendruck in offizielle Regie. Die einzige Neuerung, die er den alten Gebrauchskarten anthat, die neben den aufgezählten Phantasiekarten immer im Schwange gewesen waren, galt der Veränderung der Rückseite.

Die Dekorierung der Rückseite war schon früh zum Schutz gegen Betrug und gegen das Merken und Erkennen der Karten aufgekommen. Blaue, gelbe und rote Marmorierungen, geometrische Einteilung in sechseckige, honigwabenartige Zellen, Eicheln, Sterne, Gitterungen bilden die Verzierung.

In Frankreich bevorzugte man in den Königszeiten natürlich die heraldische Lilie der Bourbonen. Jetzt unter dem Empire führte die staatliche Regie statt ihrer die Bie-

nen und den kaiserlichen Adler ein. Der Entwurf dieser stammte übrigens auch von Gatteaux.

* * *

Trotz des Sieges des Allgemeinen, Schablonenmäßigen über das Ästhetisch-Persönliche sind nachher immer wieder für Liebhaber und Bibliophilen Phantasiekarten aufgetaucht.

1816 erschien noch einmal ein Spiel von national-historischem Charakter mit französischen Herrschern: Karl dem Großen, Ludwig dem Heiligen, Franz I., Heinrich IV., den Königinnen Hildegarde, Blanka von Kastilien, Jeanne d'Albret und Margarete von Valois, den Valets Roland, Joinville, Bayard, Crillon. Aber dies Geschichtsprivatissimum in Kartenblättern erwarb sich keine gelehrigen Jünger.

Ein anderes Phantasiespiel ist ein kostbares Bijou. Merlin beschreibt es, ein Kleinkunstwerk von Mme. Paris. Die Serienzeichen sind in Gold konturiert, und das Innere dieser Zeichen birgt eine minutiös gemalte Füllung. Das Herz einen Vogel, die Carreaux eine Frucht, die Trèfles eine Blume.

Die jüngsten französischen Phantasiespielkarten — ihrem Erscheinen wird die Anregung zu dieser ganzen Betrachtung verdankt — sind ganz frischen Datums. Sie entstammen einem Preisausschreiben vom Jahre 1898 der l'Art et Décoration, der französischen Zweigfirma unserer deutschen „Dekorativen Kunst“ (München, F. Bruckmann). Auch in dieser Karte sehen wir einen Abdruck der herrschenden Zeitrichtung. Nicht der politischen, es sind keine Teufelsinselkarten, aber der dekorativen.

Die Karten stammen aus der Epoche des Plakats, das verraten sie in jedem Zug.

Ihr Künstler ist Jossot, der vor allem durch sein Plakat für den Salon des Cent bekannt geworden ist, auf dem ein altersschwacher, mißmutiger Akademiker in Palmenfrack mit offiziellem Degen und dazu grotesk-ängstlich unter den Arm geklemmten Regenschirm seinen Eintrittsfrank erlegt.

Jossots Eigenheit liegt darin, daß er statt mit Modellierung mit ganz einfachen Linien wirkt. Er ist Karikaturist, aber er charakterisiert nicht wie Steinlen, wie Forain, Toulouse-Lautrec, Ibells, Guillaume. Er machte nicht wie sie Menschenaufnahmen mit geschickter Steigerung des Grotesken. Sein Karikieren ist kein Karikieren menschlicher



Spielkarte des Meisters E S: Der Ober der Vogelfarbe. (Deutschland, 15. Jahrhundert.) Originalgröße.

Eigenschaften, er geht überhaupt nicht auf das Menschliche aus. Er sieht keine Menschen, sondern nur Linien, Umrisse, Ornamente, Arabesken. Auch die Gesichter, die Körper faßt er rein ornamental auf, und seine Karikaturen sind Linienscherze, Menschen zu Arabesken stilisiert.

Ein Beispiel dieser ornamentalen Karikierungskunst giebt das Plakat für die „Sardines Saupiquet“, in dem die Konturen bekannter Pariser und Pariserinnen, Aristide Bruants, Dr. Greniers, des Muselmanns der Kammer, Sarah Bernhards, Yvette Guilberts, rein linear sehr drollig sich ausnehmen. Von solcher Art sind nun auch die Karten, die zum Unterschied von den so gelungenen Plakaten freilich etwas gewaltsam und krampfhaft scheinen in ihrer gesteigerten Groteske.



Das runde Kartenspiel: Hasen-Ober.
(Deutschland, 16. Jahrhundert.)

Jedenfalls aber sind sie, vor allem auch durch ihre kostbare und geschmackvolle Hülle, einen Kasten mit Intarsien aus edlen Hölzern, und durch den Spielblock mit Jossotschen Vignetten nach Motiven des Spiels, ein charakteristisches Zeichen der Geschmacksepoche, in der man eifrig danach strebt, jedem Objekt des Lebens, sei es einfaches Haushaltungsutensil oder Luxusgegenstand, originelle und aparte Art zu geben.

Diese Art darf auffallend, pervers, grotesk, vielleicht auf den ersten Eindruck sogar abstoßend sein, wenn sie nur nicht langweilig und alltäglich ist. Das ist die Signatur am Ende des Jahrhunderts.

* * *

In Deutschland sind die Spielkarten im letzten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts nachweisbar. Sie haben die Serienzeichen der italienischen und französischen Karte umgewandelt und etikettieren ihre vier Farben mit Herzen, Blättern, Schellen und Eicheln.

Rot oder Herzen haben sie mit den Franzosen gemeinsam. Auch diese Zeichen werden



Das runde Kartenspiel: Hasen-Zwei.
(Deutschland, 16. Jahrhundert.)



Das runde Kartenspiel: Hasen-Drei.
(Deutschland, 16. Jahrhundert.)

allegorisch als Embleme der Stände gedeutet, so daß Herzen den geistlichen Stand, Blätter oder Grün den Bauer- oder Nährstand, Schellen den Adel, wegen des schon im dreizehnten Jahrhundert üblichen Gewandschmuckes, Eicheln als Zeichen der Unfreiheit den Knechtstand bedeuten.


Das silberne Kartenspiel. (Nürnberg, 1696.)

Die Deutschen waren die ersten, welche die kaum im Entstehen begriffene Holzschneidekunst der Kartenherstellung nutzbar machten. Sie drucken mit Holzformen die rohen Konturen vor, umziehen sie dann oder tuschen die Füllungen aus. Die ältesten in Holz geschnittenen Karten wurden von dem Engländer Dr. Stockeley 1763 in einem alten Bucheinbande einer Claudian-Ausgabe entdeckt. Die allgemeinen alten deutschen Karten waren grob geschnitten, in zwei Farben, grün und braun, mit drei Figuren: König, Ritter (Ober), Bube (Unter). Die vier Buben hielten dabei häufig das Wappenschild eines adligen Hauses.


Das silberne Kartenspiel. (Nürnberg, 1696.)

Doch diese allgemein gebrauchten Karten interessieren uns hier nicht. Unsere Aufmerksamkeit gilt wie in Italien und Frankreich den Phantasiekarten, den Karten, die für einzelne Stände, für Liebhaber und Sammler auf bestimmte historische Ereignisse oder charakteristischem Zeitgeschmack folgend, entworfen wurden und die uns geistigen Inhalt geben, ähnlich alten Denkmünzen, Flugblättern oder Volksliedern.

Das Königl. Kupferstichkabinett zu Dresden, das Germanische Museum hat reichen Besitz an solchen Schätzen. Durch gute Publikationen und Reproduktion (von Max Lehrs vor allem) ist diese Kulturquelle erschlossen und zugänglich gemacht worden.

* * *

Besonders überraschend und verwunderlich berührt, wenn man auf der Wanderung durch die bunte Welt der Kartenhäuser auf die Blätter der Weigelschen Sammlung stößt. Man glaubt frappiert zunächst Bildern aus Andachtbüchern zu begegnen. Gestalten der Heiligen treten uns entgegen, St. Johannes der Täufer, im wollenen Gewand, den Strick um den Leib, mit diskusförmigem Heiligenschein, langem Bart, das Lamm im Arm; St. Wenzel; dann das Blatt mit dem Kreuz in der Mitte und dem heiligen Zeichen JHS. Diese frommen Bilder entpuppen sich aber bei genauerem Studium unzweideutig als Spielkarten. Über dem Kreuz hängt eine freischwebende Krone, aus der sich zwei halmartige Bänder mit Eicheln entwickeln, die sich neigen. Außerdem wächst zwischen den Blättern noch in der Mitte ein Zweig auf mit drei Eicheln. Dieser bei dem heiligen Zeichen ganz ungewöhnlich und durch keine heilige Bedeutung begründete Schmuck deutet zweifellos darauf, daß das Blatt Spielkartenzweck hat. Außerdem haben wir noch andere unangezweifelte Pendants solcher religiöser Spielkarten.


Das silberne Kartenspiel. (Nürnberg, 1696.)


Das silberne Kartenspiel. (Nürnberg, 1696.)

Der niederländische Kupferstecher Dominikus Custos (1560 bis 1612) entwarf ein geistliches Kartenspiel, das der gelehrte Gräße

beschreibt: Jede Karte trägt einen Bibelspruch. Die vier Serienzeichen sind Hase, Laterne, Schaf, Laute. Sie sollen sich nach der lateinischen Erklärung auf den seelischen Zustand des Christen beziehen.

Die Sache scheint durchaus plausibel. Es waren Spielkarten für die Geistlichkeit, für die Klöster. Die frommen Brüder wollten auf das weltliche Vergnügen der allgemeinen Spielneigung nicht verzichten, sie wollten aber das Unheilige wenigstens dadurch unschädlich machen, daß sie ihm ein heiliges, wohlgefälliges Gewand gaben, so daß beim irdischen Treiben wenigstens durch die Augen fromme Bilder und Eindrücke empfangen würden und das Böse durch solch Amulett entkräftet werde.

Diese Karten haben nur Kuriositätswert. Von hoher künstlerischer Bedeutung aber sind die deutschen Profanphantasiekarten des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts.

Das sind alles Blätter von intimstem Reiz. Die bunte Fabulierlust der Künstler des fünfzehnten Jahrhunderts tummelt sich hier und bannt alles, was sie aus dem umgebenden Leben von Mensch und Tier und Blumen anregt, was in ihrer Phantasie märchenhafte, kuriose Blüten treibt, in seiner subtiler Arbeit auf das Blatt.

Der „Meister von 1446“ nimmt zu Serienzeichen (statt der konventionellen Eichel, Blatt, Herzen, Schellen) Rosen und Cyklamen; wilde Menschen (besonders beliebtes Motiv); Vögel; Hirsche und Rehe. Und freudig, im Überfluß fügt er zum Abwechseln noch eine fünfte Serie hinzu: Löwen und Bären.

Die Zählkarten, auf denen nun also bei den Tierserien die Tiere die Points vertreten (also Bären-Neun z. B. oder Vogel-Zehn), geben zu allerliebsten Genrebildern Veranlassung. Naiv und herzlich ist die Drolerie der Vierfüßler empfunden. Mit Oberländerschem Humor wird die Familiengemütlichkeit der Löwen dargestellt. Und dann erst die Bären in der Behaglichkeit des Faulenzens, zu angenehm molligem Knäuel zu-



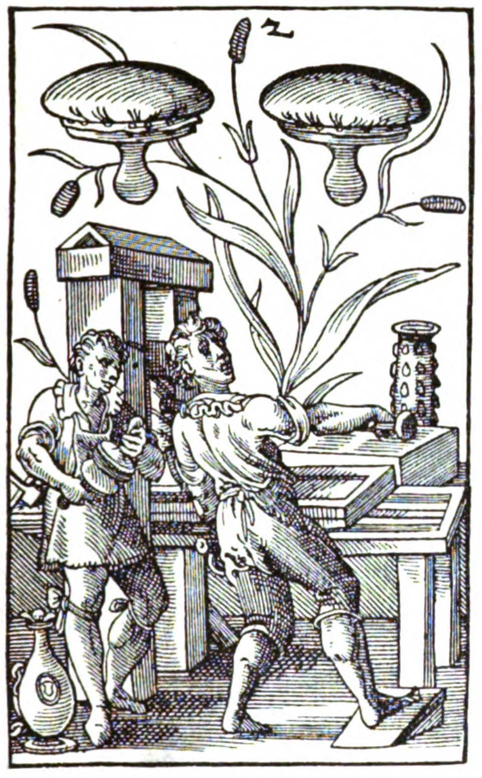


Jost Ammanns Karten. (Nürnberg, 1588.) Originalgröße.

sammengerollt, in komisch verrenkten Schlafstellungen, bedächtig an den Pfoten saugend.

Größer noch als Künstler ist der Meister E S mit seiner Schule.

Mit Glück bedient man sich einer Freiheit, die unsere und die allgemein bekannten Karten nicht zeigen. Die allgemeinen Karten haben für die Zählblätter (zwei bis zehn)





Jost Ammanns Karten. (Nürnberg, 1588.) Originalgröße.

eine ganz bestimmte Anordnung der Zeichen vorgeschrieben — bei Pique- oder Grün-Sieben z. B. oben ein Viereck von Piques mit einem Pique in der Mitte, und in großem Abstand davon die beiden ergänzenden Piques links und rechts unten in der Ecke — der leichteren Übersichtlichkeit halber.

Die alten Meister banden sich an dieses beschränkende Nützlichkeitsgebot nicht. Sie gestatteten sich eine freie Verteilung der Points auf den Raum und nützten diese Freiheit zu dem künstlerischen Zweck aus, das Blatt bildmäßiger zu gestalten.

So ergeben sich statt schematisch geometrischer Anordnungen freie reizvolle Gruppierungen. In der Vogelserie stürzt sich ein Falke auf einen Reiher, Störche stehen gravitätisch auf einem Bein.

Die sinnfälligen lebensvollen Serienzeichen führen überhaupt zu einer durchaus genre-

In dieser Gruppe dienen als Serienzeichen: wilde Tiere, Helme, Wappen, Blumen; oder Menschen, Vögel, Hunde, Blumen. Diese Karten sind kulturell überaus interessant. Die Serie mit den Menschen ist ein reich wechselndes Bilderbuch der Zeitsitten. Die Figuren, sämtlich Männer, tragen das enganschließende Kostüm mit dem Ärmelwulst an den Achseln. Das Zoddelwerk tritt zurück, die Schnabelschuhe erhalten in ihrer spitz geschwungenen Gondelgestalt den Höhepunkt. Die Männer tragen keine Bärte, die älteren gehen kurzgeschoren, die jüngeren haben lange, bis auf die Schultern reichende Haare.

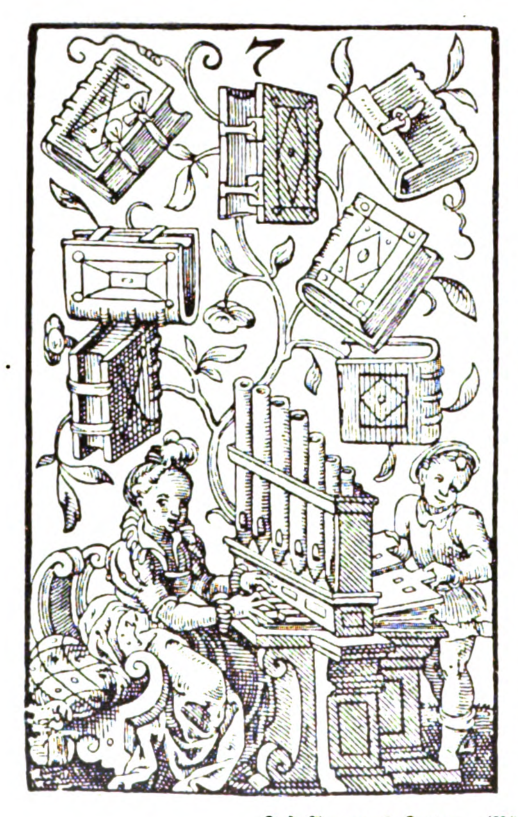
Beliebt sind in den Zählkarten (Menschen-Sieben, -Acht ꝛc.) Kampfscenen aller Art. Es wird gerauft und gestritten mit Schwertern, Stangen, Lanzen, Handkanonen, Wurfpfeilen, Keulen.

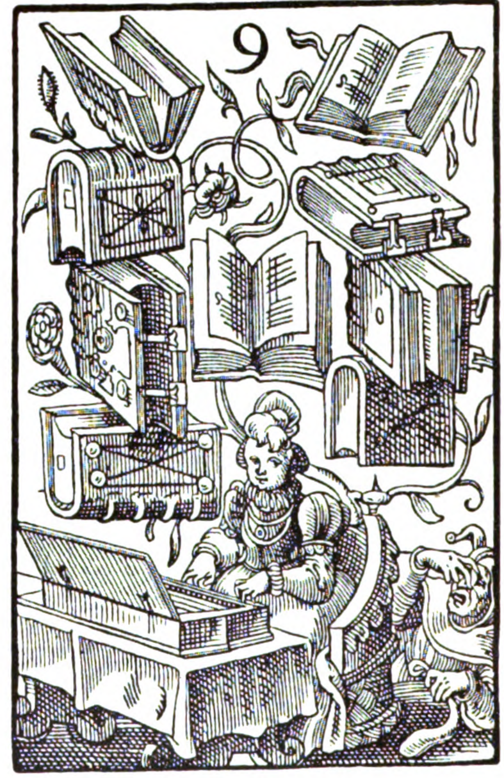
haften Behandlung. Im gewöhnlichen Spiel steht der Unter stumpf und hölzern da, neben ihm in der Ecke sein Farbenzeichen Schellen, Grün, Eichel oder Herz ohne jeden Zusammenhang mit der Person.

Der Künstler des Phantasiespiels aber schafft mannigfaltige Beziehungen. Um zum Beispiel den Unter in der Serie der Hunde zu geben, läßt er den Mann hoch zu Roß dahintraben und unter ihm nebenher das Windspiel laufen. Der Unter der Vogelfarbe ist ein Reiter auf einem fabelhaften Einhorn, vor dem sich ein Kranich ängstlich tief zu Boden duckt. Und der Vogel-Ober reitet gleichfalls auf einem Einhorn, vor diesem aber steigt der Kranich in die Lüfte auf und landet so glücklich an der Stelle des Blattes, die ihm als Zeichen des Obers zukommt.

Am bewundernswertesten in diesem schönen Spiel sind die Zählkarten der Vogelfarbe, mit ihren Störchen, Reihern, Fasanen, Papageien mit wippenden Schwänzen.

Hier herrscht ein so fein empfindender Natursinn und ein so dekoratives Raumgefühl, daß man mit Lehrs, dem Herausgeber dieser Karten, an japanische Zeichnungen und Stickereien erinnert wird, noch mehr fast, scheint mir, an die Kleinkunstwerke der Schwertstichblätter, die auf beschränktem Raum manchmal die Grazie eines dahingestreuten Blütenzweiges, eines hinhuschenden Tieres, eines schwebenden Vogels zeigen.





Jost Ammanns Karten. (Nürnberg, 1588.) Originalgröße.

Noch höhere künstlerische Vorzüge zeigt ein Spiel aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, das runde Kartenspiel, ein Bijou der Grabstichelkunst. Zierliche runde Blätter mit fünf Serien: Rosen, Agleyn, Papageien, Hasen.

Eine subtile Kunst, an die Ciselierungen eines Goldschmieds erinnernd, führt hier den Stichel. Den Arbeiten der Kleinmeister, den Wappenbildern Schongauers steht sie nah. Sehr eingehend ist das Kostüm behandelt, mit großer Sorgfalt für das Detail. Es ermöglicht auch die ungefähre Zeitbestimmung.

Hier ist nicht mehr die knapp enganschließende und die Formen des Körpers scharf und plastisch modellierende Tracht, das fast Trikotmäßige, das auf den Kampfbildern der Menschenserie beim Meister E S zu beobachten war. Die Gewänder werden jetzt faltiger, reicher wallend. Die üppigen Überärmel fallen weitschweifig und bauschen sich in Stoffverschwendung; Schlitzwerk beginnt vorsichtig sich zu zeigen: die Vorboten der Renaissancetracht. Die Schnabelschuhe sind unmodern geworden und in die Rumpelkammer gewandert. Die notwendige Reaktion ist eingetreten, und die Nadelspitzen mußten den breiten Schuhen weichen, den sehr plastisch „Kuhmäuler" oder Bärenklauen benamseten Fußgehäusen, die man auf Dürers frühesten Arbeiten, dem Fahnenträger z. B., sieht.

Die Karten dürften aber auch nicht später als Anfang des sechzehnten Jahrhunderts zu setzen sein. Das erkennt man aus dem gotischen Maßwerk auf dem Satteldeckenmuster des Königs aus der Papageienserie.

Sie zeigen übrigens auch wieder eine außerordentliche Naturbeobachtung. Sehr gut sind die abwechselungsreichen Papageienarten. Voll anmutiger Laune die Hasen, die ihre Männchen machen, am Kohlblatt knabbern und in ihrer zierlichen Behendigkeit allerliebst getroffen sind.

Das feine heitere Spiel, von dem ein jedes Blatt ein künstlerisches Medaillon darstellt, hat ein ernstes Ausgangs- und Schlußblatt, das nicht zu den Serien gehört.

Es ist im Totentanzgeschmack. Ein nacktes üppiges Weib in der Landschaft mit fliegendem Haar, hinter ihm, tiefer als sie stehend, der grinsende Knochenmann, der sie mit brutalem Griff (das ist überaus energisch gemacht) am linken Bein und in die Strähnen des Haars klammernd greift.

Die kostbarste unter diesen Luxusphantasiekarten ist dann ein auf Silberplatten gestochenes Nürnberger Spiel vom Jahre 1696. Die Sammlung befindet sich in fürstlichem Besitz und wurde von G. H. Bleich reproduziert durch Abdrücke von den Originalplatten. Der Künstler dieses Spiels, offenbar Goldschmied und Kupferstecher in einer Person, verfügt über seltenste Delikatesse. Diese Miniaturen sind feinste Kleinkunst.


Jost Ammanns Karten. (Nürnberg, 1588.) Originalgröße.

Die Serienzeichen sind hier ausnahmsweise die allgemein üblichen: Eichel, Blatt, Herzen und Schellen. Aber jedes Blatt hat seine Zierstücke.

Beliebt sind wieder Tiermotive. Minutiöse Ausführung und behaglich drollige Auffassung sind die Signatur.

An einem Busch mit den stilisierten Karteneicheln reibt sich ein borstiger Eber mit einem überaus liebevoll individualisierten Ringelschwanz. Unter einem anderen kauert ein Igel. Hasen, Hirsche, Pfauen, Eichhörnchen mit buschigem Schweif kommen.

Besonders lustig sind die musizierenden Tiere, bei deren Erfindung jedenfalls Märchenmotive Pate gestanden haben. Ein Bär mit einem Dudelsack, ein Eichhorn mit Klarinette, ein Wiesel mit Guitarre.

Die Figuren der Personenblätter sind zierlich ausgeführte Modekupfer, pompöse, robenumwallte Patricierfrauen, die das Zeichen des As tragen, Männer in Pluderhosen stolzierend.

* * *

Neben solchen Luxus- und Kunstkarten giebt es noch manch anderes Genre. Die ungeheure Verbreitung und Beliebtheit des



Holländische Spielkarte
auf den Lawschen Aktienschwindel. (1720.)

Kartenspiels erweckte allerlei Ideen. So kam man darauf, die Blätter, an die sich alles so gewöhnt hatte, zu pädagogischen, mnemotechnischen Zwecken zu benutzen, Lehrstoff durch sie zu verbreiten, Wissensmaterial in Kartenform.

Am bekanntesten aus dieser Gruppe ist Thomas Murners Chartiludium Logice seu Logica poetica vel memorativa cum jocundo pictasmatis exercitamento, ein Unterricht in der Logik in Form eines Kartenspiels. Jedenfalls für Studenten bestimmt, denen die bittere Medizin durch die Einkleidung in eine ihnen so liebe und vertraute Hülle leichter eingehen sollte. Das symbolische Titelbild stellte den Typus Logicæ dar, den Schluß eine geometrische Figur, Pyramidum summa summarum.

Der listige Einfall des klugen Mönches muß sich bewährt haben, denn dem Logikspiel von 1507 schickte er 1518 das Chartiludium Institute summarie nach, ein juristisches Kartenspiel zur Einführung in das römische Recht.

Hierher gehören auch noch das militärische Kartenspiel des Grafen Reinhard von Solms, 1559, und das französische, das hier mit erwähnt sei, des Abbé von Brianville, für die Erlernung der Heraldik. Es wurde unter Ludwig XIV. entworfen und war für die Erziehung des Thronfolgers bestimmt, also ein Spiel in usum Delphini.

Auch für andere Wissenszweige, für Geschichte und Geographie, gab es solche Kartographien.

Diesen Lehrkarten verwandt, wenn auch nur entfernt, ist das Werk von Jost Ammann: Jodoci Ammanni, civis Noriburgensis Charta luxoria. Künstliche vn wolgerissene Figuren / in ein new Kartenspiel durch den kunstreichen vn̄ weitberümbten Jost Ammann / mit Versen von Johann Heinrich Schröter. Nürnberg, 1588.

Das Spiel ist in Buchform erschienen, und so wurde es auch in einem Neudruck von Georg Hirth herausgegeben. Es ist aber auch ein Pack zum Spielen aufgezogener Einzelblätter nachweisbar.

Die Ammannschen Karten sind weniger speciell wissenschaftlich lehrhaft als allgemein



Holländische Spielkarte
auf den Lawschen Aktienschwindel. (1720.)

didaktisch. Sie geben in Bildern und den begleitenden Versen Lebensregeln, Grundsätze, Ermahnungen an die Stände, sie sind

eine Art Bürger=, Krieger= und Fürstenspiegel; sie loben die Kulturerrungenschaften der Epoche, predigen maßvolle Lebensfreude, warnen durch abschreckende Beispiele. Sie sind statt der beliebten Sendebriefe der Zeit — Sendekarten.

Die vier Serien sind der Buchdruckerballen (zum Schwärzen), das Buch, der Becher, der Weinkübel (gebuckelt), also gewissermaßen Parallelserien. Der bildliche und versliche Inhalt der Serien bewegt sich natürlich im Sinn des betreffenden Zeichens.

Das Spiel beginnt mit dem Wappen des Sigmund Feyerabend, einer Huldigung für den bekannten und berühmten Drucker. Die ganze erste Serie ist eine Verherrlichung der schwarzen Kunst und giebt Scenen aus den Buchdruckerwerkstätten. Unter dem Bilde des Landsknechts steht:

Buchdrucker Kunst und Kriegsgefahr
Die ich geübet lange Jahr
Jetzt Kunst / jetzt Krieg / jetzt beyd zusamm
Hat mir gemacht ein ewigen Nam.

Die Buchserie läßt die die Points anzeigenden Folianten zwischen Blumenzweigen



Holländische Spielkarte
auf den Lawschen Aktienschwindel. (1720.)

schweben. Hier finden sich Bilder aus den Buchbinderwerkstätten, der Meister mit dem Schlegel die Bände bearbeitend. Dann musikalische Blätter, auf denen die Points in Notenbüchern angegeben sind. Unter den Points sind dann Genrebilder, Mädchen an



Holländische Spielkarte
auf den Lawschen Aktienschwindel. (1720.)

der Orgel, hinter der der Bälgetreter arbeitet, und am Clavicytherium, dem kleinen Klavierkasten.

Diese Kulturserie gipfelt in der Karte mit dem König, hoch zu Roß mit einem Buch in der Hand:

Wenn andre König Fürsten vnd Herrn
Ihr Land mit Krieg und Steur beschwern
Ist meine Sorg, wie ich ohn Krieg
Friedlich mein Volk regieren müg.

Nach diesen strengeren Serien kommen die leichter sich gebenden Becher= und Kübelserien, die nicht mehr ein so bestimmtes Programm innehalten. Hier finden sich allerlei volksliedmäßige Motive, ein Paar am Brunnen, Abschied zwischen Reiter und Dame, wobei das Kostüm der Dame interessant ist durch Ähnlichkeit mit einer Modenuance unserer letzten Jahre, hinten taillenlos, mit Schulterwülsten.

Natürlich muß in diesen trunkfesten Serien der Sultan herhalten, der „Bluthund arg türkischer Art, der den Wein verbeut“.

In der letzten Serie dominieren Teniersscenen, Bauerntanz, Brettspiel, Rüpel= und

Prügelintermezzi und das in dieser Zeit mit so großer Vorliebe illustrierte und nie unterschlagene Opfer, das die Unmäßigen ergebungsvoll dem Bacchus bringen müssen.

* * *

In der Geschichte der deutschen Spielkarten fehlt es nicht an Karten flugblattähnlichen Charakters, die ähnlich wie wir es bei manchen Spielen in Frankreich gesehen haben, auf bestimmte Ereignisse hin geprägt worden sind.

Eine derartige sehr interessante zeitsatirische Karte ist die holländische: „Pasquins Windkart op de Windnegotie van t' Jaar 1720“ — ein ironisches Denkmal des großen Finanzschwindels, welchen John Law de Lauriston (1671 bis 1729) bewerkstelligte. Er wollte das Faustsche Papiergeld-Projekt ins Unermeßliche steigern, das ganze Metall durch Papier ersetzen und für den Staat einen Kredit erlangen, der das Zehnfache der ihm zur Verfügung stehenden Mittel betrug. Doch, wie bekannt, brach die Bank des intelligenten Goldmachers zusammen, sechs Milliarden Papiergeld waren völlig wertlos, und dem schwindelhaften Kartenhaus ward als sehr sinnvolle Erinnerung jene Gedenkkarte gewidmet, die Windkarte, ein Pendant zur Armadamedaille: Afflavit Deus et dissipati sunt.



Sentimentale Spielkarte: Herz-Zwei.
(Deutschland, 1808.)

* * *

Mit dem neunzehnten Jahrhundert treten wir in eine reiche und vielseitige Periode der deutschen Karten.

Jetzt wird der besondere Schmuck nicht mehr wie im sechzehnten Jahrhundert in aparten Serienzeichen gesucht. Das Interesse für die Erfindung neuer Zeichen ist geschwunden. Sogar die alten deutschen Zeichen Eichel, Blatt, Herz, Schellen sind zurückgetreten. Der französische Einfluß, der in allen Modefragen seit dem achtzehnten Jahrhundert dominiert, hat die französischen Zeichen Trèfle, Pique, Coeur, Carreau eingeführt, und mit ihnen zog als Siegerin auch die verbannte Dame ein, Madame. Der Ober mußte weichen, wenigstens für die höheren Stände. Die Originalität und den Schmuck der Phantasiekarten sucht man jetzt in besonderer Individualisierung der Figurenblätter; die Zählkarten schmücken, soweit es der Raum gestattet, ganz ohne Verbindung und Beziehung mit den eng zusammengedrängten Points, anekdotische oder historische Scenen. Sehr überwiegt im Anfange, der Epoche der großen Kriege, das zeitgeschichtliche Interesse. Die Karten werden Kriegs-, Not- und Heldendenkmünzen, zum Gedächtnis heiliger Zeiten geschlagen.

1815 kam in Tübingen ein „Kartenalmanach für die gegenwärtige Zeit, gezeichnet und gestochen von C. F. Osiander“ heraus. Da sind die Könige durch Männer der Zeit dargestellt: durch Wellington, Kutusow, Schwarzenberg und Blücher, und die Damen durch die Länder: England, Rußland, Österreich und Preußen.

Noch höheres Interesse bieten aber die Karten, in denen der litterarische Geschmack und die Gefühlswelt der Zeit ihren Niederschlag gefunden haben. Dafür giebt es äußerst charakteristische Proben.

Es ist eine empfindsam sentimentale Periode, sie steht im Zeichen der gestickten Bänder, der Stammbuchverse, der Haarlocken, der symbolischen Trauerweiden und des süß-

lichen Todeskultus. Ganz in deren Geschmack ist das Kartenblatt von 1808, auf dem die Jungfrau an dem Empire-Obelisk mit der Urne steht — die Karte der Empfindsamkeit.

Mit dieser Neigung wurde sehr gerechnet. Bei Cotta kam 1808 ein „Spielkarten-almanach für zartsinnige Damen“ heraus, „ein Geschenk des Gottes Capriccio und seiner älteren Schwester Phantaisie“. Ein besonderer Jahrgang davon war der Königin Luise gewidmet.

Neben diesen Gefühlskarten die litterarischen. Cotta gab Karten heraus, auf denen die Figuren Personen aus Schillers „Jungfrau von Orleans“ waren, auch Wilhelm-Tell-Karten in der neuen Kunst der Lithographie.

In Kupferstich giebt es ferner die Walter-Scott-Karte mit Scenen und Menschen aus seinen beliebtesten Romanen.

* * *

Die Sammlungen und historischen Darstellungen machen meistens in dieser Gegend den Schlußpunkt. Doch wäre noch manches anzuschließen.

Aus meinem eigenen Besitz kann ich ein historisches Kartenspiel nennen, das ich nirgends erwähnt fand. Es stammt nach den Porträts der Figurenkarten aus der Mitte des Jahrhunderts, 1853 ungefähr.



Deutsche Renaissancekarte von Emil Doepler d. J.
(Aus dem Spielschrein zur silbernen Hochzeit des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, 1883.) Originalgröße.

Könige und Königinnen sind Herrscherpaare der Zeit: Friedrich Wilhelm IV. mit der Königin Elisabeth; Franz Joseph von Österreich mit seiner Gemahlin; Nikolaus I., Zar von Rußland, mit Alexandra; Napoleon III. und Eugenie. Die Buben sind Staatsmänner der Zeit, der Farbenserie ihrer Souveräne zugeteilt: Lord Palmerston, Manteuffel, Fürst Schwarzenberg; der vierte Bube scheint der Sultan Abdul Meschid zu sein.

Es kommen nun nicht übermäßig kunstfreundliche Zeiten. Interesse und Neigung

für Besonderheiten, für aparte Neugestaltung des Konventionellen ist gar nicht vorhanden. Es kommen die sechziger und siebziger Jahre mit ihrem tiefen Rückgang des Geschmacks.

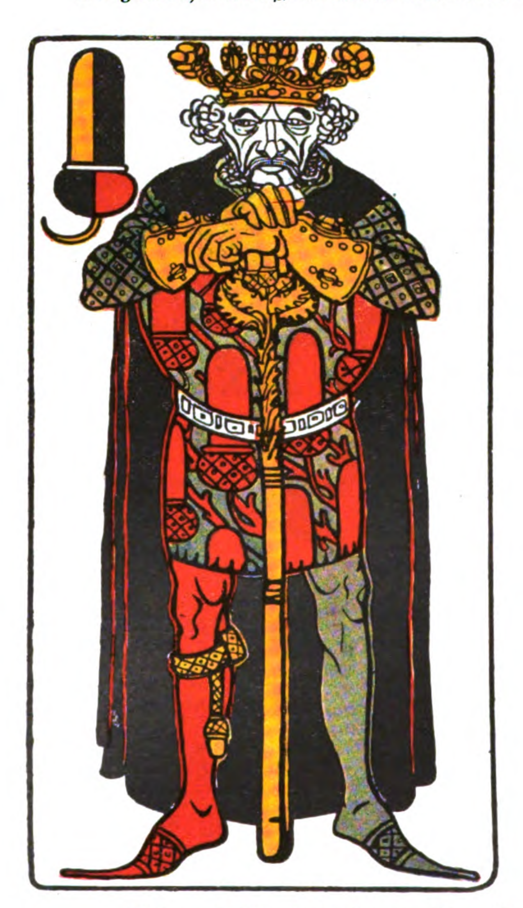
Wenig Erfolg konnte in solcher Zeit ein Versuch haben, in der Art der alten Meister die heruntergekommenen, abgegriffenen Kartengestalten neu einzukleiden. Der mutige Künstler, der das undankbare Werk trotzdem wagte, war der Professor F. Wanderer in Nürnberg 1860. Dürersche Weise wollte er neu beleben. Aber die Absicht scheiterte an der völligen Teilnahmlosigkeit des Publikums.

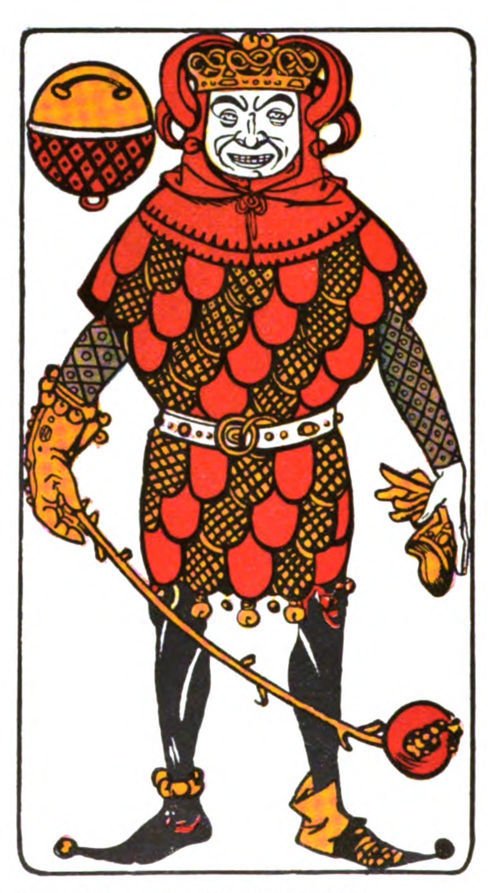
Ein neuer Frühling kam den ganz in der Schablone erstarrten Gestalten aus der Renaissancebewegung im Kunstgewerbe.

Ein glücklicher Anlaß, die Karten des neuen prinzen und der Kronprinzessin darbrachte. In diesem reichen Arsenal der Spiele sollten auch die Karten würdig vertreten sein. Zum erstenmal wieder seit langer Zeit nahmen sich Künstler der Sache an. Drei Spiele wurden entworfen.

Das Tarockspiel, das eine Figur mehr hat, den Reiter, von Professor L. Burger in Zeichnung und Handkolorit. Die Figurenkarten stellten Fürsten und Feldherren der Zeit dar. Die Zählkarten geben Nachbildungen Chodowieckischer Stiche mit Scenen aus dem Leben Friedrichs des Großen.

Das altdeutsche Kartenspiel stammt von Th. Kutschmann und ist in Aquarellmalerei ausgeführt. Die Figuren tragen die Tracht des vierzehnten Jahrhunderts. Die Asse



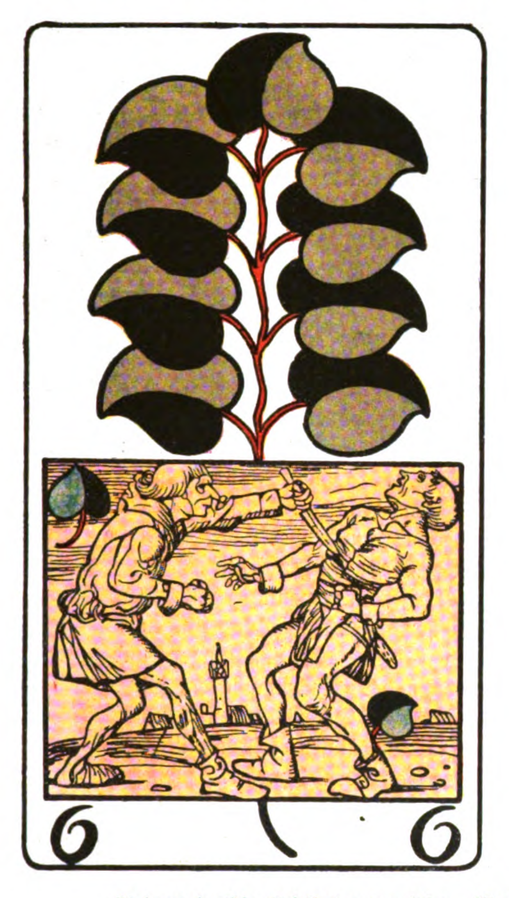


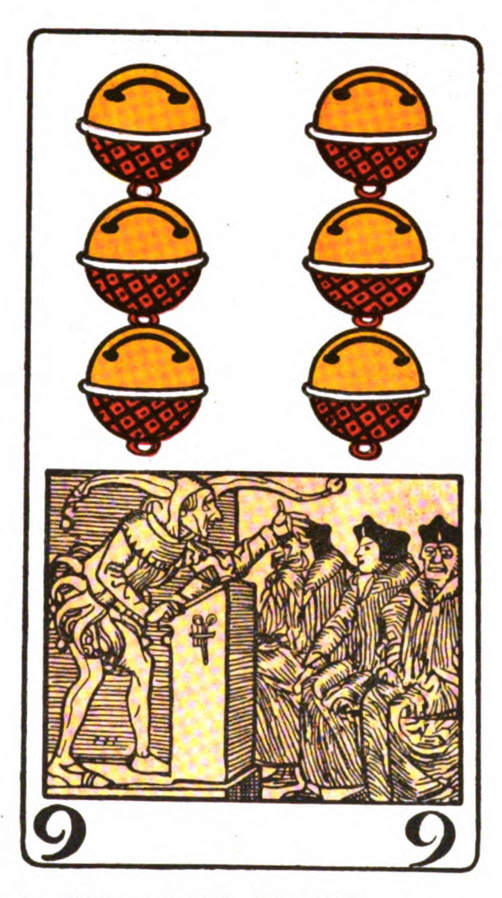
Moderne deutsche Spielkarten von Diez. (Verlag der Münchener Jugend.) Originalgröße.

Geistes teilhaftig zu machen, bot die Stiftung des Spielschreins, den 1883 der Berliner Kunstgewerbeverein dem deutschen Kronhaben in der Mitte den Reichsadler, in den Ecken die Wappen von Preußen, Sachsen, Bayern, Württemberg.

Das französische Spiel ist ein Werk von Emil Doepler d. J. Es ist im Renaissancestil gehalten, farbenfreudig und trachtenfroh. und Eichenzweigen umrahmte Reichsadler mit der Kronprinzenkrone.

Auf die Renaissanceperiode folgte die mo-





Moderne deutsche Spielkarten von Diez. (Verlag der Münchener Jugend.) Originalgröße.

Die Kaiserin in hohem Krönungsornat mit Hermelin und Scepter und Reichsapfel, die Edeldamen mit dem Falken auf der Faust, die Ritterfräulein mit Spangen und Ketten, Agraffen und Tressen und in der stolzen Gesellschaft auch ein Gretchen mit blonden Zöpfen; die Landsknechte verwegene Gesellen mit Schwertern, Partisanen und Lanzen. Über diesen Gestalten liegt Künstler-Feststimmung. Man denkt bei ihnen an den leuchtenden Prunkzug der Königin Minne, der demselben Feiertag galt, welchem diese Karten gewidmet sind. Die Asse symbolisieren in scenischen Darstellungen Wissenschaft, Krieg, Kunst und Liebe. Die Rückseiten schmückt das Alliancewappen Preußens und Englands, darüber schwebt der von Lorbeer- derne dekorative Bewegung, die augenblicklich noch in vollem Fluß ist.

Auch sie hat nun ihre Spielkarten hervorgebracht, die jüngste Metamorphose dieser wechselreichen Spiegelblätter der Zeiten, nur wenige Monate sind sie jetzt alt. Von der Münchener „Jugend“ nahmen sie ihren Ausgang, und Julius Diez hat sie entworfen.

Die neue dekorative Bewegung ist nicht mit einem Schlagwort zu umschreiben. Für die Karten der Renaissancegeschmacksperiode war nur ein Stil möglich. Für die modernen Karten unserer letzten Tage ließen sich viele Spielarten denken.

Ich kann mir modern stilisierte Blumenkarten von Eckmann, Obrist oder Hirzel

vorstellen, den Flächenmustern der Tapeten, Stoffe, Vorsatzpapiere ähnlich.

Oder im Plakatstil von Thomas Theodor Heine mit groteskem Linienhumor. Wie drollig wären seine ornamentalen Phantasien aus Teckel- und Herzmotiven für Karten zu verwenden. Julius Volz könnte das präraphaelitische Spiel und Fidus das Spiel der Primitiven schaffen. Thöny und der Freiherr von Recnizek könnten zusammen ein militärisch-mondänes Spiel komponieren und Melchior Lechter im Kirchenfensterstil das moderne Spiel für die Geistlichen, ein Pendant zu jenen alten Heiligenblättern. Diese verschiedenen Regungen des modernen künstlerischen Fühlens haben noch keinen Niederschlag in den Karten gefunden.

Die Neigung, aus der die Diezschen Karten hervorgegangen sind, ist die eigentümlich nuancierte archaistische Richtung, die neben so vielen anderen im modernen Geschmack mitspricht. Nicht die archaistische Joseph Sattlers mit ihrem strengen Stilgefühl, sondern mehr ein mummenschanzfrohes Spielen mit Antiquitäten, ein Vergnügen, das Groteske alter Zeiten mit modernen Augen zu sehen. Etwas von dem dekorativen vergnüglichen Archaismus Otto Julius Bierbaums steckt in den Karten von Julius Diez.

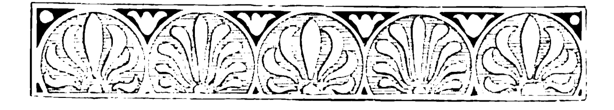
Sie sind nicht durch Anregung der großen Werke vergangener Perioden hervorgegangen. Sie stammen aus kleineren Werken, aus den Schwankbüchern und fliegenden Blättern mit ihren plumpen derben Holzschnitten.

Diez giebt seinen Figuren (natürlich sind sie deutsch, Unter, Ober, König, und die Farben Schellen, Herzen, Blatt, Eichel) gern Märchen-, Volkslied-, Vagantenstimmungen. Seine Unter und Ober z. B. sind schlimme landfahrende Gesellen. Sie ziehen übel verschlissen aus dem Dreißigjährigen Krieg heim mit Stelzfüßen und der Krücke, und der Bettelsack hat ein Loch. Es sind arme verhungerte Gäuche, das Lied vom Schwartenhals und vom Bettelvogt kommt einem bei ihrem Anblick in den Sinn.

Die Könige stammen aus dem Märchen. Der Blatt- und Eichelkönig aus dem bösen, der Schellen- und Herzkönig aus dem guten. Ja der dicke, freundliche Herzkönig gleicht genau dem Bild, das uns Bierbaum von dem fürtrefflichen wohlbeleibten König und Prinzessinnenvater des „Lobetanz“ giebt.

Die Zählkarten geben Genrescenen: Eulenspiegeleien, Schimpf und Ernst, Narrenpredigten. Alte Facetientitel bringen sie ins Gedächtnis, man denkt bei ihnen an den Ton des Rollwagenbüchleins, der Gartengesellschaft, an pantagruelische Grotesken, man hört die „Säuglocke“ klingen und das wüste Singen der Landstörzer, und zuletzt läutet in der Glockenlaube der Glöckner den Kehraus. — Die Rückseiten der Karten mit ihren ornamentalen Reihen stilisierter Hirsche haben ganz den Charakter modernen Vorsatzpapiers.

So bergen sie in ihrer Janusgestalt Altes und Neues. Die Metamorphosen der bunten Blätter werden aber in ihnen wohl noch lange nicht die letzte Gestalt gewonnen haben.





Die sociale Frage im Lichte der Philosophie.

Von
Thomas Achelis.

Unsere Zeit hallt wieder vom Kampfgeschrei der verschiedenen Parteien, deren fast jede im alleinseligmachenden Besitz eines Universalmittels zu sein behauptet, um allen Kummer zu stillen. Kaum je zuvor ist deshalb auch die Macht der tönenden Schlagworte so groß gewesen wie jetzt. Was aller Herzen bewegt, zur Begeisterung entfacht oder zur flammenden Entrüstung zwingt, ist das Gespenst der socialen Frage, das wie ein drohendes Rätselzeichen steht inmitten aller prunkenden und gleißenden Kultur, die uns umgiebt. Wieder winkt der unheimliche, alle Kraft und Energie lähmende Pessimismus, der müde, schleichende Zweifel, der Ekel und Überdruß an uns selbst, um die Gemüter zu bethören, wie am Ende des vorigen Jahrhunderts, weil wir das überkommene Erbe früherer Generationen nicht treu verwaltet und fortgebildet haben und deshalb nicht wissen, wohin uns das Schicksal führt. Deshalb die unentschlossene, unaufrichtige Gesinnung, welche nicht kühnen Mutes den Gefahren ins Antlitz blickt, das zaghafte Experimentieren, bald hier, bald dort am gebrechlichen socialen Organismus, der je länger, desto weniger diese verfehlten Kuren verträgt. Es wird allmählich hohe Zeit, diese Hast und Oberflächlichkeit abzuthun und sich mit Ernst einem gründlichen Studium der Krankheitserscheinungen hinzugeben, an denen unsere gegenwärtige Gesellschaft leidet. Gerade die Philosophie, nicht freilich die lichtscheue, erfahrungsfeindliche Metaphysik früherer Epochen, aber wohl die mit dem vollen Gehalt des wirklichen Lebens gesättigte empirische Richtung unserer Tage, ist berufen, hier das erlösende Wort zu sprechen, indem sie vor allem darauf hinweist, daß in der socialen Frage nicht ausschließlich, wie von den enragierten Parteiführern immer behauptet wird, materielle Interessen auf dem Spiele stehen, sondern in viel höherem Grade noch ideelle. Wir haben es hier mit einem ernsten Kulturproblem ersten Ranges zu thun, dessen Lösung mithin nicht vom einseitig nationalökonomischen Gesichtspunkt aus gelingen kann; vielmehr verknüpfen sich unmittelbar damit ethische und religiöse Momente von so schwerwiegender Bedeutung, daß kein Unbefangener an dieser Perspektive ungestraft vorübergehen dürfte. Es kann uns daher auch nicht wunder nehmen, wenn wir uns überzeugen, daß die sociale Frage eigentlich so alt ist wie die Menschheit überhaupt, jedenfalls so weit zurückgreift, wie sich die Versuche des Menschen verfolgen lassen, sich über seine Beziehungen zur Umgebung zu orientieren. Von socialen Ideen und sociologischen Hypothesen ist das Altertum mehr erfüllt, als mancher vielleicht glauben sollte.

Wenn wir in der folgenden Betrachtung es unternehmen, dieser philosophischen oder sagen wir lieber psychologischen Erörterung des socialen Problems Ausdruck zu verleihen, so bedarf es, um Mißverständnissen vorzubeugen, zweier Vorbehalte; zunächst kommt es uns nicht in den Sinn, die Wichtigkeit der rein wirtschaftlichen Beziehungen zu unterschätzen — der Kampf ums Dasein spielt auch hier die Rolle des primus motor —,

nur für unsere gegenwärtige Stellung möchten wir mehr oder weniger von dieser natürlichen Basis des ganzen Prozesses absehen, und sodann ist für uns durchweg der neuere socialpsychologische Standpunkt maßgebend. Religion, Recht, Sitte, Kunst u. s. w. sind für uns nicht Erfindungen und Schöpfungen einzelner, und sei es auch noch so genial beanlagter Individuen, sondern socialpsychische Produkte einer unaufhörlichen Wechselwirkung der betreffenden Glieder irgend einer Association unter- und miteinander, sagen wir, um einen kurzen, wenn auch nicht ganz zutreffenden Ausdruck zu gebrauchen, des Volksgeistes. Zu deutlich bezeugt die Erfahrung die Hinfälligkeit und Unselbständigkeit des einzelnen, als daß eine unbefangene Forschung noch den hoffnungslosen Versuch machen könnte, die ganze Kultur aus individuellen Leistungen gleichsam arithmetisch zusammenrechnen zu wollen. Wir werden also nicht so viel von der Persönlichkeit als solcher, als von bestimmten socialen Elementen und Faktoren zu reden haben, die sich unserer psychologischen Zergliederung in dem heiklen, vielumstrittenen Problem ergeben.

Wir behaupten zunächst: mit der socialen Frage, so sehr sie auch durch den leidigen Hunger nach Brot verursacht und bestimmt zu sein scheint, sind viele starke religiöse Motive verquickt, die ihr geradezu eine gewisse Weihe und Erhabenheit verleihen. Wir denken dabei freilich durchaus nicht an bestimmte dogmatische Vorstellungen, die als solche vielmehr gar keinen unmittelbaren Zusammenhang mit den Formen des gesellschaftlichen Lebens besitzen. Christus war in der Hauptsache ein religiöser, kein socialer Reformator, und die geflissentliche Geringschätzung des Reichtums, welche so oft im socialistisch-kommunistischen Sinne ausgenutzt ist, wird sichtlich durch ethische Motive beherrscht. Nur ein Kirchenvater (und diese Ausnahmestellung ist sehr bezeichnend), nämlich der Gnostiker Karpokrates, wollte in der That in dem von ihm gestifteten Geheimbund eine völlige Güter- und sogar Weibergemeinschaft durchführen. Nicht minder dürfen wir wohl die späteren Übertragungen religiöser Grund- und Glaubenssätze auf das politisch sociale Gebiet, wie sie z. B. in den Bauernkriegen, bei den Wiedertäufern u. s. w. hervortraten, als schwärmerische Verirrungen bezeichnen. Aber wohl ist eine andere durch das Christentum erzeugte Idee von unmittelbarer, man könnte fast sagen revolutionärer Wucht und Kraft für die sociale Gestalt der Entwickelung geworden, eine Anschauung, an der auch wir, wenn auch mit erheblichen Einschränkungen, festhalten: das ist das allumfassende, die ganze Menschheit wie eine patriarchalische Familie umspannende religiöse Weltreich, in welchem alle Unterschiede fallen und alle Brüder sind. Nur weil dies als eine unerschütterliche Thatsache des Völkerlebens allem Zweifel entrückt und uns gleichsam in Fleisch und Blut übergegangen ist (wohlgemerkt, nur als Lehrsatz — die Praxis ist von einer Verwirklichung des Gedankens noch recht weit entfernt), läßt es sich auch verstehen, wenn von den berufenen Führern des Socialismus die Religion als Privatsache erklärt wird, eben nur im Hinblick auf einzelne Dogmen. Im übrigen ist bekannt genug, wie selbst offiziell die Unentbehrlichkeit der religiösen Anschauungen in der Erziehung der Jugend und im Programm der Partei zugestanden wird. Nun ist so viel zuzugeben, daß die einseitige Betonung des Jenseits durch die Kirche und ihre Organe für die gegenwärtige Generation ihren Zweck verfehlt, weil der für das ganze Mittelalter so charakteristische Supranaturalismus im Absterben begriffen ist. Treffend schreibt L. Stein in seinem gründlichen und geistreichen Buch „Die sociale Frage" (Stuttgart, F. Enke, 1898): „Wenn unser Klerus, gleichviel welcher Konfession, erst einsehen gelernt hat, daß die Jenseitigkeitsmotive an Wirksamkeit von Tag zu Tage offensichtlich einbüßen, weil ein brennendes Diesseitigkeitsbedürfnis die ganze gebildete Menschheit elementar ergriffen hat, dann wird er sich dieser durchgängigen Frontänderung in der religiösen Zielrichtung der gesitteten Menschheit anzuschmiegen haben, oder er ist unrettbar dem Untergang geweiht, weil er alsdann alle Fühlung mit den socialen Kräften der Gegenwart eingebüßt hätte und eben damit alles Einflusses auf die Massen endgültig verlustig gegangen wäre. Mit einem Geschlechte, das obligatorischen Volksschulunterricht genossen hat und politische Tagesblätter

aufreizendsten Inhalts verschlingt, ist mit einem Credo, quia absurdum (richtiger: quia ineptum, Tertullian) auf die Dauer schlechterdings nicht auszukommen. Hier kann vielmehr nur noch ein Credo, ut intelligam (Anselm von Canterbury) helfen. Das Credo, quia absurdum ist der adäquate Ausdruck für supranaturalistische Motivationen menschlichen Handelns, das Credo, ut intelligam hingegen der der Autonomie der menschlichen Vernunft" (S. 679). Deshalb muß auch, wie schon früher angedeutet, die verhängnisvolle pessimistische und asketische Richtung, die Auffassung von der Erde als einem Jammerthal mit aller Entschiedenheit bekämpft werden, da sie sich absichtlich der ernsten Mitarbeit an der Lösung der mannigfachen und schweren Kulturaufgaben, die unsere Zeit uns aufdrängt, verschließt. In dieser bewußten Kräftigung aber eines schaffensfreudigen Optimismus liegt zugleich die Bedingung und Voraussetzung für die Entfaltung der darin enthaltenen religiösen Ideale. Daß alle Entwickelung nur möglich ist auf Grund bestimmter Normen und Ideale, setzen wir als selbstverständlich voraus, es fragt sich nur für unseren Zweck, inwiefern diese Beweggründe auch für unser gesellschaftliches Leben besondere Kraft und Bedeutung gewinnen können.

Treten somit die eigentlich dogmatischen Bestimmungen und Konfessionsformeln mehr zurück, so müssen umgekehrt alle Forderungen ethisch-religiösen Inhalts, welche auf eine Hebung des ganzen geistigen Niveaus, auf intellektuelle Aufklärung und immer umfassendere und gründlichere Veredelung des Individuums abzielen, an Wert gewinnen. Die Predigt der wahren, an keine Schranken des Bekenntnisses und der Rasse gebundenen Menschenliebe, der altruistischen, sympathischen Regungen und Neigungen des Menschen, der Kultus nicht der Ceremonie und des Ritus, sondern des warmherzigen, sich erbarmenden Gefühles, die Pflege eines idealen, echte Gesinnung, wahre Güter, unverlierbare Ideale dem Mammon und materiellen Interessen überhaupt gegenüber bevorzugenden Sinnes, um damit eine unzerstörbare, den Frieden am besten verbürgende Konsolidarität des Menschengeschlechtes zu schaffen, die Züchtung und Heranbildung eines höheren Typus des Menschen: das etwa wären die Grundzüge einer socialen Religion, die freilich auf den geheimnisvollen Zauber des Wunders verzichten müßte, aber dafür um so fester auf dem Boden unserer Gesellschaft gegründet wäre, ohne deshalb den idealen Zug ganz einzubüßen. Es würde nur alles mehr in greifbare Nähe gerückt sein und organisch aus unserer natürlichen Stellung zur Umgebung, zur Nation und zum Staat erwachsen. Das traumhafte Ideal einer transcendenten Glückseligkeit — ein bequemer Tummelplatz für eine mystisch veranlagte Phantasie — wird übertragen auf das Diesseits, wo wir zunächst unser Arbeitsfeld zu suchen haben, und man könnte als eines der ersten Gesetze und Forderungen dieser neuen Weltanschauung das ethische Princip Fechners aufstellen: Der Mensch soll, soviel an ihm ist, die größte Lust, die größte Glückseligkeit in die Welt zu bringen suchen. Das setzt freilich noch etwas anderes voraus, nämlich den Glauben an einen sittlichen Fortschritt überhaupt und damit gegenüber jedem verdüsterten Pessimismus einen opferfreudigen und zielbewußten Optimismus.

Wir berühren mit diesen Gedanken das zweite wichtige Gebiet, das hier für die Sociologie in Betracht kommt, das sittliche Leben und seine Gesetze, wie sie die Ethik begründet. Es wäre recht unüberlegt, den alten Streit zwischen Optimismus und Pessimismus hier wieder entfachen zu wollen, obschon er (leider, könnte man hinzusetzen) noch nicht der Vergangenheit angehört, aber so viel können wir nicht unterdrücken, daß es wenig einsichtsvoll ist, diese Principien vom einseitig individuellen Standpunkt aus zu beurteilen. Jedoch womöglich noch thörichter ist das angeblich objektive Unterfangen, durch eine Art Generalbilanz nach Maßgabe der Statistik die Hinfälligkeit und Schlechtigkeit der Welt erweisen zu wollen. Kein unbefangener Beurteiler der Sachlage kann sich in der That durch solche subjektive Stimmungsbilder beirren lassen. Andererseits sind wir weit entfernt, den gemäßigten Optimismus, der sein Auge durchaus nicht gegen die schweren Schäden und Gebrechen des Weltbaues verschließt, als wissenschaftlich beweisbaren Lehrsatz aufzustellen: er ist für uns vielmehr ein logisches Axiom, ohne

welches jeglicher Sinn der Welt und einer zusammenhängenden Entwickelung der Dinge überhaupt verloren ginge, und ebensosehr ein ethisches Postulat, durch welches unser persönliches Streben erst wahren Gehalt bekommt. Im übrigen muß man geradezu absichtlich sich jeder besseren Belehrung entziehen, wenn man nicht zugeben will, daß der Wert des Menschenlebens, die humanitäre Fürsorge für Alte und Erwerbsunfähige, die Aufklärung und zugleich sittliche Hebung des Niveaus in unaufhaltsamem Steigen gegen früher begriffen ist — eine, wie wir freilich ausdrücklich bemerken, sehr schwer zu kontrollierende, um nicht zu sagen, imaginäre Rechnung. Auch hier ist im Sinne einer fruchtbaren Entwickelung nicht eine ascetische, weltabgeschiedene, im Grunde recht egoistische, sondern umgekehrt eine warmherzige, lebensfreudige Gesinnung und Auffassung für die von uns vertretene Socialethik erforderlich, das gilt sogar von der körperlichen Basis und allen physiologischen Funktionen, deren Gesundheit für die psychophysische Wechselwirkung eine grundlegende Voraussetzung bildet. Das Gebiet für die Entfaltung dieser ethischen Normen, dieser verläßlichsten Stützen alles gedeihlichen socialen Lebens, dehnt sich fast unabsehbar vor unseren Blicken aus, so daß einige Andeutungen genügen mögen. Nicht minder, wie für die Socialisierung der Religion, so würde es auch jetzt auf die Bändigung des ursprünglichen, harten und gemeinschaftsschädlichen Egoismus ankommen, auf Heranbildung sympathetischer, menschenfreundlicher Regungen, auf eine möglichst umfassende Bethätigung der Menschenliebe, auf Herbeiführung eines socialen Eudämonismus, der mit den kärglichsten und materiellsten Bedürfnissen anhebt, um in der Pflege der höchsten und heiligsten Güter der Menschheit zu enden. Gerade in diesem Lichte erscheint der echte Socialismus als ein Kulturfaktor ersten Ranges, indem er es sich angelegen sein läßt, an den jeweiligen Aufgaben der Gesellschaft mit vollstem Ernst und Nachdruck mitzuarbeiten. Dabei kann je nach Lage der Sache dies ethische Ideal, um dessen Verwirklichung es sich handelt, sehr verschieden sein und im Lauf der Jahrhunderte so überflügelt werden, daß es für uns Epigonen im wesenlosen Scheine zurückbleibt. Für unsere Betrachtung macht diese bekannte ethnographische Relativität der ethischen Normen nichts aus, weil wir nur die Bethätigung des einzelnen an der Lösung der seiner Generation obliegenden Kulturaufgaben fordern, die Stein in dem obenerwähnten, übrigens äußerst empfehlenswerten Buch so faßt: „Handle so, daß du in jeder deiner Handlungen nicht bloß dein eigenes, sondern zugleich das Leben deiner Mitmenschen bejahst, insbesondere aber das der künftigen Geschlechter sicherst und hebst“ (a. a. O. S. 705). Um so nachdrücklicher aber halten wir an dieser Forderung fest gegenüber der gleißenden, terrorisierenden Lehre vom Übermenschen, welche neuerdings die Köpfe verwirrt: denn durch diese wird gerade in einseitiger Betonung der Souveränität des Individuums eine verderbliche Anarchie gepredigt, welche jede historisch begründete Gattungssolidarität zu untergraben geeignet ist. Die Rolle der führenden Geister aber, die nicht zerstören, sondern schaffen und erbauen, gewinnt abermals in dieser social-ethischen Perspektive ihre wahre weltgeschichtliche Wertschätzung und Weihe. Denn nur deshalb, weil zwischen ihnen und ihrer Umgebung eine innige Fühlung besteht, können hier neue, tiefgreifende Impulse entstehen, Ideale und Normen, welche ungeahnte Kräfte erwecken und hoffnungsvolle Ziele verkünden. Ein wahres Genie, es sei nun Michelangelo, Shakespeare, Goethe, Beethoven, Raphael u. s. w., ist nur denkbar auf diesem socialethischen Boden. Fehlt jener maßgebende sympathetische, kongeniale Zusammenhang, so erfolgt statt epochemachenden Aufschwungs jäher Niedergang, blindes Wüten gegen Gesetz und Ordnung, Anarchismus und Terrorismus, bis lange Zeit hinterher aus Ruinen neues Leben sprießt.

Setzt aber eine gründliche, sachgemäße Behandlung der socialen Frage eine Naturgeschichte der Gesellschaft voraus, wie Quetelet es nennt, so darf auch hier die Philosophie nicht fehlen. Freilich handelt es sich in erster Linie um eine getreue empirische Ermittelung der verschiedenen Formen menschlicher Associationen, wie sie uns die Völkerkunde und vergleichende Rechtswissenschaft liefert; aber auf diesem ethnographischen Material muß sich die Sociologie erheben,

um vermöge einer objektiven Kritik die Entfaltung des Rechts nach allen Seiten hin zu bestimmen. Alle hier auftauchenden Probleme sind nur zu lösen auf Grund induktiver philosophischer, teils psychologischer, teils erkenntnistheoretischer Untersuchungen. Die Entstehung des Eigentums, die Relativität des Rechtsbewußtseins, der Ursprung der Ehe und Verwandtschaft, der Zusammenhang rechtlicher Vorstellungen mit religiösen Ideen u. s. w. gehören in diesen unerschöpflich reichen Rahmen. Wir begnügen uns, diese Notwendigkeit einer solchen allgemeineren Betrachtung an einem Beispiel zu veranschaulichen. Das vorige Jahrhundert operierte bekanntlich mit dem Gedanken, daß das Eigentum aus einem Akt individueller Willkür entstanden sei, was dann zu der staatsrechtlichen Theorie des ad hoc geschlossenen Vertrages führte. Erst unsere ethnographische Orientierung half uns über diese verfehlte Rousseausche Spekulation hinweg und zeigte die Entwickelung des Eigentums aus einem ursprünglichen Kommunismus, ein Prozeß, welcher mit der allmählichen Entfaltung des einzelnen aus dem anfänglichen Chaos der Horde Hand in Hand ging. Jetzt bahnte sich die Erkenntnis an, daß der Eigentumsbegriff genau der jeweiligen Form der socialen Organisation entspreche und somit einen streng gesetzmäßigen Hergang in sich schließe. Die gegenwärtige Gesellschaftsordnung nun bietet die traurigen Gegensätze einer Massenarmut gegenüber einer unnatürlichen, widervernünftigen Anhäufung sowohl des Besitzes als namentlich des Kapitals und fordert dringend eine gründliche Wandlung der Eigentumsverteilung heraus. Die Lösung dieses äußerst schwierigen Problems kann aber, wie von selbst erhellt, nur durch eine klare, logisch nüchterne und zugleich ethisch begründete, also philosophische Abwägung der gegenseitigen Ansprüche vor sich gehen, welche einerseits der Individualismus für das Privateigentum, andererseits der Kollektivismus für die Wohlfahrt des Staates erheben. Es werden gewisse Maßregeln als unvermeidlich sich herausstellen, welche der bedrohlichen Anhäufung des Privatbesitzes und der damit verknüpften social-politischen Macht in einer Hand rechtzeitig Schranken ziehen, ehe die Gesellschaft einer verhängnisvollen Katastrophe zueilt. Mit dieser Frage verknüpfen sich die schwierigsten Beziehungen, so das Verhältnis des Individuums zur Gesamtheit, der Schutz des einzelnen gegen die Vergewaltigung seiner berechtigten Interessen durch gefährliche Koalitionen, das Maß für die Freiheit und Selbständigkeit des Menschen überhaupt u. s. w. Erst unter Berücksichtigung aller hier in Betracht kommenden Momente kann eine wirkliche Solidarität der Interessen, ein harmonischer Ausgleich zwischen Individuum und Gesamtheit zu Gunsten allgemeiner Wohlfahrt hergestellt werden, so daß der Staat in That und Wahrheit zu einem Kulturorganismus wird. Denn der Staat allein vermag, wie Stein mit Recht bemerkt, jene natürliche Ungleichheit der Individuen, welche wir als gesichertes Ergebnis der Sociologie einheimsen und der schalen, abgeblaßten naturrechtlichen Fabel von der Gleichheit aller Menschen mit der ganzen Wucht einer wissenschaftlich gefestigten Überzeugung entgegenstellen, die sociale Stachelspitze dadurch zu nehmen, daß er eine ausgleichende Gerechtigkeit auf dem Wege der socialen Gesetzgebung herstellt und solchergestalt zum Korrektiv der nur unbewußt zweckmäßigen Natur wird. Das Ideal der austeilenden und ausgleichenden Gerechtigkeit, wie es Aristoteles im fünften Buche seiner Ethik mit ehernen Lettern in das Postament des Menschengeschlechts eingegraben hat, kann nur im Staate seiner Verwirklichung entgegengehen (a. a. O. S. 546). Daß aber das Recht in seinen feineren Verzweigungen, sein Zusammenhang mit der Sitte und Sittlichkeit, der so wichtige Unterschied zwischen dem formalen Rechtsgefühl und dem jeweiligen Inhalt desselben, daß mit einem Wort dieser Unterbau des socialen Lebens und der Entstehung der socialen Organisation überhaupt nur durch die Mittel einer induktiv-psychologischen Betrachtung und Zergliederung untersucht und bestimmt werden kann, leuchtet wohl ohne weitere Erörterung ein.

Neben Religion, Sitte und Recht ist es die Kunst, welche für eine eingehende sociologische Forschung, die sich nicht mit den gewöhnlichen Schlagwörtern abspeisen läßt, in Betracht kommt. Wir dürfen es als ein

gesichertes Ergebnis kulturhistorischer Vergleichung ansehen, daß die Kunst überall, sowohl in ihrem Ursprung, als auch auf den weiteren Entwickelungsstadien, beherrscht ist von socialen Motiven. Die Tänze und Maskeraden der Naturvölker, ihre ganze Ornamentik verrät dies ebenso deutlich, wie die Anfänge des Dramas bei den Völkern vorgeschrittener Gesittung, z. B. bei den Griechen und Germanen. Deshalb trägt auch jede Kunst einen volkstümlichen Typus trotz gewisser allgemeiner Züge, welche gelegentlich selbst über den Bereich der Rasse hinausgreifen, und sie beginnt zu erkranken, wenn sie diesen ursprünglichen Nährboden verläßt und sich mit der bloßen Nachahmung fremder Muster begnügt. Die verschiedensten Epochen blühender Entfaltung und kläglicher Ohnmacht in der Entwickelung der Kunst sind dafür ein lebendiges Zeugnis. Ein kräftiges künstlerisches Leben, eine Schaffensfreudigkeit im großen Stil kann nur aufkommen zu Zeiten, wo zugleich das betreffende Volk selbst sich als ein harmonisches Ganzes fühlt und sich seines erfolgreichen, energischen Ringens bewußt ist: Griechenland in der Epoche des Perikles, die Renaissance, Frankreich im Zeitalter des ruhmgekrönten Ludwig XIV., Holland im siebzehnten Jahrhundert, unsere klassische Periode stellen solche strahlende Gipfel in der Kunst dar. So wird es auch die Aufgabe einer echt volkstümlichen Kunst sein, die herrschenden Ideen ihres Zeitalters mit aller Wucht naturgetreuer Widerspiegelung und doch verklärt zu höheren Idealen wiederzugeben; nur dann ist sie nicht mehr ein hinfälliges Produkt einzelner Köpfe, sondern das organische Ergebnis des schaffenden, nach konkretem Ausdruck ringenden nationalen Geistes selbst. Wohin die brennenden Probleme der Gegenwart weisen, kann nicht zweifelhaft sein, und es sind ja auch schon die verschiedenartigsten Versuche gemacht, die Welt der Arbeit in den Brennpunkt ästhetischer Beleuchtung und Verklärung zu rücken; aber das darf man wohl, ohne diesem aufrichtigen Streben zu nahe zu treten, sagen, daß bislang der mächtige Genius noch nicht erschienen ist, der auch diesen spröden Stoff mit überlegener Meisterschaft gebändigt hätte.

Ziehen wir den Schluß aus unserer Betrachtung, die der Natur der Sache nach sich mit der Hervorhebung der wichtigsten Momente begnügt hat; wir hätten sonst ein ganzes Buch schreiben müssen. Es kam uns darauf an, zu zeigen, daß für eine tiefere und ernstere Auffassung sich in der socialen Frage große religiöse, sittliche, rechtliche und ästhetische Ideen verhüllen, welche das eigentliche Treibrad der ganzen Entwickelung darstellen. Durch eine bloß ökonomische Verbesserung der Arbeiterverhältnisse, so dringend notwendig sie auch ist, wird die Lösung des Problems nur verschoben, schon deshalb, weil bei der steigenden Begehrlichkeit des Menschen immer höhere Ansprüche zu erfüllen sein würden. Ein wirklich dauernder harmonischer Ausgleich der widerstreitenden Interessen kann nur unter der Voraussetzung einer sittlichen Veredelung erfolgen, der Züchtung eines idealen Sinnes, welcher sich nicht mit krampfhafter Gier an die materiellen Güter klammert, sondern höheren, wertvolleren Zielen nachjagt. Es wäre letzten Endes eine gewisse Socialpädagogik denkbar, die, erfüllt von diesen hehren Principien, zunächst in kleinen Kreisen, dann in größerem Maßstab die Pflege idealer Interessen sich ausdrücklich zur Aufgabe machte — eine Aufgabe, welche durchaus nicht allein der Kirche und Schule überlassen zu werden brauchte. Würde hier erst einer tieferen Erkenntnis die Bahn gebrochen, und würde zugleich durch Wort und Beispiel der mörderische Egoismus als der Krebsschaden jedes gemeinschaftlichen Lebens gebrandmarkt, so würde sich ganz von selbst die bisherige übliche Wertschätzung des Mammons verlieren. Dafür würde der sittliche Segen der Arbeit als solcher, sei es selbst der nicht vom Erfolg gekrönten, und damit das ganze Gefolge sittlicher Güter, das sich zugleich einstellt, die Genügsamkeit und Zufriedenheit, das unentwegte Streben nach weiterer Vollendung und Ausbildung immer mehr zur Anerkennung gelangen und einen gewissen freudigen, man könnte fast sagen, siegesbewußten Optimismus erzeugen, der das stärkste Bollwerk gegen pessimistische Verzagtheit und weltschmerzliche Eigenliebe und Koketterie bildet.



Ein Urlaub.

Novelle
von
Johannes Wilda.

(Nachdruck ist untersagt.)

I.

Ernst stand bei dem Kapitän auf der Brücke. Die frische Brise hatte dem kleinen Personendampfer das Setzen des Stagsegels gestattet. Der Rauch qualmte schattenwerfend seitwärts über die bewegte grüne See; die weißen Wellenkämme und der vom Schiff aufgeworfene Schaum glitzerten im Sonnenschein, und fröhlich-kräftig flatterte die schwarz-weiß-rote Flagge von ihrem Stock.

Die übrigen Passagiere hatten sich sämtlich auf dem Sturm- und Oberdeck versammelt, denn man lief gerade in den entzückenden Sund zwischen der großen Insel und den vorgelagerten Inselchen ein. Rechts und links herrliche Buchenwälder, anmutige Hügelformen, üppige Wiesen und kornbestandene Äcker; dazu als Staffage weidendes Vieh, Stroh- und Ziegeldächer und stattliche weiße Herrenhäuser. Und rings auf der im auffallenden Lichte blauen Ostsee helle Segelboote und braunrote Segel von Fischerfahrzeugen oder Lastjachten.

Selbst Ernst, der schon so manches Juwel der Schöpfung gesehen hatte, ging das Herz auf über das wunderschöne Dänenland. Er fühlte sich froh und leicht; die Erwartung leuchtete aus seinen klugen blauen Augen; der willenskräftige Mund war leicht geöffnet.

Dieser kurze, unverhoffte Urlaub bildete für den jungen Offizier eine angenehme Abwechselung im Borddienste.

Wie würden sich die unbekannten deutschfeindlichen Verwandten gegen ihn benehmen? Gewiß doch freundlich, denn wie wäre sonst der Stiefbruder seiner Mutter dazu gekommen, ihn plötzlich einzuladen, ihn, den deutschen Seeoffizier! Sonst wäre er auch wahrscheinlich nicht zu den Skaus gereist. Er war arm, aber er wollte nichts von ihnen, gar nichts! Eh — hm! Er mußte sich doch zugestehen, daß die Existenz einer niedlichen Cousine ihm tiefen Eindruck gemacht hatte. Doch nicht ihres Geldes wegen! Wohlhabenheit und Fremdartigkeit zusammen verliehen nur einen verstärkten Nimbus; er gedachte sich jedenfalls unvergleichlich zu amüsieren.

Der Dampfer lief in den kleinen Hafen ein und vertaute sich am Bollwerk. Ernst

verabschiedete sich von dem zuvorkommenden Kapitän, der die Zollbeamten bereits über den Offizierscharakter des Civilisten unterrichtet hatte, wonach dessen Handkoffer mit äußerster Zartheit behandelt wurde.

Am Landungsplatze sah Ernst sich um, ob ihn irgend jemand im Auftrage Onkel Skaus abholen würde. Dabei erblickte er zwischen Lastträgern, Zollbeamten, Matrosen, Polizisten und Kindern ein frisches, elegant gekleidetes junges Mädchen, mehr Backfisch als Dame, das ihn unter halbgesenkten Lidern eigentümlich und nicht gerade freundlich von der Seite maß. Diese junge Dame stand, ein wenig vornübergeneigt, nachlässig oder mindestens höchst gleichgültig da; einen der gelbbestiefelten Füße, die unter der gestickten Kante des weißen Kleides hervorschienen, mit der Spitze nach unten über den anderen gestellt, die Hände mit dem Phlegma eines alten Seebären in die Taschen eines blauen Tuchjacketts von geradem, flottem Schnitt vergraben. Auf den aufgesteckten hellblonden Flechten saß ein von rot und weiß gestreiftem Bande umgebenes Matrosenhütchen, das dem feinen Gesicht allerliebst stand. Kurz, es war eine Erscheinung, die dazu geschaffen schien, die Blicke junger Leutnants auch ohne irgendwelche Herausforderung auf sich zu lenken.

Nun bemerkte Ernst, wie die junge Dame, hinter sich blickend, mit einem gleichmütigen Nicken ihres hellblonden Hauptes ganz ungeniert auf ihn deutete, ohne dabei ihre Hände auch nur um einen Centimenter aus den Taschen zu ziehen. Unmittelbar danach fühlte er einen flüchtigen Tipp auf seine rechte Schulter. Sich umwendend, blickte er in zwei dunkelglitzernde, ihn verbindlich anlächelnde Augen, die einem in blütenweißen Sportanzug gekleideten, hochgewachsenen jungen Mann gehörten. Gleichzeitig lüftete dieser seine weiße Marinemütze und streckte dem Ankömmling eine aus tadelloser langer Manschette herausragende wohlgepflegte Hand entgegen.

„Ernst Malte, nicht wahr? Ich bin Ihr Halbvetter Richard Hotrup, von dem Sie wohl schon gehört haben, und von unserem Onkel Skau beauftragt, Sie abzuholen."

Ah, Hotrup! Der hier! — Er war nämlich seit mehreren Jahren als Offizier durch Protektion und seiner, wie es hieß, ausgezeichneten Eigenschaften halber aus der dänischen Flotte in die befreundete griechische Marine übernommen worden. Frau Malte hatte zuweilen behauptet, die Hotrups seien alle nicht aufrichtig. Das war aber wohl nur ein Vorurteil gewesen.

Herzlich schlug Ernst in die dargebotene Hand ein.

„Und hier ist auch Cousine Helsa!" rief Hotrup.

Das war sie also!

Sie stand zwar nicht mehr mit gekreuzten Füßchen vor ihm, indessen kam die gelbbehandschuhte Rechte nur recht langsam aus der Tasche heraus.

„Mama und Papa werden sich freuen, dich zu sehen, Vetter," sagte Helsa gleichgültig im besten Deutsch, während sie den sympathischen, aber neben Hotrup minder hervorstechenden Verwandten mit ihren klaren Augen kühl von oben bis unten musterte.

Ernst war entzückt von dem „du", wie von der ganzen Beschaffenheit seines Cousinchens, trotz ihrer offenbaren Mißachtung seiner Vorzüge. Sie war etwas; etwas Abgeschlossenes, was respektiert sein wollte, eine Persönlichkeit — das merkte er sofort. Ungern gab er die zierlichen, ihm nur einen kurzen Augenblick überlassenen Finger wieder frei.

„Da!" Helsa zeigte landeinwärts, machte knapp Kehrt und schlenderte auf eine hellgelbe Korbequipage zu, an deren Deichsel ein paar prächtige Füchse ungeduldig die stolzgebogenen Hälse warfen. Ein sehr herrschaftlich dreinschauender Livreekutscher hielt sie stramm in den Zügeln.

Die Herren folgten Helsa. Überall wichen die Leute aus und zogen tief die Hüte. Die Skaus mußten eine sehr angesehene Familie sein.

Helsa hieß den Kutscher sich links setzen, schwang sich auf den Bock und ergriff Zügel und Peitsche; dabei wechselte sie einige dänische Scherzworte mit Hotrup. Ernst entging es nicht, wie sie diesen ganz anders anschaute als ihn, fast demütig, während die Gelassenheit, freilich in verbindlichster Form, weit mehr auf Seite des stattlichen Vetters lag.

Durch einen klatschenden Peitschenhieb an-

gefeuert, zogen die Füchse heftig an. In schüttelndem Wiegen flog der Wagen über das holperige Pflaster des Städtchens. Die kecke Sportdame saß kerzengerade auf ihrem Bock; welche Kraft und Leidenschaft mußte in ihr stecken, daß sie eine Lust daran fand, die starken Pferde sich so rücksichtslos ausrasen zu lassen!

Draußen auf der Chaussee konnten die im Fond sitzenden Herren zu Worte kommen. Hotrup machte den deutschen Vetter auf dies und jenes aufmerksam.

Der fremde, feine Reiz seiner Gesellschaft, der Leder- und Lackgeruch des aristokratischen Gefährtes, die schnelle und jetzt doch sanfte Bewegung, der herrliche Wechsel zwischen dem frischgrünen Buchenwald und dem leuchtenden Ultramarin der See — und nicht zum mindesten der Anblick des jungen Geschöpfes auf dem Bocke, dessen helle Flechten in der Sonne glänzten und dessen warm beschienener blauer Tuchjacke ihm ein vornehmes, ganz besonders liebliches Parfüm zu entströmen dünkte —, das alles hob Ernst in eine Stimmung erregten Glückgefühls.

Nach etwa einstündiger Fahrt bog der Weg, der zuletzt durch den Wald geführt hatte, seitwärts ein über eine hoch sich wölbende Roggenkoppel. Das Korn stand so kräftig in den Halmen, daß selbst der Landmann wohl wenig Ursache hatte, sich über die bunte Pracht von Mohn und Kornblumen zu ärgern, die rechts und links das Feld säumte.

Auf der Höhe hielt der Wagen einige Augenblicke. Zum erstenmal wendete Helsa sich um. Sie wies merklich stolz auf das Bild vor ihnen hinab. Dies war in der That entzückend. Ernst stand im Wagen auf und bewunderte es wortlos. Von beiden Seiten stießen zartumschleierte Waldwellen thalabwärts zusammen, in der mittleren Hügelsenkung ein grünes Plateau frei lassend, auf dem, von einem großen Blumengarten umschlossen, unter hohen Baumkronen ein langgestrecktes, einstöckiges Herrenhaus mit mehreren Nebengebäuden weiß hervorschimmerte. Sämtliche Gebäude waren mit Stroh gedeckt und schienen teils von Spalierobst, teils von Epheu und Kletterrosen umrankt zu sein. Eine Allee dunkler Tannenpyramiden führte vom Rande des Kornfeldes bis zur Hofpforte. Jenseit des Hauses neigte sich der Rasen sanft zum Sandstrande. Man konnte eine kleine Mole nebst Turm sehen, die einen regelrechten Hafen gegen die See herstellte. Mehrere zierliche Fahrzeuge lagen hier verankert. Eine Anzahl hügeliger bewaldeter Inselchen davor bildete einen breiten Sund; darüber hinaus fiel der Blick ringsum auf das offene Meer, in dem hier und da ein Segelschiff scheinbar still stand und an dessen Horizont schräge dunkle Streifen die Heerstraße von Dampfern anzeigten.

„Unser Gammelgaard,“ bemerkte Helsa.

„Haben Sie jemals etwas Schöneres auf Ihren Reisen gesehen, Vetter?“ fragte Hotrup. „Ich nicht!“ fuhr er fort. „Helsa ist mit Recht stolz auf ihr Heimatparadies. Überhaupt unser Dänemark —!“

„Ja, es ist noch schöner, als ich es mir vorgestellt hatte!“ gab Ernst zu. Er wunderte sich nur über das strohgedeckte niedrige Herrenhaus; die feudale Equipage hatte ihn eine hochgetürmte Villa nach Berliner Muster oder gar ein Schloß erwarten lassen. Doch gerade diese Einfachheit machte das Bild gewiß um so lieblicher.

Ein leichtes Peitschenwippen, und jäh warfen die Füchse sich wieder ins Geschirr. Ernst taumelte etwas unsanft auf den Schoß Hotrups. „O, das kam ein wenig überraschend!“ rief dieser bedauernd, indem seine Mundwinkel fast unmerklich, aber zweifellos boshaft zuckten.

Ernst lachte. „Für lange Avertissements scheint unser Bäschen nicht zu sein,“ meinte er.

Staubwolken und von den Rädern getroffene Steine flogen seitwärts; dann ging es beinahe in Carriere durch die Tannen und das offenstehende Thor auf gelbbestreutem Sandweg um den Rasen herum und vor die breite Hausthür, oder vielmehr bis an die von Kletterrosen überwachsene Glasveranda davor.

Helsa warf sich zurück; die Füchse standen sofort; aus ihren knirschenden, schnaufenden Mäulern waren die Schaumflöckchen bis über die dampfenden Flanken geflogen.

Auf der etwas ausgetretenen Steinstufe der Veranda wurden die Ankömmlinge vom Kommodore Skau und seiner Gemahlin erwartet. Er, ein beleibter, mit einem Mo-

nocle bewaffneter, stattlicher alter Herr, originellerweise im Frack und breiten Panamahut — sie, eine schlanke, in mittleren Jahren stehende, mild aussehende Dame, in lila Seide.

„Hüa — hüa!“ rief Onkel Skau den Füchsen zu und ließ die Stimme in langgedehntes Pfeifen ausklingen, wobei er ein rotseidenes Taschentuch wie eine Fahne schwenkte. „Aber Mädel —!“

Helfa, die mit kühnem Satz vom Bock gesprungen war, küßte ihm den Vorwurf bereits vom Munde weg.

Ernst wurde liebenswürdig bewillkommnet; doch empfand er unverzüglich eine gewisse Zurückhaltung, ja ein Mißtrauen, das sich in dem gesunden, gutmütigen Gesicht des alten Seemannes spiegelte. Die Tante hingegen, die einzige Person, die nicht ordentlich deutsch sprechen konnte, zeigte sich rückhaltlos gütig.

Der Onkel kann wohl über mein Preußentum bei persönlicher Berührung doch nicht so schnell hinwegkommen, dachte Ernst und tröstete sich damit, daß er ihm bald eine bessere Meinung beibringen werde.

Später setzten sie sich in dem niedrigen, doch luxuriös ausgestatteten Speisezimmer um den Frühstückstisch, auf dem es von Silber und feinem Porzellan und, nach dänischer Sitte, von einer Fülle von guten Getränken und Speisen strotzte.

Helfa und Hotrup saßen nebeneinander. Der Kommodore trank ihnen wiederholt zu. Die Tante sah meistens still vor sich hin, aber sie dirigierte doch den Haushalt, wie Ernst merkte. Gelegentlich ermunterte sie ihn freundlich zum Zugreifen.

Ernst bemühte sich, so unbefangen wie möglich zu sein. Immer wieder begann er zu plaudern.

Helfa ging gar nicht darauf ein, Onkel Skau wenig; nur der gewandte Hotrup hielt das Gespräch aufrecht, allerdings lediglich, um Ernst zur Zielscheibe eines versteckten Spottes zu machen. Das werden wir dir bald austreiben, mein Sohn! dachte dieser, indem er fand, daß seine Mutter mit ihrem Urteil über die Hotrups doch wohl nicht so unrecht gehabt hätte.

„Und deiner Mutter geht es gut?“ fragte der Kommodore mit einemmal unvermittelt zu Ernst hinüber, indem er mit einem Messerbänkchen spielte.

Es war die erste Frage nach seiner Mutter. Ernst hatte sich über diese Zurückhaltung, wenn nicht gar Unhöflichkeit, längst gewundert.

„Danke, sehr gut! Sie freut sich außerordentlich, von euch nach so vielen Jahren wieder einmal direkt zu hören. Sie ist ganz überrascht gewesen, als dein liebenswürdiger Einladungsbrief kam.“

„So!“ sagte der Kommodore kurz, mit starker ironischer Betonung.

Ernst bemerkte, wie Hotrup und Helfa sich verstohlen ansahen und lächelten.

Was haben die alle denn nur gegen Mama und mich? dachte er. Zum Kuckuck, schon hege ich das Gefühl, als wäre ich hier im Grunde ein unwillkommener Eindringling!

Er warf den Kopf zurück und sprach unwillkürlich mit stärkerer Stimme als bisher; er wollte den Verwandten jedenfalls zeigen, daß er sich nicht das Mindeste gefallen ließe, wenn man ihm unberechtigterweise zu nahe träte.

Der Kommodore merkte es und schlug wieder einen freundlicheren Ton an.

Nachmittags erhielt Hotrup den Auftrag, den Vetter in den Gärten und Stallungen umherzuführen; der kleine Hafen war gleich nach dem Frühstück besichtigt worden.

„Sie sind wohl schon länger hier?“ fragte Ernst.

„Drei Wochen ungefähr,“ erwiderte Hotrup. „Auch auf besondere Einladung Onkel Skaus,“ fügte er ironischen Tones hinzu.

„Aber Sie waren gewiß schon früher oft auf Gammelgaard?“

„Nein, nur als unnützer kleiner Junge. Glücklicherweise hat wenigstens der Onkel seit meinen Marineexamina seine damaligen Ansichten über mich gründlich geändert.“

Aha, die Tante also nicht! dachte Ernst.

„Der Onkel war wohl ein recht hervorragender Seemann?“ erkundigte er sich.

„O ja, das heißt von der alten Schule; von den neuen Sachen hat er keine Ahnung!“

„Für uns Deutsche scheint er noch immer wenig übrig zu haben?“

„Ich glaube.“

„Helfa wohl auch nicht?“

„Ich glaube nicht. Gefällt sie Ihnen?"

„Natürlich! Obgleich ich eigentlich keinen Grund dazu hätte."

Wieder zeigte Hotrup seine tadellosen Zähne. „Sie müssen ihr nur recht die Cour machen," sagte er.

„Dieser Rat taugt nicht viel, Vetter," erwiderte Ernst ruhig.

Hotrup sah ihn überrascht von der Seite an. „Nun, denn nicht!"

„Nein."

Währenddessen waren die Herren an eine Wiese gekommen, die sich vom Küchengarten bis an den Wald erstreckte. Das erste Heu wurde eingefahren. Der Kommodore stand in Hemdsärmeln unter den Knechten und Mägden und lud höchst eigenhändig mit auf.

„Na nu!" rief Ernst belustigt.

„Das macht unserem cher oncle Spaß. Wenn er uns sieht, müssen wir mit heran."

„Famos!" Rasch schritt Ernst auf den Wagen zu, und Hotrup folgte sofort.

„He, ihr feinen Herren, ihr wollt wohl auch den Kargo mit an Bord bringen?" rief der Kommodore und setzte sein Monocle auf, was zu seinem roten Gesicht, seinen Hemdsärmeln und der Heuforke einen so schreienden Gegensatz bildete, daß Ernst Mühe hatte, ein Lächeln zu unterdrücken.

„Wenn du erlaubst, Onkel," beeilte Hotrup sich zu erwidern.

Die jungen Offiziere warfen ebenfalls ihre Jacketts ab und ließen sich von den lachenden Mägden Forken geben. Die Heuballen flogen nur so auf den Wagen. Dabei machte der Kommodore seine dänischen Scherze, die, nach den Mienen der Umstehenden zu urteilen, derb und humorvoll sein mußten.

„Hallo, hallo!" ertönte da eine helle Stimme vom Walde her. Gleich darauf sprengte Helsa auf einem geschmeidigen braunen Halbblut heran, einen Heuhaufen nach dem anderen nehmend.

„Na, Krabbe, willst mit von der Partie sein?" schrie der Kommodore vergnügt.

„Allerdings!"

Hotrup sprang herzu und hob sie aus dem Sattel. Wie ein Kind lag sie einen Augenblick in seinen Armen. Ihre Blicke senkten sich zärtlich ineinander.

Ernst arbeitete, als ob er dafür bezahlt würde.

Helsa nahm dem Pferde die Stange aus dem Maul und schob das Trensenzeug über den Kopf zurück. „So, lauf, Mab!"

Die Stute schritt, ihre Freiheit maßvoll benutzend, davon, mit gesenktem Kopfe die Heuhaufen anblasend, um dann zu fressen, was ihr gut dünkte.

„Aber nicht in dem Kleid, Helsa!" erklärte Hotrup kurz. Wie herrisch das klang!

„Nein, gewiß nicht, ich werde gleich zu deiner Zufriedenheit erscheinen," meinte Helsa bescheiden.

Dann so und dann so! Der kennt sie. In der Behandlung liegt System! schloß Ernst.

Helsa verschwand mit einer Magd hinter einem Knick, und gleich darauf tauchte sie, von der schwarzen Reitschleppe befreit, in dem kurzen roten Rock des Mädchens wieder auf.

„Gefall ich dir nun?" Die Arme in die Seite gestemmt, sah sie Hotrup allerliebst herausfordernd an. Als er nickte, griff sie entschlossen zur Heugabel. Und wahrhaftig, die kleinen Hände mußten geübt sein; sie verstanden ihre Arbeit.

Bald aber bewarfen sie und Hotrup sich mit Heu und trieben allerlei Unsinn.

„Stütz das Ruder! Stütz das Ruder, Kinder! Arbeiten und Unfug machen ist zweierlei!" mahnte der Kommodore, während seine hellen Augen wohlgefällig auf das übermütige Paar blickten.

Zur Antwort ließ Helsa das gerade aufgeschwungene Heu über seinen eigenen Kopf niederflattern.

„J, du Racker!" knurrte er, den Panama abschüttelnd.

Wie reizend wäre diese dem Seemanne fremdartige Scene im Heu gewesen, wenn Ernst sich nicht so ganz als der Außenstehende hätte betrachten müssen. Unverdrossen arbeitete er weiter. Da wurde es ihm mit einemmal dunkel vor Augen, und es prickelte ihn in der Nase. Eine Kaskade von Heu hatte sich, gleichzeitig von Hotrup und Helsa geschleudert, über ihn ergossen. Er prustete heftig; Helsa lachte laut.

Wenigstens Notiznahme! Ernst beschloß, diese beabsichtigte Verspottung als den Anfang eines besseren Verhältnisses zu betrachten. Er verneigte sich gegen Helsa nur mit

ironischem Dank; Hotrup aber erhielt, als er es am wenigsten vermutete, eine so wohlgezielte und so kräftige Ladung, daß er einige Sekunden ganz verblüfft dastand. Dann aber rächte er sich. Immer wilder flogen die Heuballen der Vettern hin und wider, immer dichter rückten sie sich mit den spitzen Forken auf den Leib.

„Aber Ernst!“ rief Helsa ängstlich und vorwurfsvoll, während Ernst genau wußte, daß er beinahe noch auf dem alten Fleck stand und Hotrup der Vordringende war.

Die spitzen Eisenzinken hatten bereits wiederholt in nächster Nähe der Augen beider Kämpen aufeinandergeklirrt, als der Kommodore die erhitzten jungen Herren trennte.

„Friede sei mit euch, Jungens! Wir wollen hier keinen deutsch-griechischen Konflikt mit Heugabeln ausfechten!“

„Konflikt?“ Hotrup lachte hell auf, während Ernst ein etwas verlegenes Gesicht machte.

Endlich wurde der schwere Baum über die volle Ladung geschnürt. Helsa stützte sich rastend auf ihre Gabel, die Wangen hochrot, das Hütchen verschoben, der Scheitel zerzaust, in den wirren blonden Stirnhärchen noch Heufäserchen. Ihr Blick ruhte verloren auf dem flimmernden Horizont des Meeres. Sie war also nicht immer ein Mensch der That; sie konnte auch träumen.

Und wie sie so träumte, Heuduft und Seebrise unbewußt einatmend, umflattert von einem farbenprächtigen Pfauenauge, grub sich ihr Bild noch tiefer in seine Seele. Wie in einer Camera fixierte es sich darin, gerade in dieser anmutigen Stellung.

Da trat Hotrup auf sie zu und überreichte ihr ein Kornblumensträußchen.

Helsa schlug ihren Blick in die sie umgebende Welt zurück. Flüchtig fuhr sie mit der Hand über die Stirn, als wollte sie etwas Unangenehmes, ein Spinnengewebe oder dergleichen, wegwischen; dann strahlten ihre Augen ihn dankbar an. Schön war er! Die vornehme Gestalt, die hübschen Züge mit den dunklen Augen und dem schwarzen Schnurrbärtchen, das liebenswürdige Wesen — einer der Götter dieser Erde, denen überall die Herzen der Frauen zufliegen.

Er und Helsa ein trefflich füreinander passendes Paar!

Ernst gab es zu. Aber nur äußerlich passend! Sie hatte Seele, Hotrup nicht; das stand ihm bereits felsenfest. Und war es so, so war es schade um sie. Dann aber schalt er sich: Du bist ein Esel, alter Freund! Die beiden sind so gut wie verlobt miteinander. Was geht's dich an? In acht Tagen bist du wieder über alle Berge und brauchst dich über deine Verwandten wahrlich nicht mehr zu ärgern!

* * *

Am nächsten Morgen schlug der Kommodore den jungen Leuten vor, die flotte Brise zu einer Segelfahrt zu benutzen. Helsa zeigte sich geneigt, mit dabei zu sein; doch Hotrup empfand plötzlich Mitleid mit der Tante, die dann allein wäre, da der Kommodore selbst in die Stadt wollte. „Wir sind doch nicht für uns,“ flüsterte er ihr zu. Und Helsa blieb zurück.

Im Hafen, in dessen grünem Wasser glockenförmige Quallen sich zusammenziehend und sich ausdehnend schwammen, lagen ein schneeweißer, mit Kajüte versehener Lugger, ein paar Schwertboote in gelber Holzbeizung und einige kleine Ruderboote. Die Vettern wählten eins der Schwertboote.

Hotrup setzte sich ans Ruder, und Ernst heißte Großsegel und Klüver. Sanft glitten sie an der Mole entlang und mit raumem Winde um den kleinen, aus roten Backsteinen gemauerten Leuchtturm herum in den Sund hinaus.

Ernst zündete sein kurzes Pfeifchen an, Hotrup eine seiner Cigaretten, von denen er fast unausgesetzt rauchte und deren Duft allen seinen Kleidern anhaftete. Nachdenklich schaute Ernst in die spiegelklare Flut. In einer Tiefe von vier Metern und darüber sah man jedes Steinchen auf dem gerippten, feinsandigen Grunde, die verästelten Pflanzen, die sich bis dicht unter die Oberfläche erstreckten, und hier und da auf dem hellgrünen Boden braune Seegrasflecken mit langen schwimmenden Halmen. Und aus der Flut zitterte ihm Helsas Bild entgegen!

Sie war ein Bestandteil dieser nordischen Natur: hell, kräftig, lieblich, dann wieder herbe bis zur schneidendsten Rauheit; aber stets ehrlich, stets interessant! Offenbar fühlte

sie nicht mehr die Abneigung gegen ihn wie im Anfang. Immerhin blieb noch ein starkes Vorurteil bemerkbar. Und der Onkel war aus demselben Stoff wie sie.

Was konnten diese ehrlichen Menschen denn gegen einen ehrlichen, ganz netten Kerl, wie er doch einer war, haben? Wieder und wieder legte er sich diese Frage vor, denn die Verkennung durch den Onkel ärgerte ihn, die durch Helsa — ja, die bereitete ihm geradezu Kummer.

Gar zu gern hätte er Hotrup darüber befragt. Dieser aber würde es sich mehr angelegen sein lassen, ein etwaiges Mißverständnis zu stärken, als es zu heben. Der mochte ihn als ehrlichen Menschen und Deutschen von vornherein nicht, ohne daß irgend ein weiterer Grund vorhanden zu sein brauchte. Der hatte es trotz seines Hochmutes und seiner festen Position in der Familie Skau ihm bereits verübelt, daß Helsa mildere Saiten aufzog, und von da bis zum grimmigen Haß bedeutete bei einem solchen Menschen sicher nur einen kleinen Schritt.

„Nun, Vetter, warum so nachdenklich?" unterbrach Hotrup Ernsts Betrachtungen.

Ernst sah ihn lange scharf an. „Sie sind ein Schoßkind des Glückes, Hotrup."

„Ah! Mißgönnen Sie es mir? — Worin bestünde denn aber mein Glück nach Ihrer geschätzten Ansicht?"

„Wenn man die Zuneigung eines charaktervollen, anmutigen Mädchens besitzt, wie Sie, so scheint mir das ein großes Glück zu sein."

Hotrup setzte eine höchst belustigte Miene auf. „Ich bewundere Ihre Unparteilichkeit, lieber Vetter. — Und eines reichen Mädchens, was?"

„Reichtum ist auch nicht übel," entgegnete Ernst ruhig.

„Ei der Tausend, wirklich nicht? Namentlich so ein reicher Onkel ist nicht schlecht."

„Es scheint so."

„Man muß sich nur gut mit ihm stehen."

„Freilich!"

„Dann läßt sich so was mal fruktifizieren."

„Haben Sie's schon mal fruktifiziert?"

„Ich? Ich hab es, Gott sei Dank, nicht nötig!"

„Ich auch nicht!"

Ernsts trockener Ton brachte den Vetter in ärgerliche Erregung. „Na, na, kleiner Cousin, mir brauchen Sie nichts vorzumachen; ich weiß ja doch um die Sache!"

Ernst fuhr empor; doch gewaltsam bezwang er sich wieder, und kalt klang die Antwort. „Ihre Schlüsse berühren mich nicht. Aber um welche ‚Sache' wissen Sie? Ich darf wohl um eine Erklärung bitten?"

Boshaft lächelnd erwiderte Hotrup: „Nun, ich weiß, daß Sie als armer Offizier die Hilfe eines großmütigen Onkels gut brauchen können. Das liegt auf der Hand! Ich kann darin nichts Ehrenrühriges, daher in meinen Worten auch nichts Beleidigendes erblicken."

Ernst war es keinen Augenblick zweifelhaft, daß Hotrup eine ganz bestimmte Verdächtigung im Sinne gehabt hatte und jetzt nur ausweichen wollte. Er überlegte, ob er die Angelegenheit weiter zuspitzen solle. Nein, sie war doch zu dumm, um eine Staatsaktion daraus zu machen. Es konnte ihm ja auch höchst gleichgültig sein, was ein solcher Mensch von ihm dachte. Er erwiderte: „Sie revozieren, wenn auch verblümt. Ich lege keinen Wert darauf, Ihre Worte weiter zu verfolgen, verbitte mir aber alle derartigen Anspielungen künftighin."

„Sie werden es mir schon allein überlassen müssen, was mir zu sagen paßt und was nicht."

„Vollkommen! Ich mache Sie nur auf die Folgen aufmerksam."

„Wollen Sie mir drohen, Vetter? Glauben Sie, daß solche preußische Allüren im gastfreundlichen Hause unseres Onkels Anklang finden werden?"

Ernst widerstrebte es, noch eine Antwort zu geben. Er hatte seinen Standpunkt präcisiert und war von seinem Feinde verstanden worden. Er kehrte Hotrup schweigend den Rücken und vertiefte sich in Betrachtung der reizenden kugelförmigen Bucheninselchen, an denen das Boot soeben entlang strich.

Hotrups dunkle Augen schleuderten ihm giftige Blicke zu. Fortan sprachen beide nur das Notwendigste miteinander. Die Feindschaft war offen ausgebrochen.

* * *

Die Leine an dem Flaggenmaste des Rasenrundells hatte sich verwirrt. Der weißgekreuzte rote Danebrog, der mit seinen Kriegs

flaggenzipfeln sonst so stolz von Gammelgaard über die blaue See wehte, hing herunter, und vergeblich blähte ihn der Wind, um ihn zu befreien.

„Verdammte Geschichte! die Flaggleine hat sich wieder bekniffen," brummte der Kommodore, mit seitwärts geneigtem Haupte und etwas offenem Munde aus dem Fenster nach dem ärgerlichen Objekt emporstarrend.

Jetzt kann ich ihn einen Augenblick allein haben, dachte Hotrup und sagte sofort gefällig: „Komm, Onkel; wenn du erlaubst, will ich dir gleich helfen, die Leine zu klarieren."

Sie gingen zu der Stange.

„Weißt du, Onkel," hob Hotrup an, „ich war doch wirklich liebenswürdig gegen meinen werten Herrn Vetter, trotzdem ich wußte, wie und warum er gekommen ist; aber jetzt bekomme auch ich die Geschichte mit ihm satt, weißt du!"

Der Kommodore zog eine verdrießliche Miene: „Nee, was ist denn nun wieder! Ich dachte schon, daß der Junge sich schließlich noch netter mache, als wir es hätten erwarten können."

„Wenn du das nett nennst, daß er mich ohne Rücksicht auf seine Gastfreunde vor die Pistole zu krakeelen versucht hat!"

Der alte Herr blieb stehen. „Nicht möglich!"

„Was ich dir sage! — Natürlich habe ich ihn mit seinen Dummheiten entsprechend abgefertigt, und nun verachtet er mich tief."

„Aber das geht ja gar nicht an! Wie kam er denn dazu?"

„Das liegt nahe, Onkel — Eifersucht Helfas wegen! Weiter nichts!"

Hotrup lächelte mitleidig, und auch der Kommodore schloß sich dieser heiteren Auffassung an.

„Dann laß den Narren doch laufen."

„Thu ich auch!"

„Überhaupt seine Mission ist gründlich verfehlt, das kann ich dir sagen!"

Hotrup, der inzwischen die Verschlingungen der Doppelleine durch Schwingungen zu vermindern gesucht hatte, hielt einen Augenblick in seiner Beschäftigung inne. „Das thut mir nun aber leid! Ein armer Schlucker ist er ja. Das entschuldigt viel, Onkel."

„Aber nicht alles! Ich habe die Höflichkeit gegenüber dieser Sippe bewahrt und werde auch gegen Ernst fernerhin die Regeln meines Komplimentierbuches, schon meiner Frau zuliebe, beobachten; aber damit ... Ja, wenn du rauf entern willst, würd's besser fluschen, die Vertüterung sitzt oben vor dem Scheibengat."

„Das werden wir gleich klar kriegen, Onkel!"

Hotrup enterte gewandt an den Steigtritten der Stange bis oben zur Saling empor und kletterte dann an der stark schwankenden Stange bis dicht unter den Flaggenknopf, wo das Wirrsal sich eingeklemmt hatte.

Mit raschen Fingern war es gelöst.

„Der kann's noch!" seufzte der Kommodore und blickte wehmütig auf seine stattliche Leibeswölbung herunter.

So, nun flatterte der Danebrog wieder stolz in roten Wellen durch das Blau.

„Danke, mein Junge! Über eure graue Theorie scheint dir die alte Praxis noch nicht ganz hinter Panzerschotten verschimmelt zu sein. Wenn das ist, gönnt man Leuten ihre Carriere, wahrhaftig!"

„Nun, Onkel, noch ist sie nicht gemacht, so weit wie du —"

„Kommt schon, kommt schon! Ist mir gar nicht bange darum!" Der alte Herr klopfte dem Neffen zufrieden auf die Schulter.

Man muß das Eisen schmieden, wenn es heiß ist, überlegte Hotrup und hob an: „Ehrlich gestanden, Onkel, ich bin auch nicht bange. Der König ist immer ganz besonders gnädig gegen mich, wenn er gelegentlich an Bord kommt. Kapitänleutnant bin ich auch bald, und ... nun, Helfas bin ich sicher. Wenn du nur willst und Tante, so ist, so ist ..."

„Die Verlobung fertig, meinst du," ergänzte der Kommodore und blickte schmunzelnd in die ihn vollendet bieder und herzlich anlächelnden Augen seines schönen Neffen.

„Du sagst also ja? Onkel, liebster Onkel!" Hotrup drückte die Hand des ersehnten Schwiegervaters feurig an seine Lippen.

„Stopp, mein Junge, ich bin keine gnädige Frau, ein Händedruck genügt mir. — Du hast ja wohl in dieser Zeit bemerkt, Richard, daß ich sozusagen im Princip mit dir einverstanden bin. Es hat mich aufrichtig gefreut, daß ihr beiden euch mögt;

aber Helfa ist noch so entsetzlich jung; ich hatte mir gedacht, später, wenn ..."

„Aber verloben können wir uns doch, liebster Onkel! Wir können ja warten; ich bleibe ihr treu, wo ich auch immer in der Welt bin, und so wird sie — ich verstehe das ja vollkommen — euch noch lange nicht entrissen werden; und ..."

„Na, dann kann die Verlobung ja ebenfalls noch ein Jahr oder so was aufgebänkt werden."

„Nein, Onkel, das ist ganz etwas anderes! So ein ungewisser Zustand ist eine Qual für Helfa; für mich auch. Man weiß schlechterdings nicht, wie man sich vor den Leuten benehmen soll."

„Ja, an eine öffentliche Proklamierung ist aber vorerst bestimmt nicht zu denken, Richard!" Der Kommodore machte eine entschieden ablehnende Bewegung mit beiden Händen.

„Aber, warum nicht? Gerade die Proklamierung ..."

„Nein, nein, mein Junge! Wie gesagt, noch ist Helfa mir zu jung; und meine Frau — ohne meine Frau thue ich nun einmal grundsätzlich nichts!"

„Es ist ein Unglück, daß Tante mir nicht grün ist!" sagte Hotrup ärgerlich.

„Wird sich später wohl geben," tröstete der Kommodore. „Sie ist nun einmal so. Sie nimmt rasch ihren Kurs für oder gegen, und dann ist ihr schwer beizukommen, und sie vergißt auch schwer. Helfa hat mehr von ihr, als die Leute, die alles nur außenbords sehen, es denken. So hat Tante nun mal 'ne Vorliebe für Ernst. Wenn ihr euch offen zankt, wird sie eher für ihn als für dich klar Schiff machen. Also warte, mein Junge; laß Helfa nichts merken, und laß dir einstweilen meine moralische Unterstützung für die Zukunft genügen."

Hotrup zerbiß das Mundstück seiner Cigarette und warf diese dann, obschon sie eben erst angezündet war, in weitem Bogen weg.

„Nein, Onkel!" rief er, „du bist doch Herr im Hause, und im Grunde ist mein Wunsch dein Wunsch! Wenigstens mach den Versuch, Tantes Zustimmung zu erhalten. Bitte, versprich es mir!"

Der alte Herr kratzte sich nachdenklich hinter dem Ohre.

„Donnerwetter, du bist doch Herr im Haus, Onkel!" wiederholte Hotrup dringend.

„Das will ich meinen! — Nun, loten wollen wir mal; aber paß auf, deine Tante denkt — von allem anderen abgesehen — genau so wie ich über Helfas Jugend."

Hotrup glänzte vor Liebenswürdigkeit. „Onkel Skau, du bist ein famoser Onkel, ein Ideal von einem Schwiegerpapa! Du sollst sehen, wir siegen mit vereinten Kräften auf der ganzen Linie!"

Und vertraulich schob er seinen Arm in den des Kommodores und zog diesen mit sich fort. — Bald würde es in den Kopenhagener Blättern für alle Leute zu lesen sein: „Helfa Skau — Richard Hotrup. Verlobte." Und die Kopenhagener würden sagen: „Der Glückspilz! Eine der reichsten Erbinnen Dänemarks!" Und andere würden sagen: „Die Glückliche! Der schönste und fähigste Marineoffizier! Der hätte an noch höherer Stelle anklopfen dürfen!" — Allerdings! Aber die guten Leute ahnten nicht, daß es höchste Zeit für ihn war, das gleich Erreichbare noch Wünschenswerterem vorzuziehen.

* *
*

Der Kommodore und seine Frau hatten sich in ihr Schlafzimmer zurückgezogen. Der alte Herr in Schlafrock, Unterhosen und Pantoffeln, auf dem Kopf eine zerdrückte Kapitänsmütze mit verschossener Kokarde, visierte durch sein Monocle Barometer, Thermometer und Hygrometer und sah pflichtschuldigst nach Windrichtung und Bewölkung, ehe er sich „zu Koje" legte.

Frau Skau, in roter Flanelljacke, saß vor dem mit Armleuchtern versehenen, breiten Mahagoni-Toilettenspiegel und strählte ihr noch immer schönes blondes Haar für die Nacht.

„Cirri — Ostwind — zunehmender Mond — konstante Temperatur — das giebt einen Normalmarkt in Lillesö morgen," brummte der Kommodore zufrieden, streichelte seiner Frau liebreich über beide Wangen, warf Mütze und Schlafrock ab und sich selbst in eines der schweren, altväterischen Mahagonibetten, die nebeneinander unter einem kleinen Baldachin standen, daß es nur so krachte und daß die Porzellan- und Glasgefäße auf

den Marmorplatten der Waschtische wild durcheinander klirrten.

Darauf gähnte er in virtuoser Tonskala ebenso geräuschvoll und streckte sich behaglich lang aus.

Frau Skau, an diese derbe Art gewöhnt und deshalb durch sie unerschüttert, kämmte ruhig weiter, wobei sie hinwarf: „Na, das freut mich für die Lillesöer und für unsere Gesellschaft.“

Nachdenklich zur Decke emporblickend, wo sich oberhalb des Lampencylinders zitternde helle Ringel malten, legte der Kommodore seine Hände unter das Genick.

„Lillesö — hm — so im Kreise der Freunde und Nachbarn — wäre eigentlich nach althergebrachter Art eine gute Gelegenheit — hm.“

Frau Skau kämmte schweigend fort.

„Meinst du nicht auch, Inge?“

„Ich weiß nicht, was du meinst, Skau.“

„Na, die beiden! Was denn sonst?“

Frau Skau legte den Kamm nieder. „Ich bitte dich, befördere die Sache doch nicht so sehr!“

„I, warum denn nicht? Richard ist mir ein so willkommener Schwiegersohn wie nur einer, mußt du wissen. Und wenn er erst unten wieder im Piräus —“

„Wenn er Helfa dort vergäße, hätten wir um so mehr Grund, zurückzuhalten.“

„Wäre er gefesselt, würde er nicht vergessen. Ich kenne das von mir selber.“

„Ja, du!“

„Na —?“

„Du bist auch ein ganz anderer Mensch, Harald! Du hast immer Charakter gehabt.“

„Ach, Unsinn, das alte Vorurteil! Warum sollte Richard keinen Charakter haben?“

„Weil er Maries Sohn ist und genau dieselben Eigenschaften besitzt.“

„Sehr liebevolles Urteil über deine Schwägerin!“

„Es thut mir leid, es nicht ändern zu können, Skau. Deine Schwester hat dich immer zu nehmen gewußt, daher ist sie deine Lieblingsschwester geblieben. Sie hat eure Stiefschwester nie leiden können und hat euch stets, schon vor Magdas deutscher Heirat, einander entfremdet, wenn sie äußerlich auch durch ihre Briefe die gelegentliche Verbindung erhalten hat. Das war aber mehr wegen ihrer Neugier und Prahlsucht, und weil Magda Malte trotz deiner Abneigung gern von dir wenigstens indirekt hören wollte.“

„Ach, geh mir mit dieser deutschen Gesellschaft! Was hat das hier zu thun! Bleib doch bei der Sache!“

„Vielleicht gehört es zur Sache. Ich glaube nicht an unedle Absichten Ernsts; jetzt erst recht nicht, seitdem ich ihn kenne. Es ist wirklich gut, daß er jetzt hier ist!“

Dröhnend schallte des Kommodores grimmiges Lachen aus den Kissen. „Etwa weil er eifersüchtig auf Richard geworden ist und mit ihm zu skandalieren versucht?“

„Nein, deshalb nicht — wenn es so wäre.“

„Da möchtest du den Ernst wohl gar zum Schwiegersohn?“

„Ich möchte zunächst, daß Helfa abgelenkt wird und vergleichen lernt; im übrigen ist sie noch viel zu jung, als daß jetzt schon eine Verbindung für sie wünschenswert wäre.“

„In Gottes Namen! Der Vergleich wird sie keinen Strich nach Lee bringen! Ja, jung ist sie noch; aber haben wir nicht auch jung gefreit? Zudem ist jetzt nur von Verlobung die Rede. Du hast mir keinen Leibeserben geschenkt; so scheint mir mein leiblicher Neffe der Nächste dazu, unseren Stammbesitz weiter zu führen. Ich wünsche es, ich will es und ich bin Herr im Hause!“

Der Kommodore hatte sich in steigender Erregung aufgerichtet und warf seinen schweren Körper nun abermals krachend auf die Sprungfedern.

Frau Skau sagte nichts mehr. Geräuschlos löschte sie Lichter und Lampe und schlüpfte in ihr Bett. Dann wünschte sie ihrem Gatten freundlich gute Nacht.

„Gute Nacht!“ grollte der Kommodore. Und nach einer Weile: „Glaubst du denn, daß ich unser Kind unglücklich machen will? Es ist ihr freier Wille!“

„Der liebe Gott wird schon alles zum Besten wenden, Skau,“ gab die Gattin sanft zurück, worauf der alte Seebär noch einige unartikulierte Laute ausstieß, um dann unverzüglich in ein gesundes Schnarchen zu verfallen.

* * *

Der Sommermarkt von Lillesö war das Hauptereignis der Saison. In diesem am Meere gelegenen Flecken fanden sich an jenem jährlich wiederkehrenden Tage alle angesehenen Familien des Distriktes zu einem ungezwungenen ländlichen Feste zusammen. Da viele Kopenhagener Sommerbesuch mitzubringen pflegten, so hatte die Sache immer einen amüsanten Anstrich. Der Kommodore liebte den großen Verkehr seit Jahren gar nicht mehr, nach Lillesö ging er aber stets gern, und alles freute sich darauf, den jovialen alten Herrn einmal wiederzusehen.

Freude und Verdrießlichkeit hielten sich diesmal bei ihm die Wage. Mit seinem Neffen Hotrup, den die persönlichen Vorzüge, die Protektion des Hofes und die Kommandierung zur griechischen Marine bereits zu einer bekannten Persönlichkeit in der Gesellschaft erhoben hatten, konnte er Staat machen; daß es sich aber nicht umgehen ließ, auch Ernst mitzunehmen, das verdroß ihn höchlich. Hätte er den Zusammenfall von dessen Besuchszeit mit dem Lillesöer Tage vorher bedacht gehabt, wäre er wohl weniger nachgiebig in dieser fatalen Sache gewesen. Nun ließ sich nichts mehr daran ändern.

Bald nach Mittag brach man bei herrlichstem Wetter auf.

Da See- und Landwind jetzt regelmäßig wechselten, weshalb ein langwieriges Kreuzen weder auf der Hin- noch Rückfahrt zu erwarten stand, so war beschlossen worden, anstatt des Wagens ein Boot zu nehmen. Man wählte das größte der Schwertboote.

Helfa, wieder ganz in Weiß, sah entzückend aus, wie ein frisches Pfingströschen. Sie hatte sich auch ein Röslein vorn in den Gürtel gesteckt; Hotrup trug ein ebensolches im Knopfloch. So wie im vergangenen Jahre, als es nach Lillesö ging, strahlte Helfas Gesicht nicht, obschon sie zum erstenmal zu den Erwachsenen zählte und obschon **der** an ihrer Seite ging, den ihr junges Herz für das Ideal eines ritterlichen Mannes hielt, den sie noch viel lieber hatte als „Mab“, und dem ihr guter Vater — das war ihrem klugen Kopf längst kein Geheimnis mehr — sie gern zur Frau geben wollte.

Wie ungerecht und lächerlich war es aber von Richard, ihr wegen Ernst Vorwürfe zu machen! Bloß weil sie zur Erkenntnis gekommen war, der deutsche Vetter habe auch seine guten Seiten, und weil sie gesagt hatte, ihre anfängliche schroffe Ablehnung sei nicht gerecht gewesen, es mache ihr Kummer, daß Richard den Vater noch immer mehr gegen den armen Jungen einnähme. Sie hatte sich in der offenen Fehde, die so ungemütlich zwischen den Vettern ausgebrochen war, ja gar nicht einmal auf Ernsts Seite gestellt wie ihre Mutter, sondern nur zu erklären versucht. Das allein aber war Richard schon zu viel gewesen. Und was er ihr nun zumutete!

Sie hob ihren Kopf und sah Hotrup fest an. „**Das** kann ich dir nicht versprechen, Richard!“

„Du brauchst ihn ja nicht direkt abzulehnen; irgend ein Vorwand genügt, um einen Tanz zu versagen und das Verlangen nach einem zweiten zu verleiden.“

„Auch der Vorwand wäre ungezogen genug. Er ist doch einmal unser Verwandter und Gast; wenn ich ihn vor aller Welt blamiere, stelle ich mir selbst ein schlechtes Zeugnis aus; und dann, wie gesagt — ich will es auch nicht!“

Hotrup befand sich ohnehin in schlechter Stimmung, da er noch keinen festen Bescheid vom Onkel hatte erlangen können. Seine Züge verfinsterten sich immer mehr. Die Kleine wurde plötzlich unbotmäßig, und alles wegen dieses verdammten Deutschen!

„Gut, wenn du nicht willst, was ich wünsche, dann will ich auch nicht, was du wünschst!“

„Ich will alles, was du willst, wenn es gerecht und edel ist!“

„Dummes Zeug!“

In Helfas Augen traten die Thränen. „Richard — bitte — sei doch nicht so!“

Er antwortete ihr nicht mehr und sprang ins Boot, ohne ihr die Hand zu reichen.

Dann kamen die anderen heran. Der Kommodore hatte die kleine Scene gar nicht bemerkt, wohl aber Frau Skau; auch Ernst war Hotrups Unhöflichkeit aufgefallen.

Der alte Herr ergriff die Steuerpinne und holte die Schot des schlagenden Großsegels durch.

„So, Richard, setz ab und behalte das Vorgeschirr etwas im Auge,“ bat er.

„Schön, Onkel!“

Hotrup blieb demonstrativ vorn; Helfa hatte sich neben dem Vater ganz zurückgesetzt, während Ernst in Lee bei der Tante Platz nahm. Sie verstand ihn ganz gut, wenn er langsam sprach; er hatte es gelernt, aus einigen schnell erworbenen Vokabeln und ihren Gesten gewandt zu erraten, was sie meinte.

„Ich bin leider ein sehr verzogenes Kind gewesen und kränklich dazu,“ sagte sie, „darunter haben meine deutschen Studien gelitten. Ich habe aber diesen Fehler bei meiner Tochter gut zu machen gesucht.“

„Ich wundere mich nur, daß hier überhaupt so viel Deutsch verstanden wird, Tante. Ob ich in eurer Lillesöer Gesellschaft aber nicht hier und da auf Antipathien stoßen werde?“

„Du wirst finden, daß die Leute alle liebenswürdig gegen dich sein werden, auch wenn sie wissen, daß du deutscher Offizier bist.“

„Ich glaube es wohl; bis jetzt sind meine allgemeinen Eindrücke hier die allerbesten gewesen. Ohne Phrase, Tante, Dänemark ist mir riesig sympathisch!“

Frau Skau lächelte. „Und ich bin überzeugt, je öfter du wiederkommst, desto mehr wirst du es lieben lernen.“

Ach, wie gern er wiederkam! Gerade das aber hatte herzlich wenig Wahrscheinlichkeit für sich; immerhin berührte es ihn sehr freundlich, daß die Tante einen solchen Fall für möglich hielt und ihn sogar zu wünschen schien.

Verstohlen lugte er zu Helfa hinüber. Sie schien ihm noch nie so ernst ausgesehen zu haben wie heute. Gelegentlich wechselte sie ein fachmännisches Wort über Kurs und Segelstellung mit dem Vater, oder folgte willig der Anweisung der Mutter, sich nicht am Tauwerk zu beschmutzen und das zarte Kleid vor hereinspritzendem Seewasser zu behüten. Hotrup that so, als ob er vorn allerlei zu schaffen fände, und der Kommodore freute sich über die vermeintliche Zurückhaltung Hotrups gegen das Mädchen, das sich heute entscheiden sollte, ob es ihm freiwillig angehören wolle oder nicht.

So waren sie aus dem Sund ein ganzes Stück in die offene See hinausgesegelt; jetzt liefen sie über den anderen Bug mit raumen Schoten wieder dem Lande zu, wo in einer Bucht unterhalb einer Windmühle ein Kirchturm und Dächer noch undeutlich aus Baumwipfeln hervorragten: Lillesö.

Allmählich gewannen die Häuser schärfere Umrisse; aus der Schalluke des Turmes hing eine Fahne — nach dem Volkswitz „die Hose des Bürgermeisters“; Blechmusik und Drehorgelklänge schwollen stärker an. Nach einer halben Stunde lief das Boot längsseits des Landungssteges, wo eine ganze Reihe anderer Fahrzeuge, deren Insassen bereits in den Ort gegangen waren, mit festgemachten Segeln schaukelten.

Auf der Brücke stand eine bunte Gesellschaft junger Leute: Damen in duftigen Sommerkleidern, Herren mit weißen Mützen, einzelne auch in Uniform. Ein allgemeines Tücher- und Mützenschwenken, ein „Guten Tag!“ „Endlich da!“ „Willkommen!“ und „Hallo!“ gab es hin und her, dann ein Händeschütteln, Händeküssen und sonstiges Küssen bei den Damen. Ernst kam gleich mit ins Vordertreffen, da seine Tante sich seinen Arm hatte geben lassen und ihn vorstellte, wo es nur immer ging. Helfa war von einigen hüpfenden, quirligen Freundinnen mit Lachen und Zärtlichkeiten überschüttet worden, während andere junge Schönen sich viel interessierter und lebhafter mit ihrer männlichen Begleitung unterhielten als bisher, dabei aber durch ihre Blicke verrieten, daß die Pfeile des Liebreizes nach unten in das Boot versandt wurden, wo Hotrup dem Onkel half, die Segel zu beschlagen. Hotrup zeigte sich nach der ersten Höflichkeitsbezeigung nicht sehr geneigt, aufzublicken. Die Arbeit nahm ihn ungeheuer in Anspruch, was den alten Herrn wiederum außerordentlich erfreute. Wer aber genau beobachtet hätte, dem wären zeitweilige scheue Seitenblicke, die Hotrup schnell und unwillkürlich nach einer bestimmten Stelle der Brücke hinaufschickte, nicht entgangen. An dieser Stelle stand in hellgrüner Robe eine junge Dame von hoher Figur, mit vollen Formen und einem ausgesprochenen Madonnengesicht. Der Ausdruck ihrer Augen schien die verkörperte Güte und Unschuld zu sein; nur zuckte eine leise Unruhe darin hin und her. Sie wandten sich in entgegengesetzter Richtung,

als Hotrup aus dem Boot sprang, während das holde Lächeln, das den Mund umspielte, gar nicht aus den reizenden Winkelchen heraus wollte, was unbedingt auf eine sehr energische Muskelwirkung deutete.

„He, Hotrup, hierher! Was ist das für eine Sache! Ihre Freunde aus Kopenhagen warten schon mit Schmerzen!" rief ein älterer neben ihr stehender Herr von unverkennbarem Landedelmanntypus mit Stentorstimme.

„Ich komme schon, ich fliege!" rief der Begehrte, sich umwendend, während es eine Sekunde bitterböse in seinen Augen aufblitzte; dann schritt er, vor freudiger Verbindlichkeit leuchtend, mit ausgestreckten Händen der Gruppe Menschen entgegen, zu der die grüne Dame und der Anrufer gehörten.

„Ah, Baronesse, welche Überraschung! So bald schon sehen wir uns wieder, und hier im entlegensten Winkel? Wer hätte das gedacht! Aber reizend, reizend!"

Sanft klang es zurück: „Mein Erstaunen ist nicht minder groß, Herr Hotrup! Ihr letzter ... Wir wähnten Sie bereits auf der Rückreise nach Athen. Es ist wirklich zu nett, daß die Einladung meiner Freunde Rosenörn mir noch einmal das Vergnügen verschafft, Sie auf dänischem Boden zu begrüßen."

„Zu nett, zu nett, in der That, verehrte Baronesse! Auch mir kam dieser kleine Abstecher ganz unerwartet; ich erkläre es Ihnen nachher." Affektiert schlug er die langen Hände zusammen.

Auch die anderen Kopenhagener umringten Hotrup mit Ausdrücken des Erstaunens und herzlicher Freude, die bei den jüngeren Herren allerdings etwas konventionell klangen.

Herr von Rosenörn schlug ihm vertraulich auf die Schulter. „Ja, ja, was man auf dem Markt von Lillesö für Überraschungen erlebt! Nun müssen Sie Ihren Urlaubsrest zwischen Gammelgaard und Schloß Rosenörn teilen!" Und vermeintlich flüsternd fügte er hinzu: „Alter Glückspilz Sie! Selbst wenn Sie durchgehen, kommt Fortuna Ihnen nach!"

In nicht zu unterdrückender Reflexbewegung zog der Beneidete etwas heftig die Schulter unter der derben Hand weg.

„Halt, halt, Sie dürfen nicht gleich wieder fort, junger Herr! Skaus müssen es schon erlauben, daß Sie heute bei unserer Partie bleiben."

„Später, Herr von Rosenörn! Ich stehe dann ganz zu Ihrer Verfügung, Baronesse Kongenstorf! Zunächst muß ich leider — meine Verwandten —"

„Haben selbstverständlich **jetzt** den Vorzug," klang die sanfte Stimme.

„Nein, nein, das haben sie gerade nicht, und wenn Sie erlauben —"

„Ah, Sie wollen doch das Opfer bringen? Das geht nicht! Vielleicht stellen Sie mich zunächst einmal Skaus vor. Ich habe schon so viel von ihnen gehört; ehrlich gestanden, ich brenne auf die Bekanntschaft, namentlich Ihrer Cousine — ich sehe sie dort — welch entzückendes Mädchen! Und schon in langen Kleidern! Ich dachte .. Aber kommen Sie!"

Baronesse Kongenstorf stolperte anscheinend über eine der auf der Brücke gelegten Schmalspurschienen. „Ah, diese häßliche, unebene Brücke! Darf ich vielleicht um Ihren Arm bitten, Herr Hotrup?"

„Mit größtem Vergnügen!" beeilte sich der junge Kavalier zu erwidern. Seine Miene ließ freilich eher das Gegenteil voraussetzen.

So schritten sie auf die von ihren Freunden umringten Skaus zu.

„Treuloser!" flüsterte die Baronesse.

„Still! Hättest du nicht warten können? Glaube an mich!" murmelte Hotrup durch die Zähne.

Mit weit geöffneten Augen, einen Zug von nicht zu unterdrückender Angst im Gesicht, starrte Helfa dem stattlich daherschreitenden Paare entgegen. Einen geradezu komischen Anblick gewährte der ehrliche alte Kommodore. Sein großer Kopf neigte sich vornüber; das Monocle war derartig in die Hautfalten eingezwängt, als ob der Alte sich bemühe, mit äußerster Anstrengung sich als den „verfluchten Kerl" aufzuspielen, während seine Seele an nichts weniger dachte als an diese Absicht. Nur Frau Skau behielt ihre freundliche Gelassenheit bei.

Ernst umfaßte dies alles mit **einem** Blick; er hatte das Arm-in-Armlegen sogleich beobachtet, aber — wie anscheinend auch alle

übrigen — nur einen harmlosen Akt üblicher Galanterie darin gesehen; erst das jäh veränderte Antlitz Helsas hatte ihn die schlimme Bedeutung instinktiv fühlen lassen.

Ein lebhaftes Mitleid mit Helsa drängte das Gefühl der Empörung zurück.

Hotrup hatte seine Unbefangenheit leidlich wiedererlangt, ein Schein, der stark genug war, das brave Gesicht des Kommodore wieder etwas zu glätten.

„Liebe Tante, lieber Onkel — darf ich euch mit einer der intimsten jungen Freundinnen Mamas bekannt machen? Baronesse Thyra Kongenstorf — Frau Skau — Kommodore Skau — und hier meine kleine Cousine Helsa Skau —“

Frau Skau wandte den Kopf nach rückwärts.

„Ah, Pardon! Herr Leutnant Malte aus Deutschland,“ ergänzte Hotrup nachlässig.

„Sehr erfreut, Baronesse,“ nahm Frau Skau das Wort, „Ihr Name ist uns natürlich bekannt genug; es ist mir doppelt interessant zu hören, daß Sie zu unseren Verwandten in so intimen Beziehungen stehen.“

„O bitte, Frau Skau, es beschämt mich beinahe, daß Sie es nicht wußten; ich vermutete das Gegenteil, und das gab mir gerade Mut, als Herr Hotrup soeben darauf bestand, mich ohne Verzug Ihnen zuzuführen,“ sagte die Baronesse mit der holden Befangenheit einer von allem Welttreiben noch unberührten Mädchenblüte.

Hotrup zwirbelte mit der freien Linken nervös an den schwarzen Härchen über seinen breit sichtbaren, glänzenden Zähnen. Die Baronesse hatte wie verloren in Holdseligkeit ihre aristokratischen Finger über seinen Arm gefaltet und schien sich schämig an ihn anzulehnen; dann richtete sie ihren madonnenhaften Augenaufschlag von Frau Skau auf den Kommodore, dem dadurch erst bewußt wurde, daß er einige passende Worte sagen müßte.

„Da soll doch meinem Neveu ein Kreuzdonnerwetter in die Takelage fahren, Baronesse, daß er uns nichts von der Bekanntschaft mit Ihnen erzählt hat!“

„Aber Onkel —!“

„Ne, ne, hast du etwa? Kongenstorf! Wie viele Kongenstorfs haben wir in der Flotte gehabt! Kerle, wie sie bei euch heutzutage gar nicht mehr vorkommen! So was vergißt man nicht, mein Junge! Na, Baronesse, Sie müssen ihn schon entschuldigen. Nirgend vergißt man die übrige Welt leichter als in Gammelgaard, und dann ... Wo ist Helsa? Tritt doch nicht so zurück, Mädel! Heute gehörst du schon mit dazu, voll und ganz!“

Allein Helsa stand da wie damals am Quai bei Ernsts Ankunft, die Füßchen gekreuzt, die Hände zwar nicht in den Taschen eines Jacketts, aber ebenso gleichgültig auf einen Sonnenschirm gestützt, und rührte sich nicht. Der da wollte sie nicht zeigen, was in ihrer Seele vorging. Es war ihr „egal“, ob alle rings herum sie für einen ungezogenen Backfisch halten würden.

„Helsa!“ Das kam ganz gelassen, aber ungewöhnlich bestimmt über Frau Skaus Lippen und wirkte wie ein Zauber; wie in der Regel eine Mahnung von einer Autorität wirkt, die fast niemals eingreift, dann aber meist das Gewicht der Situation auf ihrer Seite hat.

Helsa trat einen Schritt näher und verneigte sich vor der um mehrere Jahre älteren und aus sehr vornehmer Familie stammenden Baronesse. Sanft herablassend streckte diese die Hand aus. „Speciell von Ihnen habe ich so viel Liebes gehört, Fräulein Skau; ich hoffe, wir werden sehr gute Freundinnen werden! Herr Hotrup, Sie machen doch jetzt Ihre grausame Vergeßlichkeit ein wenig gut, indem Sie Fräulein Helsa nachträglich auch von mir allerlei Nettes berichten! Nicht wahr, das wollen und können Sie doch, Sie Böser?“ Ehe Hotrup noch eine Phrase stammeln konnte, löste sie ihren Arm unbefangen aus dem seinen und fuhr fort: „Und nun will ich Sie nicht länger von Ihrer Pflicht abhalten. Also auf Wiedersehen später auf dem Markt oder beim Tanz!“

„Gewiß, Baronesse, wenn ich zum Tanze —“

„Aber natürlich! Und den zweiten, nicht wahr? Der erste gehört selbstverständlich Ihrem kleinen Bäschen.“

„Wenn Sie gestatten, wir hatten freilich bereits —“

Die Baronesse hörte ihn nicht bis zu Ende an, wechselte noch einige Höflichkeiten mit den Skaus, wobei sie fast allein das Wort

führte, und schritt dann mit unnachahmlicher Vereinigung von Stolz und jungfräulicher Bescheidenheit in ihrer Haltung wieder ihrer am Brückenende angelangten Gesellschaft nach. Langsam folgten die Skaus nebst ihren näheren Freunden. Hotrup und Helsa gingen schweigend nebeneinander. Ernst folgte mit einigen Freundinnen Helsas, denen er augenscheinlich ganz interessant war, ebenso wie er offenbar der sanften Baronesse nicht sonderlich imponiert hatte. Er war einfach Luft für sie gewesen. Das focht ihn aber herzlich wenig an. Seine Gedanken beschäftigten sich in ganz bestimmter Richtung. — —

„Petersens Strandkrug", das Wirtshaus der Honoratioren, lag jenseit des von Strandkies umschlossenen Grasplatzes, auf dem die Nationalflagge vom Mast wehte, und gegenüber der Brücke. Es war ein langes einstöckiges Haus mit dunkelrot gemalten Ziegeln, deren Fugen sauber weiß nachgestrichen waren, mit funkelnden kleinen Scheiben, blendenden Gardinen und Blumentöpfen, das bemooste Strohdach überschattet von dichtverwachsenen, viereckig beschnittenen Linden. Die Lindenstämme vor dem Hause waren durch Eisenstangen verbunden; hinter diesen standen weißgestrichene Bänke, auf denen Damen der Gesellschaft saßen, während einige junge Herren auf den kantigen Eisenstangen die Balance zu halten suchten. Durch die Hausthür und über den geräumigen Ziegelsteinflur bewegten sich fortwährend bunte Gruppen; andere sah man links durch das weiße Staket aus- und eingehen, wo Syringen, Goldrebe und Jasmin und darüber hohe grüne Wipfel den Garten verrieten, oder rechts durch das hohe offene Hofthor. Hier auf dem weitgedehnten, grausig gepflasterten Hof reihte sich Equipage an Equipage. Dazwischen wimmelte es von Kutschern und Dienern mit roten oder gestreiften Westen und gelben Stiefelstulpen, von Stallknechten, Federvieh und Bauernkindern. In dem Pferdestall und der einen eigens ausgeräumten Scheune sah man die schweifschlagenden Pferde, fast ausnahmslos wahre Prachtexemplare, in langer Reihe stehen. Das Schwatzen, Lachen, Pfeifen, Befehlen der Männer, das Gackern, Schnattern der Hühner, Enten und Gänse auf dem Düngerhaufen, das Stampfen und Wiehern der Pferde, das Klirren der Eimer und das Probeknallen der frisch vom Markte bezogenen Bastschnüre der Peitschen — das gab zusammen einen gehörigen Lärm, in den die fernen Marktklänge, in der Hauptsache eine ununterbrochene Grundmelodie der Drehorgeln, sich stimmungsvoll mischten. Dazu kam noch das Getöse und Klappern, das aus den offenen Küchenfenstern herausdrang, hinter denen eine kleine Armee weiblicher Wesen um einen gewaltigen Ziegelsteinherd mit allerlei Kupfergefäßen und flammenumloderten eisernen „Grapen" sich tummelte. Das erste Ergebnis dieser Kocherei schien sich in zahllose weiße Kaffeekannen zu ergießen, welche von anderen weiblichen Wesen, die sich durch originelle Häubchen und blütenweiße Schürzchen über den bunten Wollröcken auszeichneten, in den Garten getragen wurden. Hier standen unter frei in die Breite gewachsenen, von Bienen umsurrten Lindenästen lange, blitzblank gedeckte Tafeln, auf denen achtungswerte Reihen von Tassen, Zuckerschalen, Rahmtöpfchen, Butterbrot- und Kuchentellern aufmarschiert waren. Für die Herren fehlte das übliche Schnapstischchen nicht. Ähnlich, nur entsprechend einfacher und auf noch kräftigere Magenverhältnisse berechnet, war für die Dienerschaft in der Bleiche hinter der Scheune gedeckt.

Als die Skaus anlangten, ließen sich die Herrschaften bereits um die Tische nieder, und der „Kaffee", die lustige Ouverture zu den Lillesöer Marktfreuden, begann. An Skaus Tisch hatten ihre Nachbarn, Kapitän Lund und Herr von Holk nebst Frauen, Töchtern und Söhnen, sowie zwei Töchter des Etatsrats Nielsen aus Nyborg und ein Kopenhagener Student, Platz genommen.

Der Kommodore hatte seinen vollen Humor wiedererlangt. Die weiße Mütze mit dem geraden Schirm verwegen auf dem Hinterkopf, das Monocle eingeklemmt, die Daumen in den Westentaschen und über sein ganzes rotes Gesicht lachend, saß er breitspurig am Kopfende des Tisches da und wetteiferte mit dem durch drastische Trockenheit wirkenden alten Kameraden Lund im Erzählen seemännischer Schnurren. Frau Skau tauschte mit den älteren Damen ihre jüngsten häuslichen und wirtschaftlichen Erlebnisse aus, nicht ohne zeitweilig einen forschenden, schnel-

len Blick auf Helsa zu richten, die sich, ohne selbst viel zu reden, von ihrer Freundin Dagmar Nielsen vorplaudern ließ, während Hotrup, zwischen ihr und Thilda Lund sitzend, ein fast überlustiges Hin und Her von gewandter Saloncauserie führte. Auch Ernst hatte seinen Anschluß gefunden. Nellie, die ältere Nielsen, wohl ebenso alt wie er, gefiel ihm außerordentlich. Sie kannte und liebte Berlin, wußte in den Berliner Museen besser Bescheid als er, so daß er sich ein wenig schämte, obschon er dies bei seinen alle Zeit aufzehrenden Fachstudien kaum nötig gehabt hätte. Von seinem Platze aus vermochte er Helsa und in der Ferne in dem Ausschnitt eines Jasminstrauches, der ein Seitentischchen verbarg, das Profil der Baronesse Kongenstorf zu sehen. Ohne Zweifel war das Gesicht der Kongenstorf von weit regelmäßigerer Schönheit als das Helsas, ihr glatter Schliff stellte die natürliche, noch durch allerlei Herbheiten beeinträchtigte Anmut dieser weit in den Schatten. Ernst aber besaß trotz seiner Jugend einen scharfen, unbestechlichen Blick. Er dachte: Sie ist eine Katze. Sie hat offenbar Beziehungen zu Hotrup gehabt und will ihn nicht entschlüpfen lassen, während er die arme Helsa umgarnt hat. Und Helsa ist voll Angst vor ihrer Nebenbuhlerin. Wenn man ihr doch klar machen könnte, daß sie nur Angst vor einem Siege zu haben braucht!

„Kennen Sie die Baronesse Kongenstorf?" wandte er sich bei passender Gelegenheit an seine Nachbarin.

„Nicht persönlich, nur vom Hörensagen. Die Familie ist aber eine der allervornehmsten im Lande. Sie ist entzückend, nicht wahr?"

„Hm — ja—a."

„Sie scheinen es doch nicht so ganz zu finden."

„Seien Sie ehrlich, gnädiges Fräulein — Sie auch nicht!"

„Doch! Nur dem Madonnenhaften traue ich nicht ganz."

„Also!"

„Aber äußerlich ist sie doch reizend! Ich entsinne mich nicht, je ein schöneres Paar gesehen zu haben als vorhin sie und Herrn Hotrup."

„Ja, die beiden passen brillant zueinander."

„Man hat das schon in Kopenhagen gesagt, nur —"

„Was?"

Fräulein Nielsen lächelte. „Nun, die Herren der Schöpfung sind heutzutage ein wenig anspruchsvoll."

„Meinen Sie, was den Geldbeutel der Herren Schwiegereltern betrifft?"

„Ja."

„Also, sie hat nichts?"

„Nein, wenigstens vorläufig gar nichts; und da sie doch schon in meinem Alter steht —" Die junge Dame zuckte humoristisch mit den Achseln.

Ernst rührte die Vorurteilslosigkeit gegen sich selbst in den Worten des jungen Mädchens, die mit Laune auf ihr eigenes Schicksal anspielte. „Nun, nun, da ist sie doch immerhin —" Er stockte, weil er keine Phrasen ins Gesicht zu sagen liebte und in seiner Gutmütigkeit doch nach einem freundlichen Worte tastete.

„Nein, nein," fiel Fräulein Nielsen ein, „unsere jungen Herren interessieren sich nur für die Jüngsten, und wenn diese nicht albern und geistig unreif sind, finde ich das auch ganz natürlich. Die Baronesse hat aber den Vorzug, auf gute alte Tage hoffen zu dürfen. Ihre Tante, die Gräfin Norderström, ist Hofdame der Königin und von größtem persönlichem Einfluß bei unseren allerhöchsten Herrschaften."

Aha, da haben wir Hotrups Köder; und jetzt ist ihm der Geldpunkt doch dringlicher geworden! kombinierte Ernst und suchte noch weiteres zu erfahren. Fräulein Nielsen wußte indessen nichts mehr von Belang, und so wandte sich ihr Gespräch wieder anderen Dingen zu.

„Hohoho!" dröhnte dazwischen das Lachen des Kommodores.

„Kapitänleutnant Hammer — ich erinnere, ich erinnere mich! Als er einmal ein kleines Diner auf seiner Brigg gegeben hatte und die geladenen Herrschaften — Prinz Georg und Gemahlin waren mit dabei — schon wieder im Boote saßen, aber noch längsseit waren, hörten sie, wie Hammer dem Steward in der Pantry zubrüllte: ‚Skram, zählen Sie gleich das Silbergeschirr mal nach!' Hohoho!" — —

Die jungen Leute brachen in Gruppen

auf, um die Marktfreuden zu genießen; die Alten blieben meist noch sitzen.

Frau Skau promenierte ein wenig mit ihrem Gatten; allmählich zog sie ihn in den hinteren Teil des Gartens, wo Erbsen, große Bohnen, Sellerie und allerlei Gemüse kräftig wuchsen. Die Wegkanten waren mit niedrigem Buchsbaum gesäumt, hinter dem in steifem bäuerischem Geschmack Stockrosen und Feuerlilien prangten.

„Siehst du, Skau, dein scharfer Blick hat dich nicht betrogen. Er hat ein schlechtes Gewissen, da er sich gegen die Baronesse nicht besser wehrt.“

„Um so mehr müssen wir ihm beistehen! Die Verlobung soll unbedingt noch heute proklamiert werden!“

„Wenn er es ehrlich meinte, hättest du vollkommen recht, Harald; aber zunächst müssen wir wissen, ob nicht Dinge vorgegangen sind, die eine Verlobung mit Helsa unmöglich machen.“

„Schnickschnack! Man weiß ja, wie das geht! Unsereins läßt sich durch eure Koketterie mal verleiten, ein bißchen den kleinen Finger zu geben, und schwupp behauptet ihr Teufel von Weibern gleich ein Anrecht auf die ganze Hand zu haben!“

„Ich wollte nur, daß der Teufel sie dieses Mal behielte,“ seufzte Frau Skau. „Versprich mir wenigstens eins, Harald: Thue nichts, ehe ich nicht noch einmal mit Helsa gesprochen habe!“

Der Kommodore klemmte das Monocle ein, steckte die Daumen durch die Ärmellöcher der weißen Weste und trommelte nachdenklich mit den Fingern auf seine hochgewölbte Brust. „Schön! Aber erstens muß es noch heute nachmittag geschehen, und zweitens darfst du sie nicht in deinem Sinne beeinflussen.“

„Ich werde mich bemühen, ganz objektiv zu sein; meine Ansicht über Hotrups Charakter, die sie ohnehin kennt, kann ich natürlich nicht verschweigen!“

„Hm! Nun, ich weiß, daß du immer loyal gehandelt hast, und — na, Helsa ist wie ihr Vater; sie hat ihren Standpunkt. Um dich zu beruhigen, will ich selbst aber noch einmal dem Richard das Besteck revidieren. Und dann Schluß! Ich bin's ihm schuldig und jetzt der Helsa auch!“ — —

Über den von einstöckigen Häusern umschlossenen Lillesöer Marktplatz, auf dessen Mitte das einer Scheune gleichende Rathaus und daneben das Spritzenhaus mit seinen Wasserzubern auf Schlittenkufen standen, zogen sich mehrfache Budenreihen hin. Ein wenig abseits lagen Erfrischungszelte, „Sehenswürdigkeiten“-Zelte, Schieß-, Würfelbuden u. s. w. Dazwischen zeigten sich einige Karussells und die grün und gelb angestrichenen Wohnungswagen des fahrenden Volkes. Alle möglichen Dissonanzen, von Menschen und Tieren, von Drehorgel, Ziehharmonika, Trommeln oder Becken hervorgebracht, schlugen hier schreckhaft nahe an die Ohren der sich in dichten Reihen aus den Buden auf den Platz und vom Platz zwischen die Buden schiebenden Leute. Die Kinder stellten natürlich ein erkleckliches Kontingent; sonst waren es überwiegend Bauern und Bauerngesinde aus der Umgebung. Wenn auch Lachen und Schreien genug ertönte und hier und da einige schwankende Gestalten sich geräuschvoll gebärdeten, so lag doch meist eine gewisse Feierlichkeit auf den Mienen dieser rotwangigen, derben, blonden Nordländer. Die Einkäufe von bunten Tüchern, Stiefeln, Kuchen, Küchengeschirr u. s. w. wurden ratschlagend, zögernd, feilschend, mit ernster Gründlichkeit betrieben. Unermüdlich zogen die Landmädchen unbedeckten Hauptes, Arm in Arm, bewundernd und sich bewundern lassend, durch die Budengassen, während die Lillesöer Bürger-Schönen durch paarweise Ordnung, Blumenhüte und unheimliche Nachahmungen von veralteten Kopenhagener Kleiderschnitten sich auszeichneten.

Weniger bewundernd, desto mehr bewundert, wohl auch neidisch bekrittelt, aber demütig als Wesen aus einer höheren Welt angestarrt und überall höflich behandelt, wand sich die übermütig lustige Gesellschaft der jungen Aristokraten durch dies Volkstreiben. Die Buden mit Sehenswürdigkeiten, die Kraftmesser, Glücks- und Schießbuden, namentlich aber ein durch silberbestickte Sammetdekoration sich als etwas besonders Vornehmes gebendes Zweietagen-Karussell machten brillante Geschäfte. Die jungen Kavaliere und gnädigen Fräuleins tollten wie die Kinder; der dienernde Ka-

russellbesitzer und seine dicke Gattin schwitzten und strahlten dabei vor Glück, wozu sie auch entschieden mehr Ursache hatten als ihr armer Gaul, dem die mageren Flanken unter der Flitterdecke flogen.

Hotrup hatte mit der Baronesse nur eine Runde in einem Wagen des oberen Karussell-Stockwerkes gemacht und war dann wieder zu Helfa zurückgekehrt. Ernst bemerkte deutlich, daß der spöttische Ausdruck, mit dem die Baronesse Hotrup auf dem Markte wieder begrüßt hatte, gewichen war, und daß der Vetter Helfa gegenüber wieder die überlegene Sicherheit zeigte, statt der nervösen Liebenswürdigkeit am Kaffeetische.

Alles an das Marktgewühl gefesselt wähnend, verlor Hotrup sich unbemerkt mit Helfa aus dem Gedränge. Durch enge, holperige Gäßchen schritten beide einer jetzt vereinsamten, sogenannten Promenade zu, wo eine Bank stand, welche Aussicht auf den blendenden Meeresspiegel bot. Ein Gebüsch gewährte Rückendeckung und erlaubte gleichzeitig ein Überschauen des einzigen Weges.

Hotrup führte Helfa zu der Bank, und sich zu ihr setzend, ergriff er ihre Hand. Er war wieder ganz Zärtlichkeit. Helfa kämpfte mit ihren Thränen; sie schien noch immer nicht ganz beruhigt zu sein.

„Der Schein trügt; trau ihm nicht, trau meinen Worten, Helfa!“

„Ach, ich möchte ja so gern; aber sie hat mich beleidigt; sie hat mich ganz als Kind behandelt; sie hat mich in deinen Augen lächerlich gemacht!“

Seine Stimme nahm einen tiefen Klang an.

„Helfa, und wenn sie es versucht hätte, du mußt doch sehen, daß es dir nicht geschadet hat! Meine liebe, liebe, süße Helfa, sag mir doch endlich einmal mit Worten, daß du mich lieb hast, und daß du meine kleine gute Frau werden willst!“

Sie hob ihre nassen Wimpern und sah ihn halb glücklich, halb zweifelnd an; darauf sagte sie naiv: „Also dann willst du mit der abscheulichen Baronesse nie wieder was zu thun haben?“

„Nie! Das heißt, heute muß ich noch mit ihr tanzen und nett gegen sie sein! Weißt du, das erfordert einfach die menschliche Klugheit; sie kann sonst durch ihre Tante meiner Carriere mächtig schaden und dadurch unsere Hochzeit verzögern, und Gott weiß was noch anrichten.“

„Hm, das hätte ich nicht gedacht; aber, wenn du's sagst.“

„Ja, ja, mein Kind, du kennst die Welt noch nicht! Jetzt aber sag mal: Lieber, lieber Richard, ich habe dich so lieb wie keinen anderen Menschen auf der Welt! — Nun?“

„Ja — ich glaube, ich habe dich so lieb — aber — weißt du, ich muß dir erst etwas beichten, weil man erst ein ganz reines Gewissen haben muß, ehe man sich verlobt. Du darfst mir aber nicht böse sein!“

„Ach, wo!“

„Sieh mal, ich hab mir immer gedacht, ich würde nur mein Ideal heiraten oder alte Jungfer werden. Nun, wie du kamst, warst du gleich mein Ideal, und das ist auch so geblieben, obschon Mama dich nicht für ein Ideal hielt; aber nur weil sie, wie Papa sagt, trotz ihrer Güte alte Vorurteile hat, ich kann das ja ruhig aussprechen, da du es ohnehin weißt. Ja, das blieb so, bis — Ernst kam. Insofern hast du recht gehabt. Doch deine Eifersucht war Unsinn! Es war bei Gott nur Gerechtigkeitsgefühl, daß ich freundlicher gegen ihn wurde! Das fing damals nach dem Heu an, weißt du. Da hattest du eigentlich schuld; während ich wider besseres Wissen Ernst an eurem gefährlichen Kampf schuld gab. Und da mußte ich zum erstenmal denken, daß mein Ideal einen Flecken hätte, und ich dazu, und daß Ernst eigentlich besser wäre als wir beide. Und —“

„Und, und —?“ Hotrup zupfte heftig an seinem Schnurrbärtchen.

„Ja, und dann ging es weiter. Du wolltest mich hindern, meinen Flecken zu tilgen, und dabei wurde deiner immer größer. Du hattest mich manchmal schroff behandelt; aber gerade das hatte mir an dir gefallen. Mama ist ganz selten einmal strenge gegen mich gewesen, sonst niemand; Papa mochte es auch bei Mama nicht leiden. Ich habe aber Strenge nötig, weil ich ein verwöhntes, einziges, reiches Kind bin. Du hattest mich nun lieb und machtest mich doch manchmal klein. Und da sagte ich mir, daß es doch schön wäre, wenn ein Mann einen lieb hätte, der, wie du, nicht auf Geld zu sehen braucht,

und daß ich deshalb doppelt gerecht gegen Ernst sein müßte, der es braucht und auch nicht schmeichelt, wie wir es doch bestimmt erwarten mußten."

„Der schlaue Bursche!" Hotrup lachte verletzend spöttisch auf.

„Nein, nein, Richard, da bist du schon wieder ungerecht! Klug ist er sicherlich, aber nicht hinterhaltig. Siehst du, nun wurdest du aber statt strenge allmählich oft ganz häßlich gegen mich, bis du sogar verlangtest, ich solle mich verpflichten, nicht mit ihm zu tanzen. Und da — du, ich glaube, daß die Baronesse ganz zur rechten Zeit gekommen ist, denn eigentlich war ich im Boote vorhin bitterböse auf dich; dann hab ich aber einen riesigen Schreck gekriegt, weil sie viel netter gegen dich war als ich, und weil sie so hübsch und viel älter ist, und weil ihr euch schon so gut von früher gekannt habt."

Hotrup fuhr mit der Hand übers Gesicht, um nicht zu zeigen, wie seine weißen Zähne sich in die verräterisch zuckende Unterlippe gruben.

„Jetzt aber," schloß Helfa, „bin ich darüber, Gott sei Dank, ziemlich ruhig, und wenn du mir nun noch versprichst, nie mehr häßlich zu mir werden und Ernst nicht mehr mit deinem Haß verfolgen zu wollen, so will ich wirklich deine Frau werden."

Bei der Bedingung wegen Ernst setzte sich Hotrup, der schon sein liebevollstes Gesicht gemacht hatte, unwillkürlich etwas zurück.

„Alles sei zugestanden, nur laß mir deinen Herrn Vetter aus dem Spiel!"

Aber Helfa blieb fest. „Nein, das kann ich nicht!"

Es ward Hotrup ersichtlich sauer, seinen Ärger niederzukämpfen. Es gelang ihm indessen, da ihm schlechterdings nichts anderes übrigblieb, denn mit Drohungen durfte er jetzt nicht mehr kommen, und in einigen Tagen war jener Mensch über alle Berge.

„Nun meinetwegen, meine kleine Gerechtigkeitsfanatikerin; ich werde mir Mühe geben, christlich gegen ihn zu handeln."

„O, das ist schön, Richard! Siehst du, nun bist du wieder ganz mein —" Sie hielt inne, denn es kam ihr vor, als ob sie nicht ganz bei der Wahrheit bliebe. Dann aber setzte sie stockend doch hinzu: „mein Ideal."

„Und du brauchst keine alte Jungfer zu werden, was?"

„Gott sei Dank, nein!"

„Dafür sei auch gut, mein Herzchen, und sag mir's nun endlich, daß du mich sehr lieb hast!"

„Ich glaube, sehr lieb, Richard!"

„Nun — und der Brautkuß? Ohne Kuß gilt die Verlobung nicht."

Von Purpur übergossen neigte Helfa sich ihm langsam zu. Aber noch einmal beugte sie sich dann rückwärts. „Hör du, du hast doch die Baronesse niemals geküßt?"

„Nein," erklärte Hotrup, ohne mit der Wimper zu zucken.

„Kannst du mir die rechte Hand darauf geben und ‚bei Gott' sagen?"

„Bei Gott!"

Er zog das holde Mädchen an seine Brust; allein noch hatten ihre Lippen sich nicht berührt, als Helfa abermals zurückfuhr.

„Himmel, Papa!"

„Schadet nichts!"

„Und Mama!"

„Wo?" — Hotrup wandte sich um. Mit dem Brautkuß war es einstweilen nichts.

Der Kommodore und seine Frau kamen langsam den Weg herauf.

„He, Kinder, wo steckt ihr denn?" schrie er schon von weitem.

Hotrup ballte die Hand in der Tasche; Helfa trat den Eltern verwirrt einige Schritte entgegen.

„Nennt man das Lillesöer Marktfreuden genießen? Habt ihr in Gammelgaard nicht Bänke genug, wo ihr euch eure Geheimnisse erzählen könnt?" polterte der alte Herr, während ihm die Befriedigung aus den Augen leuchtete.

Entschlossen ergriff Hotrup Helfas herunterhängende Rechte: „Lieber Onkel, da wir nun doch einmal so schön bei einander stehen, so wollen Helfa und ich euch bitten, uns euren —"

„Stopp!" rief der Kommodore mit unverkennbar ernst gemeinter Energie. „Zunächst hat Mama mit Helfa einen kleinen Gang zu machen. Sieh mal, Kind, da ist ein wunderschöner Weg am Strande, die reine ‚Lange Linie' — was? Da lauf nur mit deiner Mutter mal entlang. Deine Mutter hat vom Markttrubel Kopfweh be-

kommen, und meine alten Seebeine sind weit genug bis hierher spaziert."

Helfa hatte ihre Verlegenheit leidlich überwunden; sie schien durchaus nicht geneigt zu dem unerbetenen Lustwandeln zu sein. Frau Skau redete ihr freundlich zu.

„Geh nur, mein Liebling!" mahnte der Kommodore, ihre weiche Backe streichelnd. „So 'ne kleine Kreuztour hat gar nichts zu sagen; heute kann doch noch viel Nettes passieren."

Helfa blickte forschend in seine Augen und erklärte: „Ich stehe zu deiner Verfügung, Mama." Nachdem sie mit Hotrup noch einen kurzen aber vielsagenden Blick ausgetauscht hatte, ließ sie sich willig von ihrer Mutter nach dem Strande führen.

„Ich denke, wir bummeln jetzt gemütlich nach dem Markt zurück, mein Junge," meinte der Kommodore.

Hotrup verbarg seine Verdrießlichkeit nicht. Langsam Folge leistend, bemerkte er: „Na, hör mal, Onkel, was soll nun das wieder! Ich denke, wir sind alle einig —"

„Nein, das sind wir nicht!" brüllte der Kommodore mit erkünstelter Heftigkeit.

„Gut, die Tante nicht ganz; die kann aber doch nichts machen, und wenn sie zwanzig geheime Unterredungen mit Helfa hätte."

„Die Tante — pah! Ich will's nicht!"

Hotrup blieb stehen, erstarrt darüber, was seinem Onkel urplötzlich in die Krone gefahren sein möchte. „Du—u?"

„Ja, ich!" rief der Kommodore, das ihm jetzt selbst Unbequeme seiner Mission hinter Poltern versteckend.

„Die ganze Geschichte hat mit einem Male ein anderes Gesicht bekommen! Denkst du, ich hätte es nicht gleich bemerkt, daß mit dir und der Baronesse Kongenstorf kein klarer Kurs ist! Was ist es mit euch gewesen; wie steht ihr jetzt? Das muß ich meines Kindes halber klipp und klar wissen, verstehst du; sonst sage ich, hol's der Teufel, nein!"

Hotrup war vor Zorn und von dem unerwarteten Schreck ganz blaß geworden.

„Ich weiß gar nicht, was du von mir willst, Onkel! Mit mir und der Kongenstorf kein klarer Kurs —? Ich glaube wahrhaftig, daß Tante dir diesen Floh ins Ohr gesetzt hat?"

Der Kommodore wurde wirklich etwas ärgerlich. „Schnickschnack! Zu Ansteuerungsmarken, die ich selbst ausmachen kann, brauche ich deine Tante nicht. Also heraus damit, wie steht's?"

Hotrup atmete tief auf. „Es steht gar nichts, Onkel. Wir haben uns in Kopenhagen, da sie oft zu uns kam, ziemlich viel gesehen, das ist alles."

„Hm — nicht auch so'n bißchen poussiert, was?"

Hotrups Gesicht wurde ruhiger und immer biederer.

„Na, Onkel, vielleicht, so ein bißchen. Du weißt ja, wie die Weiber sind, und unsereins — hübsch ist sie, das mußt du selbst sagen; außerdem kannte ich Helfa noch nicht, und schließlich, sie hat Einfluß, weißt du!"

Der Kommodore nickte: „Kann's mir schon denken," brummte er. „Aber ihr Einfluß scheint mir auch jetzt noch ein wenig weit zu gehen, und ich meine, wer die einzige Tochter von Kommodore Skau kriegt, hat es nicht nötig, sich vor Kongenstorfschen Einflüssen zu fürchten."

„Ganz meine Meinung, Onkel!" rief Hotrup hocherfreut.

„Dann zeig es auch!"

„Sobald du unsere Verlobung offiziell sanktionierst, kann ich anders auftreten."

„Gut! Sie soll heute noch im Freundeskreise proklamiert werden!"

„Hurra, Onkel! Wie soll ich dir danken?"

„Gar nicht! Du sollst mir nur noch dein Ehrenwort geben, daß zwischen dir und der Kongenstorf nichts vorgegangen ist, was ihr auf einen ehrlichen Kerl irgendwie ein moralisches Anrecht giebt!"

Hotrup zuckte zusammen. „Glaubst du mir nicht auch so, Onkel?" erwiderte er nach längerem Zögern in empfindlichem Ton.

„Ja, es ist nur, um deine Tante zu beruhigen. Du wirst es auch einsehen, daß sie bei Helfas Jugend ein Anrecht darauf hat, dieser noch einmal eine letzte Selbstprüfung nahe zu legen. Sie wird Helfa zweifellos fest finden und voller Erregung sein. Also auf Ehrenwort!"

„Auf — Ehrenwort!"

In aufrichtiger Wärme zog der alte Herr seinen jungen Schwiegersohn an die Brust. Dieser erwiderte die Liebkosung nur mecha-

nisch. Es lag ihm plötzlich wie Blei in den Gliedern.

„Verzeih, Onkel, das große Glück macht stumm.“

„Ist auch recht, daß es dich ernst macht, mein Junge. Die Ehe ist das verantwortlichste Kommando, das es in der Welt giebt. Und so'n schmuckes, junges, unerfahrenes, zartes Fahrzeug, das noch nie auf hoher See war! Es steuert aber gut, wenn der Kapitän danach ist. Führe es mit Liebe, mein Junge, behüte es vor allen Klippen, damit euch das Glück nie über Bord geht!“ Unter dem Monocle schimmerte es feucht. Der Kommodore ließ es fallen und wischte mit dem Handrücken übers Auge. „Einen verdammten Staub machen die da drüben auf dem Markt, es fliegt bis hierher.“

„Onkel, eine kleine Bitte hätte ich noch.“

„Und?“

„Ja, siehst du, mit der Proklamierung heute! Ich meine, so sehr ich sie ersehne, muß ich andererseits auch wohl Rücksicht nehmen, Onkel. Ich möchte nicht gern, daß sich ein Mißton in diesem freudigen Akte geltend machte. Mir scheint, wir sollten der Tante doch noch einen Tag oder so Zeit lassen, sich an den ihr nun einmal nicht lieben Gedanken zu gewöhnen.“

„Das ist zart von dir gedacht, Richard, allein ob heute oder morgen, macht das einen solchen Unterschied? Nein, mein Junge, das Opfer brauchst du nicht zu bringen!“

„Ich möchte es aber doch, Onkel! Es ist nicht nur wegen der Tante, auch Helgas wegen. Die jungen Mädchen sind manchmal empfindlich, wenn so etwas gleich an die große Glocke gehängt wird.“

„Dummes Zeug, dann soll sie nicht empfindlich sein! Wenn's einmal geschehen und die Verschämtheit vorüber ist, wird sie in Wonne zappeln, wie 'ne kleine Forelle im Bach. Und ich meine, einen famoseren Abschluß vom Lillesöer Markt können wir alle gar nicht wünschen. Du doch an der Spitze!“

Hotrup war mit seinem Witz zu Ende. So arglos das Gemüt des alten Herrn war — wenn es einmal argwöhnisch ward, so wurde es dies gleich gründlich.

„Gut denn, Onkel,“ pflichtete er bei, „ich füge mich ja nur zu gern deiner besseren Einsicht; nur nimm so viel Rücksicht, daß du uns es wenigstens überläßt, bei welcher Gelegenheit wir heute abend proklamiert werden.“

„Bei Tische doch natürlich!“

„Bei Tische — freilich. Aber siehst du, gerade das habe ich befürchtet. Da wird gleich angestoßen und getoastet, und ich muß danken und — und tischreden, das kann ich nun einmal nicht und habe keine Lust, mich gleich bei der ersten Gelegenheit vor meiner Braut zu blamieren.“

„Ho, ho, ho!“ Der Kommodore lachte unbändig. „Da liegt der Hase im Pfeffer!“

„Ja, Onkel, es sei ehrlich bekannt, da liegt er! Und nun thue mir bitte den Gefallen und warte bis nach dem Tanz. Dann halten wir ja doch noch mal Kaffeestündchen, ehe wir ins Boot gehen; dann ist die Sache auch nicht so schauerlich offiziell, und wenn ich so zwanglos beim Schlummerpunsch sitze, statt an der großen Tafel, finde ich schon eher ein paar passende Worte. Ich kenne mich, weißt du!“

„Na, wollen sehen, was sich thun läßt. Es hat mehr Seehelden gegeben, die lieber 'ne Pfeife auf einem Pulverfaß rauchten, als 'ne kleine Rede hielten; von dir Schwerenöter freilich, bei dem es manchmal von Worten plätschert, wie von Salzwasser beim Sonnabenddeckwaschen, würde ich das nicht gedacht haben!“

„Darüber haben sich schon Leute vor dir gewundert, Onkel. Aber nicht wahr, ich habe dein Versprechen!“

„Eigentlich ist es schade! Na, blamieren sollst du dich nicht! Wenn du genügend präpariert bist, gieb mir ein Zeichen; dann lassen wir die Bombe platzen.“

Zeit gewonnen, alles gewonnen! dachte Hotrup und fühlte sein schweres Herz etwas erleichtert.

(Schluß folgt.)



Lyrik und Deklamation.

Von
Richard Baerwald.

Keine Kunst ohne kunstverständiges Publikum! Die künstlerisch produktiven und receptiven Kräfte einer Nation stehen in einem festen Verhältnis; mehr als das, sie stehen in Wechselwirkung zueinander. Aus den ästhetischen Bedürfnissen der Menge wird eine Kunst geboren; erstarkend und sich vervollkommnend wirkt sie auf den Geschmack des Volkes zurück und sammelt durch die Auslese, welche sie durch ihre gesteigerten, an den Leser, Hörer oder Beschauer gestellten Ansprüche erzielt, ein engeres, gebildetes Publikum. So finden wir den Hergang bei jeder großen Kunstblüte, sei es nun die der griechischen Plastik, der italienischen und holländischen Renaissancemalerei oder der deutschen Musik.

Nur der neueren deutschen Litteratur scheint die seltsame Gabe verliehen zu sein, in Bezug auf Fernwirkung und äußeren Erfolg von der Luft zu leben und sich ohne Publikum zu behelfen. Schon die Dichter unserer klassischen Litteraturepoche schrieben vorwiegend für den engen Kreis derer, die Griechisch und Latein konnten. Mit den politischen Bewegungen im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts begann sich auch die Litteratur zu demokratisieren; die Dichtung der Freiheitskriege und des Jahres 1848, der erstehende moderne deutsche Roman wurzelte im Volke und sandte weithin seine belebenden Strahlen. Als unter Bismarckschem Regime die Vorwärtsbewegung der deutschen Demokratie zum Stillstand kam, kehrte alsbald auch die Litteratur zu ihrer alten Exklusivität zurück. Naturalismus und Symbolismus wurden vom Auslande importiert, ohne je ganz im deutschen Volke heimisch zu werden; Dichter und Leser stehen sich aufs neue als zwei getrennte, einander nur halb verstehende Heerlager gegenüber.

Vom deutschen Roman und Drama der Gegenwart gilt dieser Satz allerdings nur cum grano salis. Zumal das realistische Schauspiel verfügt über einen, wenn auch nicht allzu zahlreichen Kreis von Anhängern, welche sich nicht bloß durch die Überredungskünste der Kritik oder den Zwang der gesellschaftlichen Konvention zu ihm hinführen lassen.

Anders die moderne Lyrik. Sie ist ein litterarhistorisches Unikum, wie die ganze bisherige Geschichte der Künste schwerlich ein zweites aufzuweisen hat. Auf die Frage, ob es eine Kunst ganz ohne Publikum geben könne, würden wir zunächst zweifellos eine verneinende Antwort geben. „Ein einzelner Mensch,“ würden wir sagen, „ein einzelnes, von unwiderstehlichem Künstlerdrange beseeltes Genie kann wohl einmal den Idealismus zuwege bringen, sein Leben lang ohne äußere Anerkennung und Wirkung zu schaffen. Aber ein ganzer Künstlerstand — das ist unmöglich!“ Die gegenwärtige deutsche Lyrik beweist, daß das unmöglich Scheinende dennoch wirklich werden kann.

Deutschland hat eine Lyrik hervorgebracht, wie sie keine andere Litteratur, weder im Altertum noch in der Neuzeit, aufzuweisen hat. Und diese Fähigkeit unseres Volkes ist in der Gegenwart keineswegs versiegt. Wir besitzen eine lyrische Produktion, auf die wir

mit Recht stolz sein dürften. Ob sie sich neben die Leistungen unserer klassischen und romantischen Litteraturperiode stellen kann, darüber sind wir Lebenden noch keine berufenen Richter; schwerlich aber wird sich leugnen lassen, daß sie echt ist, daß wahre Empfindung und Leidenschaft in ihr waltet. Wie wäre es auch anders möglich? Fehlt doch jeder äußere Anreiz, jede Gunst der Verhältnisse, die eine Treibhauskunst zustande bringen könnte.

Denn auf Wirkung, auf materiellen oder ideellen Lohn hat unser lyrischer Dichter nicht zu rechnen. Es herrschen auf seinem Gebiete ungefähr dieselben Zustände wie in irgend einer ganz speciellen, den allgemein Gebildeten durchaus nicht interessierenden Fachwissenschaft. Die Litteraten lesen sich gegenseitig, sie bilden ihr eigenes Publikum, sie sind gleichzeitig Dichter, Kritiker und Leser; die Zahl der „Nichts-als-Konsumenten" ist viel zu gering, als daß sie in Frage käme. Es giebt inhaltlich hervorragende lyrische Zeitschriften, die sich mit siebzig bis hundert Abonnenten behelfen — wiederum ganz im Stile specialwissenschaftlicher Fachzeitschriften. Will man erkennen, in welchem Maße die Lyrik unserem lesenden Publikum fremd geworden ist, so vergleiche man das Bild des Poeten, wie es sich zu verschiedenen Zeiten der Volksphantasie dargestellt hat. Den Zeitgenossen Schillers und Eichendorffs war er ein geistiger König, ein Freund und Hohepriester der Gottheit, ein Auserlesener und Berufener. Die Gegenwart sieht ihn mit Vorliebe unter dem Gesichtswinkel Buschs und der „Fliegenden Blätter". Der Poet ist dem Volke Goethes, Heines und Lenaus eine komische Figur geworden.

Die Entfremdung zwischen Lyriker und Publikum wirkt gleich ungünstig auf beide Teile. Dem Volke geht eine Quelle feinsinnigen, veredelnden Genusses verloren, und überdies eine siegbringende Waffe im politischen und nationalen Kampfe. Wer da weiß, wie sehr den Menschen gerade das Lied an sein Volk kettet und welche Rolle die freiheitliche und nationale Dichtung in den Jahren 1813, 1848 und 1870 gespielt hat, wird diese Einbuße nicht unterschätzen und es bedauern, daß uns im Erhaltungskampfe gegen das andringende Slaventum das deutsche Lied nicht mehr mit alter Macht zur Seite steht. Der Dichter verliert nicht nur den materiellen Erfolg — zur Wesensbestimmung des lyrischen Dichters gehört ja heute untrennbar das zum Bezahlen der Verlagskosten erforderliche Portemonnaie —, sondern auch den Wiederhall, der seinem Schaffen erst die rechte Freudigkeit verleiht. Und wie der zu praktischer Unwirksamkeit und Unfruchtbarkeit Verurteilte leicht auf Schrullen und Absonderlichkeiten gerät, so merkt man es den Extravaganzen zahlreicher Werke der gegenwärtigen Lyrik an, daß ihr das regulierende Gewicht fehlt, als welches die Rücksicht auf einen größeren Leserkreis zu wirken pflegt, daß sie nur der eigenen Laune des Dichters oder den Schlagworten der Clique zu folgen braucht.

Wie ist es nun zu erklären, daß eine jahrtausendalte, vornehmlich in Deutschland blühende Kunst gerade bei uns hat aus der Mode kommen können? Ich habe mancherlei Antworten auf diese Frage gehört, aber keine, die mir stichhaltig schien. „Unsere Zeit ist für die Lyrik zu ernst geworden." Ist für den wahrhaft Gebildeten, dessen Interessen sich über das Alltägliche erheben, die Kunst nicht etwa auch eine ernste Sache? Oder ist in Frankreich, dessen Lyrik sich der Pflege und Anerkennung in weiten Volkskreisen erfreut, das Leben minder ernst, der Kampf ums Dasein minder hart? „Wir sind nicht mehr sentimental genug für die Lyrik!" Ein Blick auf die heutige lyrische Dichtung zeigt, daß auch sie die zeitgemäße Abwendung vom Sentimentalen mitgemacht hat, daß ihr Stimmungsgehalt sich durchaus nicht auf den engen Umkreis des Empfindsamen beschränkt. Will man dagegen den obigen Worten eine erweiterte Bedeutung geben und mit ihnen ausdrücken, Bethätigung des Gemüts sei überhaupt nicht Sache des modernen Menschen, diese unpraktische geistige Funktion sei bei uns zu Gunsten des Verstandes und Willens bis zu einem gewissen Grade rudimentär geworden, so beweist man zu viel. Eine Verkümmerung der Empfindungsfähigkeit würde den Verfall aller Künste zur Folge haben, denn sie alle wenden sich an das Gemüt.

Man sucht die gewünschte Erklärung sicherlich an einer falschen Stelle, wenn man

annimmt, es wäre jemals eine Kulturnation oder eine Zeit denkbar, der das Organ für lyrische Dichtung gänzlich fehlte. Solange es Liebe und Qual, Daseinslust und Lebensenttäuschung giebt, wird das Menschenherz den Drang fühlen, zu sagen, was es leidet, oder es sich von einem echten Dichter sagen zu lassen. So wenig sich die Menschheit jemals den metaphysischen Trieb abgewöhnen wird, mögen Bücher, wie die „Kritik der reinen Vernunft“ oder „Kraft und Stoff“ ihr noch so haarscharf seine Zweck- und Erfolglosigkeit beweisen, so wenig wird es allem Hohn des Yankeematerialismus und aller trockenen Sachlichkeit des Aktenmenschen gelingen, ihr die Lyrik auszutreiben. Man könnte, paradox und dennoch nicht unrichtig, sagen, gerade die Teilnahmlosigkeit des modernen Publikums liefere den Beweis für die Unsterblichkeit der lyrischen Dichtung; denn wie tief muß eine Kunst in der Natur des Menschen wurzeln, wenn sie unter solcher Ungunst der Zeit noch blühen und schöne Früchte treiben kann. Die Gemütsbewegungen im Geiste des Künstlers, aus denen ein Werk geschaffen wird, und diejenigen, welche es in der Seele des Lesers, Hörers oder Beschauers hervorruft, gleichen einander in hohem Grade. Hat eine Zeit kein Ohr für einen Klang, so hat sie auch kein Instrument dafür, denn beiden Zwecken dienen die gleichen seelischen Kräfte. Das Instrument ist im vorliegenden Falle vorhanden, das gegenwärtige Zeitalter besitzt eine anerkennenswerte lyrische Produktion, also kann ihr auch das Organ nicht fehlen, um die von jener geschaffenen Geistesschätze zu genießen.

Wir kommen der Deutung des Rätsels näher, wenn wir annehmen, unsere Zeit sei nicht für die Lyrik selbst unempfänglich geworden, wohl aber für die Form, in der sie gemeinhin zu uns redet. Wir können recht wohl Gedichte genießen, aber wir haben bis zu einem gewissen Grade die Fähigkeit verloren, sie zu lesen. Ich möchte versuchen, diesen Satz aus den besonderen Eigenschaften lyrischer Dichtung heraus zu beweisen.

Es gehört zu diesen besonderen Eigenschaften, daß der Gedanke in der Lyrik eine wesentlich geringere Rolle spielt als in der Epik oder im Drama. Die Gedankendichtung, welche einer zusammenhängenden und vollständigen Reflexion bedarf, steht bezeichnenderweise unter den verschiedenen lyrischen Gattungen hinsichtlich der Gemütswirkung am tiefsten und ist am meisten der Gefahr ausgesetzt, zopfig und frostig zu werden. Auch die erzählende Lyrik verfügt noch über einen einheitlichen Gedankengang, aber sie liebt es, ihn sprunghaft und lückenhaft zu gestalten und ihn stellenweise mystisch werden zu lassen. Die Goetheschen Balladen können als Beleg dienen. Die meisten lyrischen Gedichte bringen in jeder Strophe, ja zuweilen in jedem Verse ein neues Bild, ein neues Gleichnis, einen neuen Einfall. Das bunte Allerlei wird zuweilen durch eine Reflexion zusammengehalten, welche, wie es namentlich bei Heine üblich ist, auf eine Schlußpointe lossteuert. Aber dieser Gedankengang steht meistens auf der Höhe des bekannten: „Die ganze Natur liebt, also lieben wir uns auch,“ er ist eben nicht der Zweck und eigentliche Inhalt des Gedichtes, sondern dient ihm nur wie das Band dem Blumenstrauß. Gar häufig aber fehlt auch die verbindende Reflexion, die gleichbleibende Stimmung muß allein die künstlerische Einheit des Gedichtes herstellen. Die einzelnen Sätze des Gedichtes würden sich oft, ihres poetischen Duftes entkleidet, als bloße Banalitäten darstellen, die der aufgewandten Worte nicht wert wären.

„Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!“

Das ist freilich wundervoll, aber wenn der Humor es in die Sprache des Alltags überträgt: „Wie ist doch die Welt im allgemeinen so schön!“ was bleibt dann noch von dem Gedanken als solchem übrig? Und so gelangen wir schließlich zu jener Form der Lyrik, die auf ausgeprägte Gedanken überhaupt verzichtet und nur noch durch den musikalischen Wohlklang und die Gefühlsassociationen der Worte und Wortkombinationen wirkt. Man thut einem solchen Gedichte unrecht, wenn man den Vorwurf erhebt, daß sich nichts dabei denken lasse, auch darf man nicht glauben, diese Gattung sei erst eine abstruse Erfindung der Neuzeit.

Anerkannte Perlen der älteren Poesie gehören ihr an. Man versuche doch einmal, den Gedankengang des Liedes „Leise zieht durch mein Gemüt" in nüchternen Worten auszudrücken!

Ähnlich der ihr nahe verwandten Musik wendet sich also die Lyrik unmittelbarer als andere Künste an das Gemüt, sie bedarf der Vermittelung des Gedankens in geringerem Grade. Hieraus ergeben sich eigentümliche Vor- und Nachteile.

In zwiefacher Hinsicht erhöht die Gedankenlosigkeit der Lyrik — wenn man das Wort ohne üblen Nebensinn gebrauchen darf — ihre künstlerische Wirkung. Der Gedanke ist nämlich gar kein einwandsfreies Mittel der Gefühlsübertragung, weil Denken, zumal klares und scharfes Denken, das Fühlen abstumpft und erkältet. Daher die oben geschilderten Mängel der Gedankendichtung. Und ferner vermag sich in einer Kunst, die nicht an die strikte Marschroute zusammenhängender Gedankengänge gebunden ist, das Gemüt schranken- und hemmungsloser zu entfalten. Nach ähnlicher Freiheit ringen alle Künste; darum durchbrach die Romantik die spröden Formen der Klassik, darum befreite sich die heutige stilisierende Malerei von der Nachbildung des Wirklichen. Sie wollen Spielraum haben für das reine, freie Walten der Stimmungen und Gefühle. Aber was andere Künste nur innerhalb bestimmter Richtungen und Stilarten zu erreichen vermögen, ist der Lyrik zu eigen dank ihrer ursprünglichen Natur. Goethe erklärte die Musik für die höchste Kunst, weil sie die unstofflichste sei; einen ähnlichen Ruhm darf auch die Lyrik für sich in Anspruch nehmen.

Allein die Unstofflichkeit hat auch ihre Nachteile; sie führt zur Unbestimmtheit, zur Ungreifbarkeit. Nicht selten werden wir beim Durchgehen eines lyrischen Gedichtes gewahr, daß nur noch unsere Augen lesen, während das Denken von der Vagheit und Körperlosigkeit des Inhalts unvermerkt abgeglitten ist. Wiederholtes Lesen und aufmerksame Vertiefung sind erforderlich, um die Schwierigkeit zu überwinden. Der Mangel fester, dem Verständnis eine bequeme Handhabe bietender Gedankengänge dürfte ferner daran schuld sein, daß der Zauber lyrischer Dichtungen flüchtig ist wie der Duft einer Rose, den nur wenige Atemzüge empfinden lassen. Man kann eine Gedichtsammlung nicht hintereinander durchlesen wie einen Roman, oder wenigstens gewährt diese Art der Lektüre nicht die Möglichkeit, ihr vollkommen gerecht zu werden. Man muß sie längere Zeit auf dem Schreibtisch liegen haben und sich dann und wann eine Viertelstunde mit ihr beschäftigen. Solch einen gelegentlichen, erfrischenden Trunk giebt die Quelle der Lyrik her, aber sie eignet sich sehr wenig, um an ihr zu zechen. Ähnliche Gründe führen bei der Musik zu ähnlichen Erscheinungen. Auch eine schwierigere Komposition versteht man nicht leicht beim ersten Hören, zumal wenn sie, wie die Modernen es lieben, auf ausgeprägte musikalische Gedanken, auf Melodien verzichtet. Auch hier gewahren wir das leichte Abirren der Aufmerksamkeit; und auch das stundenlange Anhören von Musik ist nicht jedermanns Sache.

Wer hat für eine Lektüre, wie sie nach obigen Ausführungen die Lyrik erfordert, Sinn und Zeit? Nicht jeder, der liest, um sich von schwerer Tagesarbeit zu erholen, sondern meist nur der, welchem seine Bildungsbestrebungen eine Hauptangelegenheit des Lebens, ein ernstliches Studium bedeuten.

Das gilt aber heute in Deutschland nur von sehr wenigen. Die Welt lebt und arbeitet nicht mehr so ruhig und gemächlich wie am Anfange des Jahrhunderts. Wir haben auch nicht, wie die reicheren Länder, Frankreich und England, eine große Zahl wohlhabender und müßiger Leute, die ganz ihrer geistigen Entwickelung leben, sich ganz ihren Interessen und Liebhabereien widmen und zu Trägern und Verbreitern derselben werden können. Wo also soll bei uns ein Publikum für die Lyrik herkommen, wie es Deutschland vor siebzig Jahren hatte oder Frankreich heute noch besitzt?

Ungreifbar und unplastisch, wie die Lyrik ist, verfügt sie nicht über die derben Wirkungen des spannenden Romans, des aufregenden Dramas. Auch der Musik steht sie an Kraft des Eindrucks nach, weil dem Ton größere Gefühlsnähe zu eigen ist als dem Worte. Intime, zur Feinsinnigkeit

redende Reize sind die Domäne der Lyrik. Aber unsere Zeit ist nicht feinsinnig, sie ist im hastigen Lärm der Arbeit zu schwerhörig geworden für eine so leise Sprache. Sie ist es gewöhnt, daß ihr die Reklame in die Ohren gellt. Fast unsere gesamte Kunst geht darauf aus, durch Originalität und, wenn es sein muß, durch Manieriertheit die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Was kann einer solchen Zeit die Lyrik bedeuten, deren Schönheit man erst suchen, in die man sich liebevoll vertiefen muß?

Die Frage liegt nahe, warum uns nicht auch die Musik fremd geworden ist, da sie doch der Lyrik so ähnlich ist und im ganzen ihre Vorzüge und Schwächen teilt. Der Gründe sind mehrere. Der Musik steht, wie schon hervorgehoben, die mächtigere Gemütswirkung zu Gebote. Sie ist seit zweihundert Jahren in Deutschland heimisch, wie in keinem anderen Lande, und einer so alten Liebe wird man nicht so leicht untreu. Musikalische Kennerschaft erfordert meist eine schwer zu erlernende Technik, während der Genuß lyrischer Schöpfungen anscheinend keines Apparates bedarf. Darum opfert man das Interesse für Musik nicht so leichten Herzens. Und ferner gedieh die Lyrik bisher nur im stillen Kämmerlein, die Musik aber im glänzenden Konzertsaal, wo außer den rein künstlerischen auch noch andere, irdischere Neigungen ihre Rechnung finden.

* *
*

Auf der Ätiologie fußt die Therapie. Nachdem wir erkannt haben, weshalb das Verständnis der Lyrik krankt, werden wir am besten Rat finden, wie die verlorenen Schätze für unser Volk wiederzugewinnen seien.

Es gilt, der lyrischen Dichtung jene Vagheit und Unbestimmtheit zu nehmen, die ihr anhaftet, solange sie nur durch das gedruckte Wort zum Publikum reden kann und ihren Inhalt vor den geistigen Augen des Lesers zerfließen und zerflattern läßt. Als das geeignete Mittel erscheint mir die Deklamation. Wo der Stimmton, das Tempo und der Rhythmus der Rede und die Ausdrucksbewegungen eines geschulten Recitators zur Erklärung und Belebung beitragen, erzielt auch das minder konkrete und fest umrissene Gedicht meist ein augenblickliches Verständnis und eine eindringliche Gemütswirkung. Das oben erwähnte Heinesche Lied „Leise zieht durch mein Gemüt“ gehört zu jenen lyrischen Schöpfungen, die bei der ersten Lektüre gar nichts zu bieten pflegen. Aber man höre es von einer bedeutenden Schauspielerin vorgetragen, mit leiser, weicher Stimme, mit halbgeschlossenen Augen und dem lächelnden Antlitz einer süß Träumenden, und der Eindruck wird ein außerordentlicher, dem Wert des Meisterwerkes entsprechender sein. Und wie man in einem guten Konzert für das eigene Klavierspiel lernt, so unterrichtet uns erst das Anhören einer solchen Recitation in der gar nicht so leichten Kunst, Gedichte mit feinem Verständnis zu lesen. Ein Wiederaufblühen der Deklamation würde unseren Dichtern sehr bald auch einen Leserkreis wiedergeben.

Sie war in Deutschland einst eine viel und gern gepflegte Kunst, ist aber jetzt gleichfalls unmodern geworden. Es gehört heute zu den Seltenheiten, daß ein junges Mädchen Unterricht im Deklamieren nimmt, und wenn sie in einer Gesellschaft von der erlernten Fertigkeit Gebrauch macht, so gilt es für die Zuhörer als chic, sich dabei zu langweilen. Selbst die anerkannten Meister der Vortragskunst lasen bis vor kurzem vor leeren Bänken.

Das Vorurteil, das diese Veränderung verschuldet, ist bereits mehrfach beklagt und bekämpft worden, sicherlich mit gutem Recht; selbst wenn von der Pflege der Deklamation nicht das Wohl und Wehe der lyrischen Dichtung abhinge, verlören wir immer noch genug an ihr selbst, da sie sich in ihren Wirkungen mit jeder anderen künstlerischen Veranstaltung messen kann. Noch bin ich nicht mit mir ins reine gekommen, ob Fontanes „Douglas“ mit der Loeweschen Komposition oder in der Recitation der Frau Wiecke-Halberstadt den gewaltigeren und nachhaltigeren Eindruck hervorruft. Auch möchte ich glauben, daß die Zahl derer, welche an einem geschulten poetischen Vortrage wirklich, und nicht bloß vorgeblich, kein Gefallen finden, wesentlich geringer ist als die Legion der anderen, die sich vor dem Musizieren ins Rauchzimmer flüchten; denn

die Poesie verlangt, um verstanden zu werden und zu erfreuen, minder besondere Veranlagung als die Musik.

Wenn nicht alles trügt, steigen die Vortragsabende unserer Bühnengewaltigen wieder ein wenig im Kurse; aber von dieser Seite ist das Heil nicht zu erwarten. Die abendfüllende Recitation kann auf die Dauer nicht erfolgreich mit dem mehr an die Sinne appellierenden Theater und Konzert wetteifern. Viel wichtiger ist es, daß die Deklamation aufs neue eine häusliche Kunst werde, daß sie ihre alte Rolle im privaten Zirkel wieder übernehme. Was wir dadurch gewinnen? Vor allem ein Heer von Dilettanten, die der lyrischen Produktion ein wohlgeschultes, interessiertes und verständnisvolles Publikum zu stellen vermögen. Ich meine natürlich nicht dichtende Dilettanten — vor der Vermehrung dieser Gattung möge uns der Himmel in Gnaden bewahren —, sondern solche der dichterischen Recitation. Wie falsch es ist, dem Begriff des Dilettantismus einen ungünstigen und lächerlichen Nebensinn anzuhängen, welche bedeutsame Rolle der Dilettant als Vermittler zwischen Kunst und Volk spielt, hat Lichtwark in seinem sehr lesenswerten Aufsatze „Die Kunst in der Schule“ („Zur Organisation der Hamburger Kunsthalle“, Hamburg 1887) überzeugend nachgewiesen. Um seine Anschauung zu rechtfertigen, weist er auf die vorbildlichen Verhältnisse hin, die in der deutschen Musik herrschen. Ziehen wir einmal die gleiche Parallele; nehmen wir an, wie die Deklamation aus der Familie und der häuslichen Gesellschaft verbannt worden ist, so könnte es auch dem privaten Musizieren geschehen! Was wäre die Folge? Der Anreiz fiele weg, Gesang und Klavierspiel als Elemente der Jugenderziehung aufrecht zu erhalten; damit verlören wir das geübte und wohlvorbereitete Publikum unserer Konzertsäle, das für musikalische Novitäten Interesse, Zeit und Geld übrig hat und dem Gebotenen gegenüber urteilsvoll zu applaudieren oder zu schweigen versteht. Mit der zwei Jahrhunderte lang behaupteten Hegemonie der deutschen Musik wäre es dann gar bald vorbei. So kann es wirken, wenn die Mode sich an einer Kunst vergreift. An der Lyrik und Deklamation hat sie sich vergriffen — was Wunder, daß die Lyriker der Nation, die einen Goethe hervorgebracht hat, sich heute ihre Anregungen und Ziele aus Paris holen! Unsere tonangebenden Kreise könnten sich um die Änderung dieses Zustandes ein großes Verdienst erwerben, wenn sie bei ihren geselligen Veranstaltungen neben der Musik auch der Recitation wiederum eine Stelle einräumten.

Wenn ich ferner den Wunsch hege, daß in unseren Konzerten eine Unterbrechung der musikalischen Darbietungen durch Recitationen mehr als bisher üblich werden möchte, so ist es durchaus nicht darauf abgesehen, der modernen Lyrik auf Kosten der Musik Raum und Beachtung zu schaffen; vielmehr glaube ich, daß die Interessen beider Künste hier durchaus Hand in Hand gehen. Die Deklamation vermag der Musik genau denselben Dienst zu leisten, den sie, wie wir oben erkannten, der Lyrik erweist.

Auch die Musik leidet ja an jener Unbestimmtheit und Nebelhaftigkeit des Eindrucks, auch sie bietet gar oft dem Verständnis des Hörers nur eine unsichere Handhabe und läßt seine Aufmerksamkeit leicht abschweifen. Die Abhilfe hat man stets mit Recht in der Unterstützung des Tons durch den festeren und greifbareren realen Gedanken gesucht. Aus dieser Tendenz ist die Programmmusik hervorgegangen; und wenn sich Lied und Oper einer ungleich größeren Popularität erfreuen als die reine Instrumentalmusik, so verdanken sie das, außer dem besonderen Wohlklang der menschlichen Stimme, sicherlich der Verbindung des Tones mit dem Text, d. h. mit sachlichen Gedanken.

Nun hat aber das gesungene Wort für jeden, der das betreffende Lied oder Tonwerk nicht bereits kennt, den bekannten Nachteil, daß es undeutlich wird und nicht völlig zu seinem Rechte kommt. So erscheint es nicht überflüssig, die Verbindung von Gedanken und Ton in einer dritten Form zu suchen, in der einfachen Nebeneinanderstellung beider, in dem Alternieren von Tonwerk und Recitation.

Eine derartige Anordnung ist durchaus nichts Neues; sie war von jeher die Regel bei solchen musikalischen Veranstaltungen, die sich an ein ungebildetes oder wenigstens kunstunerfahrenes Publikum richten, z. B. bei

den Volksunterhaltungsabenden. Zunächst war es dabei auf einfache Abwechselung abgesehen, man huldigte dem Princip: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.“ Aber nebenher wirkte doch wohl die Überlegung, daß Arbeiter und Handwerker durch das lang anhaltende Anhören von Musik ermüdet werden müßten, wenn man ihrer Empfänglichkeit nicht durch die derbere Kost des gesprochenen Wortes zu Hilfe käme. An die Aufmerksamkeit des geschulten Hörers darf man allerdings höhere Ansprüche stellen, sie ist den Anforderungen eines Konzertes auch ohne besondere Unterstützung gewachsen. Aber das Wohlthuende und Erfrischende einer Abwechselung von Musik und Deklamation macht sich auch bei ihm geltend, denn sie entspricht den allgemeinen Bedingungen menschlicher Aufnahmefähigkeit.

In welchem Maße sich auch diesem Vorschlage Eitelkeit und Vorurteil in den Weg stellen, wie ein Arrangement, das der Recitation neben der Musik Raum läßt, als Arme-Leute-Konzert geringschätzig beurteilt wird, wie wenig manche Virtuosen und Kapellmeister geneigt sein werden, das Podium zeitweilig dem Schauspieler zu räumen, ist mir wohl bewußt; doch sollte man meinen, daß eine auf gewichtige ästhetische Gründe gestützte Forderung gerade bei den Künstlern nicht vergeblich auf Anerkennung und Unterstützung rechnen dürfte.

Das sind die Wege, auf denen unsere neue lyrische Dichtung einziehen könnte in die Herzen des Volkes. Wären die hier vertretenen Tendenzen ganz neu und originell, so wäre die Aussicht auf ihre Verwirklichung gering. Zum Glück sind sie es nicht; ich hatte nur bewußt zu begründen, zu analysieren, zu verknüpfen, was schon von anderen mehr instinktiv als Bedürfnis empfunden worden ist, und so ist Hoffnung vorhanden, daß die hier gegebenen Anregungen auf keinen ganz unvorbereiteten Boden fallen, daß der Einfluß der deutschen Lyrik ohnehin wieder im Wachsen ist. Noch sind selbst ihre hervorragenden Vertreter dem weiteren Publikum fast völlig unbekannt. Aber vielleicht erleben wir den großen Tag, wo ihre Werke, so unerhört und fabelhaft das auch heute klingen mag, „in keinem deutschen Hause fehlen dürfen“. Es wäre ein erfreuliches Anzeichen für den neu erstarkenden deutschen Idealismus.





Tropische Kulturpflanzen.

Von

Ernst Gilg.

(Nachdruck ist untersagt.)

Schon seit Jahrhunderten nehmen die Erzeugnisse der tropischen Kulturpflanzen eine sehr bedeutende Stelle im Handel und in der Industrie Europas ein, und ihre Bedeutung wächst von Tag zu Tag. Es ist dies ganz selbstverständlich. Denn die Statistik lehrt, daß bei uns der stets steigenden Bevölkerungsziffer nicht auch entsprechende Zunahmen der Bodenerzeugnisse entgegengehalten werden können. Ferner hat man auch schon längst erkannt, daß die Produkte sehr vieler tropischer und halbtropischer Kulturpflanzen weitaus den Vorzug vor denen unserer gemäßigten Klimate verdienen. Endlich ist zu berücksichtigen, daß ein großer Teil derjenigen Produkte, welche wir schlechthin als Kolonialwaren zu bezeichnen pflegen und die für den verwöhntesten wie für den einfachsten Menschen ganz unentbehrlich sind, von echten Tropenpflanzen abstammen und in unseren Klimaten niemals gewonnen werden können.

Daß tropische Kulturpflanzen und ihre Produkte auch schon im Mittelalter eine große Rolle spielten, dürfte allgemein bekannt sein, ebenso, daß *sie* hauptsächlich es waren, welche die großen Entdeckungsreisen der Spanier und Portugiesen veranlaßten und diesen Ländern so lange ungeheuren Gewinn brachten, bis ihnen durch langwierige Kämpfe von Engländern und Holländern allmählich die wertvollen tropischen Kolonien genommen wurden.

Der große Wert, welchen einzelne der tropischen Kulturpflanzen besaßen, wenn sie nur auf ganz beschränkten Gebieten heimisch waren, führte dazu, daß die handeltreibenden Nationen streng über ihr Monopol wachten und mit allen Mitteln eine Verbreitung der betreffenden Nutzpflanze auf andere Tropengebiete zu verhindern suchten. Als z. B. die Holländer anfangs des siebzehnten Jahrhunderts die Portugiesen von den „Gewürzinseln" (Molukken) vertrieben hatten, auf denen fast ausschließlich die Gewürznelken vorkamen, rotteten sie mit Ausnahme der kleinen Insel Ternate auf allen anderen Inseln die Nelkenpflanzungen aus und erreichten durch die Möglichkeit, Ternate scharf überwachen zu können, für längere Zeit vollständig ihre Absicht, sich das ausschließliche Monopol für den Handel mit Gewürznelken zu sichern. Als es aber dann doch den Franzosen gelang, den Gewürznelkenbaum auszuführen und ihn in anderen Tropengebieten zu kultivieren, bedeutete dies für die Holländer einen ganz außerordentlichen Schaden, und man versuchte nicht einmal mehr, die Nelkenkultur in ihrer Heimat zu heben. Die Folge davon ist, daß selbst heute noch die Inseln, auf denen die Nelkenbäume einheimisch sind, kaum dieses Gewürz für den Handel liefern, sondern daß die Kultur auf andere Gebiete der Tropen übergegangen ist.

Die Geschichte der Verbreitung der Kulturpflanzen ist von großem, allgemeinem Interesse, nicht nur für den Botaniker, sondern auch für viele andere Wissenszweige; den Kulturhistoriker beschäftigt sie in gleicher Weise wie den Sprachgelehrten, den Philosophen und den Geschichtsforscher. Denn

ob wir unter den halbwilden Völkerschaften der Gegenwart, die noch kaum über die unterste Stufe der Geistesentwickelung hinausgekommen sind, Umschau halten, oder in der Geschichte der civilisierten Völker Europas zurückgehen bis zu jenen Uranfängen der Kultur, die sich in der großen arischen Völkerwanderung verlieren: immer fällt der erste Schritt zu höherer Gesittung mit der Einführung bestimmter Kulturpflanzen zusammen, ja, er ist geradezu durch diesen Vorgang bedingt. Denn erst der Anbau von Gewächsen, die zu ihrer Entwickelung und Fruchtreife doch mindestens mehrere Monate bedürfen, nötigte die Hirten- und Jägervölker, die einem unsteten Nomadenleben ergeben waren, feste Wohnsitze aufzuschlagen, Hütten und Häuser zu bauen und damit den Grundstein zu legen zu einer friedlichen Weiterentwickelung. So hat denn die Geschichte der Kulturpflanzen für den Menschen ein großes und allgemeines Interesse, da sie immer in Verbindung, in engster Verknüpfung steht mit den Fortschritten, welche der Mensch im Laufe der Zeiten gemacht hat.

Nur selten einmal ist eine Kulturpflanze verhängnisvoll für den Menschen oder vielleicht besser: für dessen Kultur geworden. Als man den Brotfruchtbaum auf St. Vincent einführte, geschah es, daß die ganze Bevölkerung in völlige Trägheit verfiel. Kein Mensch auf einer niedrigen Kulturstufe arbeitet ohne einen bestimmten Zwang, ohne eine bestimmende Notwendigkeit. Um zu leben, mußten die Eingeborenen von St. Vincent ihre Kulturpflanzen bauen und pflegen. Als ihnen aber dann durch den Brotfruchtbaum, dessen Erträge geradezu riesige genannt werden müssen, die Nahrung ohne nennenswerte Arbeitsgegenleistung geliefert wurde, erfolgte der Rückschlag: das eingeborene Volk ergab sich dem Müßiggang, der bekanntlich aller Laster Anfang ist.

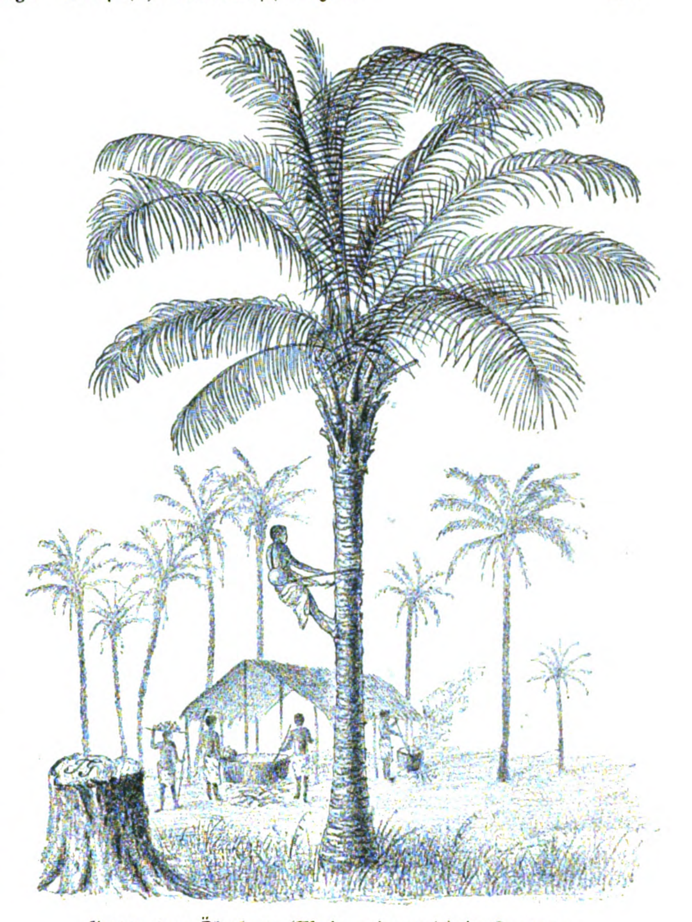
Kokospalme (Cocos nucifera).
Rechts unten zwei Früchte, die eine im Längsschnitt. Alles stark verkleinert.

Alle Kulturpflanzen müssen einmal durch den Menschen in Kultur genommen worden sein. Als wildwachsende Pflanzen besaßen sie gewiß sämtlich schon Eigenschaften, durch welche sie auffielen und derentwegen sie vor anderen Gewächsen bevorzugt wurden.

Durch die nun folgende, Jahrhunderte, ja, in sehr vielen Fällen Jahrtausende alte Kultur, durch die ständige Anstrengung des Menschen, bessere und reichere Erträge zu erzielen, durch die Begünstigung der Spielartenbildung und die Auswahl der besten Spielarten durch den Menschen wurden nun aus jenen wildwachsenden Pflanzen Kulturgewächse geschaffen, welche oft in vielfacher Hinsicht große Verschiedenheiten aufweisen und als Nachkommen jener Wildwachsenden oft kaum oder nicht mehr mit Sicherheit erkannt werden können.

Sehr viele Kulturpflanzen kennen wir

überhaupt in wildwachsendem Zustande nicht mehr; es ist niemals gelungen, sie außerhalb der menschlichen Kulturen anzutreffen, so daß wir annehmen müssen, sie seien im wilden Zustande ausgestorben: sie besaßen sehr wahrscheinlich zu wenig Widerstandsfähigkeit im Kampf ums Dasein gegen andere wildwachsende Pflanzen; und nur dem Eingreifen des Menschen ist es zu danken, daß die Art nicht ganz ausstarb, sondern in der kultivierten Form oder den kultivierten Formen — denn die meisten Kulturgewächse haben zahlreiche Rassen gebildet — erhalten blieb.



Gruppe von Ölpalmen (Elæis guineensis) in Kamerun.

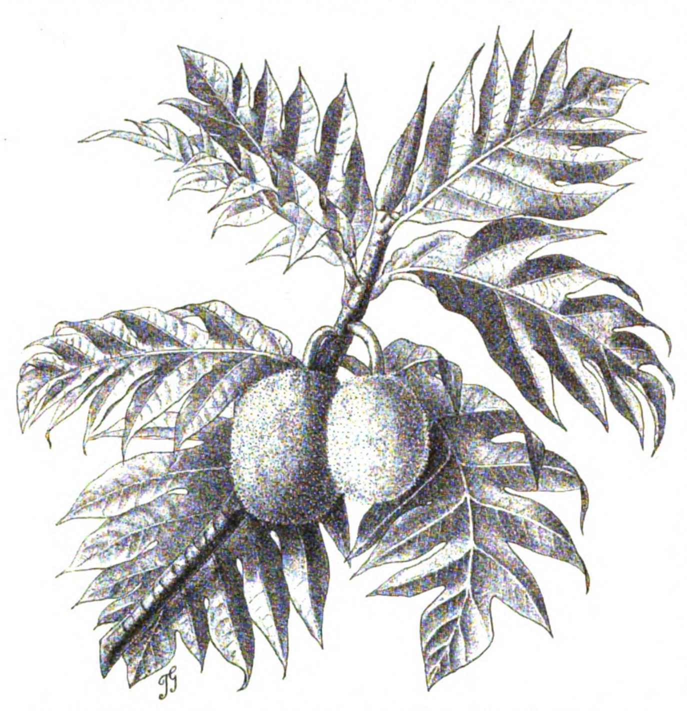
Eine große Zahl von Kulturpflanzen wird, vielleicht schon seit vielen Jahrhunderten, noch immer und ausschließlich an den Orten gepflegt, an welchen sie auch noch wildwachsend leben und wo sie zum erstenmal in Kultur genommen wurden. In manchen Fällen läßt sich dies darauf zurückführen, daß diese Pflanzen an Klima und Bodenunterlage sehr eigenartige Anforderungen stellen, welche man ihnen an anderen Orten nicht oder wenigstens nur unvollkommen zu bieten vermag. Meist aber dürfte der Grund hierfür darin zu suchen sein, daß die betreffenden Arten nur Nutzpflanzen „zweiter Klasse“ sind, welche nichts wesentlich Neues liefern und darum eine Kultur in anderen Ländern nicht oder kaum lohnen.

Ich möchte hierfür als Beispiel die Matepflanze anführen, deren Blätter bekanntlich in Südamerika, besonders in Brasilien und Argentinien, in ungeheuren Mengen verbraucht werden und anerkanntermaßen einen sehr wohlschmeckenden Thee liefern. Gewiß wäre die Kultur der Matepflanze schon über die Tropengebiete der ganzen Erde verbreitet, wenn hiervon nicht schon der Theestrauch Besitz ergriffen hätte, welcher sicherere und vor allem auch noch bessere und geschätztere Erträge liefert.

Solche Nutzpflanzen aber nun, wie Thee, Kaffee, Kakao und vor allem die Obst- und Nährstofflieferanten haben während der Zeit, in welcher sie kultiviert werden, die weiteste Verbreitung erfahren. Manche drangen von ihren Heimatsorten nur langsam, scheinbar zufällig, weiter vor, während andere einen förmlichen Eroberungszug unternommen haben und schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit über ganze Erdteile oder sogar über die ganze Erde verbreitet waren.

Bis vor sehr kurzer Zeit hatte man in Deutschland nur für die Kulturpflanzen unserer Zonen praktisches Interesse, und die tropischen Kulturpflanzen wurden höchstens in den Hörsälen unserer Universitäten abgehandelt. Nun aber, seitdem Deutschland eigene, ausgedehnte tropische Kolonien besitzt, seitdem immer mehr junge Kräfte in diese

Kolonien hinausgehen, um sich dort eine Lebensstellung zu erwerben oder um sich für den Handel mit den Erzeugnissen der Tropen vorzubereiten, besonders aber auch, seitdem es gelingt, immer mehr Tropenfrüchte in frischer Form bei uns einzuführen, ist auch bei uns das Verlangen rege geworden, etwas mehr über die Kulturpflanzen der Tropen in Erfahrung zu bringen.



Zweig des Brotfruchtbaums (Artocarpus incisa) mit reifen Früchten; stark verkleinert.

Aus diesem Grunde werden jetzt häufig in großen botanischen Gärten, wie z. B. in dem Königlichen Botanischen Garten zu Berlin, Ausstellungen tropischer Kulturpflanzen veranstaltet, welche täglich dem Publikum zugänglich sind. Durch ausführliche Schilder an jeder der Pflanzen wird dafür gesorgt, daß der Beschauer über alles nur Wissenswerte Auskunft erhält; und obgleich die Pflanzen der Gewächshäuser in den meisten Fällen nicht die Fülle und Kraft zeigen können, die ihnen in ihrer Heimat zukommt, und obgleich sie nur selten sich in Blüte oder im Fruchtzustand darstellen, zeigt doch der ganz außerordentlich lebhafte Besuch, daß das Publikum sich für diese Gewächse interessiert, denen wir so ungemein viel zu verdanken haben.

Es ist im allgemeinen auch nur wenig bekannt, in wie enger Beziehung der Königliche Botanische Garten zu Berlin zu unseren tropischen Kolonien steht. Nachdem man erkannt hatte, daß die Entwickelung der Kolonien fast nur durch Plantagenbau, weniger durch rationelle Verwertung der in den Kolonien von der dort heimischen Pflanzenwelt erzeugten Pflanzenprodukte, gefördert werden kann, wurde in Erwägung gezogen, inwieweit es möglich sei, die Hilfsmittel des Botanischen Gartens für diese Interessen in Anspruch zu nehmen.

Es ist vor allem nicht leicht, Samen oder junge Exemplare von tropischen Kulturpflanzen für Anbauversuche in den Kolonien zu beschaffen, da bisher nur wenige Samenhandlungen in der Lage sind, solche Samen zu liefern, da ferner oft ein großer Teil dieser Samen falsch bestimmt ist und sich auch nur ein kleiner Prozentsatz gewöhnlich als keimfähig erweist. Da endlich auch die Samen vieler tropischer Nutzpflanzen überhaupt nur eine sehr kurze Keimdauer besitzen und die aus anderen Kolonien kommenden Schiffe fast niemals unsere Kolonien berühren, so war nur der eine Weg möglich, daß die dem Berliner Botanischen Garten durch die Freundlichkeit der Direktionen botanischer Gärten aus den Tropen direkt zugehenden Samen hier zur Keimung gebracht werden und daß dann die jungen kräftig entwickelten Pflänzchen oder Ableger höherer Exemplare in praktisch konstruierten, sogenannten Wardschen Kästen nach den Kolonien gesandt werden. Natürlich wollen diese zarten Pflanzen auf der langen Reise mit großer Sorgfalt behandelt sein. Die Kästen mit den Pflanzen werden deshalb meist Beamten mitgegeben, die mit der Kultur vertraut sind und gerade nach den Kolonien übersiedeln.

Auf diesem Wege sind nun auch schon sehr zahlreiche Kulturpflanzen nach ihrem Bestimmungsorte befördert worden und dort auch zum größten Teil tadellos eingetroffen. In einem besonderen Warmhaus des Botanischen Gartens zu Berlin werden eben zu diesem Zweck viele Hunderte junger Pflanzen von den für die Kultur vorteilhaftesten und wichtigsten Arten bereit gehalten, um jederzeit, wenn sich Gelegenheit bietet, transportfähig zu sein.

Es soll nun im folgenden eine Anzahl der wichtigsten tropischen Kulturpflanzen eingehender besprochen werden. Viele dieser sind in der That außerordentlich interessant, nicht nur ihres großen Nutzens wegen, den sie uns bieten, sondern auch wegen ihrer eigenartigen Blüten- und Fruchtbildung, die häufig von dem bei uns zu Beobachtenden in ganz auffälliger Weise abweicht.

In erster Linie seien einige Palmen angeführt, da diese zu den wichtigsten Nutzpflanzen überhaupt gehören.

Die Kokospalme (Cocos nucifera) ist eine jener Kulturpflanzen der Tropen, die so recht die „Vielseitigkeit" dieser Gewächse darthut.

Die Frucht dieses Baumes, die Kokosnuß, liefert in ihrer faserigen Hülle ein geschätztes Flechtwerk, die harte Schale wird zu Gefäßen verarbeitet, das weiße, reiche Nährgewebe ist sehr nahrstoffreich, wird gegessen oder zu den vielfachsten Speisen verwendet und giebt getrocknet als Copra ein auf Öl ausgepreßtes, für den Welthandel immer mehr Bedeutung gewinnendes Produkt. Die Kokosmilch liefert ein sehr erfrischendes, wohlschmeckendes Getränk, welches auch in gegorenem Zustande genossen wird. Der Saft, welcher beim Abschneiden der Blütenstandsanlagen ausfließt, giebt einen geschätzten Palmwein, die jungen Sprosse liefern gekocht ein schmackhaftes Gemüse, den Palmkohl. Von den Stämmen wird ein ausgezeichnet hartes Bauholz, von den Blättern ein gutes Deck- und Flechtmaterial gewonnen, die Rinde wird zum Gerben von Leder benutzt.

Solche Pflanzen ziehen natürlich die Naturvölker mächtig an, und es ist begreiflich, daß sie oft göttliche Verehrung finden.

Merkwürdigerweise kennt man die Heimat der Kokospalme nicht mit voller Sicherheit. Sehr vielfach wird angenommen, daß sie aus dem tropischen Ostasien stammt; doch erscheint dies einigermaßen auffallend, da



Stock der Erdnußpflanze (Arachis hypogæa) mit oberirdischen Blüten und in den Boden eindringenden und eingedrungenen Früchten; verkleinert. Rechts unten eine Frucht in natürlicher Größe.

alle übrigen Arten der artenreichen Gattung Kokos im tropischen Amerika einheimisch sind. In der That kommt die Kokospalme jetzt an den Gestaden aller Tropengebiete vor und überall reichlicher als gerade im tropischen Amerika. Doch kann dies für ihre Heimatsfrage nicht als entscheidend gelten; denn wir wissen ja aus vielen untrüglichen Zeugnissen, daß manche Pflanze sich außerhalb ihres Heimatsgebietes reicher und besser entwickelt als da, wo sie ursprünglich entstanden ist.



Zweig des Kaffeestrauches (Coffea arabica) mit Früchten; verkleinert. Links unten einige Früchte in natürlicher Größe, davon eine im Längsschnitt.

Die Kokospalme ist eine echte Meerstrandpflanze, und nur in wenigen Fällen ist es gelungen, sie im Inlande zu kultivieren. Im allgemeinen gedeiht sie nur so weit landeinwärts, als die Meerbrise weht. Ihre Verbreitung ist auch ganz an das Wasser angepaßt, denn ihre Früchte sind durch die Faserschicht erstens schwimmfähig gemacht, und der Samen ist vor dem Eindringen des Meerwassers durch die lufterfüllte Faserschicht und die harte Schale geschützt. So kommt es auch, daß vielfach einsame und öde, noch nie von Menschen betretene Korallenriffe von Kokosbeständen besetzt sind und so allmählich für den Menschen bewohnbar, ja sogar lohnend werden. Manche der kleinen ostasiatischen und polynesischen Inseln, so z. B. die zu unseren Kolonien zählenden Marshallinseln, sind vollständig und fast ausschließlich auf die Kokoskultur angewiesen.

Eine andere Palme, die Ölpalme (Elæis guineensis), ist besonders für unsere westafrikanischen Kolonien von Bedeutung, da sie in ganz Westafrika heimisch ist und dort vielfach wildwachsend in großen Beständen auftritt. Sie ist eine der wichtigsten Ölpflanzen und wird gewiß eine immer größere Bedeutung für den Welthandel erlangen. Von ihr gewinnt man zwei recht verschiedene Sorten von Öl, einmal solches, das aus dem Fruchtfleisch der etwas über nußgroßen, schön gelben Früchte gewonnen wird, das sogenannte Palmöl, und dann das sogenannte Palmkernöl, welches aus dem Nährgewebe des Samens ausgepreßt wird. Schon 1881 betrug der Wert des aus Westafrika ausgeführten Öles der Ölpalme fünfzig bis sechzig Millionen Mark, obgleich damals, im Vergleich zu jetzt, erst ganz enge Gebiete dem Handel erschlossen waren; heute mag sich dieser Betrag schon verdoppelt haben.

Es scheint sicher zu sein, daß die Kultur dieser schönen Palme erst eine verhältnismäßig kurze ist, jedenfalls nicht über ein paar Jahrhunderte zurückreicht. Früher mögen die Früchte der wildwachsenden Pflanze gesammelt und verwertet worden sein, denn es ist kaum zweifelhaft, daß die Ölpalme durch Sklaven nach den Küsten Brasiliens verpflanzt wurde, wo sie jetzt stellenweise, aber auf sehr beschränkten Arealen, wildwachsend vorkommt.

Die Dattelpalme (Phœnix dactylifera) ist eine der wichtigsten Kulturpflanzen der Subtropengebiete und wird sicher für die trockenen Gebiete Ostafrikas und Togos noch eine große Bedeutung erlangen. Sie gehört wohl auch zu den ältesten Kulturpflanzen überhaupt. Die Kultur der Dattelpalme in Ägypten darf als uralt gelten. Die Säule der Ägypter ist dem Stamm der Dattelpalme nachgebildet, auch war ihnen das

Palmenkapitäl das liebste. Schon im dritten Jahrtausend v. Chr. spielte die Dattel eine Rolle als Volksnahrungsmittel in Ägypten, und schon um das Jahr 2000 v. Chr. wurde aus der Dattelpalme in Ägypten Wein gewonnen. In Mesopotamien beweisen alte Gräberfunde und Denkmäler, daß die Kultur der Dattelpalme bis 1700 Jahre v. Chr. zurückgeht.

Die Kenntnis der arabischen Geschichte ist noch verhältnismäßig gering, und wir wissen so gut wie nichts über das erste Auftreten der Dattelpalme unter den Arabern. Aber einige Angaben der Bibel lassen doch darauf schließen, daß die Dattelpalme zu früher Zeit mit dem Volke schon eng verknüpft war. Dasselbe lehren die sehr zahlreichen Namen, welche der Araber für die Dattelpalme und ihre sechzig bis achtzig Spielarten besitzt. Auch jetzt noch ist diese Palme für den Araber ein heiliger Baum, auf dessen hohe Bedeutung der Koran hinweist.

In Arabien ist eben die Dattelpalme, geradeso wie in den von Arabern bewohnten Oasen der Sahara, in allererster Linie der Nährbaum. Er ermöglicht in vielen Gegenden ganz allein eine Bewohnbarkeit und ist dort stets der erste Vorläufer der Kolonisation gewesen. Wir werden deshalb wahrscheinlich anzunehmen haben, daß die Dattelpalme zuerst in Arabien in Kultur genommen wurde und auch dort ihre große Bedeutung erlangt hat, da sich hier, wie kaum irgendwo anders, der Boden nur sehr schlecht oder überhaupt nicht für Getreidebau eignet.

Die Dattelpalme ist getrenntgeschlechtlich, d. h. die Geschlechter sind auf verschiedene Bäume verteilt, so daß man von männlichen und weiblichen Bäumen sprechen muß. Die Bestäubung erfolgt für gewöhnlich durch den Wind. Zur Erzielung reichlichen Fruchtansatzes und um nur wenige, natürlich keine Früchte hervorbringende männliche Bäume pflegen zu müssen, haben jedoch die Araber schon seit den ältesten Zeiten die Bestäubung selbst in die Hand genommen, indem sie die Kolben der männlichen Bäume noch in der geschlossenen Scheide abschneiden, sobald sie beim Pressen ein dem Reiben von angefeuchtetem Mehl ähnliches Geräusch hören lassen, und sie so in die weiblichen Bäume hängen. Es hat dies den Zweck, nicht so viel Blütenstaub (Pollen) verloren gehen zu lassen, als ohne Eingreifen der Menschen der Fall sein würde.



Zweig des Theestrauchs (Thea sinensis) mit Blüten. Links unten ein Zweig mit Frucht. Verkleinert.

Sobald sich nun die Scheidenblätter eines der abgeschnittenen und in den weiblichen Bäumen aufgehängten Kolbens öffnen, fällt der Pollen in großen Mengen aus und genügt auch, um eine große Zahl in der Nähe stehender weiblicher Bäume zu befruchten.

Wenn ein Araberstamm den anderen überfällt, so sucht er diesen durch Abhauen oder Verbrennen seiner Dattelpalmenkulturen zu schädigen. Gelingt ihm dies, so kann unter Umständen die Existenz des überfallenen Stammes in Frage gestellt sein, da ja die Dattel die Hauptnahrung darstellt und es

mehrere Jahre dauert, bis neue Bäume herangewachsen sind.

Ist jedoch die Zeit zu kurz, um die ganzen Plantagen zu vernichten, so versucht der überfallende Feind, die männlichen Bäume zu fällen, da ohne sie eine Fruchtbildung natürlich ausgeschlossen ist. Der geschädigte Volksstamm ist dann gezwungen, bis wieder männliche Bäume herangewachsen sind, sich jährlich, oft von weither, den Blütenstaub der Dattelpalmen, welcher glücklicherweise jahrelang keimfähig bleibt, in großen Mengen zu beschaffen und ihn dann über die weiblichen Bäume der Plantagen zu zerstreuen.

Auf diese Weise hat die Dattel schon im Altertum einen sehr deutlichen Hinweis auf die Geschlechtlichkeit der Pflanzen gegeben, ohne daß er verstanden oder auch nur gedeutet worden wäre; denn bekanntlich wurde erst gegen Anfang des vorigen Jahrhunderts die Sexualität der Pflanzen durch das berühmte sogenannte Experimentum berolinense für die Wissenschaft entdeckt und damals als eine der größten Errungenschaften der Naturwissenschaft bewundert.

Als Brotfruchtbäume schlechthin bezeichnet man zwei mit dem bekannten Maulbeerbaum verwandte Pflanzen, welche ursprünglich in Indien und dem indo-malaiischen Gebiete heimisch sind, allmählich aber über die Tropen der ganzen Erde verbreitet wurden. Es sind dies hohe, milchsaftführende Bäume, die ungemein große Nährstoffmengen zu liefern vermögen. So hat man berechnet, daß die Früchte von zwei bis drei Bäumen ausreichen, um einen Menschen ein ganzes Jahr hindurch zu ernähren!

Wenn man von der „Frucht" dieser Bäume spricht, so geschieht dies in genau derselben Weise wie von der Ananas. Die fruchtähnlichen Gebilde sind in Wirklichkeit Fruchtstände, d. h. sie bestehen aus einer ganzen Menge von Früchten, welche fleischig geworden und mehr oder weniger fest miteinander verwachsen sind. Geradeso wie bei der Ananas finden wir nun bei den Brotfruchtbäumen sehr häufig den Fall, daß in den Früchten überhaupt keine Samen mehr entwickelt werden, sondern daß die ganzen, sonst zum Aufbau der Samen notwendigen Nährstoffe in den fleischigen Fruchtstand wandern. Es ist dies ein Beweis dafür, daß die Brotfruchtbäume schon sehr lange in Kultur sind und zweckmäßig nach dieser Richtung hin entwickelt wurden.

Wie schon erwähnt wurde, unterscheidet man zwei sehr verschiedene Arten.

Der eigentliche Brotfruchtbaum (Artocarpus incisa) hat Früchte (oder Fruchtstände) von Kopfgröße, welche meistens vier bis fünf, selten bis zehn Pfund schwer werden und in großer Menge aus den Blattachseln der Zweige des Baumes entspringen. Der Jackbaum (Artocarpus integrifolia) besitzt dagegen kürbisgroße, längliche, bis hundert Pfund schwere Riesenfrüchte, welche, da die Zweige sie nicht würden tragen können, am Stamme selbst, ja sogar manchmal kurz über den Wurzeln zur Entwickelung gelangen und so dem Baume ein sehr auffallendes Aussehen verleihen.

Von den ölliefernden Nutzpflanzen der Tropen seien hier nur zwei sehr wichtige angeführt, die Erdnuß und der Sesam. Der Entwickelungsgang der Erdnuß (Arachis hypogæa) ist sehr interessant. Sie ist ein niedriges, selten bis einen halben Meter hohes Kraut mit gefiederten, langgestielten Blättern, in deren Achseln die gestielten, gelben Blüten einzeln zur Entwickelung gelangen. Sobald nun die Befruchtung in diesen Blüten erfolgt ist und die Blumenblätter abgefallen sind, krümmt sich der die junge Frucht tragende Stiel (bisher Blütenstiel) der Erde zu und wächst rasch so lange, bis er die junge Frucht in den Erdboden hineingetrieben hat. Die Frucht entwickelt sich sodann unterirdisch bis zur völligen Reife. Früchte, die durch irgend einen Umstand gehindert werden, in den Erdboden einzudringen, bringen es nie zur vollständigen Reife, d. h. zur Entwickelung von Samen. Die Frucht der Erdnuß, welche häufig gegenwärtig hier und da in Kolonialwarengeschäften und auf den Straßen verkauft wird, ist eine kurze, eigenartig geaderte Hülse, in welcher zwei kugelige Samen enthalten sind. Diese Samen werden entweder roh oder in vielfacher Form zubereitet genossen, da sie sehr nährstoffreich sind, oder aber es wird aus ihnen — und dies ist gewiß die Hauptverwendung — ein Öl gepreßt. Das Arachis- oder Erdnußöl ist von

großer Güte und schöner Färbung und wird zum großen Teil dazu verwandt, das noch bessere und viel teurere Olivenöl zu verfälschen. Ungeheure Mengen dieses Öls werden jährlich nach Südfrankreich eingeführt und verschwinden dort rasch unter dem wohllautenden Namen „reinstes Olivenöl“.

Die wildwachsende Pflanze von Arachis hypogæa ist bisher noch nicht gefunden worden. Man nimmt jedoch Brasilien als Heimat der Pflanze an, da dort alle übrigen Arten der Gattung vorkommen und keine einzige in der Alten Welt einheimisch ist. Auch hat diese Pflanze, obgleich sie jetzt über die Tropengebiete der ganzen Erde verbreitet ist, in der Alten Welt nirgends einen einheimischen Namen, während sie in Brasilien von Stamm zu Stamm solche besitzt.

Der **Sesam** (Sesamum indicum) liefert das in den Tropen wohl am meisten geschätzte Öl. Man nahm früher an, daß die Pflanze aus dem tropischen Asien stamme; aber Untersuchungen der neuesten Zeit haben gelehrt, daß ihre Heimat das tropische Afrika ist, wo sie von vielen Forschern an Orten aufgefunden wurde, die von der Kultur noch vollständig unberührt waren. Ferner fällt für die Entscheidung dieser Frage ins Gewicht, daß in Afrika noch zahlreiche andere Arten der Gattung einheimisch sind, die stellenweise bei vereinzelten Negerstämmen als Ölpflanzen in Kultur stehen.

Die Sesampflanze hat prächtige Blüten, welche denen des bei uns heimischen „Fingerhutes“ sehr ähnlich sind. Es ist deshalb begreiflich, daß ein blühendes Sesamfeld von den Reisenden übereinstimmend als ein wunderbarer Anblick gepriesen wird.

Von den **Genußmittel liefernden Pflanzen** sollen kurz betrachtet werden: Thee, Kaffee, Kakao und Vanille.

Gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, als man den Theestrauch nur sehr oberflächlich kannte, beschrieb Linné diese Pflanze unter dem Namen Thea chinensis. Bald darauf aber glaubte er besser daran zu thun, wenn er zwei Arten des kultivierten Thees unterschied, indem er den schwarzen Thee des Handels als Thea Bohea, den grünen Thee als Thea viridis bezeichnete. Auch heute finden sich noch vielfach diese Namen in manchen Lehrbüchern, obgleich schon seit vielen Jahrzehnten nachgewiesen ist, daß thatsächlich nur eine kultivierte Theepflanze existiert oder wenigstens damals existierte und daß die beiden Handelssorten nur auf eine verschiedenartige Behandlungsweise der Blätter zurückzuführen sind. Bei genauem Studium der Verwandtschaftsverhältnisse des Theestrauches fand man dann weiter, daß jener sehr nahe verwandt ist mit der bekannten Camellia, welche uns jedes Frühjahr mit ihren herrlichen Blüten in den Kalthäusern der Gärtnereien und botanischen Gärten entzückt. Auch der Theestrauch besitzt sehr schöne, wenn auch etwas kleinere Blüten als die Camellia.

Der Theestrauch würde, wenn man ihn frei wachsen ließe, baumartig werden; aber man trachtet durch Ausbrechen der Mittelsprosse und durch Ausschneiden dahin, daß er höchstens anderthalb bis zwei Meter hoch wird und buschig bleibt. Vom dritten Jahre an werden die Blätter jährlich zwei- bis dreimal gebrochen; im siebenten Jahre muß der Theestrauch gerodet und durch eine neue Pflanze ersetzt werden, da er dann nicht mehr genügend ertragsfähig ist. Die erste Ernte, namentlich von jüngeren Sträuchern, liefert den feinsten Thee. Die beste Sorte des Thees, der sogenannte Kaiserthee, wird nur aus den feinsten Blättern der ausgezeichnetsten Lagen gewonnen und unter Aufsicht von kaiserlichen Beamten zubereitet. Diese Sorte, von der das Pfund gegen fünfhundert Mark kosten soll, kommt nicht in den Handel.

Das frisch gepflückte Theeblatt besitzt weder ein Aroma, noch würde es ein für unseren Geschmack genießbares Getränk liefern; erst durch die Zubereitung, eine Art Gärung, bekommt es den milden, angenehmen Geschmack.

Je nach der Zubereitung unterscheidet man im Handel zwei Hauptsorten des Thees.

Der **grüne Thee** wird durch rasches Erhitzen der frischen Blätter unter fleißigem Umrühren in einer eisernen Pfanne über freiem Feuer erhalten. Die Blätter bilden kleine, kugelrunde bis länglichrunde Massen von mattgrüner Farbe, die man für den Export oft noch mit Berlinerblau, Indigo, Curcuma, Thon oder Gips bläulichgrün oder graugrün färbt.

Der **schwarze Thee** verdankt seine dunkle

Farbe einer Gärung, die darin besteht, daß man ihn eine Zeitlang in Haufen aufgeschüttet sich selbst überläßt. Meistens wird dieser Thee nicht gefärbt und bildet unregelmäßig gestaltete, stielartige Fragmente.

Besonders in Rußland kennt man noch eine dritte Sorte, den sogenannten Ziegelthee, welcher bei der niedrigen Bevölkerung eine recht ausgedehnte Verwendung findet. Es ist dies ein Gemisch aller Abfälle der schlechtesten Theesorten, verdorbener und alter Blätter, von Stengelteilchen u. s. w., das mit Schafsblut vermengt und dann in Ziegelform gepreßt wird.

Nährwert besitzt der Thee bekanntlich gar nicht, sondern der wesentliche Bestandteil des Extrakts ist ein nervenanregendes Alkaloid, das Theeïn, welches chemisch durchaus mit dem Koffeïn, dem Alkaloid des Kaffees, übereinstimmt.



Kakao (Theobroma Cacao). Links oben ein Blütenzweig, rechts oben ein Stammstück mit Früchten. Unten zwei Früchte, eine im Längsschnitt, und einige Kakaosamen (Bohnen). Alles verkleinert.

Der Theestrauch wächst wild im Inneren der südchinesischen Insel Hainan und in Oberassam (Nordindien), von wo die Pflanze schon sicher 3000 Jahre v. Chr. nach China zur Kultur gelangte. Denn schon im Jahre 2700 v. Chr. wird der Theestrauch in chinesischen Werken eingehend geschildert. Weniger alt dürfte die Kultur der Pflanze in Japan sein, und von einem Alter der Kultur in Indien wissen wir überhaupt nichts. Denn es sind uns keine Namen für sie im Sanskrit erhalten.

Heute kultiviert man den Theestrauch in großem Maßstabe in China, Japan, dem ganzen nördlichen Indien, Ceylon, auf Java, in Brasilien und Centralamerika. Ferner gedeiht die Pflanze noch ganz gut auf Sicilien, in Portugal und Westfrankreich, wird jedoch dort nicht für den Weltmarkt gebaut.

Nach Europa kam der Thee erst Ende des sechzehnten Jahrhunderts und zwar zunächst als Arzneipflanze. In Deutschland tritt Thee als herba Theæ oder als herba Schack im Jahre 1657 auf. In unserem Jahrhundert findet der Thee, als Genußmittel mit dem Kaffee wetteifernd, immer mehr Anerkennung, und der Gebrauch desselben nimmt von Jahr zu Jahr ganz gewaltig zu. Am stärksten ist das Theetrinken in den nördlichen Ländern von Europa und Amerika verbreitet, wo er in den besseren Kreisen zum täglichen Bedürfnis, besonders für den weiblichen Teil der Bevölkerung, geworden ist.

Wie riesig die Theeproduktion zugenommen hat, soll nur kurz an folgendem Beispiel gezeigt werden. Im nördlichen Indien wurden im Jahre 1870 13 Millionen Pfund Thee gewonnen, im Jahre 1878 schon 37 Millionen Pfund, im Jahre 1880 gar schon etwa 70 Millionen Pfund. Seit dieser Zeit hat die Produktion noch sehr bedeutend zugenommen, ohne daß je eine Überproduktion eingetreten wäre.

Vom Thee zum Kaffee ist es ja, nament-

lich für unsere Damen, nicht gar so weit. Zunächst ein paar Worte über die schon lange kultivierte Kaffeeart (Coffea arabica von Linné genannt). Sie ist einheimisch in Abyssinien und dem tropischen Ostafrika. Erst mit der fortschreitenden Erforschung der Flora Afrikas weiß man auch, daß noch zahlreiche andere wildwachsende Arten der Gattung Coffea in diesem Erdteil vorkommen, welche zum Teil dem kultivierten Kaffee sehr nahe stehen und von denen vielleicht auch solche aus den Urwaldgebieten Westafrikas nur Formen oder Spielarten von Coffea arabica sind. Ja, in neuester Zeit hat man sogar angefangen, diese neu aufgefundenen, wildwachsenden Kaffeearten zu kultivieren, und ist schon jetzt bei einer Art, der Coffea liberica, zu ausgezeichneten Ergebnissen gelangt. Von vielen west- und ostafrikanischen wildwachsenden Arten, die zum Teil noch nicht genauer bekannt geworden sind, weiß man auch, daß sie einen ausgezeichneten Kaffee liefern, welcher an Wohlgeschmack dem kultivierten nicht nachsteht. Es dürfte also wohl nicht zweifelhaft sein, daß in nicht sehr ferner Zeit mehrere Arten kultiviert sein werden, durch deren Auswahl, Bastardierung und intensive Kultur man bald noch feinere Sorten des Kaffees erhalten wird, als wir sie jetzt haben.

Noch um die Mitte unseres Jahrhunderts galt der Kaffee allgemein für eine arabische Pflanze. Damals erst ging aus den Sammlungen Schimpers und anderer Forscher unwiderleglich hervor, daß diese Pflanze in Abyssinien massenhaft wildwachsend in den Wäldern gedeiht und auch dort in Kultur sich befindet. Auch fand man in dem Werke eines Arabers aus dem fünfzehnten Jahrhundert die Angabe, daß man in Abyssinien den Kaffee schon seit undenklichen Zeiten benutze. Aber der Anbau des Kaffees scheint sich erst spät nach den umliegenden Ländern verbreitet zu haben, wenn er überhaupt damals schon von den Abyssiniern kultiviert und nicht nur in den Wäldern gesammelt wurde, wie dies ja jetzt noch vielfach in Westafrika geschieht. Denn ein anderer arabischer Schriftsteller, ein berühmter Arzt, welcher ausgedehnte Reisen in Nordafrika und Syrien im Anfang des dreizehnten



Vanille (Vanilla planifolia).
Blühende und fruchttragende Pflanze, stark verkleinert.

Jahrhunderts unternommen hatte, erwähnt den Kaffee mit keinem Worte.

Erst am Ende des sechzehnten Jahrhunderts erhielt man die ersten Nachrichten über den Kaffee in Europa, und zwar gelangten Samen aus Ägypten in keimfähigem Zustande an, welche in botanischen Gärten herangezogen und dann beschrieben wurden. In Ägypten wurde das aus dem Kaffee bereitete Getränk C a v e genannt, welcher Name dann von allen europäischen Völkern weitergeführt wurde.

Es steht nun fest, daß der Kaffeestrauch nicht direkt von Abyssinien nach Ägypten gelangte, sondern aus Arabien oder Syrien bezogen wurde. Nach arabischen Quellen wurde wahrscheinlich im vierzehnten Jahrhundert der Kaffee nach Westasien eingeführt, und zwar durch einen Mufti, welcher den Kaffee in Persien getrunken hatte. Es scheint also, als ob damals schon ein Handel mit Kaffee existiert hätte, durch welchen dieses Erzeugnis Abyssiniens, geradeso wie Weihrauch und Myrrhen, nach dem südlichen

Asien gelangte. Von hier aus verbreitete sich der Strauch sehr rasch durch ganz Arabien und wurde von den Arabern überall, besonders um Mokka, sehr energisch in Kultur genommen und bald zu hoher Verfeinerung gebracht.

Nachdem der Kaffee einmal nach Europa gebracht worden war, wurde er auch hier rasch ein sehr beliebtes, wenn auch sehr teures Genußmittel. Bald folgte auch, wie es bei so vielen neu eingeführten Produkten im Mittelalter geschah, die Reaktion gegen den Kaffee, sein Genuß wurde bei schweren Strafen verboten, ein Verbot, das sich natürlich nicht oder nur sehr kurze Zeit aufrecht erhalten ließ.

Im Jahre 1690 gelangte der Kaffee schon auf Java zur Kultur durch die Holländer. Von dort aus kamen einige Jahre später Pflanzen nach Amsterdam, wo sie im botanischen Garten kultiviert wurden, um dann bald darauf die Reise nach Surinam anzutreten. Sie gediehen dort sehr gut und wurden der Grundstock zu der ungeheuren Kaffeeproduktion Südamerikas.

Die Kaffeepflanze ist ein kleiner, zierlicher, bis 5 m hoher Baum oder Baumstrauch, welcher aber in der Kultur, wegen der bequemeren Ernte, unter der Schere gehalten wird. Er entwickelt sich am besten, wo die Temperatur zwischen 15 bis 20 Grad C. schwankt und eine Regenmenge nicht unter 220 cm das Jahr und nicht über 330 cm zu erwarten ist, wobei allerdings vorübergehend ein erheblicher Temperaturabfall von dem Baume noch gut ertragen wird. Er ist eine ganz ausgesprochene Berg- oder wenigstens Höhenpflanze und gedeiht in den schwülen Ebenen der Tropen durchaus nicht. Er beginnt im dritten Jahre zu tragen und erreicht zwischen dem fünften und siebenten Jahre seine Vollkraft. Die gewöhnlich angenommene Durchschnittsernte von einem Pfund Bohnen für den Baum wird häufig beträchtlich überschritten; es werden nicht selten bis vier Pfund geerntet, auch zwölf Pfund sind erwiesenermaßen schon von hochgewachsenen, gut gedüngten Bäumen gewonnen worden.

Soll das Produkt tadellos sein, so müssen die Früchte völlig ausreifen; da die Reife nicht zu gleicher Zeit eintritt, so muß dreimal abgeerntet werden; die zweite Ernte ist die wichtigste, d. h. ausgiebigste. Um den Kaffee versandfähig zu machen, wendet man entweder die alte, sogenannte „trockene“, oder die sogenannte „nasse“, westindische Methode an. Bei der ersteren werden die Früchte, welche bekanntlich erst grün, dann rot, endlich bei der Reife schwarz sind und eine dünne fleischige Fruchtschicht besitzen, so lange getrocknet, bis die Hülsen bröckelig werden und zerstoßen werden können. Unter den „Hülsen“ versteht man dabei das Exocarp und Mesocarp, d. h. die weiche Fruchtschicht, ferner das Endocarp, die sogenannte Pergamentschicht, und endlich die sehr dünne Samenschale, die sogenannte Seidenhaut.

Bei der zweiten Methode bedient man sich des sogenannten Pulpers, d. h. einer Maschine, welche mittels stumpfer Zähne die Außenschichten der Frucht von der Pergamentschicht entfernt. Die so gewonnene Frucht, der Pergamentkaffee, wird, nachdem er einen Gärungsprozeß durchgemacht hat, getrocknet; endlich wird auch die Pergamentschicht abgestoßen und die Silberhaut durch den Polierapparat entfernt.

Gegenwärtig ist das erste und wichtigste Kaffee produzierende Land Brasilien, welches über 600000 Tonnen Kaffee jährlich erzeugt; dann folgen Java, Sumatra, Ceylon, das nördliche Südamerika und Centralamerika. Der jährliche Ertragswert an Kaffee beträgt auf der Erde jetzt weit über eine Milliarde Mark. Der berühmte Kaffee von Mokka ist größtenteils ausgelesene brasilianische Ware von bestimmter Form und Größe. Arabischer Kaffee dürfte kaum in den Handel gelangen.

Seit etwa fünfzehn bis zwanzig Jahren hat der Kaffeestrauch in gewissen Gegenden, besonders in Vorderindien und Ceylon, außerordentlich von dem Blattpilz Hemileia vastatrix, einer Uredinacee, zu leiden gehabt. Man sieht in den verseuchten Gegenden auf den jungen Blättern zuerst feine gelbe Fleckchen, welche sich bald vergrößern, deutlich sichtbar werden und meist in solcher Anzahl auftreten, daß das Blatt wie gesprenkelt erscheint. Das so befallene Blatt wird in seinem grünen Gewebe überall von den feinen Pilzfäden durchwuchert, und an den gelben Stellen treten dann die winzigen dunklen

Sporenhäufchen aus, durch welche die Krankheit weiter verbreitet wird. Bald fällt an einem so befallenen Stock Blatt um Blatt ab, und oft gelingt es einem Kaffeestrauch nicht einmal, seine Früchte zu reifen, auch wenn er noch überreich geblüht hat.

Diesem gefährlichen Feind gegenüber hat sich nun eine andere Kaffeeart, welche noch vor kurzem nur wildwachsend bekannt war, als sehr widerstandsfähig erwiesen, C. liberica, welche ich früher schon angeführt habe. Jetzt wird in manchem Gebiete der Erde fast nur noch C. liberica, die durch viel größere Blätter, Blüten und Früchte leicht kenntlich ist, gebaut, und fast überall werden mit ihr Versuche angestellt, deren Ergebnis es nicht zweifelhaft erscheinen läßt, daß sehr bald die sehr ertragsreiche C. liberica der C. arabica an Wichtigkeit nicht mehr nachstehen wird.

Als dritter im Bunde mag der Kakao erscheinen. Er wird gewonnen von den Samen eines niedrigen Baumes (Theobroma Cacao), der in den Urwäldern des Amazonas-Gebietes im nördlichen Südamerika heute noch wildwachsend vorkommt. Schon sehr frühzeitig wurde der Baum von den Eingeborenen kultiviert oder wenigstens geschont und weithin durch das tropische Amerika verbreitet. Denn bei der Entdeckung Amerikas fand man den Kakaobaum als Kulturpflanze schon in Mexiko, wo seine Samen wie Geldmünzen Verwendung fanden und das aus ihnen bereitete Getränk in hohem Ansehen stand. Der Name „Cacao" ist auch mexikanischen Ursprungs. Von Mexiko brachten die Spanier den Baum nach den Philippinen, wo er ganz vorzüglich gedieh. Bald breitete sich seine Kultur immer mehr aus, und jetzt fehlt er in keinem Tropengebiet mehr, wo er seine klimatischen Hauptbedingungen findet: große Hitze und Feuchtigkeit.

Bekanntlich beginnt in neuester Zeit Kamerun in die Reihe der Hauptproduktionsgebiete für Kakao zu treten, da hier alle Bedingungen gegeben sind, welche für das Gedeihen des Baumes notwendig sind, und dieser daher Samen mit einem köstlichen Aroma entwickelt.

Die kleinen Blüten des Kakaobaumes entspringen in Büscheln am Stamme und aus Knoten der älteren Äste, so daß dann die in großer Zahl entwickelten, einer kurzen aber sehr dicken Gurke gleichenden Früchte nicht den jungen Ästen zur Last fallen. Im Inneren der lederigen Fruchtschale liegen, von einem saftigen Fruchtmus umgeben, die Samen in fünf Reihen dicht übereinander, welche bei der Ernte aus den Früchten herausgenommen werden.

Nach der Vorbehandlung unterscheidet man namentlich zwei Sorten, je nachdem die Kakaobohnen (Samen) einer leichten oder kräftigen Gärung unterworfen wurden. Die reifen Früchte werden aufgeschnitten und die herausgelösten Samen sorgfältig von dem Fruchtfleisch befreit, auf Haufen geschichtet, wo sie eine schwache Gärung durchmachen, und nach ein bis zwei Tagen an der Sonne getrocknet. Oder aber die frischen Samen werden in Gruben geschüttet, vielleicht auch in große Fässer gefüllt, einer ausgiebigeren Gärung unterworfen und darauf erst getrocknet. So behandelten Kakao nennt man „gerotteten" und schätzt ihn seines milderen Geschmackes wegen höher als den „ungerotteten", welcher auch als „Sonnenkakao" bezeichnet wird.

Bei der Fabrikation des Kakao werden die Bohnen möglichst fein zermahlen; und nachdem dem Pulver der größte Teil seines Fettgehaltes entzogen worden ist, ist der Kakao des Handels fertig.

Bekanntlich bildet jetzt das Fett der Kakaobohnen, die Kakaobutter, einen von Tag zu Tag an Bedeutung zunehmenden, wertvollen Industrieartikel.

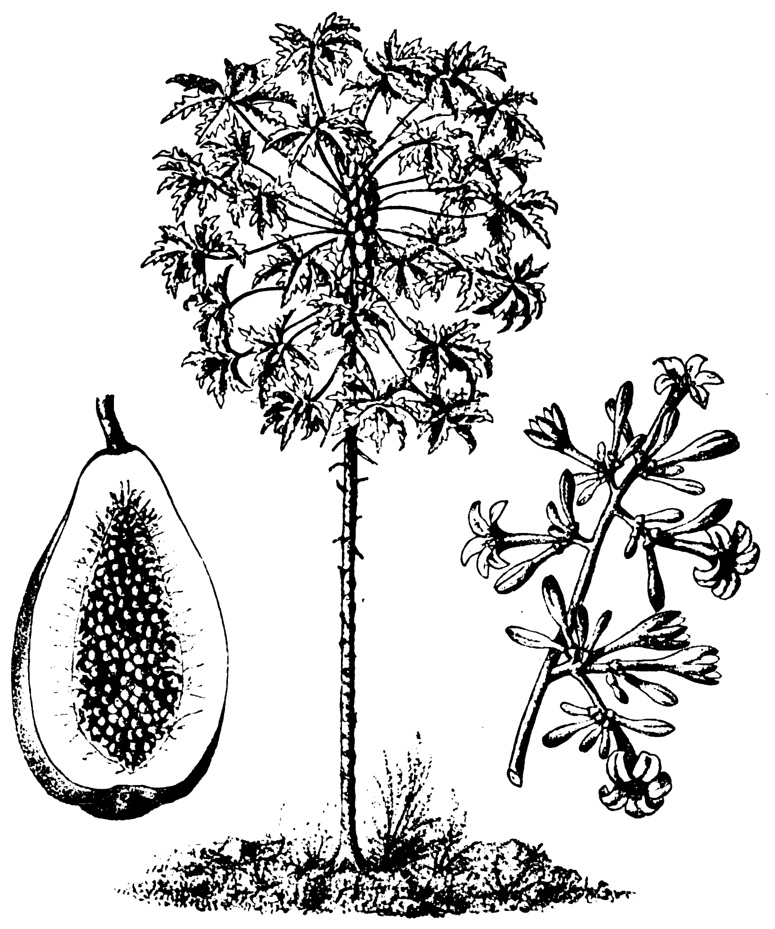
Die Vanille, der wir uns nun noch mit ein paar Worten zuwenden möchten, stammt ab von einer kletternden Pflanze, welche zu der Familie der Orchideen gehört (Vanilla planifolia). Sie ist einheimisch in Mexiko und Peru, wo sie wildwachsend in lichten Waldungen und an Waldrändern nicht selten angetroffen wird. Und doch ist die Kultur der Vanille sicher schon eine sehr alte: denn es zeigt sich, daß die Früchte der Kulturformen sehr viel aromatischer sind als diejenigen der wildwachsenden Pflanzen, was gewiß nur infolge einer zielbewußten Auswahl durch den Menschen erreicht werden konnte.

Die Vanille gehört zu den tropischen

Pflanzen, welche außerhalb der Wendekreise nicht mehr gedeihen, aber auch innerhalb der Tropen ganz außerordentlich empfindlich sind gegen starke Temperaturschwankungen. Deshalb ist es nur in wenigen Gebieten gelungen, die Vanille mit gutem Erfolge zu kultivieren.

Aber auch in solchen Gebieten, welche für die Kultur ganz besonders geeignet erschienen, wollte es anfangs durchaus nicht glücken, „Schoten" der Vanille zu erzielen. Als anfangs der sechziger Jahre die Franzosen die Vanille auf der Insel Réunion anpflanzten, gediehen die Pflanzen ganz vortrefflich und entfalteten in reicher Zahl ihre prächtigen und herrlich duftenden Blüten. Aber niemals zeigte sich anfangs ein Fruchtansatz, so daß die Kultur vollständig unmöglich schien. Und doch lag der Grund hierfür nahe genug. Da die Befruchtung der Blüten, wie bei allen Orchideen, durch ganz bestimmte Insekten erfolgt, welche auf die Gebiete des natürlichen Vorkommens der Vanille beschränkt sind und in den übrigen Kulturgebieten fehlen, so konnte natürlich niemals eine Bestäubung und damit ein Fruchtansatz erfolgen. Erst als man dies erkannt hatte und zur künstlichen Befruchtung der Vanillenblüte überging, hatte man auf Réunion Erfolge, und heute gehören Réunion und Mauritius, wo bald darauf auch mit der Kultur begonnen wurde, zu den Hauptproduktionsgebieten der Vanille. Auch in Ostafrika und in Kamerun hat man begonnen, Vanille zu kultivieren, und die erzielten Resultate berechtigen zu den schönsten Hoffnungen für unsere Kolonien.

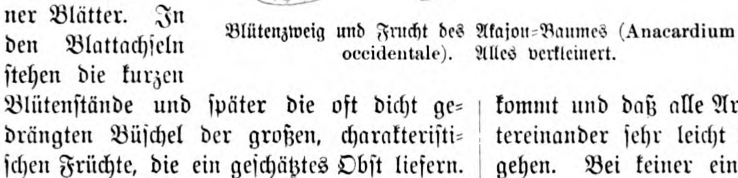
Die künstliche Befruchtung der Vanille ist sehr leicht auszuführen. Man bedient sich dazu eines zugespitzten Stäbchens, mit welchem man nur das Innere der Blüte zu berühren braucht, um den körnigen Blütenstaub auf die Narbe zu übertragen. Eine Vanillenblüte ist zwar nur einen einzigen Vormittag geöffnet, ein gewandter Arbeiter kann jedoch während dieser Zeit in einer Vanillenplantage mehrere Tausend Blüten in der angegebenen Weise behandeln. Kurz nach erfolgter Befruchtung bilden sich dann die Früchte, die sogenannten Vanilleschoten, welche noch vor der Reife abgenommen werden und nach



Melonenbaum (Carica Papaya).
Rechts ein Blütenstand; links eine Frucht, stark verkleinert, im Längsschnitt.

erfolgtem, vorsichtigem Trocknen das geschätzte aromatische Gewürz liefern.

Von den Obstpflanzen der Tropen sollen zum Schlusse folgende besprochen werden: Der Melonenbaum oder Papaya (Carica Papaya) ist eine jener auffallenden Tropenpflanzen, welche baumartig werden, obgleich ihr Stamm krautig, sehr saftig ist und man kaum von Holzentwickelung sprechen kann. Er besitzt einen kerzengeraden, nur äußerst selten verzweigten Stamm und eine prächtige endständige Krone elegant geschnittener Blätter. In den Blattachseln stehen die kurzen Blütenstände und später die oft dicht gedrängten Büschel der großen, charakteristischen Früchte, die ein geschätztes Obst liefern.



Blütenzweig und Frucht des Akajou-Baumes (Anacardium occidentale). Alles verkleinert.

Der Melonenbaum, so genannt, weil seine Früchte manchen Melonensorten nicht unähnlich sind, ist zweihäusig, d. h. der eine Baum trägt für gewöhnlich nur männliche, der andere nur weibliche Blüten. Nun lagen aber schon seit Jahrhunderten vereinzelte Nachrichten vor, daß manchmal männliche Bäume reife Früchte hervorbrachten, welche zwar schlecht von Geschmack bleiben, aber doch reife Samen hergeben. Aber erst Graf Solms trat der Frage näher, welche Ursachen für diese eigenartige Bildung wohl vorliegen könnten.

Er fand, daß in den Blütenständen solcher männlichen Bäume, welche den Besitzern als fruchttragend bekannt und auffallend waren, sich stets zweierlei Blüten fanden, welche ganz außerordentlich voneinander abwichen: normale männliche Blüten und ganz vereinzelt darunter sehr viele größere und anders geformte zwitterige Blüten (d. h. solche, welche beiderlei Geschlechter enthalten). Ferner wurde festgestellt, daß diese Zwitterblüten von Exemplaren der Alten Welt von solchen der Neuen Welt ganz verschieden waren, und daß beide den normalen Blüten der kultivierten weiblichen Pflanze nicht gleichen.

Das eingehende Studium der ganzen Pflanzenfamilie, zu welcher der Melonenbaum gehört, ergab zunächst, daß zu der Gattung Carica etwa zwanzig verschiedene tropisch-amerikanische Arten gehören, welche sich in ihren Blütenverhältnissen voneinander unterscheiden. Ferner zeigte es sich, daß nirgends die jetzt kultivierte Pflanze wildwachsend vorkommt und daß alle Arten der Gattung untereinander sehr leicht Bastardierungen eingehen. Bei keiner einzigen der wildwachsenden Arten kommen Zwitterblüten vor; wohl aber zeigten die gelegentlich vorkommenden Zwitterblüten der kultivierten Papaya Anklänge an verschiedene wildwachsende Arten, auffallenderweise jedoch jene der in den Tropen der Alten Welt kultivierten Papaya an ganz andere Arten als die im tropischen Amerika gezüchteten.

Aus seinen Studien konnte Graf Solms die folgenden Schlüsse ziehen, welche zwar in manchen Punkten noch nicht ganz sicher stehen, denen aber seit vielen Jahren niemals widersprochen wurde und die eine der geistreichsten Theorien ergeben.

Nachdem wir gesehen haben, daß die Kulturpflanze, welche wir als Carica Papaya bezeichnen, sich nirgends mit Sicherheit im wilden Zustande nachweisen läßt, daß wir aber ähnliche Formen in Mexiko und Westindien spontan vorfinden, so wird bei der in der ganzen Familie verbreiteten, ausgeprägten sexuellen Affinität (d. h. der Mög-

lichkeit der Kreuzbefruchtung) die Annahme nicht von der Hand zu weisen sein, daß Carica Papaya in ihrer jetzt vorliegenden Form der Bastardverschmelzung verschiedener, ursprünglich wilder Arten ihre Entstehung verdanke, daß sie also im wildwachsenden Zustand überhaupt nie vorkam und ein Produkt der alten Kultur Südmexikos darstellt. Denn daß sie, als die Spanier in Mexiko einrückten, schon als ausgebildete Kulturpflanze in vielen Spielarten bestand, das ist uns nur durch schriftliche Überlieferungen verbürgt.

Es braucht auch bei der Leichtigkeit, mit der bei der Gattung Carica die Fremdbestäubung zu stande kommt, eine bewußte und gewollte Züchtung seitens der Mexikaner gar nicht angenommen zu werden; die Sache kann durch unbewußte Zuchtwahl der Bastardformen zu stande gekommen sein, wenn diese nur Vorzüge vor den Mutterarten darboten. Als Anhaltspunkte nach dieser Richtung kann auf die großen Unterschiede verwiesen werden, die verschiedene Individuen der Kulturpflanze darbieten, welche eben ganz außerordentlich variieren. Ferner ist es angebracht, die eigentümlichen Zwitterblüten, welche wir gelegentlich bei Exemplaren der kultivierten Pflanze vorfinden, als Rückschlagserscheinungen aufzufassen; denn wir können uns leicht davon überzeugen, daß Bastarde, welche künstlich in unseren Gewächshäusern hervorgebracht wurden, auch in ihren Blüten ganz außerordentlich zu Rückschlagserscheinungen neigen und sich oft nach einigen Generationen teils auf die Seite der Vater-, teils auf die der Mutterpflanze schlagen.

Wie ist es aber nun zu erklären, daß die Rückschlagsbildungen der Exemplare der Alten Welt anders ausfallen und zwar durchweg anders ausfallen als die der Neuen Welt?

Wir sahen schon, daß Carica Papaya sich wohl zweifellos in Mexiko gebildet hat und von dort aus seine weitere Verbreitung antrat. Als nun der Baum nach den Antillen verpflanzt wurde, wo mehrere wildwachsende Arten der Gattung Carica vorkommen, mußten weitere Kreuzungen mit diesen eintreten, so daß also die Abstammungslinien beim weiteren Vorrücken immer kompliziertere geworden sein mögen.

Und dann kann man auch verstehen, warum die Rückschlagsbildungen an der kultivierten Pflanze in verschiedenen Gegenden so verschiedenen Charakter annehmen konnten. Denn dieser wird bedingt von dem Grade der Fixierung, welche die Korrelationserscheinungen bei der zusammengesetzten Art erlangt hatten, ferner auch von dem damit zusammenhängenden Überwiegen des Einflusses einer oder der anderen Art, deren „Blut“ der Bastard enthält, für die Formbestimmung des Rückschlages.

Wir brauchen dann bloß noch die an und für sich schon naheliegende Annahme, die Kulturart sei nach der Alten Welt zu einer Zeit übergeführt worden, in der sie noch nicht oder kaum nach den Antillen vorgerückt war und die dort vorhandenen Arten noch nicht in sich aufgenommen hatte, während sie erst nach dieser Aufnahme nach Südamerika verpflanzt wurde. Dann würden eben die in der Alten Welt beobachteten Rückschlagserscheinungen einfach auf eine andere Bastardverbindung hinweisen als die Amerikas, und letztere müßte die aus mehr Gliedern zusammengesetzte sein.

Die Früchte des Melonenbaumes sind nicht nur schmackhaft, sondern auch sehr leicht verdaulich und für einen schwachen Magen sehr zuträglich. Denn der Milchsaft, welcher in allen Teilen der Pflanzen außerordentlich reichlich enthalten ist, ist ausgezeichnet durch seinen Gehalt an Papaïn, einem peptonisierenden und Milch zum Gerinnen bringenden Ferment. Es genügt deshalb auch, um hartes oder sehr frisch geschlachtetes Fleisch mürbe und schmackhaft zu machen, Teile von Blättern oder Früchten der Papaya dem kochenden Wasser zuzusetzen. Es wäre deshalb im Interesse der Hausfrauen sehr zu wünschen, daß die Versuche, das Papaïn rein darzustellen, von Erfolg gekrönt würden.

Sodann die Banane. Die Banane ist eine häufig baumartig werdende und vier bis zehn Meter Höhe erreichende aufrechte Staude, welche eine reiche Blattkrone von mächtigen, drei bis vier Meter langen und mehr als einen halben Meter breiten Blättern trägt. Sie dürfte allgemein bekannt sein, da sie gegenwärtig häufig im Sommer auf größeren Plätzen in besonderem Kübel

aufgestellt wird. Blühend und fruchtend kann man jedoch hier niemals die Banane beobachten, da sie in Mitteleuropa nur in sehr warmen und feuchten Gewächshäusern ihre Blüten bildet.

Die Banane ist wahrscheinlich im tropischen Asien heimisch und wird sicher schon seit uralten Zeiten kultiviert. Gegenwärtig ist sie über die Tropen der ganzen Erde verbreitet und ist besonders auch in Afrika eine der wichtigsten und dankbarsten Kulturpflanzen. Die Entwickelung der Pflanze erfolgt in Gebieten, welche ihr zusagen, ganz außerordentlich rasch. Schon in drei Monaten nach der Anpflanzung hat die Banane ihre beträchtliche Höhe erreicht und beginnt zu blühen, und nach kurzer Zeit sind ihre Früchte gereift, welche in großen, sehr zahlreiche Früchte enthaltenden Fruchtständen stehen.

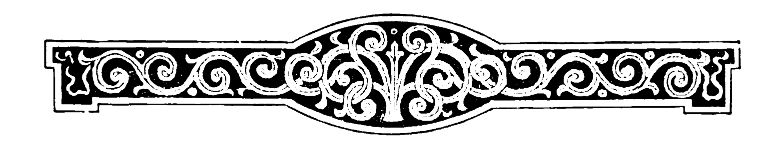
Infolge der Kultur hat man sehr zahlreiche Formen erzogen, die sich hinsichtlich ihrer Früchte ganz außerordentlich abweichend verhalten. Man unterscheidet besonders zwei charakteristische Gruppen von Kulturrassen, nämlich solche, deren Früchte stärkereich sind und nur gekocht genossen oder auf Mehl verarbeitet werden, und solche, deren Fruchtfleisch saftig und süß wird, so daß die Früchte als ein herrliches Obst geschätzt sind. Diese „Obstbananen" gelangen ja jetzt auch sehr häufig in den europäischen Handel, und oft kann man die riesigen Fruchtstände mit den schön gelben Früchten bei Delikateßhändlern beobachten.

Die besten Kultursorten haben geradeso wie bei dem Brotfruchtbaum infolge fortgesetzter, jahrtausendelanger, zielbewußter Kultur die Samenbildung eingebüßt. Die reichen, sonst zur Bildung der Samen verwendeten Nährstoffe fließen infolgedessen den Früchten zu, welche so reich an Stärke oder an Zucker werden, aber zur Fortpflanzung des Baumes nicht mehr verwendet werden können.

Der Akajou-Baum gehört zu den schönsten Kulturbäumen, da er sich durch dicken, hohen Stamm und mächtige Laubkrone auszeichnet. Die Pflanze stammt aus dem centralen tropischen Amerika, gelangte aber sehr frühzeitig schon, jedenfalls gleich nach der Entdeckung Amerikas, nach den Tropen der Alten Welt, wo sie jetzt überall kultiviert wird.

Das, was das beliebte und geschätzte Obst bildet und was gewöhnlich auch als Frucht bezeichnet wird, ist auffallenderweise der fleischig gewordene und bis zur Größe einer Birne angeschwollene Fruchtstiel, welcher von süß-säuerlichem Geschmack ist und sehr gesund sein soll. Auf dieser „Frucht" sitzt dann erst die eigentliche Frucht, welche ein hartes, nierenförmiges Gebilde darstellt und ebenfalls von Bedeutung ist, da sie gegessen wird und infolge ihres Gehaltes an ölartigen Substanzen medizinische und technische Verwendung findet. Diese Früchte werden im Handel meistens als „Elefantenläuse" bezeichnet. — —

Die im obigen beliebig herausgegriffenen Pflanzen bilden nur einen kleinen Prozentsatz der Kultur- und Nutzgewächse der Tropen, dürften aber wohl geeignet sein, ein Bild zu geben von dem ungeheuren Nutzen, den für unser tägliches Leben die Flora der tropischen Länder bedeutet.





Giosuè Carducci.

Ein italienisches Dichterleben.

Von

Aurelio Ricci.

(Nachdruck ist untersagt.)

Eine eiserne Arbeitskraft und angeborene Liebe zur Kunst, eine üppige, fessellose Phantasie, ein leidenschaftliches, heftiges Gemüt, unmäßig in Liebe und Haß, unversöhnlich im Kampf gegen alle Ungerechtigkeit und Feigheit, und dabei empfänglich für die zartesten Gefühle — das sind die Züge, welche Giosuè Carducci auszeichnen. Carducci ist ein Dichter, der die großen Kämpfe der modernen Wissenschaft mit seinem glühenden und titanischen Temperament vertritt. Und doch erreicht ihn keiner in seinem vornehmen und feinen Sinn für den antiken Geist, in seiner Fähigkeit, moderne Gedanken in klassische Formen zu kleiden, das Alte mit dem Neuen in wunderbare Harmonie zu bringen; er weiß die kriegerische Satire des Archilochus mit der tragischen Ironie von Heine, die Zartheit und Mäßigung der horazischen Gedichte mit der romantischen Kühnheit von Viktor Hugo zu vereinen; heute schenkt er uns den Hymnus an Satan, morgen die Ode „Am Clitumnus“.

Carducci scheint mir der größte lebende Lyriker Kein anderer besitzt wie er das Geheimnis der Freuden und Leiden, keiner erreicht solch eine kühne, mystische Gedankentiefe und bleibt dabei in der Form stets so geschmeidig und klar: eine Vereinigung, in der sich die Verwandtschaft zwischen unserem Dichter und Richard Wagner zeigt. Carducci besitzt den gesunden Instinkt, der ihn von jener krankhaften französischen Reizbarkeit, die sich in mühsamen Kleinschilderungen aufreibt, fernhält; sein echt italischer Geist führt ihn bezaubert zurück zur großen griechisch-römischen Vergangenheit, nicht um kalte, begrabene Formen wiederherzustellen, sondern um die Antike mit modernen Gefühlen zu durchdringen und zu neuem Leben zu erwecken.

Die Heimat Carduccis, Toskana, erklärt uns seine künstlerische Richtung. Hier leben die großen italienischen Traditionen, hier hat die Kultur der Renaissance die höchste Vollendung erreicht; die meisten italienischen Künstler sind entweder hier geboren, wie Dante und Michelangelo, oder sie haben, wie Raphael, erst hier die volle Entwickelung ihres Wesens erreicht. In Toskana und in Mittel-Italien überhaupt bildet sich recht eigentlich der harmonische, gesunde, heidnische Kunstsinn des Italieners. In den Nebeln von Nord-Italien wird der Volkscharakter dem der Franzosen nahe gebracht; es zeigen sich dort schon Spuren von Mysticismus, Neigungen zur Reflexion, die nicht mehr südlich sind. Die quälende Hitze in Süd-Italien giebt den Einwohnern eine spanische Sinnesart: Aberglaube, Fanatismus, geistige Unselbständigkeit; dort finden wir nicht mehr die echt italienische Frische, Geistesharmonie und Toleranz. Wäre Carducci nicht in Mittel-Italien geboren, so wäre er niemals der große Dichter geworden.

In Valdicastello, einem kleinen Orte in den Maremmen, kam Giosuè am 27. Juli 1836 als Sohn eines Arztes auf die Welt. Schon früh las er die Alten, das „Befreite Jerusalem“ von Tasso, die „Geschichte der

französischen Revolution“ von Thiers, die „Römische Geschichte“ von Rollin, die „Hölle“ von Dante. Sowohl er wie einige Kameraden wurden besonders von der Lektüre von Thiers und vom guten Rollin angeregt; sie spielten Pantomimen, in denen es an Steinwürfen und Stockschlägen nicht fehlte und die Kämpfe der Römer sowie der französischen Revolution dargestellt wurden. „In diesen Vorstellungen,“ schreibt Carducci, „wurde die historische Wahrheit nicht mit dem Pedantismus eingehalten, der die dramatische Wirkung zu verderben pflegt. Mit welchem Hagel von Kieseln bewarf ich eines Tages Cäsar, der im Begriffe stand, den Rubico zu überschreiten! Diesmal mußte sich der Tyrann flüchten mit seinen Legionen, wohin weiß ich nicht, und die Republik ward gerettet. Aber am Tage nachher überfiel mich Cäsar in einem Gebüsch; er behauptete, es wäre der Wald der Furien und er selbst wäre Opimius. Ich hatte gut gegen den Anachronismus protestieren und mich für Scipio Emilian auszugeben; er ließ mich wie einen Gracchus durch seine Bogenschützen herausziehen und erbarmungslos durchhauen, während ich verlangte, er sollte wenigstens der Geschichte treu bleiben und mir gestatten, mich von meinem Sklaven umbringen zu lassen. Wie sie schlugen und lachten, diese verruchten Bogenschützen! Ich rächte mich übrigens bald und in historischer Weise, indem ich einen Stall erstürmte, der die Tuilerien darstellte, und der Volkswut gegen die Schweizer, die Ludwig XVI. besoldet hatte, freien Lauf ließ.“

Der Vater von Giosuè war Manzonianer, d. h. katholisch gesinnt, und liebte diese klassischen Reminiscenzen nicht. Er sperrte seinen Sohn ein und gab ihm drei Bücher zu lesen: die „Katholische Moral“ von Manzoni, die „Pflichten des Menschen“ und das „Leben eines Heiligen“. Die Folge war vorauszusehen: Carducci faßte einen „catilinarischen Haß“ gegen diese unbedeutenden Werke. Er stellte sich ans Fenster und sagte klassische Verse auf, während seine Feinde, die Schützen von Opimius und die Schweizer von Ludwig XVI., ihn von der Straße her auslachten und mit Äpfeln bewarfen.

Mit diesem Sinne für Poesie erwachte in dem Knaben schon früh die Schaffenslust; mit elf Jahren schrieb er Verse. „Doch,“ schreibt er weiter, „den wirklich ersten Schritt mit der festen Absicht zu sündigen, welche jedoch nicht zur Ausführung kam, machte ich im Jahre 1852. An einem Julitage hatte ich den Mut, in allen Metren, die mir durch den Kopf gingen, eine romantische Novelle zusammenzubringen. Ich betitelte sie ‚Liebe und Tod‘. Es war ein wenig von allem darin: ein Turnier in der Provence, der Raub der Königin des Turniers durch den Sieger, ein italienischer Ritter, eine Flucht mit Zwiegesprächen bei Mondschein unter Tannen, der Bruder der nicht mehr jungfräulichen Jungfrau, welcher die Liebenden in Neapel einholte, ein Duell, der Tod des Liebhabers und die Einkleidung der Liebhaberin als Nonne, ihr allmählich eintretender Wahnsinn und darauf folgender Tod.“

Im Jahre 1849 war der Vater nach Florenz übergesiedelt, wo der Jüngling seine Ausbildung zuerst in einer Priesterschule erhielt, um später auf der Universität Pisa Philologie zu studieren. 1857 wurde er Lehrer der Rhetorik am Gymnasium von San Miniato al Tedesco bei Florenz. In dem Städtchen San Miniato, wohin zugleich mit Carducci zwei seiner Studiengenossen von Pisa als Lehrer berufen wurden, mieteten die drei Gefährten zusammen ein Häuschen vor der Porta Fiorentina, dem sie den Beinamen „Weißer Turm“ gaben; in der Nachbarschaft war es als das „Lehrerhaus“ bekannt und bald in bösem Leumund wegen des Lärms, welcher Tag und Nacht daraus erklang. An Sonntagen kamen die Freunde aus Florenz: Nencioni, Chiarini und Gargani, und dann hallte aus dem weißen Turm noch fröhlicheres und lauteres Leben. Doch trotz aller übersprudelnden Jugendlust, trotz Gesang und Becherklang wurden auch die ernsteren Studien unermüdlich fortgesetzt. Die Schriftsteller, welche Carducci damals bevorzugte, waren: Virgil, Horaz, Tacitus, Dante, Tasso, Petrarca; später wandte er sich den hervorragenden Prosaisten des vierzehnten, fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts zu, besonders den Trecentisten, „jenen Zeugen frischen Lebens eines jungen, starken, freien Volkes, als es Geist, Phantasie, Leidenschaft, Wahrhaftigkeit und Würde

besaß wie nie wieder." Aus diesen langen und vielseitigen Studien zog Carducci viel Material für seine poetische Form. Den größten Einfluß übte Horaz auf ihn aus. Betrachten wir sein gesamtes späteres Werk, so finden wir, daß die originellsten und einheitlichsten seiner Schöpfungen diejenigen sind, deren Geheimnis ihm der venosinische Dichter enthüllt hat. Da, wo er absichtlich die horazischen Oden nachahmt, ist er manchmal sogar origineller als in anderen Gedichten, wo er niemanden nachahmen will.

Indem nun die jungen Leute in San Miniato mit glühendem Eifer die klassischen Studien betrieben, bildeten sie eine Art antiromantischer Zunft; sie lehnten sich gegen die fromme, weinerliche Schule der Manzonianer auf, die damals in Italien maßgebend war.

Seine ersten Gedichte hatte Carducci im Jahre 1857 unter dem Titel „Juvenilia“ veröffentlicht; später folgten zunächst die „Levia Gravia“, die bis zum Jahre 1867 reichen, und die „Decennalia“ (1860 bis 1870). Die „Juvenilia“ enthalten noch vieles Minderwertige. Auch Carducci war nicht von vornherein der Künstler, der er geworden ist. Wie alle begabte Jugend begann er als Nachahmer und als Sklave der Sinnlichkeit, die der Künstler sich botmäßig zu machen hat. Ein Jüngling kann nicht originell sein: selbst Goethe und Shakespeare waren es nicht; ein Jüngling kann seine Sinnlichkeit nicht künstlerisch objektivieren; er braucht, wie Schiller, wie Heine, die Kunst als Vehikel seiner Sinnlichkeit. Die „Juvenilia“ sind fast alle so unreif wie die meisten Leipziger Gedichte Goethes.

Im Jahre 1860 wurde Carducci am Lyceum von Pistoia als Lehrer für Griechisch und Latein angestellt und wenige Monate darauf als Professor der italienischen Litteratur an die Universität Bologna berufen; also schon mit dreiundzwanzig Jahren erhielt er diese Stelle, an der er seitdem ununterbrochen bis heute wirkt.

Kurz nach den „Juvenilia“ erschienen drei politische Gedichte: „An Viktor Emanuel“, „An das Kreuz von Savoyen“ und „Das Plebiscit“; mit diesen warf sich der Dichter mitten in die Stürme jener für Italien so reich bewegten Zeit und feierte in Viktor Emanuel den Befreier seines Vaterlandes. „Gott schütze dich,“ heißt es in dem zweiten Gedicht zum Schluß jeder Strophe, „teures Banner, unsere Liebe und unsere Freude, weißes Kreuz von Savoyen, Gott schütze dich und den König!“

„Nach dem Jahre 1861,“ schreibt Carducci, „faßte ich den weisen Entschluß, die Verse beiseite zu lassen und mich ganz den philologischen und litterarischen Studien zu widmen.“ Seine Vielseitigkeit ist merkwürdig. Er hat sich nicht nur als Dichter, sondern auch als Gelehrter, besonders als Litterarhistoriker ausgezeichnet. Daß die Gelehrsamkeit bei ihm die Inspiration nicht verhindert, sondern bestärkt, darf uns nicht wundern. War Dante, war Goethe nicht ein lebendes Lexikon? Carduccis Gaben als Historiker und Kritiker, vereint mit dem edlen Bewußtsein des Mannes und des Künstlers, haben dazu beigetragen, die Form seiner Poesie beständig zu veredeln, klarer, reiner, klassischer zu gestalten. Seiner Bildung verdankt Carducci, daß er seine Eingebung ebenso aus der alten wie aus der modernen Kultur geschöpft hat; letztere allein hätte ihm nicht die Reinheit des Ausdrucks, der Umrisse und Figuren verliehen: in ersterer hätte er nicht jene Vielseitigkeit und Tiefe der Gedanken gefunden, die unsere Zeit auszeichnet und der er nach Goethe und Wagner einen so mächtigen Ausdruck verliehen hat. Wie bei dem Faust-Dichter und dem Meister von Bayreuth, trägt bei Carducci die Bildung — allerdings erst in den „Odi barbare“ — dazu bei, die Phantasie zu bereichern, mächtiger und bewußter zu machen. Wenn man bedenkt, daß unsere Zeit durchaus kritisch ist, daß die ganze erkennbare Welt von der positiven Wissenschaft erforscht wird, wird man begreifen, wie auch die Lyrik gewissermaßen objektiv werden muß, wie sie ihren Inhalt und ihre Motive aus der Wirklichkeit der Dinge nimmt, aus den Thatsachen der Geschichte. Gerade weil Carducci auch Historiker und Gelehrter ist, konnte er von der wilden Satire, von den Schmähreden und Parteikämpfen der früheren Gedichte zu der lauteren, vornehmen Poesie der „Odi barbare“ übergehen. Als Gelehrter erkannte er, daß jene Form, die nur aus politischen, zeitlichen Ereignissen hervorging, nicht lange leben konnte.

Wenn nun Carducci seine gelehrten Studien weiter trieb, so gab er doch bald den Entschluß, die Poesie zu verlassen, wieder auf. „Wenn die alte Liebe mich wieder zum Sündigen verleitete, so that ich es wenigstens verkappt, unter dem Pseudonym ‚Enotrio Romano‘, um durch die Verse nicht dem Ansehen zu schaden, das mir vielleicht meine Prosa gab. So wurden die ‚Levia Gravia‘ geschrieben; man sieht darin den Mann, der weder an die Poesie noch an sich selbst glaubt und doch versucht.“

Die „Levia Gravia“ sind tiefer als die „Juvenilia“; das Studium der italienischen Klassiker hat dem Dichter manche Frucht getragen; die Kunst der Nachahmung ist groß, bleibt aber doch auch in diesem Falle eine Kunst untergeordneten Ranges.

In seinen früheren Gesängen von Thatendrang und Kampfeslust beseelt, neigt sich Carducci hier jener Resignation zu, die als erschütternder Grundton die Weisen des unglücklichen Leopardi durchzieht. Doch giebt sich Carduccis kräftiges Naturell stets nur vorübergehend diesem Gefühle hin; der innewohnende Thatendrang läßt den Dichter nicht in stumpfem Quietismus versinken. Vor allem ist es eine politische Überzeugung, die ihn zum Kampfe anreizt. Ungestüm, doch schwerlich ergreifend, klingt aus allen Liedern der Zorn des Patrioten, welcher erleben mußte, daß — den diplomatisch-klugen und deshalb unpoetischen Rücksichten auf die Verträge mit Frankreich folgend — die Truppen Viktor Emanuels gegen die Freischaren Garibaldis kämpften, der den tollkühnen Vorsatz hegte, die Franzosen aus Rom zu vertreiben. Die vorsichtige Politik der konservativen Regierung erscheint dem Dichter, der in Phantasien von Rom schwelgt und keine politische Klugheit besitzt — wer wird auch dies von einem Dichter verlangen? —, als feige Schwäche. Aus Erbitterung ist Carducci ganz Republikaner geworden. Seiner Begeisterung für Viktor Emanuel sind Enttäuschung und Wut gefolgt, die nach ein paar Jahren in dem „Giambi und Epodi“, einer Sammlung politischer Satiren, zum schärfsten Ausdruck kommen.

Unerbittlicher Kampf! Das ist Carduccis Losung in jener Zeit. Der Kampf war teils ein politischer, teils ein litterarischer. Einerseits hat Carducci die (in Wirklichkeit unvermeidlichen) Schwächen des Volkes und der Regierung in der Zeit der Entwickelung und Bildung des Königreiches durch bittere Satiren gegeißelt und unermüdlich auf das eine, heiß ersehnte Ziel eines freien, von fremden Machteinflüssen unabhängigen Italien mit Rom als Hauptstadt hingewiesen; andererseits hat er in die nach Inhalt und Form verweichlichte italienische Poesie frische Kraft und Lebensfähigkeit gebracht. Von diesen beiden Seiten seines Strebens interessiert uns erstere wenig, denn die politischen Gedichte Carduccis stehen an ästhetischem Gehalt lange nicht auf der Höhe der übrigen und sind meistens in unerquicklichem Parteiton gehalten.

In dem litterarischen Kampf, in dem sich das Talent unseres Dichters immer reicher entfaltet hat, wurde ihm der Sieg ebenso schwer gemacht wie jenem anderen großen Streiter, Richard Wagner, im Kampf um das Musikdrama. Fast zwei Jahrzehnte vergingen, ehe Carducci durchdrang zu dem Rufe des bedeutendsten lebenden Dichters Italiens, und auch dann erfuhr er — wie auch Wagner noch zu unseren Tagen — mancherlei Angriffe. Aber seiner titanischen Natur war der Kampf bis zu den reiferen Jahren Bedürfnis und Bethätigung seiner Kraft; die Opposition war sein Lebenselement, ohne sie fühlte er sich, seinen eigenen Worten nach, „wie ein Fisch außerhalb des Wassers“.

Diese litterarische Revolution war nötig. Im Gegensatz zu der lebendigen geistigen Teilnahme der ganzen italienischen Nation an den politischen Ereignissen war das Vierteljahrhundert von 1850 bis 1875 äußerst arm an hervorragenden dichterischen Leistungen. Die großen Zeiten der Romantik waren vorbei, man schuf nur noch zahlreiche flache und inhaltsleere Nachahmungen. Die religiösen Hymnen und Kanzonen, welche katholische Dogmen und ascetische Entsagung verherrlichten, hatten ebenso wie die seichten, idealistischen Liebeslieder das Publikum eingeschläfert; wenn einmal die Poesie, wie in den Versen Giovanni Pratis und Emilio Pragas, scheinbar kraftvollere Töne fand, so glichen diese mehr dem Spektakel der früheren Verdischen Opern als der majestäti-

schen Kraft von Beethoven: es war ein äußeres Gewand, um die Leere des innewohnenden Geistes zu verdecken.

Carducci ist in einem besonderen Sinne der Vertreter seiner Zeit und seines Volkes. Die Anfänge seiner dichterischen Thätigkeit fielen mit der Wiedergeburt der italienischen Nation zusammen, welche auch eine neue Art von Poesie erforderte. Die Demut von Manzoni, die Verzweiflung Leopardis waren für eine Epoche politischer Sklaverei geeignet; doch die Zeit der Freiheit kam heran und erforderte eine kampflustige, lauttönende, fröhliche Poesie. Da der Papst hartnäckig an seinem weltlichen Besitz hing, mußte der nationale Dichter auch antiklerikal sein.

* * *

Wir gehen jetzt zu dem ersten Carduccischen Gedichte über, dem wir nähere Aufmerksamkeit schenken wollen, nicht sowohl wegen seines poetischen Inhaltes, der noch mangelhaft ist, sondern wegen der großen Bedeutung, die es in der Entwickelung unseres Dichters hat. Es ist der berühmte „Hymnus an Satan“, ein Kampfgesang auf religiös-philosophischem Gebiete, aus fünfzig vierzeiligen Strophen bestehend, in einer Septembernacht 1863 mit einem Wurf zu Papier gebracht, das erste Werk, das den Ruf des bis dahin nur seinem engeren Vaterlande bekannten Dichters durch ganz Italien trug. Kein Wunder, denn von der farblosen italienischen Dutzendlyrik waren Strophen wie diese — ich teile sie nach der Übersetzung von Wilhelm von Schnehen mit — nicht wenig verschieden:

Heil dir, alles Daseins
Urquell und Ziel,
Materie und Geist,
Vernunft und Gefühl!

Wenn droben am Berg
Hochzeitlich es webt
Und heimlich gebärend
Die Ebene bebt,

Ertönt dir entfesselt
Mein jauchzender Sang;
Dich, Satanas, ruf ich
Beim Becherklang.

Dir lebte, o Ahriman,
Astarte, Adon,
Die Leinwand, der Marmor,
Papyros und Thon,

Als lind von jonischen
Lüften umhaucht,
Die Göttin dem Schaume
Des Meeres enttaucht . . .

Sieh, Zuflucht in Hütten
Das Volk dir gewährt,
Und treu dich als einen
Der Laren verehrt . . .

Und Mitren und Kronen
Erzittern schon,
Vom Kloster her donnert
Die Rebellion.

Wie Luther verwegen
Die Kutte zerreißt,
Zerreiß deine Fesseln,
Menschlicher Geist!

Was naht sich?! ein Ungetüm
Grausig und hehr!
Die Länder durcheilt es,
Durcheilet das Meer,

Dehnt wie der Sturmwind
Den Odem aus.
's ist Satan, ihr Völker,
Hinfährt er im Braus.

Heil Satan, du rächende
Macht der Vernunft,
Du Geist der Empörung,
Von uns, deiner Zunft!

In diesem Gesang hatte der Dichter alle seine Erinnerungen, alle seine Leidenschaften, die ihm vom Herzen zum Kopf gestiegen waren und sich in Gedanken und Überzeugungen verwandelt hatten, ausgedrückt: die „Katholische Moral“, das alte Rom, die französische Revolution, die heidnischen Götter, die Theorie der Rehabilitation des Fleisches, die Geschichtswerke und besonders die „Hexe“ von Michelet, eine Litanei von Baudelaire, das „Verlorene Paradies“ von Milton.

Nach der Veröffentlichung ging ein Sturm — auf der einen Seite des Beifalls, auf der anderen der Entrüstung — durch Italien, der noch stärker anschwoll, als im Jahre 1869 eine Bologneser Zeitung mit furchtbarer Ironie das ökumenische Konzil, das sich um den Papst versammelte, mit dieser Hymne begrüßte. Italien mußte anerkennen, daß es einen Dichter besaß, einen Dichter voll von mächtiger Leidenschaft, die ihre eigene mächtige Form gefunden, mit den alten Überlieferungen der Mäßigung für immer gebrochen hatte. „Satan,“ so erklärte Carducci später die Bedeutung seines Gedichts, „ist für die Asceten die Schönheit, die Liebe, das Glück. Jenes arme Nönnlein



Giosuè Carducci.

wünscht sich einen Blumenstrauß? In diesem Strauß ist Satan. Jener Klosterbruder erfreut sich an einem Vögelchen, das in seiner einsamen Zelle singt? In diesem Gesang ist Satan. Für die Theokratiker ist Satan ferner der aufstrebende Gedanke, Satan die Wissenschaft, die experimentiert, Satan das Herz, das glüht, Satan die Stirn, auf der geschrieben steht: ich beuge mich nicht! Satanisch sind die Revolutionen, die Europa brachte, um aus dem Mittelalter herauszukommen, dem irdischen Paradiese dieser Leute. Alles das ist satanisch, die Freiheit des Gewissens und des Kultus, die Preßfreiheit, das allgemeine Stimmrecht natürlich inbegriffen."

Auch in dem religiösen Standpunkt zeigt sich Carducci als Sohn seines Vaterlandes. Die Italiener werden als das unchristlichste Volk Europas angesehen. Die Religion ist in Italien bei den gemeinen Klassen meistens roher Aberglaube; bei den mittleren und höheren bleibt sie, wenn sie überhaupt Spuren zurückläßt, fast stets auf die äußeren Werke beschränkt, die aus überlieferter Gewohnheit weitergeführt werden, ohne daß man daraus irgend einen Lebensgrundsatz zöge oder ihnen eine wahre und tiefere Bedeutung beimäße. Dieser Zustand besteht seit Jahrhunderten und ist der Hauptgrund, weshalb Luthers Reformation sich in Italien nicht festsetzen konnte. Auch die lange Reihe

von Gelehrten und Volksmännern, die dem Katholicismus in Italien Opposition gemacht haben, wie Arnold von Brescia, Dante, Savonarola, Paolo Sarpi, Pietro Giannone, Vittorio Alfieri, haben mit ihren kühnen Gedanken in den weiteren Kreisen des Volkes keinen Eingang gefunden, wenigstens nicht zu ihren Lebzeiten. Sie scheiterten an der Unwissenheit der Geringen und an der Gleichgültigkeit der Hochgestellten. Dürfen wir uns da wundern, wenn Carduccis Gedichte nicht unmittelbares Eigentum des Volkes werden und ihre Wirkung nur auf die im geistigen Sinne „oberen Zehntausend“ ausüben? Freilich liegt der Grund davon nicht nur in Carduccis religiösem Standpunkt, sondern auch in seinem litterarischen Charakter. Denn in seinen Gedichten verleugnet sich nur selten der Gelehrte, dem historische und mythologische Anspielungen unwillkürlich aus der Feder fließen — wie wir in dem Hymnus gesehen haben —, und seine Prosa hat er nie, wie die meisten modernen Schriftsteller, in den Dienst des Romans und des sensationellen Dramas, sondern stets in den der Litteraturgeschichte und Kritik gestellt.

Wir haben aus Carduccis Bemerkungen zum Hymnus ersehen, wie er sein doppeltes Ideal als heidnischer Dichter und als Vorkämpfer der modernen Revolutionen, der Reformation und der Wissenschaft darlegt, und wie er dieses doppelte Ideal einerseits dem christlichen Ascetentum, andererseits dem göttlichen Rechte der Monarchien und des Papsttums entgegensetzt. Doch gerade in dieser Doppelheit liegt der Fehler des Gedichts. Die Emancipation des Fleisches und der Rebellionsgeist haben durchaus nicht immer gemeinsame Sache gemacht. Die Geschichte weist viele puritanische Rebellen auf, nicht nur in England, sondern auch im alten Rom, das Carducci so sehr verehrt. Die Reformation richtete sich gegen die zierliche Verweichlichung und das Heidentum der Renaissance. Luther vertrat gewiß nicht das heidnische Epikureertum und den ungläubigen Rationalismus; die mittelalterliche Scholastik haftete noch sehr an ihm. Was würde er dazu sagen, wenn er sich mitten in dem Getümmel fände, das sich hinter dem Triumphwagen Satans drängt?! Hat er doch selbst das Tintenfaß gegen den Feind Gottes geschleudert; so sehr war er, der Reformator und tapfere Glaubensheld, davon entfernt, die rächende Kraft des Heidentums darzustellen! Der historische Charakter von Carduccis Satan muß einem dunkel und verworren erscheinen. Als dichterische Conception entspricht er nicht jenem Begriff des Wahren, Bestimmten, Zweckmäßigen, das die Vollendung der künstlerischen Schönheit bedingt.

Es wäre aber ungerecht, wenn wir mit diesem Urteil unsere Kritik beschlössen. Der Hymnus hat jedenfalls viel Gutes gethan, da er den edelmütigen Protest der Natur gegen den ascetischen Wahnsinn vertritt. Hierin besteht der ewig gesunde, wissenschaftliche Charakter der Antike, der beste Teil der italienischen Kultur und der ganzen modernen Civilisation, und es war Zeit, daß auch die italienische Lyrik diese Richtung einmal vertrat; es war Zeit, daß unsere Dichter sich eines alten Aberglaubens entwöhnten, und daß den romantisch-mystischen Anwandlungen so vieler christlicher Schlucker, die im heiteren Lande der Musen Psalmen leierten, männlich epikureische Verse antworteten. Mögen wir uns mit den ersten Bestrebungen der neuen litterarischen Schule nicht befreunden — wir müssen doch zugeben, daß die Revolution unvermeidlich war; daß sie die italienische Poesie gerettet, mit neuen, reichen Mitteln ausgerüstet hat und, ohne den modernen Standpunkt zu verlassen, zu den Urquellen der Litteratur und zur majestätischen Reinheit der Klassiker zurückgekehrt ist. Das sind schon an sich große Dinge; und, was noch viel mehr ist, sie öffneten den Weg zu einer großen Zukunft. Denn die Gewalt der Auflehnung verging; ihre Früchte blieben und können nur gute sein, da sich der Aufstand gegen den Verfall und die Fäulnis richtete.

Auf eine Thatsache müssen wir hier aufmerksam machen. In den Jahren 1869 und 1870 widmete sich Carducci mit Macht deutschen Studien, indem er aus Schiller, Goethe, Heine, Platen übersetzte; er übersetzte wörtlich und in Prosa, nur zu seiner Übung. Dieses Studium der deutschen Litteratur trug wesentlich zu der wunderbaren Entwickelung bei, dank welcher Carducci so

rasch in die Höhe stieg, um dann mit den „Odi barbare“ der europäischen Litteratur eine neue lyrische Form zu schenken.

* * *

Einen gewissen Fortschritt weisen die „Nuove Poesie“ (1873) auf. Die besten darunter sind das „Maremmenidyll“ und die „Hellenischen Lenze“, in denen die dichterische Begeisterung endlich nicht mehr durch die Parteikämpfe getrübt wird und eine Melodie der Sprache entwickelt hat, die keine Übersetzung vollkommen wiederzugeben vermöchte. In der meisterhaften Übertragung von Paul Heyse kommen wir indes dem Original am nächsten. Plastisch wie eine antike Statue und dabei farbenhell wie ein Rubens tritt die blonde Maria der Maremma-Idylle vor uns hin, auf dem Hintergrunde des gesunden, einfachen Bauernlebens im Stile des alten Latiums:

Wie mir des neuen Frühlings ros'ger Strahl
Ins Zimmer flutet, lächelst du mir zu,
Blonde Maria, plötzlich noch einmal.

Wo weilst du jetzt? Nicht unvermählt geblieben
Lebst du mit Seufzen hin; o sicher mußt
Du glücklich sein und Mann und Kinder lieben.

Die stolz gewölbte Hüfte, diese Brust,
Die von dem Fürtuch kaum sich ließ bezwingen,
Verhießen allzu süße Liebeslust.

Ich weiß, daß starke Kinder daran hingen,
Die jetzt, belohnt durch einen Blick von dir,
Dem wilden Roß keck auf die Kruppe springen.

Wie warst du schön, o Mädchen, wenn du mir
Entgegenkamst durch wall'nde Saatenfluren,
In Händen einen Kranz von bunter Zier,

So hoch und lachend! Aus den Wimpern fuhren
Wildscheue Blitze, wenn du tief und groß
Die Augen aufschlugst, leuchtend und azuren.

Beinahe einzig in der modernen italienischen Poesie ist in diesen „Neuen Gedichten“ die lyrische Verherrlichung des Weines; man wird an die Alten, an die besten der unzähligen deutschen Trinklieder erinnert, was freilich dem Dichter seine nüchternen Zeit- und Landesgenossen nicht verziehen haben. Ist doch ihrer gesitteten Anständigkeit das Gefühl für das Poetische in der Bacchusgabe ganz abhanden gekommen.

Indes treten in den „Nuove Poesie“ noch viele Fehler hervor. Die Nachahmung ist an vielen Stellen unverkennbar. In den Versen Carduccis ertappt man leicht ein Bild oder eine Redensart bald von Lucrez oder Catull, bald von Tibull oder Virgil, bald von Dante, Petrarca oder Tasso. Und dabei entfaltet der Dichter noch nicht die Assimilationsgabe, die in den „Odi barbare“ stets zu Tage tritt: in den „Odi barbare“ schreitet sein Gedanke mitten in den klassischen Reminiscenzen frei und schrankenlos einher; das Bild und die Wendung eines anderen, die ihm während der Komposition in den Sinn treten, entspringen seinem Geiste mit einem so ausgeprägten Stempel seiner gebieterischen Persönlichkeit, fügen sich mit solcher Natürlichkeit zu seinen übrigen Bildern und Redensarten, daß man keine Nachahmung bemerkt. Nun tritt ja auch in den „Nuove Poesie“, selbst wenn der Dichter fremde Elemente anwendet, stets eine kräftige, gedrungene Eigenart des Ausdrucks hervor; doch sind wir noch fern von der wunderbaren Einheit der „Odi barbare“. Das Gemengsel der klassischen Gelehrsamkeit und das Überwiegen der Nachahmung machen einen unerfreulichen, gemischten Eindruck.

Der Hauptfehler der „Nuove Poesie“ liegt in dem Vortreten zweier Elemente, die in den „Odi barbare“ glücklicherweise nur noch selten erscheinen und stets ästhetischen Zwecken untergeordnet sind: der Satire und der Politik. Daher finden wir neben einigen mächtig einherwogenden, krystallhellen Fluten, wie in den Versen über die blonde Maria, sehr viel seichtere Stellen, wo der Strom sich erweiternd zu versanden droht und trüb und schlammig wird. Carducci war der junge, wilde Meisterschütze einer neuen Heerschar, und jedes seiner Gedichte mußte als tödlicher Pfeil in das feindliche Lager fallen. So ward er dazu verleitet, das Maß zu überschreiten, im Vers und im poetischen Ausdruck das Parteivorurteil fühlen zu lassen und seinen Gedichten jene frische, duftende Unbefangenheit zu nehmen, die uns in den Werken junger Künstler zu entzücken pflegt. Wenn Jugend, in der Kunst wie im Leben, Kraft und Freiheit bedeutet, fühlt man, daß die von Carducci in seinen vierziger Jahren verfaßten Gedichte jugendlicher sind, als die er mit zwanzig Jahren schrieb. Grausam, unerbittlich schüttet er in den „Neuen Gedichten“ seinen Köcher aus, auch

über brave Leute, die's nicht verdient hätten. Daß er sich ein großes, mächtiges Vaterland wünschte, kann man ihm nicht verargen. Aber er konnte seinen edlen Gedanken in edlerer Weise ausführen und sich von dem kleinlichen Groll fernhalten, den man auch vom rein künstlerischen Standpunkte nicht loben kann; denn keinem unter seinen Opfern wußte Carducci die Bedeutung und das Maß einer typischen Gestalt zu geben. Es fehlt ihm die Gabe, die Molière, Béranger, Heine, Parini, Giusti in so hohem Maße besitzen, die Gabe, mit zwei Federzügen ein groteskes Profil zu zeichnen, das sich einem ins Gedächtnis einprägt und fürs ganze Leben darin haften bleibt. Glimpflich geht Carducci nie vor, wo er litterarische oder politische Gegner geißelt. Humor im eigentlichen Sinne besitzt er durchaus nicht, seine Satire ist grausam und bissig bis zum Äußersten und bietet nur zu oft statt der witzigen Pointen, die bei jenem anderen Toskaner, Giuseppe Giusti, so schlagkräftig wirken, Wendungen von einer Grobheit, die in dem melodischen Idiom seiner toskanischen Heimat doppelt auffällt. Die Verrenkungen und Verdrehungen, in denen sich Carducci in seinen klassischen Schmähreden gefällt, widerstreben dem Charakter der Satire, die — Giusti hat uns unsterbliche Beispiele davon gegeben — unbefangen und gewandt, wie eine gegürtete und geschürzte Amazone, einherschreiten soll. Wenn es eine dichterische Gattung giebt, wo die Form tadellos sein muß, so ist es die Satire; denn alles, was im Gedanken unlogisch, in den Bewegungen hart und liederlich ist, kehrt die Spitze gegen den Dichter.

Solche Gefühle wie die politische Entrüstung von Carducci dürfen nicht an der Wirklichkeit kleben bleiben, der Dichter muß sie künstlerisch verklären, vor allem, er darf sich nicht in den Dienst der Partei begeben. Auch muß er sich von dem unmittelbaren Gefühle selbst zu befreien wissen: Zorn und Entrüstung mögen Gegenstand der Poesie sein wie Schmerz und Liebe; aber Gegenstand, nicht Ausdrucksmittel. Auch Dante war ganz Parteimann, aber die Erbitterung ging nie mit ihm durch. Carducci kommt oft nicht aus dem Zorn heraus. Ein Homer und ein Shakespeare, ein Cervantes und ein Goethe nahmen die Menschen und Dinge, wie sie sind, sprühten nicht unausgesetzt Flammen gegen die „Tyrannen"; sie schwebten wie die olympischen Götter mild lächelnd über der Menschheit und begnügten sich, unserem blöden Auge das Weltwirrwesen zu deuten. Es kann auch kommen, daß Apostel und Tribun Dichter sind, und wir wollen weder Jesaias noch Tyrtäus vom Parnaß vertrieben sehen; aber nach dem schönsten Kranze dürfen sie die Hand nicht ausstrecken: der gehört nur dem, der sich über unsere Eintagsinteressen erhebt und die Welt schaut und zeigt, wie sie ist, wie sie war: diese Eigenschaften erreicht, wie wir sehen werden, Carducci erst in den wunderbaren „Odi barbare".

Seit den „Odi barbare" hat Carducci glücklicherweise die politische Dichtung aufgegeben, mit Ausnahme der widerlichen Sonette „Ça ira" (1887), die eine Verherrlichung der französischen Revolution darstellen und von einigen sogar für staatsgefährlich erklärt worden sind. Es ist bedauerlich, daß Carducci dieses politische Steckenpferd nicht hat fahren lassen. Wenn der Dichter sich durchaus auf die Zinne der Partei stellen will, so mag er's immerhin thun, wenn er sich dadurch auch zugleich mit der Billigkeit der höheren Einsicht begiebt: aber dann wähle er doch wenigstens einen Parteistandpunkt, der eine künstlerische Auffassung erlaubt. Es ist schlechterdings nicht zu begreifen, wie ein Denker, ein Historiker oder ein Künstler, der den Namen verdient, allen Ernstes Jakobiner sein kann. Jedes andere politische Ideal, das die Kulturwelt gekannt hat, lehnt sich doch an etwas, das im Gefühl, in der Phantasie, in der Sittlichkeit, dem Gedanken oder wenigstens einem unalternden Interesse der Gesellschaft liegt. Das französisch-republikanische Ideal aber ist rein inhaltslos, eine bloße Form oder, wenn's hoch kommt, eine Frucht des mechanischsten Rationalismus. Die anderen politischen Organisationen lassen doch immer Raum für die Persönlichkeit, die in der Demokratie sich nur durch Konfiskation der Demokratie, d. h. durch Cäsarismus, geltend machen kann. Dieses nüchterne Ideal, dessen Verwirklichung die unumschränkte Herrschaft der Mittelmäßigkeit auf den Thron setzen würde, ist in

seiner kalten Abstraktion geradezu die Verneinung der Kunst wie der Geschichte, wie überhaupt des organischen Lebens. Carducci vertritt, wie sein Zeitgenosse Richard Wagner, in glänzendster Weise die Macht der Persönlichkeit, ohne welche kein großes künstlerisches Zeitalter, keine bedeutende künstlerische Schöpfung entstehen kann. Unsere Zeit ist aber die Negation davon und neigt seit der französischen Revolution immer mehr dahin, die Persönlichkeiten auszugleichen und dadurch der vollendeten Kunst die Bedingung ihrer Existenz zu nehmen. Daß Carducci diesen Gegensatz zwischen seiner Richtung und dem historischen Ereignis, das er verherrlichte, nicht erkannt hat, ist ein merkwürdiger Widerspruch zu der sonstigen Logik seiner Entwickelung. Wagner und Carducci, die mit ihrer Zeit immer im Kampfe gestanden, zeigen sich gleichsam als die letzten in der Reihe der großen Künstler.

Bevor wir zu Carduccis unsterblichem Hauptwerk übergehen, sei noch bemerkt, daß man durch die „Neuen Gedichte", die ja zweifellos bedeutender sind als alle früheren, auch in Deutschland auf ihn aufmerksam geworden war. Karl Hillebrand schrieb über ihn in der „Allgemeinen Zeitung" und erklärte ihn für den größten Dichter, den Italien seit Leopardis, Europa seit Heines Tod hervorgebracht habe.

* * *

Zwischen den „Nuove Poesie" und den „Odi barbare" liegen nur vier Jahre. Wie erklärt sich dieser wunderbar schnelle Übergang vom Fehlerhaften zum Vollendeten? Das Vollendete war eben nicht das Erzeugnis einer plötzlichen Inspiration, sondern jener inneren Entwickelung, die ihre Frucht erst dann hervorbrachte, als sie ganz gereift war.

Auf welche Weise? Es würde zu weitschweifig sein, es darzuthun. Wer wird uns je vollständig erklären, durch welchen wunderbaren Einfluß nach dem „Tannhäuser" „Lohengrin", nach „Lohengrin" „Tristan" entstanden ist? Sicher ist, daß bei Carducci sich die Form nach und nach vereinfacht, ebnet, erhellt, an Gedrängtheit und Gewandtheit gewinnt, was sie an Künstelei und äußerem klassischem Schmuck verliert. Der Stil zwingt den Leser nicht mehr, den Zusammenhang in den verwickelten Wendungen der Strophe zu suchen; die Mythologie ist mäßiger, klarer, passender; man merkt, daß der Dichter dem reinen Strom der Eingebung folgt, sich ganz darin vergißt und sich nicht mehr, wie früher, von Zeit zu Zeit an den Leser mit der Frage wendet: „Nun, wie habe ich diesen Gedanken von Tibull und dieses Bild von Horaz in meinem toskanischen Vers wiedergegeben?" Das ist in wenigen Worten der große Unterschied zwischen den früheren Gedichten und diesen. Die „Odi barbare" sind seit Dantes „Vita Nuova" die erste italienische Lyrik, die einem wirklich das Herz befriedigt.

Während Carducci bisher fast ausnahmslos, selbst in der sapphischen Strophe, den Reim angewandt hatte, entsagt er ihm in diesen Oden, die in sapphischem, alkäischem und asklepiadeischem Versmaß geschrieben sind, vollständig. Er ist der erste Dichter, der mit großer, nachhaltiger Wirkung die antiken Versmaße in die italienische Litteratur eingeführt hat, meist in vielfachen, dem Accent seiner Sprache sich anschmiegenden Modifikationen. Und der Form mußte auch der Inhalt entsprechen, denn, sagt der Dichter mit den Worten Platens, die er den „Odi barbare" als Motto voransetzt:

Schlechten, gestümperten Versen genügt ein geringer Gehalt schon,
Während die edlere Form tiefe Gedanken bedarf:
Wollte man euer Geschwätz ausprägen zur sapphischen Ode,
Würde die Welt einsehn, daß es ein leeres Geschwätz.

So ist es denn mehr noch als die Form vor allen Dingen der klassische Geist, mit dem er seine Gedichte beseelt, nicht mehr der in Fesseln geschlagene mittelalterliche Geist, sondern die Befreiung der Erde vom Himmel, der heitere, hellenische Pantheismus. Und in diesem wissenschaftlichen Frohsinn sollte die neue Menschheit leben; in Goethe, Wagner und Carducci sollte sie ihre edelsten Vertreter sehen.

Carduccis landschaftliche Schilderungen Toskanas und der üppigen Romagna sind von unnachahmlicher Frische und Kraft. Und sie sind nie nur Schilderung: den Hauptcharakter der „Odi barbare", der sie vor der ganzen Weltlitteratur auszeichnet, finde ich in der Belebung und Vermenschlichung der Natur, d. h. in der Weise, in welcher der

Dichter das Menschliche, oft das Persönlichste in Zusammenhang mit der Natur zu bringen weiß. So treten einem die reichen, fruchtbaren Ebenen, die öl- und weinbepflanzten Hügel, die reinliche Tenne und der offene Pachthof, das milchweiße Gespann der schwarzäugigen schwerwandelnden Ochsen, der ganze Feldgeruch der braunen italischen Erde vor die Sinne und mit ihnen ganz Alt-Italien, Etrurien vor allem:

Dich begrüß ich, grünendes Land der Umbrer!
Dich auch, Gott des Quells, o Clitumnus! Freudig
Fühl ich hier italischer Heimatsgötter
Hauch um die Stirne!

Überhaupt zeichnen sich diese Oden durch Vorzüge aus, die in der italienischen Lyrik, und nicht in dieser allein, zu den Seltenheiten gehören. Ich meine damit die strenge Planmäßigkeit und Geschlossenheit der Komposition, die Harmonie zwischen Form und Inhalt, die sichere Durchführung einer poetischen Stimmung und nicht zum mindesten die Plastik der Darstellung, die in den beschreibenden Teilen so glanzvoll hervortritt. Meistens ausgehend von der Betrachtung der ihn umgebenden Natur oder anknüpfend an ein Ereignis der Gegenwart, verbindet der Dichter diese Eindrücke in seinem Geiste mit der ihn überall begleitenden Erinnerung an die ruhmvolle Vergangenheit und die unsterblichen Heldengestalten des Altertums.

Wie viele unter seinen Zeitgenossen, weist Carducci zugleich klassische und romantische Elemente auf. Romantisch ist er in seiner Auflehnung gegen das Herkömmliche, klassisch in seiner Vergötterung der Antike, und es ist zum großen Teil diese Vereinigung, die aus ihm eine so bedeutende und interessante Erscheinung macht. Echt romantisch mutet uns jene wunderbare Unfaßbarkeit und Unendlichkeit der Gefühle an, das vollständige Aufgehen in den Phantasiegebilden, diese Eigenschaften, die durchaus unserer Zeit gehören und durch welche Carducci eine merkwürdige Übereinstimmung mit deutscher Gefühlsweise zeigt. Aber das klassische Element ist bei ihm doch vorwiegend, und darin liegt der Hauptunterschied zwischen ihm und dem großen Vertreter der modernen deutschen Kunst, Richard Wagner, mit dem er sonst so viele Berührungspunkte hat. Die Italiener haben stets ihr Hauptaugenmerk auf die Vorzüglichkeit der Form gelegt; daher kann auch das tiefste Gefühl Carducci nicht so weit hinreißen, daß er die Form auflöste. Er bleibt stets Klassiker, Italer, Plastiker. Und man täusche sich nicht: selbst wo es ihm gelingt, mittelalterlich fromme Legenden oder Invokationen nachzudichten, ist er doch immer südlich klar und bestimmt. Auch die antike Mythologie, die bei Heine immer durch den verschleiernden Nebel zweier Jahrtausende angesehen wird, tritt bei Carducci nackt und hell in festen Umrissen hervor. Kein nordischer Mondschein wirft sein flimmernd-unsicheres Licht auf ihre Marmorgestalten, wie auf Heines Bacchus und Bacchanten. Die Kobolde gar, Elfen und Wichtelmännchen, der ganze deutsche Hexenspuk ist Carducci eine fremde Welt. Nicht als ob er die Größe des Mittelalters nicht verstünde: aber es ist nur das Antike im Mittelalter, was ihn reizt, in der Form der präcise, knappe Ausdruck des Trecento, im Inhalt der Streit des alten römischen Kaisertums gegen die alten lateinischen Republiken.

Und nun zum Schluß ein paar Proben aus den „Odi barbare“. Keine Sprache ist zur Übersetzung so geeignet wie die deutsche, in der die klassischen Versmaße volles Bürgerrecht erworben haben. Die folgenden trefflichen Verdeutschungen entnehme ich den Übersetzungen von Paul Heyse und von Bettina Jacobson.

Die Ode „An die Siegesgöttin auf den Trümmern des Vespasian-Tempels in Brescia“ giebt Zeugnis von des Dichters glühender Vaterlandsliebe. Sie ist in ihrer Kürze von hinreißender Wirkung durch die markige Kraft und Gewalt des Ausdrucks; Carducci läßt darin die prächtige, aus Erz gegossene, geflügelte Viktoria, die in den Ruinen des vespasianischen Herkulestempels bei Brescia aufgefunden wurde, sagen: Ich bin auferstanden, o Italien, dir zu verkünden: die Toten sind mit dir und deine Götter.

Froh des Geschickes empfing mich Brescia,
Brescia das starke, Brescia das eiserne,
Brescia, die Löwin Italiens,
Die getränkt mit dem Blute des Feindes.

In den Oden „An den Quellen des Clitumnus“ und „Auf der Adda“ findet man die unmittelbare Beobachtung und Erfassung der Natur vereint mit der innersten An-

schauung der Geschichte; und all das so glücklich verschmolzen in einer merkwürdigen Form von unermeßlichem Pantheismus, daß, wenn Carducci in seinem Leben nichts anderes geschaffen hätte als diese beiden sapphischen Oden, dies allein schon die Behauptung rechtfertigen würde, er habe in die italienische Lyrik etwas eingeführt, was unbedingt vor ihm nicht darin gewesen ist. Und die Landschaften, denen man hier begegnet, sind mehr als lebendige und machtvolle Beschreibungen der Natur, wunderbare Wiedererschaffungen:

Dort am Fuß der Berge im Eichenschatten,
Aus den Quellen strömt dein Gesang, Italia!
Ja, es lebten Nymphen allhier, und Götter
Weihten dies Lager!

Alles schweigt nun, alles! Vereinsamt bist du,
O Clitumnus!

Nicht mehr netzt die heilige Flut die stolzen
Opferstiere, wenn sie Trophäen Romas
Nach den Tempeln würdiger Ahnen brachten,
Keine Triumphe

Feiert Roma, keine! — Aus Galiläa
Stieg zum Kapitol ein Fremdling, warf ein
Kreuz ihr in die Arme und sprach: „Das trage!
Trag's und gehorche!" —

Weinend flohn die Nymphen in ihre Flüsse,
In den Mutterschoß der gebräunten Rinden,
Oder wehten klagend als feuchte Wolken
Hoch um die Berge,

Als ein Trupp von seltsamen Leuten durch die
Leeren weißen Tempel, die Säulentrümmer,
Litaneien singend, in schwarzen Kutten
Langsam heranzog.
(Übersetzt von Bettina Jacobson.)

Das Gefühl der Befreiung, das beim Verlassen düsterer Grabstätten die Seele erleichtert, bildet das kunstreich durchgeführte Thema der Distichen „Vor der Certosa von Bologna", in denen der Dichter den toten Umbrern, Etruskern und Kelten eine begeisterte Apotheose des Lebens in den Mund legt:

Glücklich, so sagen die Toten, ihr Wandrer des Hügels, um welche
Golden die Sonne noch rings wärmende Strahlen ergießt!

Pflücket, so mahnen die Toten, die Blumen! Auch sie ja vergehen —
Freudvoll blickt zu den nie schwindenden Sternen empor!

Alle die Kränze, sie modern an unsern verfaulenden Schädeln:
Legt euch Rosen, solang schwarz noch und blond es, ums Haar!

Einsam und kalt ist's hier: o liebt euch droben! Es leuchte
Ob dem vergänglichen Sein Liebe, der ewige Stern!

Ungemein charakteristisch für seine Kunst ist auch, wie Carducci in der Ode „Am Bahnhof" die Vorbereitungen der Abfahrt und die Abfahrt des Zuges an einem kalten und regnerischen Novembermorgen schildert:

O die Laternen dort, wie sie langgereiht
So trübe blinzelnd hinter den Bäumen stehn
Und durch die regenschweren Zweige
Gähnend ihr Licht in den Pfützen spiegeln!

Mit kläglich scharfem, zischendem Tone pfeift
Das Dampfroß vor mir. Bleiern herunterhängt
Der Himmel, und der Herbstesmorgen
Schauert mich an wie ein großes Spukbild.

Nun schnaubt und keucht und regt sich das Ungetüm,
Wach wird die erzne Seele, aus offenen
Glutaugen starrt's; wild durch das Dunkel
Schleudert's den Pfiff, der dem Raume Trotz beut.

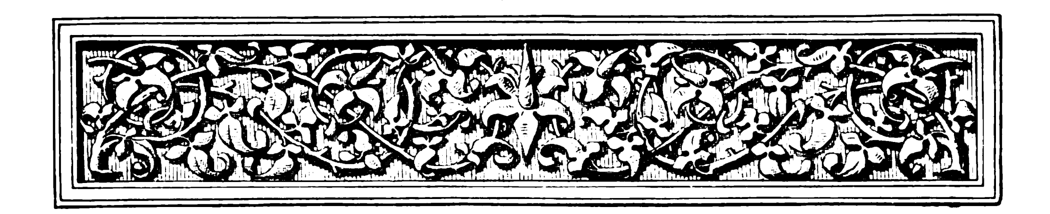
Aufbricht das Scheusal; schaurigen Flügelschlags
Entführt's im wilden Zug die Geliebte mir.
Ihr weiß Gesicht, ihr zarter Schleier —
Grüßend entschwinden sie, ach, im Dunkeln.
(Übersetzt von Paul Heyse.)

In dem Gedicht ist ein Realismus, der nicht in jenen kleinlichen Beschreibungen, niederen Gedanken und Bildern besteht, in denen viele heutzutage den Realismus sehen; vielmehr richtet sich die wunderbare dichterische Anschauung auf zwei oder drei Momente, auf zwei oder drei Punkte, aus denen sich die ganze Handlung bildet. Vielleicht beweist diese Ode besser als die anderen Carduccis Einbildungskraft und seine vollständige Beherrschung des dichterischen Stoffes. Die Abfahrt eines Zuges mit allen Einzelheiten in einem klassischen Versmaß und mit klassischer Gedrängtheit so zu beschreiben, daß sich im Leser der Eindruck der greifbarsten Wirklichkeit bildet, ist ein Unternehmen von nicht geringer Schwierigkeit.

In der Ode „Vor den Caracalla-Thermen" zeigt sich der Dichter wieder voller Begeisterung für Rom und verachtet das Moderne, das natürlich, vom künstlerischen Standpunkt betrachtet, in dem ruhmvollen Vergleich weit zurücktreten muß:

Fieber, hör mich. Halte die neuen Menschen
Fern von hier und ihre Alltäglichkeiten.
Heilig sei dies Grauen uns — denn hier schlummert
Roma, die Göttin.

Sie ruht, doch ihr Geist ist wiedererwacht in unserem Dichter.



Im väterlichen Schloß.

Skizze
von
Gustav Dahms.

(Nachdruck ist untersagt.)

In feinen, dichten Tropfen rieselt der Regen vom eintönig grauen Himmel herab. Rings um das schloßartige Landhaus der Gräfin Helene Dembowska herrscht tiefe Ruhe, die Ruhe ländlicher Abgeschiedenheit.

Nach fünfzehnjähriger Abwesenheit ist die Gräfin zum erstenmal wieder auf ihren Gütern. Es ist ihr so wohlthuend, nach so langer Zeit endlich einmal auf eigenem Grund und Boden zu stehen. Sie ist mit ihrem verstorbenen Manne in der ganzen Welt gewesen, hat alles kennen gelernt, und eigentlich können ihr Reisen kaum noch etwas Neues bieten. Und dann kommt sie sich da draußen doch überall fremd vor, sozusagen als Gast — und hier ist sie Herrin, ist sie daheim.

Ihr Mann hatte nie nach Tscharnolas kommen wollen, er war viel zu sehr Weltkind, liebte über alles die Geselligkeit, und hierher in das abgelegene wolhynische Landgut hätte sich nicht so leicht ein Gast verirrt, es war zu einsam. Und wenn seine Frau ihm auch Tscharnolas noch so schön zu schildern wußte, selbst ein Stück Paradies hätte ihn nicht an einen Ort gelockt, der sieben Meilen von der Bahn entfernt lag.

Die Gräfin fühlt sich hier als große Naturfreundin. Aber sie sieht und kennt bloß die Lichtseite des Landlebens. Die Mühen und Plagen, die Freude oder der Schmerz über den Erfolg oder Mißerfolg, die Hoffnungen und Enttäuschungen des Landmannes liegen ihr ebenso fern wie der Wirtschaftshof mit seiner prosaischen Arbeit dem in Schönheit prangenden Garten.

In der Nähe der gepflasterten Auffahrtsrampe des Schlosses hält ein geschlossener Wagen. Die beiden feurigen Rappen scheinen des Wartens müde zu sein, sie werfen ungeduldig die Köpfe in die Höhe und stampfen tiefe Löcher in den Kies.

Wie aus Erz gegossen sitzt der Kutscher im schwarzen Gummimantel auf dem Bock. Endlich erscheint die Gräfin in dem säulengetragenen Vorbau des Schlosses. Jetzt ist es Zeit vorzufahren. Eine leichte Bewegung der Zügel, und dröhnend fährt der Wagen auf die Rampe. Ein Ruck und er hält dicht vor den Stufen der steinernen Freitreppe.

Ein Diener mit aufgespanntem Regenschirm geleitet die Herrin zum Wagen. Sie hält ein Gebetbuch in der Hand — es ist heute der Todestag ihres Vaters, und eine feierliche Trauermesse soll in der kleinen Dorfkirche abgehalten werden.

Sie drückt sich in die Wagenecke und überläßt sich lieben, alten Erinnerungen. Wie oft ist sie mit ihren Eltern diesen Weg zur Kirche gefahren! In der alten Umgebung scheinen längst entschwundene Gestalten wieder lebhaft in der Erinnerung aufzutauchen. Was ist doch ihr Vater für eine herrliche, ritterliche Gestalt gewesen! Diese majestätische Erscheinung, dieses kühnblickende Auge! In seinen aristokratischen Zügen lag so viel Zauber, eine solche Sieghaftigkeit, daß es kein Wunder war, wenn ihm die Frauenherzen so leicht zuflogen und

ihre sanfte, etwas zaghafte Mutter häufig Grund zur Eifersucht hatte.

Und da fällt ihr auch wieder die häßliche Scene ein, an die sie seit Jahren nicht mehr gedacht hat. Eines Tages — sie war damals vielleicht vierzehn Jahr alt — schickte die Mutter sie mit einem Auftrage zur Kammerjungfer, die gerade in der Nähstube beschäftigt war. Sie wollte eben die Hand auf die Thürklinke legen, als einige Worte an ihr Ohr drangen, daß sie wie versteinert stillstand.

„Ach was,“ hörte sie die Jungfer sagen, „der Heger mag stehlen, soviel er will, der Förster darf ihn doch nicht wegjagen. Meinst du, der Graf läßt Marynas Mann fort?“

„I, wo wird er denn seine Liebste fortlassen!“ erwiderte das Stubenmädchen lachend.

Ein Zittern überlief damals die kleine Helene. Sie konnte es nicht fassen, daß die da drinnen so abscheulich von ihrem Vater zu sprechen wagten. Nur die Angst, auf ihrem Lauscherposten entdeckt zu werden, verlieh ihr die Kraft, mit angehaltenem Atem sich davonzuschleichen. Welch gräßliche Stunden waren das gewesen! ...

Mit Gewalt versucht die Gräfin jetzt ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben; mit den Menschen, die da in ihren Grüften ruhten, waren ja auch ihre Irrtümer und Schwächen begraben ...

* * *

In der Kirche kniete Gräfin Helene auf ihrem Betschemel nieder und verharrte lange in inbrünstiger Andacht. Es hatte sich heute viel Landvolk eingefunden. Am Sonntag vorher hatte der Geistliche die Trauermesse angekündigt, und zudem war heute so schlechtes Wetter, daß sich keine rechte Feldarbeit vornehmen ließ. Und für die meisten war ein Kirchgang überdies eine ganz hübsche Abwechselung. Man sah diesen und jenen und konnte nach der Andacht noch ein Stück Weges zusammengehen und schwatzen. Während der Messe aber waren die Leute in tiefe Andacht versunken; sie knieten auf den Steinfliesen, ließen die Perlen ihres Rosenkranzes durch die Finger gleiten und bewegten in monotonem Gemurmel die Lippen. Von Zeit zu Zeit seufzten sie laut, küßten den Boden und schlugen sich wiederholt reumütig an die Brust.

Die Messe ging zu Ende, der Geistliche reichte der Gräfin den Weihwedel. Sie berührte ihn mit den Fingerspitzen und bekreuzte sich. Dann besprengte der Geistliche die Gemeinde und ging mit den heiligen Geräten nach der Sakristei.

Die Gräfin erhob sich und verließ als erste die Kirche. Hinter ihr strömten auch die übrigen den Ausgängen zu.

Der Regen hatte noch nicht aufgehört, und die Bauerfrauen nahmen ihre großen Tücher über den Kopf, so daß man nur wenig vom Gesicht sah.

Die Gräfin wollte eben den Wagen besteigen, als sie sich am Kleide berührt fühlte und hinter sich die Stimme einer Bettlerin hörte. Sie griff in die Tasche, fand aber das Portemonnaie nicht, sie hatte es wohl zu Hause gelassen.

Der Diener wies die aufdringliche Bettlerin barsch zurück.

„Laß sie doch,“ sagte die Gräfin, die schon den Fuß auf dem Trittbrett hatte, begütigend. „Sie soll heute nachmittag aufs Schloß kommen, da werde ich ihr etwas geben.“

* * *

Der Nachmittag brachte herrliches Wetter. Die Regenwolken waren wie weggefegt, Sonnenschein und Wärme erfüllten die Luft. Die große Glasthür, die aus dem Speisesaal auf die geräumige Terrasse führte, war geöffnet. Der Balkon war von einem schönen Eisengitter umgeben, und von beiden Seiten führten steinerne Stufen auf Kieswege, die sich wie gelbe Bänder durch saftig grüne Rasenflächen schlängelten. Von der Terrasse aus bot sich ein herrlicher Blick. Bunte Teppichbeete, die wie Mosaikfiguren aussahen, zierten die weiten Rasenflächen, die an einen großen Teich stießen, auf dem in majestätischer Ruhe ein paar Schwäne dahinglitten. Ganz im Hintergrunde umsäumte den Horizont der Wald in dunkelblauer Linie.

Gräfin Helene lehnte am Gitter und schaute unverwandt auf das herrliche Landschaftsbild. Sie war trotz ihrer fünfzig

Jahre noch eine schöne Erscheinung, ganz das Ebenbild ihres Vaters, dessen Porträt im Ahnensaal jedem Besucher des Schlosses auffiel. Ihre feingebogene Nase, der energisch geschnittene Mund, das ausdrucksvolle Kinn würden ihrem Gesicht einen Zug von Schärfe gegeben haben, wenn durch die weiche Rundung der Ausdruck nicht erheblich gemildert wäre. Ihre Haut war weiß, weich und zart, man sah ihr die sorgfältige Pflege an. Von vollendeter Schönheit waren ihre schmalen Hände mit den zugespitzten Fingern und den mandelförmigen, rosig schimmernden Nägeln. Das dichte, braune Haar, in dem schon hin und wieder ein Silberfaden schimmerte, war mit künstlerischer Einfachheit frisiert. Der tadellose Schnitt des einfachen schwarzen Kleides ließ ihren schlanken Wuchs, ihre weichen Formen zu voller Geltung kommen. Die Gräfin war keine eitle Frau, aber sie war sich ihrer Schönheit bewußt und sah es sozusagen als Pflicht an, sie durch sorgfältige Pflege zu erhalten.

Sie war so in Gedanken versunken, daß sie erschreckt zusammenfuhr, als jemand ihre Hand ergriff und eine Stimme neben ihr sagte: „Gelobt sei Jesus Christus!"

Sie blickte auf. Vor ihr stand ein Weib, das kaum einem menschlichen Wesen ähnlich sah. Es war eine große, magere, knochige Frau. Unter dem bunten Fetzen, den sie um den Kopf geschlungen hatte, hing das Haar in wirren Strähnen hervor. Die Haut an Gesicht und Körper war lederartig, braun und runzelig. Die scharf gebogene Nase und das vortretende Kinn gaben ihr das Aussehen eines Raubvogels. Den Oberkörper bedeckte ein zerrissenes, halb offenes Hemd, das einen dürren, sehnigen Hals enthüllte. Unter dem kurzen, groben Rock kamen schmutzige, schwielige Füße hervor. Auf der Hand, die sie nach der Gräfin ausstreckte, um die ihrige zu fassen, traten die Adern und Sehnen gleich dicken Schnüren hervor. Die Haut war mit tiefen, dunklen Furchen bedeckt, und die gekrümmten Finger erinnerten an die Krallen eines Raubtieres.

Entsetzt zog die Gräfin ihre Hand zurück. „Was willst du? Wer bist du?" stieß sie beklommen hervor.

„Ich bin die Bettlerin von heute früh." Damit wollte sie von neuem die Hand der Gräfin ergreifen, um sie zu küssen.

„Nein, nein!" rief die Gräfin und wich schaudernd zurück, „geh in die Gesindestube, dort bekommst du zu essen, und ich schicke dir ein Almosen."

Ein Grauen überkam sie beim Anblick des Weibes da. An wen erinnerten sie doch diese Züge ...? Noch ein forschender Blick auf die Gestalt vor ihr — jetzt hatte sie's! Wie ein Blitz durchzuckte sie eine schreckliche Ahnung. Sie fürchtete sich, die Hand der Bettlerin zu berühren.

„Geh, geh!" wiederholte sie hastig, als das Weib noch zauderte.

Unter vielen Segenswünschen entfernte sich jetzt die Bettlerin.

Gräfin Helene schleppte sich mit zitternden Gliedern ins Zimmer und klingelte.

„Kennst du die Bettlerin von heute früh?" fragte sie mit erzwungener Ruhe den eintretenden Diener.

„Jawohl, Frau Gräfin, es ist Jagna, die Tochter eines Hegers, der zu Lebzeiten des seligen Herrn Grafen hier im Dienst war. Sie trinkt und treibt sich in der Welt umher."

Ihr Instinkt hatte sie also nicht getäuscht! Dieses Gespenst war ihre — Schwester! ...

Der Diener stand wartend da. Keine Miene in seinem glatten, undurchdringlichen Diplomatengesicht verriet, ob er ihre Gedanken wüßte.

„Ich habe die Frau in die Gesindestube geschickt," sagte die Gräfin, „laß ihr zu essen geben. Und hier" — sie nahm einen Zehnrubelschein aus dem Schreibtisch — „das giebst du ihr. Sie braucht sich bei mir nicht zu bedanken."

Sie wollte, sie konnte dies Gespenst nicht mehr sehen — es war doch eine Verlorene.

Im Hausflur zog der Diener sein Portemonnaie hervor und steckte die Zehnrubelnote ein. Dann nahm er ein Fünfzigkopekenstück heraus und sagte für sich: „Für die ist das auch genug!"



Litterarische Rundschau.

Weltgeschichte. Unter Mitarbeit von dreißig ersten Fachgelehrten herausgegeben von Hans F. Helmolt. Mit 24 Karten, 46 Farbendrucktafeln und 125 schwarzen Beilagen. Acht Bände in Halbleder gebunden zu je zehn Mark oder sechzehn broschierte Halbbände zu je vier Mark. Erster Band: Allgemeines. — Die Vorgeschichte. — Amerika. — Der Stille Ocean. Von Dr. Hans F. Helmolt, Prof. Dr. Josef Kohler, Prof. Dr. Friedrich Ratzel, Prof. Dr. Johannes Ranke, Prof. Dr. Konrad Haebler, † Eduard Graf Wilczek, Dr. Karl Weule. Mit drei Karten, vier Farbendrucktafeln und sechzehn schwarzen Beilagen. (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.)

Aller Fortschritt bewegt sich in Reaktionen. Die Detailforschung auf historischem Gebiet hatte ihren Höhepunkt erreicht, da tauchten auch schon Versuche zusammenfassender Darstellung auf, nach Quantität und Qualität nicht zu unterschätzen — an Lamprechts „Deutsche Geschichte“ als das epochemachendste Unternehmen dieser Art brauchen wir wohl nicht zu erinnern.

Schilderungen eines Volkes, eines Landes, einer bestimmten Periode waren es hauptsächlich, die auf diese Weise entstanden. Bewußt oder unbewußt ging man dabei fast stets von dem Gedanken aus, daß alle Kultur national sei, einem Gedanken, der ja auch in letzter Zeit noch wiederholt nachdrücklich betont wurde. Allein nicht nur die Durchstöberung der verschiedensten Archive und Bibliotheken nach ihren verborgenen Schätzen, auch die Fortschritte der Ethnographie eröffneten der Geschichte neue Wege zum Ziele, boten ihr neues Material und neue Gesichtspunkte. Neben die kritische Geschichtschreibung trat plötzlich die vergleichende; aber anstatt sich damit zu begnügen, einander gegenseitig zu fördern, gerieten die Anhänger beider Richtungen bald in den erbittertsten Kampf. Denn die vergleichende Methode mußte notwendigerweise das Dogma von der nationalen Kultur (in seiner radikalsten Ausschließlichkeit) negieren; das Studium der Geschichte der europäischen Völker des neunzehnten Jahrhunderts z. B. muß sogar schon dahin kommen, „nationale“ Kultur durch „nationale Schattierung“ einer allgemeineren, ausgedehnteren Kultur zu ersetzen. Was nun gerade den Streit zwischen kritischer und vergleichender Geschichtschreibung zu einem so erbitterten gestaltete, war der Umstand, daß dabei zwei mächtige Ideenströmungen, ja wenn man will: zwei Weltanschauungen der Gegenwart aufeinanderplatzten: eine national-patriotische, welche die politischen Ereignisse in den Vordergrund drängte und der der Staat als höchste Offenbarung aller Kultur erschien; und eine modern-kosmopolitische, welche das Wirtschaftsleben mehr oder weniger zum Ausgangspunkt seiner Betrachtung machte und der dabei allmählich die Erkenntnis von der Regelmäßigkeit gewisser kulturgeschichtlicher Grundsätze aufdämmerte. Die vergleichende Richtung erschien berufen, gewisse Einseitigkeiten der politischen Schule von einem universalen Standpunkt aus zu korrigieren; allein keine der beiden Richtungen hielt sich fehlerfrei: die politische hatte sich vielfach in Kleinlichkeit und Atomistik verloren, die vergleichende verlor sich jetzt in Systeme, in Konstruktionen und Spekulationen, die mit Geschichte nichts mehr zu thun hatten.

Was kann unter solchen Umständen willkommener sein als Zusammenfassung und Darstellung der universalgeschichtlichen Thatsachen, über welche die heutige Wissenschaft verfügt? Bisher hat man im allgemeinen über diese Thatsachen nur disputiert; man war sich bewußt, ein nicht ganz lückenloses Material zu besitzen, was aber nicht abhielt, es zu Schlüssen und zu Konstruktionen aller Art heranzuziehen. Einen Überblick zu schaffen, fiel niemand ein; einem Fernerstehenden mußte sich die Empfindung aufdrängen, als verhandle man über einen Prozeß, ohne vorher den Thatbestand in erschöpfender Weise aufgenommen zu haben. Nur die historischen Schulen einiger europäischen Kulturstaaten fuhren fort, Material zur Geschichte ihrer Völker herbeizubringen; ein eigenartiges, schier unerfreuliches Bild kam auf diese Weise zu stande: die einen schichteten ohne Rast und Ruh Bausteine und Rohmaterial auf verhältnismäßig winzigem Fleck zu Turmeshöhe empor, die anderen bauten mit teilweise unzulänglichem Material lustig fort ins Unendliche und schufen ein Gebäude, das

gewiß eleganter und neuer Formen nicht entbehrte, den imposanten Stil der Weltgeschichte aber verfehlte.

Es muß daher als ein epochemachendes Unternehmen bezeichnet werden, daß in diesen Tagen der Versuch gemacht wird, das Mißverhältnis zwischen national-kritischer Forschung und vergleichender Ethnographie auszugleichen, die Ergebnisse der letzteren in historische Form zu gießen und dadurch die Objekte der ersteren in die einzig richtige, in eine weltgeschichtliche Perspektive zu rücken. Unsere Zeit, und zog man dabei nur die allereinfachsten historischen Bedürfnisse in Betracht, schrie förmlich nach einer neuen Weltgeschichte. Eine Weltgeschichte ist notwendig, um nicht neun Zehntel der Menschheitshistorie rettungslos einer in ihren letzten Konsequenzen unhistorischen Wissenschaft, der Ethnographie, auszuliefern; eine Weltgeschichte ist notwendig, wenn anders die Geschichtswissenschaft Schritt halten will mit der übrigen Kultur, die ja auch täglich fester, täglich enger den Erdkreis umspannt, Schritt halten vor allem mit der Politik, welche aus einer europäischen längst zu einer Weltpolitik geworden ist; und eine neue Weltgeschichte war überhaupt schon deshalb ein Bedürfnis, weil alle vorhandenen Werke dieser Art, nach unseren heutigen Begriffen wenigstens, Weltgeschichten nicht mehr genannt werden können.

Der letzte Versuch universalgeschichtlicher Betrachtung von Bedeutung war die Histoire générale, die unter Leitung von Rambaud und Lavisse nunmehr fast vollständig erschienen ist. Fast möchten wir sie als typisch bezeichnen für den Mangel, den — bei allen sonstigen Vorzügen — gerade die bedeutendsten der bisherigen „Weltgeschichten" aufweisen. Für diese Art weltgeschichtlicher Betrachtungsweise giebt es, ganz streng genommen, eigentlich nur eine europäische Geschichte; mag nun auf die Ahnen des europäischen Menschen auch etwas mehr Gewicht gelegt werden als bei Rambaud und Lavisse, die überhaupt erst mit dem dritten Jahrhundert nach Christus so recht eigentlich beginnen — das ganze Altertum erscheint dieser Art von Universalgeschichte doch eigentlich nur als Vorbereitung des heutigen, des christlichen Europa, alle anderen Völker beginnen im Grunde genommen für sie erst interessant zu werden, wenn der Strahl der europäischen Sonne sie getroffen hat. Eines der schlimmsten historischen Vorurteile tritt hier zu Tage: der Glaube an die Existenz geschichtsloser Völker. Es liegt ein gut Stück Brutalität in diesem Vorurteil. Brutalität, Überhebung und Kurzsichtigkeit! Dagegen Front machen, heißt sich ein Verdienst erwerben um die Humanität so gut wie um die wissenschaftliche Wahrheit. Denn der allerprimitivste Denkprozeß belehrt uns zur Genüge, daß überhaupt nichts auf dieser Welt geschichtslos genannt werden kann. Jeder Stein hat seine Geschichte! Und da sollte es Völker, Völkerfamilien geben ohne Geschichte? Interessanter mag freilich dem oder jenem die Geschichte Preußens erscheinen als z. B. jene der Siouxindianer; aber darf man das, was unser Interesse nicht hat, einfach leugnen? Was übrigens — nur nebenbei wollen wir dies berühren — das Interesse betrifft, so erscheint es uns sehr zweifelhaft, ob die Ignorierung der „geschichtslosen" Völker dem Geschmacke der weiteren Kreise heutzutage genügen würde; oder ob nicht die Vorgeschichte derjenigen Territorien, auf denen sich heute schon der Kampf um die Weltherrschaft der Zukunft abspielt, dem modernen Menschen im allgemeinen interessanter sein muß als die Geschichte von Kämpfen, die längst entschieden sind, die ihn nicht mehr berühren und die er wahrscheinlich gar nicht mehr versteht. Vom rein wissenschaftlichen Standpunkt aus betrachtet aber ist das Unternehmen einer Geschichte sämtlicher Völker und Stämme des Erdballs, also einer Menschheitsgeschichte im wahrsten Sinne des Wortes, mindestens ebenso epochemachend als jener Umschwung, der, dank des steigenden Einflusses der Kulturgeschichte, in der Geschichtsforschung der einzelnen Völker bereits Platz gegriffen hat und der uns heute die wirtschaftliche Entwickelung als einen ebenso würdigen Vorwurf historischer Untersuchung erscheinen läßt als etwa einen Völkerkrieg oder das Leben eines großen Monarchen.

Aber wie kann der Plan einer Menschheitsgeschichte verwirklicht werden, ohne alle Übersichtlichkeit zu zerstören und die historischen Thatsachen in die spanischen Stiefeln längst als unzulässig erkannter Perioden einzuschnüren? Wir müssen gestehen, selten eine schwierigere Frage gefunden zu haben. Denn instinktiv wird das historische Empfinden versuchen, diese Frage auf chronologischem Wege zu lösen; die Möglichkeit solchen Gelingens ist freilich so gut wie ausgeschlossen; vor allem ist es undenkbar, die Geschichte anderer als der europäischen Völker nach der mit der Zeit selbst hier schon recht fadenscheinig gewordenen Schablone von Altertum, Mittelalter und Neuzeit zu behandeln. Was aber auf chronologischem Wege unmöglich war, läßt sich auf geographischem spielend und zwanglos bewältigen: nichts liegt näher, als die fünf Erdteile als Aggregate in sich abgeschlossener Völkerkreise mit durchaus selbständigen Kulturen aufzufassen, deren jede eine abgerundete Behandlung zuläßt. Gerade dadurch wird der Hauptvorzug jedes wahrhaft geschichtlichen Werkes erreicht: ein frischer, lebensvoller, ungekünstelter Zug der Erzählung, der es vermeidet, Systeme zu konstruieren und den Fluß geschichtlicher Entwickelung in Fesseln zu schlagen. Aus diesem Grunde auch bedeutet diese anthropogeographische Darstellung einen Fortschritt gegenüber der vergleichenden Methode der Ethnographie, die bei einer wirklichen Menschheitsgeschichte nicht anzuwenden ist. Denn wenn sich auch gewisse Grundgesetze aller kulturellen Entwickelung nicht werden leugnen lassen, die Art und Weise, wie jede Kultur diese Grundgesetze in die Erscheinung umsetzt, ist eine durchaus individuelle. Aber gerade diese Art und Weise ist das Objekt einer Menschheitsgeschichte, nicht

die Loslösung etwaiger sie bewegenden Gesetze. Die Anwendung einer veralteten Teleologie würde sich nirgends lächerlicher machen als hier, und von den angedeuteten „Grundgesetzen“ ahnen wir so wenig, daß man damit nicht operieren kann; nur eins steht fest: daß Land und Boden zu den gewaltigsten Faktoren zu rechnen sind, die an der Abwickelung der Völkergeschichte mitgewirkt. Aber so verschieden die Natur der einzelnen Länder, ebenso individuell ist die Ausgestaltung der einzelnen Kulturen; was auf die komplizierten Kulturen der westeuropäischen Staaten Anwendung findet, verliert bei primitiveren Völkern alle Berechtigung.

Es war dem rühmlich bekannten Bibliographischen Institut vorbehalten, eine allen diesen Anforderungen entsprechende „Weltgeschichte“ dem deutschen Volke zu schenken. Vor uns liegt der erste Band, der eine interessante Probe des ganzen Unternehmens darstellt. Er beginnt mit einer Untersuchung des Herausgebers Hans Helmolt über den „Begriff Weltgeschichte“, welche neben dem Kapitel Ratzels über „Die Menschheit als Lebenserscheinung der Erde“ uns als das Interessanteste der vier einleitenden Abschnitte erscheint. In diesen wird in glücklichster Weise die Grundlage zum Verständnis der folgenden Völkergeschichte gegeben; diese selbst hebt dann mit der Betrachtung Amerikas an. Die Geschichte der amerikanischen Kulturvölker wird uns ebenso vorgeführt wie jene der Union im neunzehnten Jahrhundert. Man muß dieses Kapitel lesen, um die Wirkung der gesamtgeschichtlichen Methode zu fühlen! Nur nebenbei sei darauf hingewiesen, daß hier überhaupt eigentlich die einzige Geschichte Amerikas in deutscher Sprache gegeben ist, welche es verdient, heute gelesen zu werden. Den Schluß des ersten Bandes bildet ein aus dem Vollen schöpfender Abschnitt über die „geschichtliche Bedeutung des Stillen Oceans“, welcher gleichzeitig für die Überleitung zum zweiten Bande — Oceanien, Ostasien und Indischer Ocean — sorgt. Die Ausarbeitung dieses nach dem Tode des ursprünglich damit beauftragten Grafen Wilczek verwaisten Kapitels hat unser Mitarbeiter Dr. Karl Weule vom Völkermuseum in Berlin sehr klar und anziehend durchgeführt.

Wie alle Erscheinungen des Bibliographischen Instituts ist auch die neue „Weltgeschichte“ in auserlesener Weise illustriert. Eine Fülle von Belehrungen bietet allein schon das Durchblättern der beigegebenen Abbildungen. Da finden wir Schriftproben der alten amerikanischen Kulturvölker; das Anwachsen moderner Riesenstädte wird uns im Bilde San Franziskos von 1848, von 1858 und von heute in eigenartiger Weise veranschaulicht; die Verfassungsurkunde der Vereinigten Staaten ist in Originalreproduktion abgedruckt; natürlich fehlt es auch nicht an Karten, um dem Verständnis der Lektüre in wünschenswertester Weise entgegenzukommen.

Sollen wir unser Urteil über das gesamte, auf acht Bände berechnete Werk kurz zusammenfassen, so lautet es: der erste Versuch einer populären Weltgeschichte, der diesen Namen vollauf verdient. Dr. **Karl Lory**.

Die H. A. Köstlinsche **Geschichte der Musik** (Berlin, Reuther u. Reichard) liegt jetzt in fünfter Auflage vor, die die Herren Carl Schmidt und Nagler besorgten. Das Werk ist weder so bedeutend in seinem Inhalte, noch zuverlässig genug, um allzu warm empfohlen zu werden. Aber wenn man es mit Vorsicht benutzt, mag es sich immerhin als kurzer dankbarer Grundriß der ganzen Musikgeschichte brauchen lassen. Die Unzuverlässigkeit stört auch mehr deswegen, weil die fünfte Auflage vorliegt, von der man völlige Sicherheit verlangt, als weil es in anderen Büchern viel besser wäre. Die Musikforschung leidet noch unter großer Zersplitterung; ihr ergiebigster Schriftsteller, Fétis, war zugleich der unzuverlässigste. Es ist oft für den Gelehrten an Ort und Stelle kaum möglich, gewisse widersprechende Angaben zu kontrollieren. Wer zum Beispiel das Erscheinungsjahr von Philipp Emanuel Bachs grundlegender Klavierschule sucht, findet in Langhans' Geschichte 1759, im Riemannschen Lexikon 1780, im Brockhaus (ältere Auflage) sogar ein Datum nach dem Tode des Meisters — das richtige ist 1753. Dies eine Beispiel für viele. Man muß diese Zustände kennen, um gegen Flüchtigkeiten und Auslassungen eines Kompendiums nachsichtig zu sein.

Richard Louis hat in seiner **Weltanschauung Richard Wagners** (Leipzig, Breitkopf u. Härtel) den glücklichen Versuch gemacht die Entwickelung Wagners nach seiner theoretischen Seite hin allgemeinverständlich durchzuführen. Die Schwenkung vom Feuerbachschen Optimismus zum Schopenhauerschen Pessimismus, die allmähliche Umwandlung der Hoffnung, durch die Gesellschaft die Kunst zu reorganisieren, in die entgegengesetzte Bestrebung, durch die Kunst die Gesellschaft zu veredeln, wird mit feinsinnigen Bemerkungen und gut gewählten Belegen verfolgt. Louis ist weder ein Orthodoxer, der um Wagners Stirn den absoluten Nimbus liebt, noch ein kühler Philologe, der nicht wüßte, daß Wagner vor allem Künstler war. Darum hat er das rechte Verständnis für das Widerspruchsvolle in seinem Wesen und die Unterschiede zwischen seinem Wort und seinen Schöpfungen, die in die Seele seines Künstlertums hineinleuchten.

Teilweise mit Richard Wagners Thätigkeit berührt sich die Geschichte der **Königl. Sächsischen Musikalischen Kapelle**, die vor kurzem Dr. Hans v. Brescius bei Meinhold u. Söhne in Dresden herausgegeben hat. Sie umfaßt die Zeit von Reißiger bis Schuch, also von 1826 an, und ist im Grunde eine Festschrift zum dreihundertfünfzigjährigen Bestehen dieser berühmten Kapelle, wie vor fünfzig Jahren Fürstenaus bekannte

Geschichte dieser Kapelle das Dreihundert-Jubiläum feierte. Der Verfasser giebt mit seiner fleißigen und wertvollen, auf Akten begründeten Arbeit nicht bloß eine Fortsetzung Fürstenaus bis in die neueste Zeit, sondern hat in einer kurzen Einleitung auch die vorausliegende Geschichte zusammengefaßt. Von jeher hat sich in Dresden ein gewisser Durchschnitt des allgemeinen musikalischen Lebens beobachten lassen; das ist das weitere Interesse dieser monographischen Schrift.

Von allgemeinen, in die Musik einführenden Schriften sind gerade in letzter Zeit einige erschienen, die sich aus dem Bedürfnis unseres Publikums erklären, programmatisch über die wichtigsten Werke der Musiklitteratur unterrichtet zu werden. Die Zunahme der Programm-Musik hat auch programmatische Erklärungen solcher älterer Kompositionen, die rein absolut an sich verständlich sind, zahlreich veranlaßt. Die Besucher der größeren Konzerte pflegen mit solchen Programmbüchern ausgerüstet zu sein, die ihnen die einzelnen Stücke des betreffenden Abends mit Notenbeispielen analysieren, aber man fühlt auch das Bedürfnis nach Kompendien, die in derselben Weise ganze Gruppen aus der Litteratur vornehmen. Über Ansichtssachen wird sich im einzelnen immer streiten lassen, doch bleibt genug Stoff zu einer rein sachlichen Analyse. Der rührige Frankfurter Verlag von H. Bechhold versendet einige solcher allgemeinen Programmbücher, die wohl Beachtung verdienen. Die beliebtesten **Chorwerke** behandelt A. Pochhammer in einer übersichtlichen Einleitung, die die Geschichte dieses Themas kurz erledigt, und darauf folgen allerlei Analysen verschiedener Autoren von Messen, Kantaten, Oratorien, Scenen, Passionen von Bach bis zur Gegenwart. Natürlich sind die Texte mit abgedruckt.

In derselben Art sind die beliebtesten **Symphonien** behandelt, von Haydn bis Richard Strauß (also auch die moderneren „symphonischen Dichtungen“); auch hier hat Pochhammer eine zusammenfassende Einleitung geschrieben. Verschiedene Autoren, voran Engelbert Humperdinck, sind an den Analysen beteiligt.

Während diese Sammlungen mehr einem gelegentlichen Bedürfnis dienen und eigentlich nur Zusammenstellungen von Einzelprogrammen sind, die die Einleitung zusammenfaßt, machen die Kretzschmarschen Bücher (Leipzig, Breitkopf u. Härtel), die demselben Zweck dienen, den Anspruch größerer Ausführlichkeit und Wissenschaftlichkeit. Der erste Teil liegt uns vor (es ist nur die Neubearbeitung eines älteren Werkes), der in zwei Bänden die Geschichte der Sinfonie und Suite von den allerältesten Zeiten bis zur Gegenwart behandelt. Als Titel ist der alte: **Führer durch den Konzertsaal**, beibehalten. Hier ist eine fortlaufende sorgsame Darstellung angestrebt, die aus einem großen allgemeinen Wissen schöpft und doch im Laufe der Geschichte an den einzelnen hervorstechenden Werken der symphonischen Gattung exemplifiziert und sie unter Hinzuziehung von Notenbeispielen analysiert. Die einsätzigen symphonischen Werke sind hier übrigens ausgeschlossen, so daß auch von Richard Strauß nur die Tondichtung „Aus Italien“ Beachtung findet.

Aus einem ähnlichen Streben nach allgemeiner musikalischer Bildung gingen in letzter Zeit mehrere Biographie-Sammlungen hervor, die ja zugleich dem Interesse des Publikums für Personen, und der wirklichen Bedeutung der Persönlichkeit für die Geschichte dienen. In der Musikgeschichte giebt es bisher wenig ganz gelungene Biographien, wie z. B. die Chopins von Neecks. Die meisten sind zu akademisch oder zu unbedeutend. Die Liszt-Biographie von Lina Ramann ist ein dreibändiges Werk mit unleugbar glänzendem Material, aber sie ist nicht gut geschrieben und verfällt in den Fehler der meisten Biographien: in den der Heroisierung. Hier ist noch viel zu thun, und es wird auch für Musikforscher stets ein großer Reiz sein, aus einer Persönlichkeit heraus das Milieu einer ganzen Zeit zu entwickeln, wie es Jahn bei Mozart that. Die **Liszt-Biographie** (aus einer Sammlung „Musiker und ihre Werke“), die eben bei H. Bechhold in Frankfurt erschien, darf nicht in diesem Zusammenhang genannt werden; sie ist nur wieder eine Sammlung von Analysen seiner Werke mit kurzer Einleitung. Eher dürfen diesen Anspruch erheben eine Reihe von Biographien, die der Berliner Verlag „Harmonie“ seit einiger Zeit systematisch herausgiebt. Einige, wie Gehrmanns **Weber**, gehen nicht sehr über Kompilationen hinaus. Am meisten interessierte bis jetzt, wenn auch mancherlei daran auszusetzen war, Reimanns **Brahms**. Thatsächlich am wertvollsten sind Bulthaupts **Loewe** und namentlich Leopold Schmidts **Haydn**. Dieses Buch ist eine ausgezeichnete und weit abgesteckte Schilderung von Mensch und Zeit und mehr als die Skizze einer wirklich tiefhistorischen Biographie. Das große Weben der tausend Fäden wird gezeigt, die eine Kultur produzieren, und die Menschen stehen lebendig vor uns. Der Verlag „Harmonie“ stattet seine Bücher gut aus und macht Volkspreise. Die Wahl der Illustrationen, obwohl nicht immer einwandfrei, zeugt von Geschmack. Nur der periodisch wiederkehrende Einband ist thöricht entworfen.

Ich wende mich zu einer Reihe von Brief-Veröffentlichungen, die in letzter Zeit auf den musikalischen Markt kamen und unter denen die Nachlassenschaften von Bülow eine erste Rolle spielen. Von den **Briefen und Schriften Bülows**, die seine Gattin bei Breitkopf u. Härtel in Leipzig herausgiebt, ist nunmehr der vierte Band erschienen, der Bülows Briefe von 1855 bis 1864 umfaßt; im ganzen zweihundertvierzig Stück. Zwei wichtige Gruppen fehlen, die Briefe an Berlioz, die unauffindbar waren, und die an Liszt, welche in demselben Verlage (sie sind meist französisch geschrieben und verdienen vielfach das höchste Interesse) von La Mara herausgegeben wurden, der bisherigen Publicistin aller Lisztschen Briefe. Das wunderbare Ringen Bülows mit einer ganzen Zeit und einer widerhaarigen Ge-

sellschaft von Reaktionären spricht aus allen diesen kostbaren Dokumenten. Eine unerhörte Energie lebt in seinen Äußerungen, die bis auf die Schülercensuren von peinlichster Sorgfalt zeugen. Während er am Tage seinen Unterricht giebt, in dem er einer freudig zu ihm aufblickenden Jugend von der wahren Kunst der Musik und dem wahren Fleiß der Technik berichtet, geht er abends in seine Konzerte, wo er, ein unbeugsamer Vertreter aufstrebender Kunst, der schwerfälligen Masse die neuen Offenbarungen zu enthüllen sucht, unter heißen Kämpfen und bitteren Anfechtungen. Dann liest er wieder früh die Kritiken in der Spenerschen, die ihn wohl loben, aber die Werke seiner Liebe lächerlich machen. Und er schreibt an diese Kritiker, wie er sich freuen würde, ihnen privatim noch einmal die neuen Stücke, die sie so sehr erschreckt haben, vorzuspielen und zu erklären, und wie er überzeugt ist, daß er sie belehren müsse. Und wieder läuft er von einer Unterrichtsstunde in die andere, von einem Konzert ins andere, ein Fanatiker seines Programms, ein Apostel der neuen Musik. Und dabei der bescheidenste Apostel, der sich denken läßt. Man weiß, was wir Bülow verdanken in der Bach- und Beethoveninterpretation, und dann lese man in einem Briefe an einen Unbekannten von 1858, in dem er ein curriculum vitæ entwirft und ein Credo seiner Überzeugung: „Bach und Beethoven haben mich stets auf das ernsteste beschäftigt, möglich, daß mein Spiel den Geist derselben nicht genügend veranschaulicht, meine Begeisterung für diese Ewigen nicht genügend widerspiegelt — aber ein Urteil darüber könnte ich weder Publikum noch Kritik, sondern nur meinen Pairs, d. h. denjenigen, die die Werke der Klassiker so in- und auswendig wie ich selbst besitzen, einräumen.“ Einer so bienenfleißigen und arbeitsamen Persönlichkeit gegenüber erscheint Liszt in seinen Briefen oft als der wohlwollende und weitblickende Grandseigneur, dem Bülow, bis ihre Ansichten etwas auseinandergingen, mit der größten Ehrfurcht naht. Die Liszt-Bülow-Briefe reichen vom Juni 1851, wo Bülow von Wagner empfohlen zu Liszt nach Weimar kommt, um Klavier zu studieren, bis 1884.

In demselben Verlage erschien eine dritte Auflage von **Robert Schumanns Jugendbriefen**, die seine Frau Klara herausgab und die denen, welche sie noch nicht kennen, eine märchenhaft schöne Lektüre romantischer Gefühle und höchster lyrischer Emphase geben werden. — Ich erwähne noch zwei neuere Schriften aus dem Verlage von Breitkopf u. Härtel: Georg Thouret, **Friedrich der Große als Musikfreund und Musiker**, eine nett geschriebene und hübsch ausgestattete Schilderung des ganzen preußisch-musikalischen Zeitmilieus und Analyse der königlichen Kompositionen mit vielen Notenbeispielen, ein Buch, das ja zweifellos die weitesten Kreise interessieren und fesseln wird. Und endlich im Gegensatz dazu eine wissenschaftliche Arbeit, die sich allerdings auch ein wenig weitere Grenzen gesteckt hat: Ed. Bernoulli, **Die Choralnotenschrift.** Choralnoten sind die älteren Zeichen für aufgeschriebene Musik, die nur die Höhe des Tones, noch nicht seine Dauer angeben, wie die Mensuralnoten. O. B.

Geschichte des Bistums Hildesheim. Von Dr. Adolf Bertram. Erster Band. (Hildesheim, August Lax.) — Das Gebiet, dessen wechselvolle, vielbewegte Geschichte hier von berufener Hand dargestellt wird — Dr. Bertram ist Domkapitular in Hildesheim und Verfasser mehrerer historischer Werke über das Bistum —, es wird unsere Leser wie ein lieber alter Bekannter grüßen. Ist es doch derselbe Grund und Boden, auf dem Wilhelm Jensen zum größten Teile seinen letzten kulturgeschichtlichen Roman „Die Rosen von Hildesheim“ spielen läßt, der mit dichterischer Gestaltungskraft eins der entscheidungsreichsten Jahrzehnte vaterländischer Geschichte vor uns hat aufleben lassen. Auch hier, in dem wissenschaftlichen, überall auf den gründlichsten Studien beruhenden Werke setzt die Darstellung bei dem tausendjährigen Rosenstocke ein, welcher, wie eine Verkörperung der sich durch die Anfänge aller Geschichte schlingenden Sage, seine Ranken und Blumen schon um die uralte Marienkapelle windet, mit der Kaiser Ludwig der Fromme den ersten Grund zum Bistum legte. Um sie herum erwächst im Laufe der Jahrhunderte ein Bau nach dem anderen, Altfried errichtet den Mariendom, Othwin bringt ihm die Gebeine des heiligen Epiphanias aus Pavia heim, Thangmar vereinigt um sich lehrend und predigend die Sprossen der edelsten Geschlechter, während im ersten Kloster des Bistums, in Gandersheims stillen Zellen, Hruotsuits lateinische Dichtungen entstehen und die Augen der Welt auf sich ziehen. Dann beginnt die Herrschaft Bernwards, ebenso reich an Werken der Frömmigkeit und Arbeiten für Kirche und Wissenschaft wie an kostbaren Schätzen der bildenden Kunst. Godehard setzt diese Traditionen ruhmvoll fort, und selbst unter seinen Nachfolgern, die oft hart genug mit den weltlichen und kirchlichen Wirren der Zeit zu kämpfen hatten, zeugen Stiftungen und Erwerbungen von kraftvollem Leben. Doch nicht bloß von frommem Wirken und Schaffen, auch von gefahrvollen Fehden, von blutig erfochtenen Siegen und schweren Verlusten erzählt uns der Dom, mit besonders beredtem Munde von erbittertem Zwiespalt des Glaubens im Zeitalter der Reformation. Die Stadt, schon fast selbständig geworden, nimmt 1542 die neue Lehre an. Von der Kanzel des Domes herab aber verteidigt mit Feuereifer Weihbischof Balthasar den alten Glauben. Dieser Zwiespalt erschwerte lange eine ruhige Entwickelung, wenn auch das Stift dauernd als katholisches Bistum bestehen blieb, rings umgeben von den Trümmern zahl-

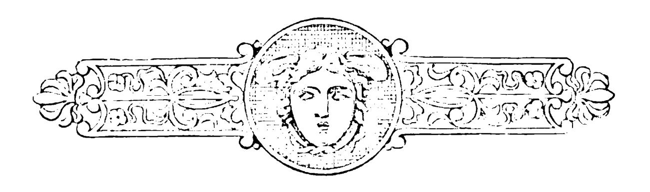
reicher untergegangener Bischofssitze. 1643 ward das von den Braunschweigern occupierte „große Stift“ wieder unter die Botmäßigkeit des Fürstbischofs gebracht und blieb mit Hildesheim vereint, bis die Säkularisation die Fürstenkrone von der Inful trennte und das Domstift und die zahlreichen Klöster und Stifte aufhob. 1824 gab die Bulle „Impensa Romanorum Pontificum“ dem aller weltlichen Macht und Güter entkleideten Sprengel seine neue Gestaltung und vereinigte mit ihm alle Katholiken in der Diaspora des Königreichs Hannover östlich der Weser; 1834 wurde die Diöcese auch über das Herzogtum Braunschweig ausgedehnt. — Das in kurzen Umrissen die Geschichte des Jahrtausends, die bis heute Ludwigs des Frommen Stiftung durchlebt hat. Aus den Urkundenschätzen der Archive, den Kunstschätzen und Bauwerken des Doms und der Diöcese, aus Inschriften, Grabbildern, Porträts und Wappen hat der Verfasser die ersten acht Jahrhunderte dieser langen Zeitperiode neu wieder auferstehen lassen, manchmal so plastisch und greifbar, als wären es Menschen und Gebilde unserer Tage. Ein reicher Kranz meistens vortrefflich gelungener Illustrationen mannigfaltigster Art durchwindet den Text, der sich nicht ohne Erfolg bemüht, die Forschungsergebnisse streng wissenschaftlicher Studien auch in edler Sprache wiederzugeben. Auch die äußere Ausstattung des Werkes verdient alle Anerkennung.

F. D.

* * *

Litauen. Eine Landes- und Volkskunde. Von Dr. Albert Zweck. Mit sechsundsechzig Abbildungen, acht Kartenskizzen und einer großen Karte der Kurischen Nehrung. (Stuttgart, Hobbing u. Büchle.) — Mit diesem stattlichen Bande eröffnet die Verlagshandlung ein neues Unternehmen, dem man bei dem neuerdings immer stärker in unserem Volke erwachenden Stammes- und Heimatgefühl einen sicheren Erfolg voraussagen darf. Es handelt sich um eine Sammlung von „Einzelschilderungen von deutschem Land und Leben“, für die Prof. Hahn (Königsberg) das Programm entworfen und die Mitarbeiter geworben hat. Wenn sie mit „Litauen“, diesem Aschenbrödel unter den deutschen Landschaften, eingeleitet wird, so wundert man sich zunächst wohl über den Mut, den die Herausgeber und Unternehmer damit an den Tag legen; vertieft man sich aber in die Darstellung, die der anscheinend so spröde Stoff hier gefunden hat, so begreift man die idealistische Zuversicht wohl. Schon die Art und Weise, wie der Verfasser die Oberflächengestaltung, die klimatischen Verhältnisse, die Pflanzen- und Tierwelt schildert, weicht angenehm von dem sonst auf den geologischen, meteorologischen und anderen naturwissenschaftlichen Gebieten beliebten trockenen Ton ab, vollends anziehend und allgemein interessant aber gestalten sich die Abschnitte über die Bewohner, ihre Kulturzustände, ihr Erwerbsleben, über Handel und Verkehr, Siedelungen und Bevölkerungsverteilung. Der letzte Teil des Buches behandelt eingehend die Kurische Nehrung und ihre eigenartigen Wanderdünen, an deren geologischer Geschichte wir den harten, aber seit dem letzten Jahrzehnt doch auch erfolgreichen Kampf kennen lernen, den die zähen Menschen dort mit diesen „Strandräubern“ auszufechten haben. Die mühsame, schwere Arbeit, die nötig ist, um die unfruchtbaren Wüsten schließlich doch einmal für die Kultur zu gewinnen, ließe sich höchstens mit der aufreibenden Arbeit vergleichen, die seit Jahrzehnten die Aufforstung des öden Karstgerölls erfordert. Offiziere und Sportliebhaber wird daneben der Abschnitt über das Trakehner Gestüt interessieren, den Sprachforscher und Kulturhistoriker das Kapitel über die Nationallitauer und ihr allmähliches Aufgehen in das Deutschtum, zumal da hier zwei Karten dem Verständnis der schwierigen Auseinandersetzungen trefflich zu Hilfe kommen. Schade, daß nicht auch die landschaftliche Litteratur mit in den Kreis der Betrachtung gezogen ist und daß diese oder jene Abbildung, so mannigfaltig sonst die Auswahl, in der Wiedergabe zu wünschen übrig läßt.

F. D.



Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Erika.

Novelle

von

Adolf Wilbrandt.

IV.

(Nachdruck ist untersagt.)

Erika blieb noch in der Laube stehn; sie fühlte nun erst die Dunkelheit, die sich inzwischen über den Garten ausgebreitet hatte. Ungewiß sah sie um sich her; ihr ward zu Mut, als sei mit dem Doktor das fort, was ihr Sicherheit gab, dieser zauberhafte Frieden, den der Arzt so oft seinen vertrauenden Kranken bringt. Es kam wieder eine Bangigkeit, fast wie bei einem alleingelassenen Kind. Adalbert wiedersehn ... Es überlief sie jetzt, da sie daran dachte. Rasche Bilder tauchten wieder auf, die einander jagten; was sie in Venedig erlebte; auch das halb überwundene Grauen vor Adalberts frevelnder Vergangenheit ... Sie sehnte sich nach befreienden Thränen; beim Abschied von Helm waren sie gekommen; jetzt wollten sie nicht mehr fließen. Den Kopf schüttelnd über diese Veränderung, sank sie auf die Bank zurück. Sie zog sich zusammen; warum frier ich so? dachte sie. Wie kann ich mich denn vor Adalbert fürchten? Er müßte sich vor mir fürchten; er, der an Reinhold Wallneck und seiner Frau so gefrevelt hat. Warum zitter ich dann? — Bin ich denn wirklich eine Sünderin, daß ich vor ihm zittre? Was hab ich gethan, großer Gott, was hab ich denn gethan? — Die ewigen Fragen, da waren sie wieder. Als sie in Venedig in Reinholds Armen wieder zur Klarheit, zum Bewußtsein kam — nein, in seinen Armen nicht; aber er kniete und küßte ihre Hände und bat sie um Vergebung — was war ihr geschehn? Was hatte sie gethan? — Es war ihr, als hörte sie wieder seine Stimme sagen: „Süße Erika" ... „Himmlisches Geschöpf" ... Der Schauder schüttelte sie, der sie schon so oft durchbebt hatte. Ihre Hände rieben sich aneinander. Was hab ich gethan?

„Doktor!" rief sie. „Doktor!"

Über dem Klang ihrer Stimme, der sie fast erschreckte, kam sie wieder zu sich. „Ich bin doch ein rechtes Kind," sagte sie hörbar, laut, um sich Mut zu machen. „Weil ich allein bin und es dunkel ist, so fürcht ich mich und komm wieder auf all die dummen Gedanken. Es giebt keine andre Erika. Weg mit ihr. Ich muß nur wieder schlafen; o, wie hat der Doktor recht. Muß nur wieder schlafen ..."

Es trieb sie aber doch aus dem dunklen Garten fort — immer schwärzer ward es — und dem Hause zu. Aus der Laube hervorgetreten, auf den freien Platz, fuhr sie auf einmal heftig zusammen: eine männliche Gestalt kam heran. Adalbert! dachte sie einen Augenblick. Die Gestalt war aber klein, nicht groß. „Wer ist da?“ fragte sie, fast ohne Stimme.

Es war Reinhold, der hinzutrat; er antwortete noch nicht. Die Unruhe, die ihn zu Helm getrieben, hatte ihn dort nicht lange am Fenster gelassen; er war wieder durch die Straßen gegangen und zur Korwitzschen Gartenthür. Als er Erikas hohe Gestalt aus der Laube hervorkommen sah, zog es ihn hin; um ein Wort zu ihr allein zu sprechen, ihr von seiner Reue zu sagen, Vergebung zu erlangen, nach der er sich schon so lange sehnte. Und ihr Heil bringen! dachte er. Nachdem ich ihr so viel Unheil gebracht ...

„Gnädige Frau! Bitte, ein Wort —!“ sagte er mühsam aus enger Kehle.

Sie verstand ihn nicht; das schreckhafte Herz stand ihr still, und sie zitterte in allen Nerven. „Wer ist da?“ wiederholte sie in ihrer Angst.

„Fürchten Sie sich nicht!“ erwiderte er rasch. „Nur ein Unglücklicher, der Sie um Vergebung bittet; — es scheint, Sie erkennen auch meine Stimme nicht. Doktor Wallneck ...“

Sie fuhr wieder zusammen; eben hatte sie den Klang der weichen Stimme erkannt. „Er ist's!“ stammelte sie, als wäre da wieder das Schicksal gekommen. „Er ist's!“

„Ja, ich mußte Sie sehn. Ich mußte Ihnen sagen — Ihnen allein jetzt, Gott sei Dank — daß mich Ihr Elend zu Boden drückt. Mußte Ihnen sagen, wie schwer diese Schuld auf meinem Gewissen liegt ... Meiner elenden Rache hab ich Sie geopfert, hab Sie um Ruhe und Ehre gebracht —“

„Nein, nein!“ schrie Erika auf.

„Entsetzen Sie sich nicht vor mir; ich bereu es ja! Und ich will's ja sühnen. Sagen Sie mir nur, daß Sie mir vergeben —“

Er wäre gern vor ihr niedergekniet; er wagte es nicht. Es zog ihn aber doch einen Schritt näher zu ihr; — mit einem neuen Aufschrei wich die Unglückliche zurück. „Um meine Ruhe und Ehre,“ wiederholte sie seine Worte, in einem Ton, der ihm durch Mark und Bein ging. „Er sagt mir's ins Gesicht. Ich hab gelogen. Ich hab's gethan! Ich hab's gethan!“

„Was haben Sie gethan —“

„Ihrer Rache haben Sie mich geopfert!“ schrie sie ihm mit einer ganz verwandelten Stimme ins Gesicht. „Gehn Sie! Ich verwünsche Sie! — Adalbert! Adalbert!“ rief sie in den Garten hinein. „Hier bin ich, hier bin ich; hier ist meine Brust. Für die Ehre deines Hauses kannst du töten, sagst du. So stoß zu! stoß zu!“

Sie riß an ihrem Gewand, wie um ihm die Brust zu öffnen. Sie fuhr sich in die Haare und löste sie. Was Reinhold auch versuchte, um zu ihr zu reden, sie zu beruhigen — sie hörte ihn nicht, sie brach in neue wilde, entsetzliche Reden aus. Vom Hause eilte der Oberst herbei, der sie hatte rufen hören, Meta hinter ihm. Sowie Erika ihn sah, lief sie ihm entgegen, warf sich im Gartenweg vor ihn hin: „Hier ist deine schlechte Tochter!“ rief sie. „Eine Sünderin! Laß sie nicht länger leben, Vater! Denk an deine Ehre! gieb ihr den Tod!“

Sie umklammerte seine Knie; Korwitz starrte fassungslos auf sie hinunter. „O Gott, da ist es!“ stammelte Meta. „Der Wahnsinn! — — Reden Sie doch, mein Herr. Was ist denn eben geschehn —“

„Wie soll ich Ihnen sagen,“ entgegnete Reinhold mit halberloschener Stimme, „was ich nicht begreife?“

„Da steht er noch,“ sagte Erika, als sie ihn reden hörte. „Jag ihn fort! Seine Gegenwart entehrt dich, Vater! Jag ihn fort! Und töte mich!“

Korwitz, ganz und gar verwirrt, zog sie vom Boden empor. Meta sah durch das Dunkel, wie gräßlich Erikas Blicke sich auf Reinhold hefteten, vor ihm schauderten; „gehn Sie!“ flüsterte sie ihm zu. „Bitte, kommen Sie!“ — Beherzt faßte sie ihn am Arm, da er zauderte, und zog ihn zur Straßenthür.

Als Korwitz die beiden verschwinden sah, raffte auch er sich auf. „Kind! Kind!“ sagte er und drückte Erika, die sich ihm entwinden wollte, mit einem qualvoll unsicheren Gefühl an die Brust. „Besinne dich! Komm zu

dir! Wie kannst du so reden?“ — Nur um etwas zu sagen, denn inwendig war ihm trostlos zu Mut, setzte er hinzu: „Du träumst. Träume lügen. Wach auf!“

Erika schaute zum Hause hin, sie sah von dort Hanna kommen, ein Windlicht in der Hand, das den Gartenweg beleuchtete; Helm und Adalbert folgten ihr. Sich aus des Vaters Armen losmachend, erwiderte sie, mit dem Blick des Wahnsinns: „Gieb acht, Vater; der Mann, der da kommt, der wird nicht so sprechen. Der wird mir's glauben, wenn ich ihm sage, daß ich eine Sünderin bin …“

Sie trat Adalbert entgegen. „Ja, ja, ja, ich bin's! Ich will nicht mehr lügen. Ich bin schuldig! schuldig!“

„Starren Sie nicht so, Mann,“ murmelte Helm neben dem versteinerten Adalbert, mit seiner eigenen Erschütterung kämpfend. „Aus dem Mund dieser Frau kommt in diesem Augenblick kein wahres Wort …“

„Er lügt!“ fiel Erika ein, die ihn verstand. „Alle lügen. Nur ich sag die Wahrheit!“ Sie kniete vor Adalbert hin, wie sie's vor ihrem Vater gethan hatte; mit verzerrtem, fremdem Gesicht. „Hier, hier ist mein Platz. Der da soll mich richten!“

Adalbert, der sich noch gegen sein Entsetzen wehrte, wollte sie emporziehn; da sie sich aber zurückbog, rührte er sie nicht an. „Erika!“ sagte er unsicher, „steh auf. Fasse dich. Bedenk, was du sprichst. Ich bin hergekommen, verstehst du, weil ich mir's abgerungen habe, an dich zu glauben, weil sie alle mir sagen, daß du unschuldig bist. Wenn du's bist, so verklag dich nicht. Lächle nicht so sinnlos! Der Mann ist hier, mit dem du dich verklagst; er will beschwören, daß du schuldlos bist —“

„Er will einen Meineid schwören,“ fiel ihm Erika ins Wort, die wilden Augen nach oben auf Adalbert geheftet. „Glaub ihm nicht! Glaub ihm nicht! Er hat mich seiner Rache geopfert. Ich bin nicht zu retten!“

„Unglücklicher Mensch,“ sagte Helm zu Adalbert, der alle Farbe verloren hatte, „warum zittern Sie! Das sind Wahngebilde. Sie ist krank … Kommen Sie! Gehn Sie fort!“

„O mein Gott, das sind keine Wahngebilde,“ murmelte der Oberst, dem die Stimme bebte.

„Erika!“ begann Adalbert noch einmal, sich zu ihr niederbeugend, da sie auf den Knien blieb; auch er stammelte nur noch ungewiß. „Hör mich ruhig an. Verdamme dich nicht, wenn du ohne Schuld bist. Nur die Wahrheit, hörst du —“

„Die sag ich ja, mit jedem Wort!“ rief sie aus. „Ich bin schuldig, schuldig! Deine Ehre, sagtest du damals, ist dir doch noch heilig. Du kannst für sie töten, sagtest du. Hier! Hier!“

Sie hielt ihm die Brust entgegen, riß sich das Gewand auf.

Nun zögerte Helm nicht mehr; er trat zwischen die beiden und zog Adalbert von ihr hinweg. „Gehn Sie,“ sagte er; „Ihr Anblick bringt sie noch um, wenn Sie länger bleiben. — Und Sie, der Vater, Sie glauben, was Ihre kranke Tochter sagt?“

Korwitz schlug sich mit der Hand vor die Augen; er nickte. Helm, dem allein die Besinnung blieb, kniete neben Erika nieder und legte ihren Kopf in seinen Arm; wie von dem furchtbaren Sturm ermattet, schloß sie nun die Augen. „Wittow!“ sagte er und schaute auf. „Sie starren so her, als hätte nicht der Wahnsinn, sondern Gott gesprochen. Mann, was denken Sie?“

„Daß Sie nur heucheln,“ antwortete Adalbert, „wenn Sie an ihren Worten zweifeln. So lügt auch der Wahnsinn nicht! — Gott ist mein Zeuge, ich kam in verzweifelter, wütender Sehnsucht, an sie zu glauben, ihr zu Füßen zu sinken. Da liegt sie nun. Die Schuld, die zum Wahnsinn wurde. Ich kann sie nicht mehr sehn. Nie mehr. Mag Gott ihr helfen! und mir!“

Er stürzte weg.

„Amen!“ sagte Erika, die die Augen groß geöffnet hatte; dann schloß sie sie wieder.

* * *

Als Helm sich zur Ruhe setzte, um seine bröckelige Gesundheit zu schonen und den Rest seines Lebens den geliebten Studien zu widmen, da konnte er nicht voraussehn, daß ein so ernster Fall, fast der traurigste seines Lebens, ihn noch wieder ganz zum „Doktor“ machen, ja ihn mehr als alle früheren um Sammlung und Ruhe bringen würde. Zuerst, nach dieser so unerwarteten

wie schrecklichen Katastrophe, schien der Fall ihm hoffnungslos; in einigen Tagen gewann er doch wieder Mut. Wie ihn der Zusammenbruch überrascht hatte, überraschte ihn nun die Ruhe, die Stille, die in Erika einkehrte; wie wenn die furchtbare Entladung, gleich einem lange angesammelten Gewitter, eine lebensfeindliche Spannung gelöst und eine Art von Kirchhofsfrieden zurückgelassen hätte. Ihr Schlaf schaffen! dachte er; dann wär viel gewonnen; vielleicht alles, was von dieser Seite her zu gewinnen ist! In eine Heilanstalt zu gehn, sträubte sie sich durchaus, mit Leidenschaft; Zwang schien ihm unmöglich. In ihrem Bett fand sie aber keinen Schlaf; auch wenn keine schmerzlichen Gedanken sie erregten, lag sie, ob mit offenen oder geschlossenen Augen, in gleichsam starrem Wachsein da. Oder, was häufiger geschah, ein mehr und mehr zunehmendes Grauen trieb sie aus dem Bett; sie lief zu Meta oder zu Hanna und kauerte dort irgendwo nieder, in Decken gehüllt. Dann nickte sie wohl, beruhigend angesprochen, auf ein paar Minuten ein ...

Dies brachte Helm nach langem vergeblichem Sinnen auf ein Auskunftsmittel, das ihm glückte, mehr als er gehofft hatte. Wenn in ihrem geliebten Gartenzimmer nach dem Nachtmahl Schach gespielt ward — auch er beteiligte sich, so oft man ihn wollte —, so brachte er Erika durch allerlei kleine Künste auf das Sofa, das er zum Schachtisch gerückt hatte, und ließ sie von dort, in ihrer weichen Ecke, mitspielen oder zuschauen; beides liebte sie, so weit sie in ihrem Seelenzustand noch etwas lieben konnte. Rückte die Nacht dann vor — die andern durften an Schlaf nicht denken und nicht davon reden —, so kam allmählich eine süße Ermüdung über Erika, die ihr Gehirn unvermerkt und darum ungestört beschlich. Sie lehnte sich zurück, auf ein scherzhaftes Wort ihres „Doktors", oder auch aus eigener Lust; das Bewußtsein verging ihr, der arme ruhelose Geist tauchte im Vergessen unter. Nur zu bald erwachte er wieder; dann saßen aber die andern, Meta, Helm, der Vater, ebenso wie vorher um den Tisch, die Augen auf dem Schachbrett, um Erika unbekümmert, in der tiefen Stille, die das Schachspiel liebt, oder mit gedämpften, wohlig leisen Worten. Sie fühlte sich dann so eigen zwischen Traum und Wachen; gleichsam die Augen schon wieder auf die dunkle Flut gerichtet, in die sie von neuem untertauchen sollte. „Ach, es schläfert so gut ein," sagte sie dann wohl, mit tief ernsten Augen lächelnd, „wenn ihr so langweilig über dem Schachbrett brütet ..."

So versank sie wieder. Aus den ersten Viertelstunden Schlafs wurden ganze Stunden. Sie schlief immer tiefer, fester, mit ihrer roten Decke leise zugedeckt. Freilich, wenn sie dann erwachte, wollte sie auf diesem Sofa bleiben, nicht ins Bett zurück; vor dem graute ihr wie vor ihren heimlichen Gedanken. Auch mußte sie die andern am Schachbrett immer wiederfinden, sonst war die Ruhe hin. Die armen Opfer teilten sich in die „Nachtwache", so gut es ging; Helm wanderte ab und zu, oder legte sich nebenan ein paar Stunden nieder; zuweilen half auch Hanna aus, die man fürs Schachspiel angelernt hatte. Der Oberst, der sich schwer mehr an Neues gewöhnte, schüttelte zu diesen „tollen Veranstaltungen" jede Nacht den Kopf; sie kosteten ihn auch freilich manche Schlummerstunde. Indessen gab er sie immer williger hin, je deutlicher er sah, daß der beinahe lästig gescheite Helm wieder einmal recht behielt. Erika lebte auf; sie schlief „wie ein Mensch". In ihre Augen kam wieder Sonne. Sie ging nicht mehr wie ein Geist umher. Über ihr noch blasses Gesicht flog manchmal ihr altes süßes Lächeln. Wenn er, der Vater, einmal in Trübsinn versank, überraschte und weckte sie ihn wohl durch helle, heitere Gedanken. Kurz, er sah, es ward gut; er regte wieder seine jugendlichen Flügel. Er packte eines Morgens den „Doktor" bei den Schultern, um ihn vor Freude zu schütteln: „Sie machen es! Sie machen es!" rief er ihm ins Gesicht. „Sie machen mir das Kind gesund!"

Helm lächelte; er nickte wohl auch. Ihm selber war noch nicht so wohl zu Mut; denn dem ersten Glück dieser Besserung folgte neue Sorge. Erikas Geist genas sichtbar; er schien ganz genesen; auch der Körper war schon ein wenig wieder aufgeblüht; nun schwand er rätselhaft hin. Eine Weile sah der Alte dem zu, suchte es bald so, bald so zu erklären; zuletzt mußte er sich doch eingestehn: er begriff davon nichts. Über ihrem

Geist, ihrem Denken lag ein immer sanfterer, gleichmäßigerer, wehmütiger Frieden; Verworrenes und Krankes störte ihn nicht mehr. Aber die liebe, zarte Gestalt verging ...

Was thun? dachte er oft, sich an den grauen Kopf greifend. Was für ein Kobold hänselt uns da? Was anfangen, was thun? — Er beneidete den Oberst fast, den Sanguinischen, der nun nichts Sorgenmachendes mehr sah, kein Hinschwinden bemerkte, sich nur an das Erfreuliche hielt. Die kluge kleine Meta hatte wohl Augen, sie ging in stillen Sorgen umher; davon zu reden vermied sie aber gern, sie drückte gleichsam die Augen zu. Hanna die Schwarzseherin seufzte, wo sie Helm erblickte; er machte oft kleine Umwege, ihr nicht zu begegnen.

Eines Abends, von spätem Spaziergang heimkommend, fand er in seinem Arbeitszimmer einen Brief, der ihn auf die Spur dieses Rätsels bringen sollte. Es war Reinhold Wallnecks Schrift; er erkannte sie. Schon einmal, am Morgen nach jener unglückseligen Begegnung im Garten, war ein Brief von Reinhold gekommen, damals an Korwitz; eine Anklage gegen sich selbst als den Anstifter des Unheils wider seinen Willen, eine feierliche Beteuerung, daß Erika schuldlos und unbefleckt sei, daß ihr Geist getrübt sein müsse, wenn sie sich verklage. Was sie damals in Venedig zu ihm geführt habe, war darin erzählt; und was den hinzukommenden Adalbert so verhängnisvoll verblendet habe. Diesen Brief, der den schnell zerknirschten Vater wieder zur Vernunft brachte, hatte außer Erika dann auch Helm gelesen und ihn, mit des Obersten Zustimmung, an Adalbert nach Berlin geschickt. Es kam keine Antwort. Adalbert schwieg, als wär er aus der Welt. Nur unter der Hand erfuhren sie, daß er, körperlich ungebrochen, seelisch vollkommen verfinstert, im Dienst wie bisher seine Schuldigkeit thue. Erika war offenbar für ihn tot ...

Helm öffnete Reinholds Brief. Er erstaunte sehr: neben ein paar Zeilen für den „hochverehrten Herrn Geheimrat“ lag noch ein geschlossenes Schreiben darin mit der Aufschrift: „An Frau Erika von Wittow“. „Wollen Sie die Güte haben,“ stand auf dem offenen Blatt, „die Einlage zu übergeben, nachdem Sie sie geöffnet und gelesen haben; denn im Interesse der Dame, die nicht wieder in falschen Verdacht geraten soll, bitte ich darum. Den Wunsch, den sie mir schriftlich ausgesprochen hat, kann ich nur auf diese Weise erfüllen ...“

In tiefen Gedanken starrte er auf das Blatt. Erika hatte heimlich an Wallneck geschrieben; — warum? So wie er sie kannte — ihre Seele lag offen vor ihm — konnte ein Wunsch, den sie *diesem* Mann gegenüber aussprach, nur ein *letzter* sein; sie konnte nur an ihn schreiben, wenn sie sich als *Sterbende* fühlte. Anders war's unmöglich, schien ihm ... Eine fürchterliche Ahnung, die ihn schon bedrückte, ward fast zur Gewißheit. Er nahm Reinholds Brief an Erika in die Hand; lesen durfte er ihn. Aber nein! dachte er; so nicht! Les ich ihn früher als sie, das würd ihre stolze Seele kränken, als hätte ich ihr nicht getraut. Sie selber soll mir sagen, was darin steht; — soll mir's heut noch sagen. Ich geh hinüber, im Augenblick. In dieses Dunkel muß Licht kommen; — ach, ich fürchte, nur zu viel Licht. An was für ein armes, tragisches Geschöpf hab ich da mein Herz gehängt. Sie will mir entschlüpfen ... Sie will mir entschlüpfen ...

Er seufzte ingrimmig auf; „warte!“ sagte er dann, „das duld ich nicht! So laß ich mir diese Kur nicht verderben! So laß ich nicht auf meinem Herzen herumtreten! — Ich hab immer so lange gekämpft, als ich irgend konnte. Das werd ich doch *diesmal* *gewiß* thun. So ein abgetakeltes Wrack bin ich doch noch nicht!“

Er steckte den Brief in die Tasche, nahm wieder Hut und Stock und ging hinaus, die Straße entlang. Diesen Weg ging er jetzt dreimal, viermal täglich; ihm war schon fast, wie wenn er aus einem Zimmer in das andre ginge. Als er die Hausthür geöffnet hatte, sah er die alte Hanna auf dem Vorplatz stehn, die Hände ineinander gelegt; sie schien auf ihn zu warten. Die Flurlampe leuchtete in ihr tiefbekümmertes Gesicht. „Ich hab mir ja gedacht,“ sagte sie, „daß Sie bald kommen würden. Ach, ich muß Sie *allein* sprechen, Herr Geheimrat. Es drückt mir ja das Herz ab. Wenn man so was auf der Brust hat und zu keiner Menschen-

seele davon reden darf ... Ihnen muß ich's aber sagen! Das ist meine Pflicht!"

„Was denn?" fragte er.

Sie zog ihn dreist in einen Winkel, weiter von den Wohnzimmern weg; „ach, Herr Geheimrat!" seufzte sie so leise, wie sie konnte. „Wir wundern uns ja schon lange, daß sie nicht weiterkommt. Daß sie nicht stärker wird, mein ich, kompletter; sondern im Gegenteil. Was ist da zu wundern! Sie nährt sich ja nicht. Sie betrügt uns ja. Sie will jetzt immer auf ihrem Zimmer essen, zu besonderen Zeiten. Warum will sie das? Um es wegzuschütten. Ja, Herr Geheimrat. Sie schüttet heimlich ihr Essen weg ..."

Hanna hielt es nicht länger zurück, sie begann zu weinen.

„Hanna —!" sagte Helm.

„Ja! Ich hab's heut abend entdeckt! Vor zwei Stunden. Seitdem geh ich so herum. Schüttet so viel weg, wie sie kann! — Und als ich's entdeckt hab, hat sie mich schrecklich angesehn und bei den Schultern genommen: ‚Erzähl das nicht weiter, hörst du! Wenn du mich lieb hast — wenn du nicht meinen Tod willst — so schweigst du davon und sagst kein Wort!' — Aber davon schweigen, wie könnt ich das. Wie könnt ich dann vor meinem Gott bestehn. Wenn ich nicht ihren Tod will, sagt sie; sie will ja ihren Tod. O, Herr Geheimrat, das werden Sie nicht zugeben. Das liegt nun auf Ihnen, Herr Geheimrat. Bringen Sie das Kind zur Vernunft!"

Helm verlor die Ruhe nicht; in diesem Haus verlor er sie nie. „Wo ist Erika?" fragte er.

„Na, wo soll sie sein," ächzte Hanna. „Nun sitzt oder liegt sie ja wieder im Gartenzimmer, beim Schachspiel. Nun thut sie ja wieder, als wär nichts geschehn!"

Er erwiderte nichts; er streichelte ihr die faltige Wange, um sie ein wenig zu beruhigen. Das hatte er noch nie gethan; sie hielt verwundert, aber mit einer Art von Andacht still. „Ja, das liegt auf mir," murmelte er dann nur. Er nickte ihr freundlich und herzhaft zu und ging zum Salon.

„Sie will ja ihren Tod," summte oder sauste ihm dabei im Kopf und fuhr ihm in die Brust hinunter. Ja, ja, wie er sich's gedacht hatte: sie will mir entschlüpfen ... Er strich sich aber das Haar von der Stirn — es klebte; kalter Schweiß — und ging leise weiter.

Zwischen dem Salon und dem angrenzenden Gartenzimmer waren die beiden Flügelthüren offen; er konnte den von der Hängelampe beleuchteten Schachtisch sehn, an dem sich Korwitz und Meta gegenübersaßen, dahinter Erika, auf dem Sofa lang ausgestreckt. Sie schien zu schlafen, das blasse Gesicht hatte tiefen Frieden; aber auch die beiden Wachenden hatten den geräuschlosen Helm nicht gehört. Sie sprachen leise, während sie spielten. Das war abgemacht; Erika behauptete, sie schlafe sogar besser ein und bleibe länger im Schlaf, wenn „so fortgesummt" werde. Helm blieb stehn und hörte gedankenlos zu, dieses Bild betrachtend. Seine Erika lag so da, als hätte sie ihr Ziel schon erreicht ...

„Pièce touchée!" murmelte der Oberst.

Meta zog aber geschwind, als richtige Evastochter, die Hand wieder zurück, da sie das Bedenkliche ihres Zugs erkannte; „o nein!" sagte sie; „noch nicht! Meine Finger haben mit dem Läufer nur so ein bißchen geliebäugelt. — Jetzt zieh ich wirklich!"

Sie zog. — Korwitz lächelte. „Mein armes Kind, dann nehm ich dir den Turm!"

Er nahm ihn. „Weh mir!" seufzte Meta tragisch. „Du spielst heut wieder viel zu gut!" — Sie sah, wie er nun triumphierend strahlte, und nahm noch einen Anlauf; „Schach!" sagte sie, während sie wieder zog.

„Also ‚Schach dem König'," summte der Oberst, überlegen ruhig. „Ja, ja, auf so 'nen gemütlichen Schlafhaubenkönig im Schach geht jeder Bauer los! — Wie der König von Yvetot ..."

Er fing an zu singen, zuerst leise, dann in seiner Wähligkeit immer lauter:

Il était un roi d'Yvetot
Peu connu dans l'histoire —

„O, nicht so laut!" flüsterte Meta. „Du weckst sie auf!"

Korwitz legte sich eine Hand auf den Mund. „Ja, ja! — Bin schon wieder zu vergnügt. Wie das alte Grautier, das zu lustig wurde —"

„Zieh lieber aus dem Schach!"

„Ja, mein Kind; und so, daß du zittern sollst! — Trema Bizanzia …“

Er war schon wieder in einer seiner Arien; diesmal unterbrach er sich aber selbst; Erika schien sich zu rühren. „Warum geht auch das Kind nicht zu Bett,“ brummte er dann, um sich zu entschuldigen. „Nimmt das nie ein Ende?“ — Er sah Helm, der eben leise eintrat und mit seinem gewohnten Nicken grüßte. „Ja, ja, alter Freund,“ fuhr er fort, „ich wiederhole das. Dieses Schlafen auf dem Sofa, nimmt das nie ein Ende?“

Helm zwang sich, zu lächeln. „Sich dem Schlaf ergeben,“ antwortete er ausweichend, „ist das beste Laster.“

„Das leugne ich nicht,“ flüsterte der Oberst. „Sie soll aber zu Bett gehn!“

„Lieber Freund, warum ergeben Sie sich nicht endlich in Ihr Schicksal, daß sie thut, was sie will?“

„Ich bitte, Herr Oberst,“ nahm Meta das Wort, „achten Sie auf meinen Zug!“

Sie zog wieder; Korwitz sah lächelnd hin; in diesem Augenblick wachte Erika auf. Sie wandte den Kopf zum Licht, stützte sich langsam auf einen Arm: die jetzt so tief liegenden Augen bekamen einen Ausdruck schmerzlich feierlicher, geheimer Erwartung, den nur Helm wahrnahm: geschwind war er wieder weg. Die junge Frau nickte ihm, dann den andern zu; ein weiches Lächeln verklärte sie. „Guten Abend, Doktor,“ sagte sie so heiter, als wäre alles schön und gut. „Das ist und bleibt mein liebster Anblick: wenn diese Lampe brennt und das alte Schachspiel mit den verrückten Figuren auf dem alten Tisch steht, und die nächtliche Familie drum versammelt sitzt und so friedlich Krieg führt. — Was ist denn die Uhr?“

Sie fragte das wie obenhin, ohne Absicht; in ihren dunkelbraunen Augen schien aber wieder eine Erwartung zu lauern. „Die Uhr steht auf Zubettgehn,“ erwiderte der Oberst.

„Meinst du?“ sagte sie und lächelte. „Ich hab eben so süß geträumt, Vater. Und nun seh ich euch alle, und da ist auch das Wachen süß. So ein windstilles Wachen, weißt du“ — sie legte sich eine der wachsbleichen Hände an die Stirn — „ohne Sturm und Wellen. Wenn du wüßtest, was für eine Seligkeit das ist. Seinen Kopf für sich haben! keinen Fremden drin …“

Ein leichtes Erschaudern überlief sie. Korwitz nahm ihre Hand.

„Und diese abscheulichen Phantasien — die kommen nun nie mehr, Kind?“

„Nein, Vater. — Wer das nicht kennt —!“ — Sie starrte in die Luft. „Wie wilde Tiere in schauerlichen Nächten um ein Lagerfeuer ziehen, so zogen sie herum; kamen von hier und von dort. In der langen Nacht — — mir ist diese ganze schlimme Zeit nun wie eine Nacht. Da schlichen sie immer wieder und wieder; stürmten manchmal heulend heran; wichen dann langsam zurück. O! Und endlich, endlich kamen sie nicht wieder. Zogen sich weiter und weiter weg — und es wurde stiller. Heller. Bis endlich der Morgen kam! der hellichte Tag!“

Sie strich sich über die Stirn, die so viel gelitten hatte. „O, da war's gut! Ich war frei!“

Sie stand auf, trat zu Helm; mit einer plötzlichen Bewegung, der er nicht zuvorkommen konnte, ergriff sie seine Hand und küßte sie.

„So, nun räsonnieren Sie nicht!“ sagte sie mit einem flüchtigen Lächeln und stellte sich neben Metas Stuhl. Sie schaute auf das Schachbrett; zugleich horchte sie — Helm bemerkte es — auf das Pfeifen der Züge am Bahnhof, das die stille Nacht durchschrillte; ihre Schultern bewegten sich unruhig, als erwarte sie jemand. Sie vertiefte sich aber wieder in das unvollendete Spiel. „O Jemine!“ sagte sie in künstlicher Heiterkeit, „wie schlecht steht's für Meta! — Komm, Vater, laß mich versuchen, ob ich das Spiel nicht noch retten kann!“

Sie zog Meta vom Stuhl empor, lächelte sie an und setzte sich auf ihren Platz.

Korwitz schüttelte unzufrieden den Kopf. „Du bist so blaß, Kind; du solltest —“

„Laß mich nur!“ fiel sie ihm ins Wort. „Ich will noch einmal — —!“

Sie sprach nicht zu Ende, sie griff nach ihrer Königin auf dem Schachbrett, mit aufgeregt tändelnder Hand. „Wer ist am Zug?“ fragte sie.

„Ich weiß nicht,“ erwiderte Korwitz beklommen. Die sonderbar verklärten Augen der jungen Frau leuchteten so fremd, so beunruhigend; auch war noch irgend etwas an ihr, das ihm nicht gefiel, das er nicht

verstand. „Kind, ich möchte lieber nicht mehr spielen ...“

„Du mußt!“ — Sie lächelte: „Hast du Furcht vor mir? Daß ich dir den Sieg entreiße, wie Blücher bei Waterloo? — Meta! wer ist am Zug?“

„Der Vater.“

„Also bitte!“

Korwitz zuckte die Achseln, sann ein wenig und zog. Erika that sofort ihren Gegenzug; Helm, der Zuschauer, staunte, was für einen guten Einfall sie gehabt hatte. Ihre Wangen begannen nun aber auch leise zu erglühen; ein flackerndes Feuer kam in ihre Augen. Sie that Zug um Zug; unruhig bewegte sich dabei der Kopf auf dem schlanken Hals, sobald sich draußen irgend etwas rührte. Sie horchte und war wie abwesend; dann kam sie wie mit plötzlichem Entschluß zurück. Helm konnte kein Auge mehr von ihr verwenden; ihm ward wunderbar eng ums Herz. Hätt ich sie nur erst allein! dachte er.

„Ja, mein guter Vater!“ fing nun Erika an, während sie ihren nächsten Zug bedachte. „Das waren glückliche Tage, als wir jeden Abend so am Schachbrett saßen ...“

„Waren?“ fragte er. „Was heißt das. Werden sein. Und noch lange, denk ich.“

Sie zog, ohne darauf zu antworten. „So!“ sagte sie, als hätte sie etwas besonders Gutes gemacht. „Jetzt gieb nur acht auf dein Spiel!“ — Sie hörte Signale auf dem Bahnhof und horchte wieder; dann lächelte sie den Vater an. „Du bist ja am Zug, Adalbert —“

Sie fuhr zusammen. — „Nein, der Vater, mein ich. — Warum ziehst du nicht?“

„Weil — — weil du zerstreut bist,“ erwiderte er. „Bist heut etwas sonderbar, Kind. Was hast du? — Eben flüstertest du etwas vor dich hin ...“

„Ach ja!“ sagte sie rasch. „Ich weiß. Unser altes Lied kam mir in den Sinn —“

„Was für ein altes Lied?“

„Hast du es nicht vorhin gesungen, als ich so zwischen Schlaf und Wachen auf dem Sofa lag? Mir war, als hört ich unser ‚Vorrei morir‘.“

Korwitz schüttelte den Kopf. „Wie kommt dir das jetzt in den Sinn? — Ich hab's nicht gesungen.“

Auf das Schachbrett niederblickend, begann Erika mit der gedämpften tiefen Stimme zu singen:

Vorrei morir! Vorrei morir!
Vorrei morir quando tramonta il sole,
Quando sul prato dormono le viole ...

Plötzlich stand sie auf.

„Kommt da jemand?“ fragte sie.

„Wo?“ fragte Korwitz.

„Ins Haus.“

„Nein.“

„Ich hör nichts,“ setzte Meta hinzu.

Erika ging zur Thür, die auf den Vorplatz führte; sie öffnete sie und blickte hinaus. — „Niemand!“ murmelte sie, wie sehr enttäuscht.

„Was ist dem Kind?“ sagte Korwitz, den Kopf schüttelnd. „Ich versteh es nicht.“

Helm bat ihn und die unruhig gewordene Meta durch ein paar Gebärden, zu schweigen; darauf ging er zu Erika, die noch an der Thür stand. „Liebes Kind!“ flüsterte er. „Sie haben etwas auf dem Herzen. Ich auch. Thäten Sie mir die Liebe und hörten mich eine Minute an?“

Sie hatte ihm wie erwachend ins Gesicht gesehn; nach dieser Frage nickte sie und nahm seine Hand. „Ich muß mit Ihnen sprechen, Doktor,“ erwiderte sie leise. „Mit Ihnen allein. Schicken Sie die andern fort!“

Helm ging an den Schachtisch zurück. „Ein kleines Zwiegespräch,“ raunte er so hin, „zwischen dem Doktor und der Patientin. Wenn Sie uns ein bißchen allein lassen wollten. Gehn Sie ruhig, alter Freund, es bedeutet nichts.“

„Das Kind ist wieder so aufgeregt —“

„Das ist bald vorbei!“

Korwitz seufzte, dieser Rückfall kam ihm zu unerwartet; er hatte schon wieder so ganz im Genesungsparadies gelebt. Aber in guter Haltung, wie ein tapferer Soldat, zog er mit Meta in den Salon hinaus und machte beide Thürflügel zu.

* *
*

Erika hatte unterdessen noch einmal in die Nacht gehorcht; den Kopf traurig schüttelnd, kam sie langsam an den Tisch, zu Helm. „Da wären wir also allein,“ fing der Alte an.

„Eh Sie nun reden, meine Liebe, muß ich Ihnen sagen —“

„Sie mir?“

„Ja, ich Ihnen. Kind! was treiben Sie? Was wollen Sie? Wie die Augen glühn in dem blassen Gesicht. Sie sind nicht mehr krank und schwinden doch hin; jetzt weiß ich, warum! Weil Sie nicht mehr essen. Weil Sie die Speisen, die Ihnen Hanna aufs Zimmer trägt, heimlich beiseite schütten. Ja, ja: sie hat mir's gesagt! — Ziehn Sie doch nicht die Brauen so. Es war ihre Schuldigkeit. Was wollen Sie? Wollen Sie durchaus Ihren Tod?“

Erika lehnte sich an den Tisch; eine flüchtige Erregung über Hannas Ausschwatzen verging, sie sah mit tiefem, über ihre Jahre schmerzgereiftem Ernst in sein liebevoll scheltendes Gesicht. „Wozu sollt ich noch leben, Doktor?“ antwortete sie. „Hab ich nicht genug gekämpft und genug gelebt? — Und wenn ich nun diesen letzten Kampf noch kämpfen will, um meine Ehre wieder rein zu waschen —“

„Was heißt das? Was wollen Sie?“

„Ich war wohl immer ein zartes Kind, Doktor; Sie haben mich so genannt; aber glauben Sie, daß ich doch tapfer bin, daß ich einen festen Willen habe? — Sie nicken; und so gut. — Bitte, hören Sie mich ruhig an! Alles, was ich bin, mein Herz und meine Ehre hatt ich Adalbert gegeben. Nun hat er beides weggeworfen. Denken Sie, so will ich weiterleben? Nein! Ich hab jetzt nur noch eins, und das ist mein Tod: der soll mein Zeuge sein, und dem muß er glauben, wenn ich ihm mit sterbenden Lippen sage: ich war dir nicht untreu! Der wird es ihm besiegeln, Doktor, und beglaubigen, daß ich jetzt die Wahrheit sage; und dann wird er mir meine Ehre wiedergeben und mich nicht mehr hassen und verachten!“

Helm mußte sich eines unwürdigen Schluchzens erwehren: Erikas Stimme ging so tief, und sie stand so ruhig wie ein freiwilliges, heiliges Opfer da. „Kind!“ stieß er hervor. „Sie wollen sich so vergehen lassen?“

„Ja,“ sagte sie. „Hab ich nicht das Recht? Ist nicht die Ehre mehr als das Leben? Das hat man uns ja doch immer gelehrt. — Ja, darum eß ich nicht mehr. Und zwingen laß ich mich nicht! — Ich kann ihm ja nicht zürnen, Doktor. Hab ich mich nicht selber verklagt? Und wenn ich's auch im Wahnsinn that — spricht nicht im Wahnsinn so oft die Stimme des Gewissens? — Wenn er nun aber kommt und mich sterbend findet —“

„Auf ihn warten Sie!“ fiel er ihr ins Wort.

Sie nickte. Eine Wolke von Bangigkeit zog aber über ihr Gesicht.

„Er wird kommen?“ fragte er.

Sie griff nach seinem Arm; ihre Finger preßten ihn. „O, ich hoff es, Doktor! Lieber Doktor, hoffen Sie's mit mir! Ich hab ihm geschrieben; heut morgen. Ich hab ihm geschrieben, wie ich es gemacht hab, um bald zu sterben, und daß ich das Gefühl hab, ich sterb diese Nacht. Ich hätt ihm aber noch ein letztes Geständnis zu machen: ihm allein — und von Mund zu Mund —“

„Erika!“

„Ich dachte: dann muß er doch kommen; dann kommt er gewiß! — Und dazu — — nun müssen Sie mich nicht auslachen; das möcht ich nicht, das ertrüg ich nicht — — dazu hatt ich noch einen Traum, einen letzten, süßen, heimlichen Traum für die letzte Stunde. Was mir damals in Venedig so schrecklich mißlang, doch noch zu vollbringen: die Versöhnung, Doktor, zwischen ihm und ihm! Doktor Wallneck ist edel — Sie wissen es auch — und hat ein so weiches Herz; der Sterbenden, dacht ich mir, wird er's nicht verweigern. Und Adalbert hat ihm so furchtbar unrecht gethan! — Darum schrieb ich an **beide**; auch Wallneck, hört ich, ist noch in Berlin. Und ich dachte, beide —“

Die Unruhe ergriff sie wieder; sie verließ den Tisch, sie ging ins Zimmer hinein. „Aber sie kommen ja nicht!“ rief sie lauter; bisher hatte sie oft mehr geflüstert als gesprochen. „Es wird so spät, so spät — und sie kommen nicht! — Bedenken Sie, wie mir ist, was ich fühle, Doktor. Ich hab den Tod gerufen. Ich fühl ihn in mir. Plötzlich wird er da sein — plötzlich. Und wenn's Morgen wird, und wenn Adalbert kommt, wach ich nicht mehr auf. O Gott, o Gott, was für ein Gedanke ...“

Mit zwei Schritten kam sie zu Helm zurück, ergriff wieder seinen Arm: „Helfen Sie mir! Verlassen Sie mich nicht! — Nehmen Sie dieses Blatt!“

Sie zog ein offenes, beschriebenes Blatt Papier aus ihrer Tasche hervor, in der es sich zerknittert hatte.

„Wie Sie sich martern, teure Erika," murmelte der Alte. — „Was soll dieses Blatt?"

„Nehmen Sie's! — Wenn mich Gott verläßt, wenn meine Augen Adalbert nicht mehr sehn, dann legen Sie mir's auf die Brust; da soll er es finden. Und wenn er dann von dem Blatt auf seine ewig stumme Erika schaut, wird er ihr wohl glauben. Und dann — dann wird er — — O mein Gott! Mein Gott! — Adalbert!"

Die innere Bewegung ward nun doch zu mächtig. Das Blatt, das Helm noch nicht genommen hatte, fiel ihr aus den zitternden Fingern auf den Tisch, zwischen die Schachfiguren. Sie sank auf den Stuhl, auf dem sie vorhin für Meta gespielt, und die Ellbogen auf den Tisch legend, bedeckte sie das Gesicht mit den Händen, weinte und schluchzte, leise, die Stimme noch dämpfend, aber als verginge sie.

Kann man das mit ansehn? dachte Helm, den es nun auch zu schütteln anfing. Und da steht man ohnmächtig und sieht das mit an? — Die Empörung über diese Unbill riß ihn aus seiner Weichheit auf; indem er die Brauen niederzog und eine Hand mit der andern rieb, suchte und sann er, was sich denn wohl thun ließe, um nicht so mit dem Kind zu vergehn. Ja, wenn jetzt Adalbert käme, fuhr ihm durch den Kopf, wenn er in diesem Augenblick die Thür da aufmachte und seine Frau so weinen sähe — da würd wohl noch alles gut. Aber er kommt ja nicht! — — Er kommt nicht. Nun, wenn er nicht kommt — das könnt ich benützen. Sie muß wieder leben wollen, darauf kommt es an; sie muß leben und sich nähren wollen ... Darauf kommt es an ...

Erika hob den Kopf, tiefen, seufzenden Atem schöpfend. In diesem Augenblick kam ihm sein Gedanke. „Liebe Erika!" nahm er das Wort, indem er noch einen Schritt näher trat. „Daß ich Sie nicht verlasse, versteht sich von selbst. Daß Sie einen festen, mutigen Willen haben, das weiß ich; — aber darum sammeln Sie jetzt Ihre Kräfte und hören Sie, was ich Ihnen mitzuteilen habe. Deshalb kam ich heut abend her. Fast zu gleicher Zeit sind ein Brief und — eine Depesche gekommen ..."

Sie starrte ihn mit einem Laut der Überraschung an; ihre Thränen flossen schon nicht mehr.

„Der Brief ist von Doktor Wallneck; ich hab ihn hier; da ist er. An Sie. Er hat mir erlaubt, ihn zu öffnen; ich hab's nicht gethan. Sie sollen *selbst* —!"

Er hielt ihn ihr hin.

„Bitte, machen Sie ihn auf," sagte sie leise, sich scheu zurückbiegend. „Lesen Sie ihn vor."

Helm öffnete und las:

„Hochverehrte gnädige Frau! Ich kann Sie nicht wiedersehn, ich hätte nicht die Kraft; aber ich sage Ihnen durch diese Zeilen, daß ich überwunden habe, daß ich ihm vergebe. Das Unglück, Sie zu verkennen und Sie zu verlieren, erscheint mir so groß, daß es in meinen Augen mehr als hinreicht, Adalberts Schuld zu sühnen; er muß elender sein als ich, und ich habe schon die Kraft, ihn zu bedauern. Möge Ihnen das Schicksal geben, was es geben kann! Sie haben mir wie ein Engel verziehen; dafür dank ich Ihnen. Möge auch Ihre Schwester mir vergeben ..."

Helm hielt inne, mit einem unwillkürlich fragenden Blick auf Erika. Sie nickte, beinahe lächelnd, und sagte: „Die Glückliche hat schon vergeben und *vergessen*!"

Helm las zu Ende: „Bis in den Tod in ehrfurchtsvoller Hingebung der Ihre — Reinhold Wallneck."

„Das wußte ich: er wird verzeihn," sprach sie vor sich hin. „Aber — lieber Doktor. Sagten Sie nicht auch von einer *Depesche*?"

Er nickte und nahm sich zusammen.

„Von wem ist *die*? — Foltern Sie mich nicht. Ist sie von Adalbert?"

„Nein, mein teures Kind. Die Depesche —"

Er that, als suche er sie in seiner Tasche. „Zu Hause gelassen; — nun, was liegt daran. Ich weiß ja, was darin steht. Die Depesche ist vom Hauptmann Winterstein, von Adalberts Freund. Ihr Mann ist nämlich nicht in Berlin, wie wir dachten; er ist in dienstlichen Angelegenheiten an den Rhein gereist, mit dem Winterstein. Und der telegraphiert mir nun —"

Erika stand auf. „Was?" fragte sie, noch blasser als vorher.

„Erschrecken Sie nicht! Es ist nicht so schlimm. Ich werde gebeten, zu kommen, weil Adalbert erkrankt ist; nun ja, schwer erkrankt; aber man habe noch alle Hoffnung. So steht in dem Telegramm. Ich werde offenbar nur gebeten, weil ich früher sein Arzt war, seine Konstitution so genau kenne — während dort natürlich ein fremder Arzt — — Kind, Sie haben ja gar kein Blut mehr im Gesicht. Fassen Sie sich. Sie hören ja: alle Hoffnung. Starren Sie nicht so. Sie fallen mir ja um!"

Er faßte sie an beiden Armen. Jetzt verlor sich aber ihre Regungslosigkeit; sie entwand sich ihm nach und nach, als schäme sie sich, so gestützt zu werden. „Nein, ich fall nicht um," antwortete sie; darauf drückte sie die Zähne zusammen. — „Schwer krank! Hundert Meilen weit!"

„Ich reise sogleich zu ihm —"

„Und ich ahn es nicht! Und ich denk nur an mich, wie ich sterben will, um ihn noch einmal zu sehn. Und er, er wird sterben!"

„Nein, nein," tröstete Helm. „Wir werden ihn retten —"

„Ich bin nicht bei ihm!" rief sie aus. „Er hat doch noch eine Frau; die ist nicht bei ihm! Und da hinten am Rhein wird er sterben — vor mir! Mein Tod wird ihm nicht mehr bezeugen, daß ich schuldlos bin! — Adalbert! Adalbert! Verlaß mich nicht! Deine Erika! Deine Erika!"

Sie hob die Arme gegen die Gartenthür, als stünde er da draußen. Sie rang die Hände.

„Gutes Kind, er kann Sie nicht hören," sagte Helm mit seinem herzlich beruhigenden Baß. „Sie sind tapfer, Sie haben einen festen Willen. Fassen Sie sich."

Ihre Arme sanken langsam nieder; nach einer Weile, ohne ihn anzuschauen, nickte sie vor sich hin. Er konnte ihr Gesicht nicht sehn; sie schien sich selber Ruhe zuzusprechen und nachzudenken. Plötzlich wandte sie sich zu ihm herum; ihre Augen hatten ein festes, gesundes Leuchten. „Wann reisen Sie?" fragte sie.

„Mit dem nächsten Zug."

„Wie viel Zeit haben Sie noch?"

„Hier noch eine halbe Stunde. Dann fahr ich nach Berlin hinein und von da mit dem Nachtzug weiter."

„Wollen Sie mich mitnehmen?"

Helm starrte sie an, als käme ihm diese Frage gänzlich unerwartet. „Sie mitnehmen?" fragte er zurück.

„Sie meinen, er will mich nicht? er weist mir die Thür?"

„Das sag ich nicht. Wenn eine Frau wie Sie zu ihrem schwerkranken Mann kommt —"

„Er soll mich ja nicht sehn!" fiel sie ihm ins Wort. „Hinter irgend einem Wandschirm will ich mich verstecken. Nur wenn er schläft, will ich bei ihm sitzen ... Aber alles, was zu thun ist, will ich für ihn thun. Will ihn pflegen — wachen ... Warum schütteln Sie so ungläubig den Kopf?"

„Kind, Sie haben ja nicht die Kraft! Sie haben sich ja hinsterben lassen —"

„Ich will's nicht mehr thun!"

„Aber Sie haben's gethan. Ihre armen Kräfte —"

„Ich will sie stärken, ich will sie stärken," unterbrach sie ihn ungeduldig; ihre bleichen Hände ballten sich. „Ich muß ihn pflegen, Doktor! er darf mir nicht sterben. Ich will leben, leben! — Schwören Sie, daß Sie hier auf mich warten!"

Sie ging schon zur Thür. Unterwegs blieb sie aber, ihn beschwörend, stehn.

„Gute Erika —"

„Eine halbe Stunde!"

„Schon nicht mehr ganz."

„Gut. Sie warten! Sie warten!"

„Warten kann ich noch. Aber eine so entkräftete —"

„Sie warten!" wiederholte sie nur und ging aus der Thür.

* * *

Helm stand lange still und horchte. Er hörte Erikas Schritte auf dem Vorplatz, dann zur Küche, wie es ihm schien; er glaubte ihre und Metas Stimmen zu vernehmen. Beide, wie ihm deuchte, stiegen nach einer Weile die Treppe hinauf; oben bewegte es sich dann in Erikas Zimmer, das über dem Gartenzimmer lag. Er erriet, was Erika von der „Hausfrau" Meta gewollt hatte; das Lächeln des Arztes, der den Kranken zu seinem Besten überlistet, verschönerte seine schmalen Lippen. So weit

geht's ja gut! dachte er. Aber wie nun weiter? — Die Abreise muß natürlich ernst genommen werden ... Ich von hier nach Hause, um mich in aller Eile zu rüsten. Im letzten Augenblick komm ich dann: eine zweite Depesche meldet eben, es steht entschieden besser, ich soll mit der Reise noch warten, morgen neue Nachricht! Das ist Balsam für die arme Frau; aufgerüttelt ist sie aber, in der Spannung bleibt sie. Der Lebenssinn ist wieder da; das Weitere — wird sich morgen finden!

Das Blatt, das aus Erikas Händen auf das Schachbrett gefallen war, kam ihm in die Augen. Er nahm es; er hatte es ja nehmen sollen. Seine Augen feuchteten sich, während er es las; dieser Abend hatte schon so viel an ihm gerüttelt. „Gute Erika!“ murmelte er auf das Papier hinunter. „Edles, holdes Geschöpf! — So eine Frau zu haben und sie wegzuwerfen ... Ja, ja, ja, die Gefahr, von der ich ihm am Hochzeitstag sagte ...“

Er hörte geschwinde Füße die Treppe heruntersteigen und steckte das Blatt in seine Brusttasche.

Es war Meta, sie kam und riß die Thür auf; „aber um Gottes willen!“ sagte sie schon auf der Schwelle. „Was ist denn mit Erika? Wird sie wieder — konfus? Sie überfällt mich plötzlich in der Speisekammer: gieb mir zu essen, sagt sie. Ich will tüchtig essen! Helm und ich, wir reisen ab! — Ihr reist ab? frag ich ganz verblüfft; und denk, sie phantasiert. Da will ich doch erst mit dem Geheimrat — — Nein! fährt sie mich an. Es eilt! Gieb her! gieb her! — Und nimmt mir den Schlüssel weg, und nimmt Braten, Schinken, Butter und Brot; hilf mir tragen! sagt sie. Könntst mir auch packen helfen, denn ich muß ja essen! — Und so hinauf wie ein Wirbelwind, so zart wie sie ist. Und nun packt sie und ißt sie, beides durcheinander. Ich hab mich eben fortgestohlen ... Lieber Geheimrat! Phantasiert sie, oder ist es so?“

Helm lächelte vor Vergnügen; ihm war, als sähe er sie da oben an ihrem Schreibtisch sitzen und essen. — „Ja, meine liebe Meta, es ist wirklich so.“

„Adalbert ist krank, sagt sie —“

„Alles richtig. Aber noch keine Gefahr. Kurz, wir beide reisen hin. Sie soll nur das Allernotwendigste packen: morgen schicken Sie ihr den Koffer nach. Ich mache es ebenso; gehe jetzt nach Hause, und von da zum Bahnhof. Ihr Vater oder Ihr Fritz begleitet Frau Erika zur Bahn —“

„Ich! Ich auch!“ rief Meta. — „Wenn ich nur begriffe, wie sie so ohne weiteres zu ihm fahren kann ...“

„Das erklär ich Ihnen nachher. Bitte, sagen Sie ihr jetzt: nur eine Handtasche packen. In Ruhe essen. Noch ist Zeit genug!“

Meta nickte und huschte hinaus. Er hörte sie die Treppe hinauflaufen, in all ihrer Hurtigkeit; dafür wurde sie auch im Haus das „Flämmchen“ genannt. Helm nahm Hut und Stock. Ihm war nur noch ungewiß: sollte er sie zum Bahnhof gehen lassen? oder mit der neuen Botschaft sogleich wiederkommen?

Jedenfalls mußte er fort und in seine Wohnung, oder doch auf die Straße hinaus. Er ging über den Vorplatz, der noch hell beleuchtet war, und öffnete die Hausthür. In diesem Augenblick schrak er doch zusammen, so wenig nervös er war. Zwei Schritte vor ihm stand Adalbert; das Licht einer Gaslaterne fiel ihm schräg ins Gesicht. Er trug seinen dunklen Offiziersmantel lose auf den Schultern (damals hatte man die hellen noch nicht) und stand so da, als stünde er schon lange so. Die männlich schönen Züge, die hohe Gestalt waren wie versteinert; ein Ausdruck der finstersten Traurigkeit war hineingegraben.

„Lieber Freund —!“ brachte Helm mit Mühe hervor. „Sie sind — doch gekommen!“

„Ja,“ erwiderte Adalbert; seine Stimme war fast ohne Klang. „Sie hat Ihnen also davon gesagt ...“

Helm nickte.

„Ja, ich bin gekommen. Ich wollte aber noch nicht ins Haus; ich dachte, irgendwo wird — — Wo ist sie? Sie lebt?“

Der Alte nickte wieder; so zwischen Freude und Sorge mochte er nicht sprechen.

„Also gut — sie lebt ... Was sollt ich thun, alter Freund. Eine Sterbende, schrieb sie. Ein letztes Bekenntnis. Was für ein Bekenntnis? — Ich wollte nichts mehr hören; wozu? dacht ich; wozu? Ich war

müde, von zu vielem Wachen, und warf mich aufs Bett; schlief auch ein; da wacht ich aber mit einem scheußlichen Traum wieder auf. Als wandelnde Leiche ging sie immer hinter mir her — hatte keine Ruhe ... Kurz, endlich hatt ich auch keine mehr. Bin herausgefahren ..."

Er trat näher an Helm hinan, da eben Leute vorüberkamen. Ihm fast ins Gesicht sprechend, flüsterte er: „Ich bin auch ein sündiger Mensch. Das hab ich mir gesagt und bin hergefahren. Wenn ein sündiger Mensch den andern noch einmal sehen will — und sie waren so miteinander, wie Erika und ich — dann sollte doch — — Wiederholen Sie mir das noch einmal; Sie sehn so bedenklich aus. Sie lebt?"

„Gewiß," antwortete Helm. „Noch lebt sie. Für alle Fälle hat sie mir aber das für Sie gegeben; — lesen Sie, lieber Freund." Er zog das Blatt aus der Brusttasche. Dann wollen wir sehn, wie viel Versteinerung noch übrigbleibt! ging ihm durch den Kopf.

Adalbert nahm das Papier in die Hand; die zuerst so ruhige Hand ward unsicher, befremdet sah er in das alte, verschlossene Gesicht. „Was soll das? Warum schrieb sie das?"

Da Helm nicht sogleich Antwort gab, trat er näher an die Laterne und las. „Mein Geliebter bis in den Tod! Wenn diese meine letzten Worte dir vor Augen kommen, lebe ich nicht mehr —"

„Helm!" sagte er; nun bebte seine Stimme.

Der Alte bedeutete ihn durch eine Gebärde: ruhig weiterlesen!

„Du aber wirst mir glauben, was ich dir nun sage, wenn dir mein Tod es bezeugt! — Adalbert! Die Erika, der du glaubtest, daß sie schlecht sei, die starb schon vor mir; die lebte ein kurzes Leben — einen bösen Traum — und ich danke Gott: in meinem Grabe wird von ihr nichts mehr ruhn. Die da ruhen wird, die war dir nicht ungetreu; ach, und um es dir zu beweisen, blieb ihr nur der Tod. Du hast einem Schein geglaubt, und ich einem Wahn; das betrog uns um unser kurzes Glück! Ich weine — und segne dich. Sag mir mit einem letzten Kuß auf die kalten Lippen, daß du nun an mich glaubst. Dann sind wir wieder eins! — Deine Erika."

Adalbert stand noch eine Weile, als lese er noch; seine Augen sahen aber schon nichts mehr. Ein unendlich langer Atemzug füllte seine mächtige Brust. Dann, als wolle die angesammelte Kraft sich entladen, schüttelte es ihn. Was er in diesen Wochen mit all seinem harten Willen bekämpft, hinuntergedrückt, angekettet hatte, schien nun heraufzusteigen; in der Gestalt eines krampfhaften Schluchzens, das nichts mehr aufhielt, kam es nach oben und durchzitterte die ganze Gestalt. Es kam so laut, daß Helm fast erschrak. Das Blatt, das dieses Letzte gethan hatte, bebte und flog in Adalberts Hand. Er hielt es aber fest, so willenlos er auch weinte.

Helm sah schweigend zu. Plötzlich fühlte er sich umschlungen: mit einer so jähen Bewegung warf sich ihm Adalbert an die Brust. „O, wie hatten Sie damals recht," stieß er im Schluchzen heraus, „an meinem Hochzeitstag! O, wie hatten Sie recht!"

Der Alte drückte ihn an sein Herz. „Ja, es ist schlimm gekommen," sagte er leise, um ein Wort zu sprechen. „Sie glauben nun aber nicht mehr, daß sie — —"

Adalbert schüttelte den Kopf, der noch an Helms Schulter ruhte.

„Die Frau, die das geschrieben hat —"

Adalbert ließ ihn nicht weitersprechen; mit einem dumpfen Laut, der alles sagte, richtete er sich auf, hob das Blatt an seine Lippen und küßte es, indem sein zitternder Atem hineinseufzte. Von Helm hinweg wankte er dann zum Haus, als wüßte er nicht, was er thun, wo er bleiben sollte. Die Hände und den Kopf an die Wand lehnend, weinte er still und stiller vor sich hin.

Die Hausthür ging auf; Korwitz trat heraus, er führte Erika ritterlich am Arm, obwohl etwas kleiner als sie. Meta und Hanna folgten; zuletzt Fritz, der Diener, mit Erikas Handtasche, Mantel und Decke. Der Oberst blieb verwundert stehn, als er Helm erblickte; den Hauptmann, der seitwärts am Haus und im Schatten stand, sah er noch nicht. „Sie hier?" sagte er. „Meta meinte, wir würden Sie auf dem Bahnhof finden."

Meta streckte ihren Kopf hinter Korwitz vor: „Erika hat ihre Schuldigkeit gethan, und wie! In aller Geschwindigkeit hat sie furchtbar viel gegessen!"

Helm schielte flüchtig zu Adalbert hin, der sich wieder aufgerichtet hatte und verwundert horchte. Jetzt zog aber Erika ihren Arm aus dem des Obersten und trat auf den Alten zu. „Doktor!“ sagte sie erregt. „Sie hier ... Ist eine neue Depesche gekommen?“

„Ja,“ antwortete er rasch. „Aber keine Furcht; es steht gut. Günstige Krisis, telegraphiert Hauptmann Winterstein; Adalbert entschieden auf gutem Wege. Ich soll heute nacht nicht reisen, soll auf eine neue Depesche warten.“

„Sie täuschen mich gewiß nicht?“ fragte Erika. „Es geht ihm besser?“

„Viel, viel besser. Ich geb Ihnen mein Wort!“

Die Straße war in diesem Augenblick menschenleer, wenigstens in der Nähe war niemand zu sehn. Auf einmal fuhr Erika zusammen: es kniete ein Mensch vor ihr. Sie hörte eine Stimme, die sie weit in der Ferne glaubte; die zu hören sie sich so endlos gesehnt, und die sie nie wieder zu hören gedacht hatte.

„Erschrick nicht,“ sagte Adalbert leise; eine unwiderstehliche Macht hatte ihm das Knie gebeugt. „Ich bin's. Ich will dich nur um Vergebung bitten. Kannst du mir vergeben? — Ja, ja, ich war krank. Aber nur hier und hier ...“ Er deutete auf Hirn und Herz; er schlug auf seine Stirn. Ihm fiel dabei das Blatt aus der Hand; er hob es vom Boden auf. „Das da hab ich gelesen; deine ‚letzten Worte‘. Wenn du mir noch vergeben könntest. Kein Engel im Himmel — — Aber was sind mir die. Kein Mensch auf Erden ist so rein wie du. Gute, süße Erika. Und ich — — ja, ich konnte — — Erika! Mein armes Weib!“

Erika erbebte bei diesem Wort. Sie konnte noch eine Weile nicht reden, blickte nur immer staunend hinunter: Adalbert auf dem Knie vor ihr! — Sie vergaß ihren Schreck, ihre Erschütterung über der weiblichen Sorge, man möchte ihn so sehn. „O steh auf!“ sagte sie endlich und suchte ihn emporzuziehn. „Du — so auf der Straße ... Der Hauptmann von Wittow ...“

„Bis du mir vergeben hast,“ erwiderte er, „muß ich doch so bleiben. Kannst du, Erika?“

„O Gott!“ seufzte sie.

„Um diesen Wahn aus meinem Herzen zu reißen, hast du sterben wollen! — — Ich war in der Hölle, Erika ...“

„Hast du auch gelitten? — Ach, ich wußt es wohl. — Ja, ja, in der Hölle ...“

„Und nun? Vergebung —?“

„Alles!“ flüsterte sie. — „Und auch er hat dir — —“

Sie wagte jetzt nicht weiterzusprechen, vor so vielen andern. Sie konnte ihn auch nicht mehr auf der Erde sehn; mit ihren schwachen Kräften zog sie, bis er selber aufstand.

Sie nun an sich drückend, in ihre herrlichen Augen schauend — Mund auf Mund legte er noch nicht — sagte er leise, mit gerührtem Lächeln: „Und du wolltest in die Nacht hinaus, zu mir reisen; — wohin denn? Zu dem Mann, der dich verlassen und verstoßen hatte —“

Sie legte ihm eine Hand auf den Mund. „Mein Geliebter!“ flüsterte sie. „Ich hab dich wieder. Nicht mehr sterben! Leben! Leben!“

„Doktor!“ sagte sie dann lauter, mit einem süßen Ton der Dankbarkeit, und hielt dem Alten die Hand hin. — Hinter ihr schluchzte Hanna; Korwitz räusperte sich laut, beinahe heftig, damit diese weibliche Schwäche ihn nicht ansteckte.





Leo Tolstoj.

Von

Curt Behr.

II.

Im Jahre 1862 heiratete Tolstoj Sofia Behrs, die Tochter eines Moskauer Arztes von deutscher Herkunft, nach einer langen Liebes- und einer kurzen Verlobungszeit. Die schöne, noch ganz junge Frau nahm mit Energie und Geschick die Zügel der Wirtschaft in die Hand. Sie sprach die vier europäischen Hauptsprachen und vermochte also die ausgebreiteten Interessen des Mannes zu teilen. Auch seine buchhändlerischen Geschäfte hat sie gelegentlich besorgt. Und wenn er selbst uns später berichtet, wie zehn Jahre hindurch die schweren Bedrängnisse seines fragenden Geistes zurückgetreten sind unter den neuen Eindrücken des Familienlebens, so zeigt das, wie sehr seine Liebe und Ehe seine ganze Seele ausgefüllt hat. Die zahlreichen Besucher empfangen noch jetzt an seinem immer geistig angeregten und lebhaften Familientisch den Eindruck eines glücklichen Hauses.

Jedoch mehr als alles bildet den rechten Ruhm der jungen Frau die Thatsache, daß in diesem ersten Jahrzehnt seiner Ehe Tolstoj seine beiden größten Werke gelungen sind, „Krieg und Frieden" in vier starken Bänden und „Anna Karenina" in drei starken Bänden — Werke, die so hoch hinausragen über alles, was er bisher geschrieben, daß man sie durchaus nicht erwarten konnte. Zu solchen Werken gehörte mehr als bloße Muße. Um diese großen Entwürfe festzuhalten und mit der ins letzte gehenden Vertiefung durchzubilden, die ihnen eigen ist, dazu bedurfte es einer völlig befriedigten Seele. Sie zeigen uns, daß er nicht mehr nach außen blickte und von Sehnsucht und Unrast aus sich herausgezogen wurde. Er hatte sein Leben. Es sprach sich frei und sicher in seinen großen Werken aus. Wir bedürfen keines weiteren Zeugnisses dafür, daß die Höhenjahre seines Lebens begonnen haben, nachdem er sein Weib gefunden und gewonnen.

„Krieg und Frieden" ist eine Dichtung aus der Zeit der Napoleonischen Kriege Rußlands. Die Ereignisse spielen etwa in den Jahren 1805 bis 1820 (wenn man den Epilog mitrechnet). Krieg ist die Signatur der Epoche. Aber bei Tolstoj erwarten wir nicht, daß er von dem Glanz der Waffen sich blenden läßt. In der That rollt er die gesamten Lebenszustände des damaligen Rußland vor uns auf, nicht als ein Kulturhistoriker, sondern als ein Dichter. In allen Richtungen und Tiefen schildert er das Leben jener Menschen, welche die Kriegszeiten durchmachen. Wir fragen uns, wie ein solches Werk seinem Geist entspringen konnte? und geben zur Antwort: indem in eine Dichtung zusammenfloß, was er bis dahin einzeln geschildert und dichterisch versucht hat. Es ist dieselbe Darstellung des Krieges als des Erlebnisses einer großen Anzahl einzelner Menschen. Aber diese Menschen verfolgt er nun in allen Beziehungen ihres Familienlebens, zum Teil durch viele Jahre. Damit wird eine Einheit aus den Bildern häuslichen Lebens, wie sein erstes Werk sie bot, und der Kriegsschilderung der Sewastopol-

skizzen und der „Kaukasischen Erzählungen". Wo aber so ein ganzes Leben sich aufthut, kehren auch jene Urgedanken über die menschliche Existenz wieder. Das Leben ist nicht ein bloßer Zusammenhang von Ereignissen. Es ist zugleich ein dunkles Rätsel von Fragen. Hier spinnen sich Tolstojs letzte Studien in den Entwurf hinein. Zugleich zeigt sich, wie die Sammlung der Kräfte an einer großen Aufgabe sie über sich selbst hinaus entwickelt. Und wir verstehen, wie Tolstoj hier das Ganze fand, zu dem die Teile seiner Arbeit strebten.

Es sind drei Lebenskreise, in die wir hineintreten. Drei Familien, deren Interessen wir mitfühlen müssen bis ins kleinste hinein, etwa wie die eines geschwisterlichen Hauses. Zunächst die Familie Bolkonskj. Der Vater ist ein alter General aus der Zeit Katharinas. Der Sohn Andrej, Staatsmann und Soldat, an allen Wechselfällen des Vaterlandes teilnehmend als eine thätige und wichtige Kraft, die Tochter, Fürstin Maria, wie das russische Gemüt selbst in seinen besten Zügen, voll tiefer Frömmigkeit, selbstvergessen, ganz reine Liebe. Das sind die Vertreter der höchsten „intelligenten und ehrenhaften Kreise" (wie Bismarck sagte), die Männer mit Bewußtsein treibende Kräfte der Geschichte. Ohne Künstelei finden wir, wie Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft russischen Lebens in ihnen sich spiegeln. Die Familie Rostow gehört zu jenen vielen, die vom Leben getragen werden und es genießen. Sie haben keine Ideen, die sie bestimmen und die in der Geschichte des Vaterlandes wichtig werden. Sie sind der gute und brave Durchschnittsschlag, auf dem ja schließlich doch die Existenz eines Volkes beruht — der Alte gedankenlos gemütlich, die Gräfin die gute und beschränkte Mutter und Frau, der Sohn Nikolai die unverfälschte Junkerkraft, Brausekopf, Husarenoffizier, zuletzt der tüchtige Landwirt und Vater seiner Bauern, endlich die Tochter, die kleine Natascha, Tolstojs Liebling, der ganze weibliche Lebensreiz, lieblich und liebedurftig und am Ende in einer großen Liebe beglückend. Sind aber auch sie rechte Volks- und Gesellschaftstypen, so kommt in dem reichen Grafen Pierre Besuchoj (einem natürlichen Sohn) der einsame Grübler hinzu. Er ist nicht Repräsentant einer Klasse, sondern ein Individuum. Was in der Zeit herumfliegt von gleichsam heimatslosen Ideen — die nicht Ausdruck der Volksnotwendigkeiten und der Bedürfnisse der Gesamtheit — das kommt in seinen dicken, ehrlichen und gutmütigen Kopf hinein. Er hat sicherlich manche Züge von Tolstoj selbst, d. h. er ist, wie Tolstoj sein würde, wenn er kein bedeutender Mensch wäre. Ein eigentümlicher Zug der Erfindung, daß er allein nicht einem alten Geschlecht nach Recht und Sitte entstammt ist. Die anderen wurzeln im Boden. Über ihm liegt eine gewisse Rat- und Ziellosigkeit. Aber ehrlich ist er und von Grund aus gut. Wenn dennoch gerade diese Gestalt vielen mißfallen hat und jedenfalls dunkel geblieben ist, so sehe man darin den Tolstojschen Gedanken, daß jeder nur wahrhaft lebendig ist, sofern ein Stück Gesamtheit des Volkes in ihm lebt. Ihm stehen die Sonderlinge des Eigenwillens ferner als die naiven Menschen des Gesamtlebens.

Mit jeder dieser Gestalten oder Gruppen aber treten wir in ihren ganzen Lebenskreis hinein. Um jede bewegt sich eine kleine Welt. Fangen wir mit den Dienstboten an, dann die Bauern, die ihnen gehören — welch eine Menge verschiedenartigster Typen —, alte Bekannte und Freunde, entfernte Verwandte, die mehr oder weniger Anhängsel des Hauses sind — mit der Kenntnis all dieser Einzelheiten überliefert sich ja erst der eigentümliche Duft oder Dunstkreis einer Familie, der sie von anderen unterscheidet — dann die entfernteren Beziehungen bis zu dem Hof und in die Regierungskreise hinauf, ja zum Kaiser selbst — die Kameradschaften in der Armee, die Berührungen mit Menschen anderer Völker, das alles mit dem Wechsel des Wohnortes und der Landschaft — es fehlt nichts von alledem, was das Leben von Menschen in der Familie ausmacht. Und so hängt ein jeder mit tausend Fäden an dem ganzen Leben seines Volkes; ja, wenn wir nur mit einem oder einigen wirklich leben, müssen wir mit hineingezogen werden in das Gesamtgeschehen der Zeit. „Krieg und Frieden" dürfte ein Gedicht von drei Familien heißen, aber es ist als solches ein Gedicht vom ganzen russischen Volk, in seiner größten Epoche, in all seinen Lebens-

äußerungen. Im vollsten Sinne kann man es als ein Volksepos bezeichnen.

Wie viele Schriftsteller kennen ihre Menschen nicht anders als wir die zahlreichen, denen wir etwa auf einer Ferienreise oder in der Gesellschaft begegnen und eine etwas aufmerksamere Beobachtung schenken! wie viele, wenn sie das Leben einer solchen Epoche zu schildern unternähmen, würden an den Ereignissen hängen bleiben! Tolstoj kennt seine Menschen wie wir unsere Mutter oder unsere Frau — an denen jeder Zug und all ihr Thun uns wichtig, weil das einzige Wesen, das sich uns aufgeschlossen, uns in allen, auch in den kleinsten Äußerungen entgegentritt. Daß ein Mensch Vater, Mutter und Schwestern hat, das gilt den meisten als eine einfach gegebene Thatsache, an der nichts weiter zu lernen ist. Nicht so dem Dichter von „Krieg und Frieden“. Jeder ist ein anderer Vater, Bruder und Sohn. In jedem auf andere Weise füllen diese Verhältnisse den Grund der Seele, und nirgends zeigt sich der Mensch so ganz, wie er ist, als in seinem Hause; ihn in seinen Familienbeziehungen kennen, heißt ihm ins Innerste der Seele sehen. Wiederum nur in seinem Werden und Handeln begreifen wir den Menschen; nur die ganze Entwickelung seines Lebens erklärt ihn wirklich. So wenn Tolstoj ein Menschengebilde aufgeht, steigt seine ganze Geschichte von der Kindheit an in seiner Phantasie empor. Und vielleicht bei keinem der anderen Poeten finden wir die einfachsten Lebensverhältnisse, die der Mutter zum Sohn, der Geschwister untereinander, des Mannes zur Frau so reich und tief zur Anschauung gebracht. Darin aber gerade zeigt sich der wirklich große Dichter. Ohnehin gilt es von allen Gebieten geistigen Bestrebens, daß sich der große Kopf vom mittelmäßigen in nichts anderem so deutlich unterscheidet als darin, daß ihm das Allereinfachste ein Gegenstand tiefster Schwierigkeiten und neuer Gedanken ist, das Einfache, an dem der mittelmäßige Kopf nichts zu sehen und nichts zu fragen findet. Für Tolstoj ist in jedem einzigen Menschen aufs neue die Frage des ganzen Lebens aufgeworfen, und bei jedem löst sie sich auf eigene Art in allem, was er ist. Darum ist nichts Totes und kein trockener bloßer Stoff in diesen Büchern. Alles wird von Menschen erlebt und wir erleben es mit. Wie in ihnen das immer Neue erfahren wird, so erfahren wir das immer neue Leben. Darum auch ist diese Dichtung so ganz menschlich. Sie erdrückt uns nicht durch die Massen ungeheurer Ereignisse. Immer zeigt sie uns nur Menschen, wie sie sich entwickeln, wie sie das Schicksal des Lebens erfahren, das für die Millionen seit Jahrtausenden dasselbe war und doch immer ein anderes ist. In den Menschen mitgelebt und gespiegelt sehen wir die titanischen Ereignisse der Zeit. Keine Art der Darstellung trifft in gleicher Weise die Wahrheit. Denn wir haben ja die Dinge und das Leben nirgends anders, als wie sie in Menschenseelen sich spiegeln, in menschlichen Gefühlen nachklingen, in menschlichen Gedanken sich ausprägen.

Wir sehen hier, wie in seinem Geist die Geschichte und Kulturgeschichte zur Dichtung wird. Die Menschen jener Kreise, von denen wir sprachen, läßt er die großen Ereignisse der russischen Geschichte erleben. Jedoch nicht das Ereignis als solches, sondern das menschliche Geschehen und Erlebnis ist ihm das Wichtige. Aber damit dieses Werk entstand, dazu genügte doch nicht der Reichtum und die Feinheit des Psychologen sowie die Fülle der Erfindung von Menschentypen. Zum Psychologen mußte der Maler kommen, der Feinheit des Blicks für die Seelen die Kenntnis mannigfacher menschlicher Verhältnisse sich gesellen. Und wie kennt dieser Mann den Krieg in allen seinen Erscheinungen! Das Heer im Lager, auf dem Marsch, in der Schlacht, auf der Flucht; in allen Truppen die verschiedenartigen Beschäftigungen. Hier ist keine Aufzählung möglich. Turgenjew pflegte seinen Gästen das Kapitel vorzulesen vom Angriff der Jägerbataillone, die Bagration in den Kampf führt, und setzte hinzu: „Ich kenne nichts in irgend einer der europäischen Litteraturen, was ich über diese Schilderung stellen würde.“ Man vergleiche einmal die Kriegsdarstellung in Zolas „Débâcle“ mit der Tolstojschen. Es ist der Abstand zwischen dem Litteraten, der unter vielen anderen Gegenständen auch einmal den Krieg schildert, und dem großen Dichter, in dem das Werk sich aus der Fülle

seiner Erfahrung aus eigenem Keim von selbst entwickelt. Überzeugend wahr, in allen wesentlichen Zügen vollständig ist die Psychologie der Armee herausgekommen.

Wir überblicken nebeneinander die Entwickelungen Nikolai Rostows und des Fürsten Andrej Bolkonskj, um zu sehen, wie der Dichter es anfängt, die Menschen in den Ereignissen und wiederum die Ereignisse in den Menschen zu spiegeln. Wie tragen die Ereignisse den verzogenen Nikolai dahin, ein gedankenloser Husar tummelt er sich in ihnen. Als er zum erstenmal ins Feuer kommt, mit dem Pferde stürzt und sie drohen, ihn zu töten — wie kann er so gar nicht begreifen, was ihm geschieht! Was? ihn, den alle zu Hause lieben, den alle Menschen lieben, die er bisher getroffen, ihn wollen sie töten? — Nichts Reizenderes giebt es, als wie das unberührte Gehirn dieses glücklichen Menschen zum erstenmal einen Gedanken hat. Wie alle Bevorzugten lebt er in der naiven Überzeugung, daß alles sehr gut ist, die klügsten Menschen unsere Verhältnisse lenken und Gerechtigkeit regiert. Nun hat er zu vermitteln in der Sache eines Kameraden, der nach der vernünftigen Betrachtung des gesunden Menschenverstandes völlig recht gethan. Der Kaiser selbst entscheidet — mit der Oberflächlichkeit der Betrachtung der Dinge von oben. Und wie eine Kugel mitten in die Brust trifft den guten Nikolai der Gedanke, daß vielleicht in dieser Welt nicht alles so vollkommen ist. Zwei Flaschen Wein genügen nicht, das Gleichgewicht wiederzugeben. Mit der Faust auf den Tisch donnernd, stößt er die andrängenden Ideen zurück. Das Denken liegt vor seiner Thür. Um Gottes willen laßt es nicht ein. Denn was würde wohl aus unserer Junker- und Husarenwelt?

Wie selbständig aber und bewußt nimmt Andrej Bolkonskj an den Geschicken des Vaterlandes teil! Es ist nicht der Strom der Zeit, der ihn mit sich führt, sondern er weiß, daß sein Platz ist, wo um das Leben des Vaterlandes gefochten wird. Wohl wogt es auch in ihm von Träumen und Phantasien, denen der Gedanke an sein Selbst nicht fremd ist. Aber es sind doch Träume heroischer Aufopferung und großer Napoleonartiger Bewährung. Auch stellt er sich mit seinem ganzen Selbst der Gefahr. Im neuen Frieden studiert er die Kriegszüge und die Gesetze Rußlands mit dem Hinblick auf notwendige Reformen. Er ist es, der mit den Leitenden sich berührt. Wie prachtvoll seine Unterredung mit Kutusow, dem Oberbefehlshaber, wie fühlen wir seine Beruhigung und Zuversicht mit bei der Berührung mit diesem alten Mann, von dem alle persönlich menschlichen Interessen längst abgeglitten, so wie wir auch an diesem so stolzen und selbständigen Menschen doch die Gehobenheit und Erregung begreifen bei seinem Gespräch mit den Ministern des Kaisers. Sie stammt aus dem dunklen Gefühl, daß hier mit Leichtigkeit die Geschicke vieler entschieden werden. In der Nacht vor seiner tödlichen Verwundung, vor der Schlacht bei Borodino, hat er in seinem Zelt mit dem alten Freunde Pierre ein großes Gespräch, und da überblickt er die Leiden Rußlands und die große Not der Zeit, wir sehen, wie er sie mitfühlt und durchdenkt, wie sein persönlicher Schmerz ihn nur befähigt, den allgemeinen zu fühlen, und wie in ihm bewußt wird, was die anderen dumpf ertragen. Er lebt, liebt und stirbt als ein bedeutender Mensch.

Es sind alles Menschen, die ihre Verwandte haben und ihre Beschäftigungen und in hundert Beziehungen von Mensch zu Mensch stehen. Und dies ihr Leben gilt Tolstoj stets für das eigentliche Leben. So sind auch nicht nur die wichtigsten Wendepunkte des Geschehens, sondern auch die Höhepunkte der Darstellung die großen Lebensgeschicke der Geburt, der Liebe und des Todes. Wie im Leben oft, hängt an Nikolai Rostow von früh her ein altes unklug gegebenes Wort halben Versprechens, und er schleppt es mit sich, solange er sich noch nicht eigentlich gefunden hat. Dann findet er die Fürstin Maria, die innere Entscheidung erfolgt wie von selbst, und nun erst wird er ein ganzer, tüchtiger, selbständiger Mensch. Andrej Bolkonskijs Geschichte, so reich sie ist, im Grunde ist es ganz die Geschichte seiner Liebe. Da Natascha ihm untreu geworden, fühlt man bis in den Ton seiner Stimme hinein, wie die eigentliche Lebenskraft ihm genommen ist. Und die schönsten Kapitel des Werkes erzählen, wie in seinem

langsamen Sterben der Lebensglaube neuer Liebe ihm aufgeht. Er liegt, der Schwerverwundete, in Fieberphantasien und sieht eine weiße Sphinx unheimlich sich nähern. Natascha hat gehört, daß in dem Haus, in dem sie auf der Flucht aus Moskau weilen, ihr einstiger Bräutigam auf den Tod verwundet liegt. In tiefer Nacht, über die Schläfer hinweg, mit nackten Füßen schleicht sie sich über die kalten Fliesen des langen Ganges hin zu ihm. Im kaum erhellten Zimmer beugt sie sich über ihn, ihre schönen Augen leuchten aus dem vor Frost häßlichen Gesicht, und sie flüstert: Verzeihen Sie mir! Er dankt — wie im Traum verschwindet alles. Die lange Geschichte seines Todes, ernst und einfach berichtet, ist aufgefaßt wie von einem teuren Sterbenden in unserem Hause.

Wir dürfen nicht ins einzelne gehen. Genug, uns stechen von der Geschichte die großen Ereignisse ins Auge, diesem Dichter sind Geburt, Liebe, Ehe, Tod die heilig großen Ereignisse des Lebens, jeder einzelne, an dem das Leben sich offenbart, ist ihm wichtig. Die großen Ereignisse als solche sind nur leerer Schein. Mit einem ruhigen Tiefblick sieht er über Menschen und Verhältnisse hin. Wie schöpft er nebeneinander — wir wiesen darauf hin — das Leben des Durchschnittsmenschen Nikolai und das des bedeutenden Andrej aus — vielleicht der Dichter, der uns beider Art zu sein am deutlichsten, in allen Beziehungen verständlich, anschaulich gemacht hat. Aber man kann nicht sagen, daß er einen dem anderen vorzieht. Eigentlich sind sie gleich. In beiden offenbart sich dasselbe Leben, freilich in verschiedener Weise erscheinend, aber das Leben im Grunde, das menschliche, ist doch ganz dasselbe. Das Leben, das in allen gleich, ist groß, und wie wenig bedeuten die Abweichungen der einzelnen daneben. Dies scheint uns die recht eigentlich epische Auffassung der Dinge. Sie weilt in der Anschauung eines großen Zusammenhanges, vor dem im einzelnen nichts groß oder klein ist. In ihr fällt daher auch der Unterschied der Gebildeten und des Volkes weg. Auch jenen wird kein Vorzug gegeben, im Gegenteil! ein reicheres eigentümlicheres Leben erscheint in den einfachen Männern des Volkes. Niemand vergleicht sich an sittlicher Anmut und Liebenswürdigkeit mit dem armen Platon Karatajew, einem gemeinen Soldaten, den die Franzosen beim Rückmarsch erschießen, weil er sich nicht mehr mitschleppen kann. Als alle verzweifeln, bewahrt er die gefaßte heitere Seele, tröstet und richtet die anderen auf. Die Schätzung des Volkes hat in diesem Werk einen ganz besonderen Ausdruck gefunden in einem Glaubenssatz Tolstojs, auf den er mit einer gewissen Hartnäckigkeit zurückkommt. Nach ihm gewinnt nicht der Feldherr die Schlachten, sondern der gemeine Soldat. Zwar daß dieser das Gefühl hat, es ist ein Ordner da und geschieht alles nach der Regel, ist äußerst wichtig. Thatsächlich aber sind die Anordnungen in den meisten Fällen gar nicht zu befolgen, und alles entscheidet sich in einer unendlichen Zahl von lauter einzelnen spontanen Entschlüssen.

Wir vermögen den Satz nicht zu diskutieren, wohl aber zu verstehen. Er verrät dieselbe Abneigung gegen das Vorbedachte und das Reglement wie Tolstojs Schulpraxis, auch denselben Glauben an die Fülle eigenen Lebens und eigener Erfindung in jedem einzelnen. Es ist der rechte Glaube eines Künstlers. Der große Schriftsteller weiß, wie in dem leitenden Entwurf seiner Bücher oft nur die dürftigsten Andeutungen, zwei Worte vielleicht, den Inhalt der einzelnen Kapitel vorbilden. Im Schreiben erst stellen die Tausende von Einfällen sich ein, neue Gedanken und Gesichte, von dem Autor nie zuvor geahnte. Diese erst sind das lebendige Buch. Und indem es ihm zu eigener Überraschung und Verwunderung als ein ungeahntes sich bildet, führt es dennoch nur den Entwurf aus, der in Gestalt von ein paar abstrakten Ideen wie das Reglement gleichsam über diesem Leben schwebt. So denkt sich Tolstoj die Schlacht. Eine Unendlichkeit origineller Einzeleinfälle und selbständiger Impulse und in dem Ganzen allerdings der eine Schlachtgedanke. Aber so wie nicht der allgemeine Gedanke das Buch ist, sondern das sprühende Leben der einzelnen Gesichte, so verhält es sich auch in der Schlacht. Der Gedanke macht und leitet das Leben nicht, sondern er ist eigentlich nur Bewußtsein und Wiederspiegelung des

Lebens, das unabhängig von ihm und als die eigentliche Wirklichkeit da ist. Nebenbei gesagt wird die modernste Einsicht der Psychologie in dieser Tolstojschen Anschauung vorweg genommen. Er zeigt hier mehr als je den Sinn für die Unendlichkeit der treibenden Kräfte des Lebens und die Ehrfurcht vor jedem einzelnen Menschen. Denn jeder einzelne ist für ihn ein selbständig und unvergleichbar mitwirkendes Glied im Weltgetriebe. Allerdings leugnen wir die Kehrseite dieser tiefen Auffassung nicht, die Geringschätzung des sogenannten Genies (ein Wort, bei dem er sich nichts denken kann), wie sie in seiner Darstellung Napoleons paradox hervortritt. Aber man begreift, daß in dieser Anschauung die Fülle und Lebendigkeit, mit einem Wort die dichterische Größe seines Werkes recht eigentlich prädestiniert ist. Gerade weil sie uns Kulturmenschen ferner liegt, sollten wir von ihrer großen und unleugbaren Wahrheit lernen.

Ich finde, wie es überall von „Krieg und Frieden" heißt, daß dieses Werk völlig formlos in eine unorganische Menge von lauter Einzelheiten zerfalle. Ich kann den Vorwurf nicht berechtigt finden. Denn was die allerdings ungeheure Masse verschiedener Ereignisse zusammenhält, das ist, daß in allen nur das menschliche Schicksal jener Hauptpersonen verfolgt wird. In diesem Sinne erscheint das Ende so notwendig wie thatsächlich abschließend. Denn die drei Kreise sind nun eine Familie geworden. In seiner Familie aber ist die Entwickelung eines jeden zu seinem notwendigen Ziel gekommen. Sie sind fertige Menschen, sind geworden, was sie werden mußten unter den großen Wechselfällen der Zeit. Nach all den Lebenszufälligkeiten, die in der Wirklichkeit wie in diesem Buch eine große Rolle spielen, Verbindungen und Trennungen durch Zufall, dem großen Nebelwogen des uns immer unverständlichen Lebens finden wir nun doch, wie sie mit stiller Notwendigkeit zu der ihnen gemäßen Existenz geführt sind. Sie haben ihre Erinnerungen an die große Zeit, ihre Toten und ihre Invaliden, welche den Erschütterungen nicht gewachsen waren (Nikolais Mutter), wie ja denn einer Familie zum großen Teil ihre Erinnerungen den Charakter geben. Es paßt zu dieser Dichtung von elementarer Naivetät der Poesie — wir finden keinen anderen Ausdruck —, daß sie als große und echte Familienpoesie endet, auch hier die ewige Beziehung von Mann und Weib auf das feinste durchleuchtend. „Du liebst mich jetzt nicht," sagt die Fürstin Maria zu Nikolai, „weil ich jetzt nicht schön bin." Und er antwortet: „Ich liebe dich nicht, weil du schön bist; du bist schön, weil ich dich liebe." In diesen schlichten Worten liegt unserer Überzeugung nach die ganze Psychologie des ehelichen Lebens.

Den überwiegenden Teil der Schilderungen in „Krieg und Frieden" bietet das Kriegsleben, in „Anna Karenina" das des Landes und der Landarbeit. Dies ist die rechte Thätigkeit des Friedens. Wir sehen den Morgentau in den grünen Wiesen glänzen und die Nebel sich heben. Wir gehen selbst hinaus und mähen und fühlen den großen wohlthuenden Schwung in unserem Arm. Die vollen Erntewagen kehren heim, wir atmen ihren Duft. Auf der Jagd sehen wir den Niedergang der Sterne, den Aufgang der Sonne, schlafen im Freien und nutzen die Stunden. In alle Winkel dieses Buches weht die große Luft der freien Natur.

Es ist das Rußland der eigenen Zeit Tolstojs, seiner Mannesjahre, das hier geschildert wird, ganz in derselben Weise wie das alte in „Krieg und Frieden", nämlich alle Klassen, Kreise, Beschäftigungen und Lebenszustände umfassend. Aber die Schilderung fällt noch mehr auf seine eigene Weise konzentriert aus. Denn wenn schon dort die eigentlichen Lebensgeschicke ihm immer das wichtigste sind, „Anna Karenina" kann man ganz und gar bezeichnen als ein Gedicht von der Liebe. Nur ist die Liebe ihm nicht der schöne verfliegende Rausch, der sonderbare, dem übrigen Leben fremde und entlegene Traum. Sondern er sieht die Liebe eines jeden im Zusammenhang mit seinem ganzen Leben. Was einer ist, das zeigt sich am deutlichsten in der Art, wie er liebt, und was einer wird, hängt zumeist davon ab, was für eine Liebe er findet.

Da treffen wir zuerst auf die Durchschnittsehe des Stepan Arkadjewitsch. Die Gatten gehen nebeneinander her. Keiner weiß eigentlich, wer der andere ist. Ihr

Zusammensein bleibt ein reiner Zufall. Und — das ergiebt sich von selbst — da sie in ihrem Hause nicht ihre Welt haben, so leben sie, so lebt besonders er nach außen. Alles ist mit ihnen verwandt, verschwägert oder befreundet. Alles trifft sich bei ihnen. Sie sind eigentlich nur Gesellschaft, eine Familie sind sie nicht.

Stepans Schwester Anna, die Frau Karenins, eines hohen Beamten, will dem Bruder helfen in seinen ehelichen Schwierigkeiten. Sie stellt auch eine Art Frieden her, lernt aber dabei den Grafen Wronski kennen, der ihr eigenes Verhängnis wird. Und dies ist nun die Liebe als Dämon und Leidenschaft — die keinen Widerstand kennt und die dahinwirbelt in beständiger Unruhe, ohne daß sie einen Augenblick in sich oder um sich blicken können. Geheimnisvoll ziehen sie sich an, und mit jähem Schreck finden sie sich in der Schuld. Aber wie sie nun außerhalb der Gesellschaft und Sitte stehen, kehrt sich all ihre Liebe in Mißtrauen und lauernde Beobachtung, bis sie, immer noch aus Liebe, sich zerfleischen wie die wilden Tiere, so daß ihnen nichts überbleibt als der Tod. Es ist der Dämon, der von sich selber leben soll. Überall zieht und ängstigt uns der Reiz des wahrhaft dämonischen Weibes.

Und endlich die Liebe von Ljowin und Kitty, die gute und stille, die in der glücklichen Ehe endet. Lange gehen sie im Mißverständnis aneinander vorbei. Endlich ist beiden klar, wie sie ja schon längst nur leben im Gedanken aneinander. Und nun finden sie in der Ehe manches anders, als sie gedacht. Viel Äußerliches hat teil an ihrem Leben, die Sorgen bleiben nicht aus, die Unarten verschwinden nicht so einfach. Aber doch sind sie verbunden mit dem Innersten ihrer Seelen. Kein Gedanke des einen, ohne daß auch der andere darin ist. Und das ist es, was man eine glückliche Ehe nennt.

Das erste dieser Verhältnisse bedeutet die Liebe, die nur Sitte ist, das zweite die Liebe, welche die Sitte zerbricht, das dritte die Liebe, welche die Sitte heiligt. Damit ist der ganze Kreis durchmessen. Mit jedem treten wir nun wieder in eine andere Sphäre der Gesellschaft ein, jede neue Nuance wird dargestellt in einem lebendigen Menschen. Es gilt auch hier: je näher der Natur, um so mehr lebendiger Inhalt. In den Beamten und Gelehrten nimmt die Frische, die Unmittelbarkeit und Energie des Lebens ab, in Karenin und in Ljowins Bruder, eine gewisse Sicherheit und Würde der Form tritt an die Stelle, die oft ohne eigentlichen Inhalt ist. Die Bilder der Familienbeziehungen sind fast noch reicher und inniger als in „Krieg und Frieden". Unvergeßlich der letzte Besuch der sündigen Mutter bei ihrem Sohn in der Frühe seines Geburtstages, oder wie Kitty ihr Söhnchen nährt, und der Dichter bemerkt: Für alle anderen Menschen war er ein Säugling wie die tausend anderen auch, für sie aber bereits eine Persönlichkeit mit besonderem Charakter und besonderen Wünschen. Jedoch worauf wir hinweisen müssen, das ist die Sorgfalt und der Geist der Komposition — wie jene drei Geschichten sich ineinander schlingen, gegenseitig tragen und erklären. Und alles steht da in lebendigen Bildern. So der Moment der Katastrophe, als das Verhältnis von Wronski und Anna nicht mehr zu verheimlichen ist und nun ein neues, ganz unbekanntes und ihnen unverständliches Leben für sie beginnen muß. Noch einmal umrauscht sie — was bisher ihre Sphäre war — der ganze Glanz der großen Welt, es ist Wettrennen. Da jagt Wronski auf seinem herrlichen Pferd, dieser glänzende Mann, an dem die Augen hangen. Man fühlt sich mit ihm in der rasenden Bewegung. Und wie sicher reitet er! wie einer, der das Leben meistert. Da — ein ungeschickter Ruck, ein einziger — das Pferd stürzt und bricht das Rückgrat und — heißt es —: „Zum erstenmal empfand er die ganze Schwere eines Unglücks, eines nicht wieder gut zu machenden Unglücks, das er selbst verschuldet hatte." Genau so aber steht er mit Anna vor der Gesellschaft da. Es ist ein Symbol seines ganzen Lebens. Man erinnere sich auf der anderen Seite des Bildes von Ljowin, der mit seinen Bauern auf dem Felde einen Streit zu schlichten hatte und, da es spät geworden, oben auf einem Heuschober übernachtet. Alle unsere Sinne werden beschäftigt, um dieses reiche Bild aufzufassen. Wir sehen das Feld und die Arbeit, die sich entfernenden Menschen, die aufsteigenden Nebel,

die Sterne. Wir hören den Gesang der heimkehrenden Bäuerinnen. Wir riechen den Duft des frischen Heus. Dann gleiten wir mit hinein in die Träumereien Ljowins, der sein ganzes Leben überdenkt und kluge Entschlüsse faßt. Vor Tagesanbruch geht er zum Gut. Ein Wagen nähert sich, gedankenlos schaut er hinein, und Kittys eben erwachtes Köpfchen blickt heraus. Alle seine klugen Entschlüsse verschwinden mit einemmal. Denn jetzt weiß er es plötzlich: „Ich liebe sie!"

In dieser Dichtung der Liebe finden wir eine Stelle, die uns wie eine Offenbarung des Wesens der Liebe selbst erscheint. Es ist die Verlobungsgeschichte von Ljowin und Kitty — nebenbei gesagt die Geschichte von Tolstojs eigener Verlobung. Sie sehen sich nach Jahren der Entfremdung wieder in einer glänzenden Gesellschaft. Endlich finden sie im Spielzimmer einen Augenblick des Alleinseins. Sie setzen sich an den grünen Tisch, und Ljowin schreibt mit Kreide nur die Anfangsbuchstaben eines langen Satzes, seiner Frage an sie. „A. S. m. d. s., d. k. n. s., h. d. d. o. n.?" „Als Sie mir damals sagten, das kann nicht sein, hieß das damals oder niemals?" Es scheint unmöglich, daß sie versteht. Aber sie versteht. Sie antwortet in derselben Art; so unterhalten sie sich lange, ohne ein Wort, nur mit den geschriebenen Anfangsbuchstaben auf dem Tisch, sie verstehen sich immer, und in dieser Sprache sagen sie nicht nur, sondern zeigen sich auch zugleich ihre Liebe.

Was sie einander zu sagen haben, das wissen sie ja. Aber so fühlt sie seinen ganzen Gedanken mit, daß sie ihn aus den Rätseln seiner Andeutungen versteht, und so fühlt er mit ihr, daß er ihren Gedanken vorwegnimmt, da er kaum in den ersten Buchstaben sich hervorwagt. Was man oft in Phrasen von der Liebe sagt, daß zwei Seelen in ihr ein Gedanke sind, das ist hier Wahrheit geworden. Sie sind ein Denken, ein Verstehen, seine Seele ist sie, ihre Seele ist er. Und nichts anderes ist die wunderliche Thatsache, die auf den Namen Liebe getauft ist. Sie ist ein Urphänomen, das man deuten, aber nicht ableiten kann, die recht eigentliche Centralthatsache des menschlichen Lebens, und wenn man sie ausspricht, in der That ein Wunder. Daß zwei Menschen so eins sein können, daß der eine nichts mehr denken, nichts genießen und empfinden kann, daß er kein Leben hat, ohne den anderen mit sich eins zu wissen und immer mit sich zu fühlen — daß der eine überhaupt nicht mehr denken kann, ohne daß jeder Gedanke zugleich ein Gedanke an den anderen ist. In diesem Epos der Liebe erscheint sie so. So durchdringt sie das ganze Leben, ist seine Kraft und sein Sinn — auch in den Schwankungen und kleinen Trennungen, die im Wandel zerstreuter Tage nicht ausbleiben können.

Die Liebe gründet die Familien. Wir sollten noch sprechen von der ernsten Gegenseite, der langen und schwermütigen Geschichte vom Tode Nikolais (der verkommene Bruder Ljowins). Aber Tolstoj hat dem Tode eine eigene Dichtung geschaffen: „Der Tod des Iwan Ilitsch." Sie ist die Dichtung des Todes, wie Anna Karenina die der Liebe.

Natürlich ist der Tod von jeher in der Dichtung ein wichtiger Gegenstand der Darstellung gewesen. Aber auch hier finden wir bei Tolstoj ein ganz eigenes Verhältnis zur Sache. Den anderen ist der Tod, wie allbekannt, das gegebene Ende des Lebens — ein Ende, das wir nicht wünschen, mit dem alles Streben aufhört, und das uns unsere Liebsten nimmt — darum immer erschütternd und uns die Eitelkeit der Dinge gewaltig vor die Augen rückend. Für Tolstoj ist der Tod wie die Liebe ein großes Rätsel, das er, wenn nicht lösen, doch in seiner Darstellung aufhellen möchte. Was erfährt der Mensch in diesem geheimnisvollen Vorgang? Was spielt sich ab in diesem letzten, das wir sehen? Was ist der Tod als letzter Lebensvorgang? Er rechnet nicht mit dem Tode als einer bequemen Wirkung tragischer Erschütterung. Er nimmt den Tod als Problem, er hat ihn als solchen zum Gegenstande seiner Dichtung gemacht.

Darum ist es verkehrt, das Ergreifende dieser Novelle darin zu finden, daß der arme Mann dem eigenen Tode hilf- und thatenlos zusehen muß. Dies würde nur eine Nuance des banal Rührenden sein, das aller Todespoesie eigen ist.

Iwan Ilitsch ist ein Mensch wie alle anderen, mit ihren Ansichten, ihren Gewohn-

heiten, ihrer Lebensweise, einer gehaltlosen Durchschnittsehe, und da alle so sind, wie sollte er sich etwas vorwerfen?

Er wird krank. Zuerst erscheint die Krankheit gering, dann stärker und schlimmer, und endlich erkennt man: es ist der Tod. Nun liegt er und quält sich, und eine Frage ist es, die immer wiederkehrt: Wie habe ich verdient so zu leiden? Mein Leben war doch das Rechte. Die Familie gewöhnt sich daran, daß ein Sterbender im Hause ist. Indem er zum erstenmal vor einer Frage steht, die ihn allein angeht und die er allein beantworten muß, treiben sie sich weiter in jener sinn- und gedankenlosen Existenz, die bis da auch die seine gewesen ist.

Warum muß ich so leiden? Mein Leben war doch das Rechte. Nicht, als glaubte er im Ernst, daß die Krankheit eine Strafe für die Sünde ist. Sondern die Qual, die er leidet, findet in seiner Seele keinen anderen Ausdruck als den der Selbstzerfleischung. Es leidet nicht nur der Körper oder nur die Seele. Es leidet der ganze Mensch, Körper und Seele sind eins. Denn die Krankheit, die ihre kalte Hand an das Leben legt, zieht das ganze Leben des Menschen in ihre Leiden. Und so lange sie noch wächst, steigern sich gegenseitig oder miteinander die Schmerzen des Leibes und die selbstquälerischen Grübeleien der Seele.

Endlich kommt der letzte Tag. Und die Qual erreicht ihren Gipfel. Es ist, als bohrten die zerrissenen Gefühle gegen eine dicke Wand, und die Verstockung der Seele, in der das lösende Wort des Lebens sich nicht finden will, hindert die Auflösung des Körpers. Um sich schlagend in grimmer Pein, trifft er auf einen Kopf, den Kopf seines Sohnes, des Gymnasiasten — er ist auch schon von der Verderbnis des Lebens erfaßt —, der die Hand ergreift und unter Thränen küßt. Zum erstenmal berührt den armen Mann eine ganz naive, einfach natürliche Liebe, und die Liebe heilt. „Es war nicht das Rechte!“ ringt es sich aus dem Innersten seiner Seele heraus. Er überwindet sich selbst.

Warum nicht das Rechte? Weil er war wie alle anderen, weil er nicht in eigener That sein Leben gebildet und unter das selbsterarbeitete Gesetz des Guten gestellt hat. Er hat sich an dem Leben festgehalten, wie die Menschen es begreifen. Aber nur wer sein Leben verliert, der wird es gewinnen.

Es war nicht das Rechte — mit diesem Urteil hat er sich befreit, zum erstenmal sich selbst in einer selbständigen Wertung gefunden. Und die Schmerzen sind vorbei, nichts hindert die Erlösung mehr. Er vergiebt den Seinen und scheidet in Liebe. Er sieht ein Licht, das ihn zieht. Im Leben kann der Mensch einfach ein Glied der Herde sein. Der Tod findet jeden allein, und er erwacht unter der urpersönlichen Frage zur Persönlichkeit. Der Tod ist der Durchbruch in das Leben.

Wir sagen ein Wort über die „Kreuzersonate“. Das Werk ist allbekannt. Wir möchten nur eine kleine Bemerkung machen über die verkehrte Art, in der man solche Dichtungen aufzufassen pflegt. Man sagt, Tolstoj rede hier gegen die eheliche Verbindung von Mann und Weib, er wolle das Aufhören des Menschengeschlechtes, und dann ereifert man sich über die Verrücktheit des alten Mannes und ist fertig.

Wenn man doch lieber sehen wollte, was da steht! Was kümmern uns die Betrachtungen, die möglicherweise Tolstoj selbst daran geknüpft. Sind wir nicht selbständige Menschen? Was der Künstler im Lebensbilde hingestellt, das kümmert uns und das wollen wir verstehen.

Nun schildert er die Ehe eines der unzähligen Lebemänner, wie sie uns täglich begegnen. Er macht ihn uns klar in der Haltlosigkeit und Unwahrheit seines Lebens. Von einer Liebe zu seiner künftigen Frau ist nicht die Rede. Es ist der flüchtige sinnliche Rausch, durch Zufälle gereizt. Sie kennen sich nicht, sondern sie heiraten sich, weil man sich eben heiratet. Wie solche Ehe die Menschen zerrüttet und ins Verbrechen treibt, das ist der Inhalt der „Kreuzersonate“.

Betrachtet man sie in diesem Sinn, so wird man das Werk so innerlich notwendig wie verständlich und kraftvoll finden. Und die trübsinnigen Grübeleien Posdnyschews über die Ehe sind der notwendige Ausdruck seiner Erfahrungen. Hier zeigt sich der Künstler in seiner vollen Sicherheit, mag ihm auch der Denker wieder den Streich

falscher Verallgemeinerung spielen. Uns geht nur der Künstler an. Wollte man aber diesem die Darstellung solcher Dinge verbieten? Die Ehen, von denen er spricht, sind nur allzu zahlreich. Je tiefer wir aber davon durchdrungen sind, daß nur die echte Liebe den Grund eines echten Lebens giebt, um so wichtiger muß es uns sein, daß jene halbe Ehe bloßgestellt wird in ihrer bodenlosen Häßlichkeit und tierischen Unsittlichkeit. Wir finden dies Werk gerade bei dem Dichter der Geschichte von Ljowin und Kitty begreiflich. Jedenfalls ist es nicht die moralische Zartheit des Gewissens, die sich mit Recht gegen solche Werke auflehnt.

Wir blicken zurück auf diese Welt von Gestalten und Schicksalen. Nicht oft hat ein Dichter so sehr dem Ganzen des Lebens sich zugewandt, nicht oft finden wir einen in all seinem Bilden so mit den Grundfragen unseres Daseins beschäftigt. Seiner Dichtung eigentlichster Reiz bleibt der Ernst, mit dem er in jedem dies große Problem des Daseins aufgeworfen sieht — die religiöse Ehrfurcht vor dem heiligen Mysterium des Lebens.

* *
*

Man sollte denken, daß es Jahre gewesen voll von der Freude des Schaffenden, in denen diese großen Werke gelungen sind. Man würde sich täuschen. Später, in seiner „Beichte", hat Tolstoj uns von seiner Seelenstimmung während dieser Zeit erzählt.

Schon während der Niederschrift seiner größten Werke begann jene Krisis, die ihn zu einem anderen Menschen gemacht hat.

Zuweilen mitten im Erfinden oder Ausführen fiel ihm die Feder aus der Hand, und er fragte: „Und wozu thust du das alles? und wozu ist überhaupt dein Leben?" Er konnte keine Antwort finden. Von dem Leben, das er führte und das in diesen Werken sich ausprägte, hatte er nicht mehr das unmittelbare Gefühl, daß es wertvoll sei und sich rechtfertige durch sich selbst, durch seinen Gehalt. Es nahm ihn nicht mehr ein als etwas, das sein muß. Seine gereifte und umfängliche Seele griff bereits hinaus über die Kunst. Eine neue Entwickelung setzte ein.

Solche Skrupel bleiben dem Menschen nicht erspart. Denn zu wissen, daß sein Leben in sich wertvoll ist, das ist geradezu sein Urbedürfnis. Nur beruhigen die meisten sich leicht. Vielen genügt, daß nach der Meinung der anderen ein Leben, wie sie es führen, ohne Tadel ist. Anderen thut genug, daß sie sich als kleine Schraube wissen an einer großen Maschine, nach deren eigenem Wert dann nicht mehr gefragt wird. Noch andere stellen sich zufrieden in dem Bewußtsein der einfachen Pflichten, die ihr Dasein füllen und deren Wichtigkeit nicht zu bezweifeln ist. So werden Mütter selten von der Frage nach dem Wert des Daseins erfaßt. Aber den einfachen und großen Naturen wird durch die Übereinstimmung mit ihrer Gesellschaftsklasse nicht Genüge gethan. Und gerade weil sie etwas arbeiten und thun, was nur sie thun können, und weil ihnen die Selbstüberhebung fremd ist, so fragen sie nach dem Wert ihres Thuns und darüber hinaus nach dem Wert des Lebens überhaupt. Sie fragen, ob es ein Gesetz giebt, dem das Leben genügen muß, um dann zweifellos wertvoll zu sein. Sie fühlen sich verantwortlich für das Leben aller. In den Kämpfen ihrer Seele entspringen die dauernden Gedanken, die dann auf lange hinaus das Leben der Menschheit lenken. Der Fortschritt der Sittlichkeit entscheidet sich hier.

Die Fragen kamen immer häufiger. Endlich blieben sie gar nicht mehr fort, sie waren immer da. Es war ihm, als versänke das Leben in einem tiefen Abgrund. Und, wie er sagt: „Die Fragen warten nicht, sie wollen Antwort, und ohne Antwort kann man nicht leben."

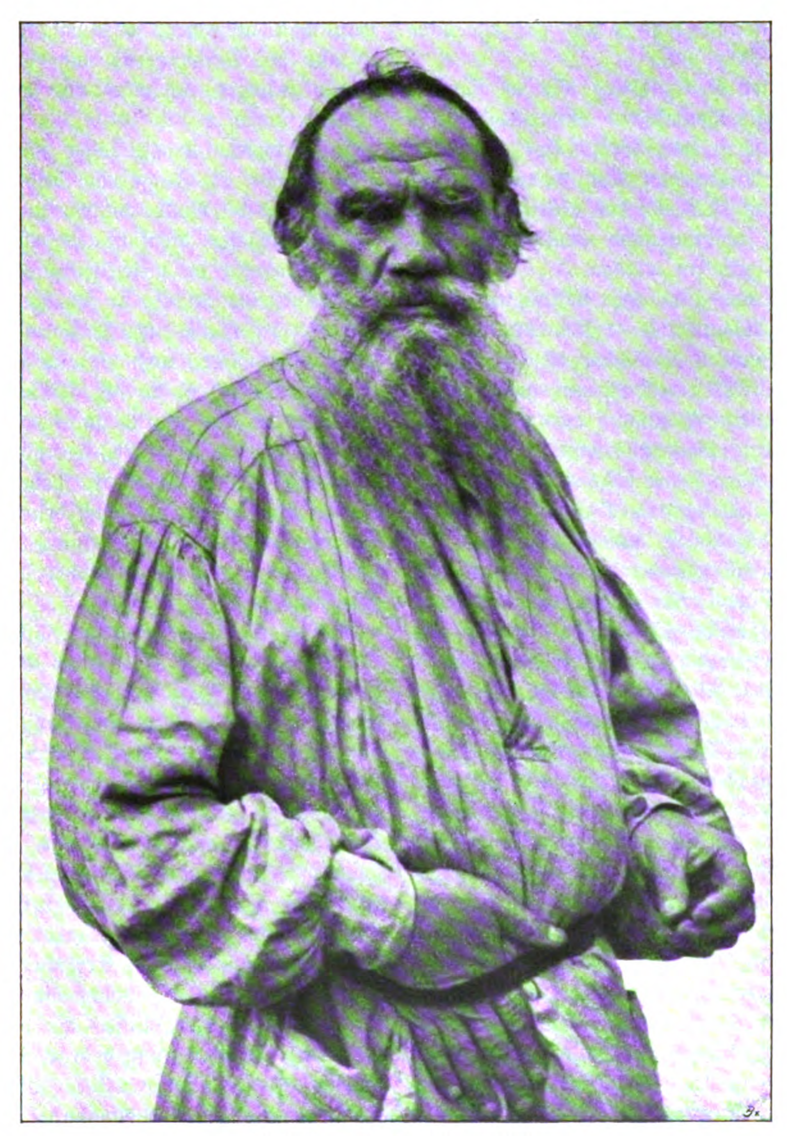
Dennoch, mit all seinen Kräften, stand er auf seiner Höhe. Körperlich konnte er arbeiten wie ein tüchtiger Bauer. Und geistig konnte er arbeiten, neun Stunden hintereinander, ohne ein Gefühl der Ermüdung.

Wozu also, wozu? Nun, du schreibst, um reich zu werden. Gut, du sollst reich werden, Dessjatinen besitzen, so viele du willst, und Pferde und Bauern. Und dann? was dann?

Oder du willst berühmt werden. Du sollst berühmt werden wie Molière und Shakespeare, Puschkin, Gogol. Und dann? was dann?

Da die Freude des Phantasieschaffens in sich selbst nicht mehr genügte, so suchte er nach der Rechtfertigung in äußeren Gütern und fand da natürlich keine.

Er stand an einem toten Punkt. Alles flinten entfernte. Er konnte es nicht ertragen. Von ganzer Seele sehnte er sich nach einem Sonnenstrahl, nach einem Gedanken, der ihm die Kraft zu leben und die Möglichkeit zu arbeiten wiedergäbe, in einer



Graf Leo Tolstoj im Bauernkleid.

Frühere war schal und sinnlos geworden. Mit all seinen seltenen Kräften erschien er sich als ein wertloser Mann. Wertlos sein aber heißt für einen kräftigen Mann, der Gewissen hat, ein Übelthäter sein.

Es kam so weit, daß er aus seiner Nähe jedes Messer, jeden Strick und seine Jagd- Arbeit, die sich durch sich selbst als gut beweist. So suchte er in langen schweren Jahren nach Gott.

In dieser Zeit bringt er einen Winter in Moskau zu. Wie immer nimmt er eine große Arbeit vor, nämlich das Studium der städtischen Armut. Er sieht die zerlumpten

Gestalten, die Nachtruhe erwartend, vor einem Obdachhause gedrängt, das noch nicht geöffnet ist. Er tritt an einen Theeverkäufer heran und befiehlt ihm, all diesen zu trinken zu geben, seinen ganzen Vorrat, oder er verteilt, was er gerade von Geld bei sich trägt. Und dann sagt er sich, daß das alles ja keinen Sinn hat.

Bei einer Volkszählung läßt er sich die Armenviertel übertragen. Mit einigen Studenten geht er ans Werk. Und nun lernt er etwas kennen von Not, wovon man da oben an der Lichtseite des Lebens keine Ahnung hat, hoffnungslose, verzweifelte Not. Hier muß geholfen werden.

Es soll eine großartige Aktion sein. Die städtische Armut muß verschwinden. Wozu trägt er einen der glänzendsten Namen Rußlands! Hier gilt es ein gutes Werk. Er spricht seine Bekannten an und hält Versammlungen. Riesige Summen sollen gezeichnet werden, allen wird geholfen sein.

Aber die Bekannten bleiben lau, die gezeichneten Summen laufen nicht ein. Er bemerkt an allen eine eigentümliche Unsicherheit und Scham. Sie sagen, was die Menschen zu sagen pflegen. „Ihr ereifert Euch, Lew Nikolajewitsch, weil Ihr ein so guter Mensch seid. Aber Arme hat es immer gegeben und wird es immer geben, das ist Gottes Einrichtung.“ Dann wird er heftig, stampft mit den Füßen auf, die Thränen treten ihm in die Augen, er schreit. Aber in seiner Heftigkeit ruft ihm eine dumpfe Stimme zu: „Du lügst! und das ist alles Schein, und du weißt es auch.“

Denn er sieht, daß auf dem Wege der Wohlthätigkeit gar nicht zu helfen ist. Es ist die Einrichtung unseres Lebens selbst, bei der der Arme arm sein muß. Wir Reichen und Privilegierten könnten nicht leben, so wie wir leben, wenn die Armen nicht arm wären. Das Leben der Reichen beraubt die Armen.

In aller seiner Not um sich selbst erwachte in seiner Seele das sociale Gewissen. Worunter wir alle leiden, so oder so — und vielleicht verbergen wir es uns — das hat er, nicht durch Theorien oder durch Hörensagen, sondern in einem eigenen Erlebnis erfahren. Und der Eindruck des Furchtbaren, das er gesehen, war zu stark, als daß er sich durch den Einwurf beschwichtigen ließe, was denn aus unserem Leben werden soll. Man setzt mir, sagt er, unter den Wilden sehr schmackhafte Koteletten vor. Am anderen Tage erfahre ich, daß sie aus einem Menschen herausgeschnitten sind. Und nun mag man wir sagen, was man will — die Gefahr des Verhungerns mag vor meinen Augen stehen — ich werde nie mehr davon essen.

Diese beiden Fragen aber werden nun eine für ihn: die Frage nach dem Sinn des Lebens und die Notwendigkeit, zu einer Existenz zu kommen, die nicht an die Bedingung des Elends für die vielen geknüpft ist.

Als wertlos erschien er sich längst. Nun begreift er sich als einen Schmarotzer. Und wenn dieses Leben noch die glücklich machte, zu deren Besten es da ist. Aber unerträglich wird es uns ja und unerträglicher von Tag zu Tag. Die Besten und Feinsten haben es nicht ertragen und haben sich getötet. Wie könnten wir auch den Sinn des Lebens verstehen! Es ist unsere ungesunde Existenz, die uns die Antwort auf unsere Frage entzieht.

Tolstoj erinnert sich seiner alten Liebe, des auf dem Lande arbeitenden Volkes, der Bauern. Die Freuden ihres Daseins sind dürftig. Aber was er nicht kann, sie können es, sie können leben. Nicht nur das, sie haben Antworten auf die Fragen, die ihn quälen. Sie leben und sterben ruhig, denn was für uns eine Phrase, ist für sie Wahrheit; Leben und Sterben kommt ihnen von Gott, ja, Gott durchdringt ihr ganzes Leben. Um zu verstehen, was das heißt, denke man an Tolstojs Erzählungen „Die beiden Alten“ oder „Wovon die Menschen leben?“ Dort hat Jelissey die völlig verkommenen Bauern aufgehoben, ihnen geholfen und ein neues Leben möglich gemacht. Sie erzählen davon und sagen: „Er hat uns auf die Füße gestellt, und durch ihn haben wir Gott erkannt und Glauben zu guten Menschen bekommen. Früher lebten wir wie das Vieh, er hat uns zu Menschen gemacht.“ Und da Matrjona ihren Mann, den Ssemjon, und den mitgebrachten Michail hart anläßt, sagt Ssemjon zu ihr: „Matrjona, ist denn kein Gott in dir?“

Gott ist in ihrem einfachen und jedenfalls

niemand beraubenden Leben für sie das immer gegenwärtige Bewußtsein ihrer schlichten Pflichten. Unter diesen ist die erste die hilfreiche Liebe. An der Notwendigkeit ihrer Arbeit zweifeln können sie nicht. Indem sie aber in jedem Augenblick Gottes gewiß sind, durch Güte und Liebe, vermögen sie zu leben und zu sterben.

Es heißt also in einem gesunden Leben der Arbeit und Liebe Gottes gewiß werden. Das bedeutet zunächst das völlige Aufgeben jeder Art von Bevorrechtung. Man darf nicht leben von der Arbeit der anderen. Und so beginnt er selbst das Feld zu bebauen, wie ein Bauer zu leben, wie ein Knecht zu helfen. Sogar Kleider und Stiefel macht er sich selbst. Den anderen mehr geben, als er von ihnen nimmt, das war sein Bestreben. Auf diese Weise kam er zu jenem Leben, das an dem reichen begnadeten Mann so parador erscheinen mußte. In der thätigen Liebe fand er die Rechtfertigung seines Daseins und so zugleich die Lösung seiner Rätsel, die Befreiung aus dem Leben des Schmarotzers — den Beginn, wie er meinte, einer Welt des Guten statt der Welt der Gewalt und Unterdrückung.

Zwar sein Glaube, seine Religion war von der der Bauern noch verschieden genug. Nichts von überirdischen Dogmen, nichts von Heiligen- und Wunderglauben und Ceremonienzwang. Seine Religion ist nichts als die Kraft, das Leben einzurichten nach dem erkannten Gesetz des Guten.

Auch begreift man leicht, daß seine Existenz nun dennoch schwanken mußte zwischen der des Herrn und der des Bauern. Er fühlte es und gab sich nicht leicht zufrieden und klagte, wie er sich verachten müsse.

Aber wenn man an das denkt, was uns so wunderlich scheint, so halte man fest: es ist das Ergebnis einer inneren Revolution. Es ist der Entschluß eines aufrichtigen Mannes aus Kämpfen und Fragen heraus, die uns keineswegs fremd sind und deren Dasein und Lösungsbedürfnis wir anerkennen müssen, ohne daß nun seine Lösung ohne weiteres auf uns übertragbar wäre. Endlich verwechsele man seine Gedanken und Thaten nicht mit der socialistischen Phrase. In dieser macht der Mensch für all seine Not die Verhältnisse, d. h. andere Menschen verantwortlich. Darum wirkt die socialistische Phrase so sehr zur Schwächung der Gewissen. Das höchste Gefühl der Selbstverantwortlichkeit war das entscheidende für Tolstojs That.

* * *

Wir haben von den Schriften dieses zweiten Tolstoj zu berichten, die nach dem Charakter seiner Krisis, wie wir sie entwickelten, zugleich religiöse und socialethische Schriften sind. Eine kleine Warnung sei vorausgeschickt.

Wir begreifen nicht die seltsame Leichtigkeit, mit der selbst gebildete Männer diese Schriften meinen abthun zu können. Sie machen darauf aufmerksam, Tolstoj habe in sein Bauernleben seine ganze reiche Bildung und geistige Regsamkeit mitgebracht. Bei anderen würden die fehlen. Darum würde — wenn man seinen Weg allgemein beginge — die Kultur stillstehen. Sie fragen ängstlich, was aus dieser unserer teuren Kultur werden solle u. s. w. Ja, meint man denn, daß diese sich von selbst darbietenden Fragen und Gedanken Tolstoj, der doch nicht zu den Dümmsten gehört, nicht auch einmal beigefallen sind? Wenn man mit trivialen Alltagsgedanken einen seltenen Mann in seinem ernstesten Wollen meint ablehnen und erledigen zu können, so pflegt man selten im Recht zu sein.

Um was handelt es sich denn? Es handelt sich um eine Angelegenheit, wie sie nicht oft vorkommt, und die man zunächst in ihrer ganzen Besonderheit verstehen muß. Dieser Mann ist überzeugt, daß in unserer Seele sich Widersprüche vertragen, die unser Gewissen, wenn es sie nur bemerkte, gar nicht dulden würde. Stark machen will er in uns die Motive des Guten, die wir alle anerkennen. Nun aber heißt dies nichts anderes als ein Heraustreten aus allen Gewohnheiten unseres bisherigen Lebens. Er sucht das Bild der Seele, die leben kann, ohne eines Tages von den Widersprüchen in ihrem Gewissen zerfleischt zu werden.

An einer Stelle bei Tolstoj heißt es: „Es scheint, als ob die Menschheit mit dem Handel, der Politik, der Wissenschaft u. s. w. be-

schäftigt ist. Aber nur eins treibt sie und nur eins ist für sie wichtig: sie sucht sich die Sittengesetze klar zu machen, nach denen sie lebt.“ Hat er mit diesem großen Satze nicht recht? Ist nicht wirklich das letzte Motiv in all unserem Thun, daß wir ein Leben suchen, das uns befriedigt? Es befriedigt uns aber nur ein Leben, das Wert hat in sich selbst. Wert in sich selbst hat ein Leben nur durch die zweifellos ihm einwohnende Gewißheit des Guten. Um dieses Ziel also ist alles Leben bemüht. Ob in dem einzelnen die Frage einmal wachgerüttelt wird, das liegt an zum Teil zufälligen Fügungen.

Ein solches Vorhaben aber — das sieht man — ist an sich völlig verschieden von dem Gedanken einer praktischen Reform. Daß das Bewußtsein des sittlich Notwendigen einmal auf das menschliche Leben wirken wird und soll, ist ja gewiß! Aber der Abstand zwischen dem Leben, wie es ist, und dem Leben, wie es sein soll, mag so groß sein, daß in Bezug auf die Einzelfälle die Erfindungsgabe nicht ausreicht, um die Brücken anzugeben, oder daß die Gedanken, die man angiebt, höchst abenteuerlich und sonderbar sind. Der sittliche Gedanke für sich kann darum doch sehr wichtig sein. Wir wollen Tolstoj gewiß nicht in eine Linie mit Jesus stellen. Aber liegt die Sache bei dem Gründer des Christentums nicht genau so? Was hätte er antworten können, wenn vornehme Römer oder Juden ihm in Bezug auf jeden seiner ewigen Gedanken die Frage nach der Anwendbarkeit in den damaligen Verhältnissen und der unmittelbaren Verwendbarkeit zu praktischen Reformen vorgelegt hätten — immer mit dem Hintergedanken, daß die Einrichtung der Welt, so wie sie war, die rechte sei? Bei den Einwürfen gegen Tolstoj hat man in der That nicht selten den Eindruck, daß sein Gegner die Rolle des Pontius Pilatus spielt. Leute, die völlig befangen sind in den Anschauungen des Lebens, wie es ist, sprechen gegen einen, der das Bild eines neuen Lebens in sich trägt. Thatsächlich, indem sie sich zu unterhalten scheinen, reden sie von ganz verschiedenen Dingen. Nun sagt man: Wenn die Lehren praktisch zunächst unmöglich sind, was haben sie denn für einen Sinn? Wir antworten: Und wie steht es darin mit der Lehre Christi? Weder seine unmittelbaren Nachfolger noch irgend eine der späteren Gemeinden konnten ganz verwirklichen, was er gelehrt. Dennoch, auch in der größten Verschiedenheit der Zustände bleibt er das Gewissen der Menschheit und der im Grunde uns immer bewußte Leitstern des Guten.

Tolstoj allerdings führt die Sprache eines Reformators. Hier liegt seine Schwäche, mehr noch sein Unglück. Er denkt seine Lehren als Umgestaltung der Verhältnisse von heute auf morgen. Er giebt Ratschläge für bestimmte Entscheidungen. Dabei sind schwere Mißgriffe und Enttäuschungen unvermeidlich. Ja, jede solche Handlung wird als eine Halbheit herauskommen. Das allein bemerken die Mengen der Gleichgültigen und Übelwollenden, es giebt den Gegnern das Übergewicht. Auch in Tolstoj selbst muß es ja das Gefühl der Unsicherheit und der damit kommenden Erbitterung erregen. Wir würden uns nicht wundern, wenn wir von Ungeduld oder Mißmut bei ihm hörten. Aber wenn er nicht an die mögliche und zwar bald mögliche Wirklichkeit der Lehre glaubte, würde er sie überhaupt aussprechen? Ein solcher Kopf kann sich nicht zufrieden geben in bloßer Theorie. Die ersten Christen glaubten an die baldige Wiederkunft Christi. Dieser Glaube gab ihnen die Lust und machte es ihnen möglich zu leben.

Von dem praktischen Reformator halten wir nicht viel. Wir sehen in diesem zweiten Tolstoj eine späte Erscheinung urchristlichen religiösen Bewußtseins. Wir meinen, daß er wie wenige uns den Blick geöffnet für die sittlichen Halbheiten unseres Daseins, und glauben, daß er uns das Gewissen schärft.

Er fühlt sich völlig einig mit der Lehre Christi. Aber diese Lehre mußte er erst entdecken. Zunächst trat sie ihm entgegen in der Form der Kirche, im engsten Bunde mit den herrschenden Gewalten oder — selbst wo das fortfiel — doch im Grunde die Berechtigung des Lebens, wie wir es führen, voraussetzend, teils in Formeln erstarrt, teils in einer bequemen Moral sich beruhigend, bei der unser Leben bleiben kann, wie es ist. Statt dessen fand er, daß Christi Lehre, sowie sie damals eine völlige Umkehr der Menschen verlangte, diese Umkehr auch

heute noch verlangt. Es hat sie also niemand verstanden, der im gewöhnlichen Leben zu bleiben vermag. Hier kommt er zu seinem ersten wichtigen Gedanken, den wir für wahr halten. Christi Lehre ist nicht ein Mysterium von Gott und Gottessohn u. s. w., sondern sie ist die ewige und einfache Lehre vom Leben. Sie enthält besonders in den fünf Hauptsätzen der Bergpredigt die Lehre, wie man leben muß, um nie in die Not zu kommen, die Tolstoj erfahren, um immer des Guten in seinem Leben gewiß zu sein.

Hier sieht man nun deutlich, wie ungerecht gegen Tolstoj der Vorwurf des Mysticismus ist. Es kann keine Auffassung geben, die weniger mystisch wäre als diese. Wer sich über sie unterrichten will, muß das Buch lesen „Worin besteht mein Glaube?" (Leipzig, Duncker u. Humblot, 1885.) Dieses, ohne das es kein wirkliches Verständnis der Tolstojschen Gedanken giebt, ist in Deutschland so gut wie unbekannt geblieben.

Der Tolstojsche Glaube hat nichts, gar nichts zu schaffen mit jener Form der Orthodoxie, die abgeworfen zu haben unsere Gebildeten mit einem gewissen Stolz sich rühmen. Es giebt keinen stärkeren Gegner der herrschenden Staatskirche. Andererseits glaube man nicht allzuschnell, daß seine Ansicht vom Christentum längst bekannt sei. Denn seine Auffassung legt zunächst das ganze christliche Dogmengebäude nieder. Ferner verlangt sie eine große Umkehr ohne Halbheiten und Kompromisse.

Die Lehre Christi — das wissen wir alle — kräftigt das Gemeinschaftsgefühl der Menschen. Aufheben will sie zwischen ihnen den Haß und die Erbitterung bis zu den bösen Worten und dem ersten Keim mißtrauischer verächtlicher Gesinnung. Denn in ihnen stellt sich der Mensch für sich allein und in Gegensatz zu den anderen. Die Zersplitterung der Menschen aber ist dann auf die Dauer ihr eigenes Unglück. Um eins zu sein, rät er ihnen das durchschlagende Mittel. Enthaltet euch der Gewalt. Übt sie nicht aus, gebraucht sie nicht, wo sie sich eurer Bequemlichkeit anbietet. Gewaltmittel sind die Kriege und im Frieden die Prozesse. Keine Soldaten und keine Gerichte also, ist Tolstojs Folgerung. Und die begründende Lehre von allem: Widerstrebet nicht dem Übel mit Gewalt.

Hier kommen nun die dichten Einwürfe. Die Erde wird dann ein Besitz der Verbrecher und der Schlechten sein. Die Horden der Barbaren werden die civilisierten Völker niederwerfen. Es ist nicht schwer, an dieser Stelle über Tolstoj Triumphe zu feiern. Hier giebt er sich seine Blößen in praktischer Reformarbeit — wenn er empfiehlt, den Soldatendienst zu verweigern, vor Gericht nicht zu schwören, die Gerichte nicht zu gebrauchen. Das Fremdartige des zweiten Tolstoj liegt recht in diesem Wort: Widerstrebet nicht dem Übel mit Gewalt.

Wir sind nun gewiß, daß man, freilich durch Tolstoj selbst verleitet, es falsch versteht, wenn man Einzelfälle des heutigen Lebens beibringt, in denen nach diesem Grundsatz durchaus das Schlechte überwiegen würde. Tolstoj will uns die Seele schildern, die im Gesetz des Guten lebt. Eine solche wird die Kraft haben und haben müssen, unter den Angriffen des Schlechten ruhig auf ihrem Wege zu bleiben und sie nicht durch Gewalt, sondern rein innerlich zu überwinden. Wenn uns jemand beleidigt und wir beleidigen wieder und erwarten, was er nun thun wird, so sind wir herausgerissen aus dem ruhigen Gang unserer fruchtbaren Arbeit. In unseren Nerven zittert es nach. Jeder Streit besonders mit niedrigen Seelen erniedrigt. Das ist Tolstojs Gedanke. Der gewaltsame Widerstand reißt uns aus uns selbst heraus. Wir sollen unerschöpfliche Kraft haben zu ruhiger ungestörter Entwickelung auf unserem Weg fruchtbarer Arbeit und hilfreicher Liebe.

Nun scheint uns gewiß, daß, wie die Dinge liegen, dieser Satz dem einzelnen vorschweben kann als segensreiche Mahnung in den Fällen seines persönlichen Lebens — daß aber das Leben der Völker, wie es ist, im Inneren und Äußeren, unmöglich danach zu gestalten wäre. Es bedarf eines größeren Registers von Tönen, damit das Lied von Menschenwürde und Freiheit eine Wirklichkeit werde. Wir kommen nicht weiter ohne den heiligen Zorn und ohne den entschiedenen mutigen Angriff.

Aber Tolstoj denkt sich, daß innerhalb der Zustände, in denen wir leben, von einigen

Menschen angefangen, die Kraft des Guten wachsen soll als eine eigene für sich bestehende Welt. Sie kümmere sich nicht um die andere. Sie sei für sich da. Jeder gewaltsame Widerstand zieht sie wieder in das andere Leben hinein und zu ihm herab. Was er meint, wird uns völlig klar an jenem Bauer seiner Volkserzählung „Die Kerze“. Der bösartige Verwalter verlangt von den Bauern, daß sie am Festtag das Feld bestellen — für die frommen Leute nach vielen anderen Schandthaten eine unerhörte Forderung. Sie rotten sich zusammen, sie wollen den Bösen erschlagen. Und so treten sie durch den Widerstand gegen das Übel in den Bann des Verbrechens. Da sehen sie den einen — ruhig führt er seinen Pflug, und auf ihm hat er eine Kerze befestigt, feiert den heiligen Tag bei der Arbeit und singt sein frommes Lied. So überwindet er das Übel, aber durch die kraftvoll erfinderische Frömmigkeit seiner schlichten Seele und nicht durch Gewalt. In diesem Sinn ist der Tolstojsche Satz zu verstehen.

Wie sehr wir uns gegen ihn auflehnen, das fühlen wir besonders, wenn er uns den Patriotismus ausreden will. Die Unterschiede der Nationen sollen verschwinden. Wir wissen, daß wir uns ganz dem Vaterlande schulden. Wir wissen es nicht durch eine Gewohnheit der Erziehung, sondern wir empfinden darin ein elementares sittliches Gesetz, und daran ist nicht zu deuteln. Jedoch wenn wir an den Haß der Tausende denken, die, wo sie einmal als einzelne zusammenträfen, sich doch freundlich und menschlich behandeln würden, so scheint es doch nicht so unrichtig, daß die Gewalt die sittlichen Beziehungen zwischen den Menschen aufhebt. Und weiter! wenn wir als die elementarste der Pflichten empfinden, für das Vaterland bereit zu stehen, ist es nicht darum, weil jeder Punkt der Erde von Widerstrebenden begehrt wird und weil Volk und Mensch erst existieren müssen, ehe ein sittliches Leben in ihnen sich entwickeln kann? Dann würden wir einsehen, wie es hier um zwei ganz verschiedene Welten sich handelt und warum der Tolstojsche Satz hier keine Anwendung duldet. Jedenfalls geraten wir in äußerst schwierige Fragen hinein, die uns warnen sollen, es mit solchen Lehren zu leicht zu nehmen.

Fragen wir uns nur: Leitet jener Satz — recht verstanden — uns nicht wirklich bei der Entwickelung im Guten? Ich glaube, wir werden es bejahen müssen. Wir haben dann damit den wesentlichen Zug in dem Bilde der Seele, die im Guten lebt.

Wieder und wieder nun bemüht er sich, die Verwerflichkeit des Krieges zu beweisen. Aber verwechseln darf man ihn nicht mit den unklaren Friedensaposteln. Daß bei einem Leben, eingerichtet wie das unsere, der Krieg unentbehrlich, bleibt ihm immer klar. Gerade hier verlangt er die völlige Änderung unseres Lebens. Und ist es nicht wenigstens ein Gegenstand lehrreicher Betrachtung, all diese Menschen zu sehen, gutgeartet meist und wohlwollend, im Verkehr von Mensch zu Menschen bereit, jedem Freundlichkeit und Liebe zu zeigen, wie sie im Kriege geradezu ins Gegenteil verkehrt sind, all das verehren, was im Frieden Schmach ist, und den Mord nicht scheuen? Man lese in Tolstojs Buch „Gottes Reich ist in euch“ die zahllosen Zeugnisse begabter Zeitgenossen — jedenfalls eine belehrende Sammlung —, wie sie zwischen Grauen und gezwungener Rechtfertigung sich ratlos wenden. Hier vor allem zeigt er mit dem Finger darauf, wie verschiedene Seelen in den Menschen von heute wohnen und die christliche es fertig bringt, gelegentlich ganz zu schweigen.

Aber auch die Friedensordnung der Staaten beruht nach ihm auf der Gewalt. Jene Bauern haben mit dem eigenmächtigen Gutsherrn einen Prozeß um den Wald gehabt. Sie haben recht. Aber bei den tausend Beziehungen, welche die Menschen der herrschenden Klassen verbinden, weiß er die Ausführung des gerichtlichen Urteils zu verhindern. Endlich wird es ihnen zu viel. Sie nehmen Besitz vom Walde und schlagen Holz. Da rücken Soldaten ein, die Bauern werden gezüchtigt auf grausame Art. Und so sagen wir wohl, unsere Gesellschaft beruht auf Recht und Gesetz. Thatsächlich, meint Tolstoj, beruht sie auf den Bajonetten. Das Belehrende ist nur abermals der Widerspruch. Ohne Skrupel machen sich Menschen zu Henkern und Exekutoren an braven und ehrwürdigen Männern, welche sind wie ihre Väter und Brüder — Menschen thun das, denen das Liebesgesetz Christi wirklich heilig ist.

Es giebt ein Gewaltmittel, das wir alle benutzen. Denn es sieht gar nicht wie ein Gewaltmittel aus. Das ist das Geld. Das Geld ermöglicht, die Arbeit der anderen in Anspruch zu nehmen, und zwar, ohne daß ich es merke, wie sie unter der Drohung des Hungers gezwungen sind, meine Sklaven zu sein. In alten Zeiten besaß man die Menschen einfach als Sklaven. Da war das Verhältnis unzweideutig, aber niemand zweifelte an seiner Rechtmäßigkeit. Später nahmen die Unterdrücker den Menschen das Land weg. Da man nun ohne das Land und seine Früchte nicht leben kann, so waren die Beraubten auch hier gezwungen zu dienen. Und wieder zweifelte niemand daran, daß das recht war. Unter allen Erfindungen die raffinierteste aber ist die des Geldes. Man sieht die Unterdrückung nicht, und doch ist die Wirkung ganz dieselbe, das Übergewicht und der Genuß weniger auf Kosten der vielen.

Hier fühlt man recht, wie man in das Bodenlose hineingerät. Wir verlieren den Grund unter den Füßen, so zweifellos die interessante Entdeckung ist, daß in dem Geldstück, welches ich ausgebe, meine ganze Lebensanschauung steckt. Denn Tolstoj freilich hat für alles sein Allheilmittel an der Hand. Wir sollen das Land verteilen — wozu es ja reicht —, daß jeder genug hat und nicht zum Dienst bei anderen gezwungen ist. Wir sollen alle wieder arbeiten auf dem Lande und mit eigenen Händen, und hilfreiche Liebe, die größte Gemeinsamkeit und Solidarität, wirkliche Verbrüderung soll unser Ziel sein. Wir können uns nicht denken, daß es auf diesem Wege wirklich gehen wird. Aber stellen wir uns nicht selber bloß, indem wir hier einfach hochmütig die Nase rümpfend im Gefühl der Überlegenheit an ihm vorbeigehen. Es ist ja so außerordentlich leicht zu sehen, was diesen Plänen im Wege steht. Vielmehr wollen wir bekennen, daß, was er will, vielen als der Leitstern ihres Denkens und Thuns vorschwebt. Dann müssen wir sagen, daß doch bei ihm so ziemlich allein eine wirkliche Konsequenz gefunden wird — der Entwurf eines Lebens, aus dem die unsittlichen Existenzbedingungen gestrichen und in dem das mit sich einige christliche Gewissen überbleibt.

Tolstoj sucht sich zu erklären, wie die Menschen in den großen Widersprüchen leben können. Zunächst giebt es eine große Menge von Berauschungen und Benebelungen, durch versprochene Vorteile und vor allem jene Stufenleiter imaginärer Ehren, über welche die bestehende Ordnung der Dinge verfügt. Viele werden da verlockt. Wenn sie die fruchtbare Arbeit des Feldes kennten und das Glück der Selbständigkeit in einem mühereichen hilfsbereiten Leben, so fiele das fort.

Wichtiger ist die Teilung der Verantwortlichkeit. Wenn der eine nur befiehlt und niemals die letzten Wirkungen seiner Befehle sieht, der andere nur ausführt und jenem ersten die Verantwortung seines Thuns zuschreiben kann, da werden jene Vorkommnisse möglich, in denen man die gutgearteten Menschen gar nicht wieder erkennt. Die große Maschine der Anordnungen und Reglements tritt an Stelle eines fruchtbar thätigen Lebens.

Bekannt ist auch sein Eifer gegen die Getränke und das Rauchen. Wie hat man so viel darüber gelacht, wenn er meint, die Menschen tränken Wein, um ihr Gewissen zu betäuben. Aber man verstehe doch seinen Gedanken. Er ist felsenfest überzeugt, daß die Hohlheit und Unwürdigkeit des Lebens der oberen Stände vielen dunkel bewußt ist. Sie wären imstande, sie zu begreifen und dann zu Entschlüssen zu kommen. Aber allemal, wenn mit der Krisis das Unbehagen kommt, greifen sie gewohnheitsmäßig nach dem Mittel der Beruhigung, Wein und Cigarren. Und der heilsame Gedanke geht vorüber.

Es ist derselbe Gedanke, der diesen mächtigen Arbeiter mit dem alten chinesischen Weisen zum Lobredner des Nicht-thuns gemacht hat. Man lobt so gedankenlos die pflichtgetreue und regelmäßige Arbeit, das angestrengte Thätigsein. Thatsächlich läßt die Überfülle der Beschäftigungen viele gar nicht zu sich selbst kommen! Sammlung thut heute mehr als jemals not, Sammlung in der unzerstreuten Stille. Denn wir müssen entscheidende Entschlüsse fassen für das Zukunftsleben der Menschheit, das wir selber durch unsere Seelenumkehr anzufangen haben. —

Was wir durch diese Darlegung erreichen möchten, ist nur, daß man einsieht, wie vieles hier doch sehr zu denken giebt und durchaus ernsthaft genommen sein will. Man muß sich darüber klar sein, daß einer großen Anzahl von Geistern solche Bestrebungen ganz unverständlich bleiben müssen. Darum muß man nicht jedem Bericht etwa eines zufälligen Besuchers so viel Gewicht beilegen. Wer in harter Lebensarbeit gerade so viel Geld verdient, wie er zur Erhaltung seiner Familie braucht, ist sehr erstaunt zu hören, daß er durch seinen Besitz andere unterdrücke, und radikale Angriffe auf das Geld hört er überhaupt nicht gern. Wer am politischen Leben und seiner Entwickelung thätig teilnimmt und nun unwillkürlich das für absolut notwendig hält, was da notwendig erscheint, der muß meinen, daß ein Mann wie Tolstoj rein in den Wind hinein redet. Aber das Recht kann nicht bestritten werden, denkend die Grundlagen unseres sittlichen Daseins zu prüfen. Nicht unmöglich, daß unsere Lebensgewohnheiten allein schon uns in Gewissenswidersprüche hineindrängen. Auch der kühnste Versuch zu zeigen, wie wir leben sollen, um gut zu leben, verdient Erwägung.

Der allgemeinste Einwurf ist: wenn wir thun, wie er sagt, wird unsere Bildung aufhören, die Kultur steht still. Tolstoj hat darauf geantwortet in seinen „Studien über Wissenschaft und Kunst und ihre Bedeutung“. Und damit wollen wir enden.

Zunächst, sein eigenes Leben rechtfertigt jenen Einwurf nicht. Nach wie vor ist Tolstoj in rastloser geistiger Arbeit geblieben. Der alte Mann besitzt einen Überblick über die Bestrebungen unserer Zeit in verschiedenen Gebieten, um den man ihn beneiden könnte.

Auch irrt man, wenn man glaubt, daß er einer geistigen Höherentwickelung der Bauern widerstrebe. Was er erhalten will, ist nur ihre sittliche Einheit. Im übrigen kennt er ihre Not und nicht zum geringsten die der Unwissenheit. Man denke an die „Macht der Finsternis“. Er hat selbst für ihre Bildung gearbeitet und wünscht sie wie nur einer.

Die Schwächen seiner „Studien über Wissenschaft und Kunst“ liegen offen zu Tage. Es sind vielleicht seine schroffsten und einseitigsten Schriften. Man sieht sofort, wie für so manche Erscheinung das Verständnis fehlt. Hier am meisten hat man den Eindruck, die dumpfe Stimme eines geistigen Einsiedlers zu hören. Und gerade weil man die Schwächen so leicht sieht, betonen wir die Gedanken, die uns wahr erscheinen.

Wogegen er eifert, das ist zunächst die Privilegiertenstellung der Gelehrten, der Nimbus der Kaste, der sie umgiebt. Wer eine schöne Gabe von der Natur empfing, sollte darin die Verpflichtung der Arbeit für alle sehen. Am meisten im Dienste der Allgemeinheit sollte er sich fühlen. Das chinesische Mandarinenwesen ziemt ihm am wenigsten. Und gegen diesen Gedanken wird nicht viel zu sagen sein.

Ferner: auch wenn sie es nicht wissen, prägt im Betriebe der Wissenschaften, im Überwiegen der einen oder anderen und nicht zum wenigsten in den Theorien, die versucht werden, doch immer zugleich auch die Lebensanschauung der Zeit sich aus. Auch dieser Gedanke scheint uns wahr.

So fordert er einen Wissenschaftsbetrieb durchdrungen von dem Motiv der Lebensanschauung der Zukunft — als erste die Frage nach dem Leben, wie es sein soll, alle aber mit der Beziehung auf dieses Leben, es zu ermöglichen und durchzuführen in der Gesamtheit der Menschen.

Wie es nun damit stehen mag, so sieht man, daß er die Wissenschaft nicht verwirft, sondern eine anders gerichtete Wissenschaft will. Er will Geister erfüllt von eigenen fruchtbaren Denkmotiven, keinen bloßen Betrieb durch Tradition. Er will sie nicht auf Kosten des Volkes bevorzugt, sondern arbeitend und lebend mit der arbeitenden Menge und für die Gesamtheit fruchtbar beschäftigt.

Das Wesentliche der Kunst sieht er darin, daß sie einen Verkehr zwischen den Menschen stiftet. Der Künstler zwingt uns hinein in seine Art zu fühlen. Wir teilen sie mit ihm und mit den anderen Menschen, die das Kunstwerk erfahren.

Darum verlangt er zu allererst eine eigentümliche Art zu fühlen, neue, der Darstellung würdige Gefühle, und verlangt auch hier statt der Technik der bloßen Routine und

Tradition ursprünglich begabte Künstler. Aus seiner heftigen Gegenrede gegen die moderne Kunst spricht überall das Bekenntnis eines Mannes, der elementare, naive, das Leben durchleuchtende Kunst kennt und will — statt der technischen Sonderbarkeiten, die nur für den Kenner sind, und statt der gewollten Unverständlichkeit Klarheit und universelle Bedeutung.

Die Kunst soll ein Lebensbewußtsein ins Gefühl übertragen und zwar, für alle verständlich, das Lebensbewußtsein, das für alle gilt — der Liebe und Verbrüderung der Menschen.

* *
*

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Es ist Tolstoj gegeben worden zu zeigen, wie ernst es ihm war. Die große Hungersnot im Jahre 1891 und 1892 setzte die russische Gesellschaft in Schrecken. Man wollte helfen, die Regierung voran, Sammlungen wurden eröffnet, Gaben gingen ein. Man verteilte, und es half nichts. Und doch, in einem elementaren Unglück wie diesem — bedeutete es nicht eigentlich ein Versagen der gesellschaftlichen Ordnung, wenn man keine Hilfe fand?

Da machte sich Tolstoj auf, ein Mann zwischen sechzig und siebzig Jahren, mit seinem Töchterchen, in Regen, Schnee und Sturm, zu Fuß, zu Wagen und zu Pferde, von Ort zu Ort. Er kannte die Bauern, er sah, wo die wirkliche Not saß. Aus ihren Lebensgewohnheiten heraus, ihren Auffassungen entsprechend fand er den Ausweg. In der Hütte des Ärmsten im Ort legte er das Speisehaus an. Der Ärmste lebte auf in seiner ehrenvollen Thätigkeit, er hatte Licht, Wärme, Essen und — er half. Die Bauern begriffen. Asyle der Waisen nannten sie diese Stätten. Sie waren bei ihrer Ehre gepackt, und niemand, der sich noch irgend selbst helfen konnte, ging hin. Die kamen, erhielten Pflanzennahrung. Mit ungefähr 3,30 Mark nährte Tolstoj einen Menschen einen Monat lang. Etwa dreizehntausend sind in dem Umkreis seiner Thätigkeit genährt und erhalten worden. Für die Kinder wurden Krippen gegründet.

Das war noch nicht alles. Besonders galt es, den Bauern Thätigkeit und Verdienst zu schaffen. Tolstoj sorgte, daß sie die kleinen Erzeugnisse ihrer Hausindustrie verkaufen konnten. Dann beschaffte er neues Saatgetreide, Ackergerät, auch Pferde — Schritt für Schritt, immer aus dem augenblicklichen Bedürfnis heraus, mit genauester Kenntnis dessen, was diesen Menschen not that. Er brachte ihr ganzes Leben wieder in Gang.

Deutlicher als irgend eine Stelle seiner theoretischen Schriften bringt diese Thätigkeit seinen tiefsten Gedanken zum Ausdruck. Wir sprechen ihn so aus: Gott ist die Liebe, die Liebe aber ist zugleich Erkenntnis und That. Nur die Liebe versteht, und zwar nur die Liebe, die unmittelbar That ist. Sie geht auf die Lage des anderen ein, sie durchschaut sein innerstes Bedürfnis, sein innerstes Wesen und Sein, und so ist sie zugleich Verstehen und Helfen. Solche Liebe aber ist der Gott in uns. Es ist diese Idee, durch welche das Christentum die Menschheit auf eine höhere Stufe hebt. Sie hat Tolstoj wiederentdeckt, in seinem Thun noch mehr als in seinem Denken.

Aber auch Früchte des Geistes hat die neue Epoche getragen. Wer da meint, daß bei Auffassungen wie die seinen der Geist stillstehen müsse, den weisen wir auf die Volkserzählungen. Sie sind ungleich an Wert. Wir heben „Die beiden Alten“ und „Wovon die Menschen leben?“ heraus. Welch ein Verständnis der Menschen des Volks und ihres Lebens! Er beweist hier, wie Liebe Verstehen ist. Wie erzählt er anschaulich, jedem verständlich, allen neu. Und indem er sich ganz hineinversetzt in das Leben der Armen, weiß er ihre Gedanken und Herzen zu weiten. In der zweiten der genannten Erzählungen sinken förmlich die engen Wände der Bauernstube, und der ganze Himmel kommt herein. Diese Werke vollendetster Kunst haben ein Ziel erreicht, das selten erreicht wird. Sie bieten dem geistig Armen wie dem Gebildetsten den gleichen Genuß. An solche Dichtungen muß man denken, wenn man die Lehren Tolstojs von der Kunst recht auffassen will. Er denkt nicht an Moralpredigt. Leben, wirkliches Leben sollen wir sehen, aber im Licht der ewigen Gedanken der Liebe. Wir zählen auch die Tragödie „Die Macht der Finsternis“ hierher. Wie muß der Mann gelebt

haben zugleich mit seinem Volk und mit seinem Gott, der diese Scenen schuf. Es giebt Stellen darin, bei denen man an Äschylus denkt. Das kleine Lustspielchen „Früchte der Bildung" wollen wir nur erwähnen.

Zwar auch diese Werke alle liegen schon, soviel wir wissen, um Jahre zurück. Oft, seit Turgenjews Worten vom Sterbebett aus, hat man das Bedauern gehört, daß dieser große Dichter der Poesie um seiner Grübeleien willen verloren gegangen sei. Und wir alle glaubten, daß der moralistische Beisatz hinfort keinem Werke fehlen würde. Da kam vor einigen Jahren die letzte seiner Erzählungen: „Herr und Knecht". Sie hat uns alle widerlegt; sie zeigt den Dichter im vollen, unverminderten Besitz seiner Kraft, ja geradezu auf der höchsten Höhe seiner Kunst.

Vier Helden hat dies Gedicht, von denen keiner wichtiger als der andere ist. Das sind der Herr, der Knecht, ein Pferd und Schnee. Das kluge wackere Pferd ist auch eine Person, und auch eine Person ist der unaufhaltsam rinnende, todbringende, bleiche Schnee. Jeder Satz ist ein Bild. In dem ratlosen Irrsal ihrer Wege malen sich die Menschen, der immer nur leere Anordnungen treffende Herr und der immer thätig aushelfende Knecht, und nicht diese Menschen nur, sondern ein gut Stück vom Menschenleben überhaupt. Und wie er den Knecht im Erstarren sieht, lernt der Herr das Gefühl der opferwilligen Liebe, gürtet sich zum erstenmal zu einer wirklichen That und wird Mensch im Tode.

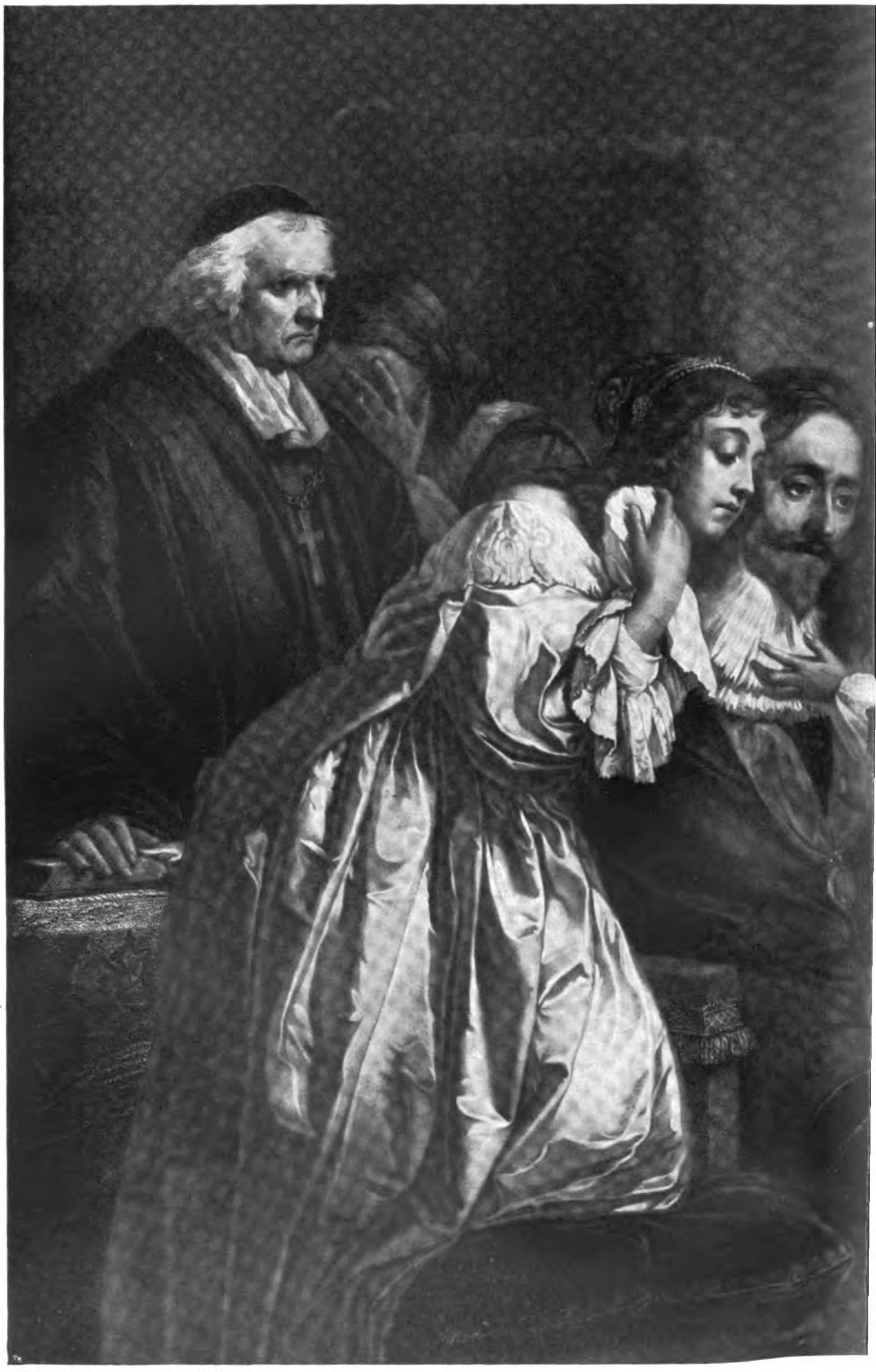
* * *

Eines Dichters Entwickelung ist oft wunderbar. Tolstojs letzte Schrift beweist, wie hoch er von echter Kunst denkt. Und wer weiß? vielleicht zeigt sich noch, daß seine ganze theoretische Schriftstellerei nur ein Durchgangspunkt zu einer neuen dichterischen Anschauung der Dinge war. Schon sehen wir, wie ihm für manche Seiten des Lebens ein neues und erst das tiefste Verständnis aufgegangen ist. Wir warten — ob er uns nicht noch Bilder einer neuen Menschheit hinstellen wird. Dann würde klar werden, wie seine Werke eigentlich ein Mittel sind, Leben neu zu verstehen, und im Kunstwerk würden die Menschen gern mitfühlend hinnehmen, was in der Mahnung des sittlichen Gedankens fremd an ihr Ohr geklungen ist.

Als dieser Aufsatz geschrieben wurde, konnten wir nur diese Erwartung aussprechen. Überraschend schnell ist die Bestätigung gefolgt. Wir lesen sogar schon in deutschen Blättern den neuen Roman „Auferstehung", wir hören, daß eine Novelle: „Geschichte meiner Mutter", vollendet ist, doch soll sie erst nach dem Tode des Dichters erscheinen. Kein Zweifel, daß auch in diesen Werken wieder ein Großer zu uns sprechen wird, der uns einen neuen Blick für das Leben giebt. —

Wenn man zurückschaut auf Tolstojs Leben und Werk, so ist einem, als habe man weite Gefilde der menschlichen Seele durchwandert, von der der alte Weise sagte: Du wirst ihre Grenzen nicht ausfinden, und durchliefest du auch den ganzen Weg. Tolstoj hat uns vor die letzten Fragen unseres sittlichen Lebens gestellt. Mag dieser Dichter, der ein Seher ist, noch einmal hineinleuchten in die tiefsten Gründe unserer Seele, wo unter dem Wirrsal unseres Lebens das Gute schläft, das immer dasselbe ist — die Wahrheit in uns selbst und der ewige Trieb der hilfreichen Liebe.

eine
ein
hen
hen
ns
tis
ns
eit
n,
d,
rk
n=



Ill. D. Monatshefte. Juli 1899.

Julius Schrader: Karl I. nimmt vor seine[...]
(Nach einem Stich aus dem Verl[...]



Zu Bie: Die Nationalgalerie.

er
ige

Hinrichtung Abschied von seinen Kindern.
(Gemälde von Rud. Schuster in Berlin.)



Die Nationalgalerie in Berlin.

Die Nationalgalerie.

Von

Oskar Bie.

(Nachdruck ist untersagt.)

Die Berliner Nationalgalerie, die das Centralmuseum Deutschlands für moderne Kunst geworden ist, geht auf eine Privatsammlung zurück, die der Konsul Wagener in seinem Testament vom Jahre 1859 dem Königshause vermachte. 1861 starb er, und man ging langsam an eine öffentliche Ausstellung der Sammlung und an ihre Erweiterung zu einem Nationalmuseum, das erst 1876 vollendet worden ist. Die Wagenersche Sammlung war eine der besten ihrer Zeit und insofern sehr geeignet, den Grundstock eines Museums zu bilden, als sie in ihren 262 Stücken äußerst vielseitig sich darbot. Der persönliche Charakter eines Specialsammlers lag nicht auf ihr, und dieses war der beste Grund, sie zur Unterlage einer stets fortgesetzten öffentlichen Sammlung zu machen.

Die Wagenersche Kollektion spiegelte recht getreu ihre Zeit wieder. Sie begann mit Schinkel und endete mit den neuesten Ankäufen auf Ausstellungen. Sie beachtete die Gruppen der Münchener und besonders der Düsseldorfer Schule, sah auch nach Wien hinüber und ebenso nach Frankreich und Belgien, wo damals die koloristische Bewegung sich entwickelte, die auch Deutschland nach den mehrfachen Ausstellungen Gallaitscher und Bièfvescher Bilder bald in ihren Bann zog.

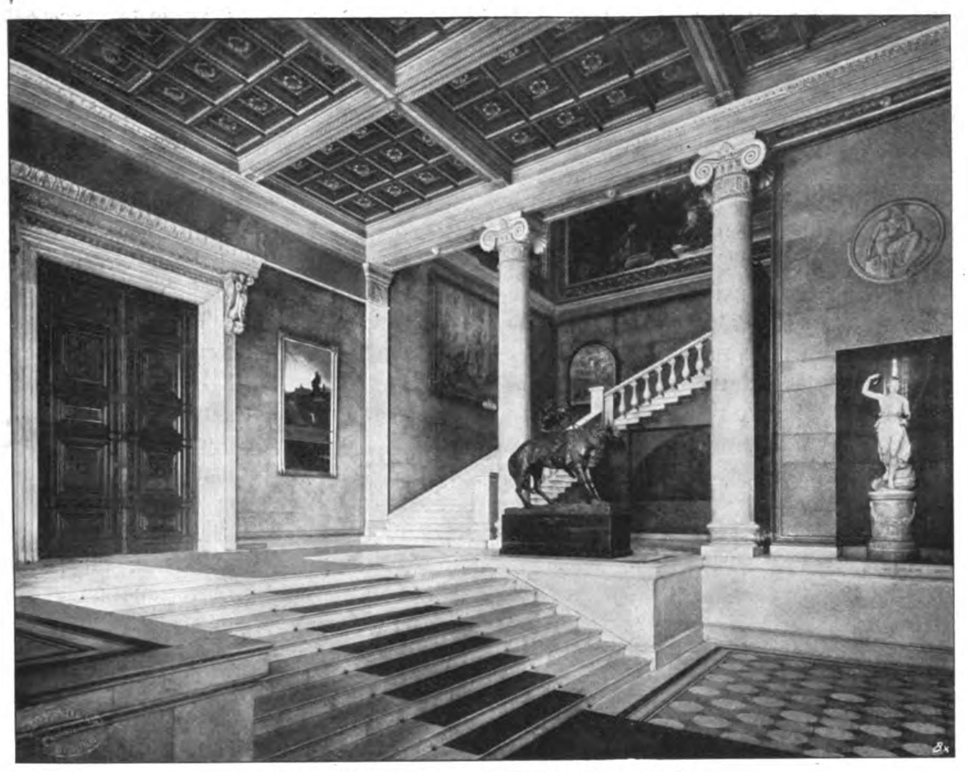
Es ist besonders nötig, sich diese Internationalität der ursprünglichen Sammlung klar zu machen, um einzusehen, daß die neuere Leitung des Museums mit dem Ankauf der wichtigsten französischen Impressionisten nicht über den Rahmen der Gründung hinausging. Wie Gallaits Egmontbild einst

auf unsere Vorfahren wirkte, genau so hat die französische Art der sechziger und siebziger Jahre unsere moderne deutsche Kunst beeinflußt. Man hat den Namen „Nationalgalerie" nicht als Museum nationaler Kunst sans phrase zu verstehen, sondern als nationales Museum moderner Kunst überhaupt, wobei selbstverständlich die vaterländische Arbeit ganz in erster Linie berücksichtigt wird. Der Fanatismus einiger Politiker, die Kultur unseres Volkes schutzzöllnerisch zu begrenzen, ist in dieser Strenge auf dem Gebiete der Kunstgeschichte gar nicht durchführbar. Es hängt mit der ganzen Verschiebung der wirtschaftlichen Kunstverhältnisse seit dem Beginn dieses Jahrhunderts zusammen, daß ihr Boden ein internationaler wurde. Die internationalen Beeinflussungen beginnen genau mit den übrigen Symptomen moderner Kunst im siebzehnten Jahrhundert stärker hervorzutreten. Der Austausch von Italien und dem flandrischen oder deutschen Norden ist der Beginn einer ganz bestimmten modernen Kunsterscheinung: die Form kommt uns gern aus den romanischen Ländern, den Inhalt geben wir Nordischen. In demselben Strom kam uns nach der italienischen die moderne französische Technik. Es würde eine unmögliche Reaktion bedeuten, wenn wir uns dieser Einsicht verschlössen, die allein die besondere Art der modernen Kunstproduktion uns erklären hilft. Und ein Museum der Kunst dieses Jahrhunderts hat die Pflicht, diese Erkenntnis festzuhalten.

Bei der Ausgestaltung der Wagenerschen Sammlung war noch ein zweites Interesse zu beachten. Die großen Corneliusschen Kartons, die im Besitze des Staates waren, besonders die Entwürfe für die niemals ausgeführten Fresken eines preußischen Campo Santo, sollten endlich bei dieser Gelegenheit ihren würdigen Platz finden. Friedrich Wilhelm IV. hatte sich einst lebhaft für den künstlerischen Ausbau der Museumsinsel interessiert, die eine Art Akropolis werden sollte. Inmitten der Museen hatte er selbst einen hohen korinthischen Tempel konstruiert, der unten Hörsäle, oben eine große Aula enthalten sollte. Die weitgehenden Pläne des Königs wurden nur teilweise ausgeführt, und man entschloß sich jetzt, da man für die Nationalgalerie einen Neubau errichten wollte, wenigstens dem Äußeren nach auf diesen korinthischen Tempel zurückzukommen. Stüler, der dem König so viele seiner Bauideen hatte verwirklichen helfen, wurde beauftragt, die Skizze so umzuändern, daß das Gebäude für ein Museum tauglich wurde.

Man ahnte nicht, welchen furchtbaren Mißgriff man damit that. Ein korinthischer Tempel als Galerie moderner Kunst mußte schon der nächsten Generation höchst merkwürdig vorkommen. Und die hohen Dimensionen und schachtartigen Abteilungen der Säle konnten den intimeren Wirkungen, die gerade unsere moderne Kunst so häufig verlangt, am wenigsten entsprechen. Die aulaartigen Räume des oberen Stockwerkes glaubte man trefflich für die großen Cornelius-Kartons, die Entwürfe für die Camposanto-Malereien und die Münchener Glyptothek-Fresken verwenden zu können, die die Ehre der deutschen Kunst in so gewaltigem Umfange repräsentierten. Man machte sie zum Mittelpunkt des ganzen Museums und stellte die goldene Büste des Meisters Cornelius hinein, des Heroen, dem diese ganzen kleinen Ölbilder zu Füßen lagen.

Auf diese Weise wurde der Bau der Nationalgalerie der unglücklichste, der je für ein Museum geschaffen wurde. Statt eines interessanten und abwechselnden Ensembles von Sälen für die Bilder und von Hallen für die Statuen, wenn man schon beides trennen wollte, zeigte das erste Geschoß fächerförmig geordnete, unerhört hohe Räume, zum Teil in Trapezform, die eine unangenehme bureaukratische Regelmäßigkeit bekundeten. Die obere Hälfte der Wände war völlig unnütz, und die centrale Halle dieses Fächers war dunkel. Im oberen Stock hatte man gemütlichere Abteilungen, aber die theoretische Größe der Kartonsäle strömte einen frostigen Hauch aus. Am besten machte sich der Treppenaufgang, der in monumentaler Breite und abwechselnder Richtung ausgezeichnete malerische Blicke darbot. Besonders wenn man die erste Wendung hinter sich hat, beim „Gastmahl des Plato" vorbei in die mit den Kaiserpaar-Bildnissen geschmückte Vorhalle der Cornelius[...]le und die Treppe weiter hinauf bis zur Makartschen Katharina Cornaro blickt, wird man zugeben, daß eine nicht gewöhnliche Museumsperspektive erreicht ist.



Treppenaufgang in der Nationalgalerie zu Berlin.

In unseren Tagen hat die Direktion der Nationalgalerie einen Wechsel vollzogen, der nicht bloß äußerlich ist. Der bisherige Direktor Jordan hatte wohl nicht mehr so ganz den Strömungen der Zeit folgen können oder wollen; bei einem bestimmten Abschnitt hörte die Kunstgeschichte der Nationalgalerie auf, wie früher das Leipziger Gewandhaus mit Schumann aufhörte und vor Wagner sich bekreuzigte. Die moderne Bewegung in der Malerei, die zuerst heftig befehdet wurde, mußte auch über dieses Regime hereinbrechen, und schneller, als man je vermutet hatte, wurde die Nationalgalerie aus einem retardierenden Museum ein fortschrittliches.

An und für sich war das in Berlin nichts Außergewöhnliches. Diese sonst so kunstlangsame Stadt besaß seit langem im Gewerbemuseum eine Anstalt von geradezu mustergültiger frischer Leitung. Sie besaß eine alte Gemäldegalerie, die mit feinstem modernem Geschmack geordnet und ergänzt war. Alle Kunstmuseen waren auf der Höhe, nicht bloß der modernen Forschung, sondern der modernen Kultur überhaupt — nur diese Galerie, die den modernsten Inhalt von allen hatte, blieb reaktionär. Aus diesem Grunde war die neue Wendung überraschender, als sie zu sein verdiente. Es wurde hier nur ein letztes Facit in der großen Abrechnung vollzogen, die mit den Museen vor sich ging, seit nicht mehr vornehme Dilettanten, sondern durchgebildete Fachmenschen ihre Leitung übernommen hatten. Wie wenig man auf diesen Schritt vorbereitet war, zeigen immer noch vereinzelte heftige Angriffe, die der jetzige Direktor von Tschudi zu erdulden hat. Aber diese Rückständigen wird hoffentlich die Zeit belehren, daß mit der Galerie keine andere Wandlung vor sich ging als mit den übrigen Museen, deren ausgezeichnete Leitung heute jedermann gern zugiebt. Es ist oben gezeigt worden, daß die Neuanordnung mit unseren kunstgeschichtlichen Kenntnissen ganz genau übereinstimmt.

Äußerlich konnte die neue Direktion mit dem alten „Kasten“ nicht viel machen. Der Sinn für konstruktive Notwendigkeiten und ihre dekorative Belebung hat sich gerade in

unseren Tagen so fruchtbar entwickelt, daß selbst mit eingreifenden Änderungen aus diesem römischen Tempel für uns nichts Erfreuliches herzurichten wäre. Man suchte durch Draperien, die ja immer der letzte Notbehelf sind, den langweiligen Eindruck der hohen Schachtsäle wenigstens für das Auge zu mildern, und man versuchte es mit grüner oder gestreifter Bekleidung der Wände in den Kabinetten, um für die intimeren Bilder einen weniger konventionellen und doch wirksamen Hintergrund, nach dem Muster moderner Tapeten, zu gewinnen. Die Hauptarbeit bestand in der völligen Neuordnung der Sachen, die teils nach ästhetischen, teils nach stofflichen Rücksichten vorgenommen wurde.

Kein Museum wird ein starres Princip der Aufstellung befolgen können, als da ist das chronologische oder das stoffliche oder das ästhetische Princip. Wollte man nur chronologisch ordnen, würde ein schulmeisterlicher Charakter daraus reden — nur stofflich, würde dem feineren künstlerischen Empfinden allerorten widersprechen — nur ästhetisch, würde das bequeme und übersichtliche Studium behindern. In der Bevorzugung eines dieser Principien wechseln die Zeiten. Auf eine stofflich ordnende Epoche, die sich namentlich an dem vagen Begriff der „Kunstmythologie“ um die Mitte unseres Jahrhunderts aufgerichtet hatte, folgte eine mehr chronologisch empfindende Zeit, die der Vorherrschaft einer kritisch-philologischen Methode in unserem Geistesleben entsprach. Die modernste Zeit kehrte wieder mehr zu ästhetischen Motiven zurück, ihrem dekorativen Fühlen gemäß, und berührte sich so wieder mit den Auffassungen, die bis zum vorigen Jahrhundert bei der Einrichtung von Museen maßgebend waren. Aber keine dieser Theorien konnte sich jemals ganz rein durchsetzen, wo mit so massivem Material, wie Bilder und Statuen sind, zu arbeiten war. Der aufmerksame Beobachter wird in der Anordnung eines jeden modernen Museums gleichsam eine geologische Schichtung mehrerer Epochen erkennen, in der die oberste Decke die formbildende ist.

Und derselbe Beobachter wird noch eine andere Bemerkung machen. Nicht bloß in der Aufstellung, auch in der Auswahl der Gegenstände spiegelt sich die Geschmacksrichtung der Zeit wieder. Wie im Berliner Alten Museum jetzt die eklektischen halb italienischen späten Niederländer, die einst das Entzücken der Besucher bildeten, von den Wänden verschwunden sind und den Werken aus den Frühzeiten der Kunst, dem Quattrocento im Norden und Süden, gemäß dem veränderten Geschmack unserer Generation, Platz gemacht haben, so sind auch in der Nationalgalerie Dinge, die unsere Väter angebetet haben, in entlegene Winkel oder, wie es jetzt sehr häufig geschieht, in die Provinz geschickt worden, und wieder andere, die in Magazinen zurückgestellt oder wegen ihrer Modernität verachtet waren, haben ihre Ehrenplätze erhalten. Auch unsere Zeit hat darüber nicht das letzte Wort gesprochen, es wird ein steter Wechsel sein, ein steter Spiegel der geistigen Strömungen. Aber da nun einmal die Geschichte ihr Leben gewinnt aus diesem Wechsel, der ein Naturgesetz ist, so ist es besser, eine Galerie folgt in ruhigem Schritt diesen Wandlungen, als daß sie sie ignoriert. Die Pariser besitzen für die moderne Kunst ihr Luxembourg, in das die neuen Ankäufe gelangen, um einige Jahrzehnte dort zu bleiben, bis das Urteil darüber ganz objektiv geworden ist. Ein großes Sieb der ästhetischen Kritik. Was nicht standhält, wird fortgeschickt; was aber die Jahrzehnte überdauert, kommt ins Louvre, zur Stammmutter. Wir haben diese löbliche Einrichtung nicht. Unsere alten Museen schließen mit dem achtzehnten Jahrhundert ab, und die neuen setzen es nur fort. Um so eher müssen die neuen sich hüten, die Fühlung mit der Gegenwart zu verlieren.

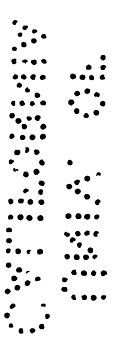
Im ganzen besitzt die Nationalgalerie, die den Wagenerschen Grundstock bald durch allerlei Erwerbungen und Schenkungen aus Stipendien ansehnlich erweiterte, jetzt über siebenhundertfünfzig Ölbilder, hundertdreiunddreißig Kartons und farbige Zeichnungen und über hundert Skulpturen. Als der Bau eröffnet wurde, 1876, waren es dreihunderteinundneunzig Bilder, fünfundachtzig Zeichnungen und nur sechzehn Bildhauerarbeiten. In den fünfzehn Jahren seit dem Wagenerschen Tode hatten sich also die Bilder um hundertdreißig Stück vermehrt, in den dreiundzwanzig Jahren seit Bestehen des Mu-





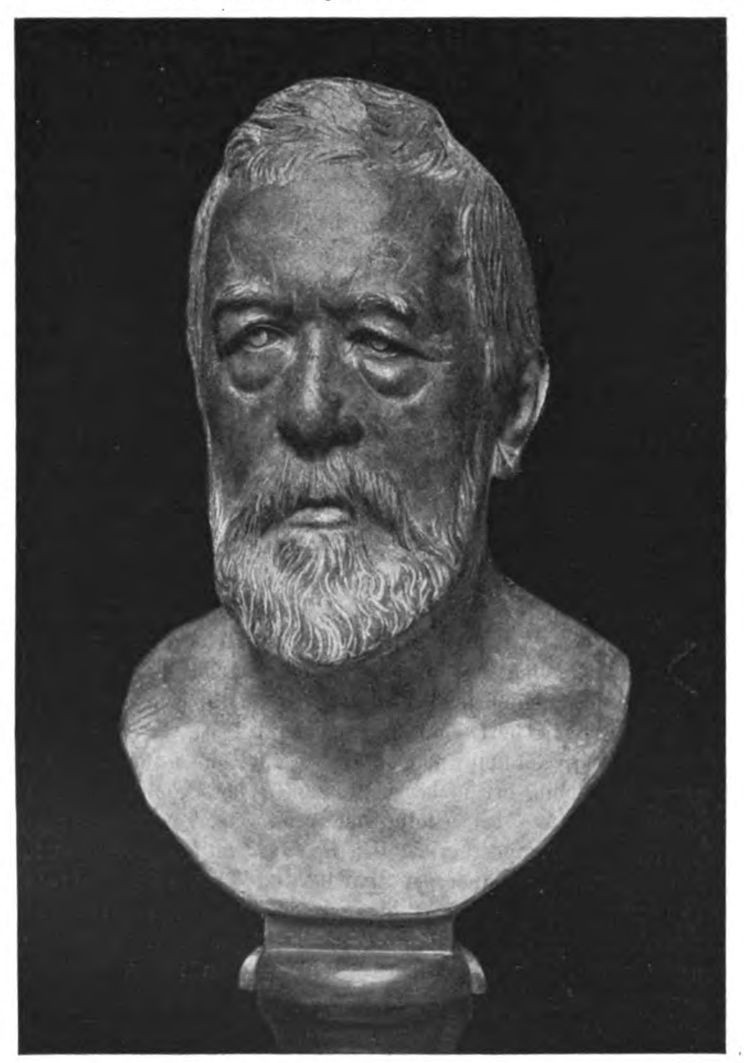
Ill. D. Monatshefte. Juli 1899. Zu Bie: Die Nationalgalerie.

W. Leibl: Dachauerinnen.
(Nach einer Gravure aus dem Verlage von Ernst Seeger in Berlin.)



seums aber
hundertstel
Skulpture
lung ist
neuere E
Eine vo
Übersicht
Entwickel
Jahrhun
türlich n
reicht.
käufe un
manche
waren üb
der an
fehlen m
tende
Direkto
abhäng
ter ei
Anstal
Beric
eine
sion
Plän
kann
auch
ter,
ehe
S
ze
li
tu
ne

seums aber um dreihundertsiebzig. Die Skulpturen-Sammlung ist fast ganz neuere Erwerbung. Eine vollständige Übersicht über die Entwickelung dieses Jahrhunderts ist natürlich noch nicht erreicht. Manche Ankäufe und noch mehr manche Schenkungen waren überflüssig, auf der anderen Seite fehlen wieder bedeutende Meister. Der Direktor ist nicht unabhängig, als Leiter einer staatlichen Anstalt ist er nur Vorschlagender, dem eine Kunstkommission die schönsten Pläne durchkreuzen kann. Der Fonds ist auch ein beschränkter, aber dem ist am ehesten abzuhelfen. Seit einigen Jahrzehnten gewinnt Berlin eine solide Kultur an Kunstmäcenen, die sich zum Teil aus der feineren Geldaristokratie zusammenfinden und deren Wohlthaten jetzt zu Tage treten. Sie vermitteln dem Museum erwünschte Ankäufe, indem sie selbst in die Bresche treten.. Für das Alte Museum hat sich unter diesen verdienstvollen Männern bereits ein Konsortium mit dem Titel „Kaiser-Friedrich-Vereinigung" gebildet, deren thätiger Beihilfe eine große Reihe vorzüglicher Erwerbungen aus letzter Zeit verdankt werden. Für die Nationalgalerie existiert eine ähnliche Gruppe, welche nur noch nicht fest konsolidiert ist. Ohne ihre Unterstützung wären die zahlreichen wichtigen Vermehrungen der letzten Jahre nicht zu stande gekommen. Aus diesen äußerst fruchtbaren, angenehmen Beziehungen der Berliner Museen zur bürgerlichen Mäcenatenschaft, die sich jetzt eben herausbilden, werden reiche Resultate folgen. Einerseits lassen sich die Mäcenaten von den Museen beraten in der Einrichtung ihrer häuslichen Sammlungen, die oft schon eine Art Dependence der öffentlichen bilden; was seit zwanzig Jahren an Renaissance-Altertümern in diesen Berliner Häusern sich so erstaunlich angesammelt hat, trägt ganz den Stempel der Sammler-Persönlichkeit Bodes, des ausgezeichneten alten Galeriedirektors. Auf der anderen Seite wieder ist es zeitgemäß, den bürgerlichen Wohlstand, der als Stamm der Kunstblüte heute das



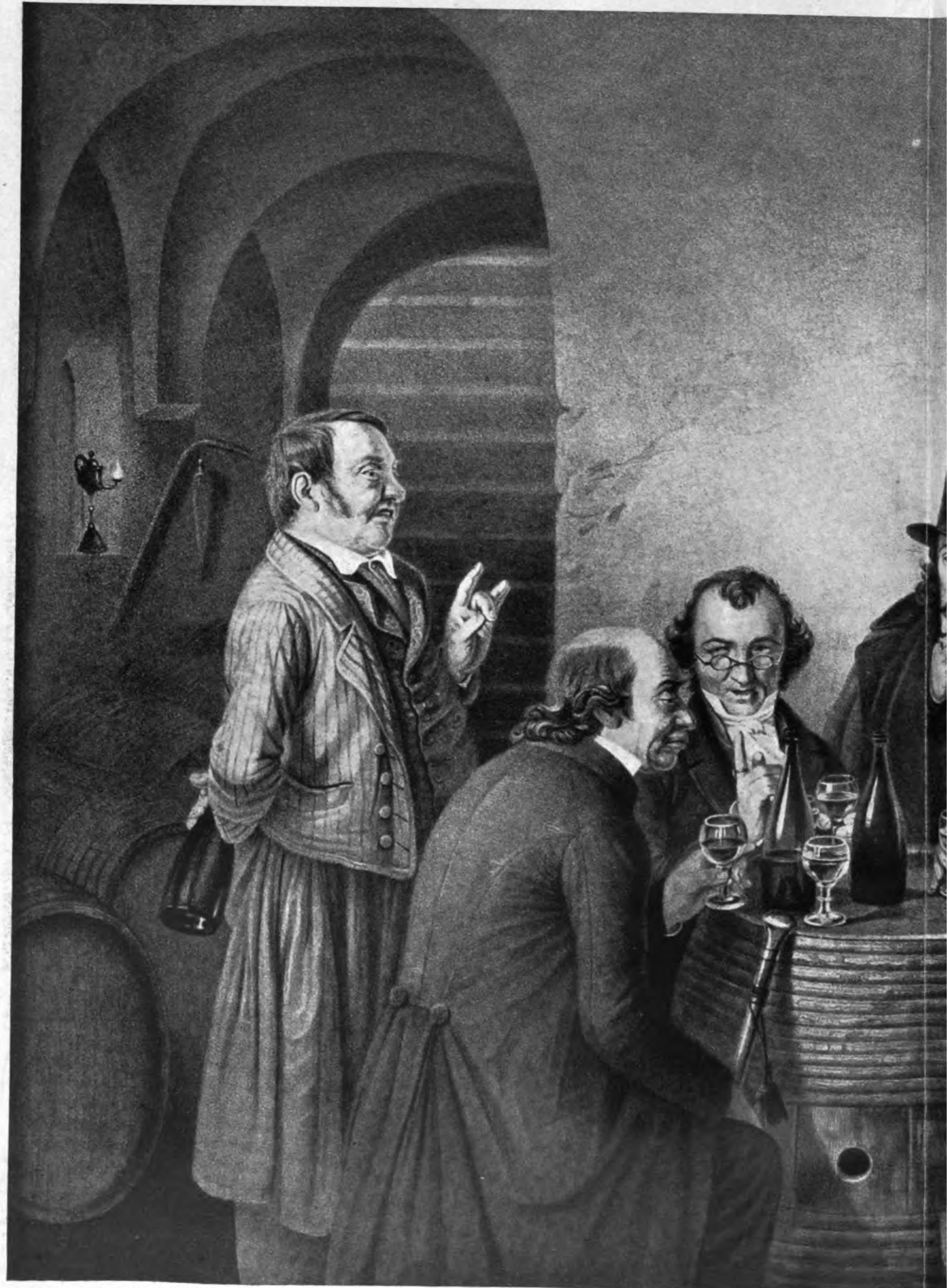
Adolf Hildebrandt: Büste Arnold Böcklins.
(Photographieverlag der Photographischen Union in München.)

Interesse des Adels abgelöst hat, für das öffentliche Museum mit seinem begrenzten Zuschuß fruchtbar zu machen, wodurch allein möglich sein wird, dieses als eine wirklich lebendige Galerie in großem Stile auf der Höhe der Gegenwart zu erhalten.

Sehr nützlich hat es sich erwiesen, in der Skulpturenabteilung die Bronzen und die Marmorwerke fast ganz zu trennen. Dadurch tritt die Bronzenabteilung in ihrer Bedeutung erst richtig hervor, und die Wichtigkeit der Bronze gerade für die moderne Plastik wird in guten Beispielen gelehrt. Der Aufschwung, den die Plastik seit einigen Jahren auch wieder bei uns genommen hat, beruht zunächst auf einer stärkeren Hervorhebung des Naturalismus. Die deutsche Kunst mußte hier ebenfalls vom Auslande angeregt werden. In Frankreich und in Belgien kam eine Richtung auf, die in der großzügigen Behandlung der Körperflächen und einer rustikalen Ausnutzung der charakteristischen plastischen Eigentümlichkeiten so starke Erfolge erzielte, daß dort ein Centrum der ganzen modernen Skulptur sich bildete. In Paris ist es Rodin, der in der impressionistischen Entwickelung der Statue aus dem Rohmaterial die wunderbarsten Effekte erzielt, in Belgien ist es in erster Linie Meunier, der in der kühnen Bearbeitung proletarischer Scenen und Typen unter höheren Gesichtspunkten der wahre moderne Bildhauer wurde, der aus den Interessen unserer Zeit das plastische Ideal zu finden wußte. Das Hauptmaterial dieser Kunst wurde die Bronze, die in ihrem zur Ewigkeit erhobenen kräftigen Naturalismus und ihren von aller Spielerei fernliegenden großen Mitteln diesem donatellesken Zuge der modernen Kunst entgegenkam. Wir sehen in der Nationalgalerie die scharf charakteristische Büste Catilinas von Vinçotte, das Porträt des Bildhauers Dalou von Rodin und einige Arbeiterscenen Meuniers als Proben. Interessant ist, daß man unter solchen Gesichtspunkten an einigen älteren bisher versteckten Arbeiten deutscher Kunst, an den Skulpturen Raus, ein neues Vergnügen fand — es sind allerlei Denkmalsentwürfe in Bronzerohguß, die niemand beachtet hatte und die jetzt neben den belgischen Bronzen in ihrer kräftig großen Art sich ausgezeichnet behaupten. Früher galten sie als Skizzen, heute, wo Skizze und Impression als Hauptvorzüge eines frischen Kunstwerks gelten, rücken sie in die erste Linie. Auch die Plastik lebt unter dieser neuen Schätzung des Momentan-Impressionistischen auf.

Die ältere Art liebt das Stoffliche und die saure Arbeit. Gegen einen Meunier strotzt ein Herter von Fleiß und Sorgfalt, aber er wird niemals die moderne Seele und den impulsiven Reiz dieser Werke erreichen. Ein Musterstück dieser Gattung ist der Hertersche Alexander, der, in antiker Haltung auf ein Ruhebett gestreckt, wie die Legende es überliefert, eine Kugel über ein Becken hält, um in demselben Augenblick, da er müde würde, durch den Fall der Kugel wieder zu der Lektüre seiner Schriften zurückgerufen zu werden. Meunier macht keine Achills und Alexander, aber er erhöht den Bergarbeiter vom Antwerpener Land zum Typus des modernen arbeitenden Menschen, und seine Kunst braucht keine stofflichen Reize, da sie die innere Kraft des Lebens besitzt. Lange genug bewegte sich die deutsche Plastik in den epigonischen Bahnen einer bald indirekten, bald sogar direkten Antikenanbetung, und seitdem nach Gottfried Schadow die barocken Überlieferungen verloren und in antike Kopistenarbeit umgewechselt wurden, mußten Jahrzehnte vergehen, bis man wieder die Anknüpfung an die Natur und das Leben fand. Ausgezeichnete fleißige Arbeiten kamen aus dieser Epigonenkunst, wie der Krusesche Marathonläufer, der mit seinem letzten Atem den Athenern die Siegesnachricht bringt, eine halb pathologische Statue im Geschmack des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts. Aber heute ist uns das zu sehr Arbeit, zu wenig Leben. Und es ist merkwürdig: dieselben niederländischen Einflüsse, die Schadow damals aufgab, heißen wir heute unter verändertem Zeitgeist wieder willkommen.

Wie in der Malerei zum Ausgleich mit dem stärkeren Naturalismus eine feine und zarte Behandlung des menschlichen Körpers aufkam, die weit entfernt von antiken Einflüssen im Gegenteil eine letzte und sicherste Zuflucht der nach Form ringenden modernen Künstlerseele bedeutete, so hat auch die Plastik ihre Meister gefunden, die der einfachen und



Jll. D. Monatshefte. Juli 1899.

J. P. Hasenclever: D

(Nach einer Lithographie aus dem Verla



Zu Bie: Die Nationalgalerie.

er: Die Weinschmecker.
em Verlage von Rud. Schuster in Berlin.)



Gari Melchers: Holländische Familie.
(Photographieverlag der Photographischen Union in München.)

diskreten Gestalt ihre Kunst widmen konnten. Italien ist das Lieblingsland dieser Naturen, wie Belgien das der Realisten. In Italien leben oder lebten Marées, Ludwig von Hofmann und andere Maler, die wie Feuerbach oder in Paris Puvis de Chavannes diesen Kultus der schönen Form trieben, und ebenso arbeiten in Florenz der Bildhauer Adolf Hildebrandt, in Rom Tuaillon in dieser edlen aristokratischen Kunst. Gerade die National-

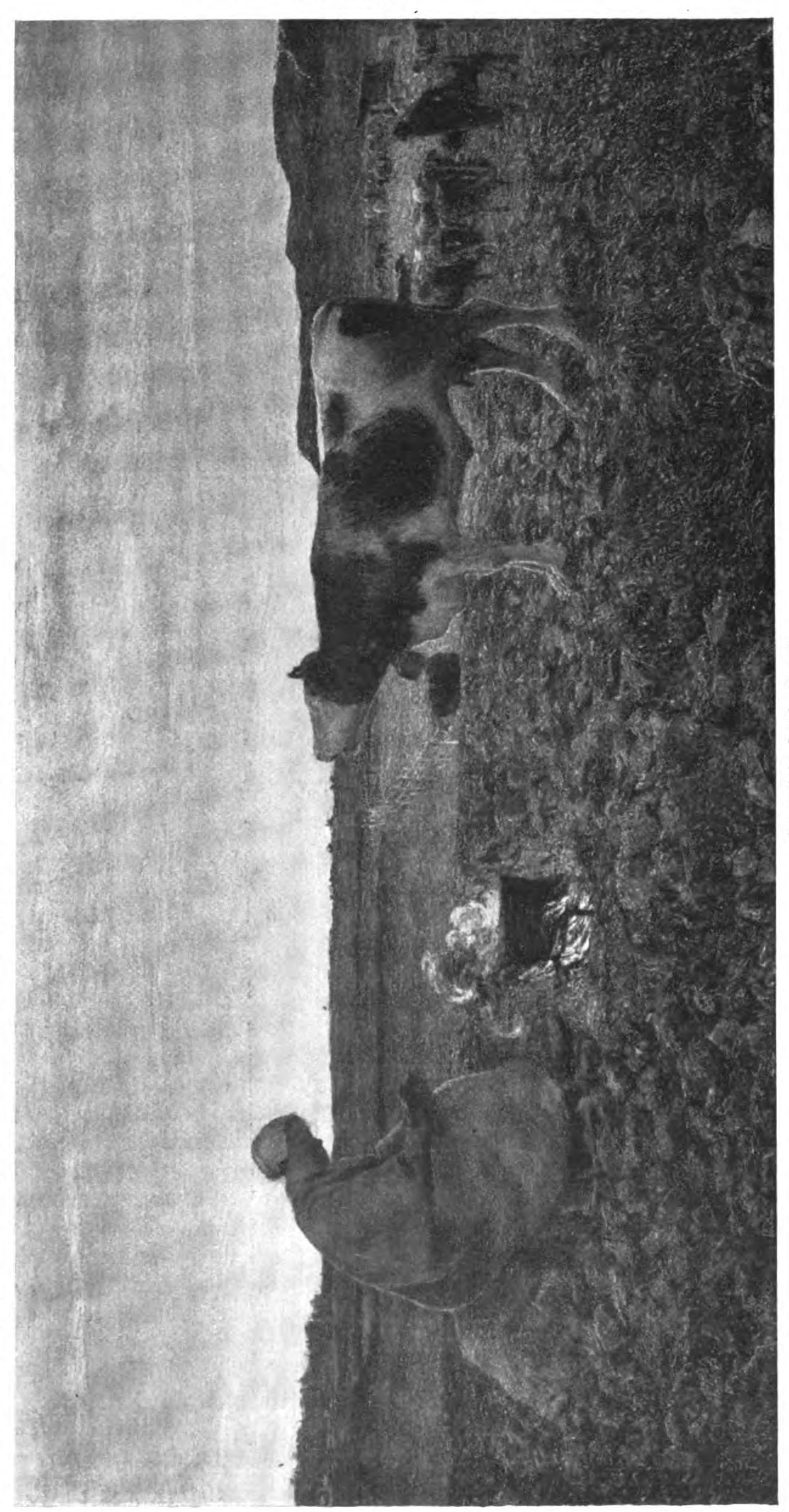
galerie besitzt vorzügliche Werke dieser Meister. Eine Bronze-Amazone von Tuaillon bedeutet die adligste Auffassung des Pferdes, die es in unserer Zeit geben kann. Ein Sportpferd, ganz auf die fein gespannten Muskeln komponiert und doch schlicht und ruhig in seiner Stellung, eine elegante Arbeit, in deren Mondänität ganz das überaus mühsame Formstudium aufgeht. Hildebrandt andererseits ist mit mehreren Büsten vertreten, unter denen die neueste Böcklin darstellt, nach dem Leben gearbeitet, ein ernstes und ausdrucksvolles Werk, fast wie eine göttliche Erhöhung des großen Pan, der in diesem Maler steckt. Das vollkommen bezeichnende Werk für Hildebrandt steht unter den Marmorsachen: ein einfach dem Leben nachgebildeter junger Mann, auf den ersten Blick nicht viel mehr als ein vorzüglicher Akt — aber wenn man liebevoll näher zusieht, eine Arbeit von unerhörtem plastischem Feingefühl und bewundernswertem künstlerischem Takt, ein Jüngling, wie ihn als höchstes Ideal die Alten bildeten, und doch ohne jede geringste Abhängigkeit von antiker Formgebung. So der Antike nahe kommen und ihr doch ein Pari bieten, das ist Höhe der Plastik. Der italienische Himmel erzieht die Künstler zu dieser reinen und edlen Form.

Wir wollen in die Marmorabteilung weiter eintreten, nachdem wir an den Götzschen Genrefiguren, der Wasserträgerin und des kugelbalancierenden Knaben, oder an der Manzelschen Schnitterin, die, das Abendlied singend, heimkehrt, noch einige köstliche Bronzewerke dieser angenehmen harmlosen Gattung kennen gelernt haben. Die Marmorabteilung kann an Interesse mit den Bronzen nicht wetteifern. In diesem Material hat sich zum größten Teil die akademische Unpersönlichkeit um die Mitte unseres Jahrhunderts abgelagert. Der monumentalen Einförmigkeit kam der Marmor stets bereitwillig entgegen. Hier wimmelt es von liebenswürdigen, aber doch eintönigen Figuren und Gruppen, wie Wittigs Hagar, Hähnels Raphael, die kein anderes Bestreben haben, als die guten Erfahrungen früherer Kunstzeitalter zu übernehmen. Derselbe berühmte Kiß, der im Bronzesaal seine entzückenden feinsinnigen Jagdreliefs hat, paradiert mit der edel-langweiligen Gruppe von Glaube, Liebe und Hoffnung. Die Schule Rauchs, des bedeutendsten akademischen Bildhauers, giebt hier den Ton an. Selten fallen einmal durch kühnere Bewegung einige Werke auf, wie die wollüstige Bacchantin des Kalide.

Eine kleine Enklave der naturalistischen Kunst bilden die Porträtbüsten. Die Porträtkunst hat sich nie so ganz den offiziellen Strömungen angeschlossen, sie lebt als eine geschlossene und stetige Privatkunst unter der Decke der verschiedenen Weltepochen weiter. Die Büsten Rauchs, besonders die von Beuth und Tieck, lassen an Lebenswahrheit nichts zu wünschen übrig. Als letzter großer Ausläufer der klassicistischen Kunst steht die gewaltige Prometheusgruppe von Müller da, in der der griechische Heros vom Adler heimgesucht wird, während Oceaniden, wie es Äschylos dichtete, ihn zu trösten versuchen. Die fast aus einem Block gearbeitete Gruppe bedeutete einst einen Stolz deutscher Plastik und war auffallend in der Mitte eines Kabinetts aufgestellt. Jetzt ist sie etwas an die Seite gerückt und, wie so viele degradierte Stücke, mehr dekorativ als absolut verwendet. Wir können heute die Glätte und Titanenlosigkeit dieses frisierten Prometheus nicht mehr vertragen, und die souveräne Arbeit kann uns über die innere Leere nicht mehr hinweghelfen.

Eher halten sich eine Reihe von harmloseren Genrewerken, an deren Spitze die Arbeiten von Karl Begas stehen, dem jüngsten der vier in der Kunst thätigen Brüder, besonders die „Geschwister“. Eberleins Knabe, der sich stehend den Dorn aus dem Fuß zieht, ist der liebenswürdigste Vertreter dieser Gattung, die in graziöser wohl überlegter Linienentwickelung — die Linie eine Melodie — jederzeit ihre Reize haben wird. Am stolzesten repräsentiert sie die berühmte Ottosche Vestalin, ein üppig und weich gekleidetes Weib, das in der ausgestreckten Rechten die Lampe hält; sie ist mit großem sinnlichem Vergnügen an der eleganten Körperform gearbeitet, ohne doch diejenige Monumentalität zu erreichen, die ihre symbolische Handlung anstrebt. Auch der Bronzesockel mit verschiedenen klassicistischen, halb allegorischen Figuren hilft ihr dabei nicht. Es bleibt eine wundervolle Genrefigur, bei der übrigens auch die leichten Tönungs- und

Vergoldungsversuche der modernen Plastik durchgeführt sind. Es findet sich in der Nationalgalerie wohl kaum ein Werk, das die vielfach heute versuchte Polychromie im großen vollkommen vergegenwärtigte. Einige Stücke dieser Art sind gottlob wieder ausrangiert worden. Nur der hübsche Maisonsche Augur ist geblieben. Die Polychromie wird trotz aller Versuche nur einen dekorativen Wert behalten und kann auch bei Museumsstücken weniger in Betracht kommen, die stets auf ein höheres und abstrakteres Niveau der Kunst gehen. Diese Abstraktion von der Farbe war sowohl in der späteren Antike wie in der Renaissancekunst kein Rückgang in der Plastik, sondern im Gegenteil ein



Segantini: Trübe Stunde.
(Photographieverlag der Photographischen Union in München.)

Höherentwickeln der reinen körperlichen Auffassung, die das Wesen der Skulptur ist.

Reinhold Begas, der einflußreichste lebende deutsche Bildhauer, der mit seinem naturalistischen Barock die klassicistische Überlieferung von Rauch und Rietschel ablöste, ist naturgemäß im Museum wenig zu Hause. Sein Feld ist Platz und Straße, und sein köstlicher Neptunbrunnen, sowie das immerhin ungewöhnliche Nationaldenkmal vertreten in Wahrheit seine Kunst, wie Schadow mit seiner Quadriga auf dem Brandenburger Thor und Rauch mit seinem Denkmal Friedrichs des Großen besser vertreten sind als mit ihren kärglichen Sachen im Museum. Ein Skulpturenmuseum wird immer die Mitte bleiben zwischen Monument und Dekoration und immer nach Ergänzung rufen in der Straße und im Zimmer. Immerhin giebt der kühne Schwung von Begas' Merkur, die Psyche tragend (1878), ein Beispiel seines Naturells und seine vorzügliche Menzelbüste, als Halbfigur glatt abgeschnitten, eine treffliche Probe seiner leichten Porträtkunst. Die Knausbüste von Lessing stellt ein feines Pendant hierzu. Auf solche entsprechende Gegenüberstellung wird gern und nützlich Bedacht genommen. Dem Jüngling von Hildebrandt gegenüber, den wir kennen lernten, finden wir passend die Eva von Brütt, eine Eva mit ihren Kindern auf dem Arm, die Urmutter, nicht die Ursünde: gerade und sicher, doch fein und zurückhaltend, schreitet sie vor, ein lapidarer Face-Anblick, ein liebliches, von langen Haaren umrahmtes Ovalgesicht, knapp und formedel gebildet, wie der Hildebrandtsche Mann, der der Vater ihrer Kinder sein könnte.

Eine Geschichte des Jahrhunderts schließt diese Plastik ein. In der oberen Etage sehen wir nebeneinander die zarte Marmor-Hebe Canovas, die aus der Goldkanne den Nektar einschenkt, und den wilden Bronze-Hunnen von Hösel, der vor dem Skelett am Boden zurückschrickt — das ist Anfang und Ende des neunzehnten Jahrhunderts.

* * *

Wenn wir die Anordnung der Bilder der Nationalgalerie, wie sie heute ist und wie sie vor einem Jahrzehnt war, vergleichen, so sehen wir zwei Gruppen in den Hintergrund treten, eine dritte dagegen den Vorrang gewinnen. Den Vorrang gewinnt die moderne impressionistische oder phantastische Art — beides geht heute ineinander —, und zurückgestellt wird die akademische Gattung der Cornelius und Schnorr und die historische Kunst der Koloristen aus dem zweiten Drittel des Jahrhunderts. Gewiß soll mit diesem Wechsel weniger ein endgültiges kunsthistorisches Urteil ausgesprochen, als wiederum der lebendige Charakter dieses Museums betont werden. Die historische Kunst von Karl Friedrich Lessing, von Piloty, von Schrader, von Karl Becker war der Ausdruck ihrer Zeit, wie es die Freytagschen Romane in der Litteratur waren. Man liebte Cyklen, man liebte eine Inscenierung, wie sie dann auch die Meininger auf die Bühne brachten — die Bühne folgt der Malerei immer um eine Generation —, man liebte das Epische und Bürgerliche in solider Mischung. Dabei gab es große Lehrergenies, wie Piloty, gab es Nachempfinder, wie Schrader, dem doch im Abschied Karls I. ein so feines Bild gelang, gab es dekorative Naturen, wie den venetianischen Becker, große Könner, wie Gustav Richter, oder geschmackvolle Erzähler, wie Karl Friedrich Lessing. Es gab gute und schlechte Maler, wenn sie auch alle besser zeichneten, als es der heutige Durchschnitt kann, und einen größeren Horizont hatten, als es unsere intime Zeit liebt. Diese Epoche ist vorbei; was davon noch in unsere Tage hineinreicht, ist belanglos. Aber es war doch ein ganzer Ausdruck einer Kultur.

Auch die epigonischen Naturen, wie Cornelius oder Wilhelm Kaulbach, wird man nicht unterschätzen, wenn auch ihre Glanzlichter verlöschen. Die Kunstgeschichte hat zu jeder Zeit diese Vermittler gebraucht. Die wahrhafte, die ganz reine und echte Kunst war immer ein Luxus und muß es immer sein, ein Vergnügen zuerst nur für den Künstler selbst, dann für einen kleinen Kreis gleich Empfindender. Aber immer mehr tritt die breite Masse des Volkes auch an diese Kunst heran, die allein eine Entwickelung, einen Fortschritt gewährleistet. Zwischen solchen Extremen bedarf es einer Brücke. Mit der wahren Kunst kann ein Vergnügen,



J. F. Tischbein: Lautenspielerin.

aber keine Geschichte gemacht werden, so sehr sie den Impuls giebt. Es muß kleinere Naturen geben, die die Klüfte füllen helfen und Scheidemünze herstellen. Sie müssen etwas Epigonisches in sich haben, das das Volk versöhnt. Sie sind die großen Bücherschreiber, die die Weisheit der Einsamen ausstreuen. Man kann sie niedriger stellen, aber man muß ihre Notwendigkeit begreifen.

Die Abwendung unserer Zeit von diesen Meistern, die weniger Erfinder waren, als daß sie eine hochwichtige Stellung in der Gesellschaft, in der Öffentlichkeit der Kunst einnahmen, hat auch einen inneren Grund. Alle diese Akademiker waren im Grunde zeichnerische Naturen, unsere modernen Augen sind malerisch. Man kann die Dinge ganz auf die Linie ansehen, man kann sie ganz

auf Farbe sehen. Alles ist recht, was überzeugend geschieht. Aber es ist nicht zu leugnen, daß die zeichnerischen Vorzüge etwas mehr Schulmäßiges, Technisches, Lernbares haben, die malerischen etwas mehr Intuitives, Persönliches. Seit langen Zeiten hat sich die zeichnerische Technik nicht wesentlich weiter entwickelt, während in der malerischen Auffassung thatsächlich ganze Strecken neu entdeckt wurden. Das Zeichnerische vertritt immer eine gesunde, nüchterne Basis, das Malerische kommt stets aus einem in gutem Sinne dilettantischen Naturalismus. Wir haben in diesen Jahrzehnten langsam die Fühlung mit der Zeichnung verloren, und was wir an ihr nicht lieben, übertragen wir unwillkürlich auf ihre größten Vertreter, die uns akademisch und unfruchtbar erscheinen wollen.

In allen diesen Dingen ist viel Partei und viel Übertreibung. Aber es ist besser, ein frisches Leben haut ein wenig über die Schnur, als daß es gar nicht vorhanden ist. Die Anordnung der Malerei in der Nationalgalerie spiegelt das wieder, wie es deutlicher gar nicht geschehen kann. Die Corneliussäle, um die herum einst das ganze Museum gebaut wurde, sind fast zu Magazinen geworden. Der eine wird zu den häufigen Sonderausstellungen verstorbener Meister benutzt, die seit alten Zeiten zu den interessantesten Veranstaltungen der Nationalgalerie gehören — die letzte war Vautier gewidmet —, oder es stehen dort die Neuerwerbungen aus; der andere ist gänzlich umgestaltet, in den Ecken sieht man Ölbilder, die die Kartons zum Teil decken, die Kellersche große Apotheose Wilhelms I. und der Kaulbach-Karton der Salamisschlacht reichen über ganze Wände — es ist ein großes Provisorium. Die patriotischen und die Schlachtenbilder, die früher als eine Hauptanziehung in den unteren Räumen figurierten, sind jetzt in einige obere Säle zusammengedrängt: viel Kunst ist bei ihnen nicht zu holen. Dafür sind die unteren Säle den wichtigen Kunstwerken reserviert, und Menzel und Böcklin haben ihre Sonderzimmer erhalten. Menzel, der mit seinen Sanssoucibildern, seinem Eisenwalzwerk, seinen lebenatmenden Aquarellen als der Stolz der norddeutschen Kunst und der König, der über allen „Richtungen" thront, allen gleich wert ist, den Zeichnerischen und den Malerischen, den Idealistischen und Realistischen, denen, die die Kulturhorizonte suchen, und denen, die mit Fontane die kleinen Dinge des Lebens in behaglicher Philosophie secieren. Und Böcklin, der große Zusammenfasser italienischer Form und nordischer Phantasie, der Schöpfermeister unserer Zeit, der hier in seiner Pietà, seinem Frühlingstag, seinem geigenden Eremiten, dem die Engel Beifall klatschen, seiner tief genußreichen Insel der Seligen, seinem Selbstporträt mit dem Tode auf einmal so reich vertreten ist, daß man von der heiteren Welt, die er lange verkannt in sich trug, nun ein weites und freudiges Bild erhält.

Neben den Riesen die Kleinen. Sie schwirren durch die Kabinette mit ihrer vielseitigen und oft so intim liebenswürdigen Kunst. Die großen Landschafter von Karlsruhe, der ruhige Schönleber, der preciöse Volkmann, der melancholische Dill aus München, aus Berlin der schlichte Feldmann, der träumerische Leistikow, Bracht mit seinem heroisierten Toten Meer, dann der Aquarellist Bartels, der in seinem zarten Material doch die gewaltigsten Stürme der See festzuhalten weiß, die älteren Bilder des Wiener Schmitson, die eine so eigentümliche moderne Luftstimmung haben, und Trübners alter stiller Chiemsee, der heute auch eine Wiedergeburt feiert. Und weiter die Realisten Liebermann, den man von seinen dunklen Gänserupferinnen bis zu seinen lichteren Spinnerinnen verfolgt, und Uhde, der uns Jesus vorführt, wie er von einer Bauernfamilie zu Gast geladen wird — als einfacher Mann im blauen Kittel tritt er ein, und doch ist etwas Göttliches um ihn und in der stillen Gebärde dieser Menschen. Und als älteres Gegengewicht zu Uhde den Düsseldorfer Gebhardt mit dem Abendmahl und der Himmelfahrt, der die christlichen Erzählungen nicht in das antike, auch nicht in das moderne, sondern in das Renaissancegewand kleidet, das ihnen eine Würde giebt, wie der Luthersche Ton der Bibel. Mitten darin Leibls kräftige und rücksichtslose Dachauerinnen, dazwischen, in der Nähe von Böcklin, einige etwas offizielle Lenbachporträts von Bismarck und Moltke — eine große Ver-

sammlung verschiedenster Temperamente, eine buntsprachige Gesellschaft, durch deren Rede oft doch ein gemeinsamer moderner Zug geht, ein Weisen in die Zukunft, auch wenn es durch romantische Gegenden den Weg nimmt.

Die Säle des ersten Geschosses haben das übrige zu bewältigen. Drei Gruppen: die Ausländer, die früheren Deutschen und die Patrioten. Die Ausländer treten in glänzender Reihe hervor, wie es ihrer Bedeutung für die moderne Kunst zukommt. Zwei größere Säle sind angefüllt mit den Werken der Franzosen, Engländer, Schotten, Amerikaner, Holländer, Italiener, Spanier von heute, und ein Verbindungsgang führt die ältere ausländische Kunst vor, größtenteils Werke aus der ursprünglichen Wagenerschen Sammlung. So ziemlich gewinnen wir einen Überblick über die Entwickelung der

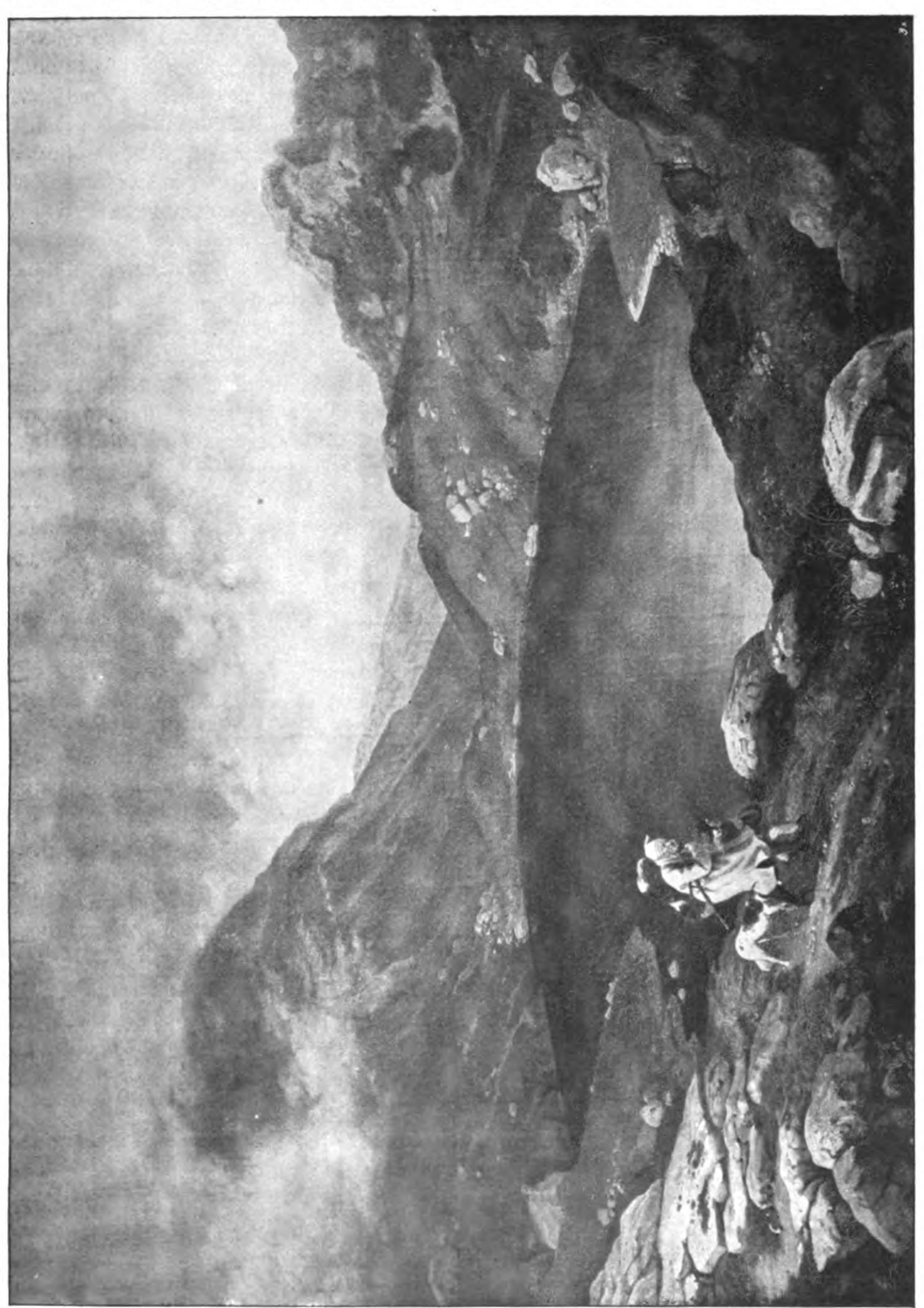


Karl Becker: Kaiser Karl V. bei Fugger.
(Nach einem Stich aus dem Verlage von Rud. Schuster in Berlin.)

Malerei in diesen Ländern. Wir beginnen mit der Historien- und Genremalerei, die durch ein wenig gekanntes Bild (Orientalischer Sklavinnenmarkt) des großen Horace Vernet vertreten ist und durch eine Studie des Leopold Robert, die die italienischen Landbewohner ins Heroische erhöht; wir lernen die archaisierenden Bestrebungen des Belgiers Leys kennen und die koloristischen Reize von Gallaits großem, berühmtem Egmontbild, das den Verurteilten in das scharfe Licht des Fensters stellt, während der Prälat im Schatten des Zimmers sitzt. Aus der farbensprühenden, miniatur-delikaten Fortunyschule tritt uns Rosello entgegen, welcher die Trauung eines Espada in einer spanischen Kirche mit dem ganzen Pomp schildert, den diese elegante südliche Kunst liebt. Den modernen Italiener vertritt Segantini, um dessen Bilder Alpenluft weht: eine Frau am Feuer, eine Kuh daneben, scharfe Silhouetten vor dem Abendhimmel. Petiti giebt eine moderne italienische Landschaft, in der der Südländer die intimen Naturstimmungen zu fassen versucht, die im Grunde seinem Temperament fern liegen. Die holländische Familie, eine junge nährende Frau mit Mann und Mädchen, in großen Dimensionen und weichen Farben, schildert Gari Melchers in echter Pariser Technik, die die alten Reize des niederdeutschen Heims in dem großen Stil moderner impressionistischer Kunst neu aufleben läßt. Maris, sonst wenig in Deutschland verbreitet, giebt uns ein Beispiel der soliden modernen holländischen Landschaft, ein Kanalbild, wie sie in seiner Heimat hoch geschätzt und hoch bezahlt werden. Mesdag, der unerschöpfliche Marinemaler, ist hier bekannter geworden. Die alten Fontainebleauer vertritt Millet mit einem ausgezeichneten Stück Stoppelfeld in müder Stimmung mit trüben Wolken und scheuen Krähen, die durch einen Schuß aufgeschreckt sind. Wie Millet, der Pfadfinder der modernen Landbilder, ist auch Manet, der große Lehrer des Impressionismus, trefflich vertreten — beinahe besser als in den Pariser Museen. An dem Treibhaus Manets, auf dessen Bank eine Dame sitzt, während ein Herr in der Konversation sich über die Lehne zu ihr niederbeugt, verehren wir kein großes Kunstwerk — Manet war kein fortreißender Künstler —, aber eine blendende Probe impressionistischer Kühnheit und einer wohlberechneten Öltupfenmalerei, wie sie im Jahre dieses Bildes, 1879, noch in Europa verpönt war. Constable, der Engländer, und Courbet, der Pariser, stehen mit ihren älteren Landschaften den neuen hellen Naturscenen des Monet, Pissarro, Sisley, Bisbing, Billotte gegenüber. In Constable bewundert die Kunstgeschichte den rechten alten Engländer, der unberührt vom Klassicismus die Wege niederdeutschen Empfindens weiter geht und schließlich durch seine Einflüsse in Paris die Überlieferung der Niederlande an unsere Zeit vermittelt. Und in Monet lieben wir den bedeutendsten der modernen Naturhellmaler Frankreichs, der auf die Landschaftskunst Europas von stärkstem Einfluß wurde: das leichte Flimmern der Luft in den tausend Reflexen, die durch die Natur schwirren, sah er zuerst und am intensivsten. Auch Degas zeigt sich, der den Parisern die Bizarrerie des japanischen, momentanen Sehens lehrte, auch Thaulow, der die Intimität nordischer Naturanschauung mit der Geschwindigkeit der Pariser Technik versetzte, während Anders Zorn, der Schwede, ganz in der verblüffenden Überlegenheit einer sicheren Impressionistik aufging, um zu einem ersten lebenden Techniker der Ölmalerei zu werden. Ich habe einige Namen genannt. Sie erschöpfen nicht den Besitz des Museums. Denn gerade in dieser Abteilung zeichnet sich die Nationalgalerie vor anderen deutschen Sammlungen rühmlich aus, und alle modernen Ausländer sind Erwerbungen der neuen Direktion in den letzten Jahren.

Die älteren Deutschen, die in den kleinen Kabinetten daneben untergebracht sind, überraschen vielfach. Unter diesen Münchenern, Wienern, Düsseldorfern, Berlinern um die Mitte des Jahrhunderts giebt es besonders viele Stücke, die die vorige Generation leicht in Vergessenheit geraten ließ und die die jetzige mit Liebe wieder hervorholt. Gern berühren sich ja die Interessen der Großeltern und Enkel, während Väter und Söhne oft in Mißverständnissen und Parteiungen leben. Es ist der Wechsel von Welle und Thal in der Geschichte. Ein Porträt Tischbeins, das in zartesten dunklen Farben, fast in dem Gentlemanstil der englischen Porträ-

tisten, eine lautenspielende Dame darstellt, entzückt uns heute durch die Delikatesse der Arbeit. Die alten Porträtisten, Graff vor allem und Magnus, dessen Jenny Lind eines der berühmtesten Stücke der Galerie ist, haben für uns den Wert geschlossener Kulturwelten, den heute allein Lenbach noch repräsentiert. Die Wiener Angeli und Canon oder der sorgsame und feine Knaus mit seinen Porträts von Helmholtz und Mommsen können an diese reiche Kultur nur teilweise heran. Die Sammlung der Magnusschen



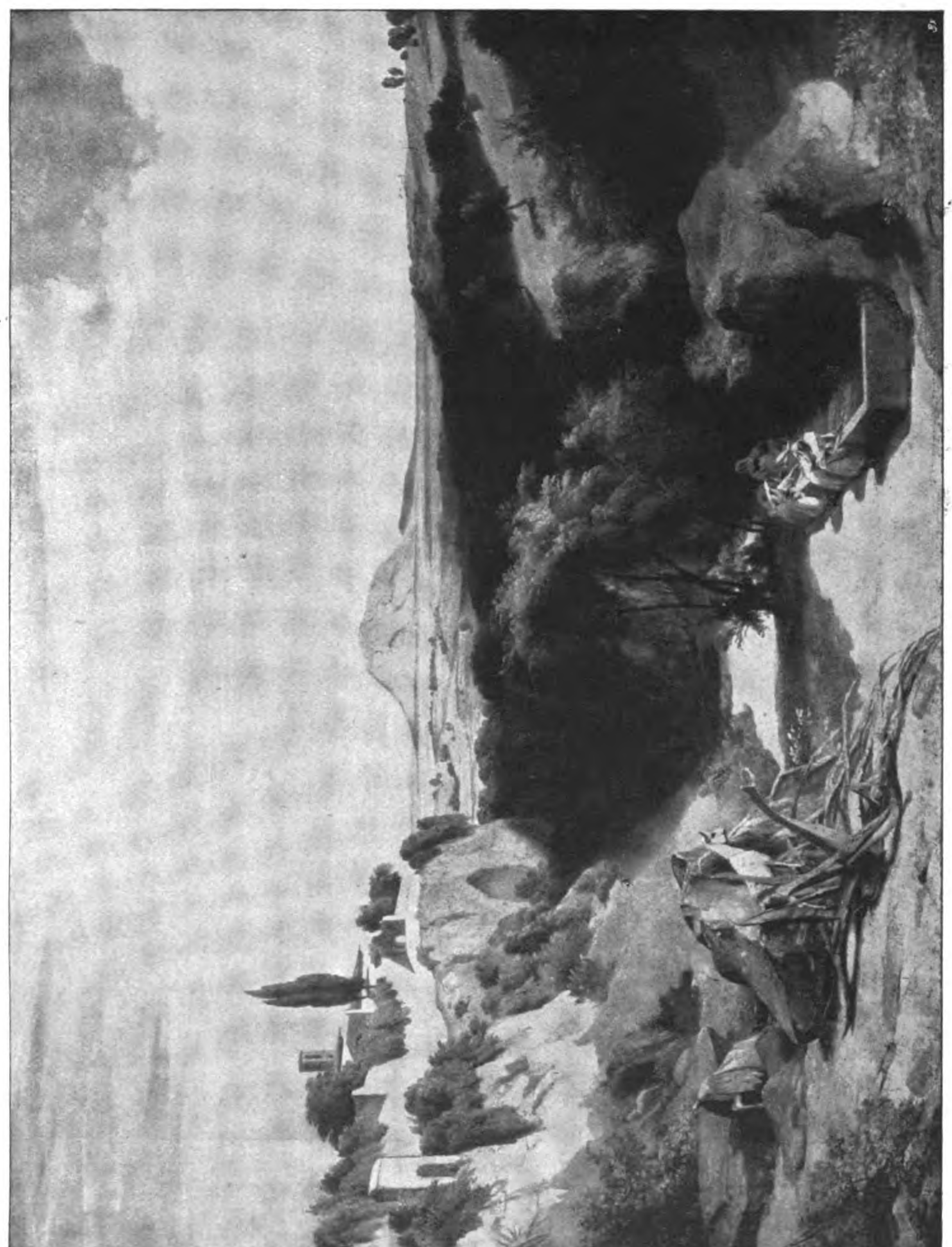
Ludwig Richter: Aus dem Riesengebirge.

Porträts aus der Berliner Gesellschaft seiner Zeit, die die Nationalgalerie besitzt, ist die vollkommenste dieser Gruppen. Neuere Porträtisten sind noch in den Privatkreisen geborgen, für die sie arbeiten. Und mit Lenbach scheint gar der große Kulturporträtist auszusterben, der einst mit Tizian und van Dyck so fürstlich anfing und langsam auf engere Kreise und speciellere Technik reduziert wurde. In Lenbach besiegt bereits die starke innere Persönlichkeit die stoffliche Objektivität.

Auch unter älteren Landschaften hat man sein eigenes Vergnügen. Karl Friedrich Lessing, der dann den Hußcyklen und der Historie sich zuwandte, malte eine kleine Havel-Landschaft, einfach Wasser, Ebene, Bäume, die jetzt einen Ehrenplatz erhielt, weil sie die schlichten und intimen Töne unserer modernen Landschaft vorauszunehmen scheint. Blechen, der alte Berliner, malte Campagnablicke oder Spandauer-Forstausschnitte oder Skizzen von Dächern und Fabrikschornsteinen, die uns heute überraschen durch ihre delikaten Farben und gemütvollen Auffassungen. Ganz frei von der Vedute war freilich selten einer. Auch dieser Blechen stellt den Soracteberg in die Campagna und die Spandauerkirche in den Waldausschnitt als Centrum, als Sehenswürdigkeit, als stoffliches Motiv des Bildes. Man kann in diesen Sälen wunderbar beobachten, wie die italienische Landschaft das Auge formte. Anton Koch, dem die heroische Natur in den Gliedern steckt, ahmt sie am ängstlichsten nach. Dreber gewinnt schon monumentalere Motive aus ihr, und wir ahnen, wie sich Böcklin aus diesen Anfängen zu seiner Eigenart entwickeln konnte. Selbst Ludwig Richter, der in seiner ersten Zeit auch Landschafter war, wird durch ihre Formen bestimmt, einen See im Riesengebirge nach dem Muster des Albaner Sees anzusehen — kein Rautendelein, aber eine Diana wohnt an diesen Ufern. In deutschere Gegenden führen uns die Sittenschilderer, wie dann Ludwig Richter selbst einer der reinsten in seinen Holzschnitten wurde. Spitzweg war ein rührender Meister. Sein lesender und sein heimkehrender Klausner sind Perlen der Galerie; man sieht den Künstler mit behaglichem Gesicht über der ein viertel Meter hohen Leinwand sitzen und seine stillen feinen Poesien darauf mühsam auspinseln, eine kleine Idylle. Die große Idylle giebt der wunderbare Moriz von Schwind in seinem Zug der Musiker zur Hochzeit, wo der Schalmeienbläser so dummstolz zur Rose niederblickt, die vor seine Füße niederfiel — Typen aus einem Volkslied. Und auch die Anekdoten- und Novellenmaler, epischer als diese Lyriker, Waldmüller mit seinen Schulen und Kirmessen, Knaus und Vautier, die Düsseldorfer überhaupt, voran Hasenclever mit seinen berühmten und allezeit liebenswerten Schilderungen der Weinprobe und der Lesestube — sie geben uns trotz aller schönen Kunsttheorien des modernen Puritanismus etwas, das unserer Zeit so ziemlich ganz abhanden kam: eine tiefe Ruhe der Lebensanschauung und in dieser Stille den rastlosen Fleiß scharfer Charakterbeobachtung. In diesen Sälen zu wandern, verschafft einen seltsamen köstlichen Frieden. Wir verweilen auch gern vor der höfischen Kunst dieser Zeit, die uns feiner und vornehmer dünkt als all der Schlachtenalarm, der in den Sälen der Abteilung nebenan geschlagen wird, mit banalen Kasinowitzen gemischt. Die alte Kunst des Franz Krüger ruft edlere Stimmungen wach. Die elegante Manier der Pferdeschilderung, in porträtistischer Treue und dabei in voller Delikatesse des intimen Kabinettbildes; Jagd und Stall; Kaiser Nikolaus von Rußland, der populäre Mann in Preußen; Prinz August von Preußen im gelben Zimmer mit dem Gerardschen Bild der Recamier; Graf Wrangel in Kürassiergala; Prinz Wilhelm in hellem Cylinder, karrierten Hosen, blauem Rock, auf einem Schimmel seinem Hunde pfeifend und vom Maler Krüger selbst begleitet, fecit 1836: es ist die liebenswürdigste und zierlichste Hofmalerei glücklich und reich in ihrer bescheidenen Kunst.

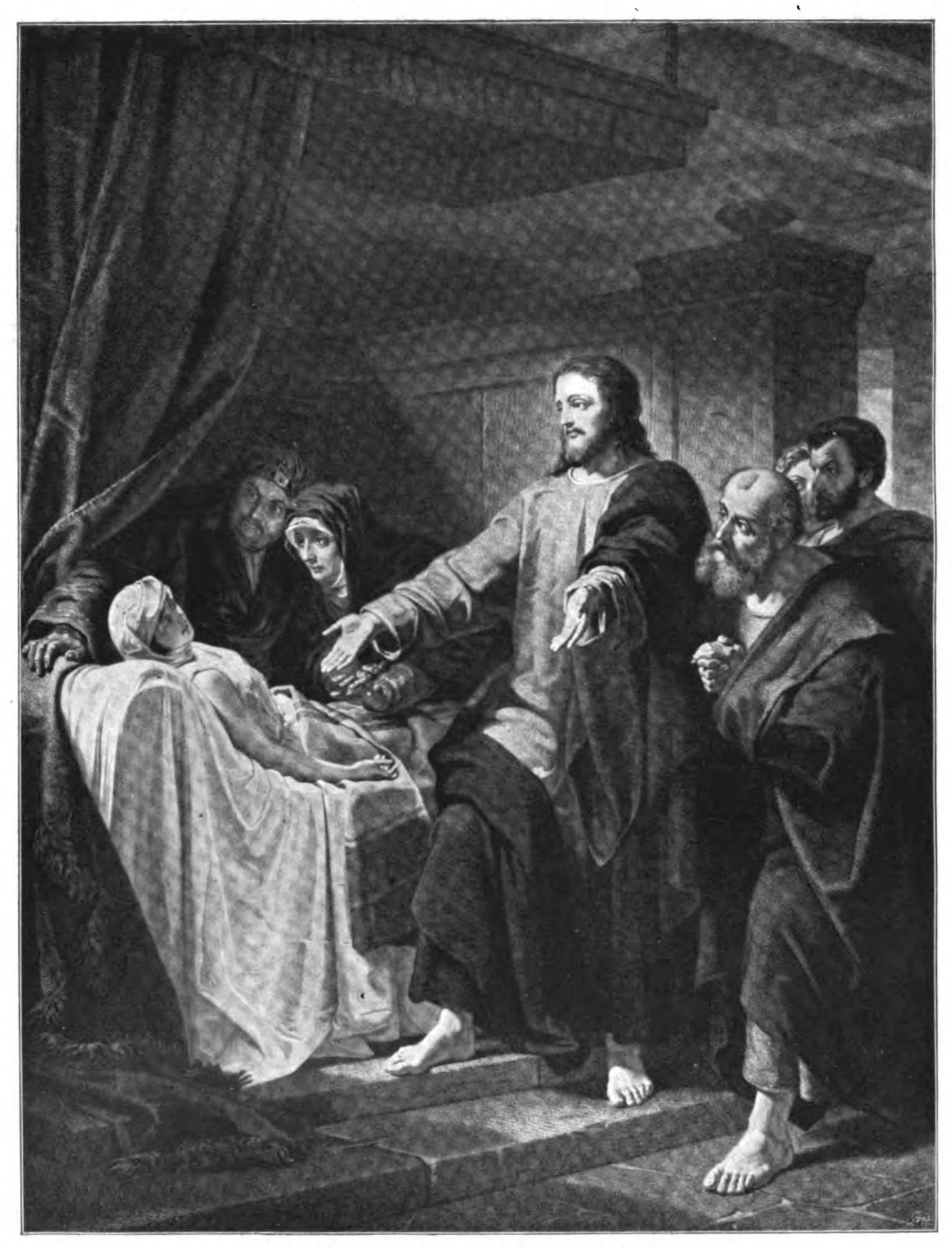
Draußen, abseits von den Kabinetten, an den Hallen der großen Wände und Treppenaufgänge fröstelt die imposante historische Kunst, die hier zu einer Dekoration geworden ist: Bendemanns wohlkomponierter Jeremias, Pilotys bühnenwirksamer sterbender Alexander, Makarts farbenpoussierte Katharina Cornaro, Feuerbachs edles Platongastmahl, Gustav Richters keusche Tochter Jairi, Knilles theatralischer Tannhäuser und

die verblaßte Romantik von Spangenbergs Todeszug und Hennebergs Jagd nach dem Glück. Die Intimität und die Ruhesehnsucht epigonische Armut, sondern eine letzte Zuflucht der künstlerischen Unruhe war. In den anderen muß der Schein des Theaters



Karl Blechen: Römische Campagna mit dem Soracte im Hintergrunde.

muß wieder aus den Zeiten schwinden, bis diese Riesenbilder ihren alten Wert und Platz erhalten. Feuerbach allein bleibt der modernen Seele verwandt, der große Ringer, für den Antike und Formenreinheit keine und die Banalität der ethischen Phrase erst von uns überwunden werden. Nachdenklich steigen wir, von diesen Riesenleinwanden begleitet, zu den Fresken der Casa Bartholdy empor, die im obersten Stock, wie sie in



Gustav Richter: Christus erweckt die Tochter des Jairus.
(Nach einem Stich aus dem Verlage von Rud. Schuster in Berlin.)

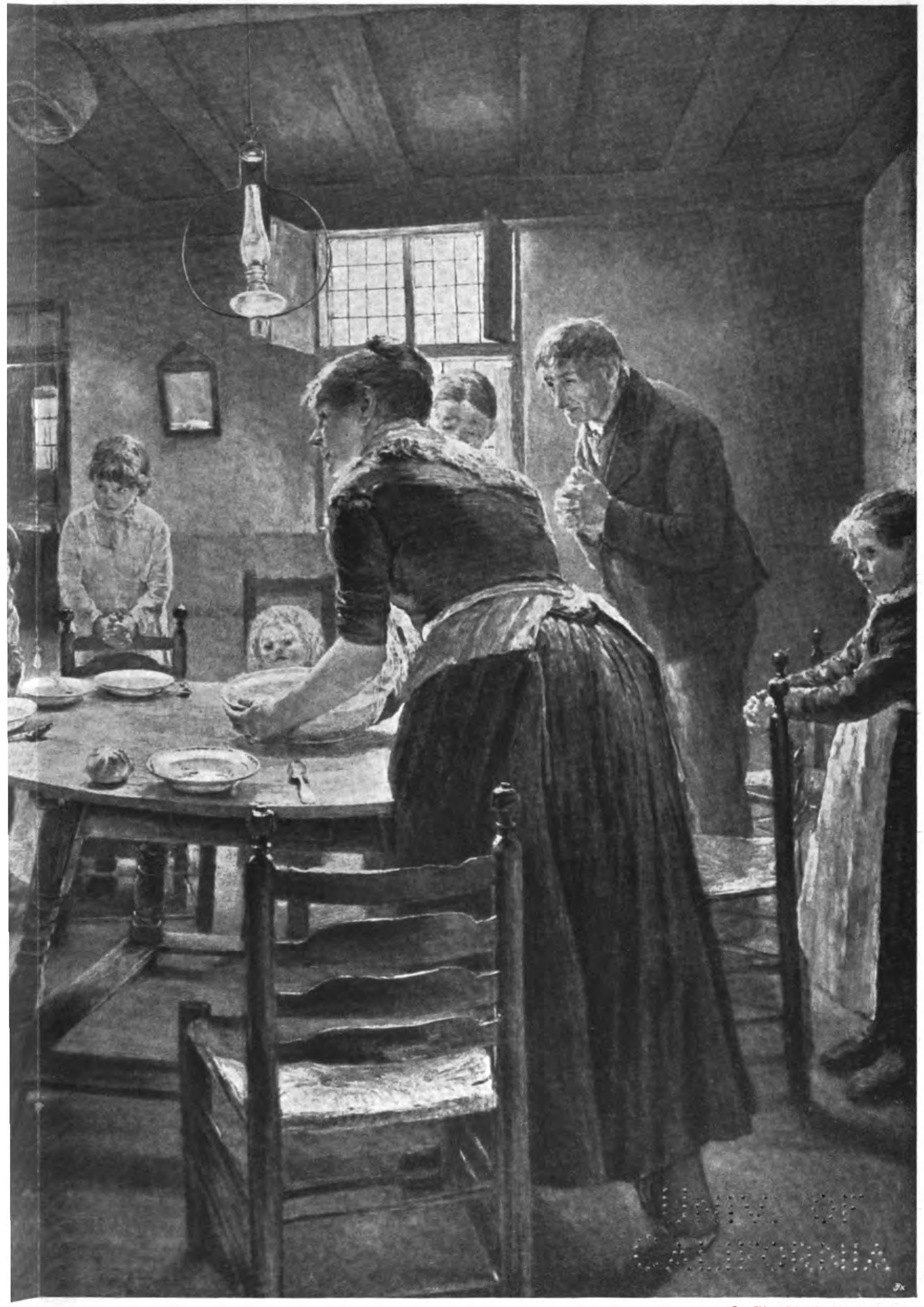
Rom ausgehoben wurden, zu einem Zimmer wieder zusammengesetzt sind. Die „Nazarener“ um Cornelius und Overbeck haben hier ihre ersten archaisierenden Proben einer wieder aufgefrischten Freskokunst niedergelegt, die nicht wie der englische Präraphaelitismus sich eigentümlich und fruchtbar mit dem modernen Leben mischte, sondern allmählich in eine Epigonie und Popularität auslief, die gerade der Haß dieser einsamen und feinen Menschen — so lange sie jung waren — gewesen ist. In ihnen besitzt die Nationalgalerie das schmerzlichste Dokument der Kunst dieses Jahrhunderts.



Ill. D. Monatshefte. Juli 1899.

Fritz von Uhde: „Komm, He

(Nach einer Gravure aus dem Verla



Zu Bie: Die Nationalgalerie.

„Herr Jesus, sei unser Gast.“
(Verlage von Rud. Schuster in Berlin.)



Ein Urlaub.

Novelle
von
Johannes Wilda.

II.

(Nachdruck ist untersagt.)

Mittlerweile waren die Herren an das Marktgewimmel herangekommen und fanden sich sofort wieder in den Strudel des Vergnügens hineingezogen.

Ernst sah scheinbar interessiert zu, wie einige der Herren nach Kalkpfeifen und Scheiben mit Windbüchsen schossen, die ihnen von zwei rot geschminkten, mit gebrannten Stirnhaaren geschmückten Jungfrauen gerüstet wurden.

Klick, klick! fielen die Schüsse. Zahllose Pfeifen zerbrachen; oder es begann ein Pappvogel sich zu schwingen, ein mechanischer Löwe zu brüllen, oder eine Drehorgel zu spielen.

Der Kommodore und Hotrup hatten sich auch eingefunden. Der Mützenschirm des alten Herrn saß überm rechten Ohr; seine zerbissene Cigarre rotierte im linken Mundwinkel. Breitbeinig stand er da, visierte scharf durch das Monocle und schoß unermüdlich; da er jedesmal traf, zahlte er zur Freude der Jungfrauen viel Trinkgeld, um die ihm zustehenden Freischüsse wieder generös zu vergüten.

„Verliebte Schützen taugen nichts: du schießt ja wie ein Rekrut!“ schalt er Hotrup, der von einem Fuß auf den anderen trat und öfter mit dem Gewehr in der Hand zurückwich und umherspähte.

„Haben Sie die Rosenörnsche Gesellschaft nicht irgendwo gesehen?“ hörte ihn Ernst die vorbeigehenden Herren mehrfach fragen. Dieser behielt die Straße im Auge, aus der die Damen Skau zurückkehren mußten. Es verschlug ihm nichts, daß ein Dragoneroffizier ihn herablassend fragte: „Sie schießen wohl nicht gern, Herr Kamerad?“

„Manchmal doch; es sind mir aber zu viele gute Schützen hier,“ meinte Ernst lächelnd.

„O, deshalb genieren Sie sich nicht,“ tröstete der Däne gutmütig. „Sehen Sie, so muß man's machen!“ Und mit Genugthuung gab er einen Treffer ab.

Endlich tauchten Frau Skau und Helsa auf. Die Tante sah nicht sehr glücklich aus.

Der Kommodore schaute ihnen mit hochgezogenen Augenbrauen entgegen. In seinen Zügen stand geschrieben: „Siehst du wohl, das hab ich dir gleich gesagt!“

Hotrup machte sich sofort um Helfa zu schaffen. Er führte sie zu einem Schießständer; während er sie schießen ließ, setzte er sein gelegentliches ängstliches Umherspähen fort.

Der Onkel war mit der Tante hinter die Zeltseitenwand getreten. Ernst lehnte in der Nähe an einem Pfosten. Als die Drehorgel im Zelte schwieg, hörte er den Onkel poltern: „Dann bleibt es also bei der Proklamierung heute abend!“

Der Kommodore schoß mit seinen Kindern weiter. Die Tante trat auf Ernst zu.

„Du lieber Junge! Ach, ich bin so betrübt: das ist kein Freudentag für mich!“

„Tante, ich weiß es, warum du so betrübt bist. Verzeih mir, wenn ich mich in eure Familienangelegenheiten mische; nicht wahr, der Onkel will heute abend Helfas und Hotrups Verlobung bekannt machen?“

„Du hast die Sachlage durchschaut, mein Junge! Ach, wenn du mir doch helfen könntest, diesen Menschen zu entlarven, wie wollte ich deinen Besuch segnen! Es ist das erste und wohl das schlimmste Mal, daß es mir nicht gelingen will, Helfa auf den rechten Weg zu bringen. Ich glaubte schon, daß die bessere Erkenntnis beginne sich ohne jeden äußeren Eingriff meinerseits Bahn zu brechen; da kommt nun plötzlich ein Umstand dazu, der mich mit doppeltem Mißtrauen erfüllt, und gerade der beeinflußt meinen Mann zu schnellem Handeln und treibt mein armes Kind, sich jäh einem bösen Geschick in die Arme zu werfen. Daß diese Kongenstorf auch gerade heute kommen mußte!“

„Aber Tante, ist das ein schlimmer Umstand? Im Gegenteil, ich sehe hier eine scharfe Klippe für Hotrups Lügenschiff; könnte man es an dieser noch in letzter Stunde zum Scheitern bringen, so ist Helfa gerettet!“

„O Ernst, wenn du das vermöchtest! Nicht ich allein, wir alle müßten dir dann auf den Knien danken!“

„Wenn man liebe Illusionen zerstört, erntet man keinen Dank, Tante!“

Und Frau Skau mußte dem im Lebenskampfe früh gereiften Manne innerlich recht geben. Doch wie wollte er sein Ziel erreichen?

„Offen gestanden, bis jetzt weiß ich es selbst noch nicht,“ erklärte er; „aber ein Mensch, der einmal in einer Seeschlacht zu kommandieren hofft, muß befähigt sein, günstige Bedingungen für ein Eingreifen zu schaffen, und dann rücksichtslos drauffahren!“

Frau Skau dachte: „Der wäre der Rechte für sie!“ Laut erwiderte sie: „Bravo! Damit der Seemann seine Energie erhält, muß er freilich nicht nur für Ideale kämpfen wollen, sondern sich einen gesunden Egoismus bewahren.“

Ernst verstand die Lockung; aber gerade jetzt durfte er nicht auf sie hören.

Inzwischen hatten sich die beiden unwillkürlich aus dem Gedränge entfernt und den Strand fast wieder erreicht.

Ernst sah in kurzer Entfernung die Rosenörnsche Gesellschaft mit der Baronesse strandwärts dahinschlendern, und dieser Anblick hatte ihm mit einem Schlage klar gemacht, was er zunächst und unverzüglich zur Erreichung seines heutigen Zieles thun müsse.

„Was willst du?“

„Bitte, Tante, schnell, ehe Hotrup dazwischen kommt! Wir wollen uns den Rosenörns anschließen. Suche mit der Baronesse im Gespräch zurückzubleiben und sage ihr, daß du sie heute abend gern an unserem Tisch gesehen haben würdest, und dann lasse sie mir allein.“

Eins stand ihm bereits fest, nämlich daß er, um das Vertrauen dieser ihm völlig fremden Dame rasch zu gewinnen, sich als ihren Mitinteressenten, das heißt als Neider Hotrups wegen Helfas Hand, ausgeben müsse. Dazu gehörte für ihn eine hohe Selbstentäußerung; aber er fühlte sich moralisch frei genug, um jedes Odium, das auf seinen Charakter fallen würde, zu ertragen, auch von der Seite, zu deren Bestem er kämpfte.

Die beiden Gruppen trafen wie zufällig zusammen, und die Baronesse, die schon lange darauf gewartet hatte, die Skaus in Hotrups Abwesenheit ausforschen zu können, forderte Frau Skau selbst zum Anschluß bei dem Spaziergang auf und suchte sie außer Gehörweite der anderen zu halten. Ernst widmete sich zunächst dem derben Herrn von Rosenörn und seinen fast überfeinerten Damen.

Frau Skau bewunderte, wie geschickt die Baronesse dann das Gespräch auf die Familie Hotrup und auf Richard insbesondere brachte und den Stand der Beziehungen zwischen Hotrup und Helsa zu ergründen suchte. Frau Skau erwiderte ausweichend; ihre Bemerkung, daß es doch hübsch wäre, wenn Fräulein von Kongenstorf bei der Abendtafel im Skauschen statt im Rosenörnschen Kreise sitzen würde, wurde mit Eifer aufgegriffen; jedoch schien die Baronesse darüber noch zu keinem Entschluß kommen zu können. Das Gespräch der beiden war zu einem gewissen Stillstand gelangt, als Ernst sich zu ihnen gesellte.

Die Baronesse behandelte ihn so schlecht, als es in Gegenwart einer älteren Dame und Verwandten nur immer anging. Offenbar war ihr die Störung höchst unangenehm; in ihren sanften Augen flackerte es böse auf. Ernst blieb vollkommen höflich. Er plauderte gewandt und zwang die Baronesse förmlich, ihm, wenn auch widerwillig, zuzuhören.

Dabei geriet er darauf, seine ersten Eindrücke in Dänemark, besonders von Gammelgaard und seinen Bewohnern, zu schildern. So kam das Gespräch in natürlichster Weise auch auf Helsa und Hotrup. Nun wurde die Baronesse aufmerksam. Frau Skau aber verringerte allmählich die Entfernung zwischen sich und den Rosenörns und schloß sich diesen dann mit einigen raschen Schritten ganz an.

Die Baronesse hatte ihrerseits jetzt auch einen Plan gemacht.

„Sie lieben Ihren Vetter wohl nicht sehr? Wenigstens scheint mir das aus Ihren Andeutungen hervorzugehen," bemerkte sie harmlos.

„Baronesse, seien Sie offen! Er hat mit Ihnen über mich gesprochen; war es Gutes oder Schlechtes?"

„Vielleicht war es die Wahrheit, Herr Leutnant."

„Danke sehr! Dann war es in seinem Munde sicherlich nichts Gutes."

„Warum mißtrauen Sie ihm so?"

„Weil er eifersüchtig auf mich ist."

„O — eifersüchtig auf Sie?"

„Ja. Sie scheinen das nicht für möglich zu halten?"

„O, bitte, Sie gewinnen bei näherer Bekanntschaft. Ich meine nur, daß Herr Hotrup eigentlich zu selbstbewußt für solche Regungen sein dürfte."

„Und doch ist es so!"

„Darf ich eine indiskrete Frage thun, Herr Leutnant?"

„Bitte sehr, mein gnädigstes Fräulein."

„Ist Fräulein Skau ein wenig mit im Spiel?"

„Sie lächeln, Baronesse; ich fürchte, Sie werden sich über mich lustig machen."

„O nein, ganz gewiß nicht! Sie brauchen sich durch meine anfängliche Kälte nicht irre führen zu lassen; ich bin immer so im Anfange. Sie sind mir jetzt sehr sympathisch; Sie können sich mir ruhig anvertrauen; vielleicht dürfte ich Ihnen sogar in gewisser Weise nützlich sein."

„Das wäre wohl kaum möglich! Und doch, wenn ich in Ihren schönen, sanften Augen lese, Baronesse —"

„Also, mein Freund, gestehen Sie es nur, es handelt sich um die reizende kleine Helsa?"

„Nun ja, Baronesse."

„Herr Hotrup hat mehr bei ihr reüssiert als Sie bei Ihrer Bescheidenheit?"

„Ach, ich kam überhaupt nicht in Frage; als ich in Gammelgaard eintraf, war die heimliche Verlobung, glaube ich, schon fertig."

„Sollten Sie da nicht zu viel gesehen haben? Dann hätte Herr Hotrup doch nicht den leisesten Anlaß zur Eifersucht gehabt; denn das setzt doch wohl eine feste Neigung von seiten Fräulein Skaus voraus."

„Das kann ich nicht beurteilen. Jedenfalls wollen sie sich heiraten, und seine Eifersucht geht schon aus seiner übergroßen Ängstlichkeit, daß ihm irgend etwas dazwischen kommen könnte, hervor."

„Mein verehrter Herr Leutnant, ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß sie sich nicht heiraten wollen!"

„Und ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß Sie sich irren, Baronesse! Der Beweis wird Ihnen leider heute noch geliefert werden."

„Was heißt das?"

„Die Verlobung wird heute abend in unserer Gesellschaft öffentlich proklamiert werden."

„Unmöglich!"

„Positiv!"

„Aber woher wissen Sie das?“

„Weil es mir von der berufensten Seite gesagt ist.“

„Welche wäre das?“

„Das ist Vertrauenssache, Baronesse. Sie können mir aber unbedingten Glauben schenken!“

Die Baronesse geriet in die äußerste Erregung.

Ihrer zitternden Stimme gelang der scherzende Ton schlecht, in welchem sie jetzt sagte: „Nun, wenn dem wirklich so ist, mein lieber Herr Leutnant, würde es mir Ihrethalben aufrichtig leid thun. Ich glaube nun in der That, daß ich Ihnen beistehen kann. Wie wäre es, wenn Sie mich zu Tisch und zwar an den Skauschen Tisch führten?“

„Baronesse, ich muß gestehen, daß ich diesen Wunsch innerlich ohnehin hegte. Aber welchen Nutzen hätte das für den vorliegenden Fall? Sie würden doch nicht irgendwie auf Fräulein Skau einwirken können?“

„Nein, aber auf Hotrup!“

„Ach, in der That, das ist mir interessant, daß Sie solches starke Mittel gegen ihn besitzen. Würde dann ihre bloße Gegenwart die Proklamierung verhindern?“

Baronesse Kongenstorf sah, daß sie sich verraten hatte und einen Partner besaß, der ihr an Klugheit mindestens ebenbürtig war. Sollte sie nun die nutzlose Verschleierung ihres eigenen Verhältnisses beibehalten oder offenes Visier zeigen? Sie entschied sich für das letztere. Ihre Menschenkenntnis sagte ihr, daß sie thatsächlich ein gemeinsames Interesse mit diesem gewiß nicht zufällig zu ihr gekommenen fremden Manne verband, und daß dieser Gentleman genug sei, um sie nicht zu blamieren. So entgegnete sie denn nach einigem Zögern: „Ich glaube, ja.“

„Gut; aber was würde mir das nützen? Dann findet die Verlobung eben offiziell ein andermal, vielleicht morgen statt.“

„Herr Leutnant, seien wir ehrliche Kameraden! Ich sehe, daß ich von Ihnen durchschaut und absichtlich zum Bundesgenossen geworben bin. Ich appelliere nun an Ihren Beistand. Herr Hotrup ist mein Verlobter. Die Verlobung ist geheim geblieben, weil ich kein Vermögen besitze und er erst Kapitänleutnant werden wollte. Nun hat er plötzlich das Bedürfnis nach schleuniger Verbindung mit einem reichen Mädchen gefühlt und ist, statt nach Athen zurückzureisen, heimlich nach Gammelgaard gefahren. Seine Mutter, die zweifellos alles eingefädelt hat, verschwieg mir dies natürlich; aber durch Rosenörns erfuhr ich von seiner Anwesenheit, machte mir gleich meinen Vers darauf und lud mich bei meinen Freunden zu dem so berühmten Markt von Lillesö ein. Ich wußte, daß ich ihn hier treffen würde und traf ihn. Bisher konnten wir uns nur flüchtig sprechen. Er war sehr betreten, versicherte mir aber hoch und heilig, die ganze Geschichte mit Helsa wäre seinerseits nur eine List, die er so lange aufrecht erhalten müsse, bis es ihm gelungen sei, den reichen Onkel zur Erlangung eines Kredits auszunutzen, den er unbedingt brauche, um sich in Athen zu halten. Gleichzeitig bat er mich, ihm seine Kreise nicht zu stören, da dies auch in meinem Interesse liege, und den Abendzug zur Rückfahrt nach Kopenhagen zu benutzen, zu welchem Zwecke ich also noch während des Abendessens würde aufbrechen müssen.“

Ernst stieß einen gedehnten Pfiff aus.

„Das heißt ‚Aha!‘ nicht wahr?“ fuhr die Baronesse fort. „Ja, jetzt sage ich es auch; ich stand aber nahe daran, ihm zu glauben, da ich ihm die finanziellen Schwierigkeiten schon zutraute und auf den ersten Blick sah, daß ihm die kleine Helsa vollkommen gleichgültig ist. Ich bin in seinen Augen eine ganz andere Persönlichkeit, das weiß ich, und seine Verlegenheit über mein Dazwischenkommen war auch ohnedem plausibel. Nun, ich gab ihm eine bedingte Zusage und versprach ihm feste Entscheidung, wenn wir vor Tisch wieder zusammenträfen. Meinen Freunden habe ich bereits eine verständliche Erklärung für meine mögliche Abreise an die Hand gegeben, und wahrhaftig, ich glaube, ich hätte mich von meinem Herrn Bräutigam übertölpeln lassen, wenn Sie nicht dazwischen gekommen wären, Herr Leutnant!“

Ernst machte eine höfliche Verbeugung.

Auf der See glitt mit schaumpeitschenden Rädern ein beflaggter Vergnügungsdampfer eilig vorüber. An Bord wurde der „Tapfere Landsoldat“ gespielt. Unwillkürlich summte Ernst die Melodie leise mit, brach aber nach ein paar Takten schnell ab und

erwiderte: „Meine Gnädigste, Ihr Vertrauen ehrt mich; ich sehe auch vollkommen ein, daß Sie Hotrup jederzeit lahm legen und mir dadurch in der That nützlich sein können. Warum helfen Sie nun nicht sich selbst, indem Sie Hotrup drohen, daß Sie meinen Verwandten direkt die Sachlage aufklären würden?"

„Herr Leutnant, Sie wollen mir mit dieser Frage nur meine Hilflosigkeit vorführen! Ja, wenn ich meinen Ring schon hätte! So bin ich aber auf Hotrups Gewissen angewiesen."

„Eine mangelhafte Anweisung, in der That!"

„Um so mehr, wenn Skaus geneigt sind, für Hotrup Partei zu nehmen."

„Gewiß!"

„Und wie stände ich denn da?"

„Etwas exponiert, ohne Zweifel!"

„Und wenn sie ihm nicht glauben, hätte ich den Bräutigam trotzdem verloren!"

Ernst warf einen kuriosen Blick auf seine Begleiterin. „Ja, wäre denn das ein so großes Unglück?"

„Nun, natürlich! Ich bin vorurteilslos genug, um meine Zukunftschancen zu kennen."

„Und wie würde er in der Ehe sein?"

Über das Madonnengesicht der Baronesse flog ein Lachen. „Glauben Sie denn, daß es einer hübschen und klugen jungen Frau in der Ehe viel Mühe verursacht, ihren Mann zu erziehen? Ich will Ihnen ein Kompliment machen: bei Ihnen würde es schwer halten, aber bei dem!"

„Danke! Ich gönne ihm diese Erziehung; ich glaube, daß sie auch zu seinem Besten sein wird. Aber noch eine bescheidene Bemerkung: Falls wir reüssieren, dürfte Onkel Skaus Geldbeutel oder Kredit für Ihres Herrn Bräutigams Schulden kaum noch in Frage kommen."

„Das ist eben der dunkelste Punkt bei der ganzen Geschichte! Meine Konnexionen sind stark genug, daß er ohne Eklat, am liebsten von Athen aus, mit mir brechen möchte; sie werden es aber, wie ich hoffen darf, auch fertig bringen, ihn in der Carriere zu halten, wenn ich seine Verhältnisse in die Hand bekomme, was ihm natürlich nicht paßt."

„Nun, dann vermag ich die Sachlage doch nicht so ungünstig anzusehen, Baronesse. Wissen Sie, worauf alles hinausläuft?"

„Und?"

„Daß Sie Skaus zuvorkommen müssen."

„Deshalb wollte ich mich eben von Ihnen zu Tische führen lassen."

„Ja, aber nur, um Hotrup zu schrecken und so Zeit zu gewinnen."

„Und was wollten Sie?"

„Ich will auch den Kommodore in Schach halten."

„Ist das nötig?"

„Absolut!"

„Mit welchen Mitteln aber?"

„Das weiß ich noch nicht."

„Das klingt wenig vertrauenerweckend! Und was hätten Sie dann erreicht?"

„Daß uns beiden auf die Dauer geholfen ist, gnädigstes Fräulein!"

„Dies hört sich besser an; leider bin ich nun noch so klug wie zuvor."

„Mehr brauchen Sie auch gar nicht, wenn Sie mir plein pouvoir geben."

„Oho, Sie verlangen viel! Und dies bei Ihrer eingestandenen Mittellosigkeit?"

„Bloß momentane Mittellosigkeit! Die Situation ändert sich aber, sobald ich blindlings Vollmacht von Ihnen habe."

„Hm! Sie dürfen mich aber nicht im leisesten bloßstellen!"

„Komme ich Ihnen so indiskret oder so ungeschickt vor?"

„Nein; eigentlich im Gegenteil."

„Also! Es bleibt Ihnen auch schlechterdings nichts anderes übrig, Baronesse."

„Es scheint mir ebenfalls so," seufzte Thyra Kongenstorf mit einer Kläglichkeit, die ihrem Wesen so fremd stand, daß sie komisch wirkte.

Ernst lächelte. „Abgemacht denn, Baronesse! Achten Sie nur genau auf das, was ich thue, und suchen Sie sofort meine Intentionen zu unterstützen. Sie begreifen schnell genug dazu."

„Gut, mein Herr Leutnant! Ich fange an, meine Meinung über die Deutschen zu ändern. Ich vertraue Ihrer Führung, und wenn es Ihnen gelingt, mich steuerloses Fahrzeug glücklich in den Hafen zu bugsieren, so ist Ihnen ja selbst der schönste Bergelohn gewiß!"

„Vielleicht."

„Vielleicht nur; warum solche Skepsis?"

„Denken wir nur an Ihre Angelegenheit, mein gnädigstes Fräulein."

„Nun ja, aber meiner schönen Augen halber — ich weiß zwar, daß sie in der That schön sind — haben Sie sich doch nicht engagiert!"

„Habe ich auch nicht behauptet!"

„Enfin —"

„Lassen wir das, Baronesse! Wir sind im Halbkreis fast wieder zum Markt zurückgelangt. Man wartet auf uns."

„Wirklich! Und da kommen der Herr Kommodore nebst Fräulein Helfa und Hotrup. Es ist wohl besser, sie sehen uns noch nicht beisammen?"

„Nein. Auf Wiedersehen denn vor Tisch!"

Einige hundert Schritte davon, in der Nähe des Karussells hatten die jungen Herrschaften begonnen, unter dem Gaffen des Publikums paarweise einen langen Zug zu bilden. Die Damen trugen in der rechten Hand oder im Arm die von den Herren in den Glücks- und Schießbuden errungenen Trophäen, meist bunt bemalte Glas- und Porzellangegenstände, aber auch Kochtöpfe, Kaffeekannen, Besen oder dergleichen; jeder der Herren brüstete sich mit einem riesigen, rosaüberzogenen Kuchenherz, das ihm von seiner Partnerin verehrt worden war. Sie schwangen es, drückten es an ihre Lippen oder gaben lachend den Inhalt des aufgeklebten Knittelverses zum besten. An die Spitze waren einige Musikanten mit Holz- und Blechinstrumenten, zwei Ziehharmonikas und einem Brummbaß gestellt worden. Der Dragoner-Leutnant hatte sich einen gewaltigen hölzernen Kochlöffel erworben; damit leitete er das Ganze und stand eben im Begriff, den Kopenhagener Studenten und einen der jungen Herren von Holk einzureihen, die an einer über die Schulter gelegten Stange, wie weiland die Kundschafter aus dem Gelobten Lande ihre Weintraube, ein Dutzend geräucherter Aale schleppten, die durch ihre Länge und Dicke unzweifelhaft bekundeten, daß Dänemark das gelobte Land des Spickaals ist.

„Fräulein von Kongenstorf, Sie müssen mit heran!" hieß es. Auch Ernst, der sich dem entgegengesetzten Ende näherte, wurde eingefangen.

„Entschuldige, Helfa — einen Moment nur —" Hotrup wollte auf die Baronesse zueilen. Gerade in diesem Augenblick reichte Fräulein von Kongenstorf Peter von Rosenörn ihren Arm und schwenkte mit ihm nach der Mitte des Zuges ab. „Komm, wir wollen doch lieber mitmachen, Helfa." Noch eine Minute vorher hatte er auf die „Kinderei", die Helfa unbändigen Spaß machte, gescholten.

„Das ist nett, Richard!" Schnellfüßig hüpfte sie an seiner Seite über das Feld.

„Na, werden wir Alten thranig hinterher zotteln?" rief der Kommodore, der bei abgeschnelltem Monocle und im Eifer des Gesprächs gar nicht bemerkt hatte, daß Ernst es war, der die Baronesse führte. „Komm, Alte; das macht gute Laune!" Er griff seiner Frau unter den Arm und segelte mit ihr im Sturmtempo der Jugend nach. Für Herrn von Rosenörn bedurfte es nur dieses Beispiels, um sich sofort zweier seiner Damen zu demselben Zwecke zu bemächtigen; und so geschah es, daß sämtliche alten und würdevollen Herrschaften, die noch auf dem Markt weilten, nach und nach, wenn auch ohne Porzellantrophäen und Kuchenherzen, sich angliederten. Dann gab der Kochlöffel das Zeichen. Die Musik fiel dröhnend ein, und der lustige Zug setzte sich nach Petersens Strandkrug in Bewegung, während alle sonstige Marktmusik respektvoll schwieg und die guten Lillesöer ihren Honoratioren, die ein glänzendes Marktgeschäft in Gang gebracht hatten, offenen Mundes dankbar nachblickten.

* *
*

Im Strandkruggarten waren die Tische zu einer stattlichen Hufeisentafel aneinandergereiht und ganz in ländlichem Stile gedeckt worden. Zwischen den Windlampen standen große Blumensträuße, meist lila und weiße Syringen. Zum Getränke fand sich nur eine Sorte feinen französischen Rotweins und Maibowle vor; so erforderte es die durch Jahre bewahrte Sitte.

Dem Kommodore war der Präsidialsitz unter der großen Linde zuerkannt. Da die Herrschaften ihre Plätze schon vorher belegt hatten, blieben die Rosenörns von den Skaus auch jetzt weit getrennt. Der Kommodore

hatte die Plätze neben Helsa und Hotrup für sich und seine Frau reserviert. Er gedachte, neben Helsa sitzend, Frau Lund als Tischdame zu haben, während seine Frau, von Kapitän Lund geführt, neben Hotrup sitzen sollte. Gegenüber — es war nicht zu vermeiden — mußte Ernst mit seiner Dame placiert werden.

Tschendereng, tschendereng, brumm, brumm, brumm! Die Musikanten stellten sich seitwärts, und der anlangende Zug, vor dem Hause bewillkommnet von den zurückgebliebenen Herrschaften und der aus dem Hofthor lachend hervorquellenden Dienerschaft, defilierte im Polonaisenschritt in den Garten, wo er sich unter allgemeiner Fröhlichkeit auflöste. Und jetzt ein Durcheinanderwirren, Kokettieren und Schwatzen, ein flüchtiges Toilettemachen der Damen und Umdrängen des mit feinen Spirituosen und appetitreizenden Kleinigkeiten bedeckten Nebentisches seitens der Herren.

Endlich gelang es Hotrup, sich an die Baronesse heranzuschlängeln; er flüsterte: „Du mußt abreisen, Thyra! Die Weiber haben scharfe Augen gehabt und den Alten ganz mißtrauisch gemacht, und eine solche Gelegenheit ihn festzunageln, wie heute, wo er sich bombensicher einen ihn zu allem fähig machenden Rausch antrinkt, kommt bei Gott nicht wieder!"

Die Baronesse war die Nachgiebigkeit und Sanftmut selbst. Vertrauensvoll raunte sie zurück: „Ich glaube dir jetzt! Ich werde vor dem Braten vom Tische verschwinden; du kannst mich dann bei deinen Verwandten entschuldigen."

Hotrup hätte aufjauchzen mögen. „Brav, mein Lieb! Du sollst sehen, daß es so in der That am besten für uns war!"

„Ich hoffe es; aber versprich mir, über Kopenhagen zurückzureisen und mich noch einmal zu sehen."

„Dann müßte schon das Unerwartetste in der Welt geschehen, wenn ich nicht käme."

„Schön!"

„Hast du noch einen Tischherrn für die kurze Zeit, Thyra?"

„Ja, denkst du, daß ich allein zu Tisch laufen werde?"

„Wer ist es? Peter von Rosenörn?"

„Vielleicht. Wer zuerst kommt, wird genommen, heißt es bei mir, nachdem du deine arme Braut so im Stich gelassen hast."

„Meinem innersten Wunsche entgegen! Doch nicht wahr, liebes Kind, in einer Stunde spätestens läßt du anspannen, du könntest sonst den Zug verpassen."

„So ängstlich, Geliebter?"

„Nur deinethalben! Doch Pardon, unsere Unterhaltung wird schon von Lunds und Holks beobachtet. Also, adieu, mein Herz, auf baldiges Wiedersehen in Kopenhagen!"

„Auf baldiges Wiedersehen!"

Eine ceremonielle Verbeugung ad usum der Beobachter, und er verschwand.

Baronesse Thyra Kongenstorf blieb stehen; sie wedelte mit eleganten Fächerschwingungen sich Luft zu; ein Lächeln lag um ihren schönen Mund. Jedermann mußte denken, daß sie eine hochbefriedigende Unterhaltung geführt hätte.

Herr von Rosenörn, der sie allein sah, stürzte auf sie zu, begleitet von einigen jungen Herren, die nur Hotrups halber die Annäherung noch nicht gewagt hatten. „Aber mein hochverehrter Schützling, kommen Sie doch, kommen Sie doch!" schrie er, „wir dachten, daß Herr Hotrup auch an unsere Ecke käme — die Plätze sind reserviert, 'ne famose Ecke — und hier ist ein ganzes Rudel junger Löwen, die es sich zur höchsten Ehre schätzen werden —"

„Schönsten Dank, Herr von Rosenörn, allein Sie müssen mich entschuldigen — ich habe bereits meinen Platz bei Skaus angenommen."

„O, Pardon! Ich dachte nur, weil Herr Hotrup —"

„Bitte, bitte! Beim Anstoßen begrüßen wir uns nachher hoffentlich!" Sie drückte, die „Löwen" mit einem graziösen Nicken abspeisend, ihrem aufmerksamen Wirt holdselig die Hand und schritt rasch auf die Fräulein Nielsen zu, um sich in der Nähe des Skauschen Kreises zu halten. Ernst mußte ja gleich kommen.

Dieser hatte inzwischen mit der Tante gesprochen, die reservierten Sitze durchmustert und war dann auf den Onkel zugetreten.

Der Kommodore hatte gerade einen Aquavit durch die Kehle befördert und wollte seine Damen holen, denn man nahm bereits die Plätze ein.

„Einen Moment nur, Onkel! Ich habe dir eine wichtige Mitteilung zu machen.“

„Das wäre? Aber bitte rasch!“ antwortete der alte Herr ungeduldig, indem er seinen Neffen mißtrauisch durch das Monocle musterte.

Ernst sah ihm energisch ins Gesicht. „Du willst bei Tische Helfas Verlobung mit Hotrup bekannt machen. Das darf nicht sein!“

Klipp! sauste das Monocle herunter. Zornroten Gesichtes richtete der alte Seebär sich hoch auf. „Du bist wohl verrückt, Junge!“

„Kaum! Ich will dir auch sagen, warum es nicht sein darf. Helfa kann nur durch direkten Treubruch Hotrups gegen eine andere Dame seine Braut werden!“

„Du bist — das ist eine gemeine —“ Der Kommodore besann sich. „Schäme dich, Ernst Malte! Ich habe Richards Ehrenwort, daß dem nicht so ist!“

„Mein Wort dagegen, daß dem so ist.“

„Mir ist sein Wort, bei Gott, lieber als deines!“

Ernst verfärbte sich. Da hatte er die schwerste Beleidigung weg, zugleich aber die Handhabe zum Handeln, nachdem der Versuch der ehrlichen Warnung erfolglos geblieben war. „Wir sind fertig miteinander, Onkel! Die Folgen hast du dir selbst zuzuschreiben.“

Der Kommodore hörte den Nachsatz nicht mehr; wutschnaubend war er davongestürzt. Als er um die Linde bog, sah er Hotrup und Helfa.

Hotrup war wieder ganz oben auf. In einer Stunde war jedwede Gefahr für ihn geschwunden! In einer Stunde mochte der Onkel reden, dann war die Luft rein! „Na, Onkel, da bist du ja!“ rief er dem Kommodore entgegen. „Zwischen Braten und Dessert, was? Ich bin jetzt doch präpariert!“

Der Kommodore nickte. „All right — aber bitte, tritt einen Moment beiseite.“

Hotrup kam der Aufforderung leichtfüßig nach. „He, du siehst ja so feierlich und echauffiert aus, Onkel?“

„Nichts! Sag mal, mein Junge — du mußt das einem überängstlichen Vater in einem schweren Augenblicke zu gut halten — sag mal, nicht wahr, du hast mir klipp und klar dein Ehrenwort als Gentleman und Offizier gegeben — du weißt wohl, was ich meine?“

„Aber natürlich, Onkel!“

„Nimm's mir nicht übel, Richard — ich glaube dir bombenfest. Ich bin nur ein alter, jetzt aufgeregter Mann. Hier schlag ein und sprich es noch einmal: auf Ehrenwort.“

Diesmal durchfuhr der Blitz des erschütterten Gewissens den Schwörenden nicht. Er war ja in Sicherheit! Fest schlug er ein. „Auf Ehrenwort, Onkel!“

„Gott sei Dank, ich wußte es ja!“ In tiefer Rührung schloß er den jungen Mann an seine breite Brust. „Gott segne euch, mein Junge, Gott segne euch!“

Der Alte hat wahrhaftig schon zu viel Alkohol geschluckt! dachte Hotrup. „Du bist doch der beste Onkel, den es auf der Welt giebt, oder vielmehr der famoseste Schwiegervater, für den ich dem Himmel wahrhaftig ewig dankbar sein muß und sein werde! Nun komm, Papa — halt, deine Krawatte hat sich aufgetoppt. So, nun sitzt sie wieder vierkant. Komm, die Lundin sendet schon schmerzliche Sehnsuchtsblicke nach dir aus!“ Damit nahm er den noch immer von seiner Erregung übermannten alten Herrn ins Schlepptau.

„Na ja! Und nun wollen wir fidel sein, Richard, allen neidischen Verleumdern und Hallunkinnen zum Trotz. Das Dessert soll klein Helfa heute wie Manna schmecken!“

Während dieses Vorganges hatte die Baronesse noch die Nielsens im Gespräch zurückgehalten, Ernst dagegen pflog eine vertrauliche Unterredung mit dem Dirigenten der im Gebüsch hinter dem Speisetische postierten Musikanten. Auch Frau Skau hatte mit Herrn Lund noch nicht Platz genommen; die übrige Gesellschaft saß schon.

Helfa war unterrichtet worden, was geschehen sollte; aber so sehr sie das Kommende herbeigesehnt hatte, so bedrückt, so unglücklich fühlte sie sich jetzt an der Schwelle ihres Glückes. Warum?

Weil die Mutter sich grämte? Gewiß, das war es! Aber noch etwas anderes trat hinzu. Wie kam es, daß das Wesen des ihr nahestehenden schönen Mannes an ihrer Seite ihr heute gar nicht gefiel und daß ihre Gedanken sich fortwährend zu Ernst drängten? Was hätte sie darum gegeben, wenn nicht gerade dieser der unmittelbare Zeuge ihrer Vereinigung mit Hotrup hätte sein sollen!

Das Paar spähte verstohlen viel nach der Rosenörnschen Ecke, obschon diese sich ihren Blicken entzog.

„Daß der Vetter uns gegenübersitzen soll, stört eigentlich etwas. Wo bleibt er denn? Wen führt er zu Tisch?“ fragte Hotrup.

„Ich glaube, Nellie,“ flüsterte Helsa.

Unmittelbar darauf aber nahm Frau Skau nebst Herrn Lund ihnen gegenüber Platz, und ehe Hotrup noch diese Programmänderung begriff, saß die von Ernst geführte Baronesse an seiner linken Seite.

Er fuhr herum und starrte die unerwartete Nachbarin fassungslos an. Diese aber sagte lächelnd: „Da bin ich schon!“ als ob es eine längst abgemachte Sache gewesen sei.

Hotrup war vollständig unfähig zu antworten und nur bemüht, durch stärkste Anstrengung Herr seines äußeren Menschen zu bleiben. Zu diesem Zwecke machte er mehrere Verbeugungen, heuchelte einen Hustenreiz und hielt sich die Serviette vors Gesicht.

Helsa wurde erst aufmerksam, als der Kommodore, puterrot im Gesicht, mit mühsam unterdrücktem Zorn seiner Frau über den Tisch zurief: „Aber, liebes Kind, was ist denn das? Ihr sitzt ja verkehrt!“

Frau Skau erwiderte ruhig: „Wir sitzen vorläufig auch ganz gut so.“

„Vorläufig? Dann wechselt doch lieber gleich!“

„Bitte, laß es jetzt nur!“ lautete die sehr bestimmt abgegebene Antwort. Frau Skau setzte eifrig ihr Gespräch mit Kapitän Lund fort, und der Kommodore mußte zur Vermeidung einer lebhaften Scene sich wohl oder übel fügen.

Es kochte in dem alten Herrn. Eben war er mühsam wieder fidel geworden, und nun war ihm das schöne Essen endgültig versalzen. Man intrigierte gegen ihn und Hotrup in schamlosester Weise! Seine eigene Frau war zur Verräterin und zum erstenmal in ihrer langen glücklichen Ehe unbotmäßig geworden! Diese junge Teufelin neben Hotrup hatte zweifellos alles angezettelt; sie hatte in dem von Neid und Eifersucht erfüllten deutschen Fuchs ein geeignetes Werkzeug gefunden, um sich an Hotrups Seite einzuschleichen, diesen noch in zwölfter Stunde seinem Kinde abwendig zu machen und ihn selbst durch ihre Gegenwart moralisch zu zwingen, die ihr wohl verratene Absicht der Proklamierung zu verschieben! Aber das sollte diesem Intrigantenpaar wahrlich nicht gelingen! Jetzt erst recht nicht!

Er blickte zu seiner kleinen Helsa hinab, um ihr Mut zuzublinken. Sie sah es nicht. Bleich und ernst hielt sie die langbewimperten Augen fest auf ihren Teller gerichtet.

Wie kam Vetter Ernst zu der plötzlichen Freundschaft mit der widerwärtigen Baronesse? Welche Unverschämtheit von dieser, sich neben Hotrup zu setzen; wie würde sie noch heute abend dafür gestraft werden! Und doch —! Helsa ertappte sich bei dem Gedanken, daß es ihr gar nicht unerwünscht wäre, wenn irgend etwas käme, was die öffentliche Verkündigung ihrer Verlobung heute unmöglich machte. Ja, Ernst dabei, und nun auch noch die Baronesse — das m u ß t e ihr Unglück bringen!

Die anderen Personen in der Umgebung, die nichts von den inneren Vorgängen ahnten, bemerkten auch die äußeren Zeichen nicht. Nur der Ärger des mangelhaftesten Schauspielers im Kreise, des alten Skau, war sichtbar geworden, aber vollkommen dadurch erklärt, daß dessen Frau sich zu bequem zeigte, seinem Wunsche nach Innehaltung der von ihm beliebten Tischordnung Folge zu leisten.

Die erste Begegnung Hotrups mit der Baronesse, ihr wiederholtes Tuscheln, das Fragen Hotrups nach ihr, einige Anspielungen Rosenörns — das alles war dagegen nicht unbemerkt vorübergegangen. Und nun das Nebeneinandersitzen! Nicht nur Nellie Nielsen allein hielt ihre Aufmerksamkeit auf das schöne und interessante Paar gerichtet.

Hotrups Verhalten verringerte den rege gewordenen Verdacht auch nicht. Er beschäftigte sich weit mehr mit der Baronesse als mit seiner Tischdame; sie hielt ihn am Seil, und er mußte gehorchen.

Sie hatte ihm zugeraunt: „Sei ruhig! Ich konnte ihn nicht abweisen! es bleibt bei unserer Verabredung!“ und damit erreicht, daß es ihm endlich gelang, zu sprechen, so daß sie den Schein einer liebenswürdigen Konversation mit ihm aufrecht zu erhalten vermochte.

Aber innerlich war und blieb er aus allen Fugen. Würde sie nun abfahren oder nicht?

Vielleicht war es eine Gegenintrigue, die den Kommodore an der Proklamierung verhindern sollte? Und er mußte dann noch obendrein das Gelingen dieser Intrigue unterstützen, denn welche unbequeme Rolle hätte er vor ihr sonst spielen müssen; ja, wenn sie rabiat wurde und die Rücksicht auf ihre Person vergaß, konnte sie ihn geradezu unmöglich machen. Das erschien nicht wahrscheinlich, aber immerhin denkbar. Zum Henker, es fiel ihm nichts Brauchbares ein! Nichts Besseres wenigstens, als die Baronesse bei guter Laune zu halten und womöglich noch ihr Vertrauen wieder zu festigen. So kam es dann, daß er Helsa beim besten Willen nicht genügend zu berücksichtigen vermochte; er glaubte dies durch verstohlenes Händedrücken wieder ausgleichen zu können und fühlte doch an ihrer Einsilbigkeit, wie wenig ihm dies gelang, und er spürte an der wachsenden Unruhe des Kommodore, daß die Gefahr ihm immer näher rückte. Er begann, thatsächlich Höllenqualen zu leiden, indem er der ihm auferlegten sprühenden Konversation über alle möglichen Kopenhagener Reminiscenzen mit lauter Lustigkeit gehorsamte und sich dabei den Kopf zermarterte, unter welchem Vorwand er den vorzeitigen Ausbruch des ihm vom Kommodore in überstürzter Eile zugeschobenen Glückes verhindern könnte.

Ernst that nichts, um den Schein der Intimität zwischen seiner Dame und deren Nachbarn abzuschwächen. Er unterhielt sich gelegentlich mit Thora Nielsen, ohne dabei die Fühlung nach rechts und die Aufmerksamkeit auf die Bewegungen des Kommodores auch nur einen Augenblick zu vergessen.

Statt mit Suppe hatte das Mahl mit roter Grütze in frischer Milch begonnen; dann sollte es Schleie mit in Rahm gestobtem Meerrettig, Ochsenbraten, Bratkartoffeln, Salat in Rahm, Kompott und endlich Butter mit einheimischen Käsesorten geben. Das war das unabänderlich vorgeschriebene Menu; alles höchst vortrefflich und überreichlich. Auch die Kutscher und Dienerschaft wie das gesamte Gesinde erhielt warmes Essen; zwar keinen Fisch und Rinderbraten, dafür aber ein ganzes gebratenes Schwein mit Bergen von Pellkartoffeln, rote Grütze, Braunbier und in beschränktem Maße Schnaps. Es herrschte große Fröhlichkeit in der Bleiche an den von grobem, sauberem Linnen bedeckten Tischen der Kutscher und Diener; mit vollem Recht, denn das Abendessen war in seiner Art nicht minder gediegen als das der Herrschaften. Dem patriarchalischen Verhältnis entsprechend, fand auch gegenseitige Visite und einerseits gemütlich-herablassendes, andererseits respektvoll-geschmeicheltes Gläseranklingen statt.

Die helle nordische Sommernacht machte das Entzünden des Lichtes überflüssig; nur unter den Baumgängen und zwischen den Büschen webte die Dämmerung stärker. Die Bienen waren in ihre Stöcke zurückgekehrt, dafür schossen hier und da Maikäfer durch die laue Luft, und mancher dieser brummenden Liebesschwärmer geriet zwischen die geräuschvoll tafelnde Gesellschaft, wo er, die Gazesegel nur halb unter den harten Flügeldecken geborgen, mit zappelnden Beinchen liegen blieb, oder sich gar in weiche Mullfalten oder auf mehr oder minder affektiert zurückschreckende Blondköpfchen verirrte.

Helsa nahm ruhig einen solchen zudringlichen Krabbler von ihrem weißen Halse.

„Wirf ihn untern Tisch,“ riet Hotrup.

„Nein; du willst ihn zertreten.“

„Aber es giebt doch nur scheußliche Engerlinge nachher.“

„Es giebt Menschen, die noch viel scheußlicher sind als Engerlinge; die verdienten, viel eher zertreten zu werden!“

Er drückte verstohlen ihre Finger. „Sei doch vernünftig, Kind!“

„Vernünftig? Du bekümmerst dich ja gar nicht mehr um mich!“ Mühsam unterdrückte sie ein Schluchzen.

„Kann ich denn anders? Warte doch nur eine Viertel —“

„Herr Hotrup, das müssen Sie wissen!“

„Was, Baronesse —?“

Er drehte sich erschreckt herum, um unterthänig Antwort auf irgend eine gleichgültige Frage zu geben, und Helsa hob ihre Hand heftig, fast verächtlich, und der Käfer, der eben seine Flügel ausgebreitet hatte, surrte davon, in die Freiheit zu neuem Lebensgenuß.

Eine Rede nach der anderen stieg. Alle Lillesöer Toaste wiederholten sich; alle die berühmten Humoristen und die zum Schrecken ihrer Familie sich für Rhetoren haltenden

verblendeten Stümper hatten schon zum großen Teil ihr größtenteils bekanntes rednerisches Feuerwerk abgebrannt; nur der beliebteste und originellste Humorist, der alte Skau, hatte sich zum Erstaunen der Tafelfreunde noch nicht vernehmen lassen.

Er bemühte sich eifrig, Frau Lund, seine langbewährte Tischdame, zu unterhalten; aber er war offenbar seltsam zerstreut und ging nicht mit der Jovialität und dem Gemisch von derber und zarter Galanterie, die ihn sonst im Gespräche mit holden Vertreterinnen des schönen Geschlechtes auszeichnete, auf die witzigen Anreden ein, welche die Baronesse wiederholt über den Tisch weg an ihn zu richten beliebte. Entweder schien etwas mit seinem Monocle oder mit seiner Seele nicht in Ordnung zu sein.

In den vertraulichen Zwiegesprächen der Tafelfreunde hieß es: der Alte sei heute verstimmt; dann aber brach ein anderes Gerücht — man wußte nicht, woher — sich siegreich Bahn; es liege etwas Wichtiges in der Luft! Er präpariere sich nur und deshalb putze er so viel und gedankenvoll sein Augenglas und tränke so hastig seinen Rotspohn, für dessen Nachfüllung Frau Lund, in dem Wunsche, den Redefluß möglichst zu beschleunigen, mit Eifer sorgte.

Man munkelte hier und da von Verlobung; aber merkwürdig, niemand dachte recht an die Hauptheldin. Dieses ernst aussehende junge Ding spielte keine Rolle neben dem glänzenden Kavalier. Man sah nur ein kleines, zuweilen herablassend gewürdigtes Cousinchen. Freilich, wer sie kannte, wußte, daß sie mehr Beachtung verdiente; allein, das genügte nicht, um den allerdings schon vereinzelt aufgetauchten Verdacht, daß es mit dem Vetternbesuch nicht so ohne sei, aufrecht zu halten; um so weniger, als Frau Skau auf eine versteckte Anspielung Frau von Holks mit Entschiedenheit betont hatte, daß sie es für ein Unglück erachte, wenn junge Mädchen sich bänden, ehe sie ein eigenes Urteil haben könnten. Nun, und das kordiale Verhältnis zwischen dem Kommodore und seinem jungen, liebenswürdigen Schwestersohn und Berufsgenossen besagte nichts nach dieser Richtung.

Über eine Stunde war verflossen. Man war beim Braten. Hotrup wand sich auf dem Stuhl hin und her. Er sah heimlich nach der Uhr; er stieß wiederholt mit seinem Fuß gegen den der Baronesse. Er versuchte unermüdlich, den Kommodore durch leises Kopfschütteln zu bremsen.

Der Bratengang zog glücklich ohne Zwischenfall vorüber; der Kommodore machte immer unruhigere Bewegungen, und als der Käse bereits kam, brachte er wiederholt sein Messer in bedrohliche Nähe des Weinglases; aber er hielt noch stets wieder inne.

In Ernst arbeitete jede Fiber, obwohl er äußerlich eine vollkommene Ruhe bewahrte.

Da erschien ein Rosenörnscher Diener hinter der Baronesse und meldete mit gedämpfter Stimme: „Gnädigste Baronesse, unser Kutscher ist fortgegangen; und es ist allerhöchste Zeit, nach der Station zu kommen."

„O, welches Malheur! Da muß ich die Rückreise wohl lieber heute aufgeben."

Hotrup trat der kalte Schweiß auf die Stirn.

Nun stand Ernst auf und sagte ihm leise ins Ohr: „Hotrup, wenn Sie mir einen Augenblick Gehör schenken, werde ich Sie aus Ihrer fatalen Lage befreien."

Hotrup erhob sich hastig und trat mit Ernst seitwärts in den Schatten: „Was wollen Sie, was wissen Sie?" stieß er hervor.

„Ich weiß alles, Herr Vetter, und ich handle im Auftrage Ihrer — Braut. Ich weiß aber noch mehr als diese! Ich weiß, daß Sie ein falsches Ehrenwort abgegeben haben; und da ich nicht dulden will, daß Helfa durch Sie unglücklich wird, so sprenge ich Sie rücksichtslos in die Luft, wenn Sie nicht gutwillig von ihr zurücktreten!"

Hotrup war kreidebleich geworden; ohnmächtig ballte er die Hände und rang nach Luft.

„Nun? Wollen Sie oder nicht?"

„Ich will schon; aber ich kann den Alten nicht mehr zurückhalten," knirschte Hotrup.

„Sollen Sie auch nicht! Im Gegenteil, er muß reden, und dennoch werde ich Sie aus einer namenlosen Blamage vor der ganzen Gesellschaft herausreißen; das verspreche ich Ihnen."

„Ja, aber wie?"

„Das überlassen Sie mir! Sie haben sich jetzt wieder unbefangen zu setzen, Ihrer Braut die Bitte auszusprechen, daß Sie

hierbleiben möge, und später auf einen Ruf oder Wink von mir hin sich zu erheben und Fräulein von Kongensdorf Ihren Arm zu reichen, und zwar ohne auch nur eine Sekunde zu zögern. Weiter nichts! Verstanden?"

„Ja, zum Donnerwetter! Aber wie stehe ich denn vor dem Alten da!?"

„Kein überflüssiges Gerede mehr, Hotrup. Es bleibt Ihnen nur die Wahl zwischen der privaten Beschämung, die verschwiegen bleiben wird, und der öffentlichen. Sie wissen, daß ich nicht spaße. Vorwärts!"

Beide setzten sich wieder. Mit krampfhaftem Lächeln murmelte Hotrup gehorsam: „Bitte, bleiben Sie nur, Baronesse."

Großen Auges sah sie ihn an, worauf Ernst ihr etwas zuflüsterte. Da sagte sie, indem der Triumph aus ihren schönen Augen blitzte: „Gewiß, lieber Herr Hotrup, wenn Sie es wünschen, doppelt gern!"

„Was war da, Richard, du siehst so blaß aus?" fragte Helsa unruhig.

„Nichts! Sei still und starre nicht so her," zischte er.

„Was ist da los?" rief auch der Kommodore, indem er sich mit den Händen aufstützte.

„Nichts von Belang, Onkel!" rief Ernst lachend zurück und machte, über den Tisch sich vorbeugend, eine kippelnde Handbewegung, so daß die etwa aufmerksam Gewordenen auf alles mögliche, nur nicht auf Tragisches schließen konnten.

Und der alte Kommodore sah, wie sein Kind litt; er sah Hotrups tiefe Niedergeschlagenheit, für die er nur eine Erklärung wußte: der Mann ist durch die Gegenwart der Circe geradezu behext und befindet sich auf dem Punkte, sich und dein Kind verloren zu geben! Und bis ins Innerste von seinen Gefühlen erschüttert, hielt er sich nicht länger. Überhastet und fingerbebend, und gerade deshalb viel zu stark, schlug er an das Glas, daß dieses mit weithin vibrierendem Ton erklang und dann, da es leer war, umfiel.

Frau Lund richtete es sofort auf und füllte es wieder.

Eine tiefe Stille war eingetreten; alles neigte sich vor, um einen Blick auf den Redner zu thun, der von der Richtung, wo seine Frau saß, abgewandt, die lange Menschenreihe hinunterblickte, während er die Hände auf dem Rücken kreuzte, um deren Unruhe zu verbergen.

Helsa hatte das Gefühl, als sei die Zündschnur zu einer Mine entflammt worden, der sie nicht mehr zu entrinnen vermochte, während Hotrup zitternd der Entwickelung der nächsten Minuten entgegensah.

In demselben Augenblick aber, als der Onkel an sein Glas klopfte, hatte Ernst, mit einem Blick nach rückwärts zu dem Gebüsch, in dem die Musici standen, für einen Augenblick seine Hand erhoben.

Mit sonorer, feierlicher und leise schwankender Stimme begann der Kommodore. Das war nicht der flotte, derbe Humorist von früher, das war gar nicht der wohlbekannte Ton des Lillesöer Marktes, und doch knüpfte er gerade an diesen an.

„Meine lieben Nachbarn und Freunde," sprach der alte Seemann, „seit meinem Abschied von unserer glorreichen Flotte, also seit zehn Jahren, durfte ich als friedlicher Landmann hier unter Ihnen wohnen, und in allen diesen Jahren haben wir zusammen unsere einzige allgemeine Vereinigung, unser Frühlingsfest, im Sinne unserer nordischen Altvordern, wenn auch in moderner Weise gefeiert. Was so um diese Zeit herum an Familienereignissen froher Natur in der Luft lag, das pflegten wir am Markttage von Lillesö zu verkünden, damit eine möglichst große Zahl von treuen Freunden persönlich Anteil an unserer Freude nehmen und unsere jungen Damen, die trotz ihrer Leichtigkeit sozusagen das Fundament und zugleich den Kitt von Lillesö bilden, behaupten konnten: das war doch wieder mal ein amüsanter und ereignisreicher Markttag! (Lachen und Kichern bei den jungen Damen.) Nun, und um es kurz zu machen, heute bin ich selbst in der angenehmen Lage, Ihnen eine solche freudige Familiennachricht —"

Hier fuhr Ernsts Hand mit der entfalteten Serviette, wie zufällig, nach rückwärts und: „Trararah! Trararah! Trararah!" brach der jedes weitere Wort grausig übertäubende Tusch in exaktester Weise los.

Jäh schnappte der alte Herr ab und fuhr entrüstet herum.

Ernst aber stimmte ungeniert und unverzüglich ein kräftiges „Das Brautpaar hoch!"

an, was sofort wieder von der Musik begleitet wurde, und natürlich auch von der ganzen Tafelrunde, um so feuriger, als sich inzwischen, etwas geisterhaft, die lange Gestalt Hotrups erhoben und der ebenfalls verschämt sich erhebenden Baronesse Kongenstorf den Arm gereicht hatte. Alle Unbeteiligten glaubten dabei nur an eine Voreiligkeit der Musikanten, während die Fernersitzenden überhaupt nicht gemerkt hatten, daß die schöne Rede pointelos erstickt worden war.

Der alte Kommodore stand, auf Hotrup starrend, noch mit schnappenden Lippen da, von dem Bewußtsein erfüllt, daß sein Kind, daß er selbst mit seiner ganzen Familie blamiert sei, wenn er vom Zorn sich zu einem lächerlichen Protest fortreißen, ja nur im geringsten sich merken ließe, daß er einen anderen Toast beabsichtigt gehabt hätte. Aber er begriff jenen Menschen nicht, der sich nicht gegen die Überrumpelung wehrte. Oder —? Der Verdacht des wirklichen, niederschmetternden Sachverhaltes dämmerte in dem alten Herrn auf. Mechanisch hob er sein Glas und stammelte: „Das Brautpaar — das Brautpaar —“

Alles drängte sich zum Glückwünschen und Anstoßen nach Hotrup und der Baronesse. Der Kommodore war auf seinen Stuhl zurückgesunken: zum Überlegen und Sitzenbleiben behielt er jedoch gar keine Zeit; denn als Onkel und Protektor des Brautpaares rückte man auch ihm mit Gratulationen auf den Leib.

„Das hast du gut gemacht, alter Kollege von der Landwirtschaft!“ schrie Herr von Rosenörn, ihn derb-freundschaftlichst an der Schulter rüttelnd. „Brillante Rede — ganz brillante Rede das!“

Ein Glück für Helsa, daß aller Augen und Aufmerksamkeit sich zunächst völlig auf das Brautpaar konzentrierten. Sie saß da, wie aus Stein gehauen. Diese wenigen Sekunden hatten ihr einen Abgrund von Verrat und Schwäche enthüllt. Es war aber nicht Hotrups Idealgestalt, die vor ihrem entsetzten Auge zusammengebrochen war; deren Zertrümmerung hatte sich ja schon vorbereitet gehabt und wirkte jetzt zu ihrem eigenen Erstaunen wie eine Erlösung. Nein, gegen Ernst richtete sich ihr Unwille! Ohne den Zusammenhang zu ahnen, begriff sie instinktiv seine führende, ihr dämonisch erscheinende Rolle. Er war schlecht behandelt worden und hatte Rache geübt! Das Vorurteil gegen ihn erwies sich als gerechtfertigt, gerade wo sie begonnen hatte, so ganz, ganz anders für ihn zu empfinden!

Da fühlte sie sich emporgezogen. Sie blickte wie durch einen Nebel in die ruhigen Augen ihrer Mutter, die mit ihrem Glase neben ihr stand. „Komm, nimm dein Glas, wir müssen Glück wünschen, Helsa!“

Aber auch die Mutter, die eigene Mutter —? Helsa fuhr mit der Hand über die Stirn.

„Du mußt dich zusammennehmen! Es darf keiner merken, wie es mit dir steht!“ raunte Frau Skau ihr ins Ohr.

Es war wahr! Und sie war eine Skau, ohne die Schwäche ihres Vaters! Sie verachtete die ganze schwache oder verlogene Welt, ohne Ausnahme!

Sie preßte die Lippen zusammen, erhob ihr Glas und trat neben ihrer Mutter stolzen Schrittes auf das sich fortwährend verneigende, anstoßende oder Händedrücke tauschende Paar zu; den Blick auf die gesenkten Lider Hotrups und in die glitzernden Augensterne der Baronesse geheftet, brachte sie ohne Schwanken ihren Glückwunsch vor.

Frau Skau drückte Ernst die Hand, lange und innig. Und dann seinen bekümmerten Ausdruck gewahrend, flüsterte sie: „Sie werden dich noch lieben lernen, wie ich dich liebe!“

Ernst schüttelte den Kopf.

Wie gern hätte der alte Kommodore sein Kind an sein Herz genommen; wie gern hätte er es mit den süßesten Worten getröstet, deren Vaterliebe fähig ist, wenn sie nicht unter den vielen Menschen gewesen wären. Dazu fühlte er sich von der Scham im Banne gehalten. Scham auch in Hotrups Seele, der — er konnte sich gegen die bittere Wahrheit nicht mehr verschließen — nicht nur ein Schwächling war, sondern ein Lump. Und an einen Lumpen hatte er sein eigenes Fleisch und Blut, seine eigene Ehre wegwerfen wollen! Er hatte sich zuerst gedrängt gefühlt, auf Hotrup zuzueilen, in ihn zu dringen: „Sag mir selbst, daß du nur schwach, nicht meineidig gewesen bist; ich muß es aus deinem eigenen Munde hören,

Richard, sonst kann ich es nicht fassen, nicht glauben!" Allein jetzt ließ er es. Das elende Gebaren des beglückwünschten Helden zeugte genugsam. Dieser blickte mit Schauspieler-allüren wieder frech umher, und er selbst hätte in Grund und Boden sinken mögen.

Helsa begegnete ihrem Vater anfangs ziemlich kühl. Er empfand ihre Mißachtung und senkte in wortlosem Schmerze den Kopf. Da überkam sie ein warmes Mitleid mit ihm, tröstend streichelte sie seine Hand.

„Mein armes, armes Kind!" brachte er mühsam hervor.

„Still, Papa! Wir können uns zu Hause aussprechen, jetzt nicht!"

Sie sah besorgt nach den Mägden, die eilfertig die Tafel abdeckten und die Tische wieder auseinandersetzten; nur der mittlere Teil blieb stehen mit den Maibowlen und Gläsern, wovon sich jeder nach Belieben holen mochte.

Nun nahte sich auch Frau Skau mit Herrn und Frau Lund, die schon darauf lauerten, daß Skaus endlich mit zum Strande kämen, wo auf dem Rasen, um die Flaggenstange herum, der Tanzboden war.

„Na, meine kleine Helsa," meinte Frau Lund scherzend, indem sie Helsa die Haare aus der Stirn strich, „was hast du für ungetreue Vettern! Der eine läßt seine Tischdame im Stich und verlobt sich schlankweg mit seiner fremden Nachbarin, und der andere scheint dich nicht mal zum Walzer zu führen, obwohl er selbst gar keine Dame mehr hat. Er tanzt wohl gar nicht?"

„O doch! Er wartet draußen und denkt wahrscheinlich, wir wären noch nicht fertig," erwiderte Frau Skau rasch und flüsterte dem Kommodore zu: „Du mußt mit Frau Lund tanzen, Harald!"

So gingen die Skaus zu dem ländlichen Ballplatz hinaus, den sie Gott weiß wie fern gewünscht hätten.

Da stand die bunte schwatzende Kolonne schon aufgebaut, mit dem Brautpaar an der Spitze! Der Dragoneroffizier gab wieder den Leiter ab. Er zog Ernst eben am Rock und drang in ihn, sich nach Fräulein Skau umzusehen, die doch gewiß gern tanzen wolle. „Hallo, da sind die Herrschaften endlich!" schrie er erfreut. „Nun, bitte schnell, Herr Kamerad!"

Ernst gab mit einem Zögern, das seltsam von seiner früheren kurzen Entschlossenheit abstach, der dringenden Aufforderung nach.

„Komm, Ernst!" rief Frau Skau, dem Kapitän ihren Arm reichend und auf Helsa deutend.

Da sprang er rasch herzu.

Noch einmal schwankte Helsa. Sie hätte sich lieber den Arm ausreißen mögen, als sich von Ernst berühren zu lassen. Sie stand auf dem Punkte, ihn vor aller Welt zurückzuweisen. Doch dann besann sie sich wieder. Ihr allein wäre es schließlich einerlei gewesen, was die Leute geredet hätten, aber sie besaß kein Recht, die Eltern bloßzustellen.

Ernst reihte sich mit ihr ganz hinten an, während die beiden Ehrenpaare wohl oder übel vor das Brautpaar treten mußten. Dann setzte der Walzer ein, und wie jedes Jahr tanzte der Kommodore an der Spitze, und im stimulierenden Walzertakte, dem sein schwerer Körper mit wunderbarer Elasticität folgte, vergaß er auf kurze Zeit seinen Kummer.

Ernst und Helsa sprachen kein Wort miteinander. Was sollte er auch sagen? Wenn sie nicht selbst es empfand, daß er nur ihrethalben ihr solches Leid zugefügt und sie unter dem Drucke der Notwendigkeit haarscharf an die Grenze zur öffentlichen Beschämung geführt hatte, so vermochten auch keine Worte sie zu überzeugen, und wenn er mit Engelszungen hätte reden können! Sie tanzten unsicher; die schrille Musik that ihr und ihm weh. Als sie schwieg, atmeten sie auf. Der dumpfe Ton des gleichmäßigen schwachen Brandungsfalles war ihren Nerven angenehmer; eine erfrischende Brise kühlte die Wangen. Hoch über der leicht flatternden Flagge stand der volle Mond; aber nur als blasse Scheibe, denn die Juninacht blieb zu hell, um den Glanz der Gestirne aufkommen zu lassen.

Alles war nach dem langen Walzer durstig geworden. „Zur Bowle, zur Bowle!" hieß es. Manche blieben dann im Garten zurück; die meisten aber lagerten sich mit ihren Gläsern ins Gras, und in den Tanzpausen klangen patriotische und lustige oder melancholische Weisen zur See hinaus; oder man lauschte dem jungen Herrn von Holk,

der als Kunstpfeifer Berühmtheit genoß und namentlich das Pfeifen von Matrosenliedern außerordentlich geschickt mit der Ziehharmonika zu begleiten verstand.

Die Verlobung bildete natürlich bei allen Gruppen fortgesetzt den Hauptgesprächsgegenstand des Abends. Jedermann hatte sie vorher gewußt. Sie mußte dem alten Skau eine sehr erwünschte Sache sein für seine Familie; wahrscheinlich aber auch sehr kostspielig, weil er den ganzen Abend wortkarg blieb, völlig gegen seine sonstige Gepflogenheit an dem Marktfeste von Lillesö.

Die Skaus hielten tapfer aus, obwohl sich die Rosenörns nebst Fräulein von Kongenstorf zu ihnen gesellt hatten.

Die Baronesse bat, daß ihr Bräutigam sie heute begleiten dürfe, statt mit seinen freundlichen Wirten im Boot abzufahren; natürlich würden Rosenörns ihm für die spätere Rückfahrt nach Gammelgaard ihre Equipage zur Verfügung stellen. Da sie nach Kopenhagen zurückmüsse, so wolle Richard das Opfer bringen und sich morgen schon vom schönen Gammelgaard verabschieden, um mit ihr zu reisen. Ein Rosenörnscher Wagen müsse in der Frühe doch zur Stadt, der werde dann Richard gleich abholen, so daß der Kommodore gar nicht anspannen zu lassen brauche. „Ist es Ihnen so recht, Herr Skau?“

„Selbstverständlich!“ brummte der Kommodore mit Nachdruck und empfand fast etwas wie Erkenntlichkeit gegen die geschickte junge Dame, die seine Schwelle so rasch von seinem ehrlosen Verwandten und Gaste befreite.

Frau Skau fand jetzt den Augenblick gekommen, um, ohne Verwunderung und Aufsehen zu erregen, in das Boot gehen zu können.

Der Kommodore und Helsa bekamen ihren Wink und machten sich schnell fertig; Ernst wartete schon. Die Begleitung der letzten Umgebung konnte man nicht hindern.

Hotrup lachte viel und laut. Da er beim Stehen auf der Brücke merklich schwankte, drückte ihn die Baronesse zu seiner Sicherheit etwas unsanft gegen das Geländer. Ihre Blicke hafteten auf Ernst, der im Boot stand, um die Damen, die bei dem niedrigen Wasser ein wenig hinunterspringen mußten, in Empfang zu nehmen. Als Helsa sich an der Baronesse vorbeidrängte, hörte sie plötzlich in ihrem Ohr die leisen Worte: „Sie Beneidenswerte!“

Da sie schon im Sprunge begriffen war, vermochte sie nicht mehr, sich nach der wohl erkannten Urheberin des Zischelns umzusehen. Sie beneidenswert? Lächerlich! Und doch hatte der Spott wie bitterer Ernst geklungen. Freilich, sie beneidete die andere auch nicht mehr; sie war aus einem Rausch erwacht und kannte nur ein Gefühl: das des Ekels.

Kaum hatte sich der Kommodore mechanisch ans Ruder gesetzt, da stieß Ernst auch schon das Boot kräftig ab, so daß die Abschiedsscene plötzlich beendet war. Der Wind drückte in die Segel; das Boot glitt leicht hinaus in die vom Monde beleuchtete hellgraue See, deren Horizont eine schmale dunkle Wolkenbank säumte. Von der Brücke wehten noch einige Taschentücher. Am Lande wurde der Kehraus gespielt; der Brummbaß dominierte, man sah die im Dämmer durcheinander wirbelnden Gestalten.

Das Boot mit seinen eingehüllten schweigenden Insassen wendete nun nach Gammelgaard zu; der Markt von Lillesö war vorbei.

* *
*

In der Frühe lagerte ziemlich dichter Nebel über der See. Man hörte die Signale der unsichtbar vorübersegelnden Schiffe. Ernst hatte lange und gut geschlafen. Mit gestütztem Kopf lag er halb aufgerichtet in seinem Bett und schaute nachdenklich zu, wie sich der Dunstschleier allmählich lichtete und der kleine Hafen mit seinen zierlichen Fahrzeugen immer kräftiger durchschimmerte.

Da rasselte ein Wagen vors Haus und nach zehn Minuten wieder davon. Alles blieb sonst still. Das war zweifellos Hotrup gewesen! Was mochte jetzt in der Seele dieses Menschen vorgehen? Seine äußere Zukunft mochte sich, trotz seiner Geldnot, noch glänzend genug gestalten; die Skaus würden niemals etwas von dem gebrochenen Ehrenwort verlautbaren lassen, und er selbst hatte dies auch der Baronesse nicht verraten, als sie am gestrigen Abend noch heimlich Gelegenheit gesucht hatte, das Geheimnis sei-

nes dämonischen Einflusses, den er plötzlich auf ihren Bräutigam auszuüben vermochte, zu erfahren. Aber innerlich, wie würde es da aussehen? Welche häßlichen Vorgänge mochten später hinter den Coulissen einer solchen Ehe sich abspielen! Und er war dann der Begründer dieser Ehe! Doch er machte sich keine Gewissensbisse; diese Menschen waren einander wert!

Wie aber würde es nun mit seiner Zukunft nach diesem kurzen, inhaltsvollen Urlaub werden? „Nur keine Sentimentalitäten, mein Junge!“ schalt er sich selbst halblaut, „deine Zukunft bleibt nach wie vor dieselbe: Vorwärts mit Gott für Kaiser und Vaterland!“

Er hatte die Bettdecke weggeschleudert und die stämmigen Beine schon über den Mahagonirand hinausgeworfen, als es stark klopfte. „Herrein!“ Schleunigst schlüpfte er zurück. Zu seinem maßlosen Erstaunen trat der Kommodore ins Zimmer.

Der alte Herr gewährte einen tragikomischen Anblick. Er klotzte in geschnäbelten jütischen Holzschuhen herein, an denen die Spuren des gewohnten Auf- und Abwandelns in den lehmigen Pfaden des Gemüsegartens sichtbar waren. Über den Schuhen standen die Hosenbeine, wegen schlecht durchgeholter Lose des „Falls“, wie der Alte seine Hosenträger nannte, gleich einem Paar heruntergefierter Marssegel; darüber trug er ein ehemaliges kurzes Deckjackett, einen Shawl um den Hals und auf dem Kopfe den verwogenen, ausrangierten Goldstreifstürmer. Das war übrigens sein übliches Morgenkostüm. Aber leider fehlte das übliche rote, sarkastisch-vergnügte Gesicht. Das Monocle blitzte wie sonst, doch das Auge dahinter war matt, die Gesichtsfarbe grau und übernächtig. Schwerfällig stapfte er näher und streckte verlegen die Hand aus. „Entschuldige, wenn ich dich störe.“

„Bitte sehr, Onkel!“

„Himmeldonnerwetter, das war eine scheußliche Nacht, und nun halt ich's nicht länger aus! Nun ist der Lump weg, und ehe wir den übrigen Kram zu Blocks bringen, wollte ich dich erst um Verzeihung bitten, Junge, weil ich dein Ehrenwort angezweifelt habe. Es war 'ne Übereilung, ich revociere in aller Form.“

Ernst sauste aus dem Bett und führte in aufrichtiger, tiefer Bewegung die Hand des alten Herrn an seine Lippen.

Dieser atmete erleichtert auf. „Ich wußte, daß dies erst notwendig war, um überhaupt mit dir unterhandeln zu können, mein Junge.“

„Und du verzeihe mir, Onkel!“

„Wäre nicht hier, wenn ich's nicht schon gethan hätte, Ernst! Doch leg dich nur erst wieder in die warme Koje; dann macht sich der Rest gemütlicher ab.“

Ernst gehorchte unverzüglich.

„Erlaube!“ Der Alte ergriff Ernsts Kleider, die auf einem Stuhl neben dem Bette lagen, expedierte sie über eine Sofalehne und setzte sich selbst rittlings auf den Stuhl. Er schien sich aber noch immer nicht behaglich zu fühlen. Er rückte hin und her. „Weiß der Teufel, ich hab heute bei all dem Elend meine Morgenpfeife noch nicht geraucht, und obgleich ich ein alter Segler bin, will der Kahn ohne Dampf jetzt nicht vorwärts.“

„Heiz den Kessel nur an, Onkel.“

Der Kommodore holte sein bereits gestopftes, vom Rauche schwarzgebeiztes Masernpfeifchen aus der Tasche, zündete es an, blies dicke Wolken von sich, schien aber noch immer kein glattes Fahrwasser vor sich zu haben. „Höre, mein Junge, du mußt auch schmöken, damit wir egal im Kurs bleiben.“

„Warum nicht, Onkel? Lang mir nur mal meine Cigarrentasche rüber und gieb mir Feuer.“

Der alte Herr reichte das Gewünschte. Ernst streckte sich voller Behagen an diesen eigentümlichen Vorbereitungen zu einer weihevollen Beichtstunde lang aus und ließ die schönsten blauen Ringe zur Decke emporschweben.

Das gefiel dem Alten offenbar. „So, nun kann's losgehen,“ sagte er. „Hm, die Sache also ist die: du mußt nicht glauben, daß mich meine Frau geschickt hat, nein, ich komme ganz ohne achterlichen Wind! Ich bin nämlich ein sonderbarer Kerl, weißt du. Ich traue keinem was Schlechtes zu, aber man kann mir leicht was vorreden, und wenn ich einmal mein Vorurteil weg habe, kannst du mit sechzehn Mill Fahrt nicht gegen andampfen! Und wenn mein Vertrauen ge-

täuscht ist, so findest du keinen, der diese Laterne wieder zum Brennen kriegt! Na, wie die Geschichte mit Helsa zustande kam, weißt du ja, und daher auch, daß ich ein alter Esel gewesen bin. Daß wir nicht auf'n Riff gelaufen sind, hab ich dir zu danken; du hast mich über'n Löffel barbiert, wie 'nen Schiffsjungen, der zum erstenmal die Linie zu sehen kriegt. Wie du das zustande gebracht hast, ist mir nach dem, was mir Frau Skau erzählt hat, jetzt vollkommen klar. Eine feine Frau, deine Tante, mein Junge! Man merkt's ihr nicht so an, aber sie hat mich immer wieder über den anderen Bug gekriegt, wenn ich Rot und Grün nicht mehr unterscheiden konnte; und das Unglück wäre, Gott weiß, schon geschehen, wenn sie mir nicht lange Kette gelassen hätte. Hätt sie kurzstag gehievt, würd ich, 'n Durchgänger wie ich bin, längst das Spill gebrochen haben und auf die Klippen gegangen sein!"

Der Kommodore ließ das Monocle herunterfallen und schnitt ein furchtbares Gesicht, wahrscheinlich um die jammervolle Lage, die er soeben schilderte, symbolisch zu vergegenwärtigen. Dann klemmte er sein geliebtes Glas wieder ein und fuhr fort: „Sieh mal, und nun hast du vielleicht geglaubt, ich nähme das Gute, wo ich's kriegte, wenn ich aber dabei in meiner Eitelkeit gekränkt wäre, so dächte ich so klein, daß ich darüber nicht wegkäme. Nee, mein Junge, schwach ist der alte Skau wohl manchmal, aber so ist er doch nicht! Im Gegenteil! Wenn ich in solchem Fall wieder richtiges Besteck habe, dann mein ich, ich müßte jeden Fetzen Leinewand beisetzen, um den Verlust des falschen Kurses im neuen wieder aufzulaufen, und so möchte ich dir eigenhändig zwei Sterne erster Größe vom Himmel herunterholen und dir auf die Epaulettes setzen. So liegt die Sache, wenn nur nicht — Wenn — wenn — Ja, siehst du, Junge, da ist noch'n Fall. Ich erkläre zwar von vornherein, daß ich unrecht habe! Frau Skau hat das immer gesagt. Aber ich bin dafür, daß ein ordentlicher Kommandant sein Besteck selbst nachrechnet und ob er einen noch so vorzüglichen Navigations-Offizier an Bord hätte. Siehst du, diese Sache ist nun die. Hm — ja — ja —"

Ernst nahm die Cigarre aus dem Munde. „Onkel, ich habe auch noch eine Sache auf dem Herzen. Tante wollte mir schon einmal Aufklärung darüber geben, aber sie schien an eine gewisse Diskretion gebunden zu sein, und dann kamen wir überhaupt nicht mehr dazu. Sag mal aufrichtig, was hattet ihr eigentlich gegen mich?"

Der Kommodore spießte mit seinem großen Zeigefinger gegen Ernst: „Siehst du, mein Sohn, das ist der Fall, den ich meinte! Jawohl, was wir gegen dich hatten? Das war natürlich, denn gerade herausgesagt: wir hatten dich eigentlich gar nicht eingeladen!"

„Ei der Tausend, meinst du, daß ich uneingeladen gekommen wäre, Onkel?" rief Ernst, indem er sich im Bette aufsetzte. „Du hast doch selbst —"

„Ja, ich habe deiner Mutter selbst in einigen Zeilen geantwortet, in der Form nicht so schroff, ich bin eben ein gutmütiger Mensch, und weil meine Frau es nicht wollte; aber wenn sie daraus 'ne freundliche Einladung entnommen hat, na ich danke!"

Jetzt wurde der junge Mann sehr ernst. „Onkel, was denkst du denn von meiner Mutter! Auf alle Fälle hast du doch geschrieben, es würde dir nicht ohne Interesse sein, mich zu der und der Zeit in deinem Hause kennen zu lernen."

„Zum Teufel, ja! Aber nur weil deine Mutter dich schlankweg zu diesem Termin angemeldet hatte! Ich hatte ihr indessen vorher durch Tante Marie raten lassen, daß du mich mit deinem werten Besuch verschonen möchtest, lieber Neveu!"

„Nun, lieber Onkel, dann kann ich dir sagen, daß Tante Marie Hotrup das strikte Gegenteil schrieb! Ich habe dies mit eigenen Augen gelesen. Sie gab sogar genau den erwünschten Zeitpunkt an, zu dem Mama mich, ohne sich auf sie zu beziehen, einfach anmelden sollte; das wäre dir so am liebsten, auch wenn du in deiner unceremoniellen Art kurz oder gar nicht antworten würdest."

Der Kommodore saß mit offenem Munde da und vergaß Pfeife und Monocle.

Das hatte seine Schwester, seine leibliche Schwester, seine Lieblingsschwester gethan! Sie, die ihm — wie er einsah, ganz entstellter- und erlogenerweise — mitgeteilt hatte, sie habe einen Brief von Magda

Malte bekommen, der von Neid wegen der günstigen Vermögenslage des Kommodores und von übertriebenen Klagen über ihre eigene Armut strotze. Ob die Schwester nicht einmal eine Annäherung zwischen ihrem Sohn und dem Kommodore vermitteln könnte? Ernst gefiele ihm vielleicht und würde dann wohl vom Onkel eine finanzielle Unterstützung oder eine Berücksichtigung im Testamente erreichen. Er gefiele auch den jungen Mädchen immer gut, Helfa würde ihn gewiß gern leiden mögen, wenn sie ihn kennen lernte, u. s. w. Sie — Marie — aber habe gehört, daß in dem angeblichen Biedermann, dem Ernst, ein ganz gefährlicher Bursche stecke, der lediglich eine Erpressungstour zu den unbekannten reichen Verwandten machen möchte und dem es als echten preußischen Leutnant wohl passen würde, eine dänische Erbin wegzuschnappen. Gleichzeitig hatte sie Richards Ankunft angekündigt und von seiner Dekorierung berichtet, die der König von Griechenland mit eigener Hand vorgenommen habe. Seine Schwester hatte also den deutschen Besuch ihm denunziert, ihm geraten, solchen sich vom Leibe zu halten, und gleichzeitig die Stiefschwester dazu animiert! Das war ja in der That eine Intrigue ersten Ranges!

Er sprang auf und gab dem Stuhl mit seinem schweren Holzschuh einen verächtlichen Tritt. „Jetzt weiß ich auch, warum sie's gethan haben!“ schrie er. Dann pflanzte er sich wieder vor Ernst auf.

„Ich hab ihnen vor einiger Zeit beiläufig gesagt, daß ich anstandshalber bei meinem Ableben doch nicht ganz vergessen dürfte, daß ihr meine Verwandten seiet. Das haben sie sich gemerkt. Sie haben Angst gekriegt, daß ihnen dann selbst etwas Wind aus den Segeln gehen könnte, und haben dich herübergeholt, um dich mir zu verekeln, mein Sohn!“

Auch Ernst bezweifelte diesen Sachverhalt nicht im mindesten. „Sehr getraut hat Mama den Hotrups nie, Onkel,“ bemerkte er; „unglücklicherweise ist sie diesmal doch nicht vorsichtig genug gewesen.“

„Unglücklicherweise?“ schrie der Kommodore. „Zehntausendmal glücklicherweise! Was wäre aus meinem Kinde geworden ohne diesen gesegneten Urlaub!“

Und ehe sich Ernst dessen versah, hatte der Kommodore ihn beim Wickel und drückte ihm einen herzhaften Kuß auf den Mund. Ernst streichelte dem guten Alten über die großen, roten, unrasierten Backen.

„Ich werde jetzt zufrieden von Gammelgaard scheiden und gern an euch alle zurückdenken.“

„Aber du kommst wieder?“

„Nein, Onkel, niemals!“

„Himmeldonnerwetter, Junge, mach keinen Unsinn!“

Der Neffe schüttelte den Kopf.

„Wenigstens steh erst einmal auf, Faulpelz! Frau Skau wartet schon darauf, dich in ihre Arme zu schließen!“ brummte der Kommodore fast ärgerlich. Dann klapperte er auf seinen schweren Schuhen wieder aus dem Zimmer, um seiner Frau Nachricht zu bringen und eine ihr wohlgefälligere Toilette zu machen.

Der Nebel war verschwunden; strahlender Sonnenschein lag über der See.

„Das giebt gutes Reisewetter morgen,“ murmelte Ernst und erhob sich rasch.

* *
*

Frau Skau und Ernst warteten schon bei Tisch auf den Onkel.

Dann kam er von Helfa herunter, im Frack, wie er es zur Hauptmahlzeit gewohnt war.

Er sah sehr verdrießlich aus und sprach zunächst keine Silbe. Über Frau Skaus Gesicht glitt ein tiefer Schatten, während die Ruhe, die auf Ernsts Zügen lag, vollkommen unverändert blieb.

Der Sonnenschein flutete hell, aber nicht störend ins Zimmer. Er durchleuchtete die Karaffe mit dem Bordeauxwein, daß der feurig-purpurne Reflex sich über das weiße Tafeltuch malte. Auf dem Tische prangte ein Blumenstrauß, wie die Frau Kommodore es liebte; auf das unbenutzte Gedeck darunter war eine Jasminblüte gefallen. Neben diesem Gedeck lag heute kein zweites mehr.

„Das Kind hat Kopfweh,“ brummte der alte Herr.

„Laß sie nur, Harald; es ist doch natürlich, daß sie sehr angegriffen ist.“

Der Kommodore fand es innerlich auch

natürlich; wenn die Zeit nur nicht gar so knapp gewesen wäre!

Von Hotrup war mit keinem Wort die Rede; auch die harmlosen Erlebnisse auf dem Markte von Lillesö wurden kaum gestreift.

Ernst suchte das Tischgespräch in ganz objektiven Bahnen zu halten. Mit mütterlicher Liebe hing Frau Skaus Auge an ihm, und dann verlor sich ihr Blick gedankenschwer durch das offene Fenster, wo die überhängenden Rosenranken im leichten Seewinde schwankten, in die blaue Ferne. Das Unglück war an ihrem Kinde vorbeigegangen; was würde nun das Glück thun?

Der Kommodore schob Ernst immer die besten Bissen zu. „Noch'n Stück Braten, mein Junge! So'n Kalbfleisch wie in Gammelgaard kriegst du in ganz Skandinavien nicht mehr! — 'n bißchen Kompott? Da, die Mirabellen, die sind Frau Skaus Force! Sämtliche Kapitäns, die sonst nie süßes Zeug mochten, kamen immer zum Diner zu mir an Bord, bloß wegen der selbsteingemachten Mirabellen deiner Tante!"

Schalkhaft blinzelte er seine Frau an, und sie lächelte ihm freundlich zu.

„Ein Glas mußt du aber noch trinken, Junge! Du siehst mir heute auch ein bißchen nach trockenem Tauwerk aus; besser labsalen und teeren, mein Junge, daß es wieder schmeidig wird und Couleur kriegt!"

So ermunterte der Kommodore unermüdlich und legte vertraulich seine Hand auf Ernsts Arm, klopfte ihn auf die Schulter, legte ihm vor oder schenkte ihm ein, kurz er bemühte sich auf jede erdenkliche Weise, Ernst die Mahlzeit erfreulicher zu gestalten, als die Mittagsstunden der bisher gemeinsam verlebten Tage.

Nachmittags führte er den Neffen auf ganz Gammelgaard herum, wie wenn diesem die schöne Besitzung noch ein völlig fremdes Ding gewesen sei. „Mab" wieherte laut und sah sich, ungeduldig an dem Halfter zerrend, mit großen Augen nach ihnen um, als sie in den Stall traten. Ernst klopfte ihr den blanken Rücken; die Stute aber wendete sich ab und schnob aus den Nüstern. Der Kommodore hielt ihr ein Stück Zucker unters Maul; auch davon wollte das Tier nichts wissen.

„Seit zwei Tagen ist sie nicht geritten, und heute hat sie ihre Herrin überhaupt noch nicht gesehen; das kennt sie gar nicht," meinte der Kommodore bekümmert. „Unser Liebling kommt aber noch; ganz gewiß, er kommt noch, altes Mädchen!" fügte er tröstend hinzu.

So verging der Nachmittag. Helfa ließ nichts von sich hören. Herr und Frau Skau sahen immer trauriger drein. Der Abend kam und verging, Helfa blieb aus. Der Kommodore suchte sich und die anderen durch Erzählung toller Seemannsschnurren zu zerstreuen; bei der geringsten Kleinigkeit aber brauste er dazwischen auf und wetterte zornig los; ein Zeichen, welche krappe See unter dem Sonnennebel wühlte.

Ernst hatte mit sich abgeschlossen. Er lag zwar lange wach, doch dann schlief er fest und gesund, bis der Tagesschein ihn weckte. Ohne sich eine Sekunde zu besinnen, sprang er aus dem Bette und packte sein Köfferchen.

Als er zum Kaffee herunterkam, fand er Onkel und Tante bereits gerüstet, ihn zu begleiten. Noch einmal verschwand der Onkel nach oben, um dann, mit hoffnungsloser Miene wiederkehrend, zu knurren: „Frau, sag, daß der Wagen kommt, es wird Zeit."

Nun dröhnte es, Hufe stampften, der Sand rauschte und knisterte unter den Rädern — der Wagen hielt vor der Thür. Es war derselbe schmucke Korbwagen. Wieder legte der Kutscher achtungsvoll die Hand an den Hut. Dieselben schönen Füchse warfen ihre Köpfe; freudig schnaubten sie den Atemdampf in die frische Morgenluft. Das frischlackierte Geschirr glänzte, und die neusilbernen Beschläge blitzten. So, nun saßen Tante und Onkel, Ernst ihnen gegenüber. Der Kommodore drehte sich noch immer gegen das Haus und starrte nach der Flurtreppe. Nichts! nichts!

„Los!" Der alte Herr drückte sich finster in den Fond zurück; die Pferde zogen an; die beiden appetitlichen, rotwangigen Dienstmädchen dienerten und nickten; der Wagen sauste um das Rasenstück herum, aus dem Thor in die Tannenallee hinein, und Ernst warf jetzt mit tiefem, nicht zu unterdrückendem Schmerz im Herzen die letzten Blicke auf das traulich bewachsene Haus. Nichts! nichts!

Da er rückwärts saß, konnte er auf der Höhe der Roggenkoppel noch einmal auf Gammelgaard hinunterschauen. Noch lieblicher als vor acht Tagen am Mittage lag es jetzt im Morgensonnenschein in den schwellenden, duftigen Waldwellen unten vor ihm, umarmt von dem fernhin blauenden Meer.

Dann fuhren sie in den Buchenwald hinein, auf dessen smaragdenem Laube der Tau noch blinkte und durch dessen weißliche Riesensäulen die Sonnenstrahlen vergoldend über das braune Abfallaub streiften, während der Schlag der vom Wagenrollen verscheuchten Finken von abseits sich wölbenden Ästen herüberdrang.

Wiederum holperte der Wagen über das unfreundliche Pflaster des freundlichen Hafenstädtchens und fuhr dann in schlankem Trabe am Quai vor, wo bereits dicker Rauch mit tiefbrummendem Ton dem Schornstein des deutschen Dampfers entquoll. Dasselbe geschäftige Treiben herrschte hier wie vor acht Tagen. Über die vordere Laufplanke wurden noch saubere Butterfässer auf den Dampfer gerollt, der Rest der Ladung. Da eine ziemliche Anzahl dieser zu verstauen war, so gingen die Skaus, nachdem sie mit ihrem Neffen den Wagen verlassen hatten, außerhalb des Kreises neugieriger Menschen noch ein wenig am Bollwerk auf und ab.

Dem alten Kommodore stand das helle Wasser in den Augen, wie er, Ernst umarmend, sagte: „Und du sollst und mußt wiederkommen, Junge!“

Frau Skau vereinigte ihre Bitten mit denen ihres Gatten. Mit beiden Händen faßte sie Ernsts Rechte. „Sie wird dich schon wieder gern haben, glaube mir das und warte ab!“

Allein Ernst blieb fest.

Die drei umarmten sich.

„Grüße sie!“ bat Ernst mit erstickter Stimme, unfähig zu einem weiteren Wort.

Das letzte der Butterfässer war verladen; zum zweiten- und letztenmal mahnte die Dampfpfeife. Quaiarbeiter begannen die Trossen, die das Schiff noch hielten, loszuwerfen. Der Augenblick des Abschieds war da.

Ernst wandte sich um und ging schnellen Schrittes an Bord, wo der Kapitän ihn herzlich willkommen hieß.

Da standen die beiden guten Leute am Lande nun mit nassen Augen und sahen, wie sich das Schiff abdrehte und erst langsam, dann immer schneller fortglitt. Es war ihnen, als ob ein Sohn auf Nimmerwiederkehr vom elterlichen Hause geschieden sei.

Ernst grüßte, entblößten Hauptes, von der Heckgräting aus so lange mit der Hand, wie er konnte. Die Tante winkte mit ihrem Sonnenschirm zurück und hielt dabei den Kommodore, der beängstigend nahe an den Bollwerksrand vorgetreten war und mit der hocherhobenen Rechten seinen großen Panamahut feierlich gen Himmel reckte, am Rockzipfel fest.

Immer mehr zogen sich Schiffe, Häuser und Menschen in eins zusammen; dahinter stiegen die Buchenwaldhügel höher. Der Kommodore und seine Frau waren nicht mehr zu erkennen. Aber noch immer stand Ernst da und starrte nach dem schönen Lande, das ihm meteorgleich das Glück gezeigt und wieder entzogen hatte. Es war ihm, als sei er jahrelang aus der Heimat verbannt gewesen.

Ringsum blaues Meer und darüber wieder der Sonnenschein; und an Steuerbord, ganz in der Nähe, immer noch Gehölz, rotdachige Häuser, Wiesen und Korn.

Und nun hart um die letzte vorspringende Waldhuk — — Da —!

Auf schaumbedecktem Pferde, das in den hellgrünen Saum des Salzwassers vorgetreten war, hielt, gleichsam aus Erz gegossen, eine Reiterin.

Wie der Blitz war Ernst auf der Regeling und schrie mit einer Stimme, als ob er in Nacht und Sturm zur Vorbramrahe hinaufkommandierte: „Auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen!“ gab das Echo der Buchenhügel zurück. Helfa ließ ihr Taschentuch flattern.

Dann glitt die Waldcoulisse vor, und der Dampfer verlor sich mit heftigem Maschinengestampfe ins Blau.



Der Quai der Marmorhändler mit der Rückseite des Franc de Bruges.

Brügge.

Ein flandrisches Städtebild

von

Walther Gensel.

(Nachdruck ist untersagt.)

Unter dem Titel „Bruges-la-Morte“ ließ vor ein paar Jahren der jüngst verstorbene belgische Dichter Rodenbach einen Roman erscheinen. Eine schwermütige, unheimliche Geschichte, in der halbwahnsinniger Totenkultus und Doppelgängerei sich seltsam verketten, und zu der die Kanäle, die uralten Bäume, die engen Gäßchen von Brügge einen unendlich stimmungsvollen Hintergrund bilden. Beguinen huschen an uns vorüber, eine Prozession zieht auf, zwischen das Murmeln des Wassers klingt fromme Musik, und Weihrauchduft mischt sich mit dem Geruche halbverwelkter Blumen. An dieses merkwürdige Buch wurde ich lebhaft erinnert, als ich neulich wieder einmal die alte Stadt besuchte. Während der Eisenbahnzug pfeifend und pustend in den Bahnhof einfuhr, begannen die Glocken der Erlöserkirche zu läuten, und langsam, eine nach der anderen, fielen die übrigen Glocken ein. Und auf dem Bahnsteige standen Priester in roten Talaren mit weißen Überhängen, brennende Kerzen in den Händen. Sie waren erschienen, einen Toten einzuholen, der in unserem Zuge, unbemerkt von den fröhlichen Reisenden, mitgekommen war: Bruges-la-Morte.

Eine tote Stadt, allerdings. In den Hauptstraßen und auf dem großen Markte herrscht wohl noch einiges Leben; kommt man aber in entlegenere Viertel, so ist alles wie ausgestorben. Auf den Gassen und Plätzen wächst Gras, nur hier und da spielen

Kinder, die sich ganz sorglos gehen lassen; denn eine Gefahr, überfahren zu werden, giebt es für sie nicht. Verblichen ist all der Glanz, den die stolze Stadt einst besessen hat, und von dem uns die Chroniken Wunder zu erzählen wissen. „1456 sah man an einem einzigen Tage hundertundfünfzig fremde Schiffe in ihren Hafen einlaufen. Die Stadt, die damals den Gipfel ihres Glanzes erreicht hatte, zählte zweiundfünfzig Gilden und 150000 Einwohner. 50000 Leute fanden Arbeit in ihren Mauern," heißt es da. Und schon 1301 soll Johanna von Navarra, als sie an der Seite ihres Gemahls, Philipps des Schönen, in Brügge einzog, von dem Luxus der Patricierfrauen so geblendet gewesen sein, daß sie ausrief: „Ich glaubte, allein Königin in Frankreich zu sein, hier aber sehe ich sechshundert Königinnen um mich." Seit dem Aufkommen Antwerpens ist es unaufhaltsam mit dem Glanze bergab gegangen. Wie kläglich klingen die Angaben der modernen Statistik! 1854 zählte Brügge nur noch 51000 Einwohner, 1890 sogar nur 47497, darunter 6000 Frauen mehr als Männer. Der Wohlstand scheint sich allerdings in der letzten Zeit wieder ein wenig gehoben zu haben. Während um die Mitte des Jahrhunderts fast die Hälfte der Einwohner öffentliche Armenunterstützung erhielt, ist die Zahl der Armen jetzt auf etwas über 13000 gesunken. Und doch: dreizehntausend Almosenempfänger! Was würden die reichen Kaufherren dazu sagen in ihren Sammetanzügen und goldenen Ketten und ihre Frauen mit den schweren seidenen Gewändern und den Perlenschnüren, die uns so stolz und zufrieden von den alten Bildern herab ansehen!

Die Wollstraße
mit dem Hallenturm.

Und doch ist es eine liebe Stadt, eine Stadt, zu der es einen immer von neuem hinzieht. Wie keine zweite vermag sie uns ins Mittelalter zurückzuversetzen, nirgends habe ich so seinen Hauch verspürt. Auch in Venedig nicht. Dort erinnern die lauten Stimmen der Fremdenführer, das Pfeifen der Dampfboote, die vornehmen neuen Gasthöfe uns doch immer wieder daran, daß wir am Ende des neunzehnten Jahrhunderts stehen. Hier aber ist es, vielleicht mit Ausnahme einiger weniger Reisewochen, ganz still.

Aber wer diesen Zauber verspüren, wer Brügge wirklich lieb gewinnen will, der darf freilich nicht, wie die meisten Reisenden es thun, nur einen Zug übersprin-

gen und sich mit dem Anschauen einiger Kirchen und Gemälde begnügen. Er muß Muße haben, stundenlang in den entlegensten Gäßchen umherzuschlendern, sich auf den Treppenstufen der alten Häuser niederzulassen, sich über die Geländer der alten Brücken zu lehnen. Er muß gegen Abend sich neben die Greise und Mädchen auf den Burgplatz setzen und des Nachts, wenn der Mond geisterhaft auf die riesigen Türme herabscheint, am Dyvergraben seinen Gedanken nachhängen. Wer freilich keine Poesie in sich hat, der soll lieber das alles bleiben lassen. Dem erzählen die verwitterten Giebel doch nichts, dem rauschen die stillen Kanäle keine Melodien zu, für den ist das eintönige, immer wiederkehrende Läuten des Hallenturmes ein widriges Bimbaumbimmel, aus dem er nichts heraushört ...

Zwei Hauptgruppen von Sehenswürdigkeiten besitzt Brügge; die geistliche und die weltliche könnten wir sie nennen. Wenn wir vom Bahnhofe kommen, liegt die erstere uns am nächsten. In wenigen Minuten führt uns die Rue Sud du grand Sablon zur Erlöserkirche (St. Sauveur), und kaum zweihundert Schritte von dieser entfernt liegt auch die Liebfrauenkirche (Notre-Dame), die zweitgrößte der Stadt. Äußerlich bieten beide nicht eben viel. St. Sauveur ist ein schmuckloser, ziemlich plumper Backsteinbau frühgotischen Stils aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, der obendrein durch spätere Anbauten sein einheitliches Aussehen verloren hat, und ganz ähnlich steht es mit Notre-Dame. Nur ein spätgotischer, sehr zierlicher Anbau, das Paradies genannt, der jetzt als Taufkapelle benutzt wird, ist an ihr wirklich bemerkenswert. Das Innere der Erlöserkirche enthält außer einigen wundervollen Grabplatten aus dem dreizehnten bis fünfzehnten Jahrhundert mehrere schöne Gemälde, darunter die berühmte, viel umstrittene „Marter des heiligen Hippolytus“ von Dierick Bouts, ein Bild, das durch seinen anmutigen Hintergrund eine wichtige Rolle in der Geschichte der Entwicklung des Landschaftsgefühls spielt, durch seinen Gegenstand aber nicht eben anziehend wirkt, und ein Abendmahl von Pourbus.


Der Hallenturm.

Die Verhältnisse des Innern sind harmonisch und edel, und die Ausmalung durch den Künstler Béthune paßt sich ihnen glücklich an. Dagegen ist das Innere der Liebfrauenkirche ein schlimmes Zeugnis moderner Barbarei. Mit seiner grünen und weißen Tünche, die — wer hält es für möglich! — erst 1889 aufgesetzt worden ist, mit seinen häßlichen, groben Holzportalen, seinen zahllosen billigen, fabrikmäßig hergestellten Statuen stößt es

uns geradezu ab. Glücklicherweise besitzt die Kirche dafür ein Kleinod, an dem man sich nicht satt sehen kann, das ist die „Madonna mit dem Kinde“ aus Michelangelos Frühzeit. Wie oft hat man die Gipsabgüsse davon in unseren Museen gesehen, und wie viel öfter noch ist man achtlos an ihnen vorbeigegangen. Aber wie weit bleibt auch der Gipsabguß hinter dem Originale zurück! Wie die Hände gearbeitet sind, wie das Händchen des Kindes hilfesuchend und innig vertrauend in der Hand der Mutter ruht, wie das andere daliegt mit den zarten Grübchen und den leichtgespreizten kleinen Fingern! Und dann der strenge, keusche und doch anmutige Ausdruck der Mutter, die Falten des Gewandes, die Füße, alles das ist von der überwältigendsten Schönheit. 1514 wurde der herrliche Schatz von dem Brügger Kaufmann Jan Mouscron der Kirche überwiesen, 1521 konnte ihn schon Albrecht Dürer auf seiner niederländischen Reise bewundern. („Darnach sahe das Alabaser Marien-Bilt zu Unser Frauen, das Michael-Angelo von Rohm gemacht hat.“) Viele haben an der Echtheit gezweifelt, und manche zweifeln noch heute daran: zu weich, zu fein, zu rund sei die Ausführung für den ungestümen Florentiner. Aber wer in aller Welt hätte das Werk denn sonst ausführen sollen! Der Entwurf geht übrigens unzweifelhaft auf ihn zurück. Noch ganz im Banne des Wunderwerkes hören wir nur mit halbem Ohr dem freundlichen Küster zu, der uns die anderen Sehenswürdigkeiten der Kirche, Bilder von Pourbus, Maes, de Crayer erklärt, uns auch die prachtvollen Grabdenkmäler Karls des Kühnen und seiner Tochter zeigt, um rasch noch einmal zurückzukehren, uns noch einmal ganz in seinen Anblick zu



Die Erlöserkirche (St. Sauveur).

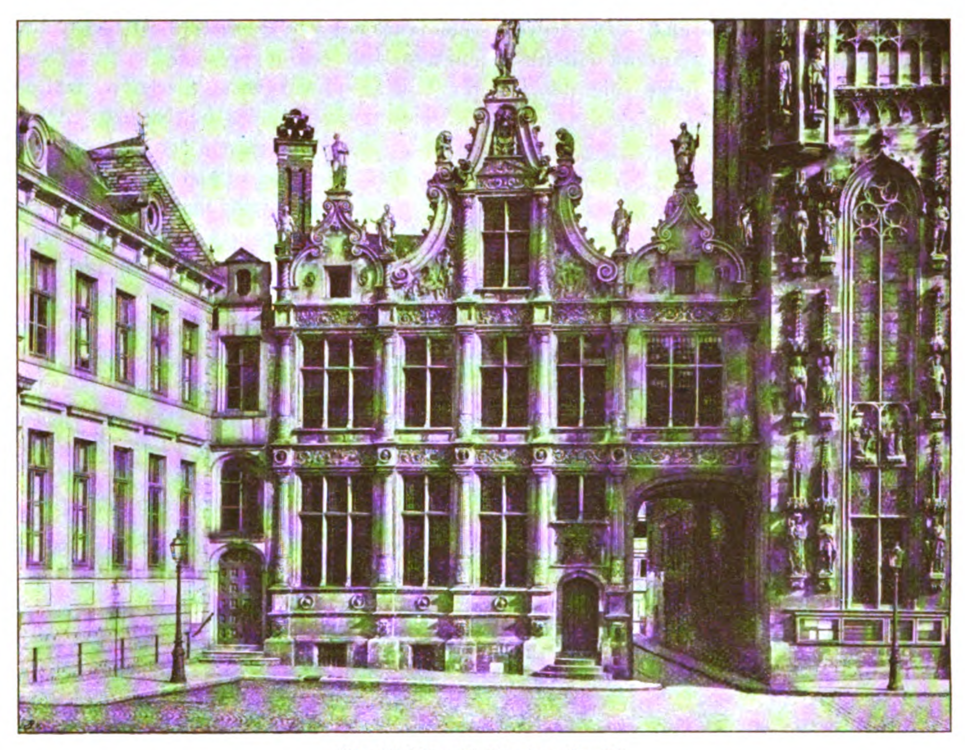
versenken. Ist es doch auch viel besser, einen großen dauernden Eindruck mit hinwegzunehmen, als viele kleine, die sich ja doch bald wieder verwischen.

Von Michelangelo zu Memling ist ein weiter Schritt, hundertundfünfzig Jahre zurück in der Geschichte, von der Blüte der italienischen Renaissance zu den nordländischen Primitiven. Überhasten wir uns also nicht, stürzen wir nicht gleich in das nahe Johannes-Hospital, sondern schlendern wir noch einmal um die Kirche herum und sehen uns auch von außen und innen das prächtige Gruuthuuse an, das jetzt verständnisvoll restauriert wird.

Brügge und Memling, die beiden Namen sind unauflöslich miteinander verbunden; auf Schritt und Tritt begegnen wir den Werken des Künstlers. Sagenumwoben wie kaum das eines anderen ist sein Leben; schrieb doch Goethe noch nicht einmal seinen Namen richtig, ist doch erst kürzlich sein Geburtsort festgestellt worden. 1475, in einer düsteren Nacht, kommt er flüchtend und totmatt vom Schlachtfeld hier an; kaum kann er vor Erschöpfung den Klopfer heben, um Einlaß zu heischen. Die frommen Mönche erbarmen sich seiner und pflegen ihn, und hier lernt er, nach einem unstäten Leben, zum erstenmal den Segen des Friedens, des äußeren und des inneren, kennen und beginnt seine unsterblichen Werke zu malen. So wird uns erzählt. Alles dies ist von der neueren Forschung in das Reich der Fabel verwiesen worden. Memling war ein braver Bürger von Brügge, dort wahrscheinlich schon seit dem Beginn der siebziger Jahre ansässig, und besaß drei Häuser, eine brave Frau und drei Söhne. Das klingt freilich nicht sehr romantisch. Fast möchte man es bedauern, wenn man in den alten Thorweg des ehrwürdigen, schon 1188 gegründeten Johannes-Hospitals eintritt. Die große Glocke, die lange in dem Gange nachtönt, der schlürfende Schritt des alten Pförtners, die Augustinerschwestern, die an uns vorüberhuschen, der eigentümliche Geruch, der jedem Krankenhause anhaftet, alles versetzt uns in eine Stimmung, die trefflich zu der Sage paßt, und in feierlicher Spannung folgen wir unserem Führer ins Museum. Eine merkwürdige Bezeichnung, „Museum“, für diesen einen mäßig großen, anspruchslosen Kapitelsaal, der indes mehr Meisterwerke enthält als manches stolze Gebäude, das diesen Namen führt.

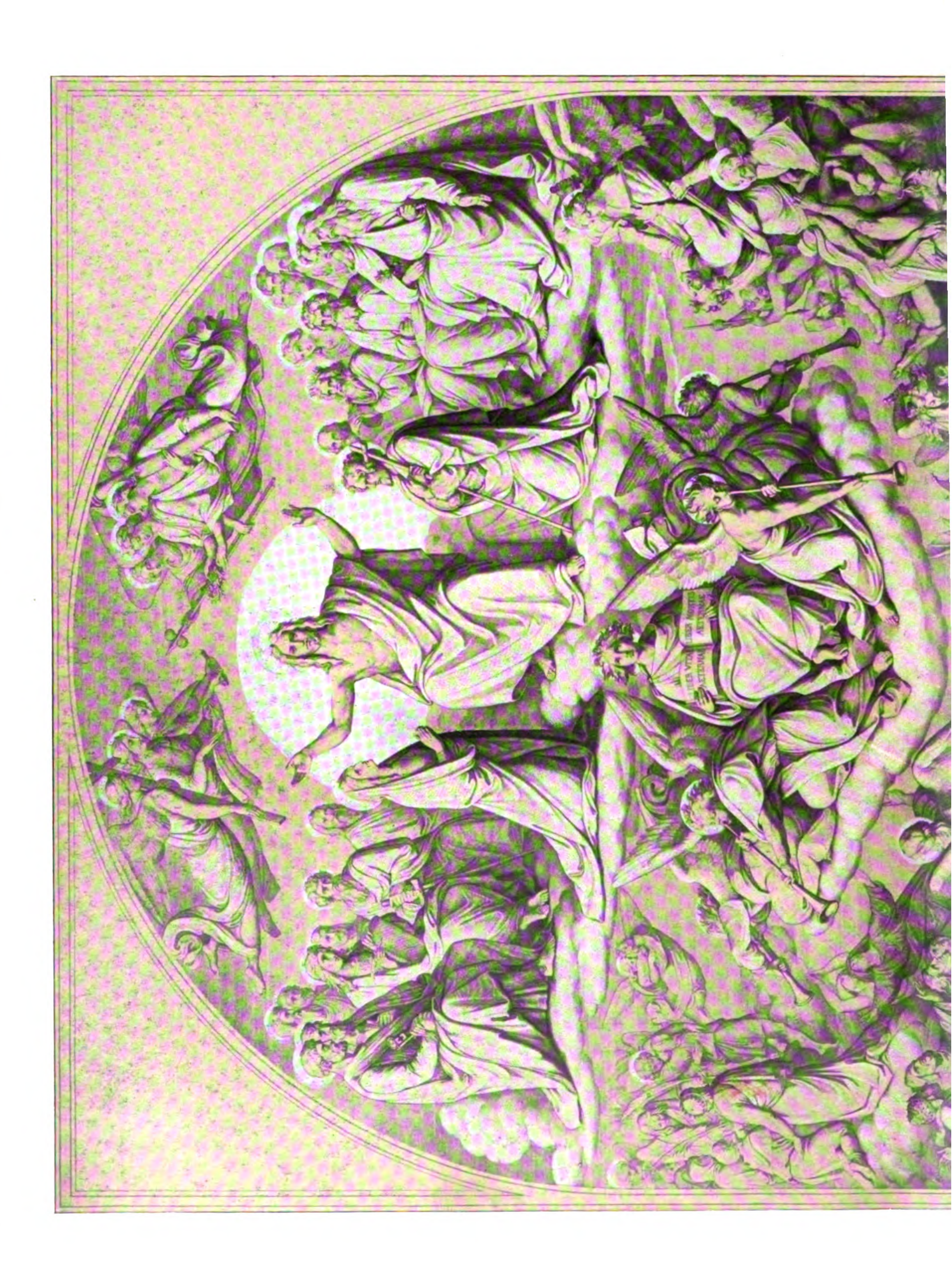
Die Südseite des Burgplatzes.

Memlings kunstgeschichtliche Bedeutung zu erörtern, ist hier nicht der Platz. Genug, daß er nicht nur kunstgeschichtlich interessant



Die Stadtkanzlei (Ancien Greffe).

ist, daß seine schlichte Größe von jedem verstanden werden kann. Wer sich die Mühe nimmt, sich eine Stunde lang ganz in den Anblick dieser Bilder zu versenken, dem müssen sie zu reden anfangen, wenn er nicht für Schönheit überhaupt unempfänglich ist. Das berühmteste Stück ist der Ursulaschrein, eine Truhe in reicher Holzschnitzerei von nicht ganz einem Meter Länge, in die am 24. Oktober 1489 die Reliquien der Heiligen übertragen wurden. Der Künstler hat auf den beiden Schmalseiten die Madonna und die heilige Ursula gemalt, auf den sechs Feldern die Geschichte der elftausend Jungfrauen dargestellt, wie sie nach den Offenbarungen der heiligen Elisabeth von Schönau im Volksmunde lebte. Wir sehen, wie Ursula mit ihren Begleiterinnen in Köln ankommt, wie sie in Basel sich ausschifft, wie sie in Rom vom Papst empfangen wird und seinen Segen empfängt; dann die Rückkehr nach Basel, das Märtyrertum der Gefährtinnen und endlich der Heiligen selbst im Hunnenlager vor Köln. Nicht alle Bilder sind gleich vollendet in der Farbe, nicht alle gleich ansprechend in der Auffassung des Stoffes. Aber über welche Kunst der Gruppierung verfügt der Künstler schon, wie entzückend sind die landschaftlichen und architektonischen Hintergründe! Das Bild mit dem Dom und den Kirchtürmen von Köln ist für uns eine wichtige Urkunde für deren damaliges Aussehen. Und welche Fülle und Kraft der Charakteristik; jeder noch so kleine Kopf ist ein ausdrucksvolles Porträt. Daß die Männerköpfe im allgemeinen noch besser gelungen sind als die Frauenköpfe, ist leicht erklärlich. Die heiligen Jungfrauen lassen ein wenig gar zu vergnügt den Tod über sich ergehen; aber so wollte es ja die fromme Legende. Ein wenig zu zierlich, zu miniaturenhaft kommt einem allerdings vielleicht diese köstliche Malerei vor, wenn man, wie wir das letzte Mal, vom Genter Altar der großen Vorgänger Memlings, der Brüder van Eyck, kommt. Gehört der Ursulaschrein einer späteren Periode des Meisters an — er ist um 1495 gestorben —, so sind der Johannesaltar und das Flügelbild mit der Anbetung der Könige köstliche Werke, nicht aus seiner Frühzeit, von der ist uns nichts erhalten, aber aus einer älteren Zeit. Ist





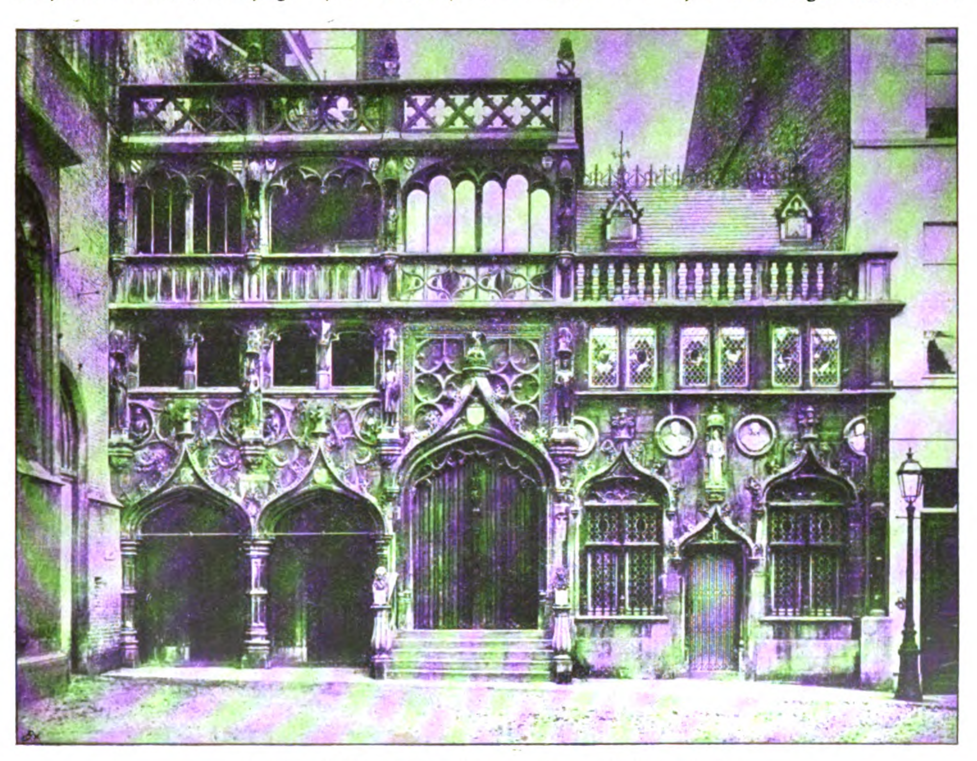
Peter von Cornelius: Das jüngste Gericht. Hochaltarbild in der Ludwigskirche zu München.

letzteres vielleicht noch harmonischer im Ton, sind die Gestalten vielleicht noch plastischer, so überrascht jenes durch seine Mannigfaltigkeit. Das Mittelbild, die Vermählung der heiligen Katharina, bei der die beiden Johannes, der Täufer und der Evangelist, Zeugen sind, ist eine innige Familienscene von großer Anmut, der linke Flügel, die Enthauptung des Täufers, eine Scene von einem bei Memling ungewohnten Realismus, der rechte endlich, die Apokalypse, das Werk einer gewaltigen Phantasie. Außerdem enthält der Raum noch eine Anzahl weniger wertvoller, zum Teil nicht einmal beglaubigter Werke des Meisters. Wer hier die altflandrische Kunst nicht lieben lernt, wird es nirgends lernen.

Das eigentliche Museum, übrigens auch nur ein einziger und obendrein schlecht erleuchteter Raum, so wichtig er für den Kunstforscher ist, bietet dem Laien bei weitem keinen so weihevollen Genuß wie das Johanneshospital. Außer einem weiteren großen Bilde von Memling und einigen sehr interessanten Bildern von Gerard David enthält es besonders die berühmte nur allzu realistische Madonna des Kanonikus Georg de Pala von Jan van Eyck. Ein liebenswürdiges Kleinod ist die heilige Barbara in der Kirche, eine unendlich feine Sepiazeichnung desselben Meisters.

Doch genug der Bilder. Froh, die engen Räume wieder verlassen zu können, kehren wir zur Kathedrale zurück und wenden uns von da durch die Steinstraße, die breiteste und geschäftsreichste von Brügge, nach dem großen Markte, dem eigentlichen Mittelpunkt der Stadt.

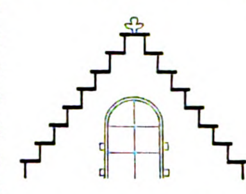
Herrlich sitzt es sich da vor dem Münchener Augustinerbräu oder einem der anderen netten alten Giebelhäuser auf der Nordseite. Das im Jahre 1887 aufgestellte Kolossaldenkmal der wackeren Zunftmeister Jan Breidel und Pieter de Coninc, die am 18. Mai 1302 ihre Mitbürger unter dem Schlachtrufe: Schilt ende Vrient! Wat Walsch es, valsch es, sla al dood! gegen die französischen Zwingherren führten, sieht man allerdings nur von der Rückseite. Aber dafür haben wir gerade vor uns den mäch-



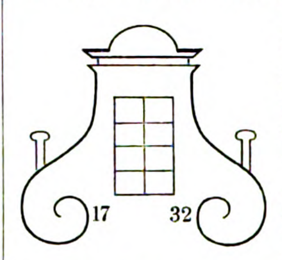
Portal und Treppenhaus der Kapelle vom heiligen Blute.

tigen Hallenturm, den Belfried, das Wahrzeichen der Stadt. Schön ist er nicht, dieser hundertsieben Meter hohe Koloß aus dem dreizehnten Jahrhundert, und besonders die Hallen selbst kleben recht unglücklich an seinem Fuße, aber gar trotzig und stark sieht er aus, so recht das Sinnbild der kräftigen Vlämen, die sich weder von den Franzosen noch von den Burgundern imponieren ließen. An der Ostseite erheben sich das Gouvernements- und das Postgebäude, beide erst neuerlich von verständnisvollen Baumeistern in gutem Brügger Stile erbaut, an der Westseite das stattliche Haus der Familie Bouckhout. Und zwischen und neben diesen Bauten sehen wir eine ganze Anzahl jener reizenden Treppen-Giebelhäuser, welche der Stadt ihr Gepräge geben. Leider sind nicht alle so!

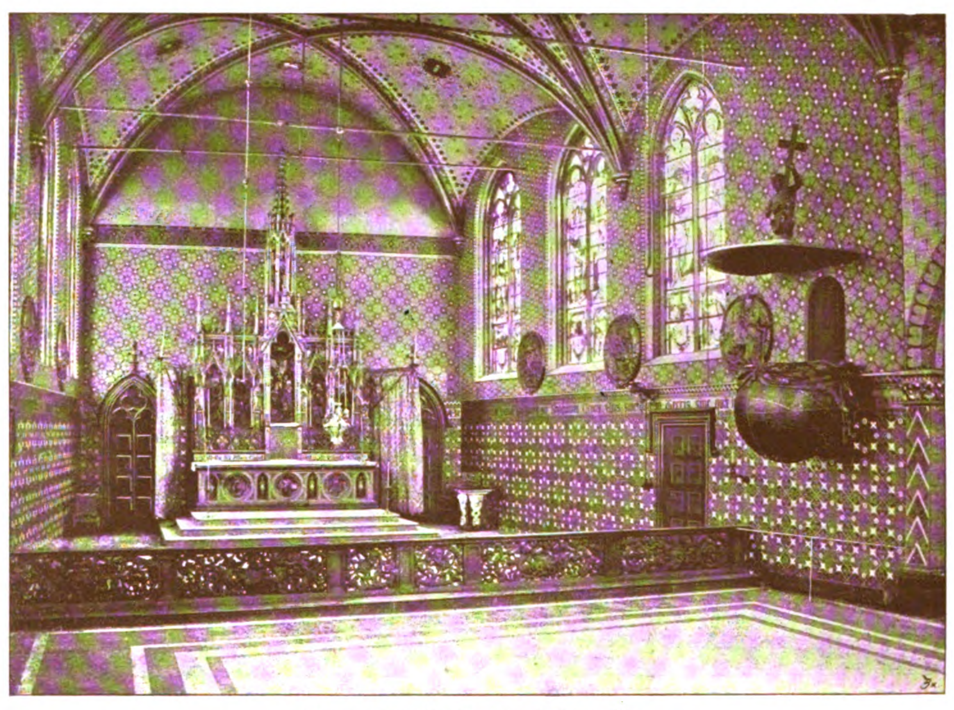
Auch hier haben wir wieder Ursache, über modernen Ungeschmack ein Klagelied anzustimmen. Die Ahnen bauten auf einen einfachen, aber hübschen roten oder gelben Backsteinbau einen zierlichen Giebel und setzten darein ein lustiges Fensterlein, bald rechteckig, bald im Rund- oder Spitzbogenstil, der Abwechselung halber. Das sah ungefähr so aus, wie es nachstehende Figur veranschaulicht.



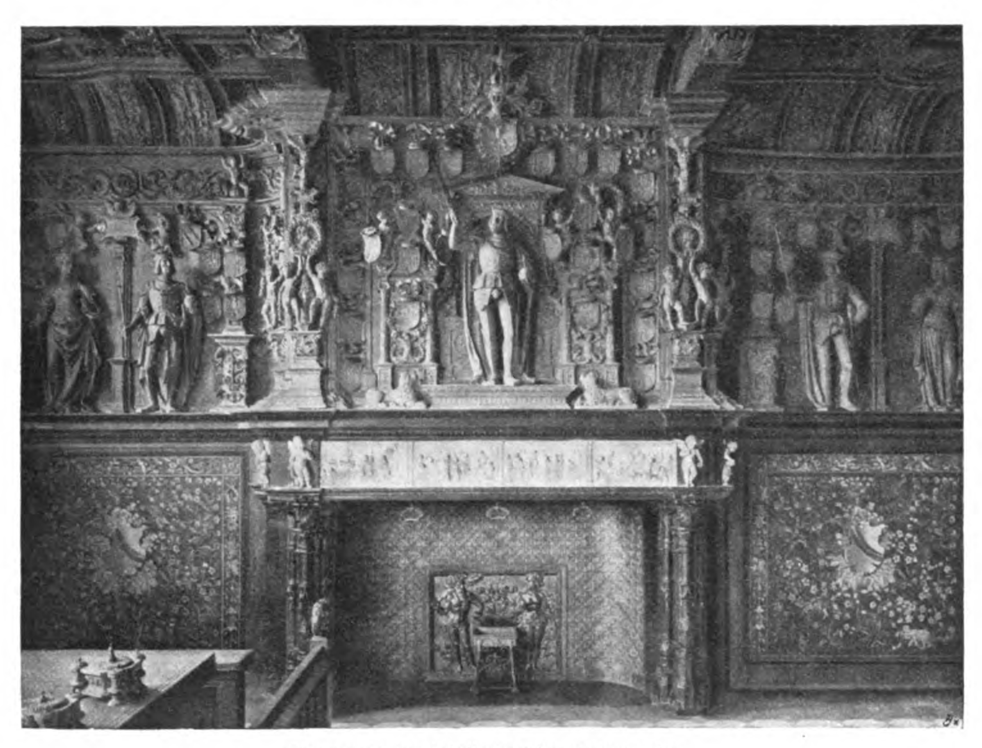
Urgroßvater hatte zwar seinen eigenen Kopf und wollte in seinem Stile bauen, aber er hatte doch wenigstens Geschmack. Was dort eckig war, wurde nun rund, und so entstand etwa das folgende Bild.



Aber wie machten es unsere teuren Väter und Großväter! Nun, von ihrem Geschmacke haben wir ja überall Proben vor Augen, es war eben gar kein Geschmack. Erst in allerjüngster Zeit hat sich das wieder gebessert. Die Bürger von Brügge haben angefangen einzusehen, was sie der großen Vergangenheit ihrer Vaterstadt schuldig sind. Überall finden wir moderne Privathäuser, die sich den alten Bauten harmonisch einfügen, wie, um nur ein Beispiel zu nennen, die reizende Giebelfassade gegenüber der Akademie mit der In-



Inneres der Kapelle vom heiligen Blute.



Der Kamin im Schöffensaal des Justizpalastes.

schrift: dit huys is de groote Sint Jacob ghenaemt. Und besonders den würdigen Stadtvätern wollen wir die Anerkennung dafür nicht versagen, daß sie sich einen Stadtbaumeister erkoren haben, der in seinem schönen Privathaus am Minnewater gezeigt hat, wie gut sich altflandrischer Stil mit behaglicher und vornehmer moderner Einrichtung vereinen läßt.

Ganz einheitlich ist also der Eindruck des großen Marktes durchaus nicht. Aber besonders gegen Abend, wenn die Einzelheiten verschwimmen und nur die Umrisse des großen Turmes sich scharf vom Horizonte abheben, macht er einen großartigen Eindruck.

Lauschiger und lieblicher erscheint uns der unweit südöstlich gelegene Burgplatz mit seinen alten Kastanien, wo des Nachmittags alle Bänke von den Brüggern mit ihren großen Schildmützen und den Brüggerinnen mit der merkwürdigen Kopfstracht und den weiten schweren Tuchröcken besetzt sind. Wie vertraulich klingt ihr Blämisch trotz all seiner Rauheit! Sich mit ihnen zu verständigen, ist allerdings nicht ganz leicht. Französisch können sie nicht, und wenn du es mit Plattdeutsch versuchst, sehen sie dich auch höchst verwundert an. Und mit dem Blämischen selbst ist es auch ein eigentümlich Ding. Soviel Städte, soviel Dialekte. Selbst ein Antwerpener und ein Brügger sollen sich nicht immer verstehen. Und noch vor einer Enttäuschung möchte ich dich warnen. Vielleicht hast du einmal den alten Vers gelesen, in dem formosis Bruga puellis gefeiert wird, Brügge mit den hübschen Mädchen. Spanne deine Erwartungen nicht zu hoch!

Welchem von den drei herrlichen Gebäuden an der Südseite des Platzes der Preis gebührt, ist schwer zu sagen. Aus dem vierzehnten, fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert stammend, geben sie ein anschauliches Bild mittelalterlicher Stilentwickelung, das gerade in seiner Gesamtheit ungemein malerisch wirkt. Übrigens sind sie alle sehr zierlich, das höchste von ihnen ist ohne Dach nur neunzehn Meter hoch. Aus der besten gotischen Zeit stammt das Rathaus; am 14. Januar 1376 von dem Steinmetzmeister Jean Rogiers begonnen, war es 1387 in der Hauptsache vollendet. Durch die ungewöhnlich hohen Fenster erhält es ein fast



Blick auf das Minnewater.

kirchenartiges Aussehen. Äußerst zierlich wirken die achteckigen Türmchen, von denen je drei die Vorder- und Rückseite schmücken, ja ihre luftigen Spitzen haben fast etwas zu Elegantes. Übrigens ist bei der Restauration in unserem Jahrhundert viel gesündigt worden. So hat man die alten Steine durch minderwertige neue ersetzt. Vor allem aber sind die achtundvierzig Statuen, die man an Stelle der alten von den Sansculotten zertrümmerten aufgestellt hat, für ihre Nischen etwas zu groß geraten und geben so der Fassade etwas Unruhiges und Überladenes. Reizvoll ist sie trotz alledem. Die rechts anstoßende Kapelle vom heiligen Blute (eigentlich St. Basiliuskirche) stammt aus spätgotischer Zeit. Ursprünglich sind es zwei übereinander gebaute Kirchen, von denen die untere schon 1150 vom Bischof von Tournai geweiht wurde. Am bemerkenswertesten ist das 1529 bis 1533 erbaute, außerordentlich reiche Portal mit dem Treppenhause, das rechtwinkelig anstößt. Mitten in der Renaissance befinden wir uns endlich in der links vom Rathause gelegenen Stadtkanzlei (Ancien Greffe). Der Steinmetz J. Wallot lieferte die Pläne, nach denen Meister Christian Sixdeniers 1534 bis 1537 den Bau ausgeführt hat. Auch hier mußten die Statuen infolge des Vandalismus der Revolutionäre in unserem Jahrhundert erneuert werden, und natürlich erreichen die neuen weder an historischem noch an künstlerischem Werte die alten. Die allzu reiche Vergoldung des Gebäudes bei der Restaurierung läßt sich auch anfechten. Aber wie wundervoll sind die Verhältnisse, wie graziös die kannellierten Säulen, wie zierlich die Ornamente! Und läßt sich etwas Reicheres und Malerischeres denken als die Giebel, wenn man von den modernen Statuen absieht? Die Scenen aus dem Leben des Simson unter den Schnecken des Mittelgiebels sind übrigens alt und vorzüglich erhalten. Den schönsten Eindruck hat man unstreitig, wenn man so weit zurücktritt, daß man alle drei Gebäude gleichzeitig zu übersehen vermag. Man muß sich dann allerdings so stellen, daß von der entsetzlich öden Fassade des Justizpalastes auf der Ostseite des Platzes nichts zu sehen ist. Ob die Männer, die am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts den Bau an der Stelle des durch Brand zum größten Teile zu Grunde gegangenen Franc de Bruges erbaut haben, gar nicht wußten, wie sehr sie sich versündigten? Man braucht nur durch den Durchgang unter der Stadtkanzlei nach dem nahen Fischmarkte zu gehen, von wo man die noch erhaltene Rückseite des ursprünglichen Palastes über-

schauen kann, um ihre Barbarei recht zu ermessen.

Das Innere aller dieser Bauten sich anzusehen, ist nur dem anzuraten, der über viel Zeit verfügt. Am lohnendsten ist der Besuch der Kirche. Ihre moderne, überaus bunte Ausmalung ist allerdings von höchst zweifelhaftem Geschmack. Aber in dem kleinen Museum befinden sich einige gute alte Teppiche und ein paar interessante Gemälde, darunter eine berühmte „Kreuzabnahme“ von Gerard David. Hier ist auch der wundervolle, für die Ausstellung des heiligen Blutes bestimmte Reliquienschrein des Jan Crabbe aus dem Jahre 1617. Nikodemus und Joseph von Arimathia, so lautet die Überlieferung, hatten einige Tropfen von der kostbaren Flüssigkeit gesammelt und sorgsam aufbewahrt. 1149 schenkte sie Balduin III., König von Jerusalem, seinem Waffenbruder Dietrich von Elsaß, Grafen von Flandern, der sie vom heiligen Lande nach Brügge heimbrachte. Alle Freitag gegen sechs Uhr des Morgens wurde das Blut flüssig, und fromme Scharen wanderten allwöchentlich hierher, um das Wunder zu schauen, bis am 18. April 1309 ein Meineidiger das heilige Behältnis durch seinen Kuß entweihte. Seitdem hörte das Wunder auf; aber immer noch wallfahrten, besonders zur großen Prozession Anfang Mai, große Mengen Gläubiger zur heiligen Reliquie. Über dieser, die in einem Glascylinder mit reicher Goldfassung aufbewahrt wird, tragen sechs zierliche goldene und silberne Säulen ein prächtiges Dach, von dem große Perlen wie Thränen herabhangen, und auf diesem streben drei kleine Türme in Laternenform zum Himmel empor, in denen die Gestalten Christi, der heiligen Jungfrau und des heiligen Basilius aufgestellt sind. Das ganze Werk ist mit Edelsteinen und Gemmen überreich geschmückt.

Auch in den Justizpalast müssen wir noch einen Blick thun, und sei es auch nur, um den wundervollen Kamin Lancelot Blondeels im Schöffenzimmer zu betrachten. Er wurde 1529 bis 1531 wahrscheinlich zur Feier des durch den Damenfrieden von Cambrai bekräftigten Friedensschlusses von Madrid errichtet, der ja die Unabhängigkeit Flanderns von Frankreich als einen seiner vornehmlichsten Artikel in sich schloß. Der eigentliche Kamin ist aus schwarzem Marmor hergestellt und mit vier Alabasterreliefs aus dem Leben der keuschen Susanna geschmückt. Über ihm und zu bei-



Partie am Kanal.



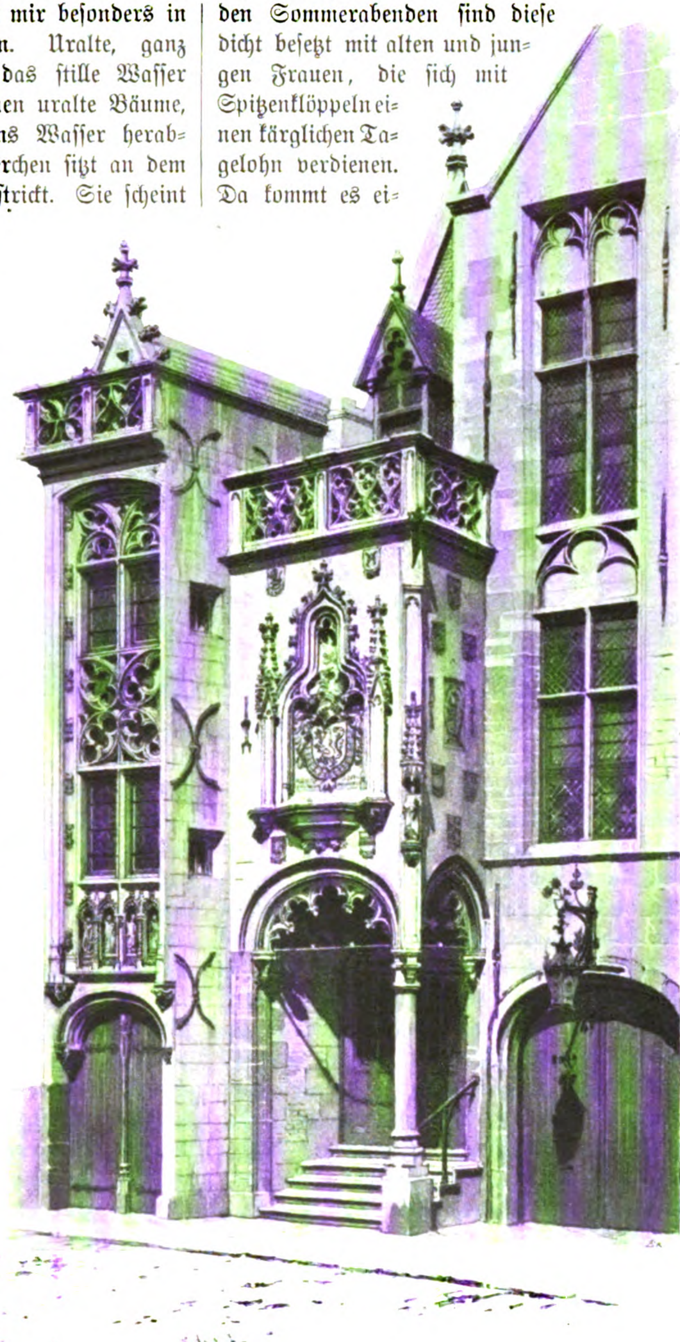
Der Rosenkranz-Quai.

den Seiten wird die ganze Wand von einer unendlich prächtigen architektonisch gegliederten Dekoration in Eichenholzschnitzerei eingenommen. Sie zerfällt in drei Teile: in der Mitte steht Kaiser Karl V. vor einer Art prächtigen Thrones, in der hocherhobenen Rechten hält er das Schwert, in der Linken den Reichsapfel; rechts von ihm stehen seine Großeltern väterlicherseits, Kaiser Max und Maria von Burgund, links seine Großeltern mütterlicherseits, Ferdinand und Isabella von Aragonien. Trotz des Reichtums an Wappenschildern und Medaillons, an kannellierten Säulen, Blattornamenten und lorbeertragenden Genien ist der Gesamteindruck völlig harmonisch, wirken weder das Ganze noch einzelne Teile überladen.

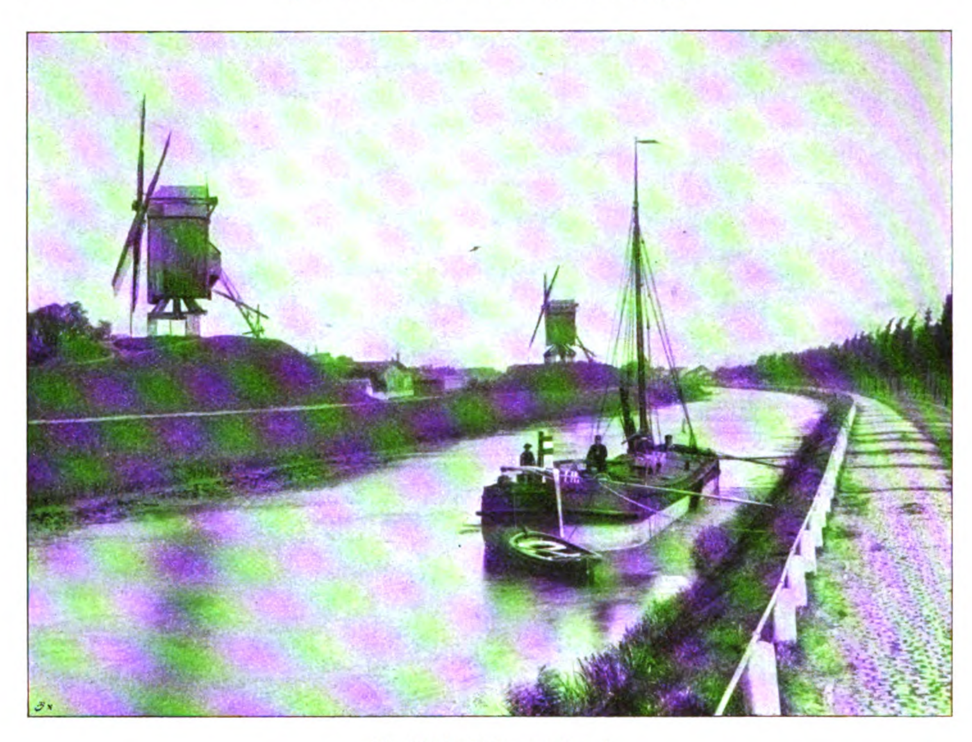
Damit ist die Reihe der Sehenswürdigkeiten noch lange nicht erschöpft, wir haben weder die Denkmäler Jan van Eycks und Memlings, noch den entzückenden, trefflich restaurierten Zollhof, der jetzt der städtischen Bibliothek eingeräumt ist, und die Akademie der schönen Künste, noch das Landhuis und das Hospiz de la Poterie gesehen, von den vielen Kirchen ganz zu schweigen. Sie alle verdienen einen Besuch, aber nur dann, wenn man viel Zeit, sehr viel Zeit zur Verfügung hat. Brügge gehört nicht zu den Städten, wo man von einer Sehenswürdigkeit zur anderen hastet. Lieber eine Kirche, lieber ein paar hochwichtige Bilder, selbst wenn sie einen Stern im Bädeker haben, versäumen und wenigstens einen vollen, tiefen, nachhaltigen Eindruck von der unvergleichlichen Stadt mit hinwegnehmen. Aber dazu gehört, daß man ganz behaglich geht, wirklich „schlendert“, nicht für sich hin mit zu Boden gesenktem Blick, sondern mit hellen, offenen Augen. Jeder Blick in ein schmales Seitengäßchen, in einen Thorweg hinein enthüllt ein neues Bild. Da ist es ein interessanter Steinbau, dort eine uralte, gänzlich verfallene Holzfassade, dort ein reichverzierter Erker, der unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht; hier wieder bleibt unser Blick auf einer alten Inschrift, einem verwitterten Relief, einem eisernen Thürklopfer haften. Die lieblichsten und unvergeßlichsten Eindrücke aber empfängt man auf den Brücken der Kanäle, an denen Brügge fast so reich ist wie Venedig. Ein Bild

vom Goudenhand-Kaai ist mir besonders in der Erinnerung geblieben. Uralte, ganz kleine Häuschen säumen das stille Wasser ein, in den Gärtchen grünen uralte Bäume, deren Zweige fast bis ins Wasser herabhangen, ein uraltes Mütterchen sitzt an dem einen offenen Fenster und strickt. Sie scheint sich über den verrückten Fremdling zu wundern, der nun schon eine Viertelstunde lang auf der Brüstung der verwitterten Brücke lehnt. Kein Laut ringsum, weder der Lärm eines Wagens noch Menschenstimmen. Auf dem Kanal bewegt sich kein Kahn, nur ein paar weiße Schwäne ziehen langsam vorbei. Großartiger ist gewiß der Blick auf den Quai Vert Rosaire, wo rechts der Hallenturm herüberblickt und der mächtige Turm der Erlöserkirche den Hintergrund wirkungsvoll abschließt, berühmter der auf das Minnewater, den „Liebessee“ — stimmungsvoller und charakteristischer keiner.

Um Brügge ganz kennen zu lernen, muß man aber auch in einen der äußeren Stadtteile, z. B. den östlichen, gehen. Schon die simplen Backstein-Fassaden der Kirchen Sankt Anna und Sankt Jerusalem künden uns an, daß hier niemals die reichen flandrischen Kaufherren gewohnt haben. Ganz kleine ärmliche Häuschen säumen die schmalen Straßen ein. An den Sommerabenden sind diese dicht besetzt mit alten und jungen Frauen, die sich mit Spitzenklöppeln einen kärglichen Tagelohn verdienen. Da kommt es einem recht zum Bewußtsein, daß Brügge dreizehntausend Arme besitzt. Und doch wird man fast nie angebettelt, auf den hohlwangigen Gesichtern liegt ein Zug demutsvoller



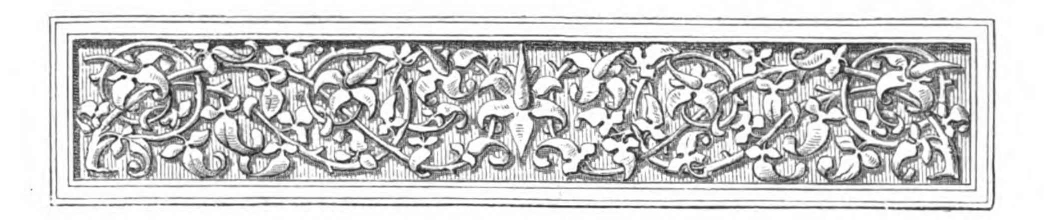
Die Stadtbibliothek (ehemaliger Zollhof).



Die Windmühlen am Kanal.

Entsagung. Übrigens sind sie nicht alle hohlwangig. Aus einem niederen Fenster lächelt mich ein pausbäckiges Dirnchen an, das soeben aus einem dicken Choralbuche gesungen hat. Ist es bloßer Zufall, daß es mich an einen der singenden Engel Jan van Eycks erinnert? Während ich nach der lieblichen Gestalt zurückschaue, zieht ein langer Zug schlanker, gleichmäßig grau, aber nicht unelegant gekleideter junger Damen an mir vorüber; es sind die Zöglinge des Couvent des Dames anglaises. Wie kommen die frommen Schwestern dazu, ihr Pensionat in diesen Stadtteil zu verlegen? — Aber schon sind wir außerhalb der Stadtmauern. Eine echt flandrische Landschaft mit großen Pappeln liegt vor uns, und jenseits des Flusses grüßen zwei mächtige Windmühlen. Blicken wir aber zurück, so überrascht uns ein herrliches Bild. Die ganze Stadt mit allen ihren Türmen liegt malerisch vor uns ausgebreitet, unmittelbar vor uns Sankt Anna, Sankt Jerusalem und Sankt Walburg, dahinter der Hallenturm, weiter links die Kathedrale und Sankt Magdalena, ganz rechts Sankt Gilles.

Man kann zu jeder Jahreszeit nach Brügge kommen, immer ist es schön und immer wird man unvergeßliche Eindrücke mit hinwegnehmen: wenn die Linden am Dyver blühen und die Silhouetten der alten Giebel sich scharf vom tiefblauen Frühjahrshimmel abzeichnen, wenn der Herbst die Bäume rot gefärbt hat und die Blätter einzeln und langsam zu Boden fallen, oder wenn der Schnee sein weiches Leichentuch über die Häuser und Straßen und die zugefrorenen Kanäle gebreitet hat. Ja, selbst Regen und Nebel passen zu der melancholischen alten Stadt. Aber man darf nicht zu lange hier bleiben. Brügge ist kein Aufenthaltsort für fröhliche, lebens- und kampfesfrohe Menschen, sondern eine Zufluchtsstätte für müde, wunde Seelen, die gern in vergilbten Blättern kramen und entschwundenem Glück nachträumen. Bruges-la-Morte.



Das Naturgefühl im Wandel der Zeiten.

Von

Alfred Biese.

Die Geschichte des Menschengeistes lehrt, daß zu keiner Zeit dem wohlgearteten Gemüte die Freude an der Natur gefehlt hat, mögen wir nun die Litteraturen der Inder, Japaner, Malaien u. s. w. oder die der Europäer befragen. Sie alle spiegeln Naturliebe wider. Aber diese hat ihre bedeutsamen Unterschiede und ihre bedeutsamen Wandlungen. Jedes Zeitalter hat sein eigenes „landschaftliches Auge“. Das Schöne, sowohl das Kunstschöne wie das Naturschöne, erschließt sich in seinem innersten Wesen nur dem reifen Geiste, dem reichen, tiefen Gemüte. Wer nicht eine Welt von Ideen und Empfindungen zu der Welt der Erscheinungen in Beziehung zu setzen vermag, dem bleibt auch die Natur in ihrer geheimnisvollen Schönheit ein Buch mit sieben Siegeln.

Ja, legt nur in die ewige Natur
Aus Geist und Herzen euer Bestes nieder,
Sie giebt euch alles, alles — wartet nur —
Mit vollen Händen tausendfältig wieder.

Die Entwickelung des einzelnen ist in vieler Hinsicht ein abgekürztes Bild der Entwickelung der Gesamtheit. Die lebhafte Phantasie des Kindes, die alles Gegenständliche menschlich belebt und beseelt, entspricht der Anschauung der Mythen bildenden Naturvölker, welche alle Bewegung in der Natur als Leben und Bethätigung menschengleicher unsichtbarer Wesen auffassen. Der Knabe denkt ungleich nüchterner; er steht zumeist auf dem derben Nützlichkeitsstandpunkte, das, was ihm keinen sinnlichen Genuß bereitet, gering zu achten, den Obstbaum der stolzragenden Eiche vorzuziehen. Das künstlerische Sehen, d. h. der Blick auf ein Ganzes, das die Teile harmonisch zusammenfaßt, will auch erlernt, und jene Zuneigung zu den „Brüdern im stillen Busch, in Luft und Wasser“ will geweckt sein, auf daß sie den Zerstörungsdrang, der in der Knabenseele liegt, ertöte. Der gewöhnliche, von Bildung nicht angekränkelte Mann, z. B. der Bauer, steht entweder auf dem gleichen nüchternen Standpunkte und begreift den Städter nicht, der da durch den Wald und die Heide geht, bloß um zu gehen und zu genießen, oder er hat ein scharfes Auge für alle Vorgänge in der Natur, ja seine herzliche Freude an dem Grünen und Blühen, an dem Wachsen und Reifen, an dem Morgenrot und Abendgold. Doch aber kann erst der hochgebildete, nicht nur tief fühlende, sondern auch durch die Kunst, besonders durch die Poesie der Völker geschulte, durch Leben und Wissenschaft gereifte Mann jene großen Zusammenhänge zwischen Menschengeist und Natur, jene vielfachen Analogien, unzähligen Gleichnisse und Anregungen zu neuen Fragen durch sie gewinnen; und da der Kontrast eine treibende Kraft in allem ästhetischen Genießen bildet, so beruht seine Naturfreude besonders auf dem Gegensatze der schlichten Flur, des einsamen Meeres und Gebirges zu der Kultur, ja Überkultur des städtischen Lebens und Treibens. Und so reift er zu jener innigen Sympathie, welcher nichts inmitten des Kosmos fremd ist, sondern die das All und jede Einzelerscheinung in ihm als göttlich und doch zugleich dem Herzen des Menschen nahestehend und innig vertraut ansieht und liebt, wie Goethe den Faust die Worte an den Erdgeist richten läßt:

Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,
Warum ich bat,
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, sie zu fühlen, zu genießen.
Nicht kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
Vergönnest mir, in ihre tiefe Brust,
Wie in den Busen eines Freunds zu schauen.
Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.

Die Geschichte des Naturgefühls* der Völker in den verschiedenen Zeiten zeigt uns diese Entwickelung von der naiven Naturfreude, mag sie in Mythenbildung sich äußern, mag sie mehr von dem Gedanken der Nützlichkeit geleitet sein, zu der sentimentalischen, die mit Bewußtsein die Natur um ihrer selbst willen sucht und in Poesie und Malerei schildert, und zu jenem tiefen Naturgefühl, das wir am kürzesten mit Sympathie, mit Liebe kennzeichnen.

Es gehört zu den interessantesten Aufgaben der Ästhetik und Litteraturgeschichte, die Poesie in der Natur, d. h. das Naturschöne, und die Natur in der Poesie, d. h. die Spiegelung der Natur im Dichtergeiste, zu belauschen und zu ergründen. Und so wollen wir denn einen — wenn auch nur flüchtigen — Gang durch die Weltlitteratur an der Hand dieses Problems antreten!

Nicht nur das physische Dasein, sondern auch die psychische Eigenart eines Volkes hängt von der Natur ab, die es umgiebt, ja der Charakter des Landes spiegelt sich im Charakter des Volkes wider.

Die Pracht der Vegetation, die erschlaffende Sonnenglut, das mystische Waldesdunkel, kurz die Üppigkeit einer unerschöpflich reichen Natur findet in der Phantasie der Inder einen getreuen Wiederhall. Aus dem Taumel der Bilder und dem sinnentrunkenen Schwelgen in der Betrachtung erhebt sich in den Hymnen der Veden der Geist mit brütendem Grübeln, aus der Vielheit der Götter zu dem unterschiedslosen Ureinen, zu Brahma, empor; aus diesem geht alles hervor, in dieses sinkt alles zurück. Dieser glühende Pantheismus webt ein enges Band zwischen dem Menschen, dem Tier und der Pflanze. In der reizenden Dichtung Sakuntala von Kalidasa bekennt die schöne Königstochter von den Mangobäumen: „Ich selbst hege zu ihnen die Liebe einer Schwester“; und als sie Abschied nimmt, da senken trauernd auch die Schlinggewächse ihre Glieder und lassen die bleichgewordenen Blätter fallen. Die Vergleiche aus der Natur, die Beseelungen, die Schilderungen in den indischen Dichtungen zeugen von einer üppig ausschweifenden Phantasie, von einem überschwenglichen Gefühlsleben, das die Erscheinungswelt in seinen Taumel mit hineinreißt. Ruhiger steht der bezopfte Nachbar der Inder, steht der Chinese der Natur gegenüber; aber auch bei ihm finden wir wundersam tiefe und innige Äußerungen eines lebhaften Natursinnes; nur ein Gedicht, das im Reiche der Mitte vor ungefähr zweitausend Jahren gesungen wurde, möchte ich anführen:

Die Sonne hat, um zur Ruhe zu gehen,
Die hohen Bergesketten überschritten.
Bald werden alle Thäler
Im Abendschatten untertauchen —
Über den Tannen steigt der Mond empor
Und bringt frische Lüfte mit.
Der flüsternde Wind und die rieselnden Bäche
Erfüllen mein Ohr mit zauberischen Tönen.

Ist dem Inder jedes einzelne in der Natur, weil durchdrungen von der Weltseele, wichtig, wertvoll, heilig, so bedeutet andererseits dem Hebräer das weite All und alles einzelne nichts gegenüber dem transcendenten, über den Wolken thronenden Jehovah. Er betrachtet die Natur nur im Spiegel des ewigen Gottes, vor dem alles Rauch, Asche, Traum ist. Seine Phantasie durchschweift mit den Flügeln der Morgenröte, mit den Fittichen des Windes und der Wolken Himmel und Erde, Luft und Meer; aber nirgend rastet der Blick, ins Ungemessene hastet der hohe Flug, nimmer entrinnend dem Auge des Allwissenden, dessen Kleid das Licht ist, dessen Gezelt der Himmel, dessen Schemel die Erde, dessen Boten die Winde und die Blitze sind. Die Phantasie des Psalmisten umspannt Land und Meer, die Berge, die Blumen, die Wälder; und alles legt er dem einen Herrn zu Füßen, vor dem die Erde bebet, die Berge hüpfen wie Widder, die Hügel wie junge Lämmer. Die Natur ist ihm ein Buch von den Wunderthaten des Allmächtigen; nicht sucht er sie um ihrer selbst willen, sondern nur, um die Größe Gottes

* Vergl. meine Entwickelung des Naturgefühls im Altertum (Kiel, 1882 bis 1884), im Mittelalter und in der Neuzeit (Leipzig, 1888, zweite Ausgabe 1892).

in ihr zu erkennen. An Gottesinnigkeit, an kühnem Fluge dichterischer Naturanschauung darf sich nur weniges mit dem 104. Psalm oder dem 38. Kapitel des Hiob messen.

Überschaut der hebräische Sänger vom Throne Jehovahs die weite Schöpfung, so bleibt der Hellene festgewurzelt auf seiner heimatlichen Erde und blickt mit schönheitsseligem Auge in die herrliche Außenwelt, mit Wonne auch in das Kleinste sich versenkend. Ist der Geist des Inders der Immanenz, der des Hebräers der Transcendenz des Göttlichen in der Natur zugewandt, so der des Hellenen einem Pandämonismus, der Meer und Fluß, Wald und Baum und Berg und Flur mit einer Fülle von Gottheiten belebte.

Alle diese Dämonen, ob die Olympier oder Nymphen, Oreaden und Dryaden, sind nichts anderes als der plastisch-religiöse Ausdruck eines innigen Naturgefühls. Doch diese polytheistisch-plastische Naturanschauung bezeichnet klar den Unterschied zwischen antikem und modernem Naturgefühl: der Gott sog die Landschaft auf; statt des Flusses sah der Grieche den Flußgott, statt der Sonne den herrlichen Phöbus mit seinem strahlenden Rossegespann. Aber auch dieser holde Traum, auch dieses holde Blütenzeitalter der Menschheit entschwand; und als die Götter aus Naturdämonen zu ethischen Gewalten sich umsetzten, als die ideale Götterwelt in Trümmer ging, gewann die Natur als solche ihre Selbständigkeit wieder.

Keine Litteratur der Welt zeigt eine so geschlossene Entwickelung wie die hellenische: vom Epos zur Elegie, von der Lyrik zum Drama, zum Epigramm, zur Idylle, zum Roman, vom Naiven zum Sentimentalischen, d. h. von der ungebrochenen Einheit zwischen Geist und Natur zum Modernen, zum Individuellen hin. Homer zeigt uns das Hellenentum in seiner reinsten, ureigensten Gestalt: überall verrät er den scharfen, klaren Blick für die Welt der Erscheinungen; jede von ihnen erhält ein plastisch-anschauliches Beiwort, ob es nun das Meer in seiner Weite und Unermeßlichkeit oder in seinem Farbenreichtum, ob es der eherne Himmel, der tönende Wind, der schneebedeckte Olymp, der schönströmende Fluß, die hochwipfelige Eiche ist. Wohl sind prächtig die Schilderungen der Grotte der Kalypso, des Landes der Phäaken u. s. w., doch nichts zeugt mehr von der Tiefe der Anschauung und der Innigkeit des Natursinnes bei Homer als seine Gleichnisse; in der Ausführlichkeit und plastischen Abrundung steht das Gleichnis wie ein kleines Ganzes in der Erzählung da, um den Vorgang des Menschenlebens durch ein Bild aus der Natur zu veranschaulichen. In ihrer reichen Mannigfaltigkeit bieten die Gleichnisse Bilder aus dem gesamten Naturleben, das Gewaltige wie das Kleine, Zarte, Liebliche umfassend. Aber dem Epos gemäß schildert Homer ganz objektiv nur den Reflex, den die landschaftliche Schönheit in die Seele des Betrachters wirft, z. B. in dem Gleichnis:

Wie wenn hoch am Himmel die Stern' um den leuchtenden Mond her
Scheinen in herrlichem Glanz, wenn windstill hebt sich der Äther;
Alle die Sterne schaut man, und herzlich freut sich der Hirte.

Eine bewußte Hinneigung zur Natur, welche in ihr ein mitfühlendes Herz, eine Spiegelung des eigenen, freudig oder schmerzlich bewegten Inneren voraussetzt, finden wir bei Homer noch nicht; wohl aber bei den Lyrikern und den Tragikern. Sie setzen die Empfindung in Kontrast oder Harmonie mit der Stimmung in der Natur: so z. B. Ibykos, wenn er klagt, daß inmitten des prangenden, lachenden Frühlings Eros sein Herz wie thracischer Wintersturm anpacke und die Grundfesten seines Inneren erschüttere, oder wenn Simonides die Danae, welche auf sturmgepeitschtem Meere mit ihrem kleinen Perseus dahintreibt, die kindliche Unschuld des schlummernden Knaben mit den Schrecken der Nacht in Kontrast setzen und ausrufen läßt:

Schlafe, mein Kind, o schlafe du See,
Schlafe, mein unermeßliches Weh!

Bei Äschylos zeigt die Natur, zeigt Meer und Strom Mitgefühl mit dem Titanen, der an den Felsen geschmiedet ist, und rührende Worte legt Sophokles seinen Helden in den Mund, wenn sie, wie Ajas und Antigone, Abschied nehmen von der Welt oder, wie Philoktet, von der Felsengrotte, die ihn so lange beherbergte. Äschylos ist der Dichter des Erhabenen, Sophokles der des Maßvoll-Harmonischen; Euripides bezeichnet den

Bruch mit der alten Gottesanschauung; er ist der erste Vertreter dessen, was wir Weltschmerz nennen; sein Hang zur Einsamkeit wird die Vorbedingung einer bewußten, reflektierten Liebe zur Natur. Er wird der Vorbote des Hellenismus. Die Zeit Alexanders d. Gr. und seiner Nachfolger ist das kosmopolitische Zeitalter der Hellenen. Die Schranken der Nationalität waren gefallen, Griechentum und Barbarentum verschmolzen sich. Asien erschloß sich dem griechischen Handel; die Kultur ward durch die Mischung verschiedenartigster Elemente eine raffiniert gesteigerte; das Genießen auch des Naturschönen ward sentimental. Die Natürlichkeit, die Naivität sind dahin; mit Sehnsucht verlangt man zurück nach der „verlorenen Natur“. In den erstehenden Großstädten Alexandria, Seleucia, Antiochia u. s. w. wurde der Gegensatz zwischen Stadt und Land, Kultur und Natur als eine schroffe Kluft empfunden, und man flüchtete sich auf das Dorf unter die Bauern und Hirten. So ward der Grund zur Idyllendichtung gelegt. Durch die erweiterte Kenntnis des Orients erschloß sich auch hinsichtlich der Vegetation eine neue Welt. Größere Anlagen rief das gesteigerte wissenschaftliche Interesse für die Botanik hervor. Eine Garten- und Parkkultur entstand. Großartige Promenaden mit Wasserkünsten, herrliche Haine wurden angelegt. Auch der Jagdsport ward mit asiatischem Pomp betrieben. Und das alles geschah mit dem bewußten Bestreben, den Menschen mit der Natur in engere Beziehung zu setzen, in dem Gefühl, das verlorene Paradies künstlich sich wieder zu schaffen. Auch in den Schilderungen der Dichter, in den Anfängen einer Landschaftsmalerei bekundet sich der Sinn für das Stille, Friedliche, Lauschige, und zugleich der feinste Spürsinn für verborgene, individuelle Reize. Wenn Theokrit ein Erntefest auf dem Lande schildert, so fühlen wir ihm das wonnige Behagen nach, das den auf weichen Blättern Gebetteten erfüllt und ihn in ein süßes Träumen versetzt, sei es nun das gleichmäßige Gemurmel des Baches, das Gezirpe der Heimchen, das Gesumme der Bienen, der Gesang der Vögel oder der angenehme Duft der Kräuter und des prangenden Obstes. Es entspricht dem ausgeprägten Wirklichkeitssinn jener Zeit, daß die Lichteffekte, die Spiegelungen des Wassers, das magische Geflimmer des Mondes dem scharfen Auge nicht entgehen, aber auch der Sentimentalität, daß Ruinen- und Gräberpoesie durchaus nicht fehlt.

Diesem hellenistischen Naturgefühl ist das der Römer in der Kaiserzeit nahe verwandt. Ich brauche nur an die Gedichte des Horaz zu erinnern, in denen er das Landleben und alle die stillen Freuden seines Sabinums im Gegensatze zu der Unruhe, dem Staub und dem Lärm der stolzen Roma preist, oder an die Briefe des jüngeren Plinius, der auf seiner Villa sich weidet an dem weiten Rundblick über Land und Meer ins Unermeßliche hin oder träumt, im Boote sich schaukelnd oder in der Stille des Waldes auf dem Rasenteppich gebettet. Die Dichter und Philosophen klagen wie moderne Naturfreunde, daß in jede Bucht, an jeden abgelegenen See, ja ins stille Gebirgsdorf sich der städtische Troß mit seinem üppigen Leben entweihend eindränge. „Wie glücklich,“ ruft Seneka aus, „jene kulturlosen Völker! Die Mutter Natur nährte sie, der Wald schützte sie. Über ihnen hing kein kostbares Getäfel mit Schnitzwerk. Sie lagen im Freien. Aber die Gestirne zogen über ihnen hin und das prachtvolle Schauspiel der Nächte.“

Wie sehr auch das naturwissenschaftliche Erkennen das Auge nicht nur schärft, sondern auch die ästhetische Naturfreude belebt, tritt auch bei den Römern der Kaiserzeit hervor. Es ist kein zufälliges Zusammentreffen, wenn das Riesenwerk des älteren Plinius und das didaktische Gedicht „Ätna“ von jener gesteigerten Natur-Erkenntnis begeistertes Zeugnis ablegen, wenn Manilius in seinem Werke über die Sterne die Lust preist, sich zu den unendlichen Himmelsräumen aufzuschwingen, wo der Gott sich am herrlichsten zeigt, und wenn Seneka bekennt: „Nenne es Natur, Schicksal, Geschick — alles ist doch nur Name für denselben Gott, der bald so, bald so seine Macht äußert.“ Wir werden erinnert an das Wort des Faust:

Nenn es dann, wie du willst,
Nenn's Glück, Herz, Liebe, Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut.

Und wenn Seneka fortfährt: „Nichts ist erhabener und schöner als diese Welt und der sie mit Bewunderung betrachtende Geist," wer gedenkt da nicht der Klopstockschen Strophe:

Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht,
Auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

Seneka nennt diesen Geist, der mit Bewunderung die Welt betrachtet, „den herrlichsten Teil dieser Welt, uns eigen und unverlierbar", und als Pflicht des Weisen, „mit sinniger Betrachtung sich in die Natur zu versenken, denn unser Gedanke durchbricht die Festen des Himmels und begnügt sich nicht damit, zu wissen, was sich darstellt, sondern strebt dem nach, was über die Welt hinausliegt." So klingen philosophische und ästhetische Naturbetrachtung harmonisch zusammen, und so können wir im Altertum ein allmähliches Aufsteigen zu den Ideen und Empfindungen belauschen, welche unser modernes Naturgefühl bedingen.

Das geistige Erbe des Altertums bewahren und verweben mit den christlichen Ideen die Kirchenväter der ersten Jahrhunderte; unter den Griechen besonders die drei großen Kappadocier, vor allem Gregor von Nyssa. Da verschlingen sich in wundersamster Weise einerseits die tief religiöse Anschauung, daß die Natur nur Wert hat, weil sie Zeugnis von der göttlichen Macht und Herrlichkeit ablegt und somit zum Übersinnlichen und Unvergänglichen hinführt, und andererseits die künstlerische Freude am All, das liebevolle Versenken, das stimmungsreiche Genießen: und das alles sich aufbauend auf der Geringschätzung der menschlichen Werke gegenüber der Natur, auf jener Sehnsucht und Flucht aus der menschlichen Gesellschaft hinaus in die Erhabenheit und Schönheit des Alls. Unter den Lateinern ragt auch hier Augustinus mit der Glut und Innerlichkeit seiner Empfindung und der Energie seines Ringens hervor. Andererseits zeigen auch die Ausläufer der antiken Litteratur, Männer wie Apollinaris Sidonius, Venantius Fortunatus, Ausonius, der sinnige Verherrlicher unseres reizenden Moselthales, einen hochentwickelten Natursinn, eine innige Freude an all den kleinen zauberischen Mitteln, mit denen die Allmutter ihre empfänglichen Lieblinge zu berücken weiß. Und niemand kann bei diesen Dichtern oder bei der von Naturandacht erfüllten Hymnenpoesie verkennen, wie das Christentum das Gefühlsleben verinnerlichte und vertiefte. Doch das Christentum erlangte erst seine ganze Tiefe, als es sich mit germanischem Geiste, mit dem deutschen Gemüte verschmolz.

Die germanische Mythologie ist wie bei den stammverwandten Völkern der Niederschlag einer religiös gesteigerten, andachtsvollen Naturbetrachtung. Diese bebte in den rauhen Kriegerherzen, wenn die heimischen Eichen der heiligen Haine rauschten, wenn Wodans Stahlhelm am hellen Himmel blitzte oder seine dunkle Nebelkappe Wolken und Sturm verhieß, wenn Thor in rollendem Donner sich verkündete; und wenn die schöne Sommerpracht, die der Lenz geboren, dahinschwand, war es ihnen, als würde Baldur wieder von dem blinden Hödur getötet. In der ältesten Dichtung der Skandinavier spiegelt sich der spröde Charakter der Nordmannen und der Landschaft wieder: knapp und karg sind die Schilderungen; als schön gilt nicht etwa der Berg, die Klippe, das Meer, sondern die freundliche und vor allem die fruchtbare Landschaft; wo am meisten Gras wächst, ist es am schönsten; das Meer ist eine feindliche, strenge, scharfe Macht. Kühn sind die Bilder (kenningar): der Wind ist der Wolf des Waldes oder des Segels, das Meer die Walfischstraße, des Tauchervogels Bad u. ä. m. Die Angelsachsen zeichnen sich besonders durch kraftvolle Anschauung und Ausdrucksweise aus. So lesen wir im Kynewulf die schönen Zeilen: „Die Nacht senkte sich wie ein Helm herab, braundunkel überspann sie die hohen Berge." Der Himmel ist die Wetterburg, die Sonne die Weltleuchte, der Herrlichkeit Juwel; das Feuer ist gierig wild, blindwütend, das Meer das graue, aber auch das herrliche, prangende; die Wogen sind Totengräber u. ä. m.

In der älteren deutschen Dichtung treffen wir selten so markige Darstellung. Im „Heliand" wird sehr poetisch der Sturm auf dem See Genezareth geschildert: „Da begann des Wetters Kraft; Finsternis schwang sich an das Wogengewirr; die See ward empört; es kämpften Wind und Wasser."

Auch die Freude an der schönen Welt, am lieben Sonnenlicht bricht hindurch; unter anderem in Otfrieds Messiade; hier wird auch der Natur Mitgefühl zugeschrieben: „sie erzürnte sich heftig über solche Thaten.“

Der Charakter des Naturgefühls in den ersten zwölf Jahrhunderten ist wesentlich naiv. Besonders in den Schilderungen der Kreuzfahrer tritt uns das kindliche Staunen über die Fremdartigkeit der Landschaft, vor allem aber die Bewunderung der Fülle und des Reichtums entgegen; namentlich die deutschen Berichte von Pilgerreisen sind im Ausdruck unbeholfen, gedankenarm und ohne jede individuelle Auffassung. So heißt es bei Dietrich von Schachten über Venedig: „Venedig liegt in dem Meere und ist weder Berg oder Land, da solches aufgebauet ist, sondern allein auf hölzernen Pfeilern, welches doch ohnglaublich ist, wer solches nicht gesehen hat“ u. s. w. Auch in der Dichtung ist ein freies, ästhetisches Naturempfinden wenig zu spüren. So gewaltig im Nibelungenliede die sittliche Idee, die Reckenhaftigkeit der Charaktere und das Groteske der Situationen ist, so arm ist es, wenn wir es mit der Pracht homerischer Bilder vergleichen. Zwei Vergleiche, freilich sehr schöne, begegnen uns; von Kriemhilde heißt es: „Da kam die Minnigliche, wie das Morgenrot tritt aus trüben Wolken“ und:

Wie der lichte Vollmond vor den Sternen schwebt,
Des Schein so hell und lauter sich aus den Wolken hebt,
So glänzte sie in Wahrheit vor andern Frauen gut.

Auch „Gudrun“ ist karg in der Schilderung; nur unter Horants Gesang belebt sich das Bild, wenn die Vöglein lauschen, die Tiere im Walde stille stehen und die Fische des Schwimmens vergessen.

Im höfischen Ritterepos begegnet uns selten ein klares plastisches Naturbild; die Phantastik überwuchert auch das Landschaftliche; eine Welt der Wunder umgiebt uns; voll hohen Reizes ist das Märchen in dem Alexanderliede von den schönen Blumen im Schatten der Waldeseinsamkeit, die sich in holde Mägdlein verwandeln; aber wenn der Sonne glühender Strahl sie trifft, sinken sie welk dahin. Liebliche Schilderungen von Maien- und Liebeswonne bietet auch Gottfried von Straßburg. — Im Minnesang blüht gewiß eine herzliche Naturfreude, namentlich am Lenz nach des Winters Last, aber so anmutend der Preis der lieben Waldvögelein und der Sommerlust und der Blütenpracht, so zart mancher Vergleich auch ist aus Tier- und Pflanzenleben — es liegt etwas Einförmiges darin. Walther von der Vogelweide ragt auch in dieser Hinsicht hervor; er dichtete zuerst Lieder, welche die Stimmung, die durch das wechselnde Leben der Natur hervorgerufen wird, als eigentliches Thema behandelten. Aber auch er sucht nur die idyllische Landschaft, den Waldessaum auf sanftem Hügel, der den Blick über freundliche Gegenden öffnet; für die Natur, die der Arbeit des Menschen hinderlich oder übermächtig ist, für die Pracht des Winters, den geheimnisvollen Zauber der Nacht, für den Aufruhr in der Natur, für das Großartige, Erhabene, Furchtbare hat er und seine Zeit überhaupt kein poetisches Verständnis; die Stufenleiter seines Naturgefühls führt von der Heide zu dem Wald und endlich zu dem bebauten Feld. — Das Naturgefühl des Mittelalters ist ein gebundenes, wie auch die Wissenschaft der Natur von astrologischem, alchimistischem Wahn umsponnen war. Die Natur galt in der mittelalterlichen Anschauung als getrübt durch die Sünde, aber auch als das große Bilderbuch zu den Heilswahrheiten der göttlichen Offenbarung. So erblühte eine symbolische Naturanschauung, die in jedem einzelnen Naturwesen ein bestimmtes Zeichen für eine freundliche oder feindliche Beziehung des Menschen zu Gott sah. In allen Dingen, in jedem Tiere, jeder Pflanze, jedem Steine und Gestirne sah man eine besondere Tugend oder ein besonderes Laster versinnbildlicht. Die ganze Natur war ein allegorisches Lehrgedicht der religiösen Ideen. Solche Symbolik vertieft sich besonders bei den Mystikern; Meister Eckhart zeigt vornehmlich bei der Schilderung der Einigung der Seele mit Gott, in der Heranziehung der großen elementaren Erscheinungen eine edle und innige Naturempfindung; ja, alle Naturvorgänge werden ihm zu Symbolen der einen Lebensaufgabe.

Der moderne Mensch und mit ihm ein modernes Naturgefühl, das die Landschaft als etwas Ganzes und Schönes um ihrer selbst willen auffaßt und genießt und schil-

dert, wird in Italien geboren, durch die Renaissance. Durch die Verschmelzung des italischen Volksgeistes des dreizehnten Jahrhunderts mit der Antike ersteht das specifisch Moderne. Wie im Hellenismus erwacht das Bewußtsein von dem Werte, von der Bedeutung des eigenen Ich; Männer von ausgeprägter Individualität erstehen; das Einzelwesen geht nicht mehr, wie im Mittelalter, ohne Rest auf in dem Allgemeinen, in Staat, Kirche, Volk. Der Wirklichkeitssinn prägt sich auch in dem Interesse für die Naturwissenschaften aus; Dichter und Gelehrte von umfassendstem Wissen treten auf. Wie im Hellenismus, dessen Fäden in der Renaissance weitergesponnen werden, erblüht die Sentimentalität in der Liebesleidenschaft, in der idyllischen Naturfreude, im bewußten Aufsuchen der Einsamkeit, im Schwelgen in dem Frieden der Landschaft, in Schwermut, Wehmut, in Ruinen- und Gräberpoesie. Seit den Tagen des Hellenismus hatte niemand Berge bestiegen um der schönen Aussicht wegen. Dante ist der erste unter den Modernen. In Gleichnissen schildert er uns unnachahmlich den Zauber der Welt, sei es den Morgenduft, das zitternde Licht des sanft bewegten Meeresspiegels, sei es Wolkenbruch und Sturm; Blumen und Vögel, Meer und Himmel und Sterne werden als Gegenbilder verwandt in plastischer, in malerischer Abrundung. — Doch den bedeutungsvollsten Schritt zum Modernen hin thut Petrarca. Er erkennt, welch selig unselig Ding ein empfindsames Herz ist, er hätschelt es wie ein krankes Kind; mit Wonne der Wehmut giebt er sich der Melancholie hin. Für all die wechselvollen Stimmungen findet er Vergleiche in der Natur; bald ist die Liebe der Frühlingshauch, der das Eis seines Herzens löst, oder die heitere Mittagsbläue in seiner Nächte Grauen, oder ein leuchtend Himmelslicht; die Augen der Geliebten sind seine Sterne; die Luft, die ihre Wangen umfächelt, beneidet er; wie bei Theokrit, zieht auch seine Geliebte die Natur in ihren Zauberbann: Rosen blühen um sie her, die Winde und Stürme schweigen, wenn sie naht. Und wie sein Glück entflohen ist, findet er immer neue Bilder für seinen Schmerz; die Nachtigall klagt mit ihm; die Erde erscheint ihm sonnenlos, Meer und Luft jammern mit ihm; nur in der Einsamkeit findet er Trost. Auf dem Mont Ventoux bei Avignon empfindet seine Seele den reinsten Genuß, wo die Wolken unter ihm schweben und in der Ferne Italien ihm zu winken scheint. Seine Vergangenheit zieht im Geiste an ihm vorüber; er schlägt die Bekenntnisse des Augustinus auf, und sein Auge fällt auf die Stelle: „Und da gehen die Menschen hin und bewundern hohe Berge und weite Meeresflächen und den Lauf der Gestirne, vergessen sich aber selbst darob.“ Der Bruder, dem er diese Worte vorliest, kann nicht begreifen, warum er hierauf das Buch schließt und — schweigt.

Zu den größten Männern nicht nur seiner Zeit, sondern auch der Weltgeschichte, zu denen, welche die geistigen Bestrebungen und Empfindungen der Zeit in sich wie in einen Brennpunkt sammeln, gehört Enea Silvio, der Papst Pius II. Piccolomini. Altertum und Natur sind seine Leidenschaft; der Sinn für Naturschönheit wird bei ihm zum Enthusiasmus; seine Kommentarien enthalten die schönsten Schilderungen, die vor Rousseau und Goethe geschrieben sind. Ihm entgeht nichts, was in Feld und Wald das Auge erblicken kann, ob er nun die Heimatgaue um Siena im Frühling aufsucht oder den Sommeraufenthalt in Tibur nimmt oder die Einsamkeit der Albaner Berge mit Entzücken genießt oder an dem wilden Meeresorkan bei Porto sich berauscht. — Auch in der Lyrik, im Epos, bei Ariost, in der Hirtendichtung blüht ein tiefes, sentimentales Naturempfinden; zur Begeisterung wird es bei den Entdeckungsreisenden; man lese einen Aloise da Mosto oder das Tagebuch des Kolumbus selbst, und man wird staunen, wie das gesteigerte Gefühlsleben den Zauber der fremden Landschaft empfindet und welch herrlichen Ausdruck es gewinnt. Nicht die Metalle, nicht die Früchte sind ihm das Wesentliche, sondern die malerische Vegetation, die Perspektive, die Schönheit der Linien, der Vogelsang, das Bachesrauschen oder die wilde Erhabenheit des Meeres. — Zu Poesie wird dies alles in den „Lusiaden“ des Camoëns. — Die religiöse Naturlyrik findet ihren intimsten Dolmetscher in dem spanischen Mystiker Luis de Leon; er versteht die geheimste Sprache der Natur: alle ihre

verhüllte Herrlichkeit in Tönen, Farbenspielen, Formen bewegt ihn bis zu Thränen; alles deutet er symbolisch: das Glühen der Morgenröte als Glut der Liebe Gottes, die Himmelskreise als Strahlen der Glorie ihres Meisters, die Sternenfluren als Lichtblumen des ewigen Frühlings da droben. Auch bei Calderon begegnet uns eine Unerschöpflichkeit der Naturphantasie, aber zugleich ein übermäßiges Allegorisieren und somit eine gewisse kühle, konventionelle Förmlichkeit.

Einen gewaltigen Höhepunkt in der Entwickelung bildet Shakespeare. In der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts war es Chaucer, der im stande war, die Liebe zur Natur zu einem deutlichen Elemente in der englischen Poesie zu machen. Er ist der Morgenstern des englischen Liedes; er singt von dem grünenden Frühlingslaube, von den blinkenden Tautropfen, den Singvögeln mit dem Entzücken eines Kindes; unermüdlich schildert er das weiche, kurze grüne Gras des englischen Parkes, die Rehe, die Eichkätzchen; die Herrin der Blumen ist ihm das Gänseblümchen. — Anders Shakespeare. Er beseelt die Natur in ganz individueller Weise: da begrüßt der Morgen stolz mit Herrscherblick der Berge Häupter. Meer und Wind sind alte Zänker, die augenblicklich Waffenstillstand geschlossen, die Luft ist ein ungebundener Wüstling, die Zeit der alte Glöckner, der kahle Küster. Doch vor allem weiß Shakespeare Natur und Handlung sympathetisch gleichsam auf einen Ton zu stimmen. Die mondglänzenden Nächte stimmen zu dem kurzen seligen Liebestraum von Romeo und Julia, ja die ganze Natur, Garten, Mond und Sterne sind gleichsam in Liebe getaucht; die Geisterschauer der Novembernacht umwehen uns im „Hamlet“, und im „König Lear“ geht nicht nur die sittliche Welt aus den Fugen, sondern auch die physische rast in chaotischem Aufruhr; nicht anders im „Othello“. Sanft schläft das Mondlicht auf dem Hügel, wenn die Liebe alle Dissonanzen im „Kaufmann von Venedig“ löst. Aber die Krähe wendet mit heiserem Gekrächze sich dem Walde zu, die Fledermaus beginnt den scheuen Flug, der Wolf heult, die Eule schreit, das Sternenlicht erlischt, die Erde bebt fieberkrank, wie Macbeth auf Duncans Ermordung sinnt.

Der Himmel, sieh, als zürn er Menschenthaten,
Dräut dieser blut'gen Bühne.
Die Uhr zeigt Tag. Doch dunkle Nacht erstickt die Wanderlampe.
Ist's Sieg der Nacht, ist es die Scham des Tages,
Daß Finsternis der Erd Antlitz begräbt,
Wenn lebend Licht es küssen sollte?

Wie so in der Poesie die Natur immer mehr aus der Rolle des dienenden Hintergrundes heraustritt, ja wie sie bei Shakespeare die Stimmung der Tragödien, gleichsam mitwirkend, wiederstrahlt, so war auch die Zeit gekommen, wo das erste Landschaftsbild geboren werden sollte. Und dies geschah bei den Niederländern. Ich brauche nur an die van Eycks, Roger van der Weyden und den Höhepunkt Jakob Ruysdael zu erinnern, und an den großen Franzosen Claude Lorrain. Doch die Geschichte des Menschengeistes zeigt nicht immer gerade Linien, sondern auch Kurven. Der Humanismus hatte sich allmählich in ein pathetisches, formensteifes Altertum verirrt. Wohl wirkten in der deutschen Litteratur das Volks- und das Kirchenlied erfrischend, aber im Meistergesang und nach den Schrecken des großen Krieges artet die Dichtkunst, in den schlesischen Schulen, in Schwulst und Unnatur aus. Die Zeit Ludwigs XIV. ist gekennzeichnet durch die Perücke, das achtzehnte Jahrhundert durch den Zopf. In der älteren französischen Litteratur blüht kaum ein Blümchen; selbst Racine bietet kaum ein malerisches Landschaftsbild; die Hirten bei Honoré d'Urfé sind keine Naturkinder, keine Menschen, sondern Puppen; wir atmen Hofparfum; der französische Park Le Nôtres ist das klassische Beispiel des Zeitgeschmackes; die Natur hat nur Bedeutung, soweit sie der Kunst, d. i. der Schere und dem Geometermaß, dienstbar gemacht werden kann; Berge und Wälder waren dem Gartenkünstler hinderlich; die ebene Landschaft ward zur Ideallandschaft. Bäume und Buchs und Taxus wurden zu Würfeln und Kegeln und Pyramiden zurechtgestutzt. Aber herrschte bei Le Nôtre noch die harmonische Auffassung in der Gesamtanlage, so artete diese ins kleinlich Verschnörkelte aus im Rokoko. Die stolze hohe Perücke schrumpfte zum Zopf zusammen, die Grandezza ward unnatürliche Caprice.

Die Erlösung aus solchem Banne der

Unwahrheit kam von England. Hier wirkten, auf den Bahnen Miltons (L'Allegro und il Penseroso) weiterschreitend, Pope und Thomson, unter deren direktem Einflusse Brockes mit seinem „Irdischen Vergnügen in Gott" steht; hier pries Shaftesbury in begeisterten Hymnen die Natur; hier schuf Kent den freien englischen Gartenstil, und hier verbreitete Daniel Defoes „Robinson Crusoe" die Sehnsucht nach einfachen und gesunden Zuständen. In Deutschland erwacht im achtzehnten Jahrhundert ein elegisch-idyllisches Naturgefühl mit überschwenglicher Empfindsamkeit; ich erinnere an Albrecht von Haller, Hagedorn, Gleim, Ew. von Kleist, an die Hirtendichtung Salomon Geßners, vor allem an die kraft- und weihevolle Lyrik Klopstocks, an die herzliche Innigkeit des Göttinger Dichterbundes.

Doch mit alledem ist ein wirklich Neues in der Entwickelungsgeschichte des Naturgefühls nicht gewonnen. Das eroberte erst Jean Jacques Rousseau, indem er die Schönheit des Romantischen, die Schönheit der Gebirgswelt für die moderne Kulturmenschheit entdeckte. Nur selten ward im Altertum die Erhabenheit der Berge gepriesen, nur selten wurden diese der weiten Rundschau wegen bestiegen, wie z. B. von Darius, von Philipp V. von Macedonien oder vom Kaiser Hadrian. Die foeditas Alpium bei Livius, d. h. die schaudervolle Öde der Alpen, die Gefahren, sei es von den Elementen drohend, sei es von räuberischem Gesindel, die schlechten Straßen, die mangelhaften Herbergen ließen einen Genuß nicht aufkommen. Zugleich ist aber der Sinn so sehr auf das Liebliche, Schlichte, Idyllische eingeschränkt, daß nicht einmal staunende Bewunderung, sondern nur Furcht und Schrecken bei den Reisenden im Mittelalter laut werden. Selbst ein Mann wie Petrarca war noch so sehr befangen in der mittelalterlichen Anschauungsweise, daß es ihm wie ein Unrecht vorkam, einen hohen Berg zu besteigen, anstatt den Blick ins Innere zu lenken. Auch bei eingeborenen Schweizern finden wir im sechzehnten Jahrhundert nur selten Bekenntnisse wie das Konrad Geßners: „Welchen Genuß gewährt es nicht, die ungeheuren Bergmassen zu betrachten und das Haupt in die Wolken zu erheben! Wie stimmt es zur Andacht, wenn man umringt ist von den Schneedomen, die der große Weltbaumeister geschaffen hat." Das Gewöhnliche in den Reisetagebüchern jener Zeiten ist der Ausdruck der Freude, wenn das „gräulich und langweilige" Gebirge hinter dem Wanderer und die „schön ebene" Landschaft wieder vor ihm liegt. „Scheußlich", hideux, excessively miserable sind die immer wiederkehrenden Bezeichnungen.

Da schuf Rousseau Wandel. Mit elementarer Gewalt brach aus dieser Feuerseele die schwärmerische Begeisterung für die unentweihte Größe und hehre Herrlichkeit der Gebirgswelt hervor. Mit einer fast krankhaften Empfindsamkeit begabt und von dem Glauben erfüllt, daß alles, wie es aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, gut sei, daß nur die menschliche Kultur alles verdorben habe, lehrte er der übermüdeten Menschheit, schöner sei es, den Morgen in tauiger Frische zu genießen, als ihn in engen Mauern zu verschlafen, herzerquickender sei es draußen in Flur und Feld, am Bach und am Meer als in den parfümierten Boudoirs, besser wandle es sich im freien Walde, im ungekünstelten Park als zwischen geschorenen Hecken und geradlinigen Rasenstreifen; wonnig träume es sich, den Himmel und die Wolken über sich, die Gräser unter sich, flimmernde Lichter und singende Vögel und rauschende Wellen neben sich; die Natur sei dem Bedrängten und Verfolgten eine Trösterin, eine Balsam spendende Freundin, und je unberührter, je großartiger sie sei, desto erhebender sei auch ihr Anblick. Zu einer schönen Landschaft gehören für ihn: Ströme, Felsen, Föhren, schwarze Wälder, Gebirge, schwierige Bergwege, Abgründe zu beiden Seiten, die tüchtig Furcht machen. Erst im Gebirge gewinnt den vollen Genuß, wer sich ungestört an den Reizen der Natur berauschen und sich ungestört in einer Stille sammeln will, die kein anderer Ton unterbricht als der Schrei des Adlers und das Rauschen der von den Bergen stürzenden Gießbäche. In seinen Rêveries d'un Solitaire schildert er, wie er, vor den Menschen flüchtend, auf der einsamen Peterinsel im Bieler See die glücklichste Robinsonade durchlebt; eine wahre Leidenschaft ergreift ihn zu botanisieren; unbeschreiblich nennt er das Entzücken, die im stillen wirkenden Kräfte

der Natur zu belauschen; und mit solcher Tiefe des Empfindens hatte sich noch nie ein Mensch in den Zauber der Einöde, der Bergesriesen, der Wasserstürze, der Wolkenbildung versenkt, wie Rousseau sie in der Nouvelle Héloïse dem St. Preux auf die Zunge legt. Er erquickt sich an der weltabgeschiedenen Erhabenheit, er fühlt sich über alles Irdische zum Ewigen emporgehoben; ihm ist es, als ob die Gedanken selbst einen Anflug von Größe annähmen und mit den Gegenständen, über die sein Blick schweift, in Einklang stünden.

Ein weites lautes Echo fanden diese Schilderungen einer neu entdeckten Wunderwelt voll Schönheit. Im Jahre 1787 bestieg der große Genfer Naturforscher Saussure den Montblanc. Über sich den gestirnten Himmel, der die Bergspitzen mit mattem Glanze verklärte, um sich her in majestätisches Schweigen gehüllt die Bergriesen alle, hatte er — wie er bekennt — auf diesem Gipfel, den er zuerst erklommen, das Gefühl, als ob er allein das Weltall überlebt hätte und dessen Leiche zu seinen Füßen ausgestreckt sähe.

Es war, als ob die Rückwendung zur Natur und mit ihr die Erkenntnis des Romantischen in der Luft gelegen: gleichzeitig entdeckt der Schotte John Leyden den Zauber der wilden Schönheit seiner Heimatberge und Ramond de Carbonnières den Reiz der Pyrenäenlandschaft.

In Deutschland ist es Goethe, der nach Sturm und Drang den Bann löst, der auf den Gemütern lastete; in deutscher Zunge ist nie wieder die Natur so verherrlicht, so tief gefühlt worden wie im „Werther“, der unter dem direkten Einflusse der Nouvelle Héloïse steht; wenn er träumend am Bache liegt, wenn er das Wimmeln der kleinen Welt zwischen den Halmen beobachtet, wenn das liebe Thal um ihn dampft und die hohe Sonne nur einzelne Strahlen in sein Waldesheiligtum wirft, dann fühlt er die Natur so innig nahe seinem Herzen, fühlt er die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Allliebenden, der uns in ewiger Wonne trägt und erhält.

Doch der „Werther“ ist ebenso unerschöpflich an Naturphantasie wie die große Reihe der unvergleichlichen Lieder, sei es nun „Erlkönig“ oder der „Fischer“ oder der „Wanderer“ oder „Wanderers Nachtlieder“ oder „Ganymed“ oder „Mahomets Gesang“ u. s. w.

Goethe ist auch der erste deutsche Dichter, der die romantische Schönheit der schneebedeckten Berge voll auf sich wirken läßt und mit unübertroffener Meisterschaft schildert. Mit vollem Bewußtsein, aber ohne jene innere Zerrissenheit, ohne jenen Unfrieden mit der Welt, wie er bei Rousseau hervortritt, genießt er auf den drei Schweizer Reisen (1775, 1779, 1797) die gewaltigen Eindrücke als das Höchste und Größte, was die Natur in unseren Breiten zur Schau gestellt hat. Und wer je auf den Bahnen Goethes durch das Haslithal gewandert ist, wer an den Handeckfällen, überstäubt von dem Gischt der brausenden Wasser, weltverloren geträumt hat, wer über den Brienzer See gefahren oder durch das Münsterthal gezogen ist, der wird nachempfunden haben, was Goethe schreibt: „Mir machte der Zug durch diese Enge eine große ruhige Empfindung. Das Erhabene giebt der Seele die schöne Ruhe; sie wird ganz dadurch ausgefüllt, fühlt sich so groß, als sie sein kann. Sie weitet sich aus, und es macht dies ein schmerzlich Vergnügen.“ „Es sind keine Worte,“ schreibt er am Genfer See, „für die Größe und Schöne dieses Anblicks, und immer wieder zog die Reihe der glänzenden Eisgebirge das Auge und die Seele an sich.“ Und in Leukerbad: „Man ist voller Ahnung bei diesen Wirkungen der Natur. Die ewige innerliche Kraft der Natur fühlt man sich ahnungsvoll durch jede Nerve bewegen.“

Hier haben wir alle jene Momente beisammen, die das Wesen des Romantischen ausmachen. Ursprünglich aus Roman geprägt, bezeichnet das Wort: romanhaft, abenteuerlich, phantastisch; von den Engländern ward es zuerst auf die Landschaft bezogen; so nennt John Evelyn in seinem diary vom 27. Juni 1654 den Felsen von St. Vincent bei Bristol a very romantic seat und verbindet auch romantic mit pleasant place. Es bezeichnet also das Ungewöhnliche, die Mischung von Erhabenem und Grausigem, Schönem und Schauerlichem. Wir fühlen auf den Bergen die Abgeschiedenheit, die schreckenvolle Majestät, wir fühlen uns umschauert von der Ahnung des Ewigen, des Unfaßbaren. So singt Byron von den Alpen:

Paläste der Natur, auf euren Spitzen,
Den weißen Häuptern, wolkenhoch erhoben,
Sieht man die Ewigkeit erstarrend sitzen,
Um welche rings die eis'gen Hallen blitzen!
Lawinensturz — ein schnee'ger Donnerkeil!
Hier schwillt der Geist, umstarrt von Felsenritzen,
Und bebt zugleich; es ragen jäh und steil
Die Gipfel — unten bleibt der Menschen schwacher Teil.

Und so jubelt auch der Chor in Schillers „Braut von Messina“:

Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte,
Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

Byrons ganzes Herz hängt am Gebirge und am Meer. Das Meer ist sein Roß, das ihn trägt, Wonne ist es ihm, wenn es sich unter ihm bäumt; er möchte die Wellenmähne streicheln.

Und was ist es, das Rousseau und Goethe und Byron so beredt macht? Ist es nicht die Sympathie, ist es nicht das Gefühl, ein Glied in der Kette aller Lebewesen zu sein —

Indes der Geist sich stolz und frei entschwingt
Und mit den Lüften schwebend sich kann wiegen
Und über Fels und Meer bis zu den Sternen fliegen?

Und so fragt er:

Sind nicht der Fels, das Himmelslicht, die Wogen
Von mir ein Teil, ein Teil von ihnen ich?
Ist's Liebe nicht, was so mich angezogen?
Was wär das andre, wenn ich's dem verglich?

Eine solche Sympathie konnte nur die Blüte einer Innerlichkeit sein, wie sie dem modernen Geiste aufgegangen ist. Es ist das ein köstlich ideales Gut, an dem die Geistes- und die Naturwissenschaften gleichen Anteil haben; die Geschichte des Naturgefühls bis auf die Gegenwart zeigt den engen Zusammenhang von Naturerkennen und Naturliebe. Wer Humboldts „Ansichten der Natur“, wer Haeckels „Indische Reisebriefe“ liest, der spürt, wie wechselseitig sich beide Momente durchdringen. Aber auch wer heute durch die Galerien geht, in München, London oder in Amsterdam u. s. w., dem blüht und glüht in der Landschaftsmalerei die geistvollste Deutung und Wiedergabe des Stimmungszaubers entgegen, der über den Alpenfirnen, über Almen und Seen der Schweiz gebreitet liegt oder die einsame Heide und das Meer umleuchtet.

Auch wer die Dichter unseres Jahrhunderts liest, den umweht bald Frühlingsluft und Waldesduft wie bei Tieck, Uhland, Eichendorff; bald Meereshauch wie vor allem bei den Engländern, ich nenne nur Shelley, wie bei Lenau, Heine, Storm, bei Pierre Loti, Ada Negri; bald sanfter Mondesglanz und Sternenflimmer wie bei Lamartine und Viktor Hugo; bald ein Ewigkeitshauch von den Alpen her, wie in Scheffels „Bergpsalmen“ und Karl Stielers „Hochlandsliedern“; bald ein Duft des Heidekrautes, wie bei Annette von Droste, Hebbel und Storm und Stifter; bald ein weicher Weltschmerz, wie bei Leopardi und Lenau; bald ein mystischer Pantheismus, wie in Hölderlins „Hyperion“. Bald ist es frohe Wanderlust und melodisches Singen und Sagen von der herrlichen Gotteswelt, wie bei Scheffel, Bodenstedt, Geibel, bald ein tiefes Grübeln und Belauschen jeder Regung und Bewegung in der Luft, im Walde, im Felde, wie bei den Norwegern, z. B. Knut Hamsun. Bald ist es ein Haften am einzelnen, eine getreue Schilderung des Details ohne inneres geistiges Band, ein Wetteifern mit den Freilichtmalern, Impressionisten und Symbolisten, wie es so vielfach in der neuesten Dichtung hervortritt, die eklektisch zwischen Extremen hin und her schwankt. Aber wie oft sind es auch hier reine, tiefe Töne, in denen ein echtes Gefühl seinen harmonischen Ausdruck findet! Nur ein Gedicht — von einer Meisterin des Liedes, Anna Ritter — sei am Ende unseres langen Weges herausgehoben. Es ist „Morgenwanderung“ überschrieben:

Aus dunklen Thalen, drin die Sorge rauscht,
Lenk ich den Schritt auf vielgewundnen Wegen
Dem ernsten Reich der Einsamkeit entgegen.

Längst blieb des Städtchens muntres Bild zurück,
Die Buchenwälder wichen scheu zur Seite,
Die schlanke Tanne giebt mir das Geleite.

Dann bleibt auch sie und macht den Kiefern Platz,
Armselig Volk, gekrümmt von Sturm und Wettern,
Das kaum den Mut noch hat, emporzuklettern.

Und nun allein! Kein Laut des Lebens mehr
Dringt an mein Ohr, im klaren Morgenscheine
Steh ich allein im Totenreich der Steine.

Wie groß! Wie still! In Andacht bebt mein Herz,
Denn zu mir nieder in dem heil'gen Schweigen
Fühl ich die Gottheit ihre Stirne neigen.

Und einsam kreist ein Falke hoch im Blau,
Wie eine Seele, die den Staub bezwungen
Und jubelnd sich zur Sonne durchgerungen.



Die Tiere der Tiefsee.

Von

C. Müller.

(Nachdruck ist untersagt.)

Zu Anfang August vorigen Jahres ist von Hamburg aus der Dampfer „Valdivia“ in See gegangen, um im Dienste der Wissenschaft in ferne Meere hinauszuziehen. Was die Procupine-Expedition begonnen, was durch die Challenger-Expedition fortgeführt ist, das soll durch diese neue Forschungsreise noch erweitert, durch die an Bord der „Valdivia“ gegangenen Gelehrten ausgebaut werden. Unser Wissen vom Meere in jeder Hinsicht zu erweitern, das ist ihre Aufgabe, und so gilt es denn unter anderem, die natürliche Gestaltung des Meeresbodens zu bestimmen, den physikalischen und chemischen Zustand des Meeres zu untersuchen, vor allem aber die Geheimnisse seiner Tiefen sowohl in botanischer wie zoologischer Hinsicht zu enthüllen.

Bei dem großen Interesse nun, welches die Tierwelt der Tiefsee an und für sich schon auch für weitere Kreise hat, das durch die Valdivia-Expedition noch in hervorragendem Maße gestiegen ist, dürfte es vielleicht nicht unangebracht sein, einen kurzen Überblick über die bisher bekannte Fauna dieser Meeresregion zu geben. Bevor wir aber auf eine Besprechung dieser meist überaus merkwürdigen Tiere eingehen, wollen wir die in der Tiefe des Meeres herrschenden Verhältnisse erörtern, die Bedingungen klarstellen, denen die dort unten lebenden Geschöpfe unterworfen sind.

Die durchschnittliche Tiefe der Meere beträgt ungefähr dreitausend Meter; der Druck, den das Wasser in den tiefsten Tiefen des Meeres ausübt, muß daher ein ganz ungeheurer sein. In einer Tiefe von zweitausend Metern lastet auf jedem Punkte das Gewicht einer zwei Kilometer hohen Wassersäule, das sind ungefähr zweihundert Atmosphären oder zweihundert Kilogramm auf den Quadratcentimeter. Ein spannlanger Fisch hat dort unten also einen Druck von etwa vierundzwanzig Tonnen, das ist das Gewicht einer mittleren Lokomotive, auszuhalten. Den Druck in den tiefsten von Tieren bewohnten Teilen des Meeres würde somit, wie Marshall („Die Tiefsee und ihr Leben“) meint, wahrscheinlich kein den obersten Wasserschichten angehöriges Geschöpf aushalten können, wenn es ihm plötzlich ausgesetzt würde, obwohl zugegeben werden kann, daß manche sehr weit hinab- und heraufzusteigen vermögen. Eine Thatsache ist es, daß fast alle Tiere der Tiefsee tot, manche mehr oder weniger zerrissen an die Oberfläche des Meeres hinaufbefördert werden. Die Ursache dieser Erscheinung ist, daß alle Flüssigkeiten und Gase in dem Körper des Tieres und in seinen Höhlen ursprünglich unter dem gleichen Druck stehen wie das umgebende Seewasser. Wie dieses centripetal auf das Tier preßt, so sind jene bestrebt, centrifugal sich auszudehnen, und beide Kräfte halten sich die Wage, so daß unter normalen Verhältnissen die feinsten und zartesten Teilchen vollkommen erhalten bleiben. Kommt nun das Tier in Wasserschichten mit viel geringerem Druck, dann findet die expansiv wirkende Kraft in seinem Körperinneren nicht mehr den nötigen äußeren Widerstand, das Gleichgewicht wird gestört und der notwendige Erfolg wird Zerreißung und Zerpressung sein, um so mehr, je größere gashaltige Körperhöhlungen etwa im Spiele

sind. Die Leiber aller derjenigen Fische, die eine Schwimmblase besitzen, sind den zerstörenden Einflüssen des verminderten äußeren und des daher vermehrten inneren Druckes natürlich am meisten ausgesetzt.

Die Temperatur des Seewassers ist im allgemeinen auf der Oberfläche und nahe unter ihr am höchsten, von hier nimmt sie während der ersten zweihundert Meter rasch ab, dann langsamer bis zum Boden oder bis zu einem gewissen Horizont oberhalb desselben, von wo aus bis zum Grunde dann die Temperatur die gleiche oder fast die gleiche bleibt. Diejenigen Meeresbecken, welche bis in die Polarregion hinaufreichen, sind mit dem kalten, an den Polen in die Tiefe herabsinkenden und von hier aus am Grunde hin dem Äquator zufließenden Wasser gefüllt. In ihnen hat das Grundwasser eine Temperatur von weniger als + 1 Grad, während in den anderen mit den Polargebieten nicht in Verbindung stehenden Becken die Temperatur am Meeresgrunde zwar eine höhere ist, jedoch in Tiefen von mehr als zweitausend Metern in der Regel unter + 3 Grad bleibt. Dies gilt für die Tropen ebenso wie für die gemäßigte Zone, und selbstverständlich bleibt diese Temperatur, welche dem direkten Einfluß der Sonne ja gänzlich entzogen ist, jahrein jahraus dieselbe.

Bezüglich des Sauerstoffgehalts der dem Meerwasser beigemengten Luft sei bemerkt, daß er in den oberflächlichen Schichten zwischen 33 und 35 Prozent schwankt. Nach der Tiefe zu vermindert er sich und erreicht sein Minimum (11,4 Prozent) zwischen vierhundert und achthundert Meter Tiefe. Wenn nun die Menge des Sauerstoffes nach dem Boden hin auch wieder etwas zuzunehmen scheint, so wird sie doch in den tiefsten Tiefen gegen diejenigen in den oberflächlichen Schichten erheblich zurückbleiben.

Das Tageslicht dringt nur bis zu einer Tiefe von etwa vierhundert Metern in das Wasser ein; in jenen Tiefen, die hier für uns von Interesse sind, herrscht ewige Nacht, die nur in sehr geringem Maße von jenem Licht erhellt wird, welches die Leuchtorgane einiger Tiefseetiere ausstrahlen. Die Folge davon ist, daß dort unten Pflanzen, welche mit Hilfe des Lichtes organische Körper aus unorganischen Körpern — Wasser und Kohlensäure — herstellen, nicht vorkommen. Die ganze Tierwelt des tiefen Meeresgrundes ist in letzter Linie auf jene eßbaren Dinge angewiesen, welche von oben herabfallen. Weiter dann, so sagt von Lendenfeld, fressen sie sich gegenseitig auf, und namentlich die Fische der Tiefsee sind trotz ihrer geringen Größe furchtbar gefräßige Raubtiere. Daß unter solchen Umständen die Tierwelt der Tiefsee nur ein kümmerliches Dasein fristet und keinen so hohen Grad der Ausbildung erlangt hat wie die Tierwelt des seichten Wassers, wird niemand wunder nehmen.

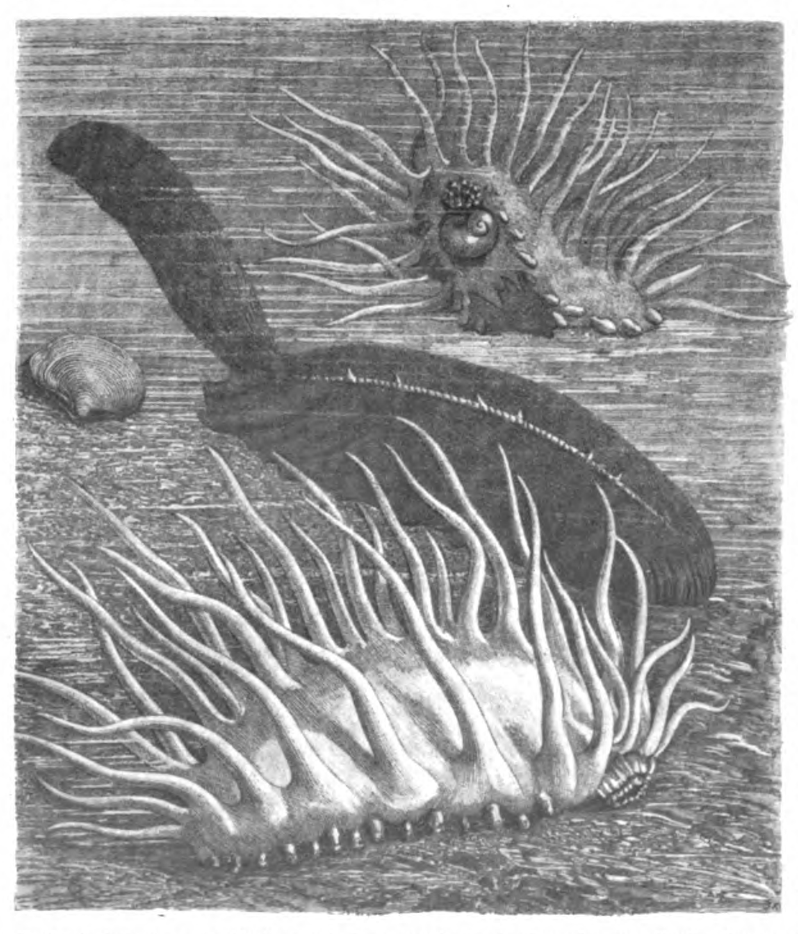
Die meisten Tiere der Tiefsee sind als Abkömmlinge jetzt lebender Seichtwasserformen zu erkennen, welche sich den ungünstigen Verhältnissen der unwirtlichen Tiefe angepaßt haben. Andere Tiefseeformen besitzen gegenwärtig keine Verwandten im seichten Wasser. Von diesen letzteren wird anzunehmen sein, daß sie schon vor längerer Zeit in die Tiefe hinabgestiegen und daß ihre an der Oberfläche zurückgebliebenen Vorfahren seither ausgestorben sind. Die Tiefseefauna ist jedenfalls nicht die älteste Fauna; sie ist jünger als die Fauna der Küsten, vielleicht sogar als die des Landes.

Kälte und Druck haben keine Änderungen im Bau der Tiefseetiere veranlaßt. Man könnte vermuten, daß infolge der größeren durch den Druck veranlaßten Dichte des Wassers die Bewegungen in der Tiefe, namentlich das Schwimmen der dort wohnenden Tiere, viel Anstrengung und große Muskelarbeit bereiten müßten: dem ist aber nicht so. Den einmal an ein Tiefseeleben angepaßten Geschöpfen erwächst sicher aus der größeren Dichte des Wassers keine größere Unbequemlichkeit, denn ihre Muskeln und andere ihrer Bewegungsorgane sind nicht stärker entwickelt als bei den an der Oberfläche lebenden, öfter eher schwächer, haben sie doch bei ihren Bewegungen nicht wie die Oberflächen- und Küstentiere mit starker Bewegung des Wassers, die durch Strömungen oder Wellenschlag hervorgerufen sind, zu rechnen. Den größten Einfluß auf die Organisation der Tiefseetiere hat die Finsternis ausgeübt. Drei Wirkungen sind ihr zuzuschreiben: bei manchen Formen ein Größer- oder Besserwerden der Augen, bei manchen ein Rudimentärwerden oder Schwin-

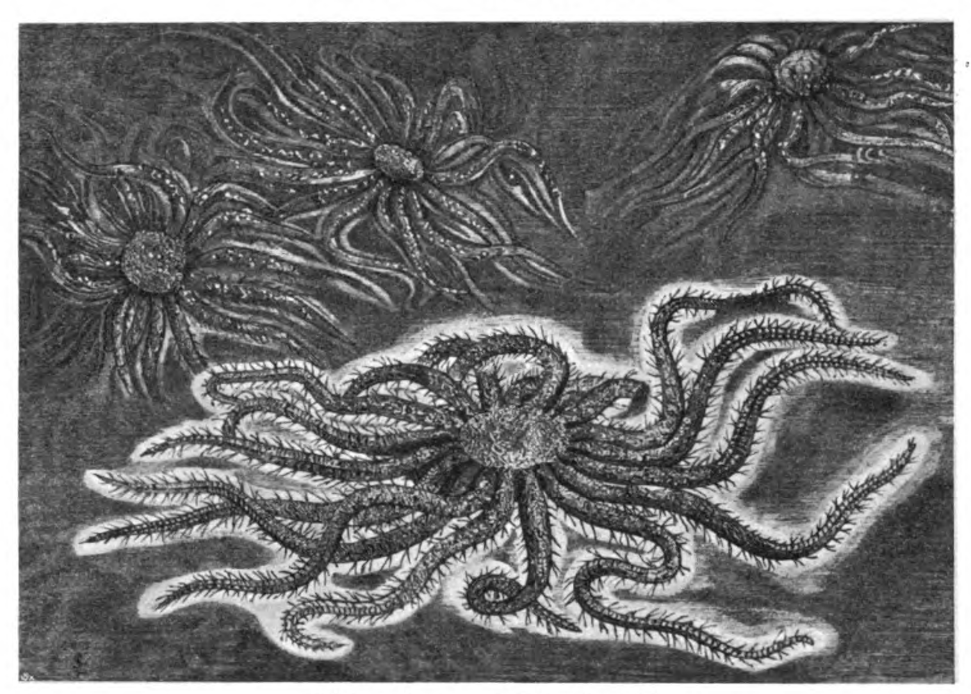
den derselben und bei wieder anderen die Bildung von Leuchtorganen.

Alle Bewohner der Tiefsee stammen, wie vorher gesagt, von Seichtwasserformen mit normalen Augen ab, die in aufeinanderfolgenden Generationen in immer größere Tiefen hinabgestiegen sind. Je lichtärmer nun die Schichten wurden, die diese Tiere beim Herabsteigen in die Tiefe passierten, desto mehr vergrößerten sich, um die immer weniger vorhandenen Lichtstrahlen zu erhaschen, die Sehorgane. Mit dem Dunklerwerden der Umgebung hielt ein Größer- oder Besserwerden der Augen gewissermaßen gleichen Schritt. „Setzen wir nun den Fall, ein solches großäugiges Tier des tieferen Meeres kam endlich nach langer Zeit in die absolut dunklen Schichten, so ist es sehr leicht möglich, daß das Auge die Tendenz der Vergrößerung, welche es während zahlreicher Generationen gehabt hatte, durch eine Art Beharrungsvermögen und infolge gesteigerten Lichtbedürfnisses bis auf einen gewissen Grad und durch eine gewisse Anzahl von Generationen noch fortsetzte, bis nach und nach Reduktion und endlich Schwund eintrat. Wenn wir die Tiefseetiere von diesem Gesichtspunkte aus betrachten, können wir sagen: hier sind gewisse Formen mit so und so großen Augen, und das sind die neuesten hier lebenden, hier diese mit größeren Sehorganen sind älter, diese wieder mit kleineren sind noch älter, sie sind in der Rückbildung begriffen, und diese ältesten sind ganz blind."

Möglich ist es auch, daß die blinden Tiefseebewohner ganz unabhängig von denjenigen mit besonders großen Augen und neben ihnen entstanden sind. Beim Hinabsteigen in die Tiefe kann die Abnahme des Lichtes von vornherein, vornehmlich bei solchen Arten, deren Augen an und für sich nicht besonders gut waren, ein Schlechter- und Kleinerwerden der Sehorgane, dafür aber eine Weiterentwickelung anderer, vor allem der Geruchs- und Tastorgane, bewirkt und so die Tiere zum Kampf ums Dasein befähigt haben. Wie dem auch sei, jedenfalls haben wir es in der Änderung der Sehorgane, ob sie nun größer oder besser geworden oder vollständig verschwunden sind, mit einer hervorragenden Anpassung an die Verhältnisse der



Tiefsee-Holothurien; im Vorder- und Hintergrunde je ein Exemplar von **Oneirophantes mutabilis**, in der Mitte eine **Psychropotes longicauda**.



Brisinga elegans, aus 820 Faden Tiefe.

Tiefsee zu thun. Manche der Tiefseetiere haben sich der dunklen Tiefe noch dadurch besonders angepaßt, daß sie Leuchtorgane entwickelten, die teilweise, besonders bei den Fischen, einen sehr hohen Grad der Ausbildung erlangt haben, vor allem bei denen, die auch gute Augen haben.

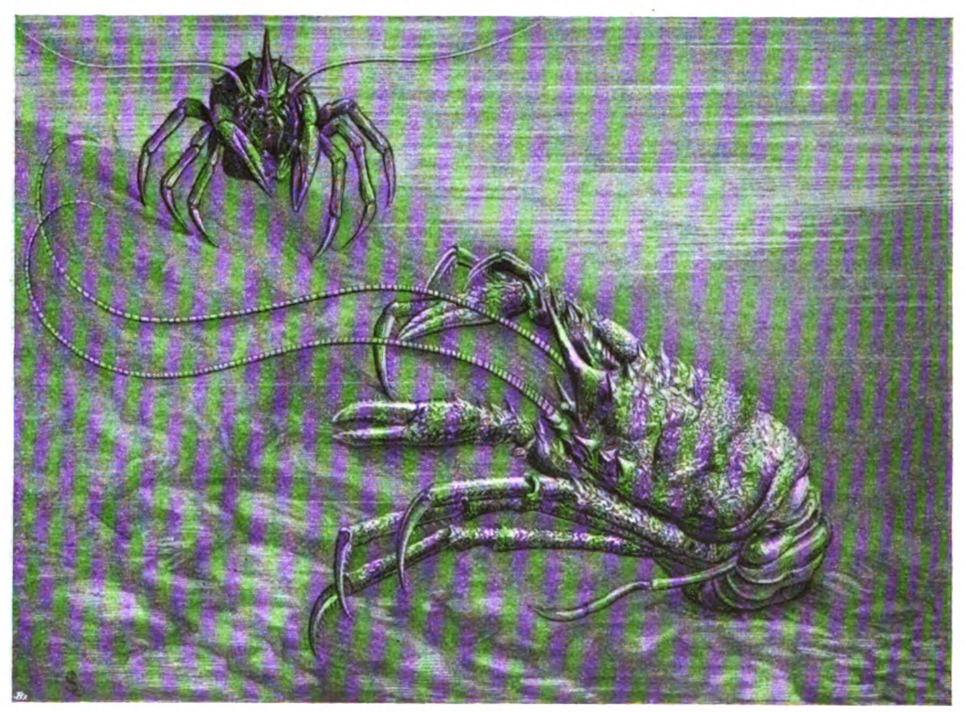
Wenden wir uns jetzt den einzelnen Abteilungen der Tiefseetiere zu, so treten uns zunächst Angehörige der Protozoen oder Urtiere entgegen. Sie bestehen aus einer einzigen, von einer Haut umhüllten Zelle, die bei vielen dieser einfachsten Organismen durch Einlagerung von Kiesel- oder Kalksubstanz oder sonstiger Fremdkörper zu einer festen, schützenden Schale ausgebaut ist; ja bei den Radiolarien kommt es auch noch im Inneren des Körpers zur Bildung kieseliger Gerüstteile. Häckel hat über viertausend Arten dieser letzteren beschrieben, deren große Mehrzahl der Tiefsee, vor allem dem Radiolarienschlick der centralen Regionen des Stillen Oceans aus Tiefen von zweitausend bis viertausend Faden entstammt. Und wenn auch nicht alle hier gefundenen Arten hier gelebt haben mögen, sondern zum Teil tot hinabgesunken sind in die Tiefe und sich mit ihren Skeletten an der Bildung des Schlicks beteiligen, so ist doch auch die Zahl derjenigen, welche, in wundervoller Erhaltung aller Weichteile, aus jenen Gründen mit heraufgebracht wurden, folglich dort auch gelebt haben werden, keine geringe.

Schwämme sind in der Tiefe des Meeres ebenfalls vorhanden, und zwar größtenteils Formen mit einem sehr hoch entwickelten Kieselskelett. Kalk- und Hornschwämme, wie z. B. unser Badeschwamm, sind meistens Bewohner des flachen Wassers. Auch Korallentiere und Seerosen leben im tiefen Wasser, ja unter den letzteren findet sich eine Reihe außerordentlich interessanter Formen. Während nämlich sonst bei den Seeanemonen den radiär angeordneten Organen und Leibesteilen die Zahl sechs zu Grunde liegt, fand Hertwig unter den durch die Challenger-Expedition erbeuteten solche, die nach der Zahl vier gebildet sind. Beachtenswert ist ferner die Thatsache, daß manche Tiefseeanemonen eigentümliche Rückbildungen der Tentakeln zeigen.

Jene mit massigen Skeletten ausgestatteten Korallenarten, welche den Hauptanteil an der Bildung der Korallen-Riffe, -Bänke und -Atolle nehmen, gehören dem flachen Wasser an und finden schon bei zweiundzwanzig

Faden Tiefe ihre untere Verbreitungsgrenze. Nur eine Art, Lophohelia prolifera, macht eine Ausnahme, denn wie durch die Forscher der Procupine-Expedition festgestellt, ist im Nordatlantischen Ocean der Boden in einer Tiefe von drei- bis sechshundert Faden und bei einer Temperatur bis zu 0 Grad Celsius stellenweise auf Meilen mit einem Buschwerk dieser schönen Koralle bedeckt, ja sie bildet an gewissen Örtlichkeiten, z. B. zwischen Schottland und den Faröer, wahre Bänke.

öffnung nicht mehr endständig sind, sondern bauchständig werden. Durch die zu Grab- und Schreitbeinen umgestalteten Füßchen, sowie durch den Besitz eines kelchförmigen Mundsaumes — adaptierte Mundtentakel — unterscheiden sich diese Tiefseebewohner des weiteren von den bekannten Seichtwasserformen der Holothurien. Wahrscheinlich laufen oder kriechen die Elasipoden mit offenem Maule über den Meeresboden dahin, fortwährend Sand und Schlamm verschluckend,



Galathodes Antonii.

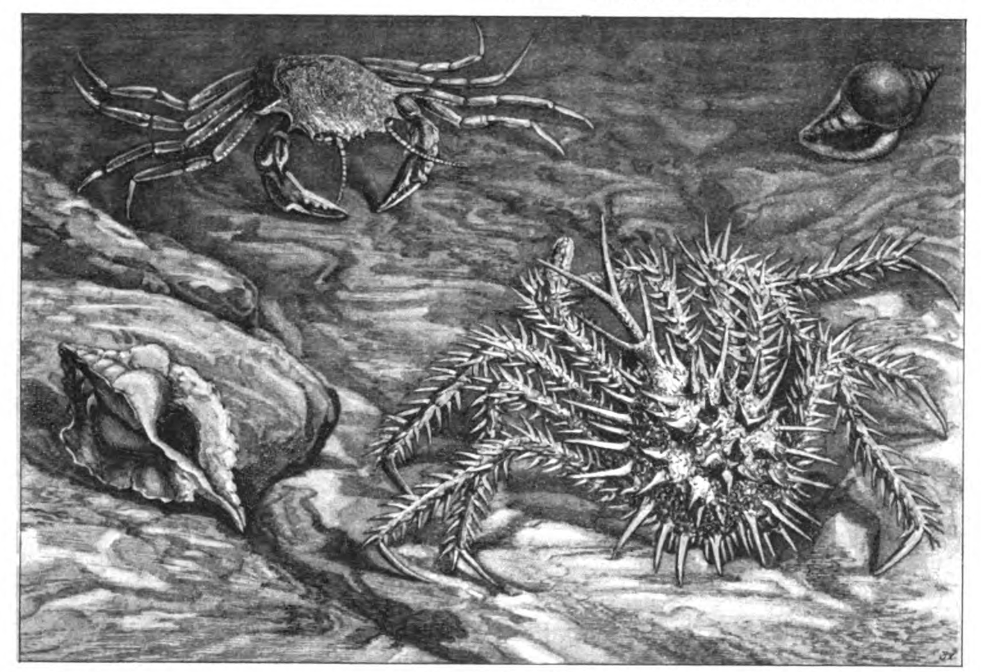
Röhren- und Scheibenquallen sind in der Tiefe selten, doch kommen immerhin einige dem Leben dort unten angepaßte Arten nahe dem Meeresgrunde vor. Sehr reich vertreten ist in der Tiefe die Gruppe der Stachelhäuter. Eine besonders merkwürdige Abteilung dieser ist die den Holothurien oder Seewalzen angehörige Ordnung der Elasipoden. Die Körpergestalt dieser Tiere (Abbild. S. 492) zeigt nämlich nicht den fünfstrahligen Bau des Leibes, sondern ist in sehr hohem Grade bilateral-symmetrisch, auch sind Rücken- und Bauchseite recht verschieden entwickelt, namentlich ist letztere in der Regel verkürzt, so daß erstere sie vorn, oft auch hinten überwölbt und Mund- und After-

um diesen Substanzen dann die nährenden organischen Beimengungen zu entziehen. Übrigens giebt es auch Tiefseeholothurien, die nur wenig von den im flachen Wasser vorkommenden abweichen.

Unter den Seeigeln der Tiefsee finden sich solche mit auffallend weicher Schale; ihre Festigkeit scheint, sogar bei Exemplaren derselben Art, mit der Tiefe abzunehmen. Wahrscheinlich ist hieran die Armut der tieferen Gewässer an Kalk schuld. Bemerkenswert ist noch, daß einige unter den abyssalen Seeigeln von den bekannten Oberflächenformen erheblich abweichen und an längst ausgestorbene Arten erinnern. Von den zahlreichen Seesternen der Tiefe sei hier

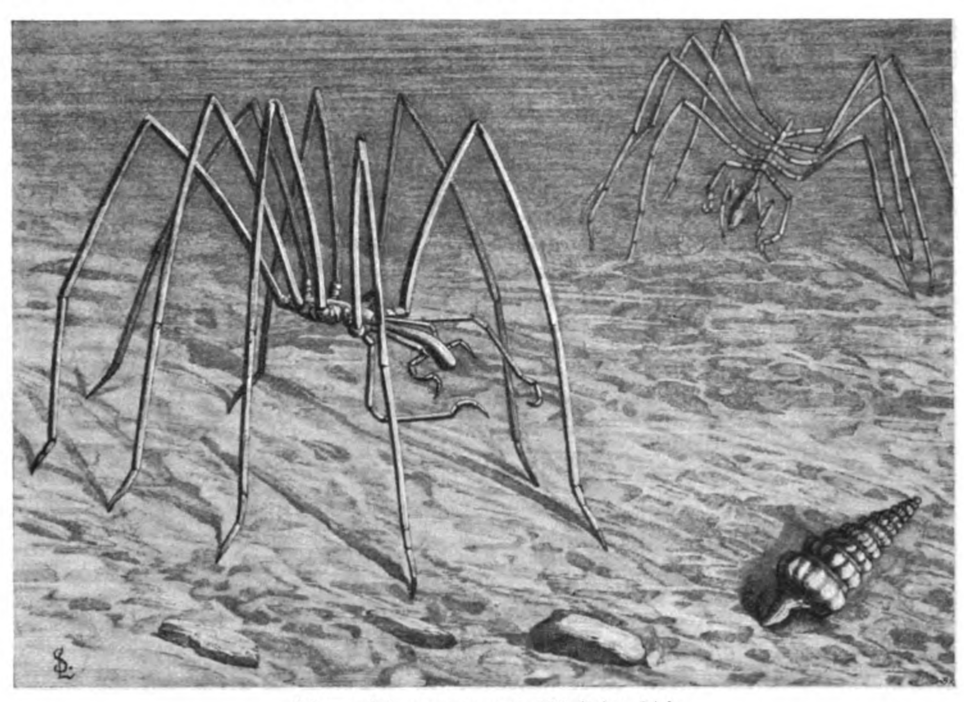
nur eines Schlangensternes Erwähnung gethan, der von seinem Entdecker „Brisinga“ genannt worden, hergeleitet von Brising, dem glänzenden Kleinod, das der Göttin Freya als Brustschmuck diente und das ihr der von Heimdall bekämpfte Loki stahl und in die Tiefe des Meeres verbarg. Diesem Tiere ist nämlich die Fähigkeit gegeben, glänzendes Licht über den Meeresboden auszugießen; es ist, wie sein Entdecker sagt, von einem einzigen Glanze, eine leibhafte „gloria maris“ (Abbild. S. 493).

Würmer, und zwar meist röhrenbewohnende, finden sich noch in den größten Tiefen, fand doch der Challenger Serpuliden und Terebelliden in einer Tiefe von 3125 Faden, also fast sechs Kilometer unter der Oberfläche. Auch Kruster beherbergt die Tiefe in nicht geringer Zahl, unter ihnen z. B. eine riesenhafte Assel, wie denn diese Tiere überhaupt die Neigung zeigen, nach den Polen und der Tiefe zu an Größe zuzunehmen. Meistens besitzen sie rückgebildete Sehwerkzeuge; von sechsundfünfzig abyssischen Arten sind vierunddreißig vollkommen blind, vier haben degenerierte, achtzehn gut entwickelte Augen. Wahrscheinlich sind diese letzteren Arten erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit in die dunkle Tiefe hinabgestiegen, so daß die Anpassung an das Leben im Dunklen, der Augenrückbildungsprozeß, noch nicht vollendet werden konnte. Das genauere Studium der Augen dieser Tiefseeasseln hat übrigens nach Lendenfeld ergeben, daß die Rückbildung von innen nach außen fortschreitet; äußerlich erscheinen ihre Augen noch normal, aber die inneren, eigentlich das Licht aufnehmenden Teile sind schon stark rückgebildet. Trotzdem sie äußerlich ziemlich normal aussehen, sind diese Augen bereits ganz funktionsunfähig.



Lithodes ferox.

Ganz besonders interessant sind die gestielten Seelilien. Fossile Tiere dieser Art oder wenigstens Teile von ihnen mögen seit uralten Zeiten bekannt sein, unsere Bekanntschaft mit den lebenden Arten hat erst die Tiefseeforschung vermittelt, denn im Seichtwasser kommen sie überhaupt nicht vor. Das Tier mit seinem Kranz von Armen sitzt auf dem oberen Ende eines langen Stieles, welcher bei manchen Arten lose im Schlamm stecken mag, bei anderen unten wurzelartige Ausläufer entsendet, mit denen es sich am Meeresgrunde festhält. Bei weitem größer aber ist die Zahl der ungestielten Seelilien (Crinoiden), die übrigens mit ihren gestielten Vettern die Neigung zur Geselligkeit teilen.



Colossendeis arcuata, aus 820 Faden Tiefe.

Interessante Tiere hat uns die Tiefseeforschung aus der Ordnung der zehnfüßigen Kruster kennen gelehrt, z. B. den durch die Challenger-Expedition entdeckten Astacus zaleuca, einen Krebs mit sehr langen und zarten Scheren, die innen mit zahlreichen spitzen Zähnen besetzt sind. Auch dieses den westindischen Gewässern entstammende Tier ist vollkommen blind, dafür aber an den Gliedmaßen mit zahlreichen Tasthaaren bedeckt. Leistungsunfähige Augen hat auch der aus 2400 Faden Tiefe heraufgeholte Galathodes Antonii (Abbild. S. 494), dafür aber als Sitz stellvertretender Tastorgane bedeutend vergrößerte Antennen. Ein Einsiedlerkrebs mit symmetrischem Körperbau ist Hylopagurus rectus, der offene Röhren in Holzstücken oder hohle Stengelteile bewohnt, in welche er nicht wie seine Familiengenossen mit dem Hinterteile, sondern mit dem Kopf voran hineinschlüpft. Sein Leib ist infolge der Wohnstätte natürlich weichhäutig bis auf das hinterste Ende, welches die Schutz gewährende Röhre gewissermaßen verschließt. Erwähnt werden mag noch eine Krabbe Lithodes ferox (Abbild. S. 495), die dadurch ausgezeichnet ist, daß ihre ganze Oberseite, sogar die Gliedmaßen dicht mit nadelartigen Dornen von solcher Schärfe bedeckt ist, so daß sehr große Vorsicht beim Anfassen der toten Exemplare nötig ist.

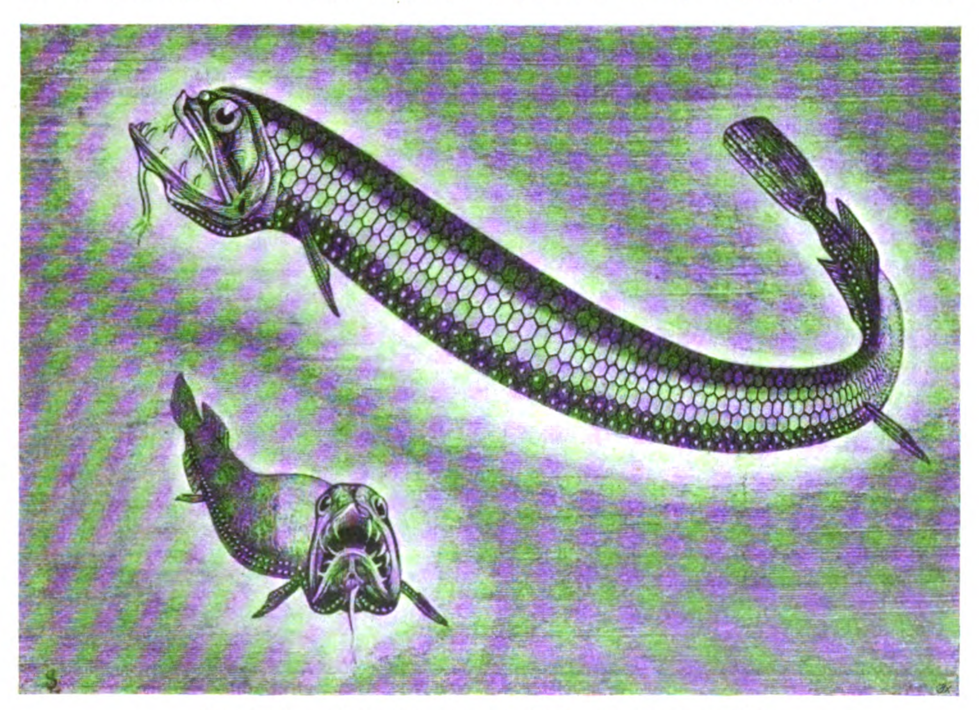
Spinnenkrebse, die im Seichtwasser zumeist klein bleiben, erreichen in der Tiefe eine bedeutende Größe. So sind Colossendeis colossea und arcuata (Abbild. S. 496) besonders durch die Länge ihrer stelzenartigen Beine ausgezeichnet, deren Spitzen fast zwei Fuß auseinanderliegen; wahrscheinlich werden diese Tiere ähnlich stelzend umherwandern wie unsere gewöhnlichen Weberknechte.

Wenig günstige Lebensbedingungen scheint die Tiefsee Schnecken und Muscheln zu bieten; sie werden, umgekehrt wie die Asseln, mit zunehmender Tiefe immer kleiner. Ihre Schalen sind fast farblos und wohl infolge des Kalkmangels in den größten oceanischen Tiefen oft äußerst zart und dünnwandig. Gerade dieser Mangel an Kalk scheint, wie schon wiederholt angedeutet, für das Fortkommen und Gedeihen vieler Tiere in der Tiefe des Meeres von nicht unerheblichem Einfluß zu sein, und wie er die Korallen nötigt, ihre Schalen mit einem möglichst geringen Aufwand von Material herzustellen, die Kalkschwämme nicht aufkommen läßt, den Foraminiferen Sandgehäuse angezüchtet hat,

so hat auch er es wohl in erster Linie bewirkt, daß die Tiefe verhältnismäßig arm an Mollusken ist und daß die wenigen dort vorhandenen sich mit so dürftig ausgebildeten Schalen zufrieden geben müssen. Blinde Formen, sowie solche, bei denen die Augen in der Rückbildung begriffen, sind nicht selten. Und auch bei diesen schreitet die Rückbildung, wie bei den Asseln, von innen nach außen vor. Von dieser negativen Anpassung an den Lichtmangel werden die Kopfaugen der Schnecken in ausgedehnterem Maße betroffen als die Augen des Mantelrandes der Klappmuscheln. Die in der Tiefe gefangenen Kopffüßer, übrigens eine nur kleine Zahl, unterscheiden sich von den bisher bekannten Tintenfischen durch die Kleinheit ihrer Flossen und die Schwäche ihrer Fangarme und Saugnäpfe. Dagegen besitzen sie, wie von Lendenfeld mitteilt, einen kelchförmigen, sehr weiten Mundsaum, der ebenso wie bei den oben erwähnten Elasipoden zweifellos den Zweck hat, den Schlamm des Meeresgrundes nach Nahrung zu durchsuchen. Die Hoffnung, daß man in der Tiefe Formen finden werde, welche den ausgestorbenen Belemniten oder Amoniten näher stehen, hat sich nicht erfüllt. Alle Kopffüßer der Tiefsee, welche man fand, gleichen den wohlbekannten jetzt lebenden Arten des seichten Wassers.

Manteltiere (Tunicaten) nehmen an der Zusammensetzung der Tiefseefauna einen nicht unerheblichen Anteil, namentlich sind einfache Ascidien in der Tiefe häufig. Einige von diesen besitzen, so bemerkt der vorgenannte Forscher hierzu, außer dem Kiemensacke noch andere accessorische Atmungsorgane an der Außenseite ihres Cellulosegehäuses. Es sind hohle, dünnwandige Papillen, welche nach außen frei vorragen und deren blutgefülltes Lumen mit dem Gefäßsystem im Zusammenhang steht. Zweifellos diffundieren Sauerstoff und Kohlensäure durch die dünne Papillenwand. Der Mangel an Sauerstoff in der Tiefe wird wohl die Veranlassung zur Entwickelung dieser Organe gewesen sein.

Besonders reich ist die Tiefsee an eigenartigen Fischen. Daß diese alle infolge gleicher oder ähnlicher Anpassungen an gleiche oder ähnliche äußere Verhältnisse gemeinsame Eigenschaften besitzen, wird nicht wunder nehmen. Gefärbt sind sie der Mehrzahl nach, gegen 63 Prozent, dunkelbraun bis tiefschwarz. Diese dunkle Farbe weist dar-

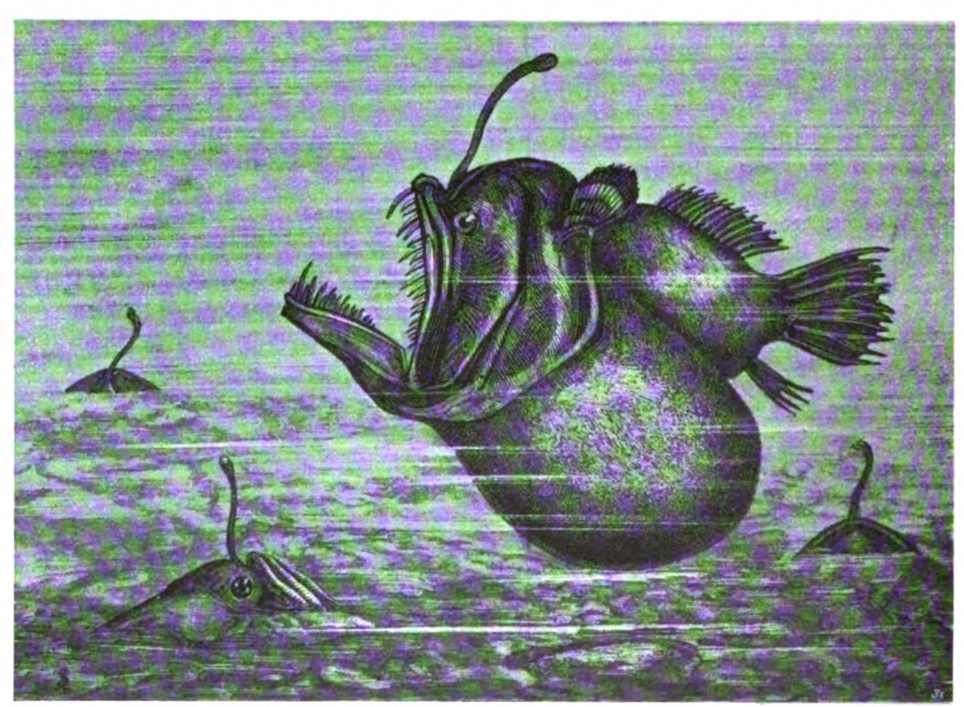


Stomias boa mit Leuchtorganen am Bauch, aus 500 Faden Tiefe.

auf hin, daß an dem Wohnort dieser Tiere doch nicht völlige Finsternis herrscht, denn sonst hätte diese Färbung keinen Zweck, und zwecklos ist bei Tieren die Färbung wohl nie. Das Licht in der abyssalen Region stammt allerdings nicht, wie schon erwähnt, von der Sonne, sondern wird von den Leuchtorganen erzeugt, welche viele von diesen Fischen besitzen.

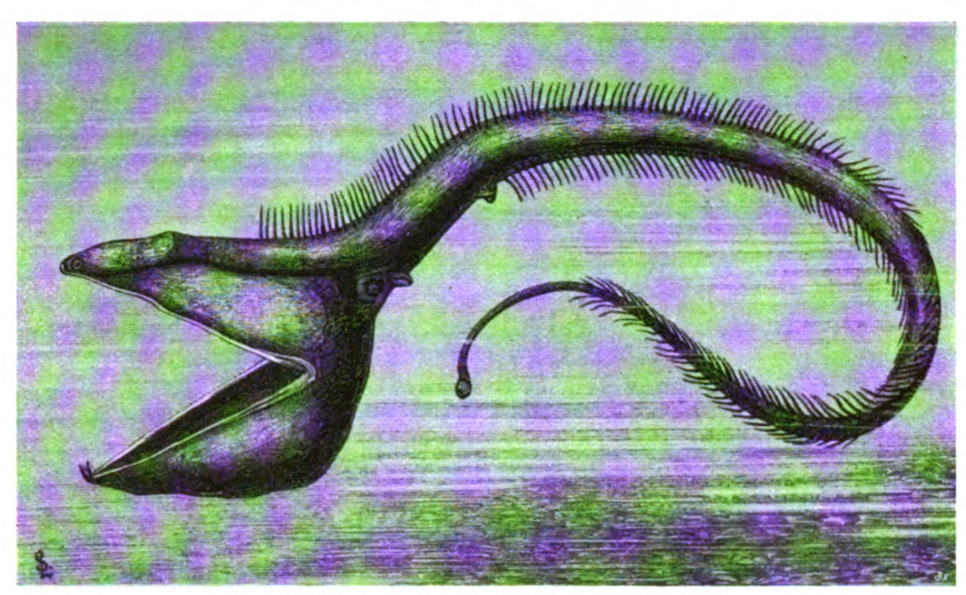
Die Ergebnisse seiner Untersuchungen der Leuchtorgane der Tiefseefische faßt von Lendenfeld dahin zusammen, daß diese Oberflächendrüsen sind, verbunden mit Nervenendapparaten und ausgestattet mit parabolischen Reflektoren und Linsen zur Konzentrierung des Lichts in einen schlanken Kegel. Die größten Leuchtorgane liegen unter den Augen, andere kleinere sind in regelmäßiger Weise über die Körperoberfläche zerstreut (Abbild. S. 497). Bei denjenigen Fischen, bei welchen diese Organe eine hohe Entwickelung wäre sie ununterbrochen in Thätigkeit oder könnte nicht sofort eingestellt werden, würden die betreffenden Fische dadurch leicht Beutestücke nachstellender Feinde. Namentlich die großen, unterhalb der Augen angebrachten Lichter (wie z. B. bei Anomalaps) werden ihre Strahlen in die Richtung, in welcher der Fisch nach Beute schwimmt, vorauswerfen. Gewiß ist auch der Grad der Leuchtkraft ein sehr verschiedener, von einem allgemeinen matten Schimmern bis zu kräftiger, weit hindringender Helligkeit.

Wie die Fische jener Tiefen ihre Tage hinbringen, können wir natürlich mit Sicherheit nicht angeben, aber aus dem Bau ihres Körpers und ihrer Gliedmaßen können wir für viele dieser Tiere den Schluß ziehen, daß sie, energischer und anhaltender Bewegung fähig, hurtig umherschwimmen werden, während andere, im Schlamm vergraben, beutegierig lauernd ihr Dasein verbringen



Melanocetus Johnstoni.

aufweisen, unterliegen sie in ihren Leistungen nach Günther, dem Direktor der zoologischen Abteilung des Britischen Museums, wohl dem besten Kenner der Tiefseefauna, sicher dem Willen des Trägers. Nur dann hat die Leuchtfähigkeit Bedeutung und Nutzen; denn mögen. „So mögen," schreibt Marshall in seinem anfangs erwähnten Werke („Die Tiefsee und ihr Leben"; Leipzig, Ferdinand Hirt u. Sohn), „die dünnschwänzigen, großköpfigen Macruren, deren ganze Gestalt keine große Bewegungsfähigkeit verrät, so die



Saccopharynx pelecanoides aus etwa 1300 Faden Tiefe.

plumpen, dickbäuchigen Melanoceten (Abbild. S. 498), ihren Stirnanhang als eine Art Angelorgan zum Anlocken anderer Fische hin und wieder bewegend, ihre Tage oder besser ihre lebenslange Dämmernacht durchleben, während jenes seltsame Ungeheuer (Saccopharynx pelecanoides, Abbild. S. 499), das in seiner Gestalt Löffel und Trichter vereinigt, sich wohl kaum mehr als kriechend auf dem Boden dahinschlängeln kann. Im Schlamm versteckt, wird es sein offenes, fast zahnloses ungeheures Maul aus demselben hervorstrecken und geduldig warten, bis ein Schlachtopfer, der Scylla eines heimtückischen lauernden Krustentieres entweichend, der Charybdis dieses furchtbaren Schlundes zu nahe kommt und ihr zum Opfer fällt."

Auch in jenen Tiefen also, in die kein Sonnenstrahl mehr dringt, herrscht reges tierisches Leben, wird der Kampf ums Dasein nicht minder erbittert geführt als hier oben. Es ist eine eigenartige und merkwürdige Tierwelt, die dort unten lebt, wohl wert, daß sich ihr unser fortgesetztes Interesse zuwendet, daß Männer der Wissenschaft von ausgezeichnetstem Ruf von neuem sich der Aufgabe unterzogen haben, unsere Kenntnis derselben zu erweitern und zu vervollkommnen. Manche neue Art wird noch in jenen unwirtlichen Tiefen entdeckt werden können, so manche Untersuchung noch nötig sein, um die Entwickelung dieser Tierwelt in voller Klarheit darzulegen; wünschen wir darum den Forschern, die zu diesem Zweck in Sturm und Meer hinausgezogen sind, besten Erfolg, ihnen und der deutschen Wissenschaft zum Ruhme.

* * *

Die Drucklegung vorstehenden Aufsatzes ist durch mancherlei Umstände verzögert worden, so daß die Valdivia-Expedition inzwischen zurückgekehrt ist. Was für diese als Wunsch ausgesprochen worden, das ist nach allem, was bis jetzt bekannt gegeben, in vollstem Maße in Erfüllung gegangen. Einem kühnen Entschlusse ihres Führers, Prof. Chuns, folgend, ist sie sogar weiter nach Süden vorgedrungen, als ursprünglich geplant war, und somit gewissermaßen zum verheißungsvollen Vorläufer der deutschen Südpolar-Expedition geworden. Überreich ist die Ausbeute, welche die „Valdivia" heimgebracht hat, und sicherlich wird dies umfangreiche Material, das jetzt der Bearbeitung harrt, dazu beitragen, unsere Kenntnis vom Meere erheblich zu erweitern.

So können wir denn mit Stolz und Genugthuung auf diese deutsche Tiefsee-Expedition blicken und mit vollster Berechtigung allen denen Glück wünschen, die zum Gelingen dieses Unternehmens beigetragen haben.



Der Mantel der Liebe.

Ein kleines Geschichtchen
von
Ernst Wichert.

(Nachdruck ist untersagt.)

Es war einmal eine gute Frau — sie wurde allgemein Frau Bona genannt — die hatte nur ein einziges Töchterchen, dem sie in der heiligen Taufe den Namen Klementine gegeben hatte, ein sehr hübsches und munteres Mädchen, das schon im Kindesalter jedem wohlgefiel, der es sah. Als die Kleine aber so weit herangewachsen war, daß sie zum Tanz geführt wurde, fehlte es nicht an Verehrern, die sie umschwärmten und umschmeichelten und gern für sich eingefangen hätten, denn sie meinten, so reiches goldblondes Haar und so muntere graublaue Augen, so perlweiße Zähne und ein so zierliches Figürchen noch gar nicht angetroffen zu haben, so daß sie nur immer aus einem Arm in den anderen flog und an manchem Ballabend auch nicht eine Minute zum Sitzen kam. Und weil Frau Bona Witwe war und ein paar stattliche Häuser in bester Stadtgegend besaß, dazu auf der Bank ein hübsches Vermögen in den sichersten Wertpapieren liegen hatte, die jederzeit ohne Verlust umgesetzt werden konnten, blieben auch Heiratsanträge von den angesehensten Männern in schon soliderem Alter, in Amt und Würden befestigt oder durch ein rentables Geschäft vertrauenswürdig, nicht aus, wonach Frau Bona die Wahl recht schwer wurde, wen sie am liebsten als Schwiegersohn begrüßen möchte.

Klementine jedoch fand sie alle nicht nach ihrem Geschmack, den einen zu alt und den anderen zu häßlich, den dritten zu langweilig, den vierten zu klug und den fünften zu dumm. Sie bildete sich ein, wenn sie einen zum Manne nehmen sollte, müßte es in ihrem Herzen ganz hörbar pochen, der sei der rechte. Und deshalb hielt sie ihre Hand frei und wartete ab, bis so einer einmal an sie heranträte. Es dauerte auch nicht gar lange, da hatte sie, was sie wünschte. Ein junger Doktor, groß und schlank, mit Augen, die recht weltlustig leuchten konnten und doch nichts zu begehren schienen als immer nur ihren Anblick, einem kecken Bärtchen auf der Lippe und zwei gut verheilten Schmissen auf der linken Wange, gesellte sich zu ihr, zog sie beim flotten Tanzen so fest an sich, daß ihr wonnig fast der Atem ausging, und drückte ihr verstohlen das kleine Händchen, als ob es ihm schon gehörte. Als sie einmal allein miteinander waren, sagte er ihr, daß er sie liebe. Und sie wußte auch gleich ganz genau, daß dies die volle Wahrheit sei, schlang die Arme um ihn und nahm ihn an ihr pochendes Herz.

Frau Bona war nicht ganz einverstanden, da der Doktor auf der Universität ein lockerer Zeisig gewesen sein sollte; sie hätte aber nicht die gute Frau sein müssen, die sie nun doch war, wenn sie von den Bitten ihres Kindes und seinen Versicherungen der Umkehr ungerührt geblieben wäre. Bald hatte sie als zärtliche Mutter viel Freude an dem Glück der beiden, die nichts anderes wünschten, als sich in innigster Vereinigung die Erde zum Paradies zu gestalten. Sie setzte also auf ihr Drängen nach kurzem Brautstande die Hochzeit fest und sparte bei dem

Mahl, zu dem auch einige gute Toastsprecher eingeladen waren, den Champagner nicht.

Als sie dann nach aufgehobener Tafel das Töchterchen zur Hochzeitsreise umkleidete, vergoß sie manches Thränlein und sprach endlich, nachdem sie die beachtenswertesten Lehren gegeben: „Du bist jetzt sehr glücklich, und ich glaube gern, du hast auch besten Grund dazu. Aber ich möchte doch, daß dein Glück auch recht dauerhaft wäre, und weil wir alle schwache Menschen sind und die Männer ganz besonders, fürchte ich, es könne nur bei viel freundlicher Nachsicht auf deiner Seite Bestand haben. Darum habe ich mir das kostbarste Hochzeitsgeschenk bis zuletzt aufgespart."

Sie ging an eine ganz alte, sonderbar bemalte Truhe, die hinter ihrem Bett stand, schloß sie auf und nahm ein wundersam feines Gewebe heraus, das eine Spinne zum Werkmeister gehabt zu haben schien, ließ es in weiten Falten sich ausbreiten und fuhr fort: „Was ich dir hier schenke, teuerstes Kind, ist der Mantel der Liebe. Ich wünschte von Herzen, daß du ihn nicht oft brauchen möchtest, aber es pflegen in keiner Ehe solche Fälle ganz auszubleiben."

Klementine blickte sie verwundert an. „Was soll aber die Liebe mit einem Mantel?" fragte sie. „Giebt sie sich doch immer unverhüllt, und das gerade ist ihr eigenstes Wesen."

Frau Bona lächelte. „Diesen Mantel," erwiderte sie, „legt die Liebe nicht sich selbst um, sondern sie bedeckt mit ihm allerhand Schwachheiten derer, die sie nicht verlieren möchte. Wer den Mantel der Liebe besitzt, wird sich leicht über mancherlei Betrübnis hinwegbringen, der andere unterliegen, da sie das Unerfreuliche oder gar Häßliche immer vor Augen behalten und mit ihren Gedanken nicht davon abkommen können."

Klementine wiegte das hübsche Köpfchen. „Ich habe nichts derart zu befürchten," sagte sie, „und wenn meine Ehe nur so glücklich wird, wie deine es war, will ich schon zufrieden sein."

„Vergiß nicht, daß ich den Mantel der Liebe besaß," antwortete Frau Bona wieder lächelnd. „Auch du hast, ohne es zu wissen, oft erfahren, wie wohl er thut."

Klementine küßte ihre Mutter, da sie wohl sah, daß sie es sehr gut mit ihr meinte, und bat sie, das Gewebe nur für jetzt wieder einzuschließen, da es ihr doch auf der Hochzeitsreise gewiß unnütz sein würde, ihr aber die Truhe aufs Zimmer stellen zu lassen und den Schlüssel anzuhängen. Frau Bona faltete also das Gewebe wieder sorgfältig zusammen und bemerkte nur noch: „Sei vorsichtig im Gebrauch, liebes Kind. Es giebt Dinge, die man mit dem Mantel der Liebe nicht bedecken soll.. Dein Herz wird dich richtig leiten."

Das verstand ihr Töchterchen nun gar nicht, deshalb erfolgte darauf keine Antwort. Es war auch die höchste Zeit zum Abschied, da der Eisenbahnzug bekanntlich nicht wartet.

Nach sechs Wochen kehrte das junge Ehepaar zurück, noch immer ganz Glückseligkeit. Nun in dem eigenen Nest meinten sie sich erst recht behaglich zu fühlen. Sie wollten nur immer für sich sein und fanden es manchmal sogar schon verdrießlich, wenn die gute Mama wieder zum Besuch kam; und sie war gewiß vorsichtig und kam nicht zu oft.

So ging's eine Weile in bester Eintracht fort. Dann freilich erinnerte sich der Doktor doch, daß er auch Freunde habe, die er nicht ganz vernachlässigen dürfe. Und da sie meist Junggesellen waren und den Familienumgang nicht sonderlich liebten, auch gewöhnlich erst am späten Abend freie Zeit hatten, mußte er sich wohl dazu entschließen, mit ihnen im Klub oder in der Kneipe zusammenzutreffen, wo sie früher so oft miteinander vergnügt gewesen waren. Das geschah anfangs nur selten, kaum regelmäßig einmal in der Woche. Bald jedoch häuften sich die Geburtstage und andere Veranlassungen zur Feier außer dem Hause recht bedenklich, und der Urlaub, wenn auch noch so zärtlich erbeten, wurde mit immer schwererem Herzen gegeben. Das junge Weibchen ärgerte sich und schmollte, wartete bis spät in die Nacht auf die Rückkehr des Ausschwärmers, oder saß weinend im Bett auf. Felix war gut, herzensgut, aber doch recht leichtsinnig!

„Ich hab's nun so im Blut," entschuldigte er, wenn Klementine ihm sanfte Vorwürfe machte, „und die alte Gewohnheit fordert ihr Recht."

Einmal hatte er's doch zu toll getrieben. Erst am frühen Morgen kam er nach Hause

und konnte sich schwer auf den Beinen halten. Sie wurde sehr traurig, zürnte ihm ernstlich, gönnte ihm tagelang keinen Blick. Ich bin ihm nichts, klagte sie still, er kann mir nicht mehr gut sein. Ich will's treiben wie er und auch auswärts mein Vergnügen suchen.

Sie ging auch wirklich ein paarmal allein ins Theater, aber mit ihren Gedanken war sie doch immer bei ihm. Er zeigte sich ja jetzt auch häuslicher, als ob er sich seiner Ausschweifung wirklich schämte. Wenn sie nur den häßlichen Eindruck vergessen könnte! Und da trat sie zuletzt doch an die Truhe, die sie bisher unbeachtet hatte im Winkel stehen lassen, nahm den Mantel der Liebe heraus und breitete ihn über das garstige Bild jener Nacht. Da war's verschwunden, und sie sah erleichtert wieder ihren lieben Felix.

Sie hatten einen reizenden Jungen. Er war sein ganzer Stolz. Und was für ein allerliebstes Spielzeug! Längere Zeit fesselte es ihn ans Haus. Aber der Bub wurde immer so früh zu Bett gebracht. Und dann die endlosen Abende bei der oft von den Ermüdungen des Tages auch schon schläfrigen Frau! Er suchte wieder mehr und mehr außer dem Hause sein Vergnügen. Klementine vermißt mich ja doch jetzt weniger, dachte er. Er kam in die Gesellschaft, die sich so gern die beste nennt und nur zu oft die schlechteste ist. Er spielte und verlor beharrlich. Er verspielte alles, was er besaß, und machte Schulden, da er seiner Frau nicht beichten wollte, die ihr Vermögen selbst aufbewahrte, wie er es gewünscht hatte. Endlich setzte er ganz wahnsinnig, immer in der eitlen Hoffnung, das Verlorene mit einem Schlage einzubringen, Streichhölzchen, von denen jedes tausend Mark bedeutete. Er verbrauchte zwei Schachteln und verlor alles. Wie er dann aschfahl und mit verglasten Augen, ganz haltlos, ins Schlafzimmer trat, wußte Klementine gleich, daß etwas Schreckliches geschehen war. „Ich bin ruiniert," ächzte er, „habe meine Ehre verpfändet und kann sie nicht auslösen. Hier ist meines Bleibens nicht — ich muß ins Ausland — weit, weit über das Meer — — wenn ich meine Schande überlebe."

Nach und nach erfuhr sie, was vorgegangen war. Die Qual der Reue folterte ihn und raubte ihm fast den Verstand. „Welche Verrücktheit," rief er, gegen sich die Fäuste ballend, „welche Verrücktheit! Ich habe das schönste Weib und das reizendste Kind und erwarte Glück von den Karten. Verrücktheit! Aber diese Güter büße ich nun ein — das ist die gerechte Strafe."

Klementine sprach kein Wort des Vorwurfs, aber ihr Herz krampfte sich zusammen, und in ihren Schläfen hämmerte es, als arbeitete man da an ihrem Sarge. Sie lag schlaflos die ganze Nacht und ging am Morgen umher wie eine Traumwandelnde. Felix hatte ja ganz recht: wenn er seine Spielschuld nicht bezahlte, war er in den Augen der Gesellschaft schlimmer als ein Verbrecher — er mußte Weib und Kind verlassen. Und er überlebte vielleicht wirklich seine Schande nicht. „Wenn er ... O Gott im Himmel!" Sie beugte sich über das Bettchen ihres Kindes. „Aber dir bin ich's schuldig, standhaft zu bleiben; was ich besitze, gehört ja dir! Und er ist ein Pflichtvergessener, ein ..."

Sie hatte ein hartes Wort auf der Zunge, aber sie sprach es auch im tiefsten Schmerz nicht aus. Und nach Stunden, wie sie Felix seine Papiere ordnen und die Flucht vorbereiten sah, zog es sie mit unwiderstehlicher Gewalt zu der Truhe. „Ich liebe ihn doch, und sein Kind würde mir diese Unterlassungssünde nie verzeihen." Schnell entschlossen öffnete sie und warf den Mantel abgewendet über das Geschehene. Dann wurde ihr wohl, so unbeschreiblich wohl. Sie nahm den Depotschein aus ihrem Schrank und reichte ihn Felix hin: „Da nimm und rette dich — rette uns! Es ist noch nicht alles verloren."

Er verstand sie nicht sogleich, wollte sie nicht verstehen. Er schob das Papier zurück. Als er ihr aber in die Augen sah, die ein himmlisches Lächeln verklärte, bedeckte er ihre Hände mit Küssen und rief: „Nie wieder, nie wieder!"

Er hielt Wort. Aber die schwerste Prüfung war Klementine doch noch aufgespart.

Zu dem Knaben fand sich nach Jahr und Tag ein kleines Mädel ein. Die arme Mutter war lange krank, erst an das Bett, dann an den Lehnstuhl gefesselt. Eines Tages aber fühlte sie sich kräftiger, so daß sie meinte, an ihrem Stock allein bis zu ihres

Mannes Zimmer gehen und ihn durch diesen Beweis ihrer Genesung erfreuen zu können. Sie überraschte ihn — bei einer Untreue.

Wie von einem Blitz aus heiterem Himmel getroffen, brach sie zusammen. Anscheinend leblos wurde sie auf ihr Bett getragen. Viele Stunden lang lag sie ohne Bewußtsein, und als sie zu sich kam, verfiel sie in einen Weinkrampf, daß die Wärterin glaubte, er müßte ihr die Brust sprengen Aber sie erlag ihrem Schmerz nicht; nur ein neues, fast noch schwereres Krankenlager war die Folge. Ihren Mann wollte sie nicht sehen.

Aber ihre Mutter war jetzt viel bei ihr; in ihre treue Brust schüttete sie ihren Kummer aus. Frau Bona zeigte sich sehr empört über die Lieblosigkeit ihres Schwiegersohnes und bemerkte: „Das ist ein schwerer Fall, liebes Kind, der von einer Frau, die sich selbst achtet, nicht verziehen werden kann und soll. Du wirst dich von deinem Mann scheiden lassen müssen.“

Scheiden lassen! Klementine hatte wohl schon selbst an so etwas gedacht, aber nun war das entsetzliche Wort ausgesprochen. Scheiden lassen! Die Mutter hatte doch recht — das mußte geschehen.

Seufzend überließ sie ihr die Vermittelung. Frau Bona sprach mit ihrem Schwiegersohn leidenschaftslos und um so entschiedener. „Es war ein Spuk der Sinne,“ schrie Felix auf, „eine traurige Verirrung des Augenblicks! Die Person ist mir ganz gleichgültig. — Aber Klementine ist tief gekränkt,“ fuhr er dumpf fort, „und ich begreife, daß sie thut, wozu sie das Gesetz ermächtigt. Mein Herz blutet — widersprechen kann ich der Scheidung nicht.“

Das berichtete Frau Bona ihrer Tochter. Diese erhielt dann auch noch einen Brief von ihrem Manne, in dem er nur die Bitte aussprach, von der Frau und den Kindern Abschied nehmen zu dürfen.

Was kann er von mir noch wollen? fragte Klementine sich beklommen. Wenn ich ihn sehe, werden alle die kaum vernarbten Wunden wieder aufbrechen. Was soll ich thun? — Sie verbot ihm den Zutritt doch nicht. Ganz so schuldig, wie sie vorausgesetzt hatte, war er wohl nicht; sein Herz gehörte ihr noch.

Und er kam. Sein Gesicht war ungewöhnlich ernst und wie tot. Nur das schmerzliche Zucken um die Lippen verriet seine innere Bewegung. Er versuchte keine Überredung, nahm sein Geschick als gerecht hin. Wenn keine Pflicht sie mehr an ihn binde, möchte sie ihm verzeihen, bat er.

Während er sich mit den Kindern beschäftigte, trat Klementine ans Fenster. Es war ihr gewesen, als ob sie eine Thräne in seinem Auge gesehen hatte, als er das kleine Mädchen küßte und an sich drückte. Der Schlüssel zu der Truhe, den sie am Bande um den Hals trug, brannte auf ihrer Brust wie eine glühende Kohle. Sie riß ihn hervor und wollte ihn auf die Straße hinauswerfen, damit sie nie in Versuchung käme, schwach zu werden. Aber in dem Metall schien eine magnetische Kraft zu stecken, die hageren Fingerchen vermochten sich nicht davon zu lösen. Ihr Fuß wurde nach der Stelle hingeschoben, wo die Truhe stand, sie mochte nun wollen oder nicht. Und eh sie sich's versah, hatte sie auch den Mantel zwischen den Händen.

Sie schritt feierlich wie eine Priesterin auf Felix zu, der die beiden Kinder in den Armen hatte, von denen er sich gar nicht schien losreißen zu können, und warf das zarte Gewebe schauernden Herzens über die Gruppe. „Die Liebe überwindet alles,“ flüsterte sie. Felix stürzte zu ihren Füßen nieder. „Engel der Güte,“ rief er, „du schenkst mir von neuem das Leben; jetzt soll es nur noch dir gehören!“

Frau Bona war sehr erstaunt, Felix und Klementine Arm in Arm zu finden. „Nun gieb mir aber den Schlüssel zurück,“ wendete sie sich an ihre Tochter, „ich werde die Truhe mit ihrem Inhalt wieder an mich nehmen. Der Mantel der Liebe ist für kleine Vergehungen bestimmt, die nicht allzu schwer wiegen sollen; du aber mißbrauchst ihn in unerlaubter Weise. Und wer weiß ...“

Klementine schlang ihre Arme um den nur zu sehr geliebten Mann und sah ihn mit einem rührend bittenden Blick aus den seelenvollen Augen an. „Ach, mein lieber, lieber Felix,“ sagte sie, „thue mir weiter kein Leid an. Ich habe ja den Mantel der Liebe nicht mehr. Wie könnte ich nun noch vergeben und vergessen —?“



Rudyard Kipling.

Von

Luise Hagen.

(Nachdruck ist untersagt.)

Wir haben uns nun seit einem reichlichen Jahre gewöhnt, alles andere plötzlich fallen zu lassen und auf das zu horchen, was Herr Rudyard Kipling zu sagen hat." — So schrieb im Jahre 1891 der hochangesehene englische Kritiker Henry James. Den Grund dieser überraschenden Erscheinung suchte er in der unvergleichlichen Frische des litterarischen Neulings. Von Monat zu Monat beobachtete man staunend, daß die Spannkraft des jungen Herkules nicht nachließ. Ja, man stand unter dem Eindruck, daß sie nur eben im Begriff sei, sich recht zu entfalten. „Er hat dies Kennzeichen des echten Berufes (vocation) an sich, daß verschiedene Menschen ihn um verschiedener Eigenschaften willen schätzen können, ja sogar schätzen müssen," sagte Henry James weiter.

Sein Urteil gründete sich hauptsächlich auf die Erzählungen, die unter den Titeln „The Light that failed", „The phantom 'Rickshaw" und „Mine own people" gesammelt sind. The light that failed, das Licht, das versagte, sind die Mütter der anglo-indischen Gesellschaft, die nicht Zeit und Kraft zu haben meinen, sich ihren Kindern zu widmen. Die Erzählungen behandeln Kinder, die sich durch eine Schar von ayahs (Hindu-Dienerinnen) oder englische Kindermädchen zu ihren Müttern hindurchringen. The phantom 'Rickshaw, das Gespenst des Tragsessels, ist der Dämon des Alkohols, der bekanntlich viele edel veranlagte Frauen des angelsächsischen Stammes zu Grunde richtet, besonders in Indien. Auch in der darauf folgenden „Geschichte der Gadsbys" werden gesellschaftliche Zeitfragen erörtert. In der Technik wird man an Hauptmanns „Florian Geyer" erinnert. Es ist von Anfang an alles auf die letzte Pointe herausgearbeitet, aber knapper. Etwas Kaustisches und Trockenes macht sich in der Darstellung bemerklich. Die Figuren treten heraus wie auf Goyas Radierungen, ein wenig schroff, aber mit verblüffender Wahrhaftigkeit dem Leben abgelauscht. Der folgende Teil „Under the Deadar" vertritt den erschreckenden Ernst des Kupferstechers Hogarth. Das polemische Element ist schon sehr gemildert. „Man sollte keine Einleitung hierzu schreiben," sagt der Verfasser, „denn es handelt sich um Dinge, die nicht schön sind, und das Häßliche verletzt immer. Aber es lohnt sich der Mühe zu sagen, daß selbst in Indien nicht alle Männer und Frauen mit dem sechsten Gebot Fangeball spielen und daß es auch dort junge Männer giebt, denen man trauen kann. Wer den Staub in irgend einer Ecke sammelt, wird nicht gewahr, wie schmutzig das Zimmer ist. Meine Geschichten werden niemand besonders viel nützen; sie werden aber sagen, daß nichts dabei herauskommt, auf verbotenen Wegen (deodar = Feigenbaum) zu wandeln."

Die Erzählung „At the pit's mouth" (Am Abgrund) in dieser Sammlung rechtfertigt Henry James' Verwunderung über die erstaunliche Weisheit des Sechsundzwanzigjährigen. Eben diese seine intuitive dichterische Weisheit läßt aber den Verfasser erkennen, daß man die Seele nicht mit Ver-

neinungen ernährt. Von jetzt an giebt er Positives. In „Mine own people“ (Meine Landsleute) tritt neben vielen anderen unvergeßlichen Gestalten Mulvaney vor das Publikum. Schnell folgten auch die „Barrack-room Ballads“, von denen man sagt, sie hätten ihren Weg bis an die höchste Stelle im Vatikan gefunden.

Gegenüber einer so überraschenden Produktionskraft hatte Henry James allen Grund, seinem Urteil die vorsichtige Einschränkung beizufügen, man müsse abwarten, was aus dem frühreifen Manne werden würde. „Immerhin,“ schloß er, „hat Mr. Kipling in Mulvaney eine Gestalt geschaffen, die in der englischen Litteratur nicht vergessen werden wird.“

In den technischen Ausdrucksmitteln, deren sich Kipling bediente, um seinen Mulvaney zu zeichnen, ist es wohl teilweise begründet, daß er unausgesetzt geben konnte, ohne sich auszugeben. Kurze Geschichten waren damals vom englischen Publikum und von Verlegern besonders begünstigt. Viele englische Schriftsteller, die an das Abfassen dreibändiger Romane gewöhnt waren, beschwerten sich. Alle echte Kunst, meinten sie, sei von jetzt ab tot und begraben. Kipling aber hatte schnell das Ende des Seiles gefunden, von wo aus sich der Knoten lösen ließ. Mulvaney wurde zur stehenden Figur in einer Reihe von Einzelerzählungen. Jede kann für sich genossen werden; alle zusammen aber geben ein Gesamtbild. Die Bezeichnung „Erzählung“ deckt nicht ganz den Begriff dieser eigentümlichen Kunstform. Skizzen, Novelletten oder Humoresken verdienen sie noch weniger zu heißen. In den Glasmalereien gotischer Kirchenfenster finden sie eine Parallele, auch wohl in den Cyklen von Wandteppichen, die einen Gegenstand von verschiedenen Seiten lyrisch beleuchten, um ihn als Gesamtbild in eine Ballade ausklingen zu lassen. Die dichterische Form, wie sie etwa in Avenarius' „Lebe“ zur Geltung kommt, ist hier zur umgekehrten Wirkung gezwungen. Es sind nicht verschiedene Stimmungen in Einklang gebracht, um einen Gedanken auszugestalten; eine große Gedankenfülle klingt hier zur einheitlichen Stimmung zusammen.

Mulvaney ist ein einfacher Soldat. In einem indischen Regiment natürlich, denn Kipling ist in Indien geboren. Seine Landsleute sind Anglo-Indier aller Art. Mulvaneys Wiege hat in Galway gestanden, jener nordwestlichen Grafschaft von Irland, wo sich braune Heidehügel meilenweit ausdehnen, zwischen denen man in großen Abständen drei bis sieben elende Hütten entdecken kann, die den Anspruch erheben, ein Dorf zu heißen, und einen unaussprechlichen Namen von ungezählten keltischen Silben führen. Mulvaney ist Soldat mit Leib und Seele; er hat Dinah Shadd den Hof gemacht, sie ist mit ihm gezogen von Baracke zu Baracke, von Lager zu Lager, wie es sich für eine echte britische Soldatenfrau gehört. Als die lange Reihe seiner Dienstjahre beendet ist, kann sich Dinah ohne ihre gewohnte Kulibedienung in der Heimat nicht mehr zurechtfinden. Mulvaney sieht ein, daß es um seinen häuslichen Frieden geschehen sein wird, wenn er ihr nicht den Willen thut. So muß er die Erniedrigung über sich ergehen lassen, als Civilist nach Indien zurückzukehren. Er wird Aufseher über einen Trupp Kulis, die an einem Eisenbahndamm arbeiten. Dann und wann erzählt er von seinen Erlebnissen. Seinen irischen Accent, den sogenannten brogue, hat er beibehalten. Er schnarrt jedes r und sagt fwhat, wo der Engländer what sagt. Einmal in seinem Leben ist er genötigt gewesen zu horchen, so scharf, als sollten seine Ohren eine Elle lang werden. Es hat sich um eine Umgehung gehandelt. Andere Leute nennen das eine Entführung. Mulvaney aber wußte, daß der Hauptmann mit der schwachen Stimme viel Schulden und noch verschiedene andere Gründe hatte, die Einwilligung des Vaters, Standesamt und kirchliche Trauung umgehen zu wollen. Er fungiert als Coulissenschieber bei dem „Am'tortheater“ der Offiziere und findet dabei Gelegenheit, den deus ex machina zu spielen, der die Umgehung verhindert. Ein andermal handelt es sich um den Foxterrier, einen von unzweifelhafter Abstammung. Das Tier gehört der Gattin des Regiments-Kommandeurs; Mulvaneys Freund muß es täglich spazieren führen. Eine benachbarte reiche Dame verfolgt Rip, den Hund, mit begehrlichen Blicken. Sie ist eine „Eurasiatin“, steinreich,

hochelegant, mit so viel Öl im Haar, daß man sich darin spiegeln kann. Mulvaney und sein Freund Ortheris, der Londoner, der immer alles besser wissen will als andere Leute, streiten darüber, ob sie eine Lady ist. Täglich werden sie von ihr mit Bier traktiert. Täglich steigert sich die Versuchung, ihr Rip zu verkaufen, bis Mulvaney mit seinem anderen Freund Learoyd übereinkommt, einen ungefleckten Terrier, dessen Schwanz einen Zoll zu lang ist, zu färben und an Rips Stelle zu verkaufen. Als Dankopfer dafür, daß ihn dies gottlose alte Weib nicht zum Verrat hat verführen dürfen, schickt Mulvaney dem Pater Viktor eine Kleinigkeit von dem Erlös des bemalten Hundes für seine Armen.

Das sind alltägliche Humoresken, von der Sorte, wie wir ihrer in Deutschland eine erkleckliche Anzahl besitzen! Doch aber nur in der Wiedergabe. In der Wahl des Stoffes bekundet sich noch der werdende Mann, dessen größte Tugend und dessen gefährlichstes Laster sich in der Schadenfreude begegnen. An dem Gegenstande seiner Schadenfreude offenbart sich das innerste Wesen des Mannes — des Deutschen so gut wie des Engländers. Beim Deutschen heißt es Schabernack, beim Engländer practical joke. Hart sind alle Männer im Schabernack, und um die Frau, die Freude am Schabernack finden kann, steht es nicht gut. Der Mann aber, der im Interesse der Gerechtigkeit nicht gelegentlich zum Schabernack seine Zuflucht nimmt, wird sich selten zu einem ganzen Menschen auswachsen. Der Schabernack, den der junge Kipling liebt, ist entschieden von der Sorte, die im Dienste der Gerechtigkeit steht. Mulvaney giebt eine weitere Probe davon. An der Bahnlinie, wo er seine Kulis beaufsichtigt, marschiert ein Trupp seiner alten Kameraden vorüber. In einem Nachbarorte sollen sie übernachten. Mulvaney stattet ihnen einen Besuch ab. Wie er erwartet hatte, findet er sie alle mehr oder minder angeheitert; einige so sehr, daß selbst er es des Guten zu viel findet. Sie sind auf dem Wege, sich einzuschiffen. Das Kommando über sie hat ein blutjunger Fähnrich, der eben erst von der Kadettenschule in Sandhurst nach Indien geschickt worden ist. Die Dienstordnung schreibt vor, daß entlassene Soldaten auf dem Wege zur Einschiffung nicht mehr bestraft werden dürfen. Mulvaney muß all seinen irischen Scharfsinn aufbieten, um nicht allzuscharfe Dinge über die Herren zu sagen, die solche Vorschriften erlassen und dann einen armen kleinen „Offizierjungen“ für die Sünden der ausgedienten Soldaten verantwortlich machen. Er fühlt sich durchaus berechtigt, dem Offiziersjungen zu raten, er möge Dienstordnung Dienstordnung sein lassen. Die Rädelsführer des Trupps werden infolgedessen geknebelt. Bei ihrer Abfahrt haben sie ihren kleinen Fähnrich ungezählte Male hoch leben lassen. Das ist in den Annalen ausgedienter Soldaten und frischgebackener Fähnriche noch nicht dagewesen. David hat über Goliath gesiegt.

David und Goliath, seelischer Mut gegen physische Kraft, ist Kiplings Grundmotiv. Der kleine Fähnrich und die sechs Fuß langen Soldaten sind so scharf umrissen, daß man sie nie wieder vergißt. Man meint, ihnen begegnet zu sein, und jeder einzelne von der nichtsnutzigen Soldatengesellschaft hat doch immer noch so viel Menschenwürde an sich, daß man ihnen einen Händedruck und Gut Heil mit auf den Weg in die neblige Heimat giebt. Dem kleinen Fähnrich aber folgt man mit bangen Blicken auf seinem Rückwege. „Wenn wir's überleben“, ist der Schlußsatz bei allem, was diese jungen Burschen von ihren Zukunftsplänen verraten. Von Tag zu Tag ist es die Frage, ob sie's überleben werden. Da ist der Sekondleutnant Bobby Wick, seiner Mutter Stolz, seines Vaters Freude. „Wenn du dich in eine Dame verliebst, die zwanzig Jahr älter ist als du,“ sagt der Vater beim Abschied, „so verschone mich mit Mitteilungen darüber.“ Im übrigen wird ihm begreiflich gemacht, wie schändlich es ist, ein Linienregiment nur als Übergangsstufe zu betrachten, um zum Stab zu gelangen — eine Lehre, die der Regimentsoberst noch wesentlich verschärft. Der Sekondleutnant ist auch dafür verantwortlich, wenn seine Leute Verbrechen begehen. Man kann immer merken, wenn es mit einem Mann schlecht steht. Bobby hat da z. B. einen, der sehr mürrisch ist. Er beschließt, ihn zum Angeln mitzunehmen. Der Mann ist nachher bereit, für

Bobby durchs Feuer zu gehen. Später lernt Bobby eine Dame kennen. Sie ist nicht zwanzig Jahr älter als er, und er ist sehr glücklich. Aber im Regiment bricht Typhus aus — Bobby, der aufopfernde Tröster der kranken Soldaten, wird nicht davon verschont, und Liebe und Leid nehmen für ihn ein Ende; sein Wille zum Leben erlischt und mit dem Willen auch das Leben selbst.

Das Militär ist verhältnismäßig gut daran. Sie sind niemals die einzigen Europäer unter Hunderttausend von Eingeborenen. Die Verwaltungsbeamten dagegen! Da haust so ein junger Mann allein in seinem Bungalo. Nur farbige Diener um ihn her. Keine Menschenseele, die von seiner Empfindungswelt eine Vorstellung hat. Einer hat die Finanzmanöver eines Rajah zu kontrollieren. Des Rajahs Schatzkammer ist mit ererbten Millionen gefüllt; er selbst hat den Betrag um ein Zwanzigstel erhöht. Dabei versteht er, sich für einen verhungerten und gemißhandelten Mann auszugeben und sich bei den höheren Verwaltungsinstanzen beliebt zu machen, führt Klage über den schlecht besoldeten Lokalverwalter und macht es dem Ärmsten unmöglich, einen Bissen Speise von einem anderen Menschen anzunehmen als von seinem Koch. Der Koch gehört einer so verachteten Kaste an, daß er aus Haß gegen seine Bedrücker sich niemals zu einem Vergiftungsversuch hergeben würde.

Das Zauberland Indien stellt dem Dichter einen ungeahnten Reichtum an Motiven zur Verfügung. Zahllose Gestalten ziehen an uns vorüber, so mannigfaltig und wechselvoll, daß man auf Shakespeare zurückgreifen muß, um einen Dichter zu finden, der den Vergleich aushält. Dem großen Dramatiker verwandt ist der sichere Takt, mit dem Schauriges und Abschreckendes dargestellt ist. So ein einsamer junger Verwaltungsbeamter ist gestorben. Er hat die große Einsamkeit gekostet, die zu kennen für einen Menschen unter dreißig nicht gut ist. Überanstrengung, Einsamkeit, erdrückende Hitze und Sandstürme haben Schlaflosigkeit bei ihm hervorgerufen. Daraus ist eine Art Verfolgungswahnsinn geworden. Zuletzt hat er unausgesetzt seinen Doppelgänger gesehen. Am Sonntagmorgen finden ihn seine drei Freunde tot unter dem Punkah, den der Kuli von draußen noch schwingt. Seine Augen sind weit geöffnet von der furchtbaren Angst, die sein Leben langsam erwürgte. Der Arzt versucht, diese Augen zu photographieren. Bleich und zitternd giebt er den Versuch auf. Als es noch Zeit war, hatte er dem Toten geraten, auf Urlaub zu gehen. Es war unmöglich, denn es hätte der jungen Frau des Stellvertreters das Leben kosten können.

Frauen giebt es bei Kipling verhältnismäßig wenige. Dennoch sind fast alle Arten vertreten, die den Erdball bevölkern. Nur die problematischen Naturen fehlen und die Blaustrümpfe, sowie es denn bei ihm auch gar keine geistreichen Menschen giebt. Es sind nur Menschen da, die ein Gewissen haben, oder auch solche, die keins haben. Zu der gewissenhaften Gattung gehört William the Conqueror. Sie — William ist nämlich ein Mädchen — wohnt mit ihrem Bruder im Bungalo, wo es rings um die Decken her Wespennester giebt; Eidechsen sind weitaus die harmlosesten Reptilien, die an den Wänden kriechen; häßliche Ölstreifen zeichnen die Stellen, wo der Punkah befestigt wär. Kisten und einige Stühle bilden das Mobiliar. William, auch Bill genannt, versteht alle erdenklichen Künste, so z. B. ein Mittagessen ohne Curry zu bereiten, Cigaretten zu wickeln, in Balltoilette, mit einem Shawl bedeckt, bis zum Ballokal zu reiten und alle Herren der Schöpfung dazu zu bringen, daß sie von ihren Berufsangelegenheiten sprechen. Das ist das Gefährlichste, was ein Fräulein unternehmen kann. Man verliebt sich dann schnurstracks in sie. So war neben acht oder neun anderen Bewerbern auch ein Lehrer dagewesen, der über Wordsworth sprach. William erzählte ihm dann, sie bekäme von Poesie immer Kopfschmerzen, und der Bedauernswerte ist mit einem Schlage aus allen seinen Himmeln gerissen. William geht mit ihrem Bruder und dessen bestem Freund Scott aus dem Wasserbaudistrikt in den Hungerdistrikt. „Wenn sie es überleben“, ist es eine große Chance zum Vorwärtskommen, denn den südlichen Distrikt verwaltet ein Vorgesetzter, den sie alle verehren. William borgt von Scott fünfzig Rupien, um mit kondensierter Milch kleine

Tamilenkinder am Leben zu erhalten. Scott, der zum Reisverteilen weiter ins Land hineinfährt, gelangt in den Besitz einer Ziegenherde. Er lehrt die hungernden Kinder, sich so unter die Ziegen zu praktisieren, daß man ihnen die Milch ohne Hilfe von Trinkgeschirren verabreichen kann. William ist sehr glücklich, als Scott mit seiner bräunlichen Kinderschar zurückkehrt. Sie sprechen freilich nicht davon, sondern erzählen einander nur ihre Erlebnisse. Scott's Hungerkinder sind bei der Ziegenmilch alle am Leben geblieben, William dagegen hat bei der kondensierten Milchbehandlung Verluste zu verzeichnen.

Von Kiplings Prosawerken dürfte die Sammlung „Jungle Book“ in Deutschland am besten bekannt sein. Es enthält Tiergeschichten für Kinder, im Märchenton erzählt, von außerordentlichem Reichtum der Phantasie, überall von streng germanischem Geiste gezügelt, häufig den allbeliebten Arbeiten des Finnländers Topelius verwandt. Eine Menge von Erzählungen sind in Zeitungen und Zeitschriften verstreut. Dem allgemeinen Bekanntwerden in Deutschland steht der Dialekt vielfach im Wege. Selbst amerikanische Kritiker nergeln daran. Doch wieder ist der Dialekt von Kiplings künstlerischer Technik unzertrennlich. Er vereinfacht die Darstellung. Man liest sich ziemlich schnell hinein. Allerdings geht für den, der nicht jahrelang in England lebte, das Klangbild verloren. Das ist schon in der Prosa ein Nachteil; in den Versen wird es zum unersetzlichen Verlust. Dem Übersetzer stellt es ein Hindernis in den Weg. Auch sonst ist es nicht leicht, Kiplings Stil gerecht zu werden. Eine gewisse Hinneigung zu deutschen Wendungen fällt auf, aber gerade das Eigenartige dieser Wendungen geht bei der Übertragung verloren. Sprachlich ist Carlyles Einfluß unverkennbar, der Stil aber ist durchsichtiger.* Hundert moderne Einflüsse sind zu spüren. Man denkt an die Skulpturentechnik von Meunier und gelegentlich an diejenige von Troubetzkoi. Die Figuren stehen immer im Relief; sie sind mit der Erde verwachsen; in Millets Manier mit Böcklins Farben gemalt. Es kommen Augenblicke, wo man versucht ist, den großen J. F. Millet der Sentimentalität zu zeihen. Davon giebt es bei Kipling weder in der Technik noch im Inhalt eine Spur. Seine Gestalten stehen vom ersten Striche an fest auf den Füßen. Sie bewegen sich immer auf einem großen Hintergrunde. Bisweilen wird man an Maupassant erinnert. Aber bei Maupassant ist der Hintergrund dunkel. Bei Kipling ist er klar wie auf einem Dürerschen Gemälde. Seine Kunst ist durch und durch germanisch — teutonisch, wie man jetzt in England zu sagen liebt. In der modernen deutschen Dichtung findet sich vieles, was aus verwandten Zeitströmungen herausgewachsen ist, aber man müßte eine ganze Reihe von deutschen Dichtern und Erzählern heranziehen, um Kiplings Vielseitigkeit zu decken.

Aus einer französischen Kritik ist in die deutsche Tagespresse das Urteil übergegangen, Kipling bliebe immer der vierundzwanzigjährige junge Mann. So kann nur jemand sprechen, der seine Kenntnis des Dichters aus einzelnen Erzählungen schöpfte. Aber auch hier trifft das Urteil nicht zu. William the Conqueror, das Anfang 1896 erschien, zeigt ein unverkennbares Ausreifen in der Betrachtungsweise wie in der sicheren Handhabung der Ausdrucksmittel. Wer aber Kipling den Mann kennen will, muß zu Kipling dem Dichter gehen. Man begreift dann, warum alles, was an der angelsächsischen Rasse groß, gut und auf Ewigkeitsgedanken gestimmt ist, auf dieses Dichters Fahne schwört. Es ist Musik in diesen Versen, Musik von der Art, wie sie bei Detlev von Liliencron und Otto Erich Hartleben das Herz lachen macht. Mitunter wird man an jene Verschen erinnert, die in Shakespeares Dramen verstreut sind. Das übermütige Lachen eines niederländischen Glockenspiels klingt heraus und dann wieder das tiefe schwermütige Läuten des Big-Ben, der großen Glocke der Westminster-Abtei. Im militärischen Rhythmus wickelt sich die Erziehung eines „'eathen in 'is blindness“ zu einem anständigen englischen Soldaten

* Mr. Stead, der Herausgeber des Review of Reviews, schreibt Carlyle und Kipling eine gemeinsame Verehrung für das System Friedrichs des Großen zu. Im übrigen ist Mr. Steads Urteil über Kipling nicht ganz voreingenommen, denn Kipling hat in seiner „Sendung des Dana Da“ eine sehr anmutige Parodie auf den rhetorischen Buddhismus geschrieben, der ein Lieblings-Steckenpferd von Mr. Stead bildet.



Rudyard Kipling.

vor uns ab. In uns, denn man erlebt es vermöge der meisterhaften Handhabung des metrischen Rhythmus, wie „dem Heiden aus seiner Blindheit herausgeholfen wird“. Durch Fußtritte und Trommelschlag wird der Rinnsteinteufel aus dem Dunkelhäuter ausgetrieben. „'e 's lost 'is gutter-devil an' 'as not found 'is pride.“ In der Episode, wo er den rechten Soldatenstolz noch nicht gefunden hat, redet er von Tyrannei und trägt sich mit Selbstmordgedanken. Schließlich aber wird ein ganz annehmbarer Mensch aus ihm. Das Lied wird im cockney-Dialekt vorgetragen, denn der englische Unteroffizier ist meist cockney, d. h. geborener Londoner, der jedes Wort, das mit einem h anfängt, ohne h ausspricht und dann wieder jedem Vokallaut ein h vorsetzt. In der Gedichtsammlung „Seven Seas“ ist ein Meisterwerk an das andere gereiht. Da ist ein Lied der Küstenlichter, ein Lied des Tiefseekabels, die Toten am Grunde des Oceans singen, die Söhne Englands singen, d. h. jede Kolonialhauptstadt sagt, was sie für die Welt bedeutet, und England antwortet, daß es ihnen seine Kraft zum Dank für ihre Güter schenkt. Jeder besondere Stamm des Britenvolkes ist charakterisiert; M'Andrews, der Schotte, betet, Gott wolle einen Mann wie Bobbie Burns senden, der das Lied vom Dampfe singt. Wie es bei einem Schotten unvermeidlich ist — es heißt, jeder Schotte sei geborener Theologe —, fängt M'Andrews bei Calvin an und bei der Prädestinationslehre. Die Dampfmaschine mit ihren Pferdekräften und die Prädestinationslehre wollen nicht miteinander stimmen. Und die Dampfmaschine ist so interessant! Man fühlt, wie M'Andrews mit zärtlich liebevollen Fingern über jeden einzelnen Teil der Maschine hinfährt; man weiß, daß die Maschine sich anziehender erweisen wird als die Prädestination, daß der schottische Maschinenbauer den schottischen Theologen ablösen wird. Der

weltberühmte american spirit sitzt und besieht sich seinen Sohn, wie er heute ist. „Der Kelte sitzt in Hand und Herz (von Jung-Amerika), der Gallier in Hirn und Nerv.“ „Schwarz ist die Hand von Blut; das Herz schlägt kindisch ihm ob kleinen Dings.“ „Der Zweifelsteufel sitzt im Blut“, heißt ihn, „der Satzung spotten, die er macht, die Satzung machen, der'r er spottet.“ „Wie wird er rein'gen sich, erreichen — Gesetz und Ordnungssicherheit?“ „Ein Bruder — fremdsprachlich umworren, ein Wand'rer, dem der Dolmetsch fehlt.“ — Es ist nicht Kiplings Art, ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Wenn der Imperialismus alles das ist, wozu ihn Kipling macht, so stellt er die mächtigste Kulturbewegung dar, welche die Welt je kannte: thatgewordenes Christentum. Bis in den kleinsten Einzelzug hinein ist seine Arbeit eine unausgesetzte Verneinung der Kains-Frage: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?“ Die Frage darf bei ihm gar nicht aufkommen. Der Mensch, dem nicht das Bewußtsein in Fleisch und Blut übergegangen ist, daß er berufen ist, seines Bruders Hüter zu sein, zählt bei Kipling gar nicht mit. Mulvaney hat dies Bewußtsein auf seine Art. Justus Krenk, der mit seiner Frau Lotta von Heidelberg aus zu den Kols gegangen ist, um sie zu bekehren, hat es auf eine andere Art. Als der heimtückische Zauberer der Kols den arglosen Justus veranlaßt hat, seine bekehrten Kols Nessus-Gewänder aus einer unbekannten Pflanzenfaser weben zu lassen, beschließt Justus: „I will me botany bestudy.“ Mit seiner Mission hat es ein Ende, aber der lebendige Kern echten Missionstriebes bleibt in ihm. Herr Schäfer, dem wir auf dem Dampfer im Eröffnungskapitel zu „Captains courageous“* begegnen, „hütet“ den unausstehlichen jungen Amerikaner Harvey, indem er ihm eine allzu schwere Cigarre verabreicht. Mit dem Tauende, das er ihm verordnet hat, ist dem Schlingel leider nicht beizukommen. Harvey wird von der Cigarre seekrank und bringt es dabei fertig, über Bord zu kollern. Er gerät auf das Boot von Küstenschiffern und wird von ihnen mit Hilfe des Tauendes kuriert, das Herr Schäfer nicht erreichen konnte. Hans Breitmann, der dem Dichter die schaurige Geschichte von Bimi, dem Orang-Utang mit der „halben Seele und zu viel Ego in seinem Kosmos“ erzählt, hat auch verstanden, seines Bruders, des Franzosen, Hüter zu sein. Sein Hüter, nicht sein Schulmeister. Warum hast du nicht verhindert, daß er starb? „Mein Freund,“ antwortet Hans, „ich habe das Zimmer gesehen, wo Bimi Bertrams Frau erdrosselt hatte. Es schickt sich kaum, daß ich noch lebe, und er — er war ihr Gatte.“

Vielleicht liegt der innerste Grund von Kiplings Macht über die Gemüter darin, daß er den allerhöchsten sittlichen Maßstab anlegt, ohne jemals im allerentferntesten zu moralisieren. Frauen, deren Begriff von Weiblichkeit sich darin erschöpft, sich selbst und andere auf dem Standpunkt unreifer Backfische festzuschrauben, werden sich nicht selten über den Dichter entsetzen. Aber es giebt da ein Lied „Mary, pity women“, von einem Mädchen, das zu viel gab. Zu viel Liebe, und dafür giebt ihr ihr Liebhaber zu wenig Ehre. Man sollte das Lied jedem jungen Mädchen ins Stammbuch schreiben an dem Tage, wo es in die Welt hinaustritt.

Als die Krone Kiplingscher Dichtung gilt in England das große „Recessional“. Ein feiner, aus der Bekanntschaft mit Persien herrührender Griff läßt die Doppeldeutung der Überschrift als „Heimkehr“, „Bußlied“ oder auch „Rückschritt“ zu. Es gehörte ein mutiger Mann dazu, am Morgen nach dem sechzigjährigen Regierungsjubiläum der Königin Viktoria der britischen Nation diese bitteren Wahrheiten vom „Heidenstolz“, vom „tollen Prahlen“ und Thorheitsworten zu sagen. Aber Kipling fühlt sich vollauf als Priester und Propheten seines Volkes. Wie Hiob bringt er Sühnopfer dar, in Englands Namen, an dem Tage, wo seine Söhne Feste gefeiert haben. Man wird kaum verstehen, wie das Lied eine so ungeheure Wirkung ausüben konnte, wenn man nicht mehrere Jahre hindurch das Leben von Familien aus der englischen Gentry geteilt hat. Auch muß das Ohr sehr lange an den Klang der

* „Captains courageous“, eine längere Erzählung aus dem Jahre 1894, steht nicht ganz auf der Höhe anderer Leistungen; sie mutet an wie die Malereien unseres Bildhauers und Meisterradierers Max Klinger.

Sprache gewöhnt worden sein, um zu empfinden, wie sehr der festgemauerte Bau dieser Verse auf geborene Engländer wirken kann. Die Gentry besteht bekanntlich in ihrem Hauptteil aus jüngeren Söhnen und Nachkommen von jüngeren Söhnen der englischen Aristokratie. Sie erben weder Titel noch Güter und haben meist nichts an das Leben zu wagen als ihr eigenes Leben und eine aristokratische Erziehung. Aus ihren Kreisen rekrutiert sich jener nationale Kraftüberschuß, den England auf seine Kolonien und besonders auf Indien verwendet. Söhne gewissenloser Mütter sind für diesen Dienst nicht brauchbar, denn es gehört Märtyrermut dazu. Wollte man alles das, was Kipling im „Recessional“ berührt, aus dem Leben des englischen Volkes herausschälen, so würde das Dasein für seine tüchtigsten Elemente eine Hölle werden.

Formell schmiegt sich auch im „Recessional“ Sprache und Versmaß aufs engste an den Inhalt an. Derselbe Mann, der in Versen die Bewegung des Segels festhalten kann in dem Augenblick, wo der Wind es füllt oder wo er es matt hin- und herflattern läßt, traf hier die ganze Fülle des alttestamentlichen Psalmentones. Die englische Liturgie und die mimische Symbolik des englischen Theaters haben ihn in diesem Punkte erzogen.

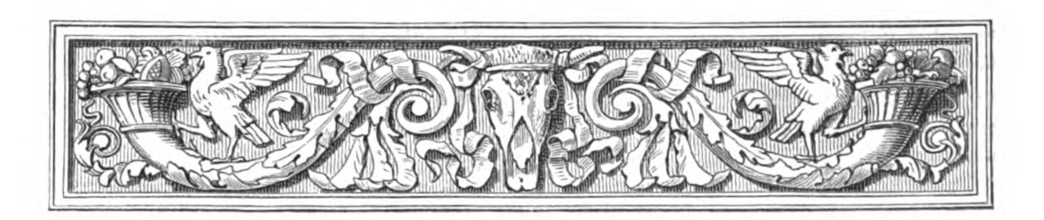
Ähnlichen tiefen Wiederhall wie das „Recessional“ hat in jüngster Zeit das Gedicht „The white man's burden“ gefunden. Es ist der Aufruf an Amerika, des weißen Mannes Last, die Kulturarbeit an den Völkern aufzunehmen, die keine Kultur kennen oder deren Kulturformen im Tode erstarrt sind.

Es sind Versuche gemacht worden, Kipling etwa so auszulegen, als sollte der weiße Mann sich des Farbigen nur deshalb annehmen, weil es für ihn, den Weißen, eine gute Schule ist, einen „Mann“ aus ihm macht. Aber Kipling geht niemals weit genug an die Grenzen des Doktrinären, um derartiges zu sagen. Er hat der Lebenssphinx zu tief in die Augen geschaut, zu lange vom Quell der Weisheit getrunken, um behaupten zu wollen, in der Kulturwelt müßte man verweichlichen. Amerika ist sicherlich ein Stück Kulturwelt. Das hindert nicht, daß Kiplings Leben nahezu dem Dingley-Tarif zum Opfer gefallen wäre. Jene Krankheit, die im Februar des laufenden Jahres unsere Teilnahme für den Dichter weckte, befiel ihn, weil er am kältesten Tage des ganzen Winters mehrere Stunden in einem amerikanischen Zollschuppen stehen mußte. Er hat auch einmal bei einem Bankkrach sein ganzes Vermögen eingebüßt, was sicherlich als Erscheinung des Kulturlebens gelten kann. Von der Höhe der Honorare, die er bezieht, erzählt man sich fabelhafte Dinge. Seine Frau, eine Amerikanerin, wird, gleich seiner Mutter, einer künstlerisch veranlagten Schottin, als eine Perle ihres Geschlechtes gerühmt. Sicherlich gehörte ein ganzer William the Conqueror dazu, um dem todkranken Gatten den inzwischen eingetretenen Tod seines Töchterchens zu verbergen, bis er gesund genug war, um den Schlag ertragen zu können. Was dem Dichter dieser Schlag bedeutet haben mag, läßt sich erraten, wenn man die Erzählung „Without Benefit of the Clergy“ (Ohne Segen der Kirche) gelesen hat. Der Fabelbildung verdanken wir einige jüngst veröffentlichte glaubwürdige Widerlegungen, die sich auf Kiplings Schulzeit beziehen. Es war das falsche Gerücht verbreitet, er sei von der Schule verwiesen worden. Diese Schule war das College Westward Ho in Nord-Devonshire. Es liegt am Bristol Channel, umgeben von steilen Klippen, die zum Meer abstürzen. Tage- und wochenlang hangen dichte Wolken über der Landschaft, aber ein einziger Tag, an dem die Sonne siegt, ist eine ästhetische Offenbarung. Die Sonnenstrahlen fallen auf die Wellenkronen mit einer so weichen beruhigenden Bewegung, wie sie die Natur zum zweitenmal nur an den fallenden Schneeflocken kennt. Doch wieder hat Mulvaney recht, wenn er das Blitzen türkischer Säbel in der Schlacht mit dem Tanzen der Sonnenstrahlen auf den Wellen von Lough Donegal vergleicht.* Ein Jahr in

* Dieser Vergleich kommt in der Erzählung „With the Main Guard“, Band „Soldiers Three“, vor und bildet einen Hauptgrund für jenes obenerwähnte Urteil über den „unreifen“ Kipling. Der französische Kritiker hat ganz übersehen, daß Mulvaney diese grausigen Schilderungen der Schlacht nur giebt, um Learoyd zu zerstreuen, der vor Hitze wahnsinnig zu werden droht. Ueberdies liegt das Hauptgewicht der Erzählung auf dem Soldaten, der das Leben eines jungen Offiziers rettet.

einer solchen Gegend mit ihren tausendfach wechselnden Naturstimmungen ist eine humanistische Erziehung wert, wenn man die richtigen Grundlagen mitbringt. Kipling hat in Westward Ho schlecht gegessen, wie es in jedem englischen Internat an der Tagesordnung ist, hat Kaninchen- und Hasenschlingen gelegt und bei waghalsigem Klettern an den Klippen mit oder ohne Seil Vogelnester geplündert, wie jeder regelrechte junge Engländer aus guter Familie. Seine Lehrer hatten von seiner Begabung eine höhere Meinung als von seinem Fleiß. Von Westward Ho ging er nach Indien zurück und nahm mit, was Männer wie Carlyle, Matthew Arnold und Thackeray für das englische Geistesleben erobert haben. In der Heimat begann er die litterarische Laufbahn als bescheidener Redacteur. Den besten und nachhaltigsten Einfluß hat das Elternhaus auf ihn ausgeübt. Die Einleitung zu der Sammlung „In Black and White“ ist seinem Vater gewidmet. In trefflich nachgebildetem Spencer-Englisch erzählt er von Kriegern, deren Brauch es war, sich von ihren Hauptleuten ein Wort der Ermahnung, des Vorwurfes oder Rates zu holen, bevor sie einen frischen Angriff wagten. Ein solcher Hauptmann ist ihm sein Vater immer gewesen. Was ihm der Vater reichte, giebt er als anvertrautes Gut weiter. Der Inhalt der Lehre, die er erhielt, ist die von der Demut, die sich selbst bezwingt. Es ist die Absage an allen Humanitätsdusel, an das Evangelium des Nichteinmischens, der Gleichgültigkeit und des Manchestertums, an die Schulmeisterei und sentimentale Salbaderei. Kipling ist von Kopf bis zu Fuß gesund, ohne je den Kraftmeier zu spielen. Es braucht sich niemand zu schämen, sein Anhänger zu sein, und wer ihn zu genießen versteht, hat sicherlich Anteil an allen edlen Gütern, über die der Dichter wie ein König, wie ein Halbgott regiert. So sehr man seine Demut liebt und bewundert, so sehr staunt man auch über die Riesenkraft, mit welcher er in seinem Reiche hantiert. Seine Gedichte gestalten sich ganz von selbst zu Liedern. Von einem Meister mit Bachscher Gesundheit und Klarheit möchte man sie in Musik gesetzt wissen. Dann würde jene Verschmelzung von Raabeschem Lebensernst, von Fontanescher Durchsichtigkeit, Hartlebenschem Schliff und Liliencronschem Temperament herauskommen, die wir brauchen, um einen deutschen Kipling zu erlangen.





Zwei Zeugen uralten Weltverkehrs?

Von

P. Schellhas.

Vor uns liegen zwei grüne Steinchen — offenbar von Menschenhand bearbeitet, um als Schmuckstücke zu dienen. Wir erfahren, daß sie aus vorgeschichtlichen Fundstätten stammen, aus Gräbern, in denen eine unbekannte Vorzeit den Verstorbenen dergleichen Gegenstände des persönlichen Gebrauchs mitzugeben liebte. Im übrigen sehen wir diesen hübschen und sehr harten grünen Steinen — die zu den Halbedelsteinen gezählt werden, wie der Bergkrystall, der Jaspis, der Achat — gewiß nichts Besonderes an. Aber von jenen fernen Zeiten gilt das Wort, daß die Steine reden, wo die Menschen schweigen. Und auch diese Steine reden für den Gelehrten, aber ihre Sprache ist noch nicht ganz klar gedeutet; was sie uns zu erzählen scheinen, klingt zu wunderbar: sie stellen uns vor ein menschheitsgeschichtliches Rätsel.

Die Funde in diesen beiden Mineralen — sie heißen Nephrit und Jadeit — sind sehr reich, und sie zeigen uns, daß in den Urzeiten der Menschheit diese Steinarten sehr beliebt gewesen sind.

Von Menschenhand bearbeiteter Nephrit oder Jadeit — beide Minerale sind nahe verwandt — findet sich in den Gräbern und vorgeschichtlichen Wohnstätten der verschiedensten Länder der Erde, so in Europa vorzugsweise in den Alpenländern, in den Pfahlbauten der Schweizer Seen, dann in Süddeutschland, in Frankreich, in Italien, in Griechenland. In Asien sehen wir beide Minerale seit Urzeiten in der verschiedensten Weise verarbeitet: zu Schmuckgegenständen, Säbelgriffen, Amuletten, Vasen und dergleichen, so besonders und auch noch heutigestags in China, ferner in Japan, in Tibet, bei den Mongolen und in Kleinasien. Dann treffen wir aber auch beide Minerale auf den fernen Inseln der Südsee, in Oceanien, von Urzeiten her als wertvolles Material für Amulette und kleine Götzenbilder in Gebrauch. Endlich — und das ist ebenso wie das Vorkommen in Europa eine höchst merkwürdige Thatsache, wie wir gleich des näheren sehen werden — begegnen uns die grünen Steinchen auch in der Neuen Welt, bei den alten Kulturvölkern Centralamerikas, in Peru und anderen Ländern Südamerikas.

Es waren zuerst die Funde in den berühmten Pfahlbauten der Schweiz, welche die Aufmerksamkeit der Gelehrtenwelt auf die beiden Minerale lenkten und die dunkle menschheitsgeschichtliche Frage erkennen ließen, die ihr Vorkommen in den Urzeiten und in solcher Verbreitung fast über die ganze Erde der Wissenschaft stellte. Denn in ganz Europa kannte man keine natürliche Fundstätte des Nephrit oder des Jadeit. Auf der ganzen Erde gab es nur wenige Punkte, und zwar im fernen Osten, wo diese Edelsteine der Urmenschheit gefunden wurden, nämlich der Nephrit in Sibirien und in Turkestan, in Neu-Seeland und in Neu-Kaledonien, der Jadeit im Hochlande von Birma.

Mußte man nun danach annehmen, daß alle die zahlreichen Jadeit- und Nephritgegenstände, die in den verschiedensten Län-

dern der Erde, aus vorgeschichtlichen Zeiten herrührend, gefunden sind, ihren Ursprung in jenen Ländern Asiens hatten, daß das sämtliche Rohmaterial von dort herstammte, so stand man vor der unlöslichen Frage: Auf welche Weise ist dieses in Urzeiten so sehr geschätzte Material damals über die Erde verbreitet worden und zu so viel entfernten Völkern gelangt? Diese Frage ließ verschiedene höchst abenteuerliche Beantwortungen zu. Sollte man annehmen, daß in jenen frühen Zeiten der Menschheit ein Welthandel in den beiden Mineralen stattgefunden hat, etwa wie heute in Gold und Silber? Oder waren diese Minerale ein Beweis für die mitunter aufgestellte Behauptung, daß die Menschheit im Laufe der ungezählten Jahrtausende ihrer frühen Geschichte schon zum wenigsten einmal die ganze Erde umwandert hatte, so daß ein Austausch auch unter Völkern stattgefunden hat, die heute durch die halbe Erde getrennt sind? Beide Annahmen sind gewiß recht gewagt. Aber wenn man auch nicht so weit gehen wollte, derartige Vermutungen aufzustellen, so hat die rätselhafte Thatsache doch wieder genügenden Anlaß geboten, um alle die phantastischen Mutmaßungen über den Zusammenhang und die Verwandtschaft weit voneinander wohnender Völker verschiedener Erdteile, Mutmaßungen, die meist auf zufällige Ähnlichkeiten gestützt waren, neu zu beleben. Ganz besonders hat man daraus wieder einen Beweis dafür herleiten wollen, daß die alten amerikanischen Kulturvölker aus Asien stammen, daß die Azteken mit den Chinesen oder Japanern verwandt sind und dergleichen.

Aber die Wissenschaft konnte sich mit solchen Phantasien nicht begnügen, und so war denn das Augenmerk der Mineralogen vor allem darauf gerichtet, neue Fundstätten jener seltenen Minerale in denjenigen Erdteilen zu entdecken, wo solche bisher nicht bekannt waren. Denn die natürlichste Lösung der Frage war doch die, daß der Urmenschheit Lager von Nephrit und Jadeit bekannt gewesen sind, deren Kunde verschollen ist, daß der europäische Jadeit und Nephrit aus unbekannten europäischen Quellen stammt, wie der amerikanische aus unbekannten amerikanischen.

Nun hatte man allerdings ganz vereinzelt in Europa Nephrit im Naturzustande gefunden, indessen nur als Findlingssteine, als erratische Blöcke, die von anderen Gegenden durch Eisschollen oder Gletscher hergelangt sein mochten, so in der Nähe von Potsdam und in Schwemsal bei Leipzig, indessen waren diese Funde so völlig vereinzelt und so unerklärlich, daß sie die Lösung der Frage nicht fördern konnten. „Anstehend“ aber, wie der Bergmann sagt, das heißt als in den Erdschichten lagerndes Mineral, hatte man Nephrit und Jadeit niemals beobachtet.

Und doch, trotz unserer hohen Bergbautechnik, barg selbst unsere heimische Erde noch unentdeckte geologische Geheimnisse! In den Jahren 1884 und 1886 wurde in Schlesien, und zwar am Zobtenberge bei Jordansmühl und in einer Arsenikgrube bei Reichenstein, Nephrit in natürlichen Lagern gefunden.

Aber damit war die Frage nun doch noch keineswegs gelöst. Denn diese Funde sind in einem Gebiete Deutschlands gemacht, in welchem — merkwürdigerweise — gerade die Nephrit- und Jadeitgegenstände unter den vorgeschichtlichen Gräberfunden so gut wie gänzlich fehlen. Und in demjenigen Lande Europas, wo solche Gegenstände am häufigsten sind, und wo man deswegen und wegen der Gebirgsverhältnisse an sich das natürliche Vorkommen der beiden Minerale am ehesten erwarten sollte, nämlich in der Schweiz, ist es nicht gelungen, Lager der beiden seltenen Minerale aufzufinden. So hat denn die Entdeckung der schlesischen Fundstätten nur die Bedeutung, uns zu zeigen, daß die Möglichkeit des Vorhandenseins noch unbekannter Nephrit- oder Jadeitlager in Europa nicht ausgeschlossen ist. Dazu kommt ein Fund, der sehr stark gegen die Annahme spricht, daß der vorgeschichtliche Mensch in Europa die Nephrit- und Jadeitwerkzeuge aus Asien mitgebracht oder im Wege des Welthandels importiert habe. Denn bei Maurach am Bodensee hat man in einer Pfahlbauanlage einen Nephritblock gefunden, von dem zahllose Splitter abgesprengt waren, und der überall die Spuren der Bearbeitung mit dem Meißel oder dem Hammer erkennen ließ. Ein Block von dieser Größe

kann aber weder aus Asien mitgebracht, noch im Wege des Handels importiert sein.

Ist es nun so gelungen, nachzuweisen, daß jedenfalls der Nephrit in Europa im Naturzustande vorkommt, so fehlt dagegen bisher jede Spur eines natürlichen Lagers jenes anderen Minerals, des Jadeits. Hier ist die Frage noch völlig ungelöst.

Ähnlich verhält es sich mit den Nephrit- und Jadeitgegenständen aus der Vorzeit Amerikas. Solche Gegenstände sind in den verschiedensten Ländern der Neuen Welt gefunden. Schon Alexander von Humboldt brachte aus Mexiko ein Jadeitbeil mit, das aus der Aztekenzeit stammte, und seitdem sind zahlreiche Fundstücke aus demselben Material sowohl aus Mexiko als auch aus den anderen Ländern Mittelamerikas bekannt geworden. Nephrit- und Jadeitfunde sind ferner in Südamerika gemacht und im Norden von Nordamerika, so in Venezuela und in Alaska. Und dennoch ist in Amerika bisher noch keine natürliche Fundstätte dieser Minerale mit Sicherheit nachgewiesen. Sollten den Urvölkern vor langen Jahrtausenden solche bekannt gewesen sein, deren Kunde heute verschollen ist? Oder sind die Minerale aus anderen Erdteilen herübergebracht? Wir haben schon oben die Theorie erwähnt, wonach die amerikanischen Kulturvölker aus Asien stammten; ja, man hat sogar vielfach angenommen, daß die gesamte Bevölkerung der Neuen Welt von Asien her über die Behringstraße eingewandert ist, also den Erdteil von Norden nach Süden durchzogen hat. Danach könnten die für den Urmenschen so kostbaren Minerale aus Asien mitgebracht, über Amerika verbreitet und durch die langen Zeiträume als Gegenstände religiöser Verehrung, je seltener sie wurden, desto sorgfältiger aufbewahrt sein. Nach neueren Beobachtungen scheint es übrigens, als ob im Nordwesten von Nordamerika, in Alaska, Lager von Jadeit vorhanden seien. Indessen selbst wenn das richtig ist, bleibt das Vorkommen von Jadeit- und Nephritgegenständen in Mittel- und Südamerika in Anbetracht der ungeheuren Entfernung immer noch wunderbar genug und würde geeignet sein, die eben erwähnte Hypothese von der nördlichen Einwanderung des Menschen in Amerika neu zu beleben.

Gegen diese Vermutungen von weiten Wanderungen der Völker in fernen Zeiten oder von urgeschichtlichem Weltverkehr spricht aber doch ein Umstand, den wir noch kurz erwähnen wollen. Erst in der neueren Zeit hat man nämlich angefangen, die Fundstücke der beiden seltenen Minerale näher auf ihre mikroskopische und chemische Zusammensetzung zu untersuchen, und dabei hat sich denn herausgestellt, daß der Nephrit und der Jadeit, aus dem die verschiedenen Funde bestehen, keineswegs immer dieselben Eigentümlichkeiten in der Zusammensetzung zeigen, daß es vielmehr Spielarten giebt, die den verschiedenen Erdteilen eigentümlich sind. Die Struktur des Jadeit und Nephrit aus Asien ist eine andere als die der europäischen Fundstücke in diesen Mineralen, und selbst unter den asiatischen Funden hat man charakteristische Verschiedenheiten feststellen können. Es scheint jedenfalls sicher zu sein, daß die in Europa aufgefundenen vorgeschichtlichen Erzeugnisse aus Nephrit und Jadeit nicht gut asiatischen Ursprungs sein können und also weder aus Asien importiert noch in Urzeiten auf Völkerwanderungen mitgebracht sind.

Nach dem heutigen Stande der Forschung können wir jedenfalls sagen, daß dem vorgeschichtlichen Menschen wahrscheinlich Fundstätten der beiden seltenen Minerale bekannt gewesen sind, deren Entdeckung noch nicht gelungen ist. Daneben werden zweifellos der Handel und die Völkerwanderungen im Laufe der Jahrtausende ebenfalls dazu beigetragen haben, den Nephrit und den Jadeit zu verbreiten, ohne daß man darum zu phantastischen Vermutungen zu greifen braucht. Daß übrigens auch andere vorgeschichtliche Fundstücke aus seltenen Mineralen uns gelegentlich merkwürdige Rätsel aufgeben können, möge beispielsweise die Thatsache zeigen, daß man in San Salvador (Central-Amerika) ein kleines Idol gefunden hat, welches aus Paragonit (Natronglimmer) besteht, einem äußerst seltenen Mineral, das man bisher in natürlichem Zustande nur an zwei Stellen der Erde gefunden hat: am St. Gotthard und im Ural.



Litterarische Rundschau.

Romane und Novellen sollen in dieser kritischen Übersicht besprochen werden, aber kaum habe ich das Stichwort niedergeschrieben, so stock ich schon, wie weiland Faust bei seiner Bibelübersetzung. Ist das denn heute noch die richtige, bezeichnende Reihenfolge für Werke der zeitgenössischen Erzählungskunst: Romane und Novellen? Muß es nicht vielmehr zutreffender heißen: Novellen und Romane? Wenn noch Zweifel bestünden, so könnten uns die zwei oder drei Dutzend Bände, die nach sorgfältiger Sichtung aus dem Wust neuerer und neuester Unterhaltungslitteratur als besprechenswert zurückgeblieben, ein- für allemal belehren: wie auf unserer Bühne der Drei- oder neuerdings sogar der Einakter die fünfaktige Tragödie aus dem Felde geschlagen, so hat heute der drei- oder gar vierbändige Roman, wie er zu Zeiten Gutzkows noch als einzig litteraturfähig galt, Schritt für Schritt zurückweichen müssen vor der Novelle, der Skizze, dem Stimmungsbildchen. Noch ein paar Jahre so fort, und auch von den Dreibändern gilt das kecke Wort Zolas, das sich an den Versepen, auf die es ursprünglich gemünzt war, heute fast schon bewährt hat: sie werden aussterben wie gewisse übergroße Tierformen der Urzeit, und nur in den Museen und Bibliotheken wird die Pietät der Wissenschaft noch einzelne Exemplare als geschichtliche Denkmäler einer merkwürdigen Vergangenheit aufbewahren.

Und doch, wie jung ist dieser Emporkömmling „Novelle“ im Grunde genommen, wenigstens bei uns in Deutschland! Kaum hundert Jahre zurück, da fing er gerade erst an sich einzubürgern. Sulzers „Theorie der schönen Künste“ (1792) und Adelungs Wörterbuch (2. Auflage, 1793 ff.), sonst Schatzkammern und getreue Spiegel der schöngeistigen Begriffe ihrer Zeit, wissen von dieser Dichtgattung noch nichts; erst die Rückkehr zu den alten italienischen Novellendichtern regte die Frage an, ob der scheinbar nichtssagende Name „Novelle“ nicht eine besondere Art von Erzählung kennzeichne. Friedrich Schlegel unternahm 1801 in seiner Charakteristik Boccaccios zuerst die theoretische Bestimmung des Begriffs, die dann Wilhelm in den Berliner „Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur“ (1805) erweiterte und vertiefte. Beide stimmen darin überein, daß die Novelle „sehr geeignet sei, subjektive Stimmungen und Ansichten, und zwar die tiefsten und eigentümlichsten derselben, indirekt und gleichsam sinnbildlich darzustellen“, und daß sie eine für die „Gesellschaft“ bestimmte Kunstform der Erzählung sei, worin ein wirkliches, aber noch unbekanntes und merkwürdiges Ereignis aus dem Privatleben unterhaltend, interessierend vorgetragen werde. Im Handumdrehen fast wurde nun aus dem Aschenbrödel eine Königin, vom litterarischen Modegeschmack der Schriftsteller wie der Lesewelt gleich verhätschelt. Jedoch, so viele Spiel- und Sonderarten sich im Laufe der Zeit auch herausbilden mochten, zwei Kriterien der Gattung wußten die Ästhetiker lange festzuhalten: ihre subjektive Grundstimmung und die Besonderheit ihres Stoffes. Eine „sich ereignete unerhörte Begebenheit“ verlangte Goethe, eine „nicht alltägliche“ Wieland; aber auch Paul Heyse, ein unbestrittener Meister gerade dieser romanisch gearteten Kunstform, rief wiederholt nach dem „Falken des Boccaccio“, d. h. dem auszeichnenden, unterscheidenden Charakteristikum, und noch Heinrich von Treitschke nannte Kleists Erzählungen „Das Erdbeben in Chili“ und „Die Verlobung in St. Domingo“ gerade deswegen „echte Novellen“, weil ihrem Dichter das „unerhörte Ereignis“, das „launige Spiel des Schicksals“ als das Wesentliche galt, und nicht, wie er ausdrücklich hinzusetzte, „der Kampf in der Seele des Menschen“.

Heute haben sich, wie so viele andere sonst, auch diese Grenzbestimmungen verwischt oder meinetwegen „überlebt“, um ein Lieblingswort der schnellfertigen, gegenwartsfrohen Jugend zu gebrauchen. Stand gehalten, ja sogar immer weiter um sich gegriffen hat, entsprechend den Individualitätsforderungen der Zeit, das Subjektive, Persönliche, obgleich auch hier einer der Größten der letzten Jahrzehnte, Konrad Ferdinand Meyer, Bresche geschlagen und mit sicherer Magnetnadel epischer Kunst den Gegenpol plastischer Ruhe und Objektivität gezeigt hat. Nicht „zwingend gestalten“, sondern „möglichst ungestört sich ausleben“ lautet heute die Parole; im

Roman auf ein ganzes Menschenleben, auf Jahrzehnte oder wenigstens auf Jahre ausgedehnt, in der Novelle auf Tage, Stunden, Augenblicke. Was flattert heute nicht alles unter dem Namen „Novelle“ in die Welt hinaus! Skizzen, Stimmungsbilder, Kalendergeschichten, Anekdoten, Feuilletons, Plaudereien, launige und unlaunige Einfälle und tausend anderes — alles das nennt sich „Novelle“ oder wenigstens „Novellette“, und wehe! wenn es sich die blöde Kritik angesichts dieser in doppeltem Sinne stillosen Wucherungen einmal beikommen läßt, an die Stoffbegrenzungen der guten alten Zeit zu erinnern!

Auch unter den „ungleichen Kindern Evä“, die für diese kritische Übersicht haben Revue passieren müssen, ist manch eines, dem man mit der Bezeichnung „Skizze“ oder „Feuilleton“ schon eine unverdiente Ehre anthut; wir lassen sie still und verschwiegen im einsamen Kämmerlein, und wenn für sonst nichts, so sei uns der Leser, um mit Lessing zu sprechen, am Schlusse wenigstens für das dankbar, was wir ihm gnädig vorenthalten haben.

Um ein Haar wäre diesem Schicksal auch ein schmales Bändchen Prosalitteratur verfallen, das der Verfasser — oder richtiger die Verfasserin, denn Leo Hildeck ist, wie Kürschner uns belehrt, Deckname für Leonie Meyerhoff — in richtiger Erkenntnis **Libellen** getauft hat (Dresden und Leipzig, Heinrich Minden). Es sind durchweg leichte, etwas flatterige Erzeugnisse von geradezu nervöser Regsamkeit und Beweglichkeit, auf die trefflich die von der Verfasserin selbst als Motto gewählten Verse passen:

Über den kichernden Wellen,
Über dem zierlichen Rohr
Wiegt euch und schaukelt, Libellen,
Zierliche, wagt euch hervor! ...

Noch einen physischen Vorzug hätte die Verfasserin an diesen flüchtigen Erdengästen hervorheben können, um ihn in ihren „Libellen“ wiederzufinden: die Amphibiennatur dieser Schilf- und Wasserjungfern, die in beiden Elementen zu Hause, doch in keinem recht heimisch sind. Leo Hildecks „Libellen“ sind leicht aus dem Ärmel geschüttelte, oft virtuosenhaft hingehauchte Augenblicksbildchen; aber die Menschen, die sie uns vorführen, machen uns nicht warm, weil sie für uns nur so lange da sind, als die Buchstaben vor unserem Auge tanzen; sie haben für uns weder Vergangenheit noch Zukunft: wie ein Kahn, der in den Ocean hinausgestoßen wird, verschwinden sie, ohne etwas von uns mitzunehmen, ohne uns Nennenswertes zu hinterlassen.

Man sieht also auch hier im kleinen wieder, wie wenig für sich allein betrachtet der Tagesgötze „Beobachtung“ — denn zu ihm beten die Hildeckschen Geschichtchen allesamt — für die Poesie bedeuten will. Da ist ihr Prinz Emil von Schönaich-Carolath von vornherein um ein gut Stück näher, wenn er seine **Geschichten aus Moll** (zweite Auflage; Leipzig, G. J. Göschen) ganz auf Stimmung stellt. Freilich läuft auch dabei manch leichte Augenblicksmelodie mit unter, zwei oder drei Geschichten von der hier vereinigten Dekade sind recht flüchtig oder umgekehrt — was aber vor dem Richterstuhle der Kunst dasselbe — gekünstelt und unwahr vorgetragen, zuweilen, wie die „Kerze“, in lässiger, altmodisch bequemer Technik; dafür aber entschädigt die Mehrzahl mit seelenvoller Tiefe und jener süßen Poesie, die der feuchte Thränenschimmer deutscher Märchenwehmut nur noch schöner macht. Vor allem die „Königin von Thule“, die man wohl überhaupt als Krone des zierlichen Bändchens betrachten darf, weist sich als Werk eines echten Dichters aus. Scenerie und Kunstmittel erinnern häufig an Tieck und Eichendorff oder überhaupt an die deutsche Romantik mit ihrer „Waldeinsamkeit“ und „mondbeglänzten Zaubernacht“. Es ist und bleibt Sehnsucht, wenn die Helden sich gestehen: „Zu den Höhen des Lebens und der Kunst führen Pfade, die wache Augen, festen Sinn erfordern, doch niemals, und winkte die Ferne auch noch so schön, sich verlieren dürfen im Abendrot.“ In verträumten Schlössern vielmehr, in lauschigen Lauben und stillen Heckengängen spielt sich hier das Leben ab — eine Einsamkeitskunst, nicht aus Unkraft, sondern aus Vornehmheit und Keuschheit der Seele.

Man durfte einigermaßen gespannt sein, wie sich dies mehr dem Idyllischen als dem Epischen zugeneigte Talent mit einem größeren, auf umfangreicherer Basis aufgebauten Werke abfinden werde. Zugleich mit seinen „Geschichten aus Moll“ ist nun auch Prinz Carolaths Novelle **Tauwasser** (Leipzig, G. J. Göschen) in zweiter Auflage erschienen. Der Held, Bent Sörensen, ist ein schwerfälliger, in sich verschlossener Jüte, „ein Sohn jenes stillen, melancholischen Landes mit den rauschenden Buchenwäldern, kühlen blauen Fjorden und endlosen Heiden, über denen im Frühjahr die Lerche singt und im Herbst die Sommerfäden ziehen, mit den schwarzen, todstillen Mooren, die kein Fuß je betrat, mit den dämmerigen, kurzen Tagen, den endlosen Winternächten und den Novemberstürmen, die durch das Land brausen und den Schnee berghoch zusammentreiben, daß Wege und Dörfer verweht und die Bewohner oft wochenlang von allem Verkehr abgeschnitten sind“. Die Menschen dort mit den riesigen, von Arbeit verbogenen Gliedmaßen treiben hin ein Leben ohne Abwechselung, ohne Klang und ohne Freude, eingespannt in den Schraubstock stumpfer Pflichterfüllung, den Nacken krumm vor Gott und dem Amtmanne. So ist auf dem armen Pfarrdorfe an der Westküste auch unserem Bent die Jugend dahingeflossen in Einsamkeit und streng geregeltem Tagewerke, ohne Anregung, ohne geistige Erholung, ohne Frohsinn und Heiterkeit. Als Student der Mathematik kommt er in eine große norddeutsche Stadt, schon auf der Universität, wie's scheint, ein vollendeter Pedant und Philister. Da macht er durch einen abenteuerlichen Zufall die Bekanntschaft einer jungen,

lieblichen Sängerin; da sieht er plötzlich vor sich eine lichte, nie gekannte Welt, die Welt des Frühlings, der Schönheit, der Liebe. Aber der arme Kerl erträgt den unerwarteten Sonnenkuß dieses Glückes nicht: er fehlt gegen das „Gesetz der mählichen Entwickelung“ und muß sterben in den „Tauwassern“. Ein Duell, das er der Geliebten wegen mit einem Offizier gehabt, wirft ihn aufs Krankenlager, die Geliebte ist um ihn, er fühlt ihren lindernden Hauch noch in der tiefsten Fiebernacht, bis der freudlose, fanatisch-asketische Geist seiner Heimat in Gestalt seines starr orthodoxen Vaters die „Bathseba“ von Bett und Schwelle weist, um sich und der Familie „den Sohn zu retten“. Eigentlich aber ist der wie Giancinta, sein nur zu kurzer Frühling, untergegangen in den Tauwassern ... Die Erzählung hat viele schöne Einzelheiten voll zarter Empfindung und manche Scene, die von Duft und Wärme lieblichster Poesie erfüllt ist; aber gerade dies behagliche Verweilen und Sich-einspinnen in Episoden hemmt den kräftigen Fluß der eigentlichen romanhaften Handlung, die doch einmal so angelegt ist, daß sie auf die sichere zugleich ver- und entwirrende Kunst des „Finders und Erfinders“, die erst den ganzen Romancier macht, nicht verzichten kann.

Ein weitaus robusteres Talent tritt uns in Max Haushofer entgegen, der eine ansehnliche Zahl von Prosastücken unter dem Titel **Allerhand Blätter** (Stuttgart, Adolf Bonz u. Co.) zusammengefaßt hat. „Geschichten“ nennt er sie; aber mehr als einer von diesen einundzwanzig Beiträgen ist doch kaum mehr als Skizze oder Studie, die besser in der Werkstatt geblieben wäre, auch wenn man die Nüchternheit in Stimmung und Formengebung auf Rechnung der Stoffwahl setzt. Der Hauptteil des stattlichen Bandes beschäftigt sich nämlich mit dem Bergvolk und seinen derben Charaktereigentümlichkeiten, die der Verfasser offenbar aufs genaueste kennt und innerlich versteht. Mit Geschick und sicherem Takt sind namentlich Volksglauben und -überlieferungen des bayerischen Bauernstandes verwandt, und trefflich steht der gesunden Lebensauffassung des Buches der liebe, milde lächelnde Humor, der namentlich alles Sonderbafte und Querköpfige im Volksleben so schön zu deuten und zu verklären weiß.

Den frisch-fröhlichen Landschaftscharakter der deutschen Alpenwelt tragen auch die sieben Erzählungen zur Schau, die Rudolf Greinz unter dem Titel **Über Berg und Thal** (zweite Auflage; Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt) vereinigt hat. Es sind ernste und heitere Geschichten aus Tirol, getränkt mit einem freundlichen, liebenswürdigen Humor und geradezu strotzend von allerhand intimen Natur- und Menschenbeobachtungen aus diesem trotz aller Touristenschwärme noch immer „jungfräulichen Erdenwinkel“. Besonders viel Aufregendes und Spannendes darf man in diesem Bande freilich nicht suchen; wem es bei „Dorfgeschichten“ auf bunte, romanhafte Erfindung und raffinierte Darstellung ankommt, wird bei Greinz kaum seine Rechnung finden. Dafür aber gewinnt man bald die Überzeugung, daß der Verfasser nichts Fremdes in Land und Volk seiner Heimat hineingetragen hat und die Menschen, deren kleinen oder großen Freuden und Leiden er hier mit so liebevoller Andacht nachgeht, ganz so sprechen läßt, wie ihnen „der Schnabel gewachsen ist“. Auch er weiß dabei, gleich Haushofer, die Volkspoesie, wie sie in Liedern, Schnadahüpfeln und allerlei Neck- und Scherzreimen durch „Berg und Thal“ flattert, sinnig auszubeuten oder verständnisvoll durch Gestalten und Charaktere erst recht lebendig zu machen. Das „Herzblatterl“ insbesondere ist so eine ganz treu und unverfälscht aus dem Gefühlsleben des Tiroler Völkleins geschöpfte Herzensgeschichte, ohne alle Sentimentalität und städtische Anempfindung, ein schlichtes Denkmal schlichter Menschlichkeit. Dem Buche ist ein Bildnis des Verfassers beigegeben, auf dem er mit ganz so hellen und fröhlichen Augen in die Welt blickt, wie sie uns aus seinen Tiroler Geschichten entgegenstrahlen.

Aus Thal und Berg, aus der freien Gottesnatur der Alpenwelt, in der uns Greinz atmen ließ, wandern wir mit Otto von Leitgebs Novellenband **Psyche** (zweite Auflage; Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt) mitten hinein in die vornehme großstädtische Gesellschaft, in den Salon und — nicht zu vergessen — in das Boudoir der eleganten Weltdame. In einer seiner Novellen beschreibt der Verfasser einen Walzer von Czibulka oder vielmehr die Variation, die der ans Fenster tropfende Regen mit ihm vornimmt; diese aufgeregte, aber für die Stimmung der betreffenden Novelle außerordentlich kennzeichnende, virtuos verwertete Schilderung könnte als Motto für seine ganze hypersensible Kunst gelten, eine Kunst, die von Kopf und Herz eigentlich ganz absieht und allein auf die Nerven spekuliert. Man höre nur: „Der Regen spielte an den Fenstern mit. Alles in Fis-moll; eine Oktave, zwei, fünf, eine ganze Klaviatur. Es tickte, klopfte, hämmerte, rauschte. Wie mit feinen Nadeln klang es; dann als fiele Hagel, als klopften Blumen an die Scheiben, als spielten sammetne Fingerspitzen daran — als zitterten Saiten durch die Luft, vom Himmel herab, vom Meere herauf; als wäre jeder Tropfen eine Saite, von den Wolken bis herunter, und der Wind spielte darin wie in einer Harfe, spannte sie, ließ sie schwirren, klingen, singen, seufzen ... Ja wirklich, der Walzer von Czibulka.. Aber ganz verändert, in Fis-moll, alles durcheinandergewoben, miteinander verschlungen, seltsam verschoben, verwirrt, in Arabesken gebettet; durch ein ganzes Traumbild von Tönen hindurchgeführt, immer wieder anhebend, verschwindend, neu auftauchend und wieder sich versteckend; kosend, fliehend, zurückkehrend, ins Endlose zerflatternd und neu gesammelt; schillernd in Farben, zuckend vor Licht, dann wieder grau, eintönig — wie fallender Regen, wie müde Tropfen, wie schau-

kelnde Wellen, und immer weiter und weiter —" Man muß erst einmal tief Atem schöpfen, wenn man diese galoppierende Kavalkade von Sätzchen, Interjektionen, Eigenschaftswörtern und Participien glücklich hat an sich vorüberplätschern lassen. Natürlich handelt es sich hier nicht um eine sachliche Schilderung, sondern vielmehr um den impressionistischen Reflex aus der gefolterten Seele einer sehnsüchtig liebenden jungen Dame, die das ganze lautstimmige Konzert einer faden Salonunterhaltung mit anhören muß, indes ihr heiß klopfendes Herz mit dem Schiffe fährt, das auf fremden Meeren den Geliebten trägt. Und er erscheint ihrer Sehnsucht; immer klarer, deutlicher, persönlicher. „Und jetzt öffnete sich die Thür wirklich. Sie blickte hin ... aber ihr Blick war nichts Irdisches mehr, es war ein Aufsprühen, ein Aufflammen, ein plötzliches Herausleuchten ihrer ganzen Seele, ihres ganzen, atemlosen Herzens. Wie auf ein Geheiß erhob sie sich, ganz aufrecht, und rief ein Wort aus. Dann sank sie zurück, nein — sie ließ sich nieder, eben als setzte sie sich wieder still auf ihren blauseidenen Fauteuil. Aber ihre weißen Hände hoben sich auf die Brust, und ihr holdes Gesicht sank mit einem Lächeln darauf hinab ... Es war der Tod, der sie gegrüßt hatte, in der Gestalt des sehnsüchtig erwarteten Geliebten. Er wußte wohl, wie sehr sie am Leben hing, und daß sie ihm nicht gutwillig gehorchen werde. Darum machte ihn die königliche Schönheit ihrer Jugend, die Energie ihres Lebens feig und hinterlistig. Sie ging nur, weil er sie betrog. Er hüllte sich in die Gedankenträume ihrer süßesten Sehnsucht, und dann trat er vor sie in der Erscheinung desjenigen, der ihr das Teuerste war im Leben, und dem sie überallhin gefolgt wäre, wo er rief ... Sie ist ihm nicht gefolgt, weil es der gewaltige Tod war, sondern weil sie meinte, es sei das Leben ... Denn das wahre Leben ist die Liebe ..." Solche symbolistischen Stimmungsgeschichten scheinen auf den ersten Blick wunder wie tiefsinnig zu sein; im Grunde aber sind es recht hohle, verblasene Gebilde, unwahr und gekünstelt. „In memoriam", wie sich die Geschichte betitelt, ist nicht die einzige dieser Art in der Leitgebschen Sammlung: „Jour fixe" giebt sich fast noch anspruchsvoller in seiner Manieriertheit und enthält im Grunde vielleicht noch weniger. Zum Glück aber bietet der Band neben dieser flatterigen Ware auch Ernsteres, Gehaltvolleres, das noch dazu dem Umfange nach den Grundstock der Sammlung bildet: Novellen wie „Eglantine" und „Am Galgenacker", „Wellenschlag" u. a., welche uns für die Enttäuschungen, die man etwa an den gar zu leichten Intermezzi erlitten hat, reichlich entschädigen.

Nicht ohne Enttäuschung haben wir diesmal auch Hermine Villingers neuesten Novellenband **Das dritte Pferd und andere Geschichten** (Stuttgart, Adolf Bonz u. C.) aus der Hand gelegt, obwohl ihn Curt Liebich sehr ansprechend mit kleinen allerliebsten Textbildchen illustriert hat. Für eine Anfängerin wäre das gewiß eine äußerst respektable Leistung; von Hermine Villinger aber, der Verfasserin der „Schwarzwaldgeschichten" und „Aus dem Badener Lande", hätten wir doch Wertvolleres erwartet. Da ist z. B. das Geschichtchen „Fremdes Leid", das da schildert, wie eine vergrämte junge Witwe durch die tölpelhafte Liebeserklärung eines guten, braven, aber tapsigen Bauernburschen, den sie natürlich nicht erhören kann, zum erstenmal wieder bewegt und gerührt wird, nachdem sie lange Zeit ganz erstarrt und versteinert gewesen. „Ja, sie weinte, weinte die ersten erlösenden Thränen seit dem Tode ihres Mannes — und seltsam, sie flossen nicht um ihn, fremdes Leid hatte dies erstarrte Herz mit neuem Leben erfüllt, und durch die Seele der weinenden Frau zog's wie eine tröstreiche Ahnung: es ist nicht alles tot — die Welt um dich her lebt und kann dir noch Freuden und Schmerzen geben, wenn du nur willst." Ja, das ist gewiß ein hübscher, sinniger und rührender Einfall, aber in der leichten, flüchtigen Ausführung, die er hier gefunden hat, doch nichts als Entwurf und Skizze. Warum hat die Verfasserin das als Halt und Farbe gebenden Baustein nicht für eine größere Arbeit aufgehoben oder — was sich wohl hätte durchführen lassen — in sich so vertieft und ausgestaltet, daß einem die Menschen wirklich in lebensvollen, ernstere Teilnahme erweckenden Gestalten entgegentreten? Noch dürftiger fast ist das „Mailied" ausgefallen, während die beiden größeren Erzählungen der Sammlung: „Das dritte Pferd" und „Linksrheinisch", doch wenigstens etwas Lebens- und Kulturgehalt aufzuweisen haben. Das „dritte Pferd" ist nämlich eines jener „reiferen Mädchen", die immer Vorspann zu leisten haben, sich aber durch keine Demütigungen und bösen Erfahrungen in ihrer Liebes- und Dienstbereitschaft irre machen lassen; „Linksrheinisch" aber weiß einem an sich mageren Erzählungsstoff durch geschickte Gegenüberstellung süddeutschen, elsässisch-französelnden und echt französischen Wesens wenigstens einen Hintergrund zu geben, der auf kulturgeschichtliches Interesse Anspruch erheben darf.

Wenn also — alles in allem — in ihren neuesten novellistischen Darbietungen auch Hermine Villinger eher Enttäuschungen als Überraschungen bietet, so giebt sich Richard Voß in seiner vor kurzem erschienenen Novellensammlung **Die Rächerin** (Stuttgart, Adolf Bonz u. Co.) noch ganz als der junge Alte oder der alte Jugendliche, als der er uns aus seinen früheren italienischen Novellen bekannt ist. Lebenstrotzender, saftiger Realismus des Südens mit einem Stück grüblerischer nordischer Romantik verquickt — oder soll ich sagen: verwoben? Denn die Einschlagfäden sind manchmal doch noch recht deutlich zu erkennen. Um aus dieser Sphäre in sich Einheitliches und Ausgeglichenes in Form und Inhalt zu schaffen, dazu fehlt Voß allerdings die ruhige Künstlerüberlegenheit, die Paul Heyse hat, er arbeitet zu viel mit Dissonanzen und jagt gar zu verschiedene Stimmungen und

Bilder durcheinander. Wenn uns diese scheinbare Unausgegorenheit nicht zu rechtem erfreulichem Genusse kommen läßt, so wird doch andererseits gerade durch die aufgeregte Leidenschaftlichkeit, die sich auch äußerlich in einer atemlosen, stoßweise arbeitenden Explosivsprache kund thut, ein Charakterisierungsmittel geschaffen, wie es für das an grellen Kontrasten vielleicht reichste Land und Volk der Erde einzig und allein taugt. Bei Heyse ist es schließlich trotz aller Realistik im einzelnen doch die Schönheit, die das letzte Wort spricht und auch die wildeste Leidenschaft immer noch künstlerisch bändigt; Voß läßt das unmittelbare Leben sich möglichst ungestört und drastisch austoben, auch wenn es mit einem jähen Schrei mißtönend verklingt. Man kann der starken, farben- und tönereichen Phantasie, die diese neuen römischen Novellen ersonnen und effektvoll ausgesponnen hat, seine Bewunderung nicht versagen, aber „sonnig" sind sie nicht. Ich werde bei Voß immer wieder — bei dieser seiner letzten litterarischen Gabe mehr denn je — an das ungemein charakteristische Motto erinnert, das er einst seiner „Villa Falconieri" vorangestellt hat: „Es giebt glühende Seelen, psychisch und sinnlich gleich heiße Naturen, die ihren ganzen Einsatz immer in der Hand tragen, die ganz gegenwärtig sind in dem, was sie empfinden und wollen. Ihr Weg ist bedeckt mit Stücken ihres Lebens, die tot abfallen; und jeder Schlag, der sie trifft, trifft sie in den Herzpunkt." Seine Kunst kennt nur Gipfel und Abgrund; Mittelhöhen, Behaglichkeit und ruhige Beschränkung sind ihr tote Punkte.

Alfred Friedmann hat als besonderes Kennzeichen einen gewissen Stich ins Satirische und Ironische, der sich besonders stark bemerklich macht, sobald er, wie in seinem jüngst erschienenen Roman **Die Zuverlässigen** (Berlin, Carl Danckers Verlag), seinen Stoff der modernen Großstadtsphäre entnimmt. Es lebt eine starke Erfindungskraft in dem Erzähler, vieles ist neu und eigenartig gewandt, manche der eingestreuten Schilderungen verraten eine ungewöhnliche, scharf pointierte Darstellungsgabe, namentlich die Börsenkreise Berlins, in denen der Verfasser besonders daheim zu sein scheint, treten uns von scharfen Schlaglichtern beleuchtet entgegen. Wenn nur auch die Komposition straffer wäre und der Stil ruhiger, weniger zerfließend! Dem Ganzen fehlt die Reife, die künstlerische Durcharbeitung, der bewußte Künstlergeist, der das Chaos losmisch ordnet und die zuweilen überraschend kühnen Gedankenfunken zu einem wärmenden, die auseinanderfallenden Teile innerlich beseelenden Feuer zu sammeln versteht. — Von demselben Schriftsteller liegt eine weitere kleine Novellensammlung (Leipzig, Philipp Reclam) vor, enthaltend die Erzählungen „Gallier und Hellenin", „Inez de Castro" und „Der Alte von Nervi"; sowie eine im Selbstverlage erschienene Ibseniade „Vorleben".

Bei Julius Lohmeyer ist einem, als stiege man auf eine stille, ebene Promenade herab, die nur beschaulichen Gemütern ihre Reiz enthüllt. Außer einem starken Bande **Humoresken** (Berlin, Freund u. Jeckel), die freilich neben mancher echten Gemütsgabe auch recht minderwertige Kuriositäten und Burlesken enthalten — „Das Känguruh" vor allem wird jedem zarteren Empfinden Unbehagen bereiten —, hat Lohmeyer neuerdings einen Novellenband herausgegeben, der seine zwei Erzählungen mit einer gewissen liebenswürdigen Selbstkritik unter dem Titel **Die Bescheidenen** zusammenfaßt. (Dresden und Leipzig, Carl Reißner.) Er hätte auch „Die Begnadeten" heißen können, denn darauf läuft die anmutig und unterhaltend durchgeführte Lebensweisheit dieser beiden Erzählungen hinaus: der bescheidene und tüchtige Mensch ist doch der begnadetste, der glücklichste auf diesem Planeten. Wie dem ewigen Kandidaten der Medizin, Herrn Tobias Pfefferkorn, erblüht diese Erkenntnis nach mancherlei Irrungen und Wirrungen einer zweiten Ehe auch dem kinderreichen, an Mammon aber desto ärmeren Pfarrer Gotthold Wurzbach von Gosbach. Als er erst einmal eingesehen hat, daß ein junges Frauenherz sich nie mit den übriggebliebenen Brosamen des ersten Eheglückes ihres Mannes begnügen und mehr zu sein beanspruchen darf als die geachtete Mutter seiner Kinder, als er erst neben der Pietät für die Tote auch das Recht der Lebenden achten gelernt hat, die nur durch Liebe und Hingebung gewonnen werden kann, da darf auch er auf ein neues Glück ergebungsvoller Bescheidenheit hoffen. Mit der letzten Geschichte sind Fäden einer abenteuerlichen Neben- und Kontrasthandlung verknüpft, für die sich die Hand des Verfassers als nicht fest und sicher genug erweist, obwohl man andererseits geltend machen kann, daß dem eintönigen Grundgewebe dieser Einschlag nötig. Aber man sieht auch hier wieder: Niemand schweift ungestraft über das Gehege seiner natürlichen Begabung hinaus; warum auch, wenn man in dem Garten der Bescheidenheit so freundliche Blumen zieht wie Lohmeyer? „Wie fruchtbar ist der kleinste Kreis, wenn man ihn recht zu pflegen weiß."

Dieser Goetheschen Weisheit scheint Moritz von Kaisenberg (Moritz von Berg) nicht zu huldigen. Wenigstens unternimmt er beim Romanschreiben offensichtlich gern Abstecher in die Geschichte, beim Geschichteschreiben, was schlimmer, in den Roman hinüber. Unsere Leser erinnern sich wohl noch aus dem Januarhefte der Besprechung, die unser Mitarbeiter W. Br. dort den „Memoiren der Baronesse Cecile de Courtot, Dame d'atour der Fürstin von Lamballe, Prinzeß von Savoyen-Carignan" gewidmet hat. Der Verfasser, eben Moritz von Kaisenberg, hatte das Buch als ein „Zeit- und Lebensbild" bezeichnet, das „nach Briefen der Baroneß an Frau von Alvensleben, geb. Baronesse Loë und nach dieser Tagebuch bearbeitet". Diesem Zusatze mußte man wohl Glauben schenken, selbst wenn man, wie auch unser Referent es gethan, einige Ungenauigkeiten und Zeitwidrigkeiten nach-

zuweisen vermochte. Es handelte sich, um kurz das Wesentliche zu wiederholen, um eine Emigrantin, die Baronesse von Courtot, die, 1793 unter allerlei abenteuerlichen Umständen der Guillotine entgangen, zum preußischen Heere entkommen war und Aufnahme gefunden hatte bei Werner von Alvensleben und seiner Gemahlin Anna Gottliebe auf Schloß Kalbe an der Milde, wo sich dann bald ein sehr herzliches Verhältnis zwischen der Französin und der märkischen Adelsfamilie entspann. Als die Französin später in ihre Heimat zurückgekehrt war, schrieb sie auch von hier noch äußerst inhaltsreiche und bedeutsame Briefe an ihre gastfreundlichen Wirte in Deutschland, Briefe, in denen sie über ihren Empfang bei Napoleon berichtete und die abenteuerliche Historie vom Wiederfinden ihres einst grausam von ihr getrennten Verlobten erzählte. Genug, man hatte trotz gewisser augenfälliger Romanzuthaten doch die Berechtigung, das Ganze als ein kulturgeschichtlich zu verwertendes Memoirenwerk anzusehen und, wie es auch in unseren Heften geschehen, das „ausgebreitete farben- und figurenreiche Zeitgemälde“ mit Freuden zu begrüßen. Nun hat aber letzthin Dr. A. Wolfstieg, Bibliothekar des Abgeordnetenhauses, in den „Preußischen Jahrbüchern“ umständlich und unwiderleglich nachgewiesen, daß das ganze Buch von Anfang bis zu Ende auf Erfindung beruht. Erfunden sind sogar die Personen, die zu Trägern der Handlung erkoren. Es gab 1793 keinen Oberst von Rauchhaupt, die zwei liebenswürdigen Alvensleben hatten zwar gelebt, waren aber lange vor der Revolution gestorben, ein Schloß Courtot giebt es bei Poitiers gar nicht, der Name ist vermutlich den Denkwürdigkeiten von Barras entnommen, wo ein Hausmeister des Namens vorkommt; auch die geschichtlichen Daten und Einzelheiten sind, archivarisch untersucht, durchweg falsch oder ungenau, nicht nur in den Pariser „Erlebnissen“, nein auch in den Berichten vom preußischen Hof und über die königliche Familie. Dr. Wolfstieg schickt den Ergebnissen seiner Untersuchung folgendes Schlußwort nach: „Herr von Kaisenberg ist ein schon namhafter Romanschreiber; er hat uns auch in diesem Buche mit einem neuen Roman erfreuen wollen. Es ist kein schlechtes Zeugnis für seine historische Anempfindung und seine Kunst, daß auch gute Kenner zweifeln konnten, ob nicht mehr oder weniger große Stücke daraus wirkliche Geschichte seien, und es daher eingehender Untersuchung bedurfte, um festzustellen, daß es Roman und nichts als Roman ist.“ Dieser charmanten, alles zum Guten kehrenden Auffassung möchten wir uns denn doch nicht so ohne weiteres anschließen. Aus dem Zeitalter der Mystifikationen und scherzhaften philologischen Fälschungen sind wir glücklicherweise heraus; ein Rückfall wäre in unserer ernsten, in allen Wissenszweigen auf Exaktheit ausgehenden Zeit ein übel angebrachter Karnevalsscherz. Und wozu brauchte sich denn überhaupt ein Buch, das doch seinen ganzen Ehrgeiz in möglichst anziehender Unterhaltung sucht, den Nimbus archivalischer Forschung zu geben und sich mit dem Wappen eines berühmten, weitverbreiteten Adelsgeschlechtes zu schmücken? Das grenzt an Charlatanerie, bei der der Spaß aufhört. Jedenfalls wird man es der Kritik nicht verdenken dürfen, daß sie nunmehr auch die anderen historischen Romane oder romanhaften Geschichtsbilder des Verfassers mit gemischten Empfindungen betrachtet. Da ist z. B. kürzlich eine neue Ausgabe von seinem bekannten Buche „Einer von den ersten Husaren der englisch-deutschen Legion“ erschienen, und zwar unter dem etwas verdächtigen Titel **Vom Pastorssohn zum Fürsten** (Berlin, Ernst Siegfr. Mittler u. Sohn), noch dazu mit der Nebenbezeichnung „Historischer Roman aus den Tagen der englisch-deutschen Legion“. Auch hier wird versichert, daß die geschilderten Erlebnisse auf wirklichen Thatsachen beruhen, die der Verfasser aus „sorgfältig geführten Tagebüchern und anderen Aufzeichnungen ihm bekannter hannoverscher Familien“ geschöpft habe. Der Held der Erzählung habe vor hundert Jahren wirklich gelebt, seine Enkel stünden noch jetzt in dem Grafenkalender verzeichnet; nur den Namen will der Verfasser geändert haben. Er nennt ihn Karl Rüdiger und schildert uns nun in lebhaften Farben, immer mit weiten und tiefen Ausblicken auf die öffentliche Geschichte und die allgemeine Kultur der Zeit, wie dieser lüneburgische Pastorsohn als Jüngling aus der unter französischer Herrschaft seufzenden Heimat entweicht und in der englisch-deutschen Legion auf der Peninsula gegen die napoleonische Weltherrschaft mitkämpft. In Sicilien gewinnt dann der Verwundete mit der Gesundheit auch die holde Frau, die ihn schon auf dem Schmerzenslager gepflegt hat, aber lange für ihn unerreichbar schien, da sie eine — hochgeborene Fürstin. Aber das sicilische Königspaar, dessen Gunst der deutsche Offizier sich errungen, räumt alle Schwierigkeiten hinweg; er erhält die Hand der Prinzessin und später auch den Fürstentitel ... Wir wollen nicht vergessen, hinzuzufügen, daß der Verfasser das Buch „seiner lieben Schwägerin, der Frau Anna von der Decken, geb. von Witzleben“ gewidmet hat; vielleicht hilft das diesem oder jenem unserer Leser den rechten Prüfstein für die Echtheit der Erzählung finden. Doch gleichviel, ob erfunden oder nicht: die Beschreibung des Feldzuges in Spanien und Italien, insbesondere der ruhmvollen Kriegsthaten der tapferen Hannoveraner, sichert dem Werke auf jeden Fall ein starkes, nachhaltiges Interesse.

Doch ich sehe, wir geraten aus den Geschichten in die Geschichte; davon ein andermal!

F. D.

Zwei wertvolle Briefsammlungen, die eine von litterarhistorischer, die andere von geschichtlicher Bedeutung, hat Anton Schlossar neuerdings veröffentlicht: **Lenaus Briefe an Emilie von Reinbeck und deren Gatten Georg von Reinbeck** (1832 bis 1844) und **Briefwechsel zwischen Erzherzog Johann Baptist von Österreich und Anton Graf v. Prokesch-Osten** (Stuttgart, Ad. Bonz u. Co.). In der letzteren Publikation machen Briefe Prokeschs und Tagebuchblätter des Erzherzogs über griechische Zustände in den dreißiger und vierziger Jahren die Hauptmasse aus. Namentlich die Aufzeichnungen des Fürsten liefern ein schätzbares Bild des Hofes und der Regierung König Ottos. Die schlichte, volkstümliche Denkweise des Vaters der Steiermark äußert sich nicht selten wahrhaft divinatorisch über die Gefahren des fremden bureaukratischen Regiments gegenüber einer Bevölkerung, die die Tugenden und Fehler Halbwilder mit einem Anflug von westeuropäischer Caféhauscivilisation in den Hauptstädten verband. Für die deutschen Verhältnisse der Zeit interessant sind die Briefe des Erzherzogs aus den Jahren 1848 und 1849, leider nicht eben zahlreich, doch ausreichend, um seine vielangefochtene Persönlichkeit in ihrem wahren Lichte zu zeigen, seinen guten Glauben, seinen redlichen Willen, aber auch seine äußere Gebundenheit und seine innere Schwäche, in der er der schwierigen und verworrenen Situation so ganz und gar nicht gewachsen war. — Spricht aus diesen fürstlichen Aufzeichnungen und Briefen ein hausbackener, aber kerngesunder Biedersinn, so reden die Dichterbriefe des anderen Bandes die Sprache eines reichen und phantasievollen, aber je länger je mehr auch eines im tiefsten Grunde krankenden Geistes. Anfangs herrscht eine heitere Beweglichkeit, sogar ein heller Humor in diesen Briefen an die liebste Freundin, die Lenau in dem liebereichen Schwaben gefunden hatte, vor. Später aber spiegelt das Springende und Flackernde der Diktion, die nervöse Empfindlichkeit für jeden Reiz des Augenblickes, infolge deren die Stimmung oft unvermittelt aus freudigem Enthusiasmus in tiefe Melancholie umschlägt, immer deutlicher den inneren Zerfall. Lange bevor die Katastrophe hereinbrach, schon 1834, schreibt er selber das ahnungsvolle Wort: „Es muß etwas in mir gebrochen und gerissen sein, das nicht mehr heilen kann. Glauben Sie mir, es ist nicht fade Phantasterei, es ist Krankheit.“ Und so verfolgen wir die Bahn abwärts, unverkennbar trotz noch so glänzender dichterischer Leistungen, bis zum Ausbruch des Wahnsinns, über den dann die ausführlichen Aufzeichnungen der treuen Freundin schmerzlichen, tief erschütternden Bericht geben.

Von anderen Veröffentlichungen ähnlicher Art verdient Hervorhebung **Edward von Steinles Briefwechsel mit seinen Freunden,** herausgegeben von A. M. von Steinle (Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshdlg.). Die zwei stattlichen, mit zwanzig vortrefflichen Lichtdrucken geschmückten Bände enthalten zunächst wertvolle Materialien zur Geschichte der deutschen Kunst im neunzehnten Jahrhundert, soweit sie unter dem Zeichen der katholischen Romantik steht. Steinle, 1810 zu Wien geboren, gehörte als Werdender dem Kreise der älteren Nazarener in Rom an und empfing hier seine Richtung für das Leben; als Lehrer der Historienmalerei am Städelschen Institut zu Frankfurt ist er dann lange Jahrzehnte der namhafteste Vertreter kirchlicher Malerei, zumal seit Veits Tode, in Deutschland gewesen und hat diesen Ruf bis an seinen 1886 erfolgten Tod durch zahlreiche Werke, namentlich in den Rheinlanden, bewährt. Sein Briefwechsel zeigt ihn in geistigem Verkehr mit den bedeutendsten Mitstrebenden seiner Zeit, es genügt hier, die Namen Overbeck, Clemens Brentano, August Reichensperger zu nennen. In der vorliegenden Auswahl sind die Briefe in der Kernmasse nach den Korrespondenten geordnet; ein- und überleitende Zusätze des Herausgebers, Anmerkungen zum Text, ein gutes Namensverzeichnis am Schluß erleichtern das Verständnis und die Benutzung, nicht minder ein Lebensbild Steinles, das, ebenfalls reich mit Briefstellen illustriert, dem Ganzen vorausgeschickt ist. Abgesehen von dem kunstgeschichtlichen Interesse werden übrigens nur katholische Leser strikter Observanz eine reine Freude an der Veröffentlichung haben; dem Protestanten und gar dem „ungläubigen“ tritt der fremde Geist einer Welt entgegen, die er als mittelalterliche gern versunken glaubt und die doch zur Zeit mächtiger als je auf dem Plane steht. Nach dieser Seite hin kann ihm die Lektüre dienlich sein, weil sie einen Blick gestattet in und über die ungeheure Kluft, die unser Volk in zwei einander nicht mehr verstehende Hälften scheidet. Steinle, von je streng gläubig — „ohne den Glauben an Christus auch keine Kunst!“ —, ist in den letzten Jahrzehnten völlig in den Bahnen des intransigenten Jesuitismus. Der Maler der Goethe-Apotheose von 1879 ist zugleich der überzeugte Bewunderer des Herostraten Baumgartner: „Welche Superiorität hat dieser Pater der Gesellschaft Jesu über den vergötterten Goethe!“ Daß die Ereignisse von 1870 keinen Funken nationalen Empfindens wecken, bedarf kaum der Hervorhebung bei einem, der für den „Nationalitätenschwindel“ nie etwas übrig gehabt hat. Wie eng aber muß der Konfessionalismus sein, für den die edelste, auch geistliche Dichterin des eigenen Bekenntnisses, Annette von Droste-Hülshoff, immer noch „etwas Hexenhaftes an sich hat“! W. Br.

* *
*

Geschichte der neueren Philosophie von Nikolaus von Kues bis zur Gegenwart. Im Grundriß dargestellt von Richard Falckenberg. (Leipzig, Veit u. Co.) — Ein vortreffliches Kompendium, knapp genug, um in seinen sechstehalbhundert Seiten das philosophische Denken von mehr als vier Jahrhunderten zu umfassen, ausführlich genug, um nicht bloß als Repetitorium

für Studierende, sondern auch „zur Orientierung für den weiten Kreis der Gebildeten zu dienen". Für diese letzteren ist die Darstellung auch in dem Sinne gemeinverständlich gehalten, daß sie zunächst nichts als ein Interesse am philosophischen Problem und die Fähigkeit, abstraktem Denken zu folgen, voraussetzt, zu allem übrigen aber ist durch einen Anhang, der in alphabetischer Folge Erläuterungen der wichtigsten philosophischen Kunstausdrücke enthält, dafür gesorgt, daß man sich über jeden Terminus rasch wieder Auskunft erholen kann. Der Standpunkt des Verfassers ist, wie für solche Arbeiten unerläßlich, über den Parteien gewählt; soweit als möglich werden die einzelnen Philosophen selbst zu Worte gelassen, ihre Schwächen und Irrwege als solche nur angedeutet, kurzum, die Objektivität bleibt allseitig gewahrt. Besondere Hervorhebung verdient noch die sehr ausführliche Bibliographie, die namentlich die neueste Litteratur in wünschenswerter Vollständigkeit giebt, und die beiden sorgfältigen Namensregister, welche die Benutzung des Werkes als Repertorium erleichtern.

Goethes Weltanschauung. Von Rudolf Steiner. (Weimar, Emil Felber.) — Der rühmlich bekannte Herausgeber der naturwissenschaftlichen Schriften Goethes in der Kürschnerschen Sammlung und der großen Weimarer Ausgabe, der sich auch als selbständiger philosophischer Denker einen Namen gemacht hat, bietet hier in knapper und übersichtlicher Form eine Darstellung der Weltanschauung Goethes, nicht als Synopse ihrer zeitlichen Entwickelung mit allen zufälligen oft widerspruchsvollen Einflüssen und Äußerungen, sondern so, wie dem Forscher die ursprüngliche und bleibende Haupttendenz des Goetheschen Geistes, die Grundlagen seiner Persönlichkeit aufgegangen sind. Als ein Mann der exakten Wissenschaft sieht er dabei sowohl von mystischen Gewalten und dämonischen Kräften als Faktoren des Geisteslebens ab, wie auch die historischen Gebiete, auf denen sich Goethes Anschauung manifestiert, nur gestreift werden. Ebenso stark subjektiv wie in dieser Einschränkung des Beobachtungsfeldes zeigt er sich in der Darstellung und Beurteilung des geistigen Bildes, das er darauf von seinem Helden gewinnt. Für seinen eigenartigen Monismus, der die Idee in der Sinnenwelt wirken sieht und damit freilich dem Goetheschen nahesteht, ist der Idealismus von Plato bis Kant ebenso irrig wie andererseits die mechanische Welterklärung der modernen Naturwissenschaft. Darum scheint ihm Goethes Farbenlehre durchaus nicht so verfehlt, wie der herrschende Newtonismus meint, vielmehr habe hier wie auf anderen Gebieten des Naturerkennens Goethe Blicke gethan, denen gegenüber die moderne Wissenschaft im Rückstande geblieben sei. Zweifellos ist es dem Verfasser gelungen, zugleich die geistige Persönlichkeit Goethes in der oben angedeuteten Einschränkung einheitlich geschlossen hinzustellen und dabei eine Fülle von neuen Anregungen zu geben und Probleme aufzuzeigen, die zu weiterer Erörterung auffordern. In der Goethelitteratur der letzten Jahre verdient das originelle, gedankenreiche und fesselnde Buch einen Platz in erster Reihe. W. Br.

* * *

Eine Musterleistung unermüdlicher wissenschaftlicher Forschung zugleich und treuer Liebe zum deutschen Volk ist das zweibändige Werk **Die deutschen Frauen in dem Mittelalter** (Wien, Carl Gerolds Sohn), das der Nestor der deutschen Germanisten, Karl Weinhold in Berlin, jetzt zum drittenmal im Laufe eines halben Jahrhunderts der Nation darbietet. Vielleicht trägt der enggefaßte und zugleich etwas altfränkisch anmutende Titel die Schuld daran, daß das schöne Buch nicht in dem Maße wie andere unvergleichlich minderwertige Bearbeitungen des Gegenstandes — ich erinnere nur an Johannes Scherrs „Geschichte der deutschen Frauenwelt" — verbreitet und ins Volk gedrungen ist. Was es bietet, ist eine umfassende Schilderung deutschen Wesens und Brauches in Haus und Familie von den ältesten Zeiten bis auf diesen Tag, soweit es in Überlieferung und lebendiger Volkssitte sich erhalten hat. Und mehr noch, der Leiter des deutschen Vereins für Volkskunde ist allenthalben dem Ursprunge der Formen und Bräuche nachgegangen und hat sie in Beziehung gesetzt zu denen fremder und vergangener Völker. Zugleich hat er, um die ursprünglichen Grundlinien germanischer Denkart aufzuzeigen, die ganze deutsche und nordische Sagenwelt herangezogen und die typischen Charaktere im Guten und Schlimmen mit ihren eigensten Zügen vor uns hingestellt. So bildet das Frauenleben des eigentlichen Mittelalters mit allem seinem Unmuban nur den Kern des Buches, dessen Gesichtskreis und Bedeutung unendlich weiter gehen. Was die Darstellung im einzelnen anlangt, so verdient sie in ihrer schlichten Sachlichkeit, die dabei stets von herzlicher Teilnahme am Gegenstande durchwärmt und von der Freude an allem Guten und Schönen durchleuchtet wird, die höchste Anerkennung. Auch Weinhold verschweigt und verschleiert nichts, aber die Reinheit und ruhige Würde der Behandlung überwindet alles Bedenkliche, das vom Stoffe nicht zu trennen ist, und die Lichtseiten deutscher Frauenart, die denn doch gottlob zu allen Zeiten jene Schatten überwogen haben, stehen überall gebührend im Vordergrunde. Während man Scherrs Buch leider im Schrank verschließen muß, kann dies jeder deutschen Frau getrost in die Hand gegeben werden, daß sie daran ihre Freude finde, nicht ein Ärgernis. W. Br.

* * *

Die Kritik in der englischen Litteratur des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Von Paul Hamelius. (Leipzig, Th. Griebens Verlag [L. Fernau].) — In der Behandlung seines schwierigen und weitschichtigen Stoffes zeigt der Verfasser, Professor am Athenäum zu Elsene (Bel-

gien), eine geradezu erstaunliche Belesenheit und Einzelkenntnis, leider nicht zugleich die logische Schärfe und die Klarheit des Darstellungsvermögens, die dazu gehörten, ihn und die Leser die Früchte seines Fleißes recht genießen zu lassen. Gleich der Unterbau des Ganzen, die Erörterung des Begriffes Kritik, muß den Widerspruch wecken, zumal die schließliche Definition: „Wir fassen Kritik als die Norm des litterarischen Urteils auf, als die Regel" u. s. w. Auch die freilich höchst schwierige Bestimmung des Unterschiedes zwischen Klassikern und Romantikern vermag nicht zu befriedigen, und aus der mangelhaften Fassung dieses fundamentalen Gegensatzes entspringt dann manche Unsicherheit in der Kennzeichnung der Parteistellung einzelner Kritiker. Nichtsdestoweniger ist das Buch schon als Repertorium aller wesentlichen im Laufe jener zwei Jahrhunderte der englischen Litteraturentwickelung lautgewordenen kritischen Stimmen eine wahrhaft verdienstliche Arbeit, deren Ergebnisse namentlich für die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts auch der deutschen Litterarhistorie zu gute kommen werden. W. Br.

* *
*

Italienische Dichter der Gegenwart. Studien und Übertragungen von Valerie Matthes. (Berlin, Carl Duncker.) — Diese Sammlung biographisch-kritischer Essays und metrischer Übertragungen verfolgt den Zweck, den deutschen Leser mit einigen bedeutenderen italienischen Dichtern der Gegenwart bekannt zu machen. Sie will keine vollständige systematische Übersicht der italienischen Dichtung der Gegenwart geben, sondern nur die Aufmerksamkeit auf einige noch weniger bekannte Namen hinlenken, sowie das Interesse für andere, die in Deutschland bereits durch gute Übersetzungen eingeführt sind, neu beleben. Zu diesen gehören vor allem die drei Bologneser Dichter Carducci, Panzacchi und Stecchetti, die uns aus den zum Teil meisterhaften Übertragungen Paul Heyses, Bettina Jacobsons, Karl Mühlings und Julius Littens vertraut sind, die hier aber in den einleitenden kritisch-biographischen Abhandlungen von neuer Seite her betrachtet und beleuchtet werden. Die Übertragungen von Valerie Matthes geben in der Mehrzahl die Form der Originale getreu wieder; bei einigen Gedichten jedoch wandelt die Übersetzerin eigene metrische Pfade, eine weibliche Eigenmächtigkeit, die uns nicht immer ganz berechtigt erscheinen will. Unseren „Monatsheften" muß in diesem Augenblick gerade die Behandlung Carduccis besonders interessant sein, hat ihn bei uns doch eben erst ein italienischer Landsmann ausführlich gewürdigt. Wenn man beide Darstellungen, die von Signor Aurelio Ricci und die von Fräulein Matthes, vergleicht, wird man freilich auf den ersten Blick erkennen, daß jene die kühnere, klarere, sicherere und männlichere ist, zugleich aber doch zugeben müssen, daß auch die Deutsche dank ihrem freieren Standpunkt Seiten an dem vate d'Italia gesehen hat und hervorzukehren weiß, über die der Volksgenosse hinweggeblickt hat, oder besser: die sich ihm nicht als charakteristisch verraten haben. Die übrigen Einleitungen sind knapper gehalten und bleiben manchmal die rechte Charakteristik schuldig. Auch die Übertragungen selbst stehen hinter so formvollendeten, wie es die Heyses sind, weit zurück, nehmen aber den Wettbewerb mit ihren sonstigen Rivalen erfolgreich auf. Alles in allem eins von den wenigen deutschen Büchern, die uns einen umfassenden Überblick über die gegenwärtige lyrische Dichtung der Italiener ermöglichen und die deshalb einer guten Aufnahme sicher sein dürfen. F. D.



Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten an:
die Redaktion von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften in **Braunschweig.**



Ein Retter seiner Ehre.

Novelle

von

Karl Emil Franzos.

(Nachdruck ist untersagt.)

I.

Der seltsame Mann, dessen Schicksale ich hier erzählen will, wird je nach der Eigenart der Menschen, die mich anhören, sehr verschieden beurteilt, wahrscheinlich auch sehr hart verurteilt werden. Ich meinerseits begnüge mich, ihn darzustellen, wie er mir erschienen ist, und wiederzugeben, was ich von ihm selbst über die entscheidenden Handlungen seines Lebens gehört habe; richten aber will ich ihn nicht. Offen gesagt, ich fühle mich schon deshalb nicht dazu berufen, weil ich ihn doch, trotzdem und alledem, was mich an ihm störte, zu aufrichtig bemitleidet habe.

Ich lernte ihn vor einigen Jahren auf Rigi-Scheidegg kennen, eigentlich schon auf dem Wege dahin; wir fuhren mit demselben Zug den Berg empor.

Bereits auf dem Dampfer zwischen Luzern und Vitznau war er mir aufgefallen und sicherlich nicht mir allein: schon sein Äußeres war ja sonderbar genug. Keineswegs die Kleidung; er trug sich wie ein Mann von Stand und Geschmack; es bedurfte nicht erst des Dieners, der ihn begleitete, um sich zu sagen, daß er wohl reich und verwöhnt sein müsse.

Aber die Natur hatte ihn sehr eigentümlich geformt: eine hochgewachsene, breitschulterige Gestalt, der Kopf jedoch sehr klein, die Hände und Füße winzig, so, als wären sie Zuthaten, die man von einem anderen, zwerghaften Menschen genommen und seinem hünenhaften Körper angefügt hätte. Das bestimmte natürlich auch seinen Gang und seine Haltung; die Füßchen trugen den mächtigen Leib in trippelndem Schritt vorwärts, und während er den Rücken lässig hielt — die Schultern schoben sich sogar bedenklich vor —, streckte sich das Köpfchen kerzengerade auf möglichst steifem Hals in die Höhe, um nicht ganz übersehen zu werden. Das war ja eben durch seinen Bau bedingt, oder er that es doch nur aus Instinkt, nicht aus Berechnung, aber dennoch machte es den Eindruck des Gezierten, des Unharmonischen.

Und nun gar das Gesicht; die Züge paßten vollends nicht zueinander. Eine prächtig ausgewölbte Stirn mit edler, feiner Schläfe, die Stirn eines Denkers, braune, träu-

merische, in stillem Glanz leuchtende Augen, rechte Schwärmeraugen, aber dazu eine rötlich schimmernde Stumpfnase mit sinnlich geblähten Nüstern, ein dünnlippiger, unschön geschwungener, so recht verkniffener Mund, den ein kurzer, borstiger Schnurrbart unverhüllt ließ, und ein übergroßes, vorspringendes, hart und plump geformtes Kinn.

So machte auch dies Gesicht den Eindruck, als wäre wie durch ein Versehen dem oberen edlen ein unfeiner unterer Teil angeklebt worden. Und als wäre es an alledem nicht genug des Zwiespältigen, so stand auch noch um ein glattes Gesicht von gesunder Farbe, das man etwa auf die Mitte der Dreißig geschätzt hätte, ein dünnes Kränzchen silberweißen Haares. Kurz, ein Eindruck von Jugend und Alter, Feinheit und Unfeinheit, Kraft und Schwäche, wie mir Ähnliches nie an einem Menschen begegnet war, daß ich schon auf dem Schiff immer wieder nach ihm hinblicken mußte, so oft und so lange es die gute Sitte gestatten wollte.

Nur hatte ich aber dabei, und zwar mit jedem Blick mehr, auch noch die Empfindung, den Mann schon zu kennen. Ich war ihm sogar nicht bloß flüchtig begegnet, sondern hatte ihn damals genau beobachtet, mir Gedanken über ihn gemacht.

Keine schmeichelhaften Gedanken; was ich von ihm gehört hatte, war mir häßlich erschienen. Aber wo und wann es gewesen, wollte mir nicht bewußt werden. Nur als ich in der Kajüte stand und er von draußen her hineinlugte, kam es mir wie ein Blitz: ähnlich hast du ihn schon einmal gesehen; er spähte mit einem bösen, listigen Lächeln durch ein Fenster in einen Raum, wo auch du warst. Aber zu einer klaren Erinnerung, zu einem geschlossenen Bilde wuchs sich auch dieser Eindruck nicht aus.

In Vitznau stieg er zufällig in dasselbe Coupé des Bergwaggons, in dem ich saß, und setzte sich mir gegenüber.

Seine Augen glitten achtlos über mich hin, er also erkannte mich nicht. Das brachte meinen Eindruck nicht ins Wanken; nun eben tauchte mir auch ein neuer Zug aus dem Nebel auf, den die Zeit und stärkere Eindrücke über die Erinnerung gelegt hatten: ich wußte plötzlich, daß der Mann mit dem mächtigen Brustkasten eine dünne, hohe Stimme, eine richtige Knabenstimme hatte. Sprach er erst, kam mir das Ohr zur Hilfe, das ja immer ein besseres Gedächtnis hat als das Auge, so wußt ich wohl auch alles andere wieder.

Und richtig, als hinter Vitznau, beim scharfen Ansteigen der Bahn, seine Handtasche, die er neben sich hingelegt hatte, von der Bank herab meiner Nachbarin auf die Füße rollte, da fistelte er plötzlich erschreckt: „Bitte um Entschuldigung, meine Gnädige, bitte sehr um Entschuldigung!“ und — der Nebel in meinem Hirn war verflogen.

* * *

Es war im Winter vor drei Jahren gewesen, wo ich ihn gesehen und gesprochen hatte, auf der Fahrt von Berlin nach München.

Wir saßen in demselben Coupé; er reiste mit einer Dame und einem Freunde. Der Freund war Graf und hieß Egon, die Dame Cölestine, er selbst Wilhelm, alles wußte ich wieder und sah die drei Gestalten im grauen Schein des Januartages, im gelben, kalten Licht der Coupélampe vor mir sitzen und sich bewegen. Kein Wunder, ich hatte während der ganzen langen Fahrt nicht aufgehört, mich innerlich mit ihnen zu beschäftigen.

Nicht bloß er, auch seine Frau konnte das Auge fesseln, und immerhin war das auch dem Beobachter weit angenehmer. Auf den ersten Blick ein prachtvolles Weib, so im Anfang der Dreißig, blond, mittelgroß, von entzückendem Ebenmaß der Glieder, schlank und doch üppig, Hals, Büste und Nacken — sie trug ein sehr enganliegendes Reisekleid von weicher grauer Seide — tadellos.

Aber auch das Gesicht sehr hübsch, sehr interessant: unter einer geraden, niedrigen Stirn feurige, dunkle Augen mit schweren Lidern und langen Wimpern, die seltsam zu dem Goldblond des üppigen Haares standen, die Nase etwas zu klein, aber kühn geschnitten, das Kinn weich und rund, die Wangen schmächtig und blaß, sogar etwas fahl, der Mund nicht eben klein, aber die Lippen voll und rot, dunkelrot. Allerdings gruben sich die spitzen weißen Zähne oft

genug hinein, dann wieder fuhr das Zünglein blitzschnell, wie zur Liebkosung, über sie hin. Auch sonst ruhten diese Lippen nie; sie zuckten, sie öffneten und schlossen sich mit jedem Atemzug.

Man hätte kein Mann sein müssen, um diesem Spiel des Mundes ganz ruhig zuzusehen, aber auch sehr naiv, um sich nicht schon nach kurzer Zeit zu sagen: „Das ist keine Dame, auch wenn sie vielleicht äußerlich zur guten Gesellschaft gehören mag." Es deutete alles darauf hin, auch der Blick der Augen, die nie ruhig schauten, sondern immer spähend hinter den Lidern aufblitzten und sich bargen, das scheinbar lässige und doch so absichtsvolle Wiegen des schlanken Leibes in den breiten Hüften, wenn sie sich erhob, was sehr häufig geschah, unter tausend Vorwänden oder auch ohne solchen. Dieser Blick, diese Bewegung, das Spiel der Zunge um die Lippen — wie eine Schlange! dachte ich unwillkürlich.

Was sie nun war, konnte ich ja noch nicht wissen, aber was sie gewesen sein mußte, wurde mir sehr bald klar: eine Schauspielerin, und keine gute. Sie deklamierte noch immer ein wenig, auch wenn sie das Gleichgültigste sagte, betonte gewohnheitsmäßig ein Wort jedes Satzes wuchtig, und selten jenes, auf dem sinngemäß der Ton lag.

So erklärte sich auch der fahle Teint — die Schminke hatte ihn verdorben —, so der fesselnde Gegensatz der dunklen Augen und Wimpern zum venetianischen Blond des Haares — es war eben gefärbt —, so manche andere Kleinigkeit, die mir auffiel. Eine wirkliche Dame hätte ein minder starkes Parfum und dieses sparsamer auf sich gewandt — das ihre war Chypre —, auch für die Reise gar keinen oder doch gewiß weniger Schmuck angelegt, als sie trug: echte Perlen um den Hals, um jedes Handgelenk ein Armband, das Lorgnon an einer goldenen Kette mit Diamantschließe, und an den Fingern der Rechten einige kostbare Ringe.

Diese Ringe, die sichtbar wurden, als sie den Handschuh abstreifte, um eine Apfelsine zu schälen, überraschten mich gar nicht, aber verdutzt war ich, als ich darunter auch einen Trauring sah.

Warum nicht? dachte ich dann, auch geistreiche und gebildete Leute können dumme Streiche machen. Denn daß „Wilhelmchen" — so nannte sie ihn immer — ein Mann von Geist und Bildung war, wußte ich schon, seit wir Jüterbog passiert hatten.

Der Name kam ihr komisch vor, er erklärte ihn, sprach dann mit mir, dem er das Interesse daran wohl vom Gesicht abgelesen hatte, über wendische Namen in der Mark, oder richtiger: er sprach darüber, während ich zuhörte. Ich that es gern; man trifft nicht oft so gründliches Wissen auf einem entlegenen Gebiete und vor allem: die Gabe, es so leicht, gefällig und unaufdringlich mitzuteilen. „Wohl ein Sprachforscher," dachte ich, „vermutlich Slavist."

Aber eine halbe Stunde später, als er im Speisewagen mit einem Münchener, den er offenbar schon von früher her kannte, bei einer Flasche Bier über die Galerie Schack plauderte, schien er mir wieder von Beruf Kunstgelehrter. Dabei keine Spur von der Redseligkeit, dem Hochmut des Vielwissers; anspruchsloser konnte man sich kaum noch geben.

Überhaupt machte er mir, so lange er sprach, trotz des seltsamen Äußeren, namentlich der fatalen Stimme, einen guten Eindruck. Dann leuchteten auch die Augen unter der prächtigen Stirn in einem Schimmer, daß man alles andere vergaß; offenbar ein Mann von Welt und doch mit starken, idealen Interessen.

Peinlich aber berührte mich sein Verkehr mit den beiden Reisegenossen. Die Dame wirkte offenbar stark auf seine Sinne; ließ sie ihre Künste gegen ihn spielen — und das that sie so oft, als eben möglich war — so jagte eine dunkle Röte über sein Gesicht, und die ohnehin häßlichen Nüstern blähten sich, daß die eben erst so geistreichen Züge einen fast tierischen Ausdruck annahmen. Freilich auf Augenblicke nur, er riß dann seinen Blick gewaltsam von ihr los, rückte ab oder trat auf den Korridor. Von dort aus spähte er dann wieder verstohlen nach ihr hin, mit so finsterem und scheuem Blick zugleich, daß er mir in solchen Momenten fast unheimlich erschien — Haß, Verachtung, Angst, dies alles lag darin.

Am wohlsten war's ihm offenbar, wenn er sie überhaupt nicht sah; er durchwanderte

immer wieder den Zug, hatte dem Diener oder der Zofe, die in einem anderen Waggon saßen, etwas zu bestellen oder saß im Speisewagen und kehrte erst ins Coupé zurück, wenn die Dame und der Graf zum Essen gingen.

Es war ganz sichtlich, er wollte die beiden möglichst ungestört lassen, und der Ausdruck, mit dem er ins Coupé spähte, wenn er sich wieder einmal auf dem Korridor heranschob, ließ keinen Zweifel, wozu er's that: um sie in Versuchung zu führen.

So wenigstens legte ich mir's zurecht, und dachte darum nach wieder einer Stunde: eine Frau mag die Dame mit dem Chyprebuft sein, aber seine Frau nicht, und daß auch er einen Trauring trägt, ist kein Beweis dafür. Eine flüchtige Beziehung, die er, ein verheirateter Mann, gern wieder los sein möchte, und darum wird die Reise zu dreien gemacht.

Doch da kam er dann mit dem Münchener daher, und da dieser es wünschte, so stellte er ihn vor. Es war wirklich seine Frau! Und nun schien mir die Sache erst recht peinlich, aber auch erst recht ein Rätsel.

Um es von vornherein zu sagen: das seltsame Spiel zwischen diesen drei Menschen blieb mir damals unerklärlich. Zwar so viel konnte ich unschwer erkennen: war es wirklich der Zweck dieses Mannes, seiner angetrauten Gattin ein Einverständnis mit seinem Freunde — der Graf und er duzten sich sogar — zu ermöglichen, so konnte er des Erfolges froh sein. Oder richtiger: die beiden hatten sich offenbar schon früher so gut verstanden, daß er sich eigentlich die unbequemen Promenaden im schüttelnden Zug hätte sparen können.

Hatte er ihnen den Rücken gekehrt, so zischten ihre Blicke ineinander wie zwei Flammen; dazu, wo es sein konnte, das Spiel der Hände, die sich fanden und flohen, halb erstickte Worte und Seufzer. Kurz, eine unbehaglichere Nachbarschaft habe ich selten gehabt.

Freilich mochten sie wohl dasselbe von mir denken, obwohl sie sich eigentlich meinetwegen nicht viel Zwang anthaten.

Auch räumte ich ihnen oft und nicht ungern das Feld; sie kümmerten mich nicht viel. Die Frau war doch wenigstens in ihrer Art vollendet: eine Kokette, die einen Lehrstuhl dieser Kunst verdient hätte, der dann freilich die überflüssigste Docentur der Welt gewesen wäre; der Graf schien mir aber gar nur ein hübscher, dummer Mensch und nichts weiter.

Er mochte etwas jünger sein als sie, kaum dreißig, von schlanker, eleganter Gestalt, die Züge regelmäßig, nicht unedel geschnitten, aber geistlos und stark verlebt; eine Erscheinung, wie man sie auf Rennplätzen oder in Spielsälen zu Dutzenden findet. Auffällig war an ihm höchstens nur, daß er mehr Ringe trug, auch häufiger von seinen großen Renten sprach, als unter seinesgleichen üblich ist.

„Trois mille francs ... dix mille francs ... cent mille francs ...“ man hörte eigentlich kaum anderes. Über seine Nationalität war ich lange im unklaren; ein Franzose schien er mir nicht, obwohl er nur französisch sprach; endlich entnahm ich einer Wendung des Gesprächs, daß er ein Belgier sei, er erzählte von seinen Bergwerken in der Nähe von Namur. Genauer orientiert schien er mir nicht darüber; daß man in den Kohlengruben Goldadern finde, war offenbar ein Irrtum, doch hatte er vermutlich so viel damit zu thun, sein Geld auszugeben, daß er sich nicht näher darum bekümmern konnte, wie es gewonnen wurde.

Cölestine aber hörte ihn mit leuchtenden Augen, wenn auch nicht ohne harte Mühe an; sie verstand das Französische nicht leicht, wie sie es auch nur in Brocken und mit ganz schauderhaftem Accent sprach. Indes, sie verstanden sich ja auch ohne viele Worte.

Die beiden also beschäftigten mich nicht mehr, wohl aber ließ mich der Gedanke nicht los: Was ist von diesem Mann zu halten, was geht in ihm vor?! Wenn er so herangeschlichen kam und listig hereinlugte, überkam mich ein heftiger Widerwille, aber wenn ich ihn dann in der Ecke des Coupés oder im Speisewagen sitzen sah, die Augen nach innen gekehrt, um den Mund einen Zug tiefsten, hoffnungslosen Schmerzes, empfand ich nur Mitleid: der Mann litt offenbar Furchtbares.

Und er war ja kein gewöhnlicher Mensch, noch mehr, ein Mann von seltener Kraft und Tiefe des Empfindens.

Ich saß beim Abendessen — Cölestine und der Graf waren im Coupé geblieben — wieder zufällig ihm gegenüber; abermals gerieten wir ins Gespräch; er ging mit seiner Frau an die Riviera. So kamen wir auf Italien, die Landschaft, dann, als er einen Vers von Leopardi citierte, auf die Dichtung. Wer für die Schönheit dieser Erde so viel Empfindung, für einen Dichter wie diesen so viel Verständnis hatte, war keine alltägliche, geschweige denn eine gemeine Natur.

Und doch! — als wir ins Coupé zurückkehrten und uns München näherten, entwickelte er den beiden seinen Vorschlag für morgen: er müsse bis zum Diner auf der Bibliothek arbeiten, da könnten sie in die Pinakothek gehen, für den Abend habe er sich bei einem seiner einstigen Lehrer — er nannte einen berühmten Namen — angesagt; für sie werde er Sitze in der Oper besorgen.

* *
*

Für die Erinnerung entscheidet ja immer der letzte Eindruck; darum war mir, als ich ihn erkannte, nur das eine klar gewesen, daß mir sein Gebaren damals häßlich erschienen. Jetzt aber, wo mir alles wieder gegenwärtig war, tauchte auch die zwiespältige Empfindung in mir auf, das Mitleid von einst.

Als er den Handschuh abstreifte, blickte ich gespannt auf seinen Finger. Der Trauring war verschwunden.

In Kaltbad verließ ich das Coupé und ging über die Schienen zum kleinen Bahnhof der kleinsten Bahn der Welt, der „Kaltbad-Scheidegg-Bahn“; sie hat eine einzige Lokomotive, einen einzigen Waggon und einen einzigen Schaffner. Dieser wackere Mann, Herr Zacchäus Stalder aus Weggis, stand denn auch an der gewohnten Stelle, nickte mir schon von weitem entgegen und legte sogar würdevoll und freundlich zugleich die Hand an die Mütze, wie eine solche auf dieser Erde keines anderen Menschen Haupt ziert, der Mütze mit den Buchstaben: K. S. B. So empfängt Zacchäus Stalder nicht jeden; ich aber bin ein alter Scheidegger, und darum erhielt ich sogar Gruß und Handschlag dazu.

Dann ging das Fragen los: er wünschte zu wissen, ob ich den Winter gesund gewesen, und ich von ihm und seinen Kindern das Gleiche, und ob der Herr Hofrat aus Stuttgart schon oben sei, und der Herr Präsident aus Luzern, und der Herr Professor aus Leipzig, und der alte Herr Schadow und wie die Stammgäste alle heißen.

Ich war ordentlich verblüfft, als es plötzlich hinter mir her in unser Geplauder hineinkrähte:

„Wann geht denn der Zug?!“

In der That, für einen Scheidegggast hätte ich den seltsamen Reisegenossen von einst und heute nicht gehalten. Schon weil ich dort nie einen Herrn mit einem Diener getroffen hatte; für derlei noble Leute paßte Kaltbad weit besser.

Aber er dachte anders darüber, freute sich sogar auf das stille Leben und die ernsthaften Leute im Scheidegghaus. Das sagte er mir, als Stalder endlich — er hat darin immer seine besonderen Ansichten — die Zeit zur Abfahrt gekommen erachtete und das „Zügli“ im Tempo eines behaglichen Trabers dahinrollte, die Berghalde entlang, zur Linken die sanften, grünen Kuppen des Rigi, zur Rechten den schönen See mit dem lieblichen Anland und den mächtigen Höhen darüber.

Wir waren, seinen Diener abgerechnet, allein im Waggon, also ein Gespräch um so natürlicher, als er ja nun wußte, daß ich schon oft oben gewesen.

„Ich erst einmal,“ sagte er, „vor Jahren und nur einige Stunden. Mir gefiel's ja sehr, und ich wäre gern geblieben, aber mein Begleiter wollte es durchaus nicht. Damals verdroß es mich, jetzt freut's mich.“

Warum, fügte er nicht bei, aber ich glaubte es ohnehin zu wissen. Natürlich erwähnte ich unsere erste Begegnung nicht, es wäre ihm kaum angenehm gewesen.

Als ich eine Stunde später in den Speisesaal des Berghotels trat, sah ich, daß ihm zufällig sein Platz an demselben Tisch angewiesen war, an dem ich und meine Freunde saßen; er war also der einzige Fremdling mitten unter Menschen, die sich seit Jahren genau kannten.

Das war unbehaglich für ihn und uns, doch benahm er sich taktvoll, weder zudring-

lich noch steif, fand auch bald Gelegenheit, sich als guter Gesellschafter zu bewähren.

Seinen wahren Namen mag ich nicht hierhersetzen; sagen wir, er habe Doktor Wilhelm Feddersen geheißen. Er stammte aus Bremen, die Familie gehörte zu den reichsten und vornehmsten der Stadt und hatte sich stets nicht allein durch Reichtum, sondern auch durch Bildung und die kühne, großzügige Art ihrer Geschäfte hervorgethan. Namentlich sein Vater, ein Reeder, und der älteste Bruder, der die Firma fortführte, waren in ihrer Art berühmte Leute und der Beiname der „königlichen Kaufherren“, mit dem die Zeitungen sie zu schmücken pflegten, nicht unverdient.

Auch er sprach mit Stolz von ihnen und bejahte die Frage jedes neuen Bekannten, ob er mit den „großen“ Feddersens verwandt sei, mit sichtlichem Behagen.

Überhaupt sprach er sich über alle seine Verhältnisse mit größter Offenheit aus und geriet nur in Verlegenheit, wenn er gefragt wurde, ob er noch ledig sei. Dann überhörte er die Frage oder antwortete, wenn ein Ausweichen unmöglich war, durch ein kurzes Ja. Ich meinerseits verriet ihn nicht; es war ja auch für die anderen gleichgültig. Denn ich war zunächst der einzige unseres Kreises, mit dem sich ein näherer Verkehr fügte, schon weil ich mich naturgemäß am meisten für ihn interessierte. Den Eindruck einer harmonischen, erquicklichen Natur machte er mir freilich auch nun nicht; darauf zielte er aber auch wahrlich nicht ab. Es war zuweilen etwas Grelles, Zerstörtes in seinem Wesen, und das trat mir namentlich entgegen, als er mir zum erstenmal ausführlicher über sich selber sprach.

* * *

Am ersten Sonntag, den wir oben verbrachten, kam auf einem Spaziergang zum „Berggeist“, einem abenteuerlich geformten Felsblock in der Richtung gegen Gersau, die Rede auf Ibsen und die Vererbungstheorie.

„Ich bewundere Ibsen und belächle die Theorie,“ sagte er. „Wie sollt ich anders? Jeder urteilt nach seiner eigenen Erfahrung. Ich habe von meinem Vater Namen und Geld geerbt, aber sonst nichts. Gar nichts — weder seine Thatkraft, noch sein Zielbewußtsein.“

Und im Anschluß daran kam er auf sein Leben zu sprechen.

„Das einzige, was ich mir erkämpft habe,“ sagte er bitter, „ist im Grunde nur die Freiheit gewesen, auf einem anderen Wege ein unnützer Mensch zu werden, als mir durch die Geburt vorgezeichnet war. Jeder Feddersen ist natürlich schon in der Wiege zum Kaufmann bestimmt; mein Vater gab mich erst dann frei, als ich trotz redlichsten Willens auf dem Comptoir eine so traurige Rolle spielte, daß er sich in seinem eigenen Fleisch und Blut gedemütigt fühlte. Trotz redlichsten Willens, wiederhole ich“ — er reckte, wie dies seine Art war, wenn er etwas betonen wollte, das Köpfchen noch steifer empor als sonst und hob den Zeigefinger — „denn dem alten Hinrich Feddersen hat niemand aus Verstocktheit entgegengehandelt, am wenigsten sein eigener Sohn. Auch hatte es sogar eine Zeit gegeben, wo ich gern Kaufmann war, nur war sie rasch vergangen, und endlich wurde mir das Comptoir zur Hölle. Freilich, volle dreiundzwanzig war ich alt, als ich loskam, das ist etwas spät, um noch ein tüchtiger Gelehrter und nun gar ein Künstler zu werden, der diesen Namen verdient. Aber das schlimmere Übel war doch, daß ich noch nicht recht wußte, was von beiden ich aus mir machen sollte. Ich hatte seit meiner Knabenzeit viele Mappen vollgezeichnet, auch einige hundert Gedichte geschrieben. Die Leute in Bremen, auch diejenigen, die was davon verstanden, fanden das Zeug nicht so übel. Kein Wunder, das waren die harmlosesten Allotria, die der junge zukünftige Mitleiter eines Welthauses treiben konnte; dafür wäre eigentlich nichts zu übel gewesen. Übrigens — möglich, daß in all den Sächelchen wirklich etwas wie — — ich bringe das verdammte Wort nicht über die Lippen —“

Ich sah ihn erstaunt an.

„Talent!“ stieß er krähend hervor. „O, wie ich das Wort hasse! Das Wort und die Sache! Das Wort eine Phrase und die Sache eine Seifenblase! Talent! Mit Talenten ist die Menschheit übersät, so dicht wie jetzt die Wiese oben mit Funken.“

Er deutete auf die Halde über uns, durch

die das „Zügli" eben pustend und schnaubend dem Hotel zurollte.

„Was wird aus den Funken?! Sie fallen aufs feuchte Gras und verlöschen! Freilich, ohne den Funken wird keine Lohe auf Erden entfacht, aber was alles muß vorhanden sein, damit der Funke zündet! Fleiß, Charakter, eiserner Wille, der rechte Boden, der rechte Wind, die rechte Zeit und — Glück, Glück, Glück! Da wäre es denn also, um auf meine Wenigkeit zurückzukommen (ich liebe diese chinesische Wendung nicht, aber hier ist sie durchaus am Platze), gar nicht so sehr von Belang, wenn ich ergrübeln könnte, ob und wie viel Talent in mir war, und ob es daran fehlte oder an allem anderen, was zum Reifen gehört, namentlich am wichtigsten, der Klarheit und der Ausdauer. Der Drang zu den bildenden Künsten schien mir der stärkere — also wollt ich Maler werden. Aber da meinten vernünftige Leute, die Technik dieser Kunst müsse schon Hänschen erlernt haben, für einen langen Hans wie ich sei's damit zu spät. Na — dann also Dichter. Aber da faßte mich der Zweifel, ob denn überhaupt Schaffenskraft genug in mir sei, also taugte ich doch wohl noch zum Kunsthistoriker am besten. In der That ging's anfangs ganz vortrefflich; meine Lehrer — ich studierte in München — interessierten mich und ich sie; ich war ein Jahr lang fleißig, strebsam und darum auch zufrieden.

„Wenn's nur dabei bleibt! dachte ich zuweilen bange, denn ein wenig kannte ich mich doch schon und wußte, wie rasch meine Glut zu erkalten pflegte, und gerade die heißeste am raschesten. Nun, hier dauerte es doch mindestens über ein Jahr, dann freilich begann das Zweifeln, das Nergeln an sich selber, bis ich endlich auch gegen dies Studium richtigen Ekel empfand.

„‚Maler mußt du werden,' sagte ich mir, ‚es ist das einzige, wofür du wirklich taugst!' und trat als Schüler in ein Atelier. Eine so echte, rechte Künstlernatur wie du kann eben keinen Gelehrten abgeben, am wenigsten einen Kunstgelehrten; es ist eine Qual, nur das Schaffen anderer würdigen zu müssen, wenn man selbst zum Schaffen berufen ist. Aber meine vierundzwanzig Jahre?! O, darüber kam ich leicht hinweg! Die Kunstgeschichte bietet ja noch ganz andere Beispiele.

„Da wäre, sagte ich mir zum Trost, um einen einzigen zu nennen, Quinten Massys, der Schmied von Antwerpen, ‚der dereinstens durch die Liebe — schon in vorgerückten Jahren — ein berühmter Maler worden —' das heißt, diese Sage docierte man damals auch noch vom Katheder, der Schmied und der Maler sind ja in Wahrheit zwei verschiedene Leute gewesen. Allerdings hätte mir auch schon die Sage eine Warnung sein können; wie viel von der ehernen Beharrlichkeit, die sie dem braven Quinten nachsagte, war denn in mir? Wieder das erste Jahr eine Zeit ehrlichen, heißen Strebens und darum des Glücks, und dann das Erkalten. Und die Liebe — alle Wetter, die spielte in jenen Münchener Jahren eine ganz andere Rolle in meinem Leben als bei ihm. Nun, dafür kann ich mich noch am ehesten absolvieren; ich hatte wildes Blut, und der jähe Luftwechsel — das puritanische Bremen meiner Kreise und das München der Studenten und Maler — hatte mich eben berauscht. Das heißt, rein waschen will ich mich nicht, dazu ist meine Neigung für mich nicht groß genug —"

„Das merk ich," warf ich ein. Denn es war ganz sichtlich, daß dem seltsamen Manne die scharfen Reden gegen sich selber so recht vom Herzen kamen.

„Ich habe aber auch keinen Grund dazu!" erwiderte er. „Nun, zwei weitere Jahre vergingen mir so in vergeblichem Mühen, in Selbstqual und Saus und Braus, da machte endlich ein peinliches Erlebnis dem Jammer ein Ende. Ich hatte nämlich eine Bacchantin gemalt, und mein Lehrer wußte die Jury zu beschwatzen, daß sie die Scheußlichkeit für die Ausstellung zuließ. Er fürchtete nämlich, den reichen Schüler zu verlieren, wenn er ihm nicht endlich zu einem gewissen Erfolg verhülfe; wie es um mich stand, und daß ich nun ebenso fest überzeugt war, nichts zu können, wie früher von meiner Begabung, wußte er ja. Die saubere Spekulation schlug ihm fehl; als ich hörte, was die Kollegen, das Publikum, die Kritiker über das gemeine, schlecht gemalte Weibsstück sagten, das ich da geleistet hatte, ging ich ihm davon; auch einem minder empfindlichen Menschen,

als ich bin, wäre die Erfahrung genug gewesen, so ausgiebig war sie. Wie ich die nächsten Monate verbrachte — — so viel Selbstpein habe ich vielleicht trotz alledem nicht verdient — schweigen wir darüber, man muß nicht alles erzählen. Wer weiß, wie es damals mit mir gekommen wäre, wenn mich nicht mein Bruder in dem Schwarzwalddorf, wohin ich mich verkrochen hatte, aufgesucht hätte. Mein Bruder, sehen Sie, das ist ein echter Feddersen, klar, fest und gut.

„‚Studieren mußt du wieder,‘ sagte er mir, ‚aber ganz was anderes als früher; kein Wort darf dich an die fünf Jahre erinnern. Die sind verloren, die bleiben verloren, aber es bleiben dir ihrer doch noch genug übrig, um ein nützlicher, zufriedener Mensch zu werden. Du hast dich ja früher viel für Dichtung interessiert, du mußt Litterarhistoriker werden.‘

„Und so lud er mich auf, schleppte mich nach Berlin und inskribierte mich dort.

„Der Rat war gut, der beste, der mir gegeben werden konnte. Zwar daß mich das Studium in den ersten Semestern interessierte, bewies ja bei meiner unglückseligen Anlage noch nichts, aber wenn sich auch diesmal der Feuereifer allmählich abkühlte, so verbrachte ich doch auch die nächsten Jahre leidlich fleißig, trieb daneben auch Sprachen — freilich, was hinter mir lag, vergaß ich nicht, und was vor mir lag, freute mich nicht. Eine Docentur? — nun ja, darauf schien es hinauszulaufen, und äußerlich mochte es ja auch glücken — aber ich hatte ja nicht das Wissen, das Temperament, die Neigung zum Lehren —“

„O doch!“ unterbrach ich ihn. „Sie haben ein sehr gründliches Wissen und verstehen es vortrefflich mitzuteilen.“

„Lächerlich! — pardon — ein Irrtum von Ihnen! Was hat Ihnen diesen Eindruck gemacht?“

„Zum Beispiel, als Sie mir den Namen —“

Da verstummte ich. „Jüterbog“, hatte ich sagen wollen, aber daran wollte ich ihn ja nicht erinnern. Zum Glück fiel mir ein anderes Thema ein, über das er hier auf dem Rigi gesprochen hatte.

„Da irren Sie,“ sagte er scharf. „Mindestens in der Hauptsache. Mein Wissen ist keineswegs gründlich, ich merke mir nur sehr vieles leicht, weil mein Gedächtnis leidlich gut und treu ist. Aber nur für das, was mich interessiert. Was mich langweilt, haftet mir nicht, auch wenn ich's mir einprägen wollte; ich *will* aber gar nicht, dazu reicht eben meine Selbstzucht nicht. Schon darum tauge ich nicht zum Gelehrten im heutigen Sinn; der muß sein Feld gründlich durchackern, und jedes hat öde, steinige Strecken, wo er den Pflug fester fassen muß, als ich dies je vermöchte. Das Mitteilen — ja, damit ginge es, hier erweist sich eben der Tropfen künstlerischen Bluts in meinen Adern als Segen, während er mir sonst zum Fluch geworden ist“ — er atmete tief und schwer — „zum Fluch fürs ganze Leben, freilich zum reichlich verdienten Fluch —“

„Nicht so!“ sagte ich unwillkürlich. So wenig er mich damals noch anging, diese grausame Selbstzerfleischung fiel mir auf die Nerven.

„Wenn's aber so ist?!“ rief er. „Freilich kann ich Ihnen nicht alles sagen, aber schon was ich erzählen will, kann zum Beweis genügen. Volle einunddreißig Jahre war ich alt, als ich in Berlin meinen Doktor machte, summa cum laude, und meine Dissertation wurde von sehr ernsthaften Leuten gelobt. Hätte ich mich habilitieren wollen, die Thür stand mir offen. Aber ich wollte eben nicht! Was ich erreicht hatte, war mir ja nie wertvoll erschienen, plötzlich wurde es mir zum lächerlichen Plunder, den ich lieber heut als morgen abthun wollte.

„Wollte? Nein, mußte! Es taugte ja an sich nichts, und nun gar für mich! Mich hatte ja die Natur zum Künstler bestimmt. Offenkundig zum Künstler — warum hätte mich auch sonst das gelehrte Zeug nun urplötzlich so angewidert? Nur die Malerei war eben ein Irrtum gewesen, ich war ein Dichter, das war mein Weg zum Ruhm und Glück! Hatt ich nicht schon als Knabe Verse geschrieben? Und sagte man nicht meiner Dissertation nach, sie erweise Feingefühl für dichterische Individualitäten?! Freilich war mir die Technik dieser Kunst nicht vertraut, aber du lieber Gott, da gab's ja eigentlich keine Technik! Und wenn auch: ich hatte ja so viele Dichter gelesen, in der Theorie so viel Poetik getrieben. Wie sollt

ich also noch zweifeln?! Am liebsten hätte ich meinen Doktor weggeworfen; das ging denn doch nicht, aber das Habilitierungsgesuch an die Fakultät warf ich in den Papierkorb, wo er am tiefsten ist. Und setzte mich hin und schrieb und schrieb!

„Wie besessen, Herr, wie besessen! Was sagen Sie dazu?! Ein Mann von einunddreißig Jahren, der auf eine Erfahrung zurückblicken konnte wie mit der Bacchantin!“

„Es ist mir,“ erwiderte ich und meinte dies ernst, „beim besten Willen nicht so unbegreiflich, wie Sie zu hören wünschen. Aber was wurde daraus?“

„Und das fragen Sie noch?! Eine Blamage wurde daraus, die zum Himmel rauchte! Die mich tot machte, mausetot. Und von der erholte ich mich nicht wieder — mit siebenundzwanzig Jahren und einem Menschen wie meinen Bruder zur Seite kann man sich noch aufraffen; nun war ich fünf Jahre älter, und mein Bruder hielt sich fern. Doch an diesem Jammer war's nicht genug, nun rannte ich noch obendrein in ein anderes, weit schlimmeres Unglück. Wie ich nämlich so vernichtet und vereinsamt dastand, bot sich mir ein Halt, und ich griff danach — fest, mit dem Aufgebot aller Kraft, die noch in mir war. Aber es war kein rettender Stab, wie ich geglaubt hatte, sondern ein Schwert, und es zerschnitt mir den Rest meiner Sehnen.

„Das war vor sechs Jahren. Und seither ist's aus mit mir. Seither verbringe ich den Sommer im Hochgebirge, den Winter in Italien oder Ägypten, auch eine Reise um die Welt habe ich inzwischen gemacht. Ein sehr lustiges Leben.“

Er lachte höhnisch auf und verstummte.

Auch ich schwieg. Dann begann ich nach einer Weile von gleichgültigen Dingen zu sprechen, um vorzubeugen, daß sich die Rede wieder auf ihn zurücklenke. Denn so aufrichtig mein Mitgefühl mit dem begabten Manne war, die Dissonanz seines Wesens klang mir doch allzu schrill in die Ohren. Was das „Schwert“ gewesen sei, das ihm „die Sehnen durchschnitten“, glaubte ich ja ohnehin zu wissen.

Freilich dachte ich trotzdem immer daran, während ich neben ihm herging, die tiefgeschnittene Mulde zwischen Scheidegg und Hochfluh hinab, bis sich uns der schöne Blick auf den Lowerzer See und das Schwyzer Thal erschloß.

Auch ihm ging's offenbar nicht anders; er blieb still, und als wir den Aussichtspunkt erreicht hatten und schweigend hinabblickten, sah ich, daß ihm die Augen voll Thränen standen.

Er wandte sich ab und ging voraus; ich folgte ihm erst nach einer Weile.

„Verzeihen Sie,“ sagte er, als ich ihn wieder eingeholt hatte, „aber es giebt ja Stimmungen, wo man der Natur nicht ins Auge sehen kann. Sie ist so groß und so —“

Er hielt inne, als suchte er nach dem rechten Worte, und flüsterte endlich kaum hörbar: „— so schuldlos! ... Verzeihen Sie ... Aber wir müssen ja in Berlin eine ganze Menge gemeinsamer Bekannten haben, zum Beispiel —“

Und nun plauderte er darauf los, bis wir wieder im Hotel waren.

* * *

„So schuldlos —“ Das Wort hallte so mächtig in mir nach, daß ich Mühe hatte, ihm in den nächsten Tagen gleich unbefangen zu begegnen wie bisher.

Daß ich es dennoch über mich vermochte, lag hauptsächlich daran, weil ich mir sagte, daß er sonst mitten in unserem fröhlichen, durch herzliche Freundschaft verbundenen Kreise ganz einsam dastehen würde.

Denn wie günstig auch der erste Eindruck war, den er allen gemacht hatte, so hielt er doch bei keinem vor, am wenigsten bei den Frauen; die mieden ihn sogar, obwohl er ja gute Manieren hatte und zudem ein vortrefflicher Causeur war. Stieß sie sein Äußeres mehr ab als uns Männer oder hatten sie den feineren Instinkt?

Am mildesten beurteilte ihn noch die Älteste des Kreises, eine Frau mit dem Gemüt eines Kindes und dem Verstand eines Weisen.

„So recht ein Gemischter,“ meinte sie, „nicht bloß ‚aus Staub und aus Sternen‘ geknetet wie wir anderen, sondern aus Gold und — dem Gegenteil. Gewiß ursprünglich ein Idealist, aber jetzt wohl ein verdorbener. Ich habe so die Empfindung, als ob ihm

alles zuzutrauen wäre, die edelste wie die schlimmste That."

Das blieb nicht ohne Widerspruch; zu beidem, meinten einige, fehlt ja diesem Manne, der trotz aller Begabung doch nur eben ein Weltbummler geworden, die Thatkraft.

„Ein Irrtum," meinte sie. „Sehen Sie sich diesen Keil von Kinn an und dann die Augen: derlei trügt selten. Freilich wurzelt seine Energie eben in der Phantasie, nicht im Charakter. Darum ist sie nicht langatmig, aber auch sie kann Berge versetzen, wenn es eben in einigen Tagen oder Wochen geschehen kann."

Wie dem auch sein mochte, der Beiname des „Gemischten" blieb an ihm haften; wir nannten ihn kaum noch anders und hatten täglich neuen Grund dazu.

Denn zwiespältig wie sein Äußeres war auch die Art, wie er sich gab: hochstrebend und cynisch, feinfühlig und derb, sentimental und possenhaft, kurz, ein Mensch ohne feste Prägung, ohne inneres Gleichgewicht.

Es stimmte dazu, daß er in derselben Stunde Äußerungen grimmigster Selbstverachtung that und dann wieder tödlich beleidigt war, wenn jemand einen harmlosen Scherz über sein bequemes, arbeitsloses Leben machte.

Aber noch etwas anderes mußte an ihm stören, er trieb's mit den Menschen genau so wie mit seinen Berufen, nur daß hier die Begeisterung bloß einige Tage anhielt.

Der Reihe nach verliebte er sich in jeden Herrn des Kreises — die Damen ließ er außer Spiel —, schwärmte zwei oder drei Tage für ihn und zog sich dann enttäuscht zurück.

Warum ich darin eine Ausnahme machte, weiß ich selbst kaum; ich vermute, einzig deshalb, weil ich bei aller Freundlichkeit immer sehr zurückhaltend gegen ihn war; genug, ich hatte mich nicht über ihn zu beklagen, wohl aber die meisten anderen.

Den peinlichsten Eindruck seines launischen Wesens empfingen aber meine Freunde von einer Scene, die nur ich mir noch einigermaßen zu erklären wußte.

Wir waren nach Unterstetten gewandert, tranken auf der Veranda des kleinen Hotels den mäßigen Kaffee, den uns die wackere Frau Zimmermann vorsetzte, und entschädigten uns dafür an der herrlichen Aussicht.

Er war weich und bewegt wie immer, wenn er die Natur auf sich wirken ließ. Und in dieser Stimmung klagte er, daß ihm vor den nächsten Wochen graue.

„Um Mitte September ist doch die ganze Herrlichkeit hier oben zu Ende, und ich muß wieder fort, unter wildfremde Leute, von Hotel zu Hotel — und immer allein! Sie wissen alle nicht, was das heißt; ich aber —"

„Geschieht Ihnen recht!" fiel ihm eine junge muntere Frau ins Wort. „Warum haben Sie nicht geheiratet?"

Die Wirkung der harmlosen Neckerei war fast schreckhaft. Er zuckte zusammen und zwang sich dann zu einem Lachen, das freilich gequält und unnatürlich genug klang.

„Hahaha! Das fehlte mir noch! Ein Weib — das wäre das Rechte — haha!"

Aber mitten im Lachen brach er ab; seine Kraft der Selbstbeherrschung verließ ihn gänzlich. Er wurde blaß, die Augen schlossen sich, die geballte Faust fiel schwer auf den Tisch.

„Reden wir nicht darüber," stieß er dumpf, fast unverständlich hervor.

Eine peinliche Stille folgte.

Was die anderen darüber dachten, war ihnen deutlich genug vom Gesicht zu lesen. „Mit dem Mann läßt sich leider doch nicht verkehren!" Mir aber festigte die Scene die Überzeugung, daß er mir in jenem Gespräch beim „Berggeist" das Wichtigste verschwiegen hatte, was über sein Leben entschieden: nicht sein Schwanken zwischen Kunst und Wissenschaft, sondern — seine Ehe hatte ihn zu dem unseligen, verstörten Manne gemacht, der er nun war.

* *
*

Schon am nächsten Tag sollte ich darin wieder noch etwas klarer sehen.

Während wir am Vormittag — es war kalt und trüb geworden, und Sturm und Regen umtosten das Haus — in der Wandelhalle auf und nieder gingen, um etwas Wärme in die Glieder zu stampfen, riet ich ihm, vom Rigi weg nicht nach Italien zu gehen, sondern nach Meran. Die Natur sei dort im Frühherbst ebenso reich, aber fröh-

licher und frischer; Reben und Sonne und der deutsche Wald obendrein.

„Das läßt sich hören," sagte er. „Ich war noch nie dort, obwohl ich schon vor Jahren hinreisen wollte. Eines Bildes wegen. Sie werden es kaum kennen; es hängt im Presbyterium der Stadtpfarrkirche und stellt die Pestpatrone vor, Sebastian, Rochus und Fabian."

„Doch," sagte ich, „ich kenne es; der Maler heißt ..."

Ich suchte nach dem Namen.

„Ein bayerischer Hofmaler aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges ..."

Er nickte. „Christoph Helfenrieder hat der Esel geheißen."

„Warum nennen Sie ihn so?" fragte ich. „Seine Bilder müssen Sie ja wohl interessiert haben, sonst hätten Sie nicht die Reise nach Meran machen wollen, um eines mehr zu sehen?!"

„Freilich haben sie mich interessiert," war die Antwort. „Unendlich interessiert, ja erschüttert. Auf den ersten Blick sind's freilich nur kalte, steife Heiligenbilder, wie deren damals so viele im katholischen Süden gemalt worden sind, und menschlich haben sie uns nichts zu sagen. Aber bei näherer Betrachtung redet daraus doch ein Menschliches zu uns, das jeder hören muß, der den Sinn dafür hat: das Ringen einer freien, starken Künstlerseele mit der starren, erbarmungslosen Konvention seiner Zeit. Diese Patrone und Märtyrer sind trotz aller Vermummung mit dem Heiligenschein und sonstigem Zubehör arme Teufel wie wir Erdensöhne, die ihr Teil genossen und gelitten haben."

Er hielt einen Augenblick inne.

„Freilich, ganz klar kommt das nicht heraus, er war kein Sieger, der arme Christoph, er ist auf halbem Wege liegen geblieben, und die Konvention hat auch ihn unterjocht. Aber es ist schade um ihn, sehr schade! Und da Sie ja einiges von mir wissen, so wird es Sie nicht wundern, daß gerade ich diesen Halben, diesen Gestrandeten so lieb habe. Freilich an mir ist nichts verloren gegangen, aber an ihm ein großer ganzer Kerl. Und wissen Sie, woran er zu Grunde ging? Eben weil er ein Esel war. Kennen Sie sein Leben?!"

„Nein."

„Nun, es ist in einigen Worten gesagt." Und er erzählte:

„Ein armer Bürgerssohn ringt er sich in jungen Jahren aus eigener Kraft zum Hofmaler, zum Günstling seines Herzogs empor. Er könnte die reichste, vornehmste Braut haben und führt ein junges Ding von niederem Stande heim, das nur eben wunderschön ist. Natürlich sind die jungen Herren des Hofes hinter ihr drein, und einem, einem Fähnrich, glückt's, er verführt sie. Nach kurzem Rausch bekennt sie ihrem Mann alles, und was, meinen Sie wohl, thut der Maler nun? Ein anderer würde das Weib zum Teufel jagen, sich eine Bessere nehmen oder auch allein bleiben, jedenfalls aber ruhig seine Kunst weiter üben, seine glänzende Stellung behalten. Ihn aber erfüllt nur ein Gedanke: ‚Der Fant muß sterben. Dann kann ich meinem Weib vergeben und es wieder an mein Herz ziehen!‘

„Und er ermordet den Fähnrich. Natürlich muß er nun aus München flüchten, um nicht geköpft zu werden, schlägt sich nach Tirol durch und lebt in Meran volle achtzehn Jahre unter fremdem Namen. Endlich entdecken sie daheim, in München, wo er steckt, sein Fürst amnestiert ihn, aber nun ist er ein gebrochener, vorzeitig aufgebrauchter Mensch — was soll er in der Welt? Er bleibt in Meran, zu seinem Glück stirbt er bald.

„Sie sehen, der Mann hat sein Können, seinen Ruhm, die Ruhe seines Gewissens, sein ganzes Leben geopfert — und wofür?! Um in einem entlegenen Winkel der Erde mit dem Weibe zu leben, das seine Ehre besudelt hat. Hab ich da nicht recht?"

„Sie fragen ja doch nicht im Ernst!" erwiderte ich. „Sonst wären Sie ein Philister, und das sind Sie wahrhaftig nicht. Wer im Bann eines tragischen Schicksals thut, wie ihm sein Herz gebietet, handelt selten klug — Gottlob, daß es auch Menschen dieser Art giebt ... Mich wundert nur, daß noch kein Dichter auf den Stoff gekommen ist."

„O doch!" sagte er rasch. „Es giebt eine Tragödie, deren Held der Christoph ist."

„So — von wem?"

„Von einem Menschen, den niemand kennt,

Georg Brand heißt der Stümper. Ein ganz erbärmlicher Stümper, der ohne Talent, ohne Technik eine Tragödie schreiben wollte. Nun, dem eitlen Narren ist denn auch gebührend heimgeleuchtet worden!“

Ich sah ihn erstaunt an.

Er war sichtlich erregt, und auch, wenn er sich besser beherrscht hätte, wäre ich über den Autor nicht im Zweifel geblieben. Mit solchem Grimm sprach er nur von sich selber.

„Ist die Tragödie aufgeführt worden?“ fragte ich.

„Freilich! Im Berliner Ostend-Theater. Einmal hintereinander. Es war ein sehr lustiger Abend. ‚Ein Retter seiner Ehre‘ hieß das Machwerk — haben Sie nie davon gehört?“

„Ich glaube, ja,“ erwiderte ich. „Die Zeitungen sprachen viel davon, weil sich das Publikum so roh benommen hatte, wie es selbst bei Berliner Premièren äußerst selten vorkommt ...“

Und dann fragte ich möglichst harmlos: „Da sind Sie wohl mit dem Autor bekannt und haben ihn auf den Stoff gebracht?“

Er blinzelte mich von der Seite an. „Ja,“ sagte er dann kurz.

„Dann besitzen Sie wohl auch sein Buch? Bitte, lassen Sie es mich lesen.“

Er blieb stehen.

„Unsinn! Das heißt — sehr edel von Ihnen, aber was wollen Sie sich mit dem wüsten Zeug abquälen?!“

„Geben Sie es mir nur!“ sagte ich. „Vielleicht beurteilen Sie diesen Georg Brand zu hart. Und wenn nicht, was verliere ich viel dabei? Ein Spaziergang läßt sich bei dem bösen Wetter nicht machen, und in den Zeitungen habe ich heute genug gekramt.“

Er stand einen Augenblick unschlüssig.

„Na — denn in Gottes Namen. Sie sollen den Genuß haben. Volenti non fit injuria.“

* *
*

Als ich eine Viertelstunde später auf mein Zimmer kam, lag das Büchlein bereits auf meinem Tische.

Es hieß: „Ein Retter seiner Ehre.“ Tragödie in fünf Aufzügen von Georg Brand. Leipzig. Der Verlag eine sehr geschäftige Leipziger Firma. Der graue Umschlag, die Ausstattung, der Verlag — ich hatte es genau so erwartet; von hier aus und in diesem Gewande pflegten damals all die armen Dilettanten aufzufliegen, um nach kurzem, angstvollem Flattern in den Lüften im großen Meer des Vergessens zu versinken. Und da gab es noch kritische Scharfschützen, die sich die Mühe des Totschießens gaben! Welch eine Menge solcher Buchdramen war mir schon durch die Hände gegangen — an vielen war das meiste überflüssig, an allen aber der Beisatz auf dem Titel: „Das Aufführungsrecht ist nur vom Autor zu erwerben ...“ Du liebe Unschuld!

Auch dieses Drama, das der einunddreißigjährige Mann jählings, „wie besessen“ hingeschrieben hatte, machte darin keine Ausnahme — im Gegenteil, es suchte an Ungeschick und Naivetät seinesgleichen.

Aber das hatte doch kein „Stümper“ geschrieben, sondern ein Mann voll Phantasie und Gemüt, der freilich alles, was ihm selbst gleichgültig war, mit dürren Worten abthat, um sich dann in dem, was ihn innerlich anging, überreich auszuströmen.

So war ein kurioses Ding entstanden, das seitenlang nur langweilte oder gar lächerlich war, bis man wieder auf Stellen traf, wo uns einer gefaßt hielt und nicht losließ, der mindestens in seinem Empfinden ein Dichter war.

Aber wie in aller Welt hatte ein Theaterdirektor auf den Einfall kommen können, dies Zeug aufzuführen?! Ein ungeheuerliches Fiasko war ja gewiß — schon der erste Akt verbürgte es.

Vier kurze Auftritte, deren jeder eine andere Scenerie bedingte: der Maler in seinem Atelier, vom Herzog ausgezeichnet, von den Damen des Hofes umworben; dann seine Verlobung mit Maria, dem armen schönen Bürgerskind; die dritte Scene die Flitterwochen der jungen Ehe, die vierte die Verführung Marias durch den Fähnrich — alles skizzenhaft hingeschleudert; die Schlußscene, die Verführung binnen drei Minuten, wirkte schon im Lesen komisch, wie erst bei der Aufführung!

Aber auch alles andere war für die Bühne unmöglich; so bestand der zweite Akt nur aus einem sehr langen Monolog, in dem Christoph seinen Entschluß begründete, und

einer kurzen Scene, in der er den Fähnrich niederstach; der dritte und vierte, die das Ringen des Malers nach Vollendung in seiner Kunst, die Erkenntnis seiner Mängel, das allmähliche Verlöschen seiner Kraft darstellten, bestanden gleichfalls in der Hauptsache aus Monologen; nur zuweilen steckte Maria den Kopf ins Meraner Atelier und sagte ein paar Worte, aus denen hervorging, daß auch ihr, eben weil sie Christoph liebte, recht unbehaglich zu Mut war.

Dann traten im fünften Akte die Münchener Sendboten auf, und nachdem sie gegangen waren, verhauchte Christoph, nach einem Monolog, der zehn eng gedruckte Seiten füllte, seine Seele.

In all seinen Reden war ja neben plattem Zeug auch Schönes und Tiefes; von den Gedanken über Kunst, die hier entwickelt wurden, hätte mancher Kritiker sein Leben lang zehren können, und zuweilen klang dem Leser daraus erschütternd ein Naturlaut entgegen, wie er sich eben nur dem Gemüt eines Dichters entringen kann, der selbst gerungen und gelitten hat, wie sein Held — aber wo gab's eine Zuhörerschaft der Welt, die sich diese endlosen Monologe von der Bühne herab straflos hätte bieten lassen?! —

Als die Tischglocke ertönte und ich die Treppe hinabging, spazierte Feddersen, obwohl er in einem anderen Trakt wohnte, vor ihr auf und nieder. Er hatte mich offenbar erwartet.

„Nun?“ rief er mir entgegen. „Ist Ihnen nicht der Appetit vergangen? Ein Sudler, der Brand, was?“

Ich sagte ihm meine Ansicht, natürlich in schonenden Worten, und indem ich alles, was zu loben war, warm rühmte.

„Kein Sudler also,“ schloß ich, „aber schwerlich ein Dramatiker. Und jedenfalls hätte dies Drama nicht aufgeführt werden dürfen — mir ist unbegreiflich, wie der Direktor —“

Er lachte gellend auf.

„O, Sie harmloser Mensch! Der hatte seine Gründe, das Stück aufzuführen, alle, die den Menschen in sein Verderben jagten, hatten ihre Gründe. Gute, vollwichtige Gründe — ja! ... O, es ist eine sehr nette Geschichte ... Aber Ihre Suppe wird kalt, ich will Ihnen diese Geschichte von Herrn Brand und seinem Trauerspiel ein andermal erzählen ...“

Das Versprechen schien ihn zu reuen; einige Tage wich er mir sichtlich aus, so daß ich schon dachte, nun hätte mich — spät aber doch — das gleiche Schicksal getroffen wie meine Freunde.

(Schluß folgt.)





Friedrich List.

Von

Georg Stamper.

Im Herbst des Jahres 1896 umstanden Lehrer der Staatswissenschaften, Vertreter der Obrigkeit und dankbare Anhänger, eine kleine Gemeinde, auf dem stillen Friedhofe zu Kufstein den Grabhügel eines Mannes, der fünfzig Jahre zuvor durch eigene Hand hier sein Leben geendet hatte, und dem nunmehr eine Feier galt zum Gedächtnis dessen, was er seiner Zeit gewesen war. Der Mann, dem diese späte Ehre noch erwiesen ward, er war kein Unbekannter. Sein Name war einst Kampfruf und Weckruf gewesen in jenen Tagen, da der wirtschaftliche Grund gelegt ward für die deutsche Einheit, da es galt, in dem Streite der hadernden Parteien die Interessen der gesamten deutschen Wirtschaft zu fördern. Friedrich List,* der unermüdliche Agitator für Deutschlands wirtschaftlichen Aufschwung, der leidenschaftliche, feurige, sich nie genügende, unermüdliche, edle Patriot hatte sich längst als klar die Ziele und Entwickelungen der Zukunft vorausschauender Seher erwiesen; fast alle seine Ideen, die er in gärender Zeit ausgestreut, hatten in dem von ihm verkündeten Sinne sich als fruchtbar und in der Wirklichkeit als segensreich erwiesen. Ihm war es nicht beschieden, sie reifen zu sehen, für die er mit praktisch-politischem Blick in volkstümlicher Wirkungsfähigkeit und dadurch in seinem Einfluß auf die öffentliche Meinung so energisch und unverdrossen allezeit eingetreten ist.

Zu Beginn der Revolution am 6. August 1789 als der Sohn eines Weißgerbers in der schwäbischen Reichsstadt Reutlingen geboren, besaß er jenes, als reichsstädtische Art alter Zeit bewahrte Unabhängigkeits- und Freiheitsgefühl, den Sinn für bürgerliches und genossenschaftliches Streben, das in stolzer Abneigung dem Beamtentum und dem in Schwaben damals allmächtigen Schreiberregiment entgegentrat. Mit vierzehn Jahren hatte er die lateinische Schule seiner Vaterstadt verlassen, und da er im väterlichen Gewerbe wenig vorwärts kam, so ward er „Schreiber". Der geschworene Feind altwürttembergischen Schreibertums beginnt in ihm seine Laufbahn; wechselreich

* Die Darstellung beruht auf Lists Schriften, der Biographie von Ludwig Häusser, dem Artikel in Band XVIII der Allgemeinen Deutschen Biographie, sowie auf den Schriften von Eheberg, Roscher, Schmoller und Heinrich von Treitschke.

und fast abenteuerlich sollte ihn diese aus der Amtsstube auf die Tübinger Lehrkanzel, in die Ständekammer, in Verbannung und Kerker, in die große germanische Republik jenseit des Oceans, dann wieder in die Heimat zurückführen, bis sie endlich im Angesicht der Alpenwelt ein tragisches, allzu frühes Ende fand.

Eine gerechte und objektive Beurteilung bedeutsamer Erscheinungen muß diese in dem Strome der Zeiten zu betrachten suchen, denen sie angehören, und wie glücklich ist der Geschichtschreiber, wenn er im Laufe seiner Betrachtungen des Gewordenen auf starke Genien stößt, die, den Lauf künftiger Entwickelung scharfsichtig vorausschauend, dieser Entwickelung die Bahnen zu weisen verstanden! Solche Naturen wußten stets den eigentümlichen Inhalt einer Zeit zum geistigen Ausdruck zu bringen, und ihre Eigenart kann bei historischer Betrachtung des sie umgebenden Milieu keine Einbuße erleiden. Sie sind vielmehr als representative men ihrer Zeitgenossen, als Typen charakteristischer Prägung aufzufassen. Nur eine vollständige Einsicht in das Werden solcher Männer innerhalb der Bedingungen ihrer Zeit und ihres Wirkungskreises vermag uns Nachlebenden ihre Mängel zu erklären und ihre Vorzüge hervortreten zu lassen. Wir werden uns dann über den Streit der Parteien erheben können, denen hüben Friedrich List einst als „Deutschlands größter Volkswirt“, drüben als „Ignorant“ und „Marktschreier“ erschien.

Mit dem „Reichsdeputationshauptschluß“ im Jahre 1803 hatte für Deutschland erst das neue Jahrhundert begonnen. Der Schutt der Jahrhunderte, der sich hier aufgesammelt, ward von der eisernen Faust des korsischen Eroberers zum erstenmal hinweggefegt, die Nation war, namentlich im Süden, unsanft aufgerüttelt worden. Noch bestand das „Reich“ nach außen hin ohne Zollschranken, im Inneren waren Handel und Gewerbe durch ein kaum entwirrbares Netz von Zoll- und Mautlinien gehemmt; denn diese Zölle bildeten die Einnahmequelle aller Teilgewalten des zerfallenden Reichskörpers, als ihre vom Kaiser verbrieften, wohlerworbenen Rechte. Taxen und Sporteln, Regalien und Monopole, Stapelrechte und Gebühren aller Art bestanden daneben, und dem gegenüber die hohen Prohibitivzölle der Nachbarstaaten, denen handelspolitisch das Reich als solches machtlos preisgegeben war. Die kriegerischen Tage waren der Reform kaum günstig, und die siebenundsechzig in Preußen damals bestehenden, zum Teil sich widersprechenden Tarife, durch die Stadt und Land, eine Provinz von der anderen wirtschaftlich getrennt wurde, dazu die mannigfaltigen strengen Ausfuhr- und Einfuhrverbote bestimmter Waren, sie konnten durch die Gewerbefreiheit in ihrer Wirkung zunächst kaum abgeschwächt werden. Bayern (1807), Württemberg (1808) und Baden (1812) schlossen sich durch Grenzzölle noch schroffer gegeneinander ab. Nun nehme man hinzu die den Seehandel vernichtende, die Rohstoffe und Kolonialwaren ungemein verteuernde Wirkung der napoleonischen Kontinentalsperre, unter der französische Produkte den deutschen Markt überschwemmten, und die Lage jener mutlosen Tage tritt uns deutlich vor Augen. Nach Napoleons Sturz erhob sich dann in der englischen Industrie, die wie eine Lawine ihre Baumwollenwaren auf den deutschen Markt zu werfen begann und mit den durch mechanische Herstellung erzeugten billigen Waren hier ein Monopol sich zu schaffen suchte, eine Konkurrenz, der die deutsche Industrie nicht standhalten konnte, wozu dann die 1815 eingeführten Kornzölle Englands dem bedeutendsten Produkte Norddeutschlands den Absatz fast versperrten. Preußens Ausfuhr nach Großbritannien ging von über zwei Millionen Pfund Sterling im Jahre 1805 auf 700000 und 500000 Pfund Sterling in den Jahren 1815 bis 1825 zurück. Teuerung, Rückgang und lange Krisen bilden die Signatur dieser Tage für Deutschland, das in unklarer politischer Lage als Staatenbund keine nachhaltige Macht besaß. Die partikularistischen Interessen der Rheinbundsstaaten, sowie die Nebenbuhlerschaft zwischen Preußen und Österreich ließen noch nicht die vielfach geforderte Handelsvereinigung mit freiem innerem Markt und Schutzzöllen nach außen hin ins Leben treten, und erst das preußische Zollgesetz vom 26. Mai 1818, das in vortrefflicher Art für jene Zeit die wirtschaftlichen und die finanziellen Interessen zu verbinden verstand,

war ein folgenreicher Fortschritt zu jenem Ziele.

Zunächst wirkte das neue Zollgesetz für Preußen günstig, desto ungünstiger für seine thüringischen und seine kurhessischen Nachbarn, es gab Friedrich List die erste Veranlassung, sich in den Interessenkampf zu stürzen, der ihn seitdem festgehalten hat. Er bat im Auftrage einer Anzahl von Kaufleuten 1819 die Bundesversammlung, den von Preußen angebotenen Weg von Handelsverträgen mit seinen Nachbarn zur Erlangung eines freien deutschen Innenmarktes mit Schutz nach außen hin zu betreten; doch blieben seine und andere Petitionen, vom reaktionären Bundestage als demagogisch angesehen, ohne Erfolg. Ein „Handelsverein zur Hebung von Industrie und Handel“ war nicht lebenskräftig. Die Annahme eines gemeinsamen Handelssystems deutscher Staaten mit Preußen mußte sich erst allmählich durch Hemmnisse und Mißerfolge hindurch Bahn brechen.

Wirtschaftlich-national dachte die Zeit noch nicht, trotzdem schon Friedrich Nebenius klar die Durchführbarkeit eines allgemeinen Zollvereins erwiesen hatte. Die Verhandlungen der Mittel- und Kleinstaaten von 1820 bis 1825 ohne Erfolg in der Sache, arbeiteten doch eben deshalb dem größeren Zollverein ebenso vor wie die Anschlüsse kleinerer norddeutscher Staaten an Preußen. Der preußisch-hessische wie der bayerisch-württembergische Zollverein 1828 zeigten, daß das Verkehrsbedürfnis trotz aller Widerstände politischer Natur dem großen Zollverein sich zuneigte.

Der wirtschaftliche Grundstand Preußens vom Jahre 1805 war erst gegen das Jahr 1831 hin wieder erreicht worden. Der Verbrauch an Nahrungs- und Genußmitteln war mäßig, der Verbrauch an Textilwaren bedeutend gestiegen. Die Wirkungen der Gewerbefreiheit wie des Zollgesetzes von 1818 sind schon deutlich erkennbar, sie hatten den Wohlstand wieder herbeigeführt, wie er einst zur Zeit der Zunftschranken (1805) geherrscht hatte; denn die wirtschaftliche Lage Deutschlands im Beginn der zwanziger Jahre kann kaum als hoffnungsvoll bezeichnet werden. Die Mißernten in England 1826 und 1828 und die Änderung des englischen Korngesetzes hoben die deutsche Getreideausfuhr dorthin. Seit 1818 hatte England keine solche Menge Getreide eingeführt. Die politische Konstellation des Jahres 1830 öffnete der deutschen Ausfuhr nach Frankreich, Belgien und Holland den Weg, so daß die Grundstückspreise bald zu steigen begannen. Dennoch fehlte viel zur allgemeinen Zufriedenheit. Im Leben des deutschen Kleingewerbes hatte sich, wie Gustav Schmoller so meisterhaft nachgewiesen hat, zwischen 1800 und 1831 kaum etwas geändert. Der wirtschaftlichen Lage Preußens ähnlich waren die Verhältnisse in Mitteldeutschland und im deutschen Süden. Sachsen war selbst in den schlimmsten Tagen der am dichtesten bevölkerte und am meisten gewerbthätige deutsche Staat geblieben. Der zwischen Bayern-Württemberg einerseits und Preußen-Hessen andererseits geschlossene Handelsvertrag sowie der Beitritt Kurhessens zum preußisch-hessischen Zollverein 1831 bilden mit dem Anschluß Bayerns und Württembergs 1833, Badens und Nassaus 1835 die Etappen in der Bildungsgeschichte des „Zollvereins“, der trotz der wirtschaftlichen Gegensätze in der Produktion und in ihrer Organisation, die zwischen Nord und Süd bestanden, sich als Notwendigkeit ergeben hatte. Der Süden entbehrte noch der Gewerbefreiheit wie der eigentlichen Fabrikunternehmungen großen Stils. Italien, die Schweiz, Frankreich waren die Abnehmer der süddeutschen Agrarprodukte, während der norddeutsche Export nach England und Holland hinneigte. Der zollpolitische Ausgleich mußte notwendig die Gegensätze als solche hervortreten lassen, doch ward schließlich der erprobte preußische Zolltarif mit gewissen Ermäßigungen im Interesse des Südens zur Norm genommen. Dazu kam noch die Abneigung der schwäbischen Liberalen gegen Preußen, die uns heute fast ironisch anmutet; war doch die nationale Einigung deren vornehmstes Streben! Auch in Sachsen und sonst mußten politische Antipathien überwunden werden. Das Werk des Zollvereins, politisch betrachtet, faßte allein die Hebung und Kräftigung der gesamten Nation ins Auge. Erst der Zollverein ermöglichte eine nationale Wirtschaftspolitik, und Lists „Nationales System der politischen

Ökonomie" mit der ihm eigenen Kraft der Begeisterung und gefesteten Überzeugung ist ohne ihn undenkbar.



Dr. Friedrich List

Bis 1842 war zunächst der Zollverein geschlossen; er sollte, falls nicht 1840 eine Kündigung stattfand, auf zwölf weitere Jahre in Geltung bleiben. Man entschied sich allgemein für das Fortbestehen, da sich durchaus günstige Wirkungen aus ihm ergeben hatten. Getreideproduktion und Getreidehandel zeigten den größten Aufschwung, 1837 fand Deutschlands erster Getreideexport nach den Vereinigten Staaten statt. 1839 bis 1841 wurde die bis dahin höchste Exportziffer nach England erreicht. Dies hob die Kaufkraft des Inlandes und dessen gesamte Volkswirtschaft. Schon begannen deutsche Textilfabrikate den ausländischen Markt in siegreichem Konkurrenzkampfe zu gewinnen. Arbeitskräfte, namentlich Maschinenkräfte, waren bedeutsam gestiegen, ebenso wie die Einfuhr der Rohstoffe und die Ausfuhr der Fabrikate in Textil- wie Metallindustrie.

Freilich hatten sich nicht alle Teile des Zollvereins gleichmäßig günstig entwickelt,

manche Territorien mußten sich erst einleben in die neuen Verhältnisse unter der Gewerbefreiheit, und da England und Frankreich bei ihren Schutzzöllen verharrten, so ward dadurch dem deutschen Export der Absatz erschwert; kein Wunder, daß der Ruf nach Reformen des Zollvereinstarifs erscholl und in dem zu Beginn der vierziger Jahre heftig entbrannten Kampfe von Schutzzoll und Freihandel gegeneinander die wirtschaftlichen Mißstände hervortraten. Hier hat unser List in den ersten Reihen der Streiter gestanden und für sein „nationales System der politischen Ökonomie“ die abschließenden Lebenserfahrungen gemacht. Die Aufnahme von Braunschweig, Lippe und Luxemburg hatte das Gebiet des Zollvereins erweitert, die Einführung der Rübenzuckersteuer ihn finanziell gestärkt, als durch eine Krisis der Eisenproduktion Englands große Massen englischen Roheisens, das ziemlich frei eingehen durfte, dem deutschen Markte und dem Kontinente zuströmten. Den rheinischen Industrien, den Eisenhütten des Südwestens und zum Teil denen Schlesiens schien ein Schutzzoll für ihre Existenz geboten, während westfälische Eisenhämmer und Walzwerke, sowie die auf den Bezug billigen Rohmaterials gegenüber dem nicht genügenden deutschen Roheisen angewiesenen Maschinenfabriken ihnen heftig entgegentraten. Ähnlich traten als Freihändler die sächsischen Baumwollweber mit Rücksicht auf Leipzigs Handel, unterstützt von Preußen, Nassau, Braunschweig und Frankfurt, den süddeutschen, namentlich württembergischen Baumwollspinnern entgegen, denen sich die preußischen rheinischen Spinner zugesellten, deren Gewerbe ohnehin daniederlag. Die junge deutsche Spinnerei, obwohl mit steigendem Absatz für die starken Bedürfnisse der Baumwollweberei arbeitend, stand lange nicht auf der Höhe der Spinnereien Englands und Belgiens, auch die Wollwarenfabrikanten riefen nach Schutzzoll gegen englische Kammgarnzeuge, die Papierfabrikanten gegen französische Produkte. Die Stuttgarter Konferenz von 1842 fiel, da Preußen aus politischen Gründen, in Rücksicht auf England, die Partei des Schutzzolls bekämpfte, zu deren Ungunsten aus. Theoretiker, Finanzbeamte und Kaufleute der Seestädte bilden die Truppen der Freihändler, denen die Industriellen, die unter Führung Friedrich Lists stehende Presse in Süddeutschland und die süddeutschen Beamten der Handelsministerien gegenübertreten. Ebensowenig konnte die Berliner Generalkonferenz von 1843 den Schutzzöllern Vorteile bieten. Zeigte es sich doch in Stuttgart 1845, wie stark diese Gegensätze an dem Bestande des Zollvereins zu rütteln vermochten. Und jener leidenschaftliche Kampf der Parteien, der stets in der Volkswirtschaft wiederkehren wird, ward, zum Segen für den Fortbestand des Zollvereins, erst 1846 auf der Berliner Konferenz durch eine bedeutende Erhöhung der Zölle für Leinenfabrikation und Leinenmaschinengarn sowie für rohes Baumwollengarn in etwas ermäßigt.

Werfen wir einen Blick auf die Stellung der Wissenschaft und der Staatspraxis zur Handelspolitik jener Tage des Zollvereins, die Friedrich List ringend und kämpfend durchlebte, um auch diese Seite der Einflüsse und Erfahrungen auf seine Anschauungen werten zu können und ihm selbst die richtige Stellung in der Geschichte der Wissenschaft zu sichern, so muß anerkannt werden, daß Adam Smith beide noch völlig beherrschte. Der schottische Denker hatte durch seine unvergleichliche Zusammenfassung aller, namentlich dem reichen englischen Boden entsprossenen ökonomischen und finanziellen Regeln sowie durch die harmonische Vereinigung aller der wissenschaftlichen Richtungen des geistig so gesättigten Zeitalters der Aufklärung eine strahlende Helligkeit über das wirtschaftliche Leben ausgegossen. Seine Lehre von der Arbeit als Quelle aller Werte, seine Theorie der Arbeitsteilung, der freien Konkurrenz und anderes hatten ihn zum Leitstern von zwei Generationen gemacht.

Die Unfähigkeit des englischen Staates seiner Zeit, dem Wirtschaftsleben der Nation Förderung zu bringen, hatte ihn zum allgemein ausgesprochenen Grundsatze des laisser faire et laisser passer in wirtschaftlicher Beziehung und zu einem freilich in charakteristischer Weise im englischen Interesse eingeschränkten Kosmopolitismus geführt, dem List nachmals so heftig entgegentrat zur Forderung einer internationalen Handels-

und Verkehrsfreiheit. Smiths aus den Bedürfnissen und Interessen des Verkehrs und der Gesamtheit abgeleitete Forderungen, die dem unter Polizeiregiment zurückgehaltenen wirtschaftlichen Leben der europäischen Kulturstaaten als Evangelium erschienen, fanden überall Eingang, und man hat bald versucht, sie ihrer analytischen, vom Meister gegebenen Form zu entkleiden und ein dogmatisches Lehrgebäude aus ihnen aufzuführen, dessen Herrschaft lange gedauert hat. In Deutschland schuf man aus Smiths Theorien eine sogenannte „reine" Nationalökonomie, die die natürlichen Gesetze der Volkswirtschaft behandelte, und schob die praktischen Postulate in die bestehende „Kameral-Polizei- und Finanzwissenschaft" hinein. Bis auf List hatte Adam Smith in Deutschland nur wenige, kaum beachtete kritische Gegner. Der einflußreiche Göttinger Naturrechtslehrer Feder, welcher unserem heutigen Geschlecht nur noch aus den Schillerschen Versen bekannt ist:

Drum laßt der Wölfe wilden Stand
Und schließt des Staates dauernd Band!
So lehren vom Katheder
Herr Pufendorf und Feder —

war einer der ersten; Sartorius forderte eine gewisse Beschränkung der allgemeinen Verkehrsfreiheit, und Hufeland brachte die Bedeutung des psychischen Moments für das wirtschaftliche Leben zur Geltung. Doch die deutschen Gelehrten konnten sich David Ricardos scharfer logischer Konsequenz nicht entziehen, mit der dieser originale Denker die freie Konkurrenz und den freien Handel, ohne Berücksichtigung aller psychischen und historisch gegebenen Elemente, als Naturgesetze erwies. In dem romantischen Anschauungen huldigenden Adam Müller, einem Schüler des glänzenden Publizisten Friedrich Gentz, treffen wir den ersten feudal-aristokratisch genannten Gegner Adam Smiths. Sein Widerspruch gilt der mechanischen Behandlung volkswirtschaftlicher Dinge; der Mehrung der Tauschwerte hält er die Hebung ideeller Kräfte, die Rücksicht auf die Nachhaltigkeit der Produktion entgegen und hebt schon das sittliche Moment in einer nationalen Wirtschaft hervor, das später Benedikt Wilhelm Hermann, mit vollem Bewußtsein für die bedeutsame Wirksamkeit des im Gemeinsinn handelnden Staates, in die Betrachtung volkswirtschaftlicher Dinge eingeführt hat. Allein die Herrschaft der Smithschen Ideen konnte dadurch keinen Eintrag erleiden, finden wir doch Rotteck, den Führer der süddeutschen Liberalen, als Gegner des Zollvereins, und selbst Rau, der in seiner Jugend einst die Einseitigkeiten der Smithschen Handelspolitik bekämpft hatte, ward später mehr und mehr dessen Anhänger. Doch die thatsächlichen ökonomischen Zustände ebenso wie der Einfluß der historischen Studien hatten um 1840 alle die Elemente erzeugt, die in der großartigen organischen Betrachtung der Volkswirtschaft uns entgegentreten, wie sie in Friedrich Lists Opposition gegen Adam Smith so wirksam und zu einem neuen, auf durchaus anderen Grundlagen ruhenden, im Princip verschiedenen System zusammengefaßt, gleichsam krystallisiert erscheinen.

Versuchen wir dem Verhalten der ökonomischen Wissenschaft gegenüber nun eine Analyse der Anschauungen, die der Staatspraxis in Deutschland in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die Richtung ihres Handelns bestimmten. In Preußens östlichsten Provinzen sind die Milderungen der Dienstverhältnisse, die Aufhebung der lassitischen Abhängigkeitsbeziehungen auf den königlichen Domänen, ein freierer Betrieb der Leinen- und Baumwollweberei die ersten Anzeichen der Wirkung Smithscher Ideen, während in anderen Teilen der weithin gestreckten Monarchie noch durchweg das alte System bestand. Männer wie Stein und Niebuhr drangen freilich bald in den Kern der neuen Lehre, aber Köpfe wie Schön und Hardenberg suchten durch die Praxis diesen Theorien im Leben des Staates Eingang zu schaffen. Im Agrar-, Gewerbe-, Finanz- und Städtewesen suchte man selbst in heftigen Kämpfen sie durchzusetzen. In der Handelspolitik tritt Stein, der vorsichtig aus dem Prohibitivsystem zur Handelsfreiheit überleiten will, dem unbedingten Freihandel fordernden Hardenberg gegenüber. Von höchstem Interesse ist es, die auseinandergehenden Anschauungen der altpreußischen Beamten zu verfolgen, die bei den unter Zuziehung von Interessenten geführten Verhandlungen hervortraten, wie sie dem

Erlaß des Zollgesetzes von 1818 vorangingen. Schutzzoll und Freihandel stehen sich hier wie in aller Folgezeit gegenüber, wo Fragen der Handelspolitik ins Spiel kommen. Und das so folgenreiche Gesetz stellt einen Kompromiß dar, der auf einer gewissen Mittellinie zwischen den mehr extremen und mehr gemäßigten Anhängern beider Richtungen erfolgte. Maaßen gab die Norm für dieses Gesetz: einen Mittelweg der Besteuerung zu wählen, der den wirtschaftlichen Umständen entsprach; allein der Zug der Zeit nach Freiheit im Handel und Gewerbe kam in dem Gesetze zum deutlichen Ausdruck, was freilich auch mit Rücksicht auf die Staatsfinanzen geschah, zumal der Erfolg für die Staatskasse aus hohen Schutzzöllen mehr als zweifelhaft erschien. Mit Ausnahme von Salz und Spielkarten durften alle fremden Erzeugnisse der Natur und Kunst aus-, ein- und durchgeführt werden. Rohstoffe blieben in der Regel abgabenfrei, Manufakturwaren sollten einem mäßigen Zoll von zehn Prozent, Kolonialwaren, als die eigentlichen Steuerobjekte, einem Finanzzoll von zwanzig Prozent unterliegen. Hier in Preußen war der erste bahnbrechende Erfolg der Freihandelsbewegung des neuen Jahrhunderts gelungen. 1821 setzte man die Zölle noch herab. Das Ziel der deutschen Zolleinheit schrittweise an der Hand dieses Systems zu erringen, diese Absicht der preußischen Regierung hat Friedrich List als einer der wenigen seiner Zeitgenossen erkannt, obgleich er noch nicht klar die Umstände übersah. In Österreich, den deutschen Mittel- und Kleinstaaten fehlte es in jenen Tagen in den regierenden Schichten noch an wirtschaftlicher Einsicht, auch waren Sonderinteressen wirksam. Bayern schloß sich der Zollgesetzgebung Preußens 1819 an. Der badische Minister Fr. Nebenius ging in seinen Betrachtungen vom „Bunde" aus, ihm fehlte die tiefere Einsicht in die politische Lage des Verhältnisses eines Deutschen Reiches zu Österreich, doch ragt er als praktischer Volkswirt, wenn auch im Grunde für die Handelsfreiheit eintretend, weit über seine Zeit hinaus; er hat unabhängig von den preußischen Staatsmännern die erste Anregung zum Zollverein gegeben, während Friedrich List in seiner Denkschrift von 1819 hinsichtlich der Praxis fast alles so gefordert hat, wie es nachher im Zollverein verwirklicht wurde. Nebenius hat später den Zollverein mehr geschädigt, als ihn befördert. Selbst dem veränderten Tarife des Zollvereins von 1838 liegt aber noch das preußische Zollgesetz von 1818 zu Grunde. Er enthielt nur geringe, indessen dem stärkeren Zollschutze dienende Änderungen, unter denen sich die Industrie Süddeutschlands, insbesondere dessen Spinnerei und Weberei, kräftig hob. Von der Triebkraft der öffentlichen Meinung, deren Seele Friedrich List war, in Schwung gebracht, ward der Gedanke nach der Verwirklichung einer deutschen Handelspolitik, den nunmehr die Regierungen aufgegriffen, von der öffentlichen Meinung selbst bekämpft.

Wie zeitig der rege Geist Friedrich Lists das Gebiet seines eigentümlichen Interesses und seiner Bethätigung fand, dafür ist die Entwickelung in jener Frühzeit bezeichnend, die er in Blaubeuren, in Ulm als Steuer- und Güterbuchkommissär, in Schelklingen bei Ulm durchmachte, und die ihn, den schon längst die Neigung nach vielseitiger geistiger Ausbildung und das Streben nach geistiger Freiheit beseelte, mit dreiundzwanzig Jahren an das Tübinger Oberamt führte. Nach dem Bestehen einer Prüfung im Regiminalfach, wofür die von ihm an der Tübinger Hochschule gehörten Vorlesungen von Nutzen waren, wird er Sekretär im Ministerium und 1816 Oberrevisor und Rechnungsrat. Damals war die Opposition gegen die Bureaukratie im Wachsen, und der Tod seiner Mutter wie seines Bruders, die durch bureaukratische Rücksichtslosigkeit verursacht waren, hatten seinen Grimm gegen das Schreiberwesen noch gesteigert. Minister Wangenheim, sein Gönner, der Lists Talent und Arbeitskraft schnell erkannte, übertrug ihm die Professur für Staatspraxis an der neu in Tübingen gegründeten staatswirtschaftlichen Fakultät. List hatte, da seine Jugendjahre in die Zeit der Revolution fielen, sich den liberalen Ideen angeschlossen, denen Wangenheim bei dem Streben nach einem auf moderner Grundlage ruhenden Repräsentativsystem zum Siege verhelfen wollte. Schon in dem seinen Vorlesungen dienenden Grundriß finden wir manche sei-

ner später entwickelten Ideen. Als Wangenheim Ende 1817 dem Ansturm der „Altrechtler“ gegen seine Reformen der Selbstverwaltung erlag, verlor auch List, dessen unruhiges Temperament schlecht in die akademischen Kreise paßte, mit denen er in Reibung geriet, nunmehr, da er in der Verfechtung der zukunftreichen Ideen allein stand, seine Stütze. Sein Organ war die Zeitschrift der „Volksfreund aus Schwaben, ein Vaterlandsblatt für Sitte, Freiheit und Recht“.

Allein da das Regiment wieder reaktionär geworden war, so fehlte es für ihn infolge seiner Preßthätigkeit nicht an Verdächtigungen seiner Lehrthätigkeit. Er legte im Mai 1818 in einer Eingabe dem Könige dar, seine Vorträge dienten keineswegs dem Umsturze, doch der Bruch war unausbleiblich.

Auf einer um Ostern 1819 nach Göttingen unternommenen Reise zu Studienzwecken traf er in Frankfurt eine Anzahl von Kaufleuten, die sich in herben Klagen über die den wirtschaftlichen Tiefstand erzeugenden deutschen Zollschranken ergingen, die durch das preußische Zollgesetz für die kleineren Staaten einen noch drückenderen Charakter erhielten. Instinktiv sah er hier ein Feld der Thätigkeit vor sich, das seiner Natur zusagte; wir wissen, daß er eine Bittschrift im Sinne der Kaufleute an den Bundestag richtete, aber er gründete zugleich einen dauernden Verein dieser Interessenten, für den er mit Feuereifer sogleich seine Wirksamkeit begann. Er suchte in rheinischen Kreisen die Bewegung zu verbreiten und entwarf dann in Frankfurt die Statuten des „Deutschen Handels- und Gewerbever-



Friedrich List ein halbes Jahr vor seinem Tode. Nach dem Bilde von Alb. Walch.

eins“, als dessen Bevollmächtigter er am 20. April 1819 die Denkschrift dem Bundestage überreichte. Diese damals nur als eine Empfindung der Interessenten anzusehende nationalökonomische Äußerung ist indessen für Lists Entwickelungsgang in hohem Maße bedeutsam. Er erscheint hier noch völlig beherrscht von den Ideen der englischen Freihandelslehre, es ist ihm nicht so sehr darum zu thun, ein deutsches Grenzzollsystem zu erstreben, als vielmehr die Beseitigung der Binnenzölle in Deutschland zu fordern. Er erklärt, das Zollsystem sei lediglich eine politische Waffe in der Hand des Staates zur Ausübung der Retorsion im Zollkriege, auch eine Anschauung, der wir bei Adam Smith begegnen. Es ist ihm durchaus ein Fehlgriff, wenn man die heimische Industrie durch Zölle heben wolle. Hier sehen wir die politische Gesinnung des Liberalen, die bei der Bundesversammlung einer günstigen Wirkung der Denkschrift jedenfalls entgegenstand. Er verlor sein Staatsamt. Die württembergische Regierung forderte von dem Beamten, der ohne ihre Erlaubnis ein neues Amt übernommen hatte, die Rechtfertigung für dieses Thun, worauf er mit einem Entlassungsgesuch aus seiner Professur antwortete, das ihm am 21. Mai genehmigt ward. Der Bundestag lehnte rundweg die Anerkennung eines Handels- und Gewerbevereins ab und verwies die Interessenten an die Regierungen der Einzelstaaten. Die Minister der größeren Staaten sollten nunmehr durch mündliche Vorstellungen für die Wünsche der Kaufleute gewonnen werden und zugleich unter Redaktion von Friedrich List das „Organ für den deutschen Handels- und Gewerbestand“ vom 1. Juli 1819 ab die Zwecke des Vereins fördern. In Stuttgart, Karlsruhe und in München suchte er 1819, in Wien 1820 persönlich auf den dort von Karlsbad her fortgesetzten Konferenzen der deutschen Minister für den Verein thätig zu sein. In Wien überreichte er eine zweite Denkschrift, in der er in breiterer Darlegung als in der dem Bundestag übergebenen, allein in dem gleichen Sinne, wenn auch nicht als geschworener Smithianer, für Beseitigung der deutschen Binnenmauten eintrat. Noch scheinen ihm die Schutzzölle zu einer Produktion zu verleiten, die nicht der Natur des Landes entspricht, zu dessen Hebung der Zoll dienen soll, dagegen zu einer Einschränkung der naturgemäß sich ergebenden Produktion Anlaß giebt. Spricht er dem Merkantilsystem noch jede Berechtigung ab, so erscheint ihm andererseits hier „die Welthandelsfreiheit als Ideal, wodurch einzig nur die höchste Stufe menschlichen Wohlstandes erreichbar scheint“.

Die Bilanz zwischen Produktion und Konsum erscheint dem Anhänger von Smith noch bedeutsam. Die Vermehrung der Ausfuhr ist ihm noch wichtiger als die Verminderung der Einfuhr, und er spricht den Satz aus, der Wohlstand der Völker erleide Niedergang und Steigerung auf dem gleichen Wege wie der Wohlstand privater Wirtschaft des einzelnen. Abgesehen von dieser theoretischen Stellungnahme, erscheint diese Petition zu allgemein, und man wird in ihr nicht den praktischen Weg für die Durchführbarkeit einer Zolleinigung finden können. Ja, wie konnte man es im bureaukratischen Deutschland für möglich halten, daß, wie List es vorschlug, die Zölle einer Aktiengesellschaft verpachtet werden sollten! Die Konferenz lehnte die Petition ab. Allein der ungemein gewandte Mann bemühte sich in Wien damals schon für die Ausführung einer Industrie-Ausstellung und die Einrichtung einer transatlantischen Handelscompagnie, ohne hier den Erfolg zu erreichen. Er blieb dem Handelsverein und dessen Organ bis zum Jahre 1821 erhalten, das für ihn das Jahr des Schicksals werden sollte.

Schon 1819 zum Abgeordneten für die württembergische Kammer von seiner Vaterstadt erwählt, war seine Wahl, da er noch nicht das dreißigste Lebensjahr zurückgelegt hatte, ungültig; abermals 1820 gewählt, trat er am 6. Dezember in die Kammer ein. Bald nach seinem Eintritt wurde indessen die Kammer auf mehrere Wochen vertagt, und List benutzte diese Zeit zur Vorbereitung einer Petition, die er im Namen seiner Wähler einzubringen gedachte, und in der die Mißstände der Landesverwaltung zur Sprache gebracht werden sollten. Für diese Petition sammelte er die Unterschriften seiner Wähler. Unter den Zuständen, die

er in diesem Schriftstück als die Fehler der Verwaltung darstellte, sieht er in dem Auftreten einer alles beherrschenden Bureaukratie, durch die eine Zurücksetzung der übrigen Klassen stattfinde, die Wurzel des Übels. Scharfsinnig und folgerichtig lautet seine Reformforderung deshalb: Erweiterung der Selbstverwaltung zu Gunsten der produktiven Interessen. Eine freie Wahl zu Gemeindeämtern, eine selbständige Gemeindegerichtsbarkeit, eine Schöffen- und Geschworenenbank, ein von der Staatsverwaltung unabhängiges genossenschaftliches Leben, Abschaffung des Domanialbesitzes und der staatlichen Betriebsverwaltungen sind seine Forderungen zur Erreichung des erstrebten Zieles der Selbstverwaltung. Hier sieht man deutlich den Einfluß, den dieser schwäbische Autodidakt aus der politischen Litteratur Frankreichs und Englands empfangen hat; und eben der innere Widerspruch zwischen dem seinen Landsleuten eigenen beschränkten Standpunkte und dem von auswärts kommenden politischen Gedanken mußte für deren Verkünder als tragisch sich gestalten. Noch war die Petition kaum gedruckt, da erfuhr sie schon eine Beschlagnahme durch die Stuttgarter Polizeibehörde, und gegen den Verfasser ward im Januar 1821 die strafrechtliche Untersuchung eingeleitet, der das zuständige Gericht Folge gab. Da nun nach Vorschrift der württembergischen Verfassung jemand, gegen den eine Kriminaluntersuchung eingeleitet war, die Rechte eines Abgeordneten zur Kammer verlor, so forderte man von der Kammer die Anwendung dieser Vorschrift auf List. Einige Mitglieder der Kammer traten mit der Anschauung hervor, man dürfe diese Bestimmung nicht dem Buchstaben nach auslegen, da sich hierbei Widersprüche gegen das Wesen der Repräsentativverfassung zeigen würden, doch die unbedingten Regierungsfreunde sowie jene Abgeordneten, die vor einer Verletzung der Form des Grundgesetzes zurückschraken, behielten bei der Abstimmung die Oberhand, und so kam es denn am 24. Februar 1821 zu dem Kammerbeschluß: List müsse bis zur Entscheidung seines Prozesses aus der Kammer austreten. Dieser Beschluß, bei dem die Mehrheit mit sechsundfünfzig Stimmen gegen dreißig stand, war im Gegensatz zur Mehrheit des zur Untersuchung dieser Frage niedergesetzten Ausschusses gefaßt worden. Ludwig Uhland als Referent der Kommission vertrat die entgegengesetzte Anschauung. Eine fünfzehn Monate lang gegen List geführte Untersuchung der Gerichte benutzte selbst die Versuche, die er zu seiner Verteidigung unternahm, insbesondere eine Rede, in der er gegen die ihm drohende Ausschließung in der Kammer protestiert hatte, zu neuen Anklagemomenten. Er wurde endlich auf Grund einer älteren Gesetzesbestimmung, die indessen durch die Verfassung ungültig geworden war, und auf Grund einer ihm ungünstigen Auslegung der über die Presse bestehenden Bestimmungen im April 1822 zu zehn Monaten Festungshaft verurteilt. List legte Berufung gegen das Urteil ein, entzog sich jedoch dessen Vollzug durch die Flucht, weil er darin, daß er seine Person zur Exekution hergäbe, so schreibt er am 1. Mai 1822 aus Straßburg an den Freiherrn von Cotta, eine Handlung sah, die „das Repräsentativsystem und die Würde des Repräsentanten schändet“. Nun beginnt für List eine schlimme Zeit. Von Straßburg begab er sich nach Baden, doch erfuhr er in den süddeutschen Staaten nach der Bestätigung des gegen ihn erkannten Urteils durch das württembergische Obergericht vom Dezember 1822 Hindernisse für seinen dortigen Aufenthalt. Es galt ihm nun, einen gesicherten Wohnsitz zu erringen.

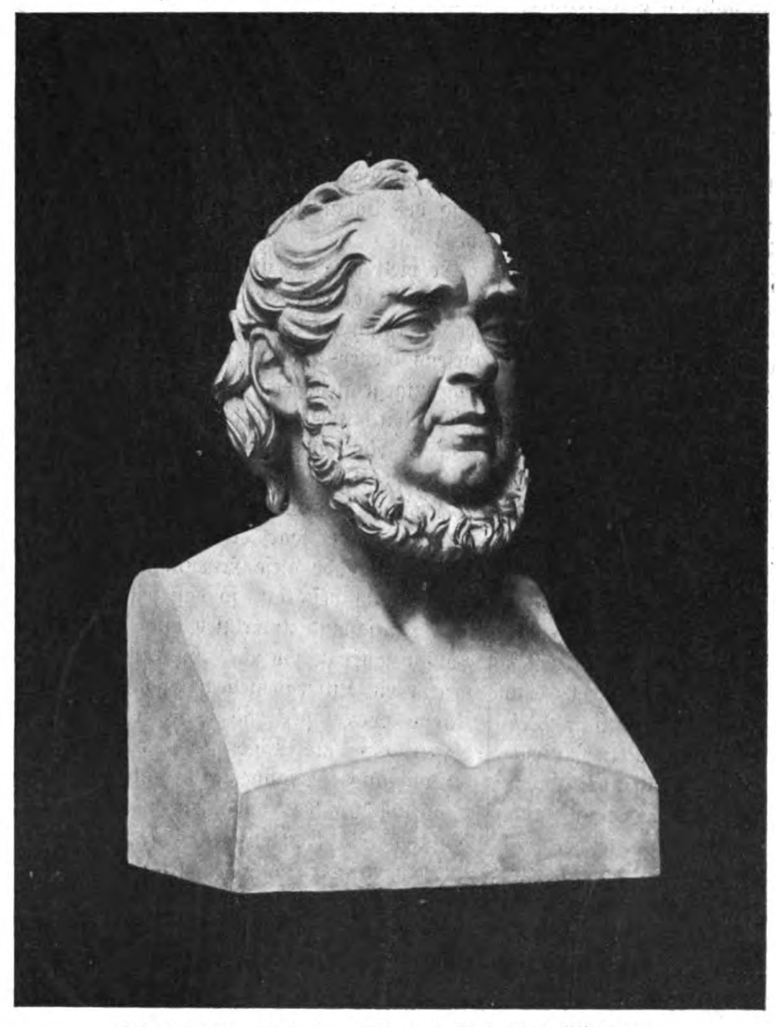
Seit 1818 mit der Tochter des Professors Seybold, Witwe des Bremer Kaufmanns Neidhard, verheiratet, trug er schwer an der Sorge für seine Familie, und soweit er nicht das kleine Vermögen seiner Frau aufzehren wollte, gewann er nur den geringen Ertrag aus der Thätigkeit seiner Feder für die Tagespresse und genoß einige Unterstützung seiner Freunde vom Handelsverein. Bald trug er sich mit dem Plan, eine deutsche Zeitung im Elsaß zu begründen, bald in Paris oder London eine journalistische Thätigkeit aufzunehmen, oder an der Freiburger Hochschule sich zu habilitieren. Nichts davon kam zur Ausführung. Er versuchte vergeblich in der Schweiz sich eine Heimstätte zu begründen, und im Sommer 1824 entschied er sich zur Rückkehr nach Württemberg, in der Hoffnung, auf dem

Gnadenwege den Erlaß der Strafe zu erhalten, deren Ungerechtigkeit er nochmals in der „Themis“ zu begründen suchte. Doch wie wurde er enttäuscht!

Kaum war er in die Heimat zurückgekehrt, so erfolgte seine Verhaftung und Einbringung in die Feste auf dem Asperg. Mehr noch, es ward von neuem eine Strafverfolgung gegen ihn einzuleiten begonnen, die man aus Darlegungen herleiten wollte, wie List sie in einem Begnadigungsgesuch geäußert; und selbst die Drohung, ihn vor die Mainzer Untersuchungsbehörde zu stellen, mußte der schwergekränkte Mann erfahren. Unter der Bedingung, nach Verzicht auf sein Bürgerrecht das Land zu verlassen, ward er nach Verbüßung einer fünfmonatlichen Haft im Januar 1825 entlassen. Die Auswanderung nach Amerika, die er schon vor Jahren ins Auge gefaßt, ward ihm nun zur Notwendigkeit. Am 26. April 1825 fuhr er mit seiner Familie von Le Havre aus über das Weltmeer und erreichte am 10. Juni den Hafen von New-York.

Kaum genügend des Englischen mächtig, konnte er an eine litterarische Thätigkeit, wie sie seiner agitatorischen und lebendigen Eigenart entsprach, vorerst nicht denken. Lafayette, damals in den Vereinigten Staaten lebend, der Lists Freund war und ihn als einen politischen Flüchtling beschützte, konnte vorerst ihn in dieser Richtung kaum fördern. Der lebhafte und gewandte Mann beginnt die Thätigkeit des Farmers, er erwirbt Landbesitz im Staate Pennsylvanien; doch für den Beruf des Landmanns paßte er nicht, er erwarb damit kaum seinen Lebensunterhalt, und so sehen wir ihn nach einem Jahre als Redacteur eines deutschen Blattes in dem kleinen Städtchen Reading. Hier hatte er von neuem Fühlung mit dem politischen Leben, zudem war die Gegend industriereich, und so forderten von ihm hier dieselben handelspolitischen Fragen Beantwortung wie in Deutschland. List nahm seiner Natur nach die Partei der erwerbenden Klassen, die aufstrebten. Man fand hier keine Beschränkung des inneren Verkehrs, wie dies in Deutschland der Fall war, hier forderte die erstarkende Industrie die Abschließung vom Auslande durch das Mittel hoher Zolltarifsätze. Hier konnte sich die Smithsche Lehre kaum als haltbar erweisen. Da List weniger ein Mann der Theorie als vielmehr ein Förderer praktischer Ideen war, so griff er die schon in Frankreich und in der jungen staatswissenschaftlichen Litteratur der Amerikaner ausgesprochenen Gedanken des Schutzzolls zur Unterstützung der Industrie von Pennsylvanien auf, die in seinem Ideenkreise mit verwandten Vorstellungen zusammentrafen. Die Erörterungen, die List nunmehr veröffentlichte, richteten sich gegen die herrschende Lehre in der Volkswirtschaft. In einem Englisch, dem man den Ausländer anmerkte, stellte er in Form von Briefen seine Lehren auf. Es sind die Outlines of American political economy, in a series of letters, addressed by Frederick List Esq., late professor of political economy in the university of Tubingen in Germany, to Charles J. Ingersoll Esq., vice-president of the Pennsylvania society for the promotion of manufactures and the mechanic arts. To which is added the celebrated letters of Mr. Jefferson to Benjamin Austin and of Mr. Madison to the editors of the Lynchburg Virginian (Philadelphia 1827), sowie Appendix to the outlines of American political economy in three additional letters to C. J. Ingersoll (gleichfalls Philadelphia 1827).

Wir begegnen hier allen den Gründen zu Gunsten des Schutzzolls, die in der Debatte stets eine Rolle gespielt haben. Der Verfasser verficht mit Geschick den Satz: Der Schutzzoll schaffe, wenngleich er beim Beginn seiner Wirksamkeit die Produktion verteuere, durch seine Wirkung die Preisermäßigung dieser Produktion, er locke fremdes Kapital an, und die geschützten Betriebe zeigen sich als die regelmäßigen Abnehmer aller Produktion der durch den Zollschutz geförderten Betriebe. Adam Smith erfährt die Kritik, die für Lists gesamte Auffassung des Wirtschaftslebens charakteristisch erscheint. Es sei der Fehler des schottischen Volkswirts, daß er alles wirtschaftliche Handeln entweder als ein vom Individuum ausgehendes oder als eine Thätigkeit der ganzen Menschheit ins Auge fasse, dagegen lasse er das Mittelglied, die einzelnen Nationen als wirtschaftliche Gesamtorgane, völlig unbeachtet. Die staatliche Gesetzgebung hat nach List vor



Friedrich List. Nach einer Büste von Prof. Max Widnmann.

allem danach zu streben, dem Staate als solchem durch ihre Maßnahmen in Bezug auf Handel und Industrie Macht zu schaffen, neben dem Ziele, den Reichtum der Individuen und dadurch den des Staates kräftig zu fördern. Die wirtschaftliche Macht neben der politischen bestimme sich durch den reicheren oder weniger günstigen Nutzen, den die produktive Anwendung einer konkreten Kapitalssumme ergebe.

Erfahrungen aus der Geschichte dienen diesen Sätzen vielfach zur Stütze, und der Verfasser versteht es vortrefflich, dabei auf die unendlich mannigfachen Zustände hinzudeuten, durch die abweichende Einrichtungen und Bestimmungen bei den verschiedenen Nationen als richtig erscheinen. Diese zum Teil wirklich originalen Gedanken konnten den Yankees kaum für bedeutsamer gelten, als daß sie Anschauungen und Lehrsätze in systematischen Zusammenhang stellten, die ihnen aus ihren gesetzgebenden Körperschaften sowie als Anschauungen ihrer eigenen Politiker nicht unbekannt waren. Nannte sich doch die Schutzzollpolitik das „amerikanische System" (American system) κατ' ἐξοχήν, da hier stets das nationale Element bei ihrer Aufstellung ganz hervorragende Betonung erfahren hatte, und galt die Unabhängigkeit vom Auslande insbesondere für alle Bedürfnisse des Krieges nicht auf diesem Boden stets als ein Zeichen politischer Macht?

Es findet sich auch bei den amerikanischen

Geschäftsmännern, die politisch hervortraten, die Methode, ihre Sätze auf die geschichtliche Erfahrung zu stützen und wegen der abweichenden Verhältnisse ihres Landes die scheinbar damit in Widerspruch stehenden Erfahrungen als unzutreffend und deshalb für die Praxis unbrauchbar hinzustellen. Zudem konnte man bei List einen Mangel in der zutreffenden Beurteilung praktischer Verhältnisse antreffen, wie sein Vorschlag aufgefaßt wurde, neben dem Ackerbau auch die Herstellung von Manufakturen durch Sklavenarbeit zu bewirken. Erfuhren nun auch die Listschen Darlegungen durch die Protektionisten in Pennsylvanien eine Zustimmung, so kann ihnen keinesfalls eine irgend bedeutende Einwirkung auf die amerikanische Theorie der Volkswirtschaft zuerkannt werden.

Ein Festessen, das zu Ehren Friedrich Lists am 3. November 1827 im Mansion-House in Philadelphia stattfand, bezeugte ihm den Dank der dortigen Industriellen für sein Eintreten zu ihrem Nutzen, doch konnte er, da seit 1828 die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten eine entschiedene Wendung zum Freihandel nahm, diese Beförderung des Schutzzolls kaum fortführen, zumal sich ihm zu gleicher Zeit eine Gelegenheit eröffnete, seiner Vermögenslage erheblich aufzuhelfen. Auf einem Ausfluge ins Gebirge entdeckte List durch Zufall reiche Steinkohlenlager und warb mit Erfolg Kapitalisten zu deren Ankauf und Betrieb. Wenn nun auch das Unternehmen von anderen durchgeführt wurde, so war doch sein finanzieller Erfolg immerhin derart, sich auf Grund hiervon eine unabhängige Stellung in seinem Vaterlande zu schaffen. Als ein Patriot, auch äußerlich durch die Rücksicht auf die Gesundheit seiner Gattin beeinflußt, hatte er den Gedanken an die Rückkehr nie völlig aufgegeben; war er doch stets der Entwickelung in Deutschland gefolgt und hatte oft erwogen, wie die in der Fremde von ihm gemachten Erfahrungen der deutschen wirtschaftlichen Entwickelung dienen könnten. Schon im Frühjahr 1827 berichtete er dem Techniker Joseph von Baader in München von den verbesserten Transportmitteln in den Vereinigten Staaten. Die Berichte erschienen in der „Allgemeinen Zeitung“. In seinen „Mitteilungen aus Amerika“ 1828 und 1829 hat er schon ein bayerisches Eisenbahnnetz und eine Verbindung dieses Netzes durch eine Bahn mit den Hansestädten im Detail ausgearbeitet, und wie klar und weitschauend hat dieser Mann schon im Beginn die wirtschaftliche Bedeutung des Bahnwesens erfaßt und ausgesprochen!

Er hielt die Zeit um so mehr für günstig zur Rückkehr nach Deutschland, als er dort jetzt energisch der Einführung des Eisenbahnwesens dienen und zur Beseitigung der diesem entgegenstehenden Tendenzen durch seine Thätigkeit mithelfen zu können meinte. Unter dem 8. November 1830 ernannte Jackson List zum Konsul der Vereinigten Staaten in Hamburg. Als er am 20. Dezember in Havre gelandet war, erfuhr er bald darauf, der Senat habe diese Ernennung des Präsidenten nicht bestätigt, so daß seine Rückkehr nach Deutschland unterblieb und er in Paris, gestützt auf persönliche Beziehungen, von neuem ein Litteratenleben begann. In der Revue encyclopédique legte er einige Arbeiten vor als Idées sur les réformes économiques, commerciales et politiques applicables à la France, um zu einer Fortbildung des französischen Eisenbahnwesens und zu einer Hebung des französisch-amerikanischen Handels neue Anregungen zu geben. Als er im Oktober 1831, um seine Familie aus den Vereinigten Staaten abzuholen, dorthin zurückgekehrt war, erhielt er die Ernennung zum amerikanischen Konsul in Leipzig, die bei der Weigerung der sächsischen Regierung, ihn als solchen anzuerkennen, in eine Ernennung zum Konsul für das Großherzogtum Baden umgewandelt wurde.

Vorerst nahm er in Hamburg, seit dem Sommer 1832 indessen in Leipzig seinen Wohnsitz. Hier konnte er in Verbindung mit einem Buchhändler den Verlag des „Staatslexikons“ unternehmen, für dessen Redaktion Rotteck und Welker von ihm gewonnen worden waren. Das seit 1834 erscheinende Werk, heute freilich längst überholt und wohl auch seiner Tendenz wegen mit Recht vergessen, erfreute sich einer steigenden Teilnahme des Publikums. Doch es entsprach Lists Naturell, schnell neue Gegen-

stände lebhaft aufzugreifen, denen er sein wechselndes Interesse zuwandte; denn kurz nach seiner Niederlassung in Leipzig verbreitete er unentgeltlich eine in starker Auflage herausgegebene Schrift: „Über ein sächsisches Eisenbahnsystem als Grundlage eines allgemeinen deutschen Eisenbahnsystems und insbesondere über die Anlegung einer Eisenbahn von Leipzig nach Dresden“. In überzeugender Beweisführung hören wir ihn hier von der Wichtigkeit der Bahnen wie von dem den Unternehmern zufließenden Gewinne sprechen und allen den Zweifeln begegnen, die praktische, vorsichtige Männer hegen konnten; wir erfahren auch bis in das kleinste, welche finanziellen und technischen Bedingungen für diese erste Eisenbahnlinie in Sachsen zu schaffen seien. In dem zur Durchführung dieser Aufgabe zusammengetretenen Ausschuß konnte Friedrich List, gestützt auf seine Sachkenntnis, in nachhaltiger, überzeugender Weise die Ausführung des Planes fördern. Nach diesem Erfolge wird er überall in Deutschland zum Förderer des Eisenbahnbaues, und stets den zweckmäßigsten Anlagen von Bahnlinien redet er das Wort. Er ward durch die Klarheit seiner Darlegungen eine anerkannte Autorität auf diesem Gebiete. 1835 regt seine der badischen Kammer eingereichte Denkschrift den Bau einer Bahn von Basel nach Mannheim an; bald ist er in Magdeburg, bald in Berlin, um für eine Berlin-Hamburger Bahn seinen Einfluß einzusetzen, bald treffen wir ihn in Süddeutschland mit ähnlichen Plänen beschäftigt. Ein „Eisenbahnjournal und Nationalmagazin für die Fortschritte in Handel, Gewerbe und Ackerbau“ gab er zwei Jahre lang, 1835 bis 1837, heraus. Einer seiner größeren Beiträge zum „Staatslexikon“ behandelte das „Deutsche National-Transport-System in volks- und staatswirtschaftlicher Beziehung“. Neben der freundlichen Aufnahme seiner Arbeiten hatte List indessen aus ihnen nur sehr geringen materiellen Nutzen. Seit dem Sommer 1837 war das Bergwerksunternehmen in Pennsylvanien, an dem List finanziell noch stark beteiligt war, in seinem Betriebe zurückgegangen, und da so sein Vermögen angegriffen war, suchte der stets behende und hoffnungsfrohe Mann alle seine Geschäfte abzuwickeln, um sich einer lohnenderen Thätigkeit zuzuwenden. In Paris hoffte er die Ausführung des von ihm zuerst ausgesprochenen Gedankens, die Kosten des Bahnbaues durch die Ausgabe von Papiergeld zu decken, zur Durchführung bringen zu können, doch ward diese Hoffnung wie so manche andere dem ruhelosen Geiste vereitelt. Allein im Kreise seiner Familie konnte er hier litterarisch thätig einige ruhige Jahre verleben. Als Korrespondent für die „Allgemeine Zeitung“ verfolgte er die innere Politik des Julikönigtums und machte sich an die Beantwortung der von der Akademie gestellten Preisaufgabe, welches die zweckmäßigste Methode des Übergangs vom Schutzzoll zum Freihandelssystem sei. List errang aber ebensowenig den Preis wie einer seiner Mitbewerber, und die Aufgabe ward darauf von der Akademie zurückgezogen. In den Jahren 1839 und 1840 schrieb er dann in der „Allgemeinen Zeitung“ wie in der „Deutschen Vierteljahrsschrift“ jene die Zollgesetzgebung und die Handelspolitik behandelnden Arbeiten, welche zum Teil theoretische Erörterungen, zum Teil die Beurteilung aktueller Zeitfragen enthalten. Er konnte dann noch diese Gegenstände, die ihn stets beschäftigten, im ersten Bande eines systematischen Werkes eingehender Behandlung unterwerfen. Der schmerzliche Verlust seines einzigen Sohnes, der in der Fremdenlegion diente, die Spannung zwischen Deutschland und Frankreich in jenen Tagen, da stürmisch das Lied erklang: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein,“ sowie der Wunsch, seine Arbeit zu veröffentlichen, bestärkten ihn in dem Gedanken an die Rückkehr in sein Vaterland, wo er in Eisenbahnfragen bald wieder um seinen sachkundigen Rat gefragt ward.

Das 1841 erschienene Buch Lists: „Das nationale System der politischen Ökonomie“, erster Band, das den Nebentitel trägt: „Der internationale Handel, die Handelspolitik und der deutsche Zollverein“, ist für seine schriftstellerische Eigenart der am meisten maßgebende Faktor geworden und hat deren Wertschätzung in erster Linie für die Nachlebenden bestimmt. Die Schrift soll keine wissenschaftliche Untersuchung darstellen. Abgesehen von der oft auftretenden Ungenauig-

keit und Unsicherheit einzelner Angaben, will sie auch gar nicht unbefangen alle die Punkte klar stellen, die für die Entscheidung der brennenden Fragen zu berücksichtigen sind, sie bringt vielmehr Beweise für die vom Verfasser vertretene Anschauung. Allein die Schrift darf, was gehässige Neider ihr vorgeworfen haben, durchaus nicht als ein Plagiat bezeichnet werden. Sie besitzt durchaus die Originalität ihres Verfassers. Bilden auch die wenigen, wie wir oben sahen, schon vor List in der Debatte für den Schutzzoll gegen den Freihandel verfochtenen, zu Grunde liegenden Sätze die theoretische Begründung seiner Ausführungen, so muß die geistige Potenz, die in dem bewunderungswürdigen Manne wirkt und deren Ausstrahlung den Leser fesselt, als absolut selbständig erscheinen. Ausgezeichnet versteht dieser echte Publicist das dürftige, von ihm benutzte Material zu gruppieren, seinen Zwecken dienstbar zu machen und auf den Willen des Lesers durch die Überzeugungskraft, die seiner den erfaßten Ideen treuen Persönlichkeit innewohnt, zu wirken. Die Gegensätze von Vermögen und Produktionskraft, die amerikanische Lehre vom Vorteil der Landwirtschaft aus dem Bestehen von Fabriken, die Scheidung der Produktivkräfte in persönliche Eigenschaften, gesellschaftliche Zustände und materielles Kapital, diese Elementargedanken seines Systems weiß er bis in alle Konsequenzen auszuspinnen und stets neu zu beleuchten, um immer wieder neue und überzeugende Gründe für den Gedanken des Schutzzolls zu finden. Aber selbst aus geläufigen Sätzen der Volkswirtschaft hat List neue Beweise für seine Ideen zu ziehen gewußt und so die Wissenschaft durch neue Begriffe, wie die der Werkfortsetzung und der Arbeitsvereinigung, gefördert. Seine Anklage gegen das Smithsche System richtet er gegen dessen Kosmopolitismus, Materialismus und Individualismus, denen er die Principien der Nationalität, der Hebung der Produktivkräfte und des Schutzzolls entgegenstellt. Und in der That hat eben seine Opposition gegen Smith, die allein auf die Frage des Schutzzolls hinausläuft, seiner Schrift größere unmittelbare Wirkung gegeben, als die Einwürfe anderer, die an mehreren Punkten die Position Adam Smiths anzugreifen unternahmen, zunächst erreichen konnten.

Kaum vier Monate nach dem Erscheinen des „Nationalen Systems“ war die zweite Auflage notwendig geworden, die dritte erschien 1844. Die deutsche Industrie, in deren Interesse es liegen mußte, wenn die Schutzzölle als dem Gesamtinteresse dienlich in so klassischer Weise dargestellt wurden, war List zu hohem Danke verpflichtet. Obgleich er gehofft hatte, seine Arbeit würde ihm in Bayern oder in Württemberg eine Staatsstellung verschaffen und er noch im Sommer 1841 sich hierum bemüht hatte, sah er sich hier wiederum getäuscht. Nunmehr trat er offen als Vorkämpfer für die Schutzzollpolitik auf, er gab die Anregung zur Begründung von Fabrikantenvereinen in Württemberg und siedelte nach Augsburg über, um zunächst in der „Allgemeinen Zeitung“ für seine Sache einzutreten. Scharfblickende englische Diplomaten hielten List schon damals für die belebende Kraft der deutschen Schutzzollbewegung.

Recht charakteristisch für die Erkenntnis seiner Geistesrichtung ist die Abhandlung über die „Ackerverfassung, Zwergwirtschaft und Auswanderung“, die scheinbar aus dem Rahmen der von ihm behandelten Fragen ausscheidet. Er spricht sich darin mit Entschiedenheit, im Hinblick auf die von ihm bewunderten englischen Zustände, für die Zusammenlegung der Felder und für die größeren Landgüter aus, auch steht er der „Verpachtung“ nicht ohne Sympathie gegenüber; ein Beweis dafür, welche tiefen Eindrücke er von den der Art nach verschiedensten wirtschaftlichen Reformen in seinem lebhaften Geiste gleichmäßig aufzunehmen fähig war. Der deutschen Auswanderung weist er Ungarn als Feld an, das mit Amerika zu vertauschen sei, auch hierbei einen weiten Blick offenbarend; denn die Donautiefländer bilden unzweifelhaft handelspolitisch die besten Brücken zur Levante und nach dem Orient.

Das seit Beginn des Jahres 1843 von ihm herausgegebene „Zollvereinsblatt“ war als handelspolitische Wochenschrift zu dem Zwecke der Vertretung der Schutzzollinteressen begründet worden, zugleich verficht es den Gedanken von der Pflicht des Staates,

zur Erweiterung der Absatzmärkte beizutragen. Hier erkennen wir die volle Eigenart und Kraft des Listschen Talentes; denn es liegt hier das Muster eines Parteiorgans vor, das, nur einen einzigen Gedanken verfolgend, diesen stets durch neue Einkleidung anziehend zu gestalten vermag; und wie geschmackvoll wußte List zu schreiben! Auf die Dauer konnte ihn auch diese kaum im Verhältnis zur aufgewendeten Arbeitskraft reichlich gelohnte journalistische Thätigkeit nicht befriedigen. Er ging im Sommer 1844, ohne seine Arbeiten für die Zeitschrift einzustellen, lange Zeit auf Reisen. Er versucht in Belgien für einen Handelsvertrag mit dem Zollverein thätig zu sein. Den im Herbst 1844 in München versammelten Land- und Forstwirten trägt er, freilich ohne Erfolg, seine Anschauung von der günstigen Einwirkung des Industrieschutzes auf den Ackerbau vor. Er findet keine Zustimmung. Im November 1844 wendet er sich nach Ungarn, dessen unhaltbaren Zuständen er nach Besprechung mit den Führern der ungarischen socialen Gruppen seine Reformthätigkeit zuwenden will. In Wien ausgezeichnet, entwickelt er der Regierung ein solches Reformprogramm zur Beseitigung der Mißstände in Ungarn und zur Hebung der gesamten Monarchie. Er empfiehlt die Verbesserung der Verkehrswege, deren Durchführbarkeit klar darzulegen ihm in musterhafter Weise gegeben war. Er tritt für Aufhebung der Zollgrenzen im Inneren ein. Dennoch konnte List auch hier nicht, trotz der Anerkennung, die seine Vorschläge fanden, sich eine seinen Fähigkeiten entsprechende dauernde Stellung erringen, wie er wohl gehofft hatte.

Seit Mitte Juli 1845 wieder für das „Zollvereinsblatt“ in Augsburg thätig, entbehrte er auch jetzt nicht Zeichen der Dankbarkeit von seiten der deutschen Industriellen; doch die Karlsruher Konferenzen der Zollvereinsstaaten entschieden sich gegen die Schutzzollmaßregeln, und zudem ward seine Theorie in oft leidenschaftlicher und gehässiger Weise angegriffen. Darauf erwiderte er scharf und gereizt in seiner Zeitschrift. Im März und April 1846 finden wir ihn in München, wo er während der Kammerverhandlungen über die Zollfragen mit den Abgeordneten persönlich verhandelt. Doch wie wenig damals die Listschen Theorien an Boden gewannen, zeigte sich darin, daß Cotta den Verlag der Zeitschrift Ende April 1846 aufgab, die List dann allein fortsetzte. Sein rastloser Geist war schon von einem neuen Plan erfüllt. Von England her, dessen Industrie doch sein Schutzzollsystem, wenn in Deutschland verwirklicht, am meisten schädigen mußte, suchte er seinen Ideen Unterstützung zu verschaffen. Er wollte es unternehmen, das englische Volk zu überzeugen, daß ein durch das Mittel des Schutzzolls erstarktes Deutschland, wenn es auch wirtschaftlich für England nachteilig, so doch politisch von bedeutendem Vorteile sein würde, da durch solche Kräftigung der Mitte Europas Rußland und Frankreich, Englands natürliche Rivalen, an Einfluß nnd Bedeutung verlieren würden. Auf eine solche Anschauung der Engländer sollte ein Bündnis Großbritanniens mit Deutschland sich gründen. Hier war List ein wahrer Prophet, nur die Zeiten hatten sich noch nicht erfüllt. Da das britische Ministerium, das die Schutzzölle im eigenen Lande beseitigte, die Voraussetzung nicht zugeben konnte, diese Schutzzölle wären, wie List es in der That glaubte, das Heil für Deutschland, so erhielt er in London auf diesen in einer Denkschrift behandelten Plan eine ablehnende Antwort.

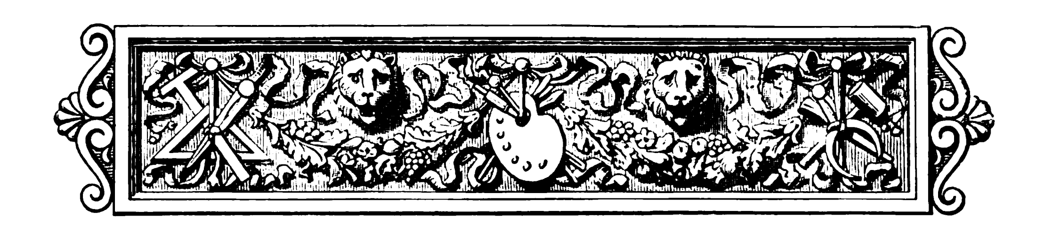
In Deutschland dankte man dem sich aufopfernden patriotischen Manne kaum sein Thun. Verstimmt und körperlich unwohl kehrte er im September 1846 nach Augsburg zurück. Er konnte sich nicht mehr in die unerfreulichen Verhältnisse schicken, die ihm seine Thätigkeit als Verfechter des Schutzzolls auferlegte.

Eine Reise, die er im November unternahm, sollte ihm Kräftigung und Erholung bringen. Er wandte sich zuerst nach München, dann nach Schwaz bei Innsbruck, mußte indessen infolge des schlechten Wetters die beabsichtigten Fußwanderungen aufgeben und umkehren. Da sein körperliches Befinden sich verschlechtert hatte und er, tief verstimmt, seine von ihm als traurig empfundene Lage immer trüber ansah, verbrachte er in voller Verzweiflung furchtbare Tage in Kufstein und endete am 30. November 1846 in der

Nähe von Kufstein sein Leben durch eigene Hand.

Der gewaltsame Tod Friedrich Lists zeigte erst seinen Landsleuten die Größe ihres Verlustes; Pensionen an seine Witwe und Töchter, die der König von Bayern ihnen aussetzte, Sammlungen für seine Hinterbliebenen in Süddeutschland, unter Beteiligung des Königs von Württemberg veranstaltet, die Statue in Reutlingen, die ihm 1863 errichtet ward, was bedeuten sie für diesen prophetischen Geist, der an Deutschlands Zerrissenheit zu Grunde ging, dessen Ideen erst im neuen Deutschen Reiche durch die Hand seines titanischen ersten Kanzlers ihre reiche Erfüllung und ihr rechtes Verständnis gefunden haben. Bedenkt man auch, daß die geistigen Anstrengungen und der Seelenschmerz den edlen Mann gebrochen und er den Schatz aus seinem Inneren, den er seiner Nation so uneigennützig bot, kaum noch hätte mehren können; zieht man ferner in Erwägung, daß Deutschlands Entwickelung nach der Erfahrung zunächst einen anderen Weg einschlug als den von Friedrich List allein für richtig erkannten, so ist dem Manne, der zuerst der vormärzlichen Beamtenschaft gegenüber es unternahm, das volkswirtschaftliche Interesse öffentlich zu vertreten, das Verdienst nicht streitig zu machen, daß er umwälzend auf die Methode der Behandlung wirtschafts- und handelspolitischer Fragen seit seiner Zeit eingewirkt hat. Er lehrte die Wirtschaftspolitik vom entwickelungsgeschichtlichen Standpunkte aus zu betrachten und wußte die selbsterkämpften Gedanken in plastischer Darstellung vorzutragen. Deshalb ist sein „Nationales System“, dessen früheste Würdigung Wilhelm Roscher ausgesprochen, als ein Werk der Fachwissenschaft dennoch in den Besitz der Nationallitteratur übergegangen. Allen, denen es bei der Wirtschaftspolitik des Staates nicht nur um den größeren oder geringeren Gewinn zu thun ist, sondern die in deren richtiger Leitung die Voraussetzung erkennen zur Entfaltung nationaler Kultur und politischer Macht, soll Friedrich List in seinem Wirken ein Muster bleiben. Dadurch aber, daß wir den Nutzen und die Frucht jener Art der Thätigkeit, die der begeisterungsfähige, unglückliche Mann geübt, auch für die Gegenwart anerkennen, werden wir seinem Andenken den schönsten Dankeszoll entrichten.





Moretto.

Von
Adolf Buetler.

Von den vier größeren Städten, welche der Italienfahrer auf der Strecke Mailand bis Venedig passiert, wird das von Natur, Kunst und Dichtergenius so reich geschmückte Verona zumeist eingehend besichtigt, Padua um seines altberühmten Namens sowie Giottos wegen noch gerade mitgenommen, während Vicenza und Brescia der drängenden Sehnsucht nach der Lagunenstadt gewöhnlich geopfert werden. Und doch ist Vicenza, in der lieblichsten Gegend gelegen, von einem Schlag Menschen bewohnt, der seit Goethes preisenden Worten nichts an edler Schönheit eingebüßt hat, gefüllt mit den herrlichsten Bauwerken eines der allergrößten Meister der Renaissance, und mit einem nicht zu verachtenden Gemäldemuseum geschmückt, vielleicht geradezu die Perle unter den kleineren Städten des städtereichen Italiens; und jedenfalls hat das Land kaum ein schöneres Schaustück zu bieten, als der genießt, der an einem Sonntag des Abends — an Wochentagen pflegt in dem Städtchen nicht „Corso“ zu sein — auf dem herrlichen Platz vor dem nach Jakob Burckhardt und nach der Wahrheit edelsten Profanbau Italiens, der Basilika des Palladio, sich ergeht, bei hellem Mondschein eine weiche italienische Militärmusik gemächlich einschlürfend und in Bewunderung einer aus fast lauter schönen und auch meist hübsch gekleideten, feinen, zierlichen Menschen bestehenden Zuhörerschaft. Brescia sodann, obschon nicht so angefüllt mit edlen Bauwerken wie die Vaterstadt Palladios, ist einer eingehenden Besichtigung nicht weniger würdig, wie denn überhaupt der alte Rat der Kenner Italiens, das Land namentlich auch in seinen kleineren Städten zu studieren, für die kleinen Städte Oberitaliens in erster Linie Berechtigung hat. Brescia ist wunderschön gelegen und kann nach dieser Hinsicht Verona an die Seite gestellt werden; die Stadt ist von der neuzeitlichen Uniformierung und Verflachung viel weniger als irgend eine der oberitalienischen Städte berührt worden; in der berühmten Loggia Sansovinos besitzt sie ein Bauwerk ersten Ranges; und dann birgt Brescia die Schätze eines Malers, der unter denen der großen Zeit der Renaissance in die erste Reihe gestellt werden muß: die Meisterwerke des Alessandro Bonvicino, genannt Moretto.

In der Biographie Friedrich Nietzsches von seiner Schwester liest man nachstehende Stelle aus einem Briefe des Philosophen: „Wenn ich dann einmal weiter reise, so werde ich Brescia ins Auge fassen, um auch dort wieder auszuruhen, das heißt wahrhaft zu reisen, wahrhaft zur Erholung zu reisen! Dort will ich die Bilder eines großen Venetianers studieren, des Moretto, und nur diese: so werde ich mir nicht den Magen, die Augen und die Ferien verderben.“ Dieser Brief datiert aus dem Jahre 1872, und damals war eine Reise zu den Meisterwerken Morettos noch beinahe eine Wallfahrt zu einem neuen Heiligen. Noch in den siebziger Jahren dieses Jahrhunderts war der Name Morettos in Italien wenig, im Ausland außerhalb der Kreise der eigentlichen Kunstkenner kaum bekannt. Es ist

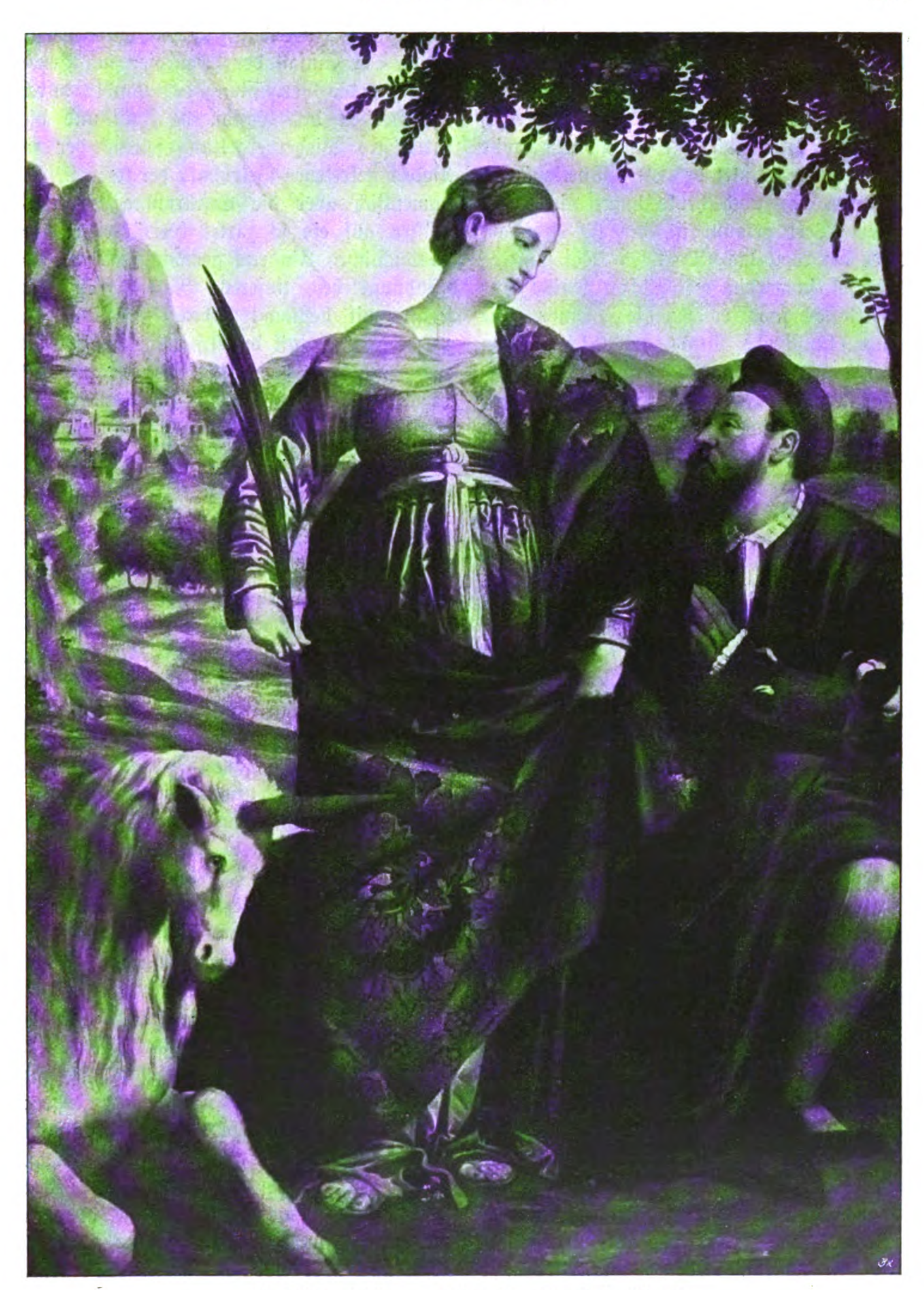
eine wunderliche Geschichte, die Geschichte der Werke des Malers von Brescia, dieser Meisterwerke, die als öffentliches Geheimnis drei Jahrhunderte vor den Augen einer verständnislosen Welt dalagen, von den Wänden aller Kirchen Brescias herabgrüßend, während stumpfe Augen gleichgültig zu ihnen emporsahen oder auch daneben vorbeisahen. Moretto mußte erst wieder entdeckt werden, diese großen Schönheiten mußten der Welt erst wieder gedeutet werden. Sein Werk hatte ein noch schlimmeres Schicksal als das jenes anderen großen Venetianers, des Gian Battista Tiepolo, dessen Auferstehung aus jahrhundertelanger Vernachlässigung und Mißachtung Venedig vor drei Jahren so glanzvoll gefeiert hat. Morettos Name ist drei Jahrhunderte hindurch so gut wie verschollen gewesen, und zu seinen Lebzeiten war der Künstler zwar wohl geachtet, auch über den kleinen Kreis Brescias hinaus, aber weit entfernt von einer allgemeinen Anerkennung, wie sie der nicht an ihn heranreichende Tiepolo denn doch genossen hat.

Schon Vasari, an dessen Feder so viel Malerschicksal und Malerruhm haftet, hat ihn übel vernachlässigt, scheint ihn kaum gekannt zu haben. Er spricht von ihm mit einiger Achtung, stellt ihn jedoch dem mittelmäßigen Girolamo da Carpi nach. Dann blieb es still, ein Jahrhundert und länger. Im achtzehnten Jahrhundert hatte Ridolfi nur wenige Zeilen für ihn; noch um die Mitte des laufenden Jahrhunderts sind in Italien sogar Kunstgeschichten erschienen, die Moretto unerwähnt lassen. Entdeckt haben ihn Deutsche und Franzosen. Coindet schreibt in seiner 1850 erschienenen Kunstgeschichte: „Ich erinnere mich des mit einer gewissen Unruhe gemischten Erstaunens, das ich empfand, als ich beim Besuch der Kirchen Brescias diesen Gemälden von so seltenem Verdienst mich gegenübersah. Alle mit dem gleichen Namen, einem mir so gut wie unbekannten Namen unterzeichnet! So viel Talent und so wenig Ruf, das war mir unerklärlich."

Seither ist es dann mit dem Ruhm des Meisters von Brescia in raschem Tempo aufwärts gegangen. In den Ländern deutscher Zunge haben Jakob Burckhardt, Henry Thode, Fritz Harck mit Nachdruck auf Morettos Verdienste hingewiesen, und so ist es denn allmählich im Laufe der letzten vierzig Jahre in den kunstliebenden Kreisen der ganzen Welt bekannt geworden, daß Italiens unerschöpflich reiche Renaissance einen Meister ersten Ranges mehr zähle.

Auch in Brescia, wo der Name Morettos wenigstens nie ganz vergessen war, wurde man aufmerksam. Die Lokalhistoriker durchstöberten die Archive und fanden dies und das, ein Künstler der Stadt schenkte ein reiches Vermächtnis für ein Denkmal, und im letzten September wurde dann endlich unter Mitwirkung von drei Ministern und zwanzig Abgeordneten und Senatoren, bei ungeheurem Jubel und großer Festesfreude der ganzen Stadt, Morettos Standbild, ein Werk des Bildhauers Ghidoni, feierlich enthüllt. Das Standbild von monumentalen Dimensionen, die Statuen aus Bronze, ist jetzt wenn nicht das beste, so doch das glänzendste Denkmal der Stadt.

Um die Ehre, Vaterstadt Morettos zu heißen, streiten sich Brescia und das benachbarte Rovato. Der Federkampf ist in den letzten Jahren recht hitzig gewesen, wie es dem in Italien trotz aller Centralisation immer noch überaus lebendigen städtischen Patriotismus angemessen ist. Aus beiden Städten sind Familien Bonvicino schon aus dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts nachgewiesen — in Rovato giebt es eine Familie dieses Namens noch heute —, in beiden Städten wird das Geburtshaus des Meisters gezeigt. In Rovato ist es das jetzige Schulhaus, in Brescia ein kleines Haus in nächster Nähe der berühmten Loggia Sansovinos. Indes sind die Ansprüche Brescias ungleich besser begründet, und es kann heute als ausgemacht gelten, daß Alessandro Bonvicino, genannt Moretto, in Brescia das Licht der Welt erblickt hat, und zwar als Kind eines schon eingebürgerten Vaters. Die Familie war gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts in Brescia aus dem Bergamaskischen eingewandert, der Großvater, in der Zunft der Wollarbeiter als Meister eingeschrieben, hatte zwei Söhne, die beide Maler wurden, und der, wie es scheint, einzige Sprößling des älteren, Pietro, der noch 1498 in Brescia lebte, ist unser großer Moretto.



Die heilige Justina. (Kaiserl. Gemäldegalerie, Wien.)

Es ist in den letzten Jahren dem Forscherfleiß der Gelehrten Brescias beschieden gewesen, einige Urkunden über den so lange beinahe verschollen gewesenen Künstler aufzufinden. Nicht viele, aber wir sind doch schon jetzt über den Meister von Brescia wenigstens etwas besser unterrichtet als über den Meister von Parma, mit dessen Leben das Morettos übrigens eine große Ähnlichkeit zeigt. Gleich Correggio muß

auch Moretto in seinem Talent sein schönstes Dasein gefunden haben, gleich ihm hat er nur seiner Kunst gelebt, Reichtümer und Ehren weder erstrebt noch erlangt. Auch sein Leben spielte sich in einem kleinen Kreise ab, in einem Winkel des alten venetianischen Gebietes, der noch heute lange nicht nach seinem Wert gekannt ist, damals aber am Ende der Welt lag. Doch war sein äußeres Schicksal immerhin erfreulicher. Nicht nur im Kloster fand er dumpfe Gönner, eine ganze kunstfrohe Stadt erkannte in ihm ihren ersten Meister an, wie die vielen Aufträge für die vornehmsten Stellen der ersten Kirchen Brescias beweisen, und auch über das Weichbild der Stadt hinaus, sogar bis nach Venedig, hatte sich, wo nicht sein Ruhm, so doch sein Ruf verbreitet, so daß der große Brandschatzer der damaligen Künstler, Pietro Aretino, es der Mühe wert fand, auch ihn um ein Gemälde anzugehen. Wir wissen auch, daß Moretto nicht, wie Correggio, mit der Not des Lebens zu kämpfen hatte.

Wie wir gesehen haben, entstammte Moretto einer Familie, der die Kunst nicht fremd war. Von seinem Vater wird er die Elemente gelernt haben, sein Oheim, der als Maler der Loggia Municipale in der Kunstgeschichte ein kleines Plätzchen behauptet, wird nicht ohne Einfluß auf den Knaben geblieben sein, dessen eigentlicher Lehrer aber Fioravante Ferramola war. Wie alle Großen war er frühreif in seiner Kunst. Wir finden den Achtzehnjährigen schon bei der ehrenvollen Aufgabe der Ausschmückung des alten Domes beschäftigt. Bald darauf malte er in verschiedenen Kirchen der Stadt. Zu Anfang der zwanziger Jahre ist er nach einer allerdings nicht weiter beglaubigten Notiz eines Kunstschriftstellers des siebzehnten Jahrhunderts nach Venedig gegangen; daß er aber im Hause Tizians gelebt und zu seinen Lieblingsschülern gehört habe, ist eine späte Anekdote, für die es keinerlei geschichtliche Belege giebt. Jedenfalls blieb er nicht lange in der Lagunenstadt, denn wir finden den Dreiundzwanzigjährigen wieder in Brescia, wo er zusammen mit dem berühmten Romanino, mit dem er von nun an bis zu seinem Tode in edlem Wetteifer um die Palme rang, die Kapelle der Kirche San Giovanni ausmalte.

Morettos Jugend fiel in eine wildbewegte Zeit. Der Einfall der Franzosen ins Venetianische, die Verwüstung des Landes durch die Horden des Gaston de Foix und die furchtbare Wiedervergeltung seitens der zu Boden getretenen Bewohner der terra firma, namentlich aber die Erstürmung Brescias müssen auf ein so zartes Gemüt einen unauslöschlichen Eindruck gemacht, ja das Empfindungsleben unseres Malers für sein Leben mit bestimmt haben. Ist doch an furchtbarer Tragik der Katastrophe Brescias und dem Fall der Stadt im Jahre 1512 in der ganzen Geschichte der italienischen Renaissance nur etwa der Kampf und Fall Sienas gleichzustellen. Moretto hat einmal, in der berühmten strage degli innocenti (in San Giovanni zu Brescia) eine Mordscene gemalt, mit solcher Kraft und überzeugenden Wahrheit, daß man sich des Gedankens nicht erwehrt, der Maler habe hier durch künstlerische Darstellung quälende Jugendeindrücke, die ihm an der Seele fraßen, loszuwerden getrachtet. Allein die Urkraft des Lebens dieser Renaissancestädte bewährte sich auch im Falle Brescias: nach einigen Jahren war der Schlag verwunden, und unter dem milden venetianischen Regiment, an welches Brescia und sein Gebiet 1516 wieder zurückgefallen war, blühte die Stadt fröhlich wieder auf — dank nicht zuletzt solchen Naturen, wie unser Meister eine war, der seine Heimat wie eine Mutter geliebt haben muß, wie er denn ein ganzes Leben verwendet hat, sie wie einen Altar zu schmücken. Seiner großen Begabung hätte es nicht unmöglich sein müssen, sich unter den Malern von Venedig, Florenz oder Rom einen ersten Platz zu erringen; wenn er in seinem nun zur Provinzialstadt herabgesunkenen Brescia blieb, so wird man hierfür die Liebe zu der Vaterstadt, den Willen, ihr Treue zu halten, als obersten Erklärungsgrund hinzuziehen dürfen. Begeisterung aber und Verständnis für seine Kunst konnte Moretto in Brescia so gut finden wie in irgend einem Teil des Italiens jener Zeit.

Wir können aus den Aufgaben, welche Brescia dem Künstler zuwies, ersehen, daß er in seiner Kunst hoch angesehen war. Aber auch die benachbarten Städte kannten und

schätzten den Meister. Aus Bergamo, aus Trento, aus Verona erhielt er ehrenvolle Aufträge. Auch in die kleinen und kleinsten Städtchen des alten brescianischen Gebietes hinauszuziehen, verschmähte er nicht. Den weitaus größten Teil seines Lebens aber muß er in Brescia zugebracht haben, hier befinden sich von den hundertachtundzwanzig uns von ihm erhaltenen Werken neunundsechzig. In Brescia war er auch wohnhaft. Ein Zufall hat einige Papiere ans Licht gebracht, die uns auch in seine Häuslichkeit einen Einblick gestatten: der Maler besaß in Brescia ein eigenes Haus, das er mit einer arbeitsunfähigen armen Verwandten bewohnte, ferner hatte der Meister noch ein achtzehnjähriges Mädchen, das er verheiratete, und dessen kleines Schwesterchen „per amor di Dio“ aufgenommen. Er muß sich also wohl eines bescheidenen Wohlstandes erfreut haben. Um im Alter nicht einsam zu sein, verheiratete sich Moretto im Jahre 1550 mit einer Maria Mareschini, die ihm zwei Töchter und einen Sohn gebar, der in der Folge in den Jesuitenorden eintrat. Nach nur vierjähriger Ehe starb Moretto, vor dem Herbst des Jahres 1554; der genaue Todestag ist nicht bekannt, und auch der Ort nicht, wo Brescias größter Maler begraben liegt.

Das merkwürdigste uns über Moretto erhalten gebliebene Aktenstück ist ein Dankschreiben des berüchtigten Aretino für Zusendung des schon erwähnten Porträts. Der auch für die Schätzung Morettos bezeichnende schnurrige Brief mit seinem verstiegenen Witz mag um so eher einer Übersetzung wert sein, als er auch ein gutes Probestück bildet von der Schreibweise des genialen und verworfenen Freundes Sansovinos und des großen Tizian. Aretino schreibt:



Standbild Morettos in Brescia.

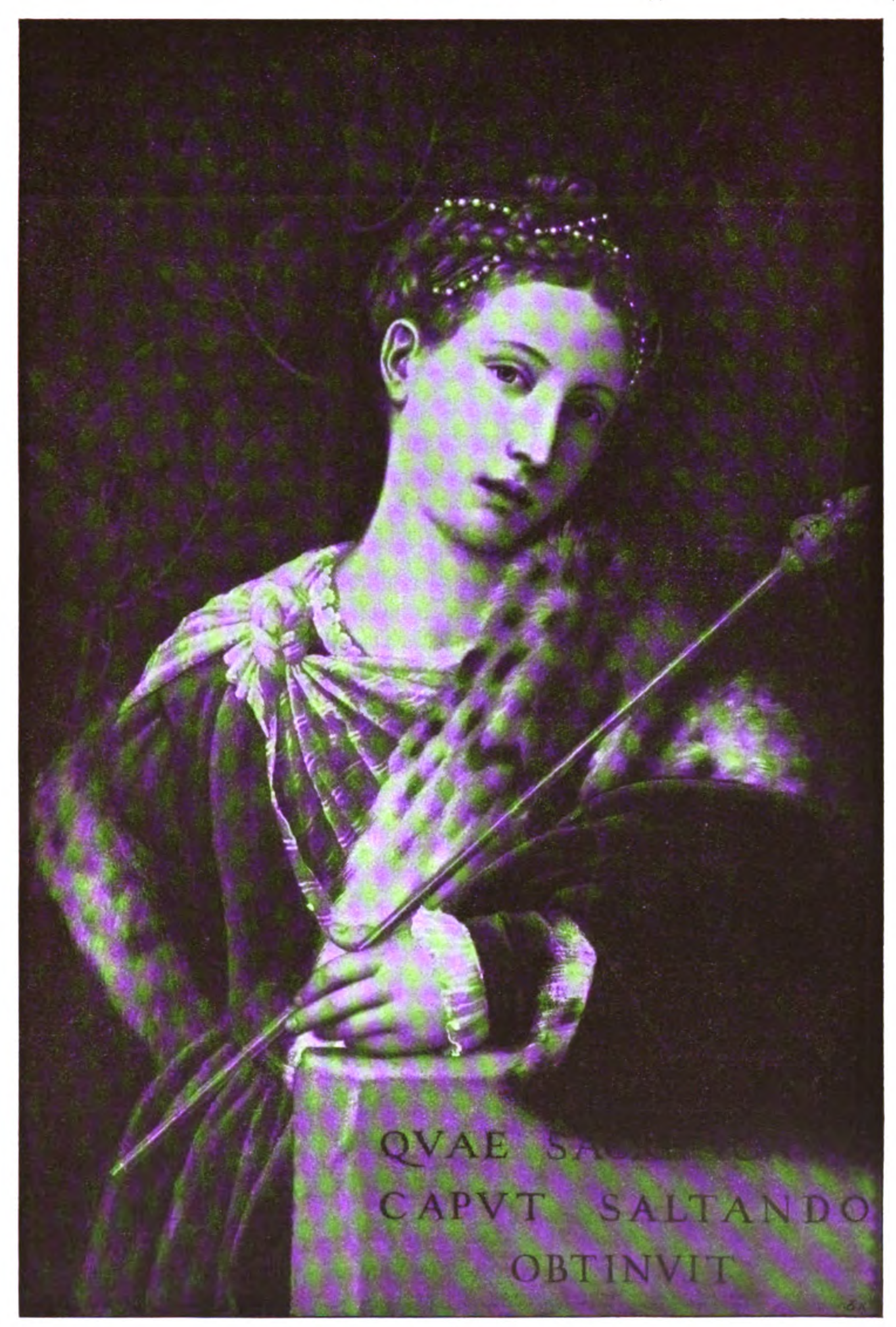
„Sansovino, der berühmte Bildhauer und bewundernswerte Baumeister, ein Ehrenmann, hat uns persönlich das Porträt überbracht, das Ihr uns unter seiner Adresse geschickt habt. Gewißlich ist dasselbe aller Bewunderung wert, und es ist von jedermann gerühmt worden, und jeder Kenner der Kunst hat die natürliche Verschmelzung der mit wunderbarem Verstand und mit großer Anmut über Licht und Schatten ausgegossenen Farben bewundert. Und ich sehe mir in Eurem Gemälde so ähnlich, daß, während ich in Gedanken versunken bin über den Weltlauf und die jetzige schlechte Zeit und den betrübten Zustand der Christenheit, und mein Nachsinnen mich fast um den Verstand bringt und in die innerste Verzweiflung treibt, ich nicht mehr weiß, ob der Hauch meines Geistes in meinem Körper oder in Eurem Gemälde ist. So daß das Gemälde zweifelhafter nach dem Leben gemalt ist, als der Spiegel malt, wenn er eine fremde Gestalt mit den Anzeichen der eigenen Natur wiedergiebt.“ Übrigens habe er das Gemälde dem Herzog von Urbino, „dieser Zufluchtsstätte der beweinenswerten Tugend unseres Italiens“, geschenkt und damit auch Brescia, die Mutter von Morettos „göttlichem Genius“, in der richtigen Weise zu ehren geglaubt. Das Schreiben ist datiert: September, in Venedig, MDXLIII.

Es ist merkwürdig genug und ein Beitrag auch zur Charakteristik Aretinos, daß der fromme Meister von Brescia, der, so weit wir sehen, außer einigen Porträts nur religiöse Bilder gemalt und auf keinem seiner Gemälde die leiseste freie Nudität gewagt hat, einen solchen Freund hatte. Aus dem Schreiben möchte man schließen, daß Moretto auch in seinem Mannesalter einmal in Venedig geweilt und vielleicht dort den Freund Tizians persönlich kennen gelernt habe — wohl auch nach dessen besseren Charakterseiten. Denn solche muß der zügellose Lästerer und Pornograph denn doch besessen haben; ohne eine solche Annahme wäre seine Freundschaft zu so vielen bedeutenden und reinen Gestalten jener Zeit nicht zu erklären.

Noch ist uns Kunde erhalten von zwei anderen, weniger fragwürdigen Freundschaften unseres Meisters. Der Naturkundige A. Gallo, der in der Geschichte der Botanik mit Achtung genannt wird, war Morettos Testamentsvollstrecker und zusammen mit Morettos Frau der Vormund seiner Kinder, und der berühmte Orgelbauer Giacomo Antignati stand mit Moretto in freundschaftlichem Briefwechsel.

So erscheint Moretto als ein ehrsamer, geachteter „Meister“, über das Handwerk hinausgehoben durch alles, was eine hochstrebende, zarte und feine Seele und ein ganz großes Talent über die Beschränktheit enger Zustände hinausheben kann, ihm aber angehörend nach Stand, Vermögen und wohl auch Einschätzung seitens seiner Mitbürger. Zum Malerfürsten nach Art von Tizian und Rubens hatte er wohl keine Anlage und also als ein lauterer, in Redlichkeit gegen sich selber lebender Mensch auch keine Wünsche, seine sociale Stellung über seine Kraft zu steigern. Kein Kaiser Karl V. und wahrscheinlich kein Bürgermeister von Brescia oder selbst von Rovato wird ihm je einen zu Boden gefallenen Pinsel aufgehoben haben. Aber worunter er auch in seinem Leben gelitten haben mag — und seine Bilder beweisen ein reiches und somit auch ein an Schmerzen und Leiden reiches Leben —, hierunter wird er nicht gelitten haben. Unablässig ringend, wie er seine Visionen würdig auf die Leinwand bringen möchte; fleißig und Aufträge auch aus den bescheidensten Dorfkirchlein nicht abweisend, weil er nicht um Gewinnstes willen malte; gläubig mit der Zeit und tief religiös, weil die Legenden seines Glaubens dem Maler unerschöpfliche Gelegenheit boten, die schönsten und zartesten menschlichen Dinge und Empfindungen, weibliche Schönheit und Reinheit, männliche Kraft, Begeisterung, Treue, Hingebung, Opfermut, in die Perspektive der Ewigkeit zu erheben; schlicht, anspruchslos nach außen, gütig und mildthätig: so werden wir uns den großen Meister von Brescia zu denken haben.

Noch ein Zug sei erwähnt, der durch seine ganze Kunst geht: Moretto war ein verehrendes Gemüt. Er lebt nicht unter seinen Gestalten, als einer, der allenfalls sich auch zutraute, mit ihnen zu reden, wenn sie plötzlich in Fleisch und Blut vor ihm erscheinen sollten, wie andere große Maler



Herodias' Tochter. (Pinakothek, Brescia.)

— und Michelangelo selbst seinen Titanen gegenüber — er blickt zu ihnen hinauf, nicht aus dem Abgrund irgend eines Sündergefühls, sondern in freier, verehrender Männlichkeit.

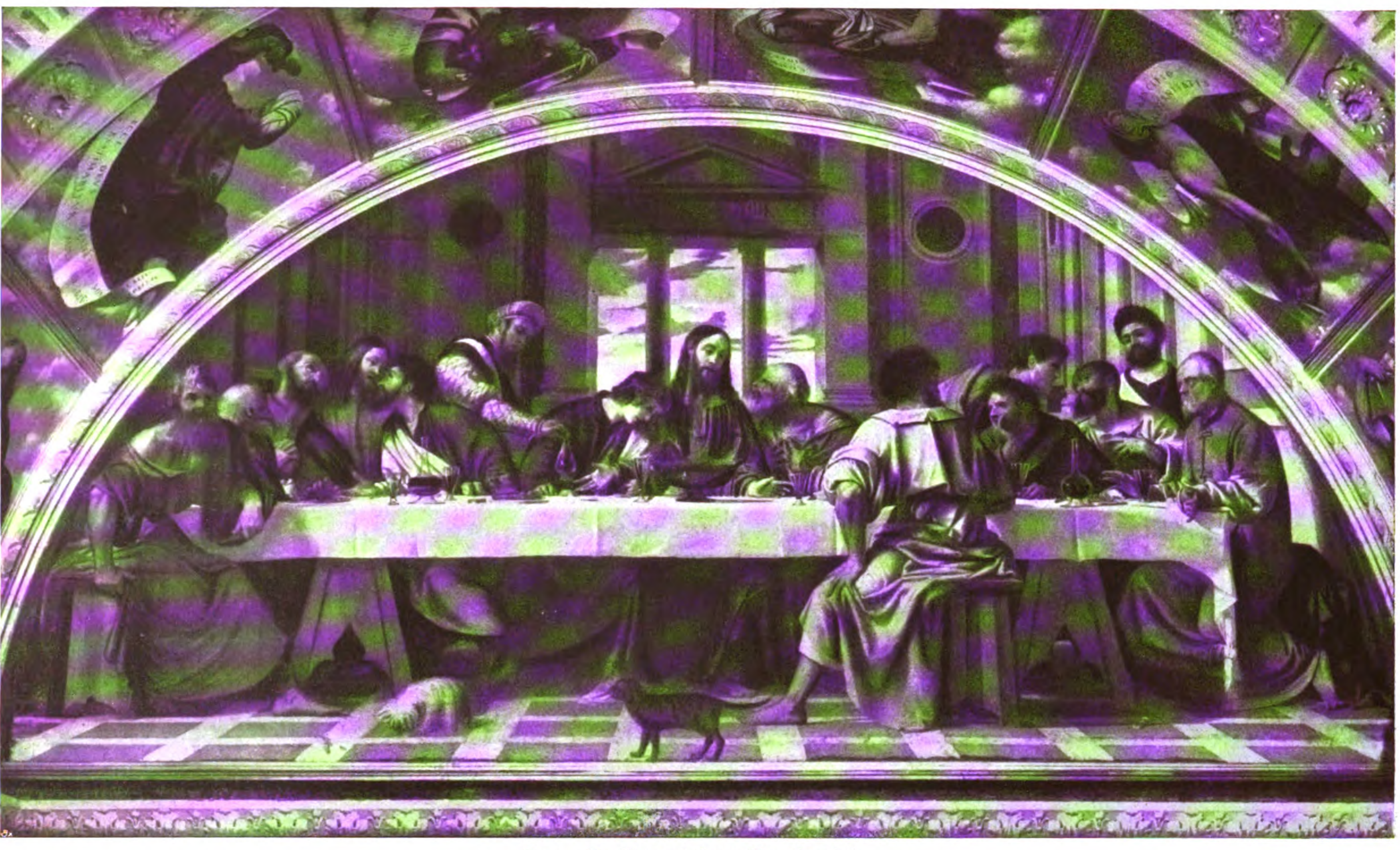
Moretto gehört der venetianischen Maler-

schule an, aber er nimmt in ihr eine eigene Stellung ein. Wie schon bemerkt, ist es nicht sicher, obgleich sehr wahrscheinlich, daß er Venedig gesehen, aber er ist mächtig beeinflußt von der Malweise der Schule und besonders von Tizian, von welchem Gemälde zu sehen er auch in Brescia und namentlich Verona Gelegenheit hatte. Er hat in mehreren Gemälden den großen Venetianer augenscheinlich direkt nachgeahmt, und mit so viel Erfolg, daß einige derselben bis auf die jüngste Zeit Tizian zugeschrieben wurden. So vier kleine Gemälde, „Beschneidung", „Anbetung der Könige", „Mariä Heimsuchung" und „Geburt Christi" im Museum von Köln, ebenso ein „Kreuztragender Christus" in der Galerie von Bergamo. Ein Gemälde Tizians hat Moretto direkt kopiert. Aber der Einfluß erstreckt sich nur auf die Malweise; vom Geiste der venetianischen Schule, ihrer Lebensfreudigkeit, ihrer freien Sinnlichkeit, ihrem Genügen an Form und Farbe ist wenig — und wohl allzuwenig — auf Moretto übergegangen. Es ist bereits bemerkt worden, daß er, von einigen Porträts abgesehen, nur religiöse Bilder gemalt hat. Aber diese malte er nicht nach dem Geiste der Maler der Lagunenstadt. Einer von Morettos letzten Biographen schreibt: „Welcher Gegensatz zwischen ihm und den zeitgenössischen Venetianern, welche sozusagen mit der Farbe dachten und fühlten und auf den Altären der Kirchen Bildnisse von Courtisanen anbrachten! Bisweilen möchte man sagen, daß der Meister von Brescia in früherer Zeit, zusammen mit den Malern des Quattrocento, mit Bellini, Carpaccio und Cima da Conegliano, gelebt habe." Dem Paolo Veronese erteilte eines Tages die venetianische Regierung einen scharfen Verweis wegen weltlichen Details in religiösen Gemälden. Der Rat von Brescia wird zu einem solchen Tadel an Moretto nie Anlaß gehabt haben. Er hat von seinen Zeitgenossen, von Tizian, Raphael und, wie es scheint, auch dem älteren Palma, in Zeichnung, Kolorit, Perspektive und Gruppierung viel angenommen; nach der Reinheit seiner Gedanken und Gefühle gehört er nicht seiner Zeit an.

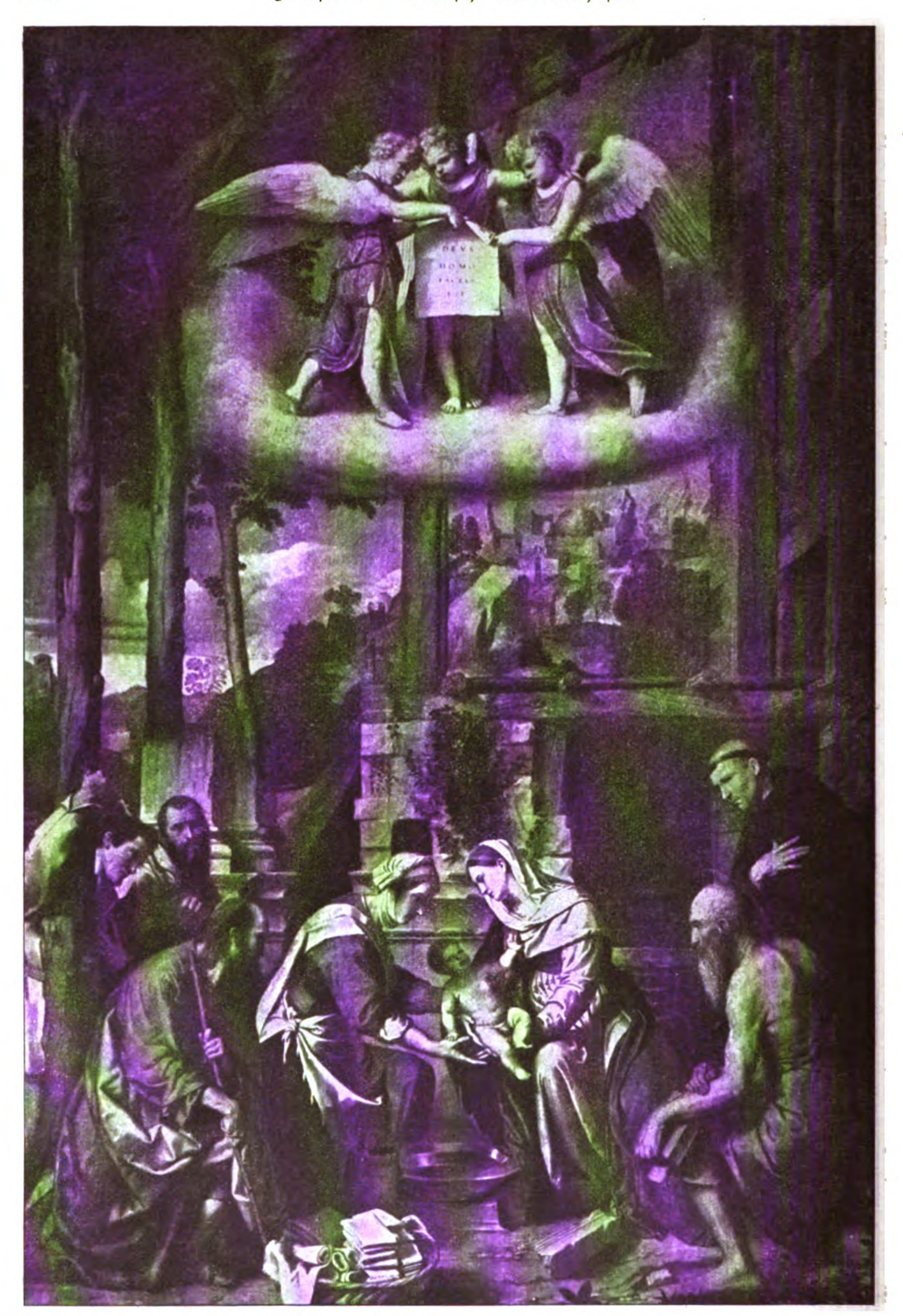
Von Morettos Gemälden war eines seit langem weltberühmt, aber freilich ging es nicht unter Morettos Namen: die „S. Giustina" im Museum des Belvedere in Wien. Frühere Kataloge schrieben das Bild Raphael zu, ein späterer Tizian, und erst der für Morettos Kunst begeisterte Ransonnet hat das wunderbare Gemälde seinem Urheber vindiziert. Wäre der wahre Autor stets bekannt gewesen, so hätte das Bild als weithin sichtbares Panier Morettos Ruf hochgehalten, und auch des Meisters übrige Werke wären wohl nicht so lange im Dunkel geblieben.

Übrigens werden noch andere Gemälde von Ruf jetzt Moretto zugeschrieben, während andererseits kaum zu bezweifeln ist, daß eine Anzahl von unter Morettos Namen gehenden Gemälden nicht von seiner Hand sind, man müßte denn eine höchst unregelmäßige sprungweise Entwickelung des Malers nach Technik und Erfindung annehmen, wofür es in der Kunstgeschichte kaum ein zweites Beispiel gäbe. Die Moretto-Forschung hat hier einiges Licht verbreitet und dürfte noch manches Dunkel aufhellen, wenn auch wie in ähnlichen Fällen vieles für immer unsicher bleiben wird.

Fast noch berühmter ist in Italien eines der schwächeren Werke des Meisters, die „Madonna di Paitone", durch die daran sich knüpfende Legende geworden. Ridolfi erzählt nach der Überlieferung die Legende, die herkömmliche Geschichte von der einem Kinde erschienenen Madonna, die dann, im Verein mit dem geheimnisvoll und reizend in einem Bergthal zehn Meilen von Brescia gelegenen Paitone, dem Bilde, in Italien aber nur, einen Ruf durch die Jahrhunderte verschafft hat. Indes hat Moretto in mehr als einem Kirchlein des brescianischen Gebietes Bilder gemalt, die der berühmten Madonna von Paitone an Wert gleichkommen. Seine besten und größten Gemälde aber befinden sich in Brescia selber. Zu besuchen sind die in jedem besseren Fremdenführer jetzt mit Hinweisung auf Moretto angeführten Kirchen, namentlich der Duomo Vecchio, San Clemente, S. Maria Calchera, S. S. Nazaro e Celso, S. Giovanni Evangelista, Sante Cristo, San Francesco, Santa Maria delle Grazie, sodann die Pinacoteca Communale und Palazzo vecchio Salvadego (wegen eines der weni-

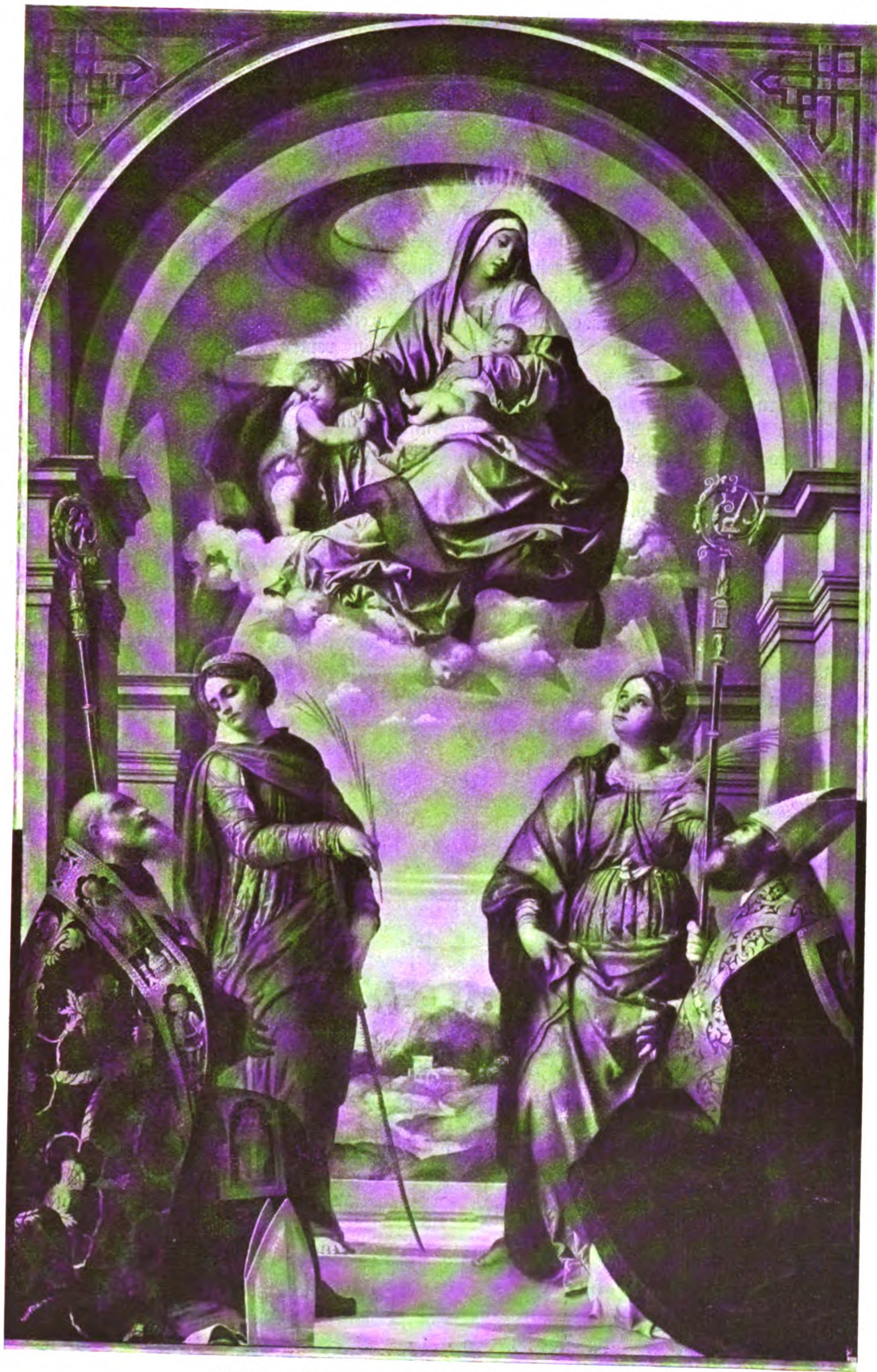


Cena. (S. Giovanni Evangelista, Brescia.)



Heilige Krippe. (Galerie Martinengo, Brescia.)

gen uns von Moretto erhaltenen Porträts). Auch in der Brera von Mailand findet sich einiges, in Venedig ist das berühmte Bild „La Maddalena in casa del Fariseo“, eines seiner allerbesten, in S. Maria della Pietà, nicht zu vernachlässigen. Verschiedenes findet



Madonna mit Heiligen. (Galerie Martinengo, Brescia.)

sich in dem Königl. Museum in Berlin, gar nichts, wenigstens nichts sicher Festgestelltes, in Florenz, und in Rom nur ein einziges Bild im Vatikan.

Ein neuerer Kunstschriftsteller, der die Gestalten auf Morettos Bildern kritisch durchgeht, kommt zu folgendem Endurteil, dem wir uns anschließen: „Im ganzen sind die Figuren Morettos kräftig und von schönster Gesundheit, sie drücken tief den resignierten Schmerz oder das ruhige Gefühl anbetender Verehrung aus, aber nie weder Ausbrüche sei es von Freude, sei es von Wut; und in den beiden einzigen Bildern, wo die Darstellung tragisch und wildbewegt ist, in S. Pietro Martire der Ambrosiana und in der strage degli innocenti in San Giovanni von Brescia, hat er, wie wir wissen, Motive aus Tizian und Raphael nachgeahmt. Wie seine Personen ist seine Technik gesund und kräftig. In der Komposition zeigt er eine gesättigte Harmonie, bisweilen werden selbst durch diesen Zug nach Gleichgewicht lebhaftere, feurigere Tendenzen erstickt. Eher als die Eleganz und kühne Phantastik, welche in den Nachfolgern Tizians glänzen und in Paul Veronese später zu einem so wunderbaren Ausdruck kommen, um über ein trübes Jahrhundert hinweg in der großen Abendröte der venetianischen Malerei, in Gian Battista Tiepolo, noch einmal aufzuleuchten, müssen wir in Moretto suchen die Treue und etwas bäuerliche Schlichtheit und ein ruhiges Selbstgefühl, wodurch er, bei zahlreichen Schwankungen, seine künstlerische Persönlichkeit ungeschmälert sich zu erhalten verstanden hat.“

Moretto war ein großer Künstler und muß ein reiner liebenswerter Mensch gewesen sein. Er übermittelt keine großen Emotionen, aber seine besten Werke dringen unvergeßlich ins Herz, wie in günstiger Stunde eine edle ferne Weise tiefer sich einprägt als die glänzendste Symphonie. Er ist kein Panier für eine neue Partei in der Kunst; edle, kunstbegeisterte Menschen haben ihn wieder entdeckt, und nicht ist er auf den Wogen einer „neuen Strömung“ emporgetragen worden. Edle, kunstbegeisterte Menschen werden den reinen, schlichten, wahrhaft großen Meister von Brescia in ihr Herz schließen.





Die Haustierwelt Asiens.

Von

Konrad Keller.

Von Jugend auf sind wir gewohnt, den altehrwürdigen Boden Asiens mit einem gewissen Gefühl des Dankes zu bewundern, das am ehesten den Gesinnungen eines Kindes gegenüber der Mutter vergleichbar ist. Sagt uns doch die Geschichte, daß die Wiege unserer Kultur im Osten, unter den glücklichen Breiten Südasiens gestanden hat. Hatte sich dieser Glaubenssatz in uns frühzeitig festgesetzt, so kam hinterher die Anthropologie unterstützend hinzu, indem sie den Bildungsherd des Menschengeschlechtes in die gleichen Regionen zu verlegen trachtete; sie machte es wahrscheinlich, daß unser bereits altgewordenes Europa keine autochthone Bevölkerung besaß, sondern in wiederholten Völkerschüben von Osten aus besiedelt wurde.

Fern liegt uns hier, eine Einmischung zu versuchen in den Hausstreit der Prähistoriker, der Indologen, der Assyrologen und der Ägyptologen, wenn sie uns bald diese, bald jene Kultur als die älteste vorführen — sicher ist nur so viel, daß wir manches aus der Kulturwelt des Ostens übernommen haben und daß die asiatische Gedankenwelt befruchtend auf Europa gewirkt hat; die urgeschichtlichen Funde haben dafür ja ganz überraschende Belege beigebracht; aber ebenso sicher ist es, daß auch aus anderen Regionen Kultureinflüsse auf uns eingewirkt haben. Man muß sich stets vor Augen halten, daß selbständige Anläufe zu höherer Geistesentwickelung an ganz verschiedenen Punkten der Erde unternommen worden sind, hat doch die amerikanische Urbevölkerung ohne fremde Einwirkung verhältnismäßig hohe Kulturen erzeugt; sie sind nun freilich erloschen. Auch Afrika mit seinen eigenartigen Halbkulturen erscheint uns sehr merkwürdig; im Nilthal erstand sogar eine bewunderungswürdige, augenscheinlich sehr alte Blüte menschlicher Geisteskultur, von welcher wir in Europa offenbar mehr beeinflußt worden sind, als man gewöhnlich zugeben will.

Der geistige Aufschwung der Völker erfolgt nicht von heute auf morgen, er vollzieht sich meist mühsam, und selbst da, wo er scheinbar plötzlich auftritt, wie wir dies in allerjüngster Zeit im äußersten Osten Asiens sowie auf dem Hochlande Äthiopiens gesehen haben, mußte der Boden erst sorgfältig vorbereitet werden, bevor ein auslösendes Moment die rasche Wandlung der Dinge herbeizuführen vermochte.

Außerordentlich zutreffend bemerkt der Leipziger Professor Ratzel, daß der geistige Kulturerwerb eines Volkes immer einen gesicherten materiellen Besitz als Grundlage voraussetzt — verarmt ein Volk materiell, so geht auch die Geisteskultur rückwärts!

Um eine geschichtliche Bedeutung zu erlangen, mußte ein Volk sich erst frei machen von den Launen und Wechselfällen der Natur; reine Jägervölker, die uns ja noch an verschiedenen Punkten der Erde erhalten geblieben sind, vermochten niemals einen dauerhaften Kulturanlauf zu unternehmen, denn ihre ganze Sorge ging in dem mühseligen, unsicheren Nahrungserwerb auf.

Die erste große und befreiende That, die sich wohl am frühesten auf asiatischem Boden

vollzog, bestand sicher darin, eine geregelte Wirtschaft zu treiben, d. h. aus der umgebenden Natur eine genügende Zahl von pflanzlichen und tierischen Lebewesen herauszusuchen, um sie bleibend an die Umgebung des Menschen zu fesseln und dienstbar zu machen.

Agrikultur oder Landwirtschaft im weitesten Sinne ist die erste Stufe zur höheren Kultur gewesen, daher betrachten es die Staatsmänner aller Länder als eine ihrer wichtigsten Aufgaben, diese Grundlage sicher zu stellen. Wie unfrei sind die Völker, die jene Stufe nicht erreicht haben. Der Rückgang der amerikanischen Urbevölkerung, das Hinsiechen der gelben Rasse im Südwesten von Afrika hängt mit der Verarmung der Jagdgründe zusammen. Wie unfrei erscheint uns der einstige Höhlenbewohner Mitteleuropas, der von der Natur gleichsam nur geduldet wird, gegenüber dem viel weiter vorgeschrittenen Pfahlbauer, der bereits geregelte Landwirtschaft treibt.

Naiv denkende Völker des Altertums waren sich denn auch vollkommen klar über die Tragweite dieses ersten Kulturschrittes, und mit rührender Dankbarkeit gaben sie dieser Erkenntnis Ausdruck. Man denke nur an den feinsinnigen Bewohner Altägyptens, der den Haustierkultus zur höchsten Blüte gebracht hat; noch heute pflegt in China der Kaiser alljährlich die Bedeutung des Ackerbaues symbolisch in einer religiösen Handlung auszudrücken.

Die örtlichen Bedingungen haben naturgemäß verschiedene Wege vorgezeichnet. Da, wo gutbewässerte Niederungen vorherrschten, wie dies beispielsweise in Ostasien der Fall ist, drängte die wirtschaftliche Entwickelung zum Ackerbau hin, d. h. zur Erziehung von Kulturpflanzen. Ausgedehnte Steppenländer oder Gebirgsländer begünstigten umgekehrt die Viehzucht, d. h. die Erziehung und Pflege brauchbarer Haustiere. So sind die Steppenländer Innerasiens mit ungeheuren Herden zahmer Tiere erfüllt; das Hochland Äthiopiens oder die Savannenländer am oberen Nil geben jenen an Herdenreichtum kaum etwas nach. Andererseits liefert Altägypten ein klassisches Beispiel, wie frühzeitig sich beide Richtungen nebeneinander entwickeln konnten.

Wir mußten diese Bemerkungen vorausschicken, um zu verstehen, warum Asien die Wiege der Kultur sein konnte oder, wie man sich wohl richtiger ausdrückt, einen bevorzugten, wenn auch nicht ausschließlichen Bildungsherd alter Kulturen darstellt.

Hängt die frühzeitige Geistesentwickelung von der gesicherten materiellen Entwickelung ab, dann ist es doch wohl nichts weiter als ein specieller Deduktionsschluß, der uns zwingt, die Urheimat wichtiger Haustiere und Kulturpflanzen, diese notwendigen Requisiten einer geregelten Wirtschaft, auf asiatischem Boden zu suchen. Die Forschung hat denn auch frühzeitig nach jener Richtung Ausschau gehalten. Hier soll lediglich das tierische Inventar der alten und modernen Asiaten berücksichtigt werden; es stellt sich als auffallend reich heraus, jedenfalls reich genug, um teilweise noch die beiden Nachbarkontinente Europa und Afrika auszustatten.

So befremdend es auch auf den ersten Blick scheinen mag, so ist es doch ganz naturgemäß, daß in Asien die Gewinnung von Haustieren einen ungemein wichtigen Hebel des Kulturfortschrittes bildete. Unter allen Umständen müssen wir aber in Asien anfragen, sobald wir ein Bild der Geschichte, der Wanderungserscheinungen sowie der Umbildungen der heimischen Hausgenossen erlangen wollen.

Als lebende Zeugen menschlicher Thatkraft und Geistesarbeit sagen diese, sobald sie nur richtig befragt werden, ungemein viel aus über alte Wanderstraßen, welche der Mensch in der Vorzeit begangen hat. Haustiergeschichte und menschliche Wanderungsgeschichte sind sozusagen aufs engste verbunden; als gewaltige Völkerwellen von Osten aus den afrikanischen Kontinent wie unser Europa überfluteten, da erschienen die neuen Ankömmlinge nicht immer mit leeren Händen, sie brachten schon der Lebensfürsorge wegen vielfach ihre Haustiere mit.

Es darf daher nicht überraschen, wenn wesentlich vom Boden der Kulturgeschichte aus der geistreiche Isidor Geoffroy St. Hilaire um die Mitte dieses Jahrhunderts den Satz aufstellte, daß unsere Haustiere, wenigstens die ältesten und wichtigsten, ihre Urheimat im Orient, in Asien haben.

Dieser Satz gilt in weiten Kreisen heute

noch als feststehendes Dogma, da Sprachforschung und Geschichte ihn zu unterstützen scheinen. Indessen müssen wir uns vor einer allzu schablonenhaften Auffassung der Dinge hüten, denn auch der Süden, d. h. die afrikanische Welt, hat uns nach dieser Seite hin zu gewissen Zeiten offenbar viel stärker beeinflußt, als man bisher zugegeben hat.

Als bald nachher die überraschenden Entdeckungen in den früher völlig übersehenen Pfahlbauten in Mitteleuropa gemacht wurden, da erhielt der so kühn hingeworfene Satz von Isidor Geoffroy St. Hilaire nur teilweise seine Bestätigung. Für die Haustiergeschichte begann eine neue und fruchtbare Phase. Man sah bald ein, daß kulturhistorische oder gar sprachwissenschaftliche Methoden nicht ausreichen, um über die Heimat der ältesten Hausgenossen ins klare zu kommen. Bis dahin behandelte die Naturwissenschaft den Gegenstand mit erstaunlicher Geringschätzung, fast vornehm wies sie eine Berührung mit ihm ab, denn eigentlich waren die Haustiere nur des gemeinen Nahrungserwerbes wegen da und verdienten kaum Beachtung von seiten der Wissenschaft. Aber nach und nach gaben die vergleichende Anatomie, die Ethnographie sowie die Tiergeographie der Haustiergeschichte einen tieferen Inhalt, ihr Zusammenwirken ermöglichte die Lösung biologischer Fragen von höchstem Interesse. Nur langsam brach sich diese Erkenntnis Bahn; es ist sehr bezeichnend, daß ein Naturforscher vom Range eines Darwin, der diesen Fragen jahrelang nachging und sie dann in einem trefflichen Werke erörterte, in den zoologischen Fachkreisen eigentlich nur einen Achtungserfolg erzielt hat.

Um so erfreulicher ist die Rührigkeit in der Gegenwart, man beginnt die Kontinente der Alten Welt nach ihrem Haustierinhalt genauer zu durchsuchen und stößt dabei auf alte Rassen, die uns bisher entgangen sind. Hat uns selbst das scheinbar gutbekannte Europa doch in jüngster Zeit Überraschungen geboten, wie viel mehr werden wir in Afrika, besonders aber in Asien, noch zu erwarten haben.

Südasien mit der vorgelagerten Inselwelt, sowie die Hochländer Innerasiens mit ihrem erstaunlichen Reichtum an tierischen Arten sind offenbar für die Haustiergewinnung ganz besonders fruchtbar gewesen, weil kulturfähige Menschenrassen aus dem vorhandenen Wildmaterial frühzeitig das Tauglichste herausfanden; weit weniger fruchtbar erwies sich der Osten und Norden von Asien.

Drei Menschenrassen sind es vorzugsweise, welche die asiatischen Ländermassen besiedeln: die Malaien im Südosten, die Mongolen im Osten und in Hochasien, dann die kaukasischen Elemente im südlichen und westlichen Teil von Asien. Wahrscheinlich sind alle drei Rassen an der Gewinnung asiatischer Haustiere beteiligt.

Wenn man bedenkt, daß gerade die wichtigsten Haustiere ein sehr hohes Alter besitzen und deren Erwerbung aus den früher erwähnten Gründen in die vorgeschichtliche Zeit fällt, so läßt sich die Region nicht immer genau umschreiben, aus der ein gezähmtes Geschöpf hervorgegangen ist. Wir müssen uns mit Wahrscheinlichkeitsbeweisen begnügen, doch gelingt es durch richtige Verbindung anatomischer, tiergeographischer, ethnographischer und archäologischer Thatsachen, in manchen Fällen der Wahrheit sehr nahe zu kommen.

Was die malaiischen Volkselemente im südöstlichen Asien anbetrifft, so neigen sie vorwiegend zur Schiffahrt und zum Handel, doch fehlt bei ihnen die Viehzucht keineswegs; die am meisten nach Westen vorgeschobenen Malaien, die im Inneren von Madagaskar ansässigen Hova treiben sogar eine äußerst starke Rinderzucht; im Osten des malaiischen Archipels tritt der Büffel als wichtigstes Haustier auf.

Zwei Hausgeschöpfe sind aller Wahrscheinlichkeit nach zuerst im malaiischen Kulturkreise aufgetreten, nämlich das Schwein und das Huhn, welche heute so ziemlich über die ganze Erde verbreitet erscheinen. Beide waren im Besitz malaiischer Völker, bevor sie in Berührung mit dem Europäer kamen.

Das Schwein ist von jenen überall gehegt, malaiische Frauen legen zuweilen gegenüber dem anderwärts etwas geringschätzig behandelten Borstentier eine große Zärtlichkeit an den Tag. Im papuanischen Archipel streifen die zahmen Schweine in der Nähe der Dörfer oder in den Dorfgassen umher, kommen jedoch abends auf die Lockrufe der

Eingeborenen zu den Hütten gelaufen, um das dargebotene Futter entgegenzunehmen. In jener Region lebt heute noch in großer Zahl ein Wildschwein, aus dem die asiatischen Hausschweine herangezogen wurden. Nach den mustergültigen vergleichend-anatomischen Untersuchungen eines Hermann von Nathusius, welche von späteren Forschern bestätigt werden konnten, unterliegt es keinem Zweifel, daß wir das Bindenschwein Südasiens (Sus vittatus) als wilde Stammquelle anzusehen haben. Sehr früh scheint das zahme Schwein den Chinesen übermittelt worden zu sein, aber auch nach Westen war sein Vordringen allgemein. Wir begegnen ihm auf afrikanischem Boden, dann stark verbreitet über Europa während der vorgeschichtlichen Zeit.

Das Torfschwein der Pfahlbauten im Norden der Alpen ist das älteste zahme Schwein Europas; mit unserem europäischen Wildschwein hat es anatomisch nichts zu thun; es ist ein verhältnismäßig zart und schlank gebautes Geschöpf mit kurzem, spitzem Gesicht und schwach ausgebildetem Rüssel; die kurzen Eckzähne konnten kaum über die Lippen hervortreten. Das Torfschwein verhielt sich zu dem erst später auftretenden europäischen Landschwein etwa wie ein Ferkel zum angehenden Keiler. Aus den assyrischen Darstellungen zu schließen, war wohl Mesopotamien der Weg, den das Torfschwein nach Europa eingeschlagen hat. Wie ich mich an Resten aus keltischen und römischen Niederlassungen in der Schweiz überzeugen konnte, war im Norden der Alpen noch in den ersten Jahrhunderten das Torfschwein vorherrschend, erst später wird es durch das Hausschwein europäischer Abstammung abgelöst und vermochte sich nur noch in einzelnen versteckten Alpenthälern verhältnismäßig rein zu behaupten. Inselartige Bezirke dieser alten Rasse finden sich beispielsweise im Bündner Oberland sowie in den südlichen Thalschaften des Wallis.

Ein merkwürdiger Umschwung vollzog sich in diesem Jahrhundert: neuerdings erfolgte eine starke Einwanderung aus Ostasien, freilich auf anderen Wegen als in vorhistorischer Zeit und unter dem Einfluß der modernen Verkehrsmittel. Es sind jetzt die alten Landrassen europäischen Ursprungs, welche immer mehr zurückweichen.

Ungefähr den gleichen Weg hat später das Huhn genommen. Man kann heute die vielumstrittene Frage der Herkunft unseres Haushuhnes als geklärt betrachten, denn von asiatischen Wildhühnern kommt doch wohl vorwiegend, wenn nicht gar ausschließlich das weitverbreitete Bankivahuhn als Stammquelle in Betracht. Darwin schreibt den Malaien die ältesten Zuchtversuche zu, von ihnen aus fand das Huhn den Weg nach Indien, China und Japan; daß es hier seit langer Zeit eingebürgert ist, geht aus den zahlreichen, zum Teil sehr geschätzten Zuchtrassen hervor.

Über Persien und Mesopotamien langte es im sechsten Jahrhundert v. Chr. in Europa an, um Christi Geburt herum dürfte es in Mitteleuropa angekommen sein; die Römer haben auf ihren Kolonisationszügen jedenfalls stark an seiner Verbreitung mitgewirkt, denn während in den schweizerischen Pfahlbauten sichere Spuren fehlen, fand ich seine Reste schon ziemlich zahlreich in einer römischen Niederlassung in der Schweiz.

Merkwürdig erscheint, daß dieses Geschöpf auf seinem Zuge nach Westen schon in Persien eine ihm ursprünglich fehlende Kultbedeutung erlangt hat. Unerklärlich erscheint dies freilich nicht, denn das weithin hörbare Krähen des Hahnes mußte die phantasievollen Bewohner Vorderasiens suggestiv stark beeinflussen; der Hahn wird als seelisches Geschöpf zum Symbol der Wachsamkeit, er verscheucht die bösen Geister der Nacht.

Diese Bedeutung geht auch in Europa nicht völlig verloren; bei den Römern spielt das Huhn als Geschöpf der Vorsehung eine wichtige Rolle; der gewiß nicht allzu kritische Plinius ärgert sich sogar darüber, daß öffentliche Dinge von Hühnern beeinflußt werden. Auch in germanischen Landen erhält sich noch ein Rest des bei den Zendvölkern entstandenen Glaubens: auf den Kirchtürmen prangt über dem christlichen Kreuze der Hahn, der die Dämonen aus den geheiligten Stätten zu bannen vermag.

Zu den ältesten Haustieren gehört unstreitig das Rind, wohl das dankbarste und segenbringendste Geschöpf, das die gütige Natur dem Menschen geliefert hat.

Asien hat frühzeitig ein eigenartiges Hausrind gewonnen, nämlich das durch einen

ansehnlichen Fettbuckel ausgezeichnete Höckerrind oder Zeburind. In der Gegenwart über das ganze tropische und subtropische Gebiet der Alten Welt ausgebreitet, hat das Zeburind ohne jeden Zweifel von Asien aus seinen Weg nach dem tropischen Afrika genommen, da dieses Festland gar keine Wildrinder im engeren Sinne des Wortes besitzt. Im Norden reichen die Buckelrinder bis in die kirgisischen Steppen hinein, werden aber dort stark mit europäischen Rindern gekreuzt; im äußersten Osten treten sie gegen den Büffel sehr zurück.

Das gutmütige, lenksame Geschöpf ist dem indischen Volkscharakter vortrefflich angepaßt. Die Milch, wenn auch nicht gerade ausgiebig, zeichnet sich durch feinen Geschmack aus, ebenso das Fleisch, das allerdings an vielen Orten nicht verwertet wird. Als Zugtier findet es seiner Behendigkeit wegen vielseitige Verwendung im Gegensatz zu unserem phlegmatischen europäischen Rinde. Es trabt hurtig vor dem zweiräderigen Ochsenkarren, was wohl jedem Besucher von Ceylon in lebhafter Erinnerung bleibt. Gegenwärtig verwendet man es sogar für militärische Zwecke; das Fürstentum Mysore muß jedes Jahr fünfhundert Rinder zu Zuchtzwecken an die Engländer abliefern, da diese ein Remontendepot eingerichtet haben, um die Artillerie mit Zeburindern zu bespannen; die Trainsoldaten schätzen solche als gute Reittiere. Bekanntlich tauchte auch beim Beginne des letzten franco-madagassischen Krieges der Vorschlag auf, indische Rinder an Stelle der Pferde zu verwenden.

Die Bildsamkeit asiatischer Rinder ist ungemein groß und hat zur Entstehung zahlreicher Rassen geführt; wir kennen Formen von gewaltiger Größe und mächtigem, oft nach hinten ausgelegtem Gehörn, daneben kommen eigentliche Zwergformen und selbst hornlose Schläge vor. Der Fettbuckel, offenbar ein Erzeugnis der züchterischen Kunst, erscheint bald mächtig, bald fehlt er vollständig.

Wir können heute nur annähernd feststellen, wo der Bildungsherd des Höckerrindes liegt, jedenfalls ist er in Südasien zu suchen. Dafür spricht hauptsächlich die tiergeographische Thatsache, daß der Reichtum an Wildrindern in jener Region ganz hervorragend ist; er bildet ein Seitenstück zu dem überraschenden Reichtum an Wildschafen in Hochasien. Aus anatomischen Gründen dürfen wir schließen, daß eines der schönsten Wildrinder des Ostens, der Banteng (Bos sondaicus), als Stammform angesehen werden muß — das Zeburind ist ein gezähmter Banteng! Noch gegenwärtig lebt er auf dem südasiatischen Festlande, aber auch auf Java, Sumatra und Borneo. Bantengkälber werden sehr leicht zahm, und in Java kommt es vor, daß zahme Kühe mit Bantengstieren gekreuzt werden, wohl der Blutauffrischung wegen.

Ob malaiische Volkselemente die ersten Zähmungsversuche unternommen haben, wissen wir nicht; es klingt dies nicht gerade wahrscheinlich, weit mehr Gründe sprechen dafür, daß es in Vorderindien geschehen ist.

Auf dem Festlande treffen wir in Südindien wohl die meisten Rinder an, auch die Abhänge des Himalaya bieten durch ihren Herdenreichtum ein Bild, das lebhaft an unsere Alpengebiete erinnert. In der Neuzeit herrscht eine starke Neigung, das alte Mesopotamien als Bildungsherd für alle möglichen Kulturerwerbungen auszugeben; ich bezweifle jedoch, daß wir dort den Bildungsherd von zahmen Rindern zu suchen haben, denn deren Rolle war im Altertum kaum hervorragend, und gegenwärtig ist die Rinderzucht in Mesopotamien gänzlich in Verfall geraten. Bei den Semiten trat das Rind schon frühzeitig auf, man berichtet ja von dort her über den Kultus des goldenen Kalbes und anderen schönen Dingen; in Arabien leben durchweg klein gebaute, ziemlich kurzhörnige Rinder mit nicht sehr stark entwickeltem Fetthöcker.

Hinterindien ist mehr lokal reich an Rindern, in den tieferen Lagen von Birma hat der Büffel eine dem Rind ebenbürtige Stellung erlangt, während dieses in dem mehr gebirgigen Norden überwiegt. Siam scheint einen großen Rinderreichtum zu besitzen, weniger ist dies in China der Fall, während das abgeschlossene Korea wiederum herdenreich erscheint.

Eigentümlich berührt uns die Heilighaltung des Hausrindes in Indien; dieser religiöse Zug geht durch die ganze Bevölkerung, soweit sie nicht mohammedanisch ist, und geradezu rührende Sorgfalt wird den alten

oder kranken Tieren erwiesen; die indischen Tierspitäler werden jedem Besucher einen eigenartigen Eindruck hinterlassen. Augenscheinlich ist diese Kultbedeutung sehr alt; noch gegenwärtig sind in Indien einzelne angeblich aus grauer Vorzeit stammende Kuhbilder vorhanden, denen große Verehrung entgegengebracht wird; besonders berühmt ist das Bild der heiligen Kuh „Nandy“, zu welchem in den letzten Jahren, da Hungersnot und Pest wüteten, die Indier ähnliche Wallfahrten unternahmen wie einst die altägyptischen Frauen zur Katzengöttin Baast.

Das Buckelrind hat auf seinem Wanderzuge nach Westen die Kultbedeutung nicht verloren, diese wurde vielmehr gesteigert, wie uns der merkwürdige Apiskult im Nilthal belehrt. Ist er hier auch längst erloschen, so lebt er in verzerrten Spuren heute noch bei einzelnen afrikanischen Volkselementen fort. Die Baggara halten das Rind so hoch, daß sie ihren Namen von der Kuh entlehnt haben, bei den Somalen wurde es mir nicht gestattet, Zeichnungen oder photographische Aufnahmen von Rindern zu machen, während Schafe oder Ziegen für solche Zwecke leicht zu erhalten waren.

Asiatischen Ursprungs ist sicher der Büffel, doch sehen wir zur Zeit bezüglich der Herkunft und des Alters der Zähmung wenig klar. In der Neuzeit sind gute Darstellungen vom Büffel aus einer sehr frühen Zeitperiode Altägyptens aufgefunden worden; ich kann sie aber nicht als ägyptische Funde ansehen; wahrscheinlich stammen sie aus dem assyrisch-babylonischen Kulturkreise, da der Büffel auch aus jener Region bildlich dargestellt wird.

Von kleineren Hausgeschöpfen ist der Hund über das ganze asiatische Gebiet zerstreut, aber unsere Kenntnis der einzelnen Rassen erweist sich als recht lückenhaft. Was vorliegt, läßt immerhin beachtenswerte Schlußfolgerungen zu.

Als Wächter des Hauses, dann als höchst brauchbarer Gehilfe bei der Jagd hat der zahme Hund frühzeitig eine wichtige Bedeutung in dem menschlichen Haushalt erlangt, aber gerade das hohe Alter dieses Haustieres hat die Feststellung seiner Abstammung erschwert. Die vielen Kontroversen hierüber und die bereits stark angewachsene Litteratur vermochten eigentlich nur wenige Punkte sicher zu ermitteln. Daß die einzelnen Rassen in ihrem Ursprung verschieden sind, daß wir Gruppen von nördlicher und solche von äquatorialer Abstammung annehmen müssen, ist eigentlich fast alles, was wir zur Zeit nachweisen können. Meiner Ansicht nach hat Asien vieles von seinem Hundematerial von außen her bezogen, aber auch Anteil an der Erzeugung gewisser Rassen genommen. Spitzartige Hunde reichen bis zum äußersten Osten, sind sogar über den südasiatischen Archipel zerstreut; sie stehen dem prähistorischen Torfhund nahe, weiter läßt sich über den Ort ihrer Entstehung nichts aussagen.

Windhunden von flüchtigem Charakter begegnen wir nicht allein in Arabien und Persien, sondern noch recht häufig in Birma. Wie mir ein guter Kenner jenes Landes mitteilt, werden sie dort zur Hirschjagd benutzt. Diese Geschöpfe sind wohl Fremdlinge auf asiatischem Boden, sie stammen zweifellos vom altägyptischen Windhund, als dessen Stammland sich Innerafrika entpuppen dürfte. In den Dörfern am oberen Nil laufen heute noch eigentümliche, hochbeinige Hunde umher, die sofort an jene auf altägyptischen Wandmalereien dargestellten erinnern. Der Pariahund Indiens scheint ebenfalls eingeführt zu sein, auffallend ist jedenfalls, daß er mit dem Verbreitungsgebiet des Islam zusammenfällt.

Weitaus die auffallendste Erscheinung tritt uns in jenen mächtigen, bissigen, aber ihrem Herrn so treu ergebenen Doggen entgegen, die im Hochland und am Südabhang des Himalaya ansässig sind, einst auch massenhaft im alten Assyrien zu Hause waren, jedoch dem heutigen Mesopotamien zu fehlen scheinen. Ich halte diese Doggen für ein echt asiatisches Erzeugnis; die früheste Kunde von ihnen erhielten wir aus den gesegneten Gefilden des Euphrat und Tigris, denn altassyrische Darstellungen aus der Zeit von 700 bis 600 v. Chr. geben uns ein recht getreues Bild. Verschiedene Jagdbilder, namentlich auch die von Rawlison in Birs Nimrod aufgefundene Topfscherbe, belehren uns, daß die assyrische Dogge ein starkgebautes, muskelkräftiges Tier mit dickem Kopf und hochangesetzten Hängeohren darstellte; sie erinnert sehr an unsere Bernhardinerhunde.

Daß sie für die hohe Jagd gebraucht wurde, geht mehrfach aus assyrischen Bildern hervor; daneben liegt die Verwendung zu Kriegszwecken nahe, denn Herodot berichtet, daß der Satrap von Babylon die Einkünfte mehrerer Städte zum Unterhalt von Hundemeuten bestimmt habe. Alexander der Große lernte sie auf seinem Zuge nach Indien kennen, sein Kriegsberichterstatter schildert die indischen Doggen als schwere, großköpfige, breitschnauzige Hunde mit Hängeohren. Daß solche Hunde nach Westen gelangten und ihr Blut auf die alten Molosser, auf unsere europäischen Doggen, Mastiffs und Bernhardiner vererbt haben, ist naheliegend. Als Stammland scheint mir jedes außerasiatische Gebiet ausgeschlossen. Altägypten mit seinem Reichtum an Hunden kommt gar nicht in Betracht, weil in den Grabkammern und Wandmalereien große Doggen nicht abgebildet sind. Die Altägypter, die mit einfachen Mitteln alle möglichen Tiere in kecken, naturgetreuen Umrissen zeichneten, hätten ganz sicher ein so auffallendes Tier dargestellt, wenn sie es gekannt hätten.

Wenn nicht alles trügt, so ist Tibet die Heimat aller dieser großen Hunderassen, jenes armselige Land, von dem der Chinese behauptet, daß es die schönsten Frauen und die bösesten Hunde erzeugt habe.

Wir wissen, daß die assyrischen Doggen wie die großen indischen Hunde aus dem Hochlande von Tibet bezogen wurden, der venetianische Reisende Marco Polo beschreibt bereits die sonderbaren Tiere, aber erst in diesem Jahrhundert wurde der Tibethund genauer bekannt. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird sich in jener noch wenig bekannten Region ein großer wolfartiger Wildhund als Stammvater entpuppen.

Ist Südasien ein wichtiger Bildungsherd für die Haustierwelt geworden, so reiht sich ihm in dieser Hinsicht das Hochland von Innerasien ebenbürtig an. Der stark ausgeprägte Steppencharakter drängte die Bewohner zur Erwerbung von leichtbeweglichen Reit- und Lasttieren, deren Leistungen auf einen raschen Verkehr von Menschen und Waren auf ungeheuer ausgedehnten, wasserarmen Flächen abzielten. In dieser Region ist das zahme Pferd Asiens sowie das Kamel gewonnen worden, eine mehr örtliche Bedeutung erlangte der Yak (Bos grunniens) als vorzügliches Saumtier, das den Verkehr über die hohen Gebirgspässe vermittelt.

Die vielumstrittene Frage nach der Herkunft unserer Hauspferde ist gegenwärtig geklärt: die schweren Formen Europas gingen aus den diluvialen Wildpferden hervor, während die edleren orientalischen Pferde als asiatischer Erwerb zu betrachten sind. An Wildmaterial fehlte es dort nicht. Muß auch der Kulan (Equus hemionus) als Stammart abgewiesen werden, so fand der russische Reisende Przewalski in Mittelasien doch eine zweite wilde Art, die ihm zu Ehren Equus Przewalskii benannt wurde und wohl identisch ist mit dem assyrischen Wildpferd, dessen Jagd mit großen Doggen betrieben wurde. Dieser Jagdsport scheint in Assyrien sehr beliebt gewesen zu sein, da Jagdscenen häufig dargestellt werden; indessen ist auch das zahme Pferd ein Lieblingsgegenstand für künstlerische Darstellungen. Heute erfüllen die Pferdeherden die Steppenländer Innerasiens; sie sind nicht allein nach dem östlichen Europa, sondern auch nach Afrika übergetreten, soweit hamitische Volkselemente ansässig sind. Daß in Arabien die Zucht die edelsten Tiere hervorgebracht hat, ist eine jedem Kinde geläufige Thatsache.

Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Ursprung und der Ausbreitung des Kameles, für welches der obengenannte Reisende ebenfalls eine zugehörige hochasiatische Wildform auffinden konnte. Einhöckerige und zweihöckerige Kamele scheinen specifisch nicht verschieden, sondern Produkte der Kultur zu sein.

Als fleischlieferndes Tier hat hier frühzeitig das Schaf die allerwichtigste Rolle gespielt. Sein Ursprung ist noch ziemlich dunkel, doch wird man kaum fehlgehen, wenn man wenigstens einen Teil der zahmen Schafe aus Innerasien hervorgehen läßt. Darauf deutet der bewundernswerte Reichtum an prächtigen Wildschafen, welche noch heute von Persien bis zum äußersten Nordosten, dann im Südosten bis zum Pamirhochlande heimisch sind. Hier ist ja die Heimat der Steppenschafe, der Argali, der Kaschgare und der Eisschafe. Wir kennen sie in ihrem Freileben noch wenig, ja die Abgrenzung der Arten ist unsicher. Das dürfte bald

besser werden, wenn erst einmal die transsibirische Eisenbahn voll in Betrieb; dann aber droht auch diesen stolzen und originellen Tieren bald genug das Schicksal, das den Bison, den Ur, den Steinbock, den Wapiti und andere bereits erreicht hat. Wir sehen den Zeitpunkt herannahen, da die letzten kolossalen Pamirschafe sich unter den Schutz des mächtigen russischen Kaisers begeben müssen, wie dies die letzten Bisons haben thun müssen.

Der Norden Asiens ist für die Haustiergewinnung wenig fruchtbar geworden, das Rind ist von Europa entlehnt, da bis nach Ostsibirien hin die Primigenius-Rasse vorkommt, aber wegen der schlechten Pflege einen unordentlichen Eindruck macht; ganz im Norden sind neben Laikahunden, die möglicherweise dem arktischen Amerika entstammen, nur noch Renntiere im zahmen Zustande vorhanden.

Das westliche Asien verhält sich wieder freigebiger. Wahrscheinlich hat die hier heimische Bezoarziege zum Teil den Bestand an Hausziegen geliefert, doch kommen noch Rassen vor, die ihre Heimat mehr im Osten haben; ich erhielt sogar aus dem Sundaarchipel merkwürdige Hausziegen, in denen unverkennbar Blut der Himalayaziege steckt. Kleinasiatische Mouflons könnten an der Erzeugung mancher Schafrassen Anteil genommen haben, weniger bekannt ist, daß ein prächtiger weißer oder isabellfarbener Esel hier heimisch ist, den wir nicht mit dem gewöhnlichen Lastesel verwechseln dürfen. Der letztere stammt aus Ostafrika, während ich den ersteren von dem westasiatischen Esel ableite. Er ist nicht gerade häufig, wenn schon seine Zucht uralt sein dürfte. Man kann diese edle Onager-Rasse vereinzelt in Kairo bemerken, wo sie von den vornehmen Damen als Reittier benutzt wird; die jüdischen Patriarchen kannten ihn bereits, im heutigen Mesopotamien ist er sehr geschätzt, wahrscheinlich tritt er vereinzelt in den Kaukasusländern auf. Die großartigste Zucht des wertvollen Tieres wird in Centralarabien betrieben, und von Nedje aus gelangen die meisten Tiere nach Mesopotamien, wo das Stück mit etwa fünfundzwanzig Pfund oder fünfhundert Mark bezahlt wird.

Nach der Meinung von Victor Hehn liegt in Vorderasien auch das älteste Gebiet der Taubenzähmung und -Züchtung; diese soll, wenn wir litterarischen Zeugnissen Glauben schenken dürfen, in dem semitisch-phönicischen Kulturkreise in die Hand genommen worden sein. Es ist dies möglich, jedenfalls sprechen naturhistorische Gründe nicht dagegen.

Bei dem anmutigen Wesen der Taube darf es uns nicht überraschen, wenn sie frühzeitig mit Kulturvorstellungen verknüpft wurde. Ein Rest davon hat sich bis heute erhalten, man denke an die Markustauben in Venedig oder an die Unverletzbarkeit der Tauben mancher Moscheen.

Bisher wurde die asiatische Inselwelt nur nebenbei berührt, und zwar aus dem sehr einfachen Grunde, weil im allgemeinen ihre Haustierwelt als jüngerer Ableger des kontinentalen Haustierbestandes angesehen werden kann. Dabei bleiben manche Formen zurück, weil sie der insularen Wirtschaft nicht zusagen. Auf den südasiatischen Inseln finden Pferd, Rind und Büffel die allgemeinste Verwendung, besonders der letztere; die Pferde neigen bei der starken Inzucht zu zwergartigen Formen hin.

Weitaus am meisten muß uns Japan interessieren, dessen eigenartige Kultur eine hohe Stufe erlangte und das Land schon jetzt zur vollständigen Assimilation mit der europäischen Kultur drängt. Ich verdanke die nachfolgenden Einzelheiten Herrn Janson, einem in Tokio ansässigen Fachmanne, welcher eine genaue Kenntnis der dortigen Haustierverhältnisse erworben hat. Japan ist erst jetzt im Begriff, Pferde zu Kriegszwecken in größerer Menge einzuführen, die früher gehaltenen Schläge gehören der orientalischen Rasse an und fehlten der Hauptinsel, während in Jesso das mandschurische Pferd sich eingebürgert hat; die kleineren Inseln erzeugen kleine, ponyartige Formen. In Nigataken züchtet man Schimmel nur der Haare wegen, da die Pinsel der japanischen Maler aus Pferdehaaren angefertigt werden. Auffallenderweise erscheint in Japan das Pferd noch mit Kulturvorstellungen verknüpft, die weißen Tempelpferde finden bei religiösen Handlungen Verwendung.

Der Büffel fehlt, nur auf dem neuerworbenen Formosa vermochte er sich einzubürgern, das Kamel ist erst in der neuesten

Zeit eingetroffen. Die Japaner haben im letzten Kriege den Chinesen eine große Zahl dieser Tiere abgenommen und nach ihrer Insel herübergebracht, allem Anschein nach wissen sie jedoch damit nichts anzufangen; die meisten Tiere wurden verschenkt. Der Esel ist in Japan unbekannt.

Die Rinder sind, da die Kühe nicht gemolken werden, nur hier und da häufig, so im Norden und auf der Westseite. Es sind offenbar Zebuschläge, aber höckerlos, man verwendet sie als Zugtiere. Weiße Rinder sind sehr selten, dunkle Färbungen dagegen vorwiegend. Früher mußten die weißen Rinder an den kaiserlichen Hof abgeliefert werden, welcher sie in besonderen Stallungen unterbrachte und sie mit Artemisia fütterte, was den Ausscheidungen einen angenehmen Geruch gab. Urin und Mist der Tiere, die den Namen „Schiro-Uschi" führten, sammelte man sorgfältig, bewahrte sie in einem besonderen Regierungsdepot auf und verkaufte sie als Medizin an das Volk, was große Einnahmen brachte.

Auffallenderweise hat sich die Zucht des Schweines fast gar nicht einzubürgern vermocht, obschon der Japaner die einheimischen Wildschweine mit Vorliebe jagt und deren Fleisch genießt. Einzig und allein in der Provinz Kangoschima werden chinesische Schweine gezogen.

Das Schaf fehlt in Japan; man hat es zwar in neuester Zeit eingeführt, aber die Zuchten gingen alle an Seuchen zu Grunde, so daß die Schafzucht wieder aufgegeben wurde.

Hunde werden mehr als Luxustiere gehalten: Dachshunde sind am meisten verbreitet, Jesso besitzt spitzartige Hunde von hellgelber Farbe; der langhaarige, dem King Charles nicht unähnliche Tschinnhund stammt nach der Meinung der Japaner aus China.

Recht beliebt scheint die Hauskatze zu sein. Diejenige der Umgebung von Tokio erinnert an die Katze von der Insel Man, da sie kurzschwänzig oder stummelschwänzig zu sein pflegt. Am meisten geschätzt und daher auch teuer bezahlt wird die geistig begabte, zutrauliche Siamkatze mit herrlichen blauen Augen. Ihre Jungen sind zuerst blendend weiß, werden aber später silbergrau mit schwarzen Ohrspitzen, Schwanzspitzen und Füßen.

Unter dem Hausgeflügel spielen Hühner bekanntlich eine große Rolle und sind durch eigene Rassen vertreten.

* * *

Überschauen wir die stattliche Zahl von Arten, welche auf asiatischem Boden aus der freien Natur in den Dienst des Menschen herübergenommen worden sind, so kann in dieser Richtung kein Erdteil einen auch nur annähernd so hohen Betrag aufweisen. Darin erscheint eine erstaunliche Leistung für die materielle Kultur der Völker niedergelegt, die eine gesicherte Grundlage für die geistige Kultur bildet.

Von außen her ist einzelnes aufgenommen worden, doch war die Überfülle des eigenen Besitzes groß genug, um auch die Nachbarkontinente zu versorgen. Was die afrikanische Haustierwelt aufzuweisen vermag, ist zum kleineren Teil eigenes Erzeugnis, das Wichtige hat Asien geliehen, so das unentbehrlich gewordene Rind, das Pferd und das in der ganzen hamitischen Kulturwelt unentbehrliche Kamel. Auch Europa befand sich schon früh nach dieser Richtung in einem völligen Abhängigkeitsverhältnis von Asien. Die vorgeschichtlichen Haustiere der Pfahlbauzeit, in ihrer Zusammensetzung wesentlich von denen der Gegenwart verschieden, weisen in letzter Linie vielfach auf den Osten als Heimat hin. Später ist das wesentlich anders geworden, der Besitzstand vermehrte sich auf Rechnung der heimischen Natur, um neuen Bedürfnissen zu genügen; ein Teil des Rinderbestandes, der Schweine- und Pferderassen ist europäischen Ursprungs.

Was Europa an gezähmtem Tiermaterial dem Mutterlande Asien abzugeben vermochte, ist wenig bedeutend; dafür versorgte es den asiatischen Nachbar mit den Segnungen seiner höheren Geisteskultur. Ob sich nicht dereinst dieser dermaßen verjüngt, daß er uns unbequem wird und die frühere Führung wieder in seine Hände nehmen will?



Die Flügel der Familie Saurin.

Novelle
von
A. Osterloh.

(Nachdruck ist untersagt.)

„Am Ende der Welt“ hieß die schmale Straße, die sich, in hohe Weißdornhecken gefaßt, zwischen niedrigen, altmodischen Landhäusern und großen alten Gärten hindurchwand. Sie mußte sich fast mit Gewalt Platz schaffen. Von allen Seiten drängte es sich üppig blühend heran und machte ihr jeden Fußbreit Erde streitig. Da brach aus dem Graben die Wegewarte und breitete ganz ungeniert ihre grünen Blätter nach allen Seiten aus, während anderes nichtsnutziges Unkraut gar seine langen Ranken geradeswegs über die Fahrstraße schlang. Von dem Grase gar nicht zu reden, das aus allen Fugen und Spalten sproßte. Über die hohen Mauern der Grundstücke hinweg senkten sich blütenschwere Zweige ganz tief zur Erde herab; oder wo einmal keine Mauer war, da zwängte sich Buschwerk unverfroren durch die Lattenzäune, als wisse es gar nicht, daß die Fahrbahn für den Verkehr frei gehalten werden müsse; denn Fahrbahn und Fußsteig waren natürlich eins. Es hatte auch nicht viel auf sich damit. Wagen kamen ohnehin nicht häufig ans Ende der Welt, und die Polizei verirrte sich erst recht nicht dahin.

War es deswegen, daß sich Mutter Natur hier so ganz besonders schaffensfreudig gebärdete? Oder wollte sie den guten Leuten, die hier wohnten, ihren Dank abstatten dafür, daß sie ihr so ganz freie Hand ließen und mit keinerlei eigenmächtigen Verschönerungsversuchen in ihre Pläne eingriffen? Das wuchs und sproßte, wie und wo es nur eben wollte.

In der Campagne Saurin standen die Halme auf der großen Wiese hinter dem Hause weit über fußhoch, und noch dachte niemand daran, sie zu mähen. Die schönsten bunten Blumen wiegten sich dazwischen, naiv und selbstgefällig, wie frohe kleine Kinder, die überzeugt sind, daß man sich ihres Kommens freue, wo sie sich auch zeigen. Zwischen den wogenden Halmen und dem bunten Unkraut bunte Mädchengestalten, mehr als ein Dutzend, sechzehnjährige, siebzehnjährige, große und kleine, brünette und blonde; denn die Campagne Saurin ist natürlich ein Pensionat. In der französischen Schweiz ist ja jedes zweite Haus ein Pensionat.

Jetzt ist Erholungsstunde, und die jungen

Mädchen machen ausgiebigen Gebrauch von ihrer Freiheit. Das ist ein Kichern und Plaudern, ein Springen und Scherzen, ein Necken und Lachen; bald bilden sich Gruppen, bald sondern sie sich zu zweit von den übrigen ab: gute Freundinnen, die sich etwas Geheimnisvolles ins Ohr zu flüstern haben.

Abseits von den anderen, da wo eine Hecke den Garten vom Hügel trennt, der steil abfallend das Flußbett der Arve begrenzt, stand ein junges Mädchen, klein, schlank, zierlich, mit schmalen weißen Händen. Helles kastanienbraunes Haar umgab kraus und wellig ein feines Gesichtchen. Sie hielt einen Gartenhut von billigem Panamastroh in der Hand, den sie mit einem mächtigen Strauße gelber Blumen zu bestecken im Begriffe war. Plötzlich ließ sie den Hut sinken, und ihre Augen schweiften in die Ferne, große, tiefe, grüngraue Augen. Es war ein langer, langer Sehnsuchtsblick.

Wie kommt es doch, daß der Drang in die Ferne gerade dann am mächtigsten in uns wird, wenn es rings um uns am schönsten ist? Ist es die erwachende Wanderlust? Meinen wir, daß, wenn die uns vertraute Umgebung schon im Festtagsgewande so herrlich ist, die blaue ungekannte Ferne etwas Niegesehenes, Märchenhaft-Geheimnisvolles bergen müsse?

Das junge Mädchen, das träumend an der Hecke lehnte, stellte keine Betrachtungen an über das Wie und Warum ihrer Gefühle. Alles, was an Wünschen und Hoffnungen in ihrem jungen Herzen schlummerte, schmolz zusammen in eine unendliche, weite, uferlose Sehnsucht. Fort, fort! mit den weißen Wolken, so leicht, so körperlos wie sie. Nicht wieder herabkommen auf die Erde, nicht wieder untertauchen in die Alltäglichkeit.

Jetzt glitten die Wolken in stillem Zuge über die violette Bergkette hin. Schon einmal da oben zu stehen! Er war nicht sehr weit, nicht sehr hoch, der Salève; und doch war sie noch nie dahingekommen.

O du selige Ferne!

Vom Hause her scholl eine dünne Glocke. Das Mädchen rührte sich nicht. Lange erst nachdem der letzte Ton verklungen war, wurde sie sich seiner bewußt. Sie fuhr zusammen, und den Kopf halb nach rückwärts wendend, rief sie: „Elsa!"

Drei oder vier junge Mädchen lösten sich aus der Gruppe, die auf der Wiese spielte.

„Elsa Heiden!" rief sie noch einmal; aber in ihrem weichen französischen Accent sprach sie es Aïdenn aus.

Eine lange blasse Blondine mit mißmutig herabgezogenen Mundwinkeln erschien.

„Unsere Klavierstunde," sagte die junge Lehrerin.

Das Mädchen seufzte laut. Die junge Lehrerin seufzte auch, aber mit geschlossenem Munde. Sie mußte sich beherrschen.

Im Wohnzimmer, wo das Klavier stand, war es kühl und dämmerig. Da hatte die Sonne keine Macht. Elsa kramte unwillig ihre Noten zusammen. Dann begann sie: Tonleitern, Fingerübungen, Etüden, das Stück.

Die Lehrerin zählte. Eins, zwei, drei, vier. Eins, zwei, drei, vier — eintönig, einschläfernd. Sie mußte mit sich kämpfen, daß ihr nicht die Augen zufielen. War es denn möglich, daß es sie einmal beglückt hatte, Klavierstunden geben zu dürfen? Und das war noch nicht einmal lange her, vielleicht drei Jahre. Sie war damals siebzehn gewesen, kaum älter wie die meisten der Pensionärinnen. Dadurch, daß sie Unterricht gab, war sie plötzlich über sie hinweggehoben worden, sie war nicht mehr Beatrice kurzweg, sondern Mademoiselle Beatrice. Das hatte ihr geschmeichelt. Sie hatte sich vor den Spiegel gestellt, ihrem niedlichen Ich einen Knix gemacht und immer wiederholt: „Bon jour, Mademoiselle Beatrice." Durch ein sehr gesetztes Benehmen wußte sie sich ihre junge Würde zu wahren, und als zu Ostern die alten abgingen und neue kamen, da war ihre Stellung schon ganz gefestigt. Daß sie sich darüber hatte freuen können! Daß sie nicht gemerkt hatte, wie ihr mit dieser Würde ihre ganze Jugend abgekauft worden war!

Es war ja natürlich, daß sie einmal als Lehrerin hier eintreten mußte. Ihr Vater, der Witwer war, und ihre Tante Julia leiteten gemeinschaftlich das Pensionat. Beide waren nicht mehr jung, die Tante zudem leidend, so daß es notwendig war, rechtzeitig Ersatz heranzuziehen.

Auch René, der zweitälteste Bruder, sollte einmal als Lehrer mitwirken. Vorderhand studierte er noch, und das ging nicht sonderlich geschwind. Corinne, die Schwester, half natürlich auch. Es war nur recht und billig, daß Beatrice das Ihre that. Aber hätte sie denn nicht erst einen Blick in die Welt thun können, ehe es an das Einerlei der Pflichten ging? So einen recht gründlichen, freien, ungehinderten Blick. Nicht als unbezahlte Lehrerin in England oder Deutschland: das wäre ja nur ein Käfig mit einem anderen vertauscht. Nein, einmal genießen, wirklich genießen, ehe man sich für immer „Am Ende der Welt“ vergrub.

Andere Länder, andere Menschen sehen! Manchmal sehnte sie sich wie wahnsinnig nach dem ersteren; manchmal wiederum schien es ihr, als ob schon das letztere genüge. Denn wen kannte sie denn eigentlich in dem ganzen großen Genf, außer dem Rudel Pensionärinnen, die alljährlich wechselten? M. Placard, den Zeichenlehrer, die beiden anderen Lehrer, die Stunden geben kamen, ein paar alte Fräuleins, Freundinnen ihrer Tante, und Herrn Latour, den Pfarrer. Die Söhne Latour natürlich auch; die kannte sie von ihrer Knabenzeit her; aber seit sie erwachsene junge Männer waren, hatte sie sie selten genug gesehen.

Papa und Herr Latour liebten sich gegenseitig nicht sehr; und von all den interessanten Freunden aus der Zeit, da Papa noch homme littéraire gewesen war und mit allen Berühmtheiten sozusagen auf du und du gestanden hatte, ließ sich auch keiner mehr blicken.

Manchmal beneidete Beatrice förmlich ihren ältesten Bruder, der mit kühnem Entschlusse der Heimat den Rücken gekehrt hatte und in die Fremde gewandert war, manchmal wiederum bangte ihr um ihn, denn niemand wußte so recht, wo und was er eigentlich war.

Die Tante Julia schüttelte bedenklich den Kopf, wenn die Rede auf Jean-Jacques kam; der Professor jedoch war sehr stolz auf ihn; er nannte ihn einen Pionier der Civilisation und pries seinen Unternehmungsgeist; das sei eine Familieneigenschaft. Er selbst, der Professor, sei in seiner Jugend ganz ähnlich gewesen; und wenn nicht Neid und Mißgunst ihn um den gerechten Erfolg seines Schaffens betrogen hätten, so würde er sicherlich nicht als Inhaber einer Backfischpension geendet haben.

Daß sich René noch nicht so zeitig festsetzen wollte, begriff er ganz gut, besser als seine Schwester, die immer an dem Neffen herumtadelte. Auch an Beatrice hatte er diesen Zug in die Ferne beobachtet, „die Flügel der Familie Saurin“ nannte er das. Nur die ältere seiner Töchter war aus der Art geschlagen, sie, die in der Zeit geboren war, da er für Madame de Staël schwärmte und die dem zufolge Corinne genannt worden war. An seinen Kindern konnte man nämlich in chronologischer Reihenfolge sehen, für welche Schriftsteller er sich begeistert hatte. Jean-Jacques, das war Rousseau, René eine Erinnerung an Chateaubriand, dann kam Corinne; nachher ein kühner Seitensprung nach Italien, Dantes Beatrice. Das jüngste Kind war in einer Zeit geboren, wo die Not ums tägliche Brot gerade recht hart an die Thür pochte. Die Romantik hatte vorübergehend geschwiegen. Der Knabe hieß einfach nach dem Vater Charles.

* *
*

Corinne war aus der Art geschlagen. Schon äußerlich glich sie den Geschwistern nicht; die einzige, die nicht schön, ja beinahe häßlich zu nennen war. Eine kaum mittelgroße Gestalt mit zu langem Oberkörper und zu kurzen Beinen, ein breites, flaches Gesicht mit farblosen Augen und rotem Haar. Auch im Wesen war sie anders wie die anderen: still, fleißig, zufrieden in der Beschränkung ohne künstlerische oder litterarische Neigungen; von der ganzen Familie etwas über die Achsel angesehen und doch im Grunde ein recht nützliches Mitglied derselben. Sie flickte die Wäsche für den ganzen Haushalt, nähte, plättete, kochte Marmeladen ein und schneiderte nach selbsterfundenen Schnitten Anzüge für Charley, dauerhaft, solid, auf Wachsen berechnet, aber nichts weniger als schön, denn wie der Professor oft bedauernd bemerkte: „Die arme Corinne! sie hat leider gar keinen Schönheitssinn!“

Da saß sie wieder mit übergeschlagenen Beinen auf der Treppe, die von der Küche

in den seitwärts gelegenen Küchengarten führte; ihr Lieblingsplatz, wenn sie flickte. Der Professor fand diese Wahl einfach unbegreiflich, da hinten, wo man nichts hörte als das Klappern der Töpfe und nichts sah als die graue Mauer, an der die Weinstöcke in die Höhe klommen, die spalierartig gezogenen Tomaten und die übrigen nützlichen Küchenkräuter, die mehr üppig wuchernd als wohlgeordnet in die Höhe schossen. Und ringsum entfaltete die Natur ihre herrlichsten Schätze. Da waren die mächtigen Kastanienbäume am Eingang, der große Garten mit der wundervollen Aussicht.

„Wir sehen den See nicht, aber wir ahnen ihn," hörte Corinne den Professor sagen, der eine Mutter, die sich mit ihrer Anmeldung in den Sommer verirrt hatte, im Garten herumführte. „Hier wird es uns leicht, den jungen Mädchen die Augen aufzuthun für die Schönheiten der Natur; und glauben Sie nicht, gnädige Frau, daß dies eins der vornehmsten Ziele ist, auf welches die Jugenderziehung ihr Augenmerk richten sollte? Führt uns nicht die Bewunderung der göttlichen Werke zur Anbetung und Verehrung des Schöpfers selbst?"

„Tatata!" trällerte Corinne vor sich hin und überhörte die Antwort der Mutter.

„Hier ist unser kleiner Küchengarten. Ach! auch die Bedürfnisse des täglichen Lebens verlangen ihr Recht!" fügte er mit einem kleinen humoristischen Seufzer hinzu, während er um die Ecke des Hauses bog. „Doch wozu Sie mit solchen Kleinigkeiten belästigen," unterbrach er sich sofort und wandte etwas unvermittelt dem Küchengarten den Rücken; denn er hatte Corinne auf den Stufen hockend entdeckt, und Corinne wurde nicht gern unvorbereitet den Müttern gezeigt. Wenn sie auch den ganzen Tag flickte und nähte, so erstreckte sich diese Sorgfalt in den seltensten Fällen auf ihre eigene Kleidung. Man konnte sicher sein, an irgend einer recht augenfälligen Stelle einem Loch oder Schmutzfleck zu begegnen, was doch entschieden ein schlechtes Licht auf die Ordnung im Hause warf. Heute ließ die verschossene Bluse wieder den ganzen weißen Hals sehen; und es war zu wetten, daß dies nicht der Hitze wegen, sondern aus Mangel an Knöpfen geschah.

„Lala! lala —" summte Corinne und wandte den Kopf ab, um der Notwendigkeit eines unerwünschten Grußes zu entgehen.

Nun war es wieder still geworden; die heitere, belebte Stille eines Sommernachmittags, wo das Flattern der Schmetterlinge, der Flug der kleinen Insekten, das leise Wehen der Halme die Luft mit leichten Schwingungen erfüllt. Einen Augenblick ließ Corinne die Nadel sinken, reckte sich und atmete tief auf. O, süßer Sommer! Dann flogen die Fäden von neuem.

Ein Weilchen darauf wurde ein Fenster im ersten Stockwerk geöffnet.

„Fillette de quinze ans," klang's in die Lüfte von Beatrices weichem, frischem Sopran.

„Beatrice!"

„Ach du!"

„Beatrice — sag mal, wie der Victor Latour gut aussieht."

„Der? — wer?" trällerte Beatrice.

„Victor Latour."

„Ja — wo hast du ihn denn gesehen?"

„In der Kirche natürlich. Gestern, als sein Vater predigte."

Daß ihr das entgangen war! Na ja, solch einen Jungen kann man wohl übersehen!

„Oder vielmehr nicht in der Kirche. Vor der Thür; er wartete doch am Schlusse auf uns."

„Was du nicht sagst."

„So männlich ist er geworden."

„Schnurrbart?" fragte Beatrice mit einer bezeichnenden Handbewegung.

„O nein! für einen künftigen Pastor! Aber trotzdem."

Warum sollte er auch nicht männlich aussehen. Er war ein wenig älter als René, drei- oder vierundzwanzig. Was die Jungen heranwachsen! Es will uns nicht in den Sinn, daß unsere Brüder, deren Schulbubenstreiche wir beobachtet haben, mit der Zeit Männer werden; wenn sich gar unsere Schwester verheiratet, so finden wir das einfach lächerlich „bei solch einem Kinde", und wir übertragen leicht auf deren Freunde und Freundinnen einen Teil unserer Geringschätzung. Immerhin lohnte es sich, den jungen Mann einmal anzusehen, und Beatrice hatte den guten Pastor Latour ohnehin recht vernachlässigt.

Aber wie das nun immer ist: nie hat man Zeit und Muße für die Dinge, die man gern thun möchte. Heute blieb die Mutter der Neueingetretenen den Nachmittag da, und natürlich war gerade Beatrice an der Reihe, das Bereiten und Servieren des Thees zu überwachen. Und abends das abscheuliche Konzert! Da war so ein armer Klavierspieler irgend woher aus dem Kaffernlande gekommen und hatte sich einfallen lassen, im Hochsommer in Genf ein Konzert zu geben; und wer hineingehen mußte, das waren natürlich die Pensionate, denen er vorher, mit vorzüglichen Zeugnissen bewaffnet, seine Aufwartung gemacht hatte; und wer die Pension Saurin begleiten mußte, das war natürlich Beatrice, die Musikverständige.

Ein schlecht erleuchteter, ungastlicher Saal. Ein paar leere Reihen, dann die große Phalanx der Mädchenpensionate, dazwischen verschüchterte Weiblein in fadenscheinigen Sonntagskleidern, Näherinnen, alte, abgedankte Erzieherinnen, auf die jemand, ihnen und sich zur Freude, das in die Liste eingezeichnete Billet abgeladen hatte. Der Konzertgeber bleich, hungrig, selbstbewußt. Er hatte sich und anderen so lange eingeredet, daß er das Konzert lediglich gebe, um seinen Namen bekannt zu machen, bis er's selbst geglaubt hatte; nun sah er wohl, daß dies nicht das geeignete Publikum sei, seinen Ruhm aus der Taufe zu heben, und spielte hochmütig seine ersten Piecen herunter. Die jungen Mädchen, soweit ihnen dies nicht als unweiblich verwiesen war, klatschten; und vom Beifall gehoben, spielte er die zweite Nummer bereits mit mehr Wärme. Beatrice saß gelangweilt inmitten ihrer Küchlein, ab und zu ein lautes Wort, eine hastige Bewegung tadelnd. Mit unterdrücktem Gähnen musterte sie das Programm.

Noch vier Nummern.

Da fühlte sie einen Blick auf sich haften, und wie sie das Auge erhob, wurde sie gegrüßt, halb befangen, halb fragend.

Aber natürlich! nickte sie von fern und neigte noch einmal freundlich grüßend den Kopf. Man kennt sich doch noch, wenn man sich auch bald drei Jahre nicht mehr gesehen hat. Übrigens die Schwester hatte recht: er hatte sich sehr verändert, zum Vorteil verändert. Ein interessanter junger Mann, würde sie gedacht haben, wenn sie nicht zufällig gewußt hätte, daß es Victor Latour war.

Eine schlanke Gestalt in gutsitzenden Kleidern — die Latours waren immer elegant — ein feingeschnittenes Gesicht, das dunkelblonde Haar aus der Stirn gestrichen; die Augen, tiefliegend und ziemlich nah aneinander gerückt, zeigten einen sonderbar düsteren Ausdruck, der Beatrice völlig fremd an ihnen war. Die jungen Mädchen waren auch aufmerksam geworden. Sie stupften sich mit den Ellbogen. Mademoiselle hatte einen jungen Mann gegrüßt, Mademoiselle hatte einen Bekannten, und was für einen! „Ruhe!" gebot Beatrice, denn der Pianist hatte soeben das Schlußstück, eine eigene Komposition, in Angriff genommen.

In der Garderobe, während die Zöglinge mit ihren Umhängen beschäftigt waren, näherte sich Victor dem jungen Mädchen.

Beatrice errötete. „Sie hier?"

„In den Ferien, ja."

„Ich meine im Konzert."

„Armer Teufel! Man muß die Kunst unterstützen," erwiderte er leichthin. Er mochte nicht gestehen, daß er eigentlich gekommen sei, weil er erwartet habe, sie zu treffen.

„Wissen Sie, Fräulein Beatrice, daß ich Sie beinahe nicht erkannt hätte?"

„Das ist nicht galant."

„Oder sehr!" mit einem bedeutsamen Blick. „Es soll aber nicht Galanterie sein, nur Wahrheit."

Ein kleines entrüstetes „O!" — und ein Blick auf die jungen Mädchen, die heute mit ihren Umhängen gar nicht fertig wurden.

„Beeilen Sie sich, bitte!"

„Mein Vater hat sich beklagt, daß Sie ihn nie mehr besuchen."

„Wirklich? Ach, man hat ja nie Zeit für das, was man gern möchte."

Er lächelte ein wenig ungläubig.

„Sie zweifeln daran? Ach ja! Sie haben es wohl gut; ein freier Student! Jede Stunde, jede Handlung, jeder Gedanke frei. Sie wissen gar nicht, wie es unsereinem manchmal zu Mute ist."

Ein Schatten flog über Victors Gesicht, und Beatrice bemerkte erst jetzt eine kleine,

ganz kleine scharfe Falte zwischen den Augenbrauen.

„Meinen Sie? Jedem das Seine.“

Alles ganz schnell, halblaut; ein flüchtiger Abschiedsgruß, und: „Sind Sie endlich fertig, Elsa? Gehen wir!“

* * *

Auf eine so direkte Aufforderung hin mußte sie doch einmal den Pfarrer Latour aufsuchen. Sie that es nur zu gern, ganz abgesehen von Victors Anwesenheit. Zwischen dem jungen Mädchen und dem liebenswürdigen jovialen alten Herrn herrschte ein freundschaftliches Verhältnis, das fast einen Anstrich von Galanterie hatte. Denn der Pfarrer, so angesehen und verehrt er als Kanzelredner und Seelsorger war, liebte es, außerhalb der Amtszeit „Mensch zu sein“. Er sprach nicht über Religion, interessierte sich für alles mögliche, trieb Liebhaberkünste und verschmähte die kleinen Annehmlichkeiten des irdischen Lebens nicht, ein gutes Glas Wein, eine wohlbestellte Tafel, eine heitere Gastlichkeit: alles in angemessenen Grenzen. Niemand durfte ihm darüber Vorwürfe machen; sein Lebenswandel stand nicht im Gegensatz zu dem, was er lehrte; denn obgleich er keineswegs der freisinnigen Richtung angehörte, sondern zur Orthodoxie hielt, war ihm jeder Zelotismus fremd. Die Gebote der Nächstenliebe und christlichen Barmherzigkeit standen obenan. Er war auch sehr wohlthätig, und kein Bettler durfte unbeschenkt von seiner Thür gewiesen werden.

Der Pfarrer freute sich, Beatrice wieder einmal bei sich zu sehen. Erst folgte er ihr eine Weile schweigend mit den Blicken, wie sie sich in ihrem hellen Sommerkleidchen mit leichter Anmut durch die etwas schwer und dunkel ausgestatteten Räume bewegte; dann begann er mit seiner ruhigen, sanften Philosophenstimme: „Wenn ich Sie so ansehe, kleine Beatrice, wissen Sie, was mir da immer in den Sinn kommt? Unser Gärtchen in St. Sulpice, meiner ersten Pfarre. Es war gar nicht groß, und doch wuchs gar vielerlei darin, Salat und Kraut und Kohl und Bohnen: alles sehr nützliche Dinge, auf deren Erträgnisse meine Frau stolz war. Gerade vor der Veranda aber war ein Beet, das ich mit lauter bunten Blumen bepflanzt hatte, Reseda und Verbenen, Rosen und Heliotrop. Es war meine ganze Freude; meine Frau freilich schalt darüber, nicht wahr, Rosalie?“

Die Pastorin nickte. Sie war eine wohlerhaltene, ansehnliche Frau mit noch immer schönen, aber strengen Zügen. „Es kostete Geld und brachte nichts ein. — Was hat denn das mit Fräulein Beatrice zu schaffen?“ fragte sie dann, da ihr Mann die Erklärung schuldig blieb.

„So giebt es auch unter den Menschen Küchenkräuter und Ziergewächse, und Fräulein Beatrice ist solch ein entzückendes, duftiges —“

„Unnützes Röschen,“ fiel die Pfarrerin mit etwas beißendem Scherze ein. „Bedanken Sie sich bei ihm für diese Charakteristik.“

„Sie wissen schon, wie ich es meine, nicht wahr, mein hübsches Röschen? Ich wollte damit bloß sagen, daß Ihr eigentlicher Lebenszweck wäre, auf sonnigen Pfaden zu wandeln, zu singen, scherzen, durch Ihr bloßes Dasein zu beglücken. Ich sehe Sie in einem herrlichen Schlosse an — sagen wir: an der Riviera, große, große, mächtige Fenster, das blaue Meer, ein Erardscher Flügel, eine ganze Schar von Kavalieren zu ihren Füßen. Ich fürchte, ich fürchte, der liebe Gott hat sich im Hause geirrt, als er Sie in der Campagne Saurin zur Welt kommen ließ.“

Beatrices Augen wurden feucht. „Sie sind sehr gut, Herr Pfarrer!“ murmelte sie zwischen Lachen und Weinen.

„Ist das eine Art, jungen Mädchen Dinge in den Kopf zu setzen!“ bemerkte die Pfarrerin mit Schärfe.

„Und dann, meine Kleine,“ fuhr der Pfarrer schnell gefaßt fort, denn er konnte sich der Richtigkeit dieser Bemerkung nicht verschließen, „dann, sehen Sie, ist das Große, wenn wir das, wozu der Himmel uns bestimmt zu haben scheint, nicht erreichen können und doch zufrieden bleiben, doch tüchtig und mutig auf dem Platze ausharren, auf den uns Gott gestellt hat. Möge er Ihnen dazu helfen!“

„Sie können stolz sein, Fräulein Beatrice,“ bemerkte Victor halblaut. „So viel Zeit und

so viel Gedanken hat mein Vater an mich noch nie gewendet."

Wie um diese Bemerkung Lügen zu strafen, kam der Pfarrer beim Abendessen auf Victor zu sprechen. Er kramte alte Erinnerungen aus: Victor als Knabe von vier Jahren auf einem Stuhl stehend, eine Decke um die Schultern geschlungen, seinen Geschwistern vorpredigend; die berühmten Vorträge während der Schulzeit, und zuletzt die Rede beim Schlußexamen im Collège, die atemlose Aufmerksamkeit der Zuhörer, der bewundernde Beifall, die Glückwünsche — „Nun, er hat sein Talent nicht gestohlen, der Sohn vom Pfarrer Latour," hatte man gesagt.

„Das hieße doch sein Pfund vergraben, wenn er nicht Pfarrer würde," wandte sich der Pastor plötzlich ganz unvermittelt an Beatrice.

„Aber er wird doch Pfarrer," erwiderte diese.

* *
*

Diesmal vergingen nicht drei Jahre, ehe Victor wiederkehrte. Schon in den Osterferien war er wieder in Genf, zu gleicher Zeit mit René, der noch immer sein Examen nicht gemacht hatte, obgleich es an der Zeit gewesen wäre. René selbst grämte sich nicht darüber, daß seine Mitschüler ihn überflügelten, denn es graute ihm ein wenig vor dem ernsten Beruf und dem eingeschlossenen Leben eines Lehrers, das seiner wartete. Er hätte besser zu einem Leben unter freiem Himmel getaugt; wäre ein prächtiger Seemann oder Soldat, Farmer oder Pflanzer geworden. Damit war in der Schweiz nichts zu machen, und ihn auch in einen fremden Erdteil wandern zu lassen wie Jean-Jacques, dazu fehlte dem Vater der Mut.

René benutzte die Ferienzeit nach seinem Geschmack. Er zimmerte und tischlerte und leimte; er machte Vorhänge auf und nagelte Gartenbänke zusammen und ersetzte der Tante ein Dutzend Handwerker. Nebenbei verdrehte er, ohne es zu wollen, der gesamten Mädchenschar den Kopf. Kein Wunder auch: der einzige Jüngling unter so vielen weiblichen Wesen; dabei ein prächtiger Mensch, frisch, kräftig, gesund, mit leuchtenden blauen Augen und glänzendem schwarzem Haar.

Victor Latour war oft ganze Nachmittage in der Pension, meist ernst und gemessen, wie es einem künftigen Geistlichen zukam. Nur zuweilen, wenn die Pensionärinnen ausgegangen waren und er mit den Geschwistern Saurin allein zurückblieb, packte ihn plötzlich eine ganz unmotivierte tolle Lustigkeit. Er fing an, nach Jungenart mit René über Tische und Stühle zu springen oder nach einer phantastischen Musik die wildesten Tänze aufzuführen. Dann trat wohl auch ein Rückschlag ein. Er setzte sich in eine Ecke und starrte Beatrice mit langen heißen Blicken an, bis ihr ganz angst wurde.

Einmal, nachdem er sie gerade verlassen, sprachen die Geschwister über ihn, wie anders als sonst er sei, so lustig und ausgelassen, und was er wohl eigentlich habe.

„Lustig?" fragte Corinne mit ihrer rauhen Stimme. „Ich kann euch nur sagen, daß ich ihn ganz und gar nicht lustig finde."

René blinzelte Beatrice mit pfiffigem Gesicht an.

„Willst du wissen, was er hat, kleine Schwester?" tuschelte er ihr heimlich zu. „Verliebt ist er — bis über die Ohren."

— — — — — — — — — — — — —

Am Abend lag Beatrice wachend in ihrem Bette und überlegte. Sie schloß die Augen und zog die Decke übers Gesicht. Daß die Mädchen doch abends das Schwatzen nicht lassen konnten! Sie hatte die Aufsicht über den großen Schlafsaal. Ihr Bett stand hinter einem Schirm ganz nah am Fenster. Wenn sie den Vorhang zurückschob, sah sie den Sternenhimmel und die weite schlafende Landschaft. Sie hatte sich sehr gefreut, als man ihr diesen Platz angewiesen hatte, und war Corinne dankbar gewesen, daß diese sich erboten hatte, ein kleines Dachkämmerchen zu beziehen, das man sich scheute der Köchin anzubieten.

Heute hätte sie gern mit Corinne getauscht. Dieses gedämpfte Kichern und Schwatzen war unausstehlich. Den ganzen Tag über zwischen Stunden und Spaziergängen fand sie für ihre eigenen Angelegenheiten keine Zeit; und sie mußte mit sich ins klare kommen: die Sache war wichtig genug. Renés Neckerei kam ihr nicht aus dem Sinn. Auch Victor selbst hatte mit halben Worten so eigentümliche Andeutungen

gemacht. Übermorgen reiste er ab. Sicherlich würde er sich vorher Gewißheit holen.

Ja oder nein?

Das große Glück, von dem sie geträumt hatte, war es nicht; dieses vage Glück, das noch gar keine Gestalt angenommen hatte, das da schwebte und flirrte wie die Luft an warmen Sommertagen und zerrann, wenn sie es kritisch zerlegen wollte; das nichts war als Höhe und Ferne, das sie mit nichts anderem zu fassen und zu begreifen vermochte als mit ihrer unendlichen Sehnsucht.

Nein, dieses Glück war es nicht.

Das Glück, das da an ihre Thür pochen wollte, war ein ganz reales, greifbares: eine hübsche Pfarre, wahrscheinlich auf dem Dorfe in den Bergen, dann später vielleicht in Genf mit einer soliden, behaglichen Wohnung in einer stillen, soliden Straße. Sie liebte die Berge, und die breiten Straßen im Stadtinneren liebte sie auch. Was Victor Latour selbst anbetraf — nun, wie in Romanen war es nicht — der zündende Funke, die gewaltige Leidenschaft, beides fehlte. Dazu kannte sie ihn zu gut und zu lange. Andererseits hatte sie noch nie einen Mann gesehen, der ihr besser gefallen hätte, was jedoch wiederum nicht verwunderlich war, denn ihre Herrenbekanntschaften ließen sich an den Fingern ihrer Hände herzählen. Sie brauchte nicht einmal beide dazu.

Wenn dann etwa später der große Unbekannte käme, den ihre Sehnsucht ahnte — das wäre schrecklich. Aber, wenn er nicht käme, er nicht und kein anderer, und sie müßte ewig hier bleiben, ihr Leben lang in der Pension, zusammengeschweißt mit fünfzehn bis zwanzig jungen Mädchen, die noch dazu Jahr für Jahr wechselten, gerade wenn man sich an die eine oder die andere von ihnen angeschlossen hatte; ihr Leben lang Morgenandacht, Klavierstunden, Spaziergänge, Klavierstunden, Abendandacht; beim Mittagessen aufpassen, daß alle anständig aßen und sich gerade hielten — — Entsetzlich!

In der Pfarre gab es keine fremden Gesichter bei Tisch.

René wird sich doch nicht geirrt haben? Er wird doch kommen? Lieber Gott! mache, daß er mich liebt!

Am nächsten Tage kam er wirklich. Ein paar Stunden saß er im Wohnzimmer, ohne viel zu sprechen. Dann beim Abschied, als die Zeit drängte, flüsterte er ihr zu: „Wenn ich eine Pfarre haben werde, brauche ich eine Frau. Könnten Sie sich entschließen?"

Beatrice nickte, und er drückte ihre Hand so heftig, daß sie fast laut geschrien hätte. Das war alles.

War das eine Verlobung?

In nichtdeutschen Ländern werden die Verlobungen weit weniger feierlich behandelt als bei uns. Man schickt keine Anzeigen, man macht keine Besuche. Nur ganz beiläufig sagte Victor zu seinen Eltern: „Wenn ich Pfarrer bin, wißt ihr, dann heirate ich Beatrice Saurin."

Der Pfarrer schmunzelte vergnüglich und meinte: „Er hat Geschmack, dieser Victor!"

Mama Latour aber preßte die schmalen Lippen aufeinander und schwieg. Kommt Zeit, kommt Rat, dachte sie. Er wäre ein rechter Narr, wenn er sich an diese Prinzessin bände, die keinen Sou hat.

* *
*

Der April war gekommen, die anstrengendste Zeit im ganzen Jahre. Täglich reisten Pensionärinnen ab oder neue kamen an. Charley drückte sich mit verweintem Gesicht in den Ecken umher. Einige von den Abgehenden hatte er so lieb, und die Neuen waren so dumm. Corinne sortierte von früh bis abends Wäsche, zusammensuchend, was jede mitbrachte oder mit fortnahm. Beatrice mußte sich den jungen Mädchen noch mehr widmen als sonst, mit der ausdrücklichen Weisung, die Neuen bald heimisch zu machen.

Fräulein Julia litt an rasenden Kopfschmerzen: die vermehrte Arbeit, verbunden mit der seelischen Bewegung, die ihr der Abschied, so oft sie ihn auch schon durchgemacht hatte, immer von neuem verursachte; dazu von früh bis abends die Mütter oder auch Väter mit ihren tausend Erwägungen und Fragen und Wünschen. Die Väter faßten sich meist kurz, froh, nach flüchtiger Rücksprache dem weiberüberfüllten Hause den Rücken zu kehren. Aber die Mütter wollten alles sehen und alles wissen. So saß Fräulein Julia im Salon, immer lächelnd, immer liebenswürdig, immer bereit, ihre Erziehungs-

grundsätze darzulegen, während ihr der Kopf vor Migräne zu zerspringen drohte.

Am behaglichsten fühlte sich der Professor in dieser Übergangszeit. Beatrice fand ihn geradezu bewunderungswürdig. Wie er die Leute zu nehmen wußte, wie er ihnen zu imponieren verstand! Mit den kleinbürgerlichen Mamas sprach er von dem Segen der Einfachheit und bescheidenen Weiblichkeit, welche beiden Eigenschaften hier besonders gepflegt würden; den schwärmerischen gegenüber pries er in beredten Worten die Herrlichkeit der Natur, die sie umgab; kam eine weitgereiste, vornehm angehauchte, so zuckte er mitleidig die Achsel über den kleinen Weltwinkel, in den das Schicksal ihn verschlagen habe und für den er eigentlich gar nicht geschaffen sei. Am liebsten hatte er die litterarischen. Da begann er alsbald über zeitgenössische Dichter zu sprechen; er zeigte sich mit den deutschen und englischen, wenigstens dem Namen nach, ebenso vertraut wie mit den französischen und wußte sofort jeder ausländischen Größe eine ebenbürtige einheimische an die Seite zu stellen, die der litterarischen Mutter häufig zu ihrer Beschämung nicht geläufig war, was jedoch nicht allemal ihrer mangelnden Bildung allein zuzuschreiben war. Dabei sagte er, wenn er von den Franzosen sprach: nous autres français; und wenn er von den Dichtern sprach: nous autres poètes.

Mit stiller Bewunderung lauschte Beatrice, wenn seine volltönende Stimme das kleine Wohnzimmer mit ihren melodischen Wogen durchflutete. Welch ein Mann!

Wenn sie ihn reden hörte, kamen ihr alle anderen, selbst Victor nicht ausgenommen, klein und nichtig vor.

— — — — — — — — — — — — — —

„Ah, das nennt man Neuigkeiten!“ rief am Abend, von seiner Zeitung aufsehend, der Professor. „Wer, meint ihr wohl, der nächsten Sonntag in St. Pierre predigt? Nun, niemand anders als Victor Latour!“

„Nicht möglich!“ Beatrice riß ihm die Zeitung aus der Hand, und: „Du wirst dich irren!“ rief nicht minder aufgeregt Corinne.

„Aber ganz und gar nicht!“ versicherte der Professor und wandte sich sogleich erklärend an die Neuen: „Victor Latour, einer unserer jungen Freunde, ein ganz hervorragend begabter Theologe, dem ein tiefes Wissen, vereint mit einer ungewöhnlichen oratorischen Begabung, eine glänzende Zukunft sichert.“

„Du glaubst, Papa?“ fragte Beatrice, bemüht, unbefangen zu erscheinen.

„Ob ich es glaube! O, das ist gewiß, mehr als gewiß! Niemand zweifelt daran!“ beteuerte überschwenglich der Professor.

— — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Sonntag war man denn auch pünktlich in St. Pierre versammelt. Die Kirche war zum Brechen voll, doch galt das mehr dem alten Latour, der wohl zur Zeit der beliebteste Prediger in Genf war.

Beatrice hatte einen Schleier über ihr schwarzes Hütchen gebunden und senkte den Kopf tief herab. Es war doch sehr aufregend; aber das gefiel ihr gerade. Nie hatte sie sich mehr gefreut, Victor nahe zu stehen als heute. Wenn sie den Kopf ein wenig zur Seite wandte, konnte sie auf den für die Geistlichkeit reservierten Plätzen die Eltern Latour sitzen sehen: Frau Latour mit unbeweglichem Gesicht, die schmalen Lippen fest geschlossen; Herr Latour schien sehr erregt zu sein, allmählich wurde er ruhiger. Ein behagliches Lächeln stahl sich erst ganz flüchtig und verschämt über sein freundliches rundes Gesicht und setzte sich endlich, da alles gut ging, ganz zufrieden darauf fest. Anfangs zitterte Victors Stimme ein wenig. Nach und nach verlor sich das; aber je fester und sicherer sie wurde, um so fremder klang sie. Wenn Beatrice die Augen schloß, glaubte sie, einen Unbekannten zu hören.

„Als ob ein anderer spräche,“ flüsterte Corinne, die die gleiche Empfindung hatte.

Vor der Kirche hielten sie sich gegen ihre sonstige Gepflogenheit ein wenig auf. Es war ein wunderschöner Frühlingstag, und die Saurins wollten den Eltern Latour glückwünschend die Hand drücken. Papa Latour strahlte; Mama Latour trug das Haupt sehr hoch. Wider Erwarten erschien plötzlich Victor selbst. Er war augenscheinlich unangenehm berührt, noch einen so großen Kreis zu finden, und nahm die Glückwünsche, die ihm dargebracht wurden, stumm entgegen.

„Sie haben wundervoll gepredigt,“ flüsterte ihm Beatrice zu.

„Finden Sie?" murmelte er. „Sie werden gut thun, sich diese Predigt zu merken. Es ist meine letzte."

Ehe sie sich noch von ihrem Staunen über diese wunderliche Bemerkung erholt hatte, war Victor mit kurzem Gruße verschwunden; und sie fragte sich, ob sie auch wirklich recht gehört habe.

Am nächsten Morgen kam ein Bote mit einer traurigen Nachricht aus dem Pastorhause in die Campagne Saurin: der Pfarrer Latour hatte am vergangenen Abend einen Schlaganfall gehabt. Beatrice und ihre Tante eilten in die Pfarrwohnung; es wurde niemand vorgelassen; er sei gelähmt und der Sprache beraubt. Nur Victor begrüßte die beiden, trübe, wortkarg, in gedrückter Stimmung.

„Daß es gerade an Ihrem Ehrentage sein mußte!" sagte bedauernd Fräulein Julia.

„Ja, es ist traurig, sehr traurig!" erwiderte der junge Mann fast konventionell.

„Es war die Freude. Er hat die Freude nicht vertragen!" fuhr Fräulein Julia fort.

Victor sah sie an wie geistesabwesend, dann murmelte er noch einmal: „Sehr traurig. — Heute abend verreise ich," erklärte er dann ganz unvermittelt.

„Heute abend? Aber das ist ja unmöglich!"

„Ich muß meine Stellung antreten."

„Ihre Stellung? Welche Stellung?" fragte Beatrice mit verhaltenem Atem.

„Als Pfarrer in Gressenet — wenn man mich wählt."

„Aber —" Ihre großen Augen hafteten mit staunender Frage auf seinem Gesicht.

Ein kurzes nervöses Zucken; dann war es unbeweglich wie zuvor. „Nichts, nichts! Vergessen Sie," flüsterte er rasch; und dann mit der lauten, fremden Stimme, die sie aus seiner Predigt kannte: „Es ist doch natürlich, daß ich mich glücklich schätze, wenn es mir gelingt, bald eine feste und gesicherte Stellung zu erringen."

* *
*

Der Pfarrer Latour erholte sich langsam und mühsam. Beatrice besuchte ihn, so oft es ihre Zeit erlaubte, denn er trug großes Verlangen nach ihrer Gesellschaft. Voll inniger Freude erzählte er ihr von der herzlichen Teilnahme, die seine Pfarrkinder für ihn an den Tag legten; wie sie ihn mit Briefen, Geschenken und Aufmerksamkeiten überschütteten. Tagtäglich traf etwas ein: Blumen oder Früchte, stärkende Tränke oder erfrischende Marmeladen.

„Sie müssen doch ihrem alten Seelsorger gut sein, nicht wahr? Sie sind zufrieden mit mir gewesen und haben mich lieb. Sonst würden sie mich doch nicht so verwöhnen. Sie sind zufrieden mit mir; ich habe ihnen genützt; und darum habe ich auch nicht umsonst gelebt."

„Aber, Herr Pfarrer!" rief Beatrice. „Wie können Sie sich überhaupt solche Gedanken machen!"

Er strich mit seiner weißen gepflegten Hand über das rötlich schimmernde Kraushaar. „Gutes Kind! Gutes Kind!" murmelte er.

Dann begann er von Victor zu sprechen. Er erwähnte dabei nie ausdrücklich, daß er von der heimlichen Verlobung wisse, aber in seinem Ton, in der ganzen Art, mit ihr zu verhandeln, lag etwas von der Vertraulichkeit des Wissenden. Er erzählte ihr mit Behagen, wieviel Rühmliches er von seinem Sohne höre, Lob seiner Predigten, seiner Thätigkeit in der Armenpflege, im Jugendunterricht; welch reichen Wirkungskreis er vorgefunden habe.

„Das wird ihn befriedigen, nicht wahr?" schloß er seinen Bericht.

Da sie nicht gleich antwortete, wiederholte er die Frage noch einmal.

„O sicherlich!"

Sie hätte nichts Näheres darüber zu sagen gewußt; denn seine Briefe aus Gressenet waren kurz und nichtssagend. Ihre wortreiche und doch oberflächliche Gratulation zu seiner Ernennung hatte er mit einer verächtlichen Handbewegung beiseite geschoben. Und doch durfte er ihr billigerweise nicht zürnen. Hatte er nicht absichtlich sein Inneres vor ihr verschlossen? Wäre es ihm nicht im höchsten Grade peinlich gewesen, an ihr einen Zeugen für die Kämpfe, die sein Inneres durchtobten, zu haben?

Unter anderen Glückwünschen war ihm auch eine namenlose Karte aus Genf zugegangen, die in einer ihm gänzlich unbe-

kannten Handschrift die Worte enthielt: „Aufrichtigen Glückwunsch zu dem doppelten Siege.“

Wer konnte wohl so hellseherisch sein? Er vermied, danach zu forschen.

Im Herbst hatte der Pfarrer Latour einen zweiten Schlaganfall. Er starb, ohne die Besinnung wiedererlangt zu haben, nach wenig Stunden. Die Teilnahme seiner Pfarrkinder, die ihm die Schmerzen des Krankenlagers hatte tragen helfen, blieb ihm auch im Tode treu.

„Wie sie ihn alle verehrt haben!“ sagten die Söhne zueinander; und der Amtsbruder, der die Leichenrede hielt, meinte, daß dies nächst dem Glauben an ein Wiedersehen im Himmel der beste Trost für die Hinterbliebenen sei.

Frau Latour war merkwürdig gefaßt. Während der Krankheitszeit schon hatte sich Beatrice häufig über ihre unveränderliche Ruhe und mehr noch über den kühlen Ton, der zwischen den Ehegatten herrschte, gewundert. Daß man nach nahezu dreißigjähriger Ehe sich nicht mehr in Zärtlichkeiten erging, erschien ihr selbstverständlich; aber diese Kälte am Krankenlager, diese oft geradezu feindseligen Spitzen in der Unterhaltung: das war doch auffallend.

Waren die beiden unglücklich miteinander gewesen, und hatten sie es nur der Welt gegenüber zu verbergen gewußt? Er in immer gleichbleibender milder Sanftmut, sie in ihrer unnahbaren Zurückhaltung? Ihre Ruhe verließ sie auch nicht, als sich bei Ordnung des Nachlasses herausstellte, daß die Vermögensverhältnisse wider Erwarten sehr ungünstig lagen. Die Söhne zeigten sich betroffener. Sie waren im Wohlleben aufgewachsen und befanden sich noch nicht in einträglichen Stellungen. Es wollte ihnen gar nicht in den Sinn, daß alles nun anders werden sollte, daß sie wirklich gelebt hatten wie die Lilien auf dem Felde, wie es im Lieblingsspruche ihres Vaters hieß.

Frau Latour zuckte die Achseln. Es war doch so gewesen.

„Und du ahntest gar nicht, Mutter, daß wir eigentlich immer weit über unsere Verhältnisse lebten?“ forschte der älteste Sohn mit leisem Vorwurf.

„Ich wußte es.“

„Du wußtest —!“ Eine lange vielsagende Pause. Der Vorwurf rang nach Worten, die der Respekt im Banne hielt.

„Mit dem bunten Blumenbeete im Pfarrgarten fing es an,“ berichtete Frau Latour gelassen, als ob sie über gänzlich fernliegende Dinge spräche; „dann kam die schöne Einrichtung, die Gäste, die verschwenderische Wohlthätigkeit —“

„Mutter,“ rief Victor, „ich verstehe dich nicht! Du hast dem allen mit offenen Augen zugesehen, ohne den Finger zu rühren. Es wäre doch an dir gewesen, einzuschreiten. Wir konnten und durften das nicht, selbst wenn wir es gewußt hätten.“

„Durfte ich das?“ fragte sie halblaut mit einem so seltsamen Accent in der kalten Stimme, daß es Victor plötzlich klar wurde: seiner Mutter, dieser scheinbar so strengen, energischen Frau, war es dem Vater gegenüber ergangen wie ihm; sie hatte macht- und willenlos neben ihm dahingelebt; jeder, auch der berechtigtste Widerspruch war an seinem immer sanften, aber unüberwindlichen passiven Widerstande gescheitert.

„Nun, wir werden uns einzurichten suchen,“ begann sie wieder ruhig wie vorher, „ich brauche nicht viel für mich; und ihr seid, gottlob, alle versorgt; mehr oder minder gut freilich; du am besten, Victor.“

Victor blickte düster zu Boden; dann mit plötzlichem Entschlusse: „Ich muß es dir sagen, Mutter. Ob du es heute oder morgen erfährst, macht nicht viel aus. Darum besser gleich. Ich habe meine Stellung niedergelegt.“

„Victor!“ schrie Frau Latour entsetzt. Jahrelang aufgespeicherte Bitterkeit, plötzlich ausbrechende Verzweiflung lag in diesem Schrei. Stürmte denn alles heute unbarmherzig auf sie ein?

„Ich hab's versucht, Mutter. Ich habe dem Vater zuliebe ehrlich gekämpft dieses letzte halbe Jahr. Aber ich kann es nicht — ich kann nicht.“

„Hast du denn bedacht —?“ rief sie noch einmal.

„Ich habe bedacht, daß ich ein ehrlicher Mensch bleiben will,“ antwortete er einfach.

„Gerade jetzt, gerade jetzt!“ murmelte sie.

„Du weißt, daß ich es schon einmal versucht habe,“ erinnerte er und gedachte schau-

dernd des Tages, da er in St. Pierre seine erste Predigt gehalten, der Unterhaltung, die er dann mit seinem Vater gehabt hatte, und der entsetzlichen Folgen.

„Früher hättest du's thun sollen, Victor. Nicht nachdem alles fertig war, nachdem du ausstudiert hattest. Früher hättest du dich an ihn wenden sollen mit deinen Zweifeln —"

„Hab ich das nicht gethan? Einmal, zehnmal, hundertmal. Immer hat er mich vertröstet. Vorübergehende Anwandlungen wären es, die ein jeder durchzumachen hätte. Und wenn ich darauf bestand, wenn ich auf den Kern der Sache eingehen wollte, wenn ich Aufklärung, Belehrung von ihm forderte, erbat, erflehte — dann wich er mir aus, dann speiste er mich mit leeren Redensarten ab; er gab mir Steine statt des Brotes. — Du glaubst das nicht?"

Ob sie ihm glaubte!

Eine strenge, ernste, tiefgläubige Christin, hatte sie begeistert den Predigten des Pfarrers Latour gelauscht, war glücklich gewesen, daß er sie zum Weibe begehrte, daß sie dem, der so herrlich Gottes Wort verkündete, näher stehen sollte als andere; daß sie über die erhabenen Geheimnisse der Religion inniger, vertrauter mit ihm würde sprechen dürfen als andere; eine wahre, beseligende Seelengemeinschaft. Aber es kam nicht dazu. Erst glaubte sie, daß der Zufall seine Hand im Spiele habe, daß sie mit seltenem Mißgeschick immer den falschen Zeitpunkt wähle. So oft sie sich ihm näherte, war er gerade mit Berufspflichten überhäuft, mit Berufsgedanken beschäftigt; oder umgekehrt, er wollte sich vom Berufe ausruhen; etwas anderes hören, etwas anderes reden und denken. Und wenn sie sich einmal nicht abweisen ließ mit ihrer fragenden, forschenden, dürstenden Frömmigkeit, dann waren es nicht ungeordnet aus übervollem Herzen quellende Worte, die er ihr gab, Seufzer der Seele, wie sie sie ersehnt und erwartet hatte: dann waren es einfach wieder Predigten, wie sie sie von der Kanzel herab so gern hörte, wie sie sie aber daheim nicht hören mochte.

So hatte sie allmählich aufgehört zu fragen. Sie hatte sich in sich selbst zurückgezogen, hatte geschwiegen und beobachtet; und was sie beobachtet hatte, mochte sie nicht einmal sich selbst eingestehen.

Und nun hatte ihr Sohn dasselbe durchgemacht; nur daß es ihn zu einem anderen Ziele geführt hatte. Daß an dem Ergebnisse nichts mehr zu ändern war, sah sie mit dem Scharfblicke, den trübe Erfahrungen verleihen. Sie versuchte nicht einmal, ihn jetzt noch zum Glauben zurückzuführen. Selbst wenn er ihren Bitten, ihrem Flehen nachgegeben hätte — und das würde er nicht thun —, wäre sie den Verdacht nicht losgeworden, daß es bloß eine äußerliche Umkehr war, daß sie zum zweitenmal einen Seelsorger in der Familie hätte, der — —

Nein, Victor sollte seinem Willen folgen, er mochte Lehrer werden. Sie wollte auch thun, was in ihren Kräften stand, um ihm über die Zeit hinwegzuhelfen, die vergehen würde, bis er sich um eine Anstellung bewerben konnte. Die Hauptsache freilich fiel ihm selbst zu: Privatstunden, schriftliche Arbeiten neben dem eigenen Studium. Aber eines forderte sie: das Versprechen, daß er dieser schweren, entsagungsvollen Zeit entgegengehe, frei, nicht gebunden an eine arme Braut, die mit ihm wartete, sich mit ihm grämte und die er dann heiraten mußte, wenn er kaum für sich selbst genug verdiente. Beatrice mußte zurücktreten. Er sah es auch selbst ein: dies Opfer mußte er seiner Mutter bringen. Es fiel ihm für den Augenblick nicht einmal sehr schwer. Dies liebliche, nach Freude und Leben durstende Geschöpf paßte nicht in sein ernstes Dasein. Er schrieb ihr. Mit ihr zu sprechen, fand er nicht den Mut. Der Zauber ihrer holden Persönlichkeit hätte ihn vielleicht in seinem Entschlusse wankend gemacht. Sie antwortete nicht auf seinen Brief. Er ahnte nicht, wie sie seine Mitteilung aufgenommen hatte.

Und nun ging's an die Arbeit. Stunden nehmen, Stunden geben tags über, und für die Studien die Nacht. Sorgenvoll betrachtete die Mutter die bleichen, überarbeiteten Züge, auf Mittel sinnend, wie sie dem Sohne das Leben erleichtern könne.

Endlich hatte sie's gefunden: eine reiche Heirat! Victor verwarf den Gedanken mit Entrüstung. Sie kam aber immer wieder darauf zurück und traf in aller Stille schon ihre Wahl. Dann begann sie dem Wider-

strebenden mit den glänzendsten Farben die Vorzüge der Erkorenen auszumalen; sie erzählte, wie unabsichtlich, hübsche Züge ihres guten Charakters und beweiskräftige Manifestationen des väterlichen Reichtums. Gleichfalls, wie unabsichtlich, brachte sie die beiden dann zusammen, einmal, mehreremal. Anfangs war Victor nichts weniger als liebenswürdig und verhehlte nur schlecht seinen Ärger über das abgekartete Spiel. Sie schien es nicht zu merken, war wohl auch den ganzen Abmachungen fremd; denn sie blieb sich immer gleich, bescheiden, höflich, freundlich, zurückhaltend.

„Ein gleichmäßiger Charakter," sagte die Mutter; „ohne alle Launen. Das giebt die besten Ehefrauen."

Klug war sie nicht. Es kam ihm sogar zuweilen vor, als ob ihr Bildungshorizont ein sehr beschränkter sei; auch nicht eine Spur der graziösen Geistesanmut, die Beatrice, deren niedliches Köpfchen doch auch keinen Wust trockenen Bildungskrams enthielt, auszeichnete, und die ihr Geplauder so anziehend und anregend machte. Im Äußeren konnte sie sich erst recht nicht mit ihr messen. Groß, plump, vierschrötig, mit einem viel zu großen Kopfe auf dem kurzen Halse. Aber reich war sie; und der Charakter! Für den Charakter garantierte Madame Latour.

Allmählich gewöhnte sich Victor wirklich an sie. Er verzog nicht mehr ärgerlich den Mund, wenn seine Mutter von „dieser guten Elisa" sprach; er ließ sich sogar bereit finden, ihr persönlich zum neuen Jahre zu gratulieren, wobei er Gelegenheit hatte, sich durch den Augenschein zu überzeugen, mit welcher verschwenderischen Fülle von Gaben ein zärtlicher Vater seine Tochter überschüttete. Nachdem er noch ein halbes Jahr lang mit sich gekämpft, nachdem ihm die Mutter wiederholt versichert hatte, der junge Banquier von der Corraterie werde ihm noch das Goldfischchen vor der Nase wegschnappen, entschloß er sich endlich, um Elisas Hand anzuhalten, und erhielt keinen Korb.

* *
*

Diese Kunde erreichte auch die Familie Saurin. Nun war es also aus, ganz aus. Es war eigentümlich zu beobachten, wie der Verlauf dieser Liebesangelegenheit auf Beatrice gewirkt hatte. Ihre Zuneigung zu Victor hatte sich in eine sanfte, sentimentale, gewissermaßen unpersönliche Melancholie verwandelt, die mit der Zeit das Wesen des jungen Mädchens so einnahm, daß sie an Stärke das ursprünglich vorhandene wirkliche Gefühl weit übertraf.

Der Spielkamerad von ehedem wuchs allmählich zu einer Idealgestalt heran, die über ihrer Jugend schwebte, zum Greifen nahe und doch ewig unerreichbar. Und dieses Gefühl, über dessen innere Falschheit sie sich nicht klar wurde, umgab sie mit einer Art Nimbus des Unglücks. Sie lieh ihm zuweilen andeutende Worte, die ebenso poetisch wie verworren waren; es tönte wieder von den Tasten des Klaviers, wenn sie Chopin spielte; sie hauchte es ihren Liedern ein, die nun so eigenartig tief empfunden, verlangend und flehend, klagend und entsagend durch die Lüfte schwebten.

„Wie wundervoll Fräulein Beatrice singt!" flüsterten sich die Pensionärinnen zu.

Auch der Professor bemerkte die auffallende Entwickelung des musikalischen Talentes bei seiner Tochter.

„Sie hat Talent, die Kleine!" sprach er, die Augenbrauen gewichtig in die Höhe ziehend. „Was sage ich? Talent? Genie! Genie! Eine Million in der Kehle. Man sollte etwas für ihre Ausbildung thun."

Das war auch Beatrices Wunsch. Tante Julia war einverstanden, obgleich der Unterricht und das längere Üben sich schlecht in den Stundenplan einfügen ließen. Es waren ja ohnehin schon von früh bis abends drei Klaviere im Gang. Aber wenn Beatrice die zeitigen Morgen- oder späten Abendstunden zum Üben benutzte — Auch konnte sie, wenn die Gesangsstunden sich auf Mittwoch- oder Sonnabendvormittag legen ließen, gleich Lisbeth und Maria zum Zeichenlehrer nach Plainpalais begleiten. Schließlich: wenn sie gründlich ausgebildet war, mochte sie den Gesangsunterricht im Pensionat übernehmen und durfte einen ordentlichen Preis dafür fordern.

Der Lehrer war von ihrer Stimme sehr entzückt; etwas zart sei sie noch und müsse geschont werden. Höchstens eine Stunde am Tage solle Beatrice üben, für den An-

fang noch weniger. Das paßte ja. Aber nur zehn Minuten hintereinander singen, dann ebenso lange ausruhen. Das war fast nicht zu ermöglichen. Diese vielen verlorenen zehn Minuten!

„Sie strengen sich zu sehr an, Fräulein," hieß es dann. „Sie kommen immer ganz ermattet und außer Atem an."

Ja, du lieber Himmel! Mit dem Umweg über Plainpalais, da galt es sich zu sputen.

„Und im übrigen, Sie müssen mehr Ihrer Gesundheit leben. Die Stimme rächt sich, wenn man sie nicht mit der gehörigen Rücksicht behandelt."

Beatrice zuckte die Achseln. So viel sich thun ließe —

„Erzählen Sie mir mal ein bißchen, wie Ihr Tag verläuft."

Beatrice berichtete.

Das Gesicht des Herrn Lando zog sich in immer längere Falten.

„Unmöglich, meine Liebe! Das ist rein unmöglich bei dieser Lebensweise! Mit der Kunst, sehen Sie, ist's wie mit der Religion: Du sollst nicht andere Götter haben neben mir!"

Sie wäre es schon zufrieden gewesen. Sie verlangte ja nichts Besseres, als ganz ihrer Kunst zu leben. Das war Freiheit, das war Luft und Leben, das war das große Glück, nach dem sie sich ahnend gesehnt hatte, ihre ganze Jugend hindurch. Wie hatte sie es nur anderwärts suchen und erhoffen können?

Fast mechanisch lag sie ihren Verpflichtungen in der Pension ob, die einen so breiten, leider so sehr breiten Raum einnahmen. Die Tante schalt sie wegen ihrer Nachlässigkeit, und Monsieur Lando schalt, weil sie es mit diesen untergeordneten Dingen zu gewissenhaft nahm.

„Du übst zu viel, du thust nichts anderes als das!" tadelte die Tante, und: „Mehr Ruhe! mehr Üben!" predigte Herr Lando.

Ein halbes Jahr schleppte sie sich mit halben Maßregeln hin. Da kam ein Katarrh dazwischen, den sie sich auf den Spaziergängen bei windigem Wetter zugezogen hatte; da draußen „Am Ende der Welt" war es immer windig.

„Sie thäten besser, in die Stadt zu ziehen. Der weite Weg ermüdet Sie zu sehr," meinte Herr Lando. Und dann eines Tages ganz energisch: „Mein liebes Kind, auf diese Weise kommen wir nicht ans Ziel. Ich verliere meine Zeit und Sie verlieren die Ihre. Sie können etwas erreichen. Die Mittel sind da; aber die Sache muß anders angefaßt werden."

Beatrice hatte schon wiederholt zu Hause diesen Punkt berührt, ihn aber, da man nie näher darauf eingegangen war, immer wieder fallen lassen. Jetzt blieb ihr keine Wahl.

Sie wandte sich zunächst an ihren Vater.

„O meine Tochter!" rief der Professor emphatisch, beglückt über die günstige Meinung, die der Lehrer von Beatrices Begabung hegte; „ich wußte es ja! Wir Saurins sind alle begabt, Talente, Genies! Der göttliche Funke — er schlummert in einem jeden von uns. Es handelt sich nur darum, ihn zu wecken, mit dem Pfunde, das uns verliehen ward, zu wuchern."

Beatrices Herz schlug höher bei diesem unerwarteten Entgegenkommen.

„Eine Malibran! eine Patti! Du wirst der Stern der Familie. Du wirst ihn groß machen, den Namen Saurin!"

„So bist du einverstanden?" fragte Beatrice rot vor Freude.

„Ob ich es bin! Ja, mein Kind, der Segen deines Vaters wird dich begleiten!" Eine kleine Pause, ein Seufzer. „Ach! daß er dir nichts zu geben hat als seinen Segen!"

Das freudige Rot verblaßte.

„Sprich mit der Tante, mein Kind."

Also doch. Was sie gerade hatte vermeiden wollen.

Diese Unterredung fiel leider gerade auf einen sehr ungünstigen Zeitpunkt. Eben war die Nachricht eingetroffen, daß René sein Examen noch immer nicht gemacht, wohl aber eine Stellung bei einem russischen Fürsten angenommen habe, der nur wenige Jahre jünger war als er selbst; ein Posten, der zwischen Erzieher, Kurier und Spielgefährten pendelte. Der Professor freilich war entzückt davon.

Ach, wie recht er hat, mein Sohn René! Er will die Welt kennen lernen, das Leben! In die traurige Enge der Schulstube kommt er noch zeitig genug. Ah! nicht die Schule, sondern das Leben ist die wahre Lehrmeisterin!

Tante Julia faßte die Sache anders auf. Wenn er jetzt sein Examen nicht macht, wird er es nie machen, prophezeite sie sorgenvoll. Es thut nicht gut, Schüler zu sein, nachdem man schon den Lehrer gespielt hat.

Auch von Jean-Jacques waren seit langem wieder einmal Nachrichten eingetroffen; schlechte natürlich Von ausgewanderten Verwandten treffen immer schlechte Nachrichten ein oder keine. Dem Pionier der Civilisation war es nicht gut ergangen. Alles war ihm fehlgeschlagen; jetzt fristete er kümmerlich sein Leben als Fremdenführer und bat um Geld, damit er in die Heimat zurückkehren könne.

Mit trübem Gesicht hörte Fräulein Julia unter diesen Umständen die Wünsche ihrer Nichte an.

„Was du verlangst, liebes Kind," sagte sie dann mild, aber bestimmt, „liegt außerhalb des Bereiches der Möglichkeit. Ich kann dir weder die Mittel zum Studium geben, noch auch deine Hilfe hier entbehren."

Beatrice warf den Kopf zurück. Was die Mittel betraf, gut — die konnte sie nicht fordern. Aber der Nachsatz! Sie war doch keine Sklavin, keine Leibeigene. Sie war frei, zu thun, was sie wollte. Wenn sie die Kette bis hierher geschleppt hatte, so war das ihr eigener guter Wille gewesen.

Die Tante lächelte bitter. Was man so den freien Willen nennt! War es vielleicht ihr freier Wille gewesen, nach dem Tode ihrer Schwägerin mit der Pension zugleich die Sorge für fünf unerzogene Kinder zu übernehmen? Sie war damals in England gewesen in einer glänzenden, gut bezahlten Stellung, bei einem Witwer, dessen einziges Töchterchen sie erzog. Da rief sie der Bruder mit flehender Bitte zurück. Die Frau war ihm gestorben; er stand allein mit fünf Kindern, nicht wissend, wo aus noch ein; das jüngste war noch ein Säugling. Die Frau hatte alles geleitet, alles angeordnet, für alles gesorgt. Er — ja, Julia wollte ihn seiner Tochter gegenüber nicht herabsetzen; — aber daß er für das praktische Leben nicht tauge, sah doch ein jeder. Nichts, was er in die Hand genommen hatte, war ihm geglückt. Seine Examina hatte er nicht bestanden. Der Titel Professor war mehr ein Schmuck, von dem sich nicht feststellen ließ, ob er ihn sich selbst zugelegt hatte oder ob er ihn der Gefälligkeit seiner Pensionärinnen verdankte. Ein großer Dichter war er trotz der überschwenglichen Dramen und Epen aus seiner Jünglingszeit auch nicht geworden; und als Sänger einen Namen zu erringen, wie er es vorübergehend gehofft und erträumt hatte, war ihm gleichfalls nicht gelungen.

Mit französischen Stunden, die er an Ausländer erteilte, hatte er mühsam sein Leben gefristet; und ein bodenloser Leichtsinn war es eigentlich, daß er sich in so völlig unsicheren Verhältnissen verheiratet hatte. Aber sie, seine Frau, eine Lehrerin, erwies sich, wie die Not an sie herantrat wie in kurzen Zwischenräumen sich die Kinder einstellten und der kärgliche Verdienst durchaus nicht zureichen wollte, als die tüchtigere. Sie gründete, fast ohne eigene Mittel, eine Pension, und ihrer unermüdlichen Thätigkeit gelang es trotz der dazwischenkommenden Wochenbetten, das Unternehmen in Gang zu bringen und zu fördern. Freilich ging unter den allzuschweren Anforderungen, die an sie gestellt wurden, ihre Gesundheit zu Grunde. Kurz nach der Geburt Charleys erkrankte sie und starb.

Was nun?

Fräulein Julia machte eine Pause in ihrer Erzählung. Aus einem bleichen weißen Gesicht starrte sie ein Paar große entgeisterte graue Augen an.

„Ich hoffe, du verstehst, daß ich dir dies nicht erzähle, um mich zu loben oder auf Dank Anspruch zu erheben?"

Beatrice bewegte zustimmend das Köpfchen. An Dank hatte sie ja gar nicht gedacht.

„Aber du mußt klar sehen, dir vergegenwärtigen, wie die Sache steht. Ich bin nicht mehr jung, nicht sehr kräftig; wenn ich von euch ginge —"

Das junge Mädchen nickte wieder, ganz mechanisch, und sagte nichts.

„Ich kam also aus England zurück," fuhr die Tante fort, „zunächst um dem Vater über die erste schlimmste Zeit hinwegzuhelfen. Ich sah nur zu bald, wie es stand. Wenn ich euch nicht alle dem sicheren Untergang preisgeben wollte, mußte ich hierbleiben und einfach die Stelle ausfüllen, die eure Mutter

leer gelassen hatte. Es war nicht leicht, Beatrice. Ich war an Freiheit, Selbständigkeit, ein behagliches Leben in wohlhabender Umgebung gewöhnt; hier Einschränkung, Arbeit, Mühe und Plage von früh bis abends; und selbst des Nachts ließ mich Krankheit der Kinder und ungewohnte Sorge oft nicht schlafen. Aus England schrieb man mir, ich möchte wiederkommen; immer dringender, immer herzlicher. Ja, der Vater meines Zöglings bot mir unter warmen Worten in aller Form seine Hand an; ein tüchtiger, durch und durch liebenswerter Mann. Es fiel mir schwer, seinen Antrag auszuschlagen."

„O Tante Julia!" murmelte Beatrice und küßte in plötzlich ausbrechender Empfindung die schmale, faltige Hand.

Dann schwand die Wärme aus ihrem Gesicht. Wie ein Schatten flog es über die feinen Mädchenzüge. Sie fühlte plötzlich nichts mehr als die Last, die sich immer schwerer und schwerer auf sie senkte, die sie zu erdrücken drohte und die sie nie, nie würde abschütteln können. Ein unendliches Mitleid mit sich selbst packte sie und zugleich ein stumpfer Haß gegen das ungerechte Schicksal, das ihr unverdient so viel auferlegt hatte. Warum mußte sie denn ihr Leben beginnen mit einer so schweren Dankesschuld auf ihren jungen Schultern? Die mußte sie nun schleppen, schleppen — und würde nie frei sein. Wenn gar die Tante einmal sterben sollte, dann waren es Corinne und sie, die für die Familie zu sorgen hatten, auch für den Vater — für den zumeist. Die Flügel der Familie Saurin erschienen ihr für einen Augenblick in einem anderen Lichte: leichtgebaute Schwingen, die die Vöglein abhalten, ein Nest zu bauen, und die sie doch nicht in den blauen Äther zu tragen vermögen.

Sie sagte ihre Singstunden ab, und nun begann wieder das alte Leben: Morgenandacht, Spaziergänge, Klavierstunden, Abendandacht. Das Singen ließ sie vorläufig ganz bleiben: es machte sie zu traurig.

„Meine Tochter ist eine große Künstlerin," sagte der Professor jetzt, wo Beatrice nicht sang, mit scheuer Bewunderung zu den Müttern, „sie wäre berufen gewesen, eine erste Rolle in der musikalischen Welt zu spielen. Eine Million hat sie in der Kehle, in dieser kleinen zarten Kehle — — aber hélàs —!"

* * *

Das Pensionat Saurin war auf Wunsch einiger Zöglinge zum erstenmal auf längere Zeit in die Berge gereist.

Man wohnte in einem entzückenden Chalet, war den ganzen Tag in Wiese und Wald, las, sang, stickte, bummelte, und wenn das Wetter es erlaubte, machte man größere Ausflüge, ja sogar eine wirkliche Besteigung stand für die Geübteren auf dem Programm.

Alles war beglückt über diese Abwechselung; selbst Fräulein Julia und Corinne, auf denen in der Hauptsache die Mühen des Umzugs und der Reise gelastet hatten, fühlten sich durch die Ungebundenheit und das Nichtsthun der darauffolgenden Wochen vollauf entschädigt. Und gar erst Beatrice! Zum erstenmal, seit sie ihre Gesangstunden hatte aufgeben müssen, fühlte sie sich wieder froh und glücklich. Diese herrliche Natur! diese frische, erquickende Luft! diese Wanderungen in den Bergen! Eine neue Welt that sich vor ihr auf. Wie eine Gemse kletterte sie in ihrem kurzen Röckchen, das sie sich selbst zurechtgestutzt hatte und das sie vortrefflich kleidete. Immer allen voran — immer lernte sie Neues, Schöneres kennen, die steilen Gebirgspfade, die Alpenwiesen mit ihrer bunten würzigen Flora; und dann, wo die Vegetation aufhört, die grauen Felsenmassen, die weißen Schneefelder, und hoch oben auf dem Gipfel der weite, weite Blick. Wie mächtig spannte sich der Himmel über ihr, wie klein war die Welt unter ihr! Ja, hier war sie, hier gehörte sie ihr, die nebelblaue Ferne, nach der sie sich gesehnt hatte, die sie geahnt hatte von Jugend auf. Zum erstenmal seit den Tagen ihrer bitteren Enttäuschung sang sie wieder, so recht aus vollem, frohem Herzen.

Um sie herum und vor ihr stiegen sie noch immer höher hinauf, die ragenden Gipfel, und sie würde sie alle erklimmen können, das fühlte sie. Ihr Fuß war leicht und geschickt; und kräftig und ausdauernd war sie auch trotz ihres zierlichen Figürchens. Das war auch ein Ziel! Einen nach dem anderen bezwingen von diesen gewaltigen Riesen;

und dann, oben angekommen, die hehre Einsamkeit. Ja, das gehörte dazu. Mit dem Blick die ganze weite Welt umfassen, und allein sein in dieser Welt; allein sein mit seinen Gedanken, seinen Träumen; geistig ausruhen dürfen, so gut wie leiblich; nicht gleich tausenderlei bedenken und beachten müssen — „Lisa, nicht so nahe an den Abgrund! Marguerite, nehmen Sie Ihr Tuch um!“

Die Gipfel hatten es ihr angethan. Einen nach dem anderen würde sie bezwingen wie spielend — zuletzt das Matterhorn oder lieber noch irgend einen anderen, auf dem noch nie ein Mensch gewesen ist —

Der Professor, der selbst nicht mehr steigen konnte, stimmte begeistert ein. Ah! die Majestät des Ewigen — die heilige Gottesnähe — da oben wohnte sie in der erhabenen Alpenwelt. In seiner Jugend war er der ersten einer gewesen, damals als der Bergsport noch nicht Mode war, als es noch keine Führer gab, er immer allein! Ja, er wußte wohl, woher seine Tochter diese Sehnsucht nach den Höhen geerbt hatte! — Und Beatrice schmiedete Pläne auf Pläne.

Auf einem ihrer Ausflüge war sie mit einem jungen Ausländer zusammengetroffen, der, nachdem er sich den Winter studierenshalber in Genf aufgehalten hatte, für die Sommermonate in demselben Alpendorfe Wohnung genommen hatte wie die Saurins. Er hatte sich erst ein wenig geärgert, daß ihm sein Ausflug durch die Anwesenheit von einem Dutzend junger Mädchen gestört wurde. Wie das schwatzte und nach allen Seiten sprang, über alles mögliche lachte und an alles mögliche dachte, nur nicht an die Schönheit der Natur, die aufzusuchen man doch eigentlich ausgezogen war! Er nahm sich nicht einmal die Mühe, die Mädchen anzusehen, sondern wich ihnen aus, soweit es anging. Er kam auch beinahe eine halbe Stunde eher als sie auf dem Gipfel an. Dort legte er sich der Länge nach auf die Erde hin und starrte in die blaue Luft. Die Minuten rannen dahin wie die Tropfen im Bache, unbemerkt — lautlos — ungezählt.

Wie im Schlafe lag er da, regungslos, tief und regelmäßig atmend, nur die Augen weit offen. Auch das Gehör mochte wohl schlummern, denn er hörte die Schritte nicht, die sich auf dem steinigen Boden näherten. Da plötzlich ein jubelnder Laut — dann aus voller, gar nicht erschöpfter Brust ein Liedanfang, ein paar Takte nur, aber so süß, so selig —

Er rührte sich nicht, um die Sängerin nicht zu verscheuchen; nur die Augen wandte er nach ihr hin. Da stand ein Mädchen im kurzen faltenlosen Kleide; eine weite, hängende Bluse war mit einem hellen Ledergürtel zusammengehalten; auf dem Köpfchen saß eine kleine kokette Mütze. Jetzt nahm sie die Mütze ab, warf sie in überschwenglicher Lust in die Luft und fing sie wieder auf. Dabei schimmerte die Sonne durch ein Gewirr hellen, kastanienbraunen Haares, das in leichten Ringeln und Löckchen eine schmale weiße Stirn umgab, einen goldenen Glorienschein bildend um ein süßes, kleines, feines Gesicht mit großen grauen Augen.

Nun erhob er sich doch, denn er hörte in der Ferne andere Schritte sich nahen.

„Hier oben ist es schön, mein Fräulein, nicht wahr?“ fragte er in noch etwas unbeholfenem Französisch.

„O göttlich, göttlich!“ rief sie. Der Eindruck, den die Natur auf sie machte, war so groß, daß die plötzliche Erscheinung des jungen Mannes sie weder berührte noch überraschte.

„Ist es das erste Mal, daß Sie derartige Besteigungen machen?“

„Ja, das erste Mal in meinem Leben!“

„Sie haben sich gut angestellt dabei. Es ist auch meine erste Besteigung in dieser Gegend. Aber in meiner Heimat klettere ich viel in den Bergen umher. Sie sind nicht so hoch wie hier, aber wild, ganz wild. Man trifft da keine Pensionate, oft tagelang keinen Menschen. Und dann ist noch etwas dabei. In der Ferne sieht man das Meer; denken Sie, das blaue, weite, unendliche Meer; die Majestät der Alpenwelt, vereint mit der Majestät des Meeres!“

Mit halbgeöffneten Lippen hatte Beatrice gelauscht.

„Wo ist denn Ihre Heimat?“

„Norwegen,“ sagte er, und den Hut ein wenig lüftend, sprang er in großen Sätzen die Geröllhalde hinunter, denn schon tauch-

ten jenseits die ersten roten, erhitzten Köpfe der Pensionärinnen auf.

„Lisa, nicht zu nah an den Abgrund! Marguerite, nehmen Sie Ihr Tuch!“

* * *

Im Dorfe traf sie den Norweger dann zuweilen wieder, und immer redete er sie an. Er beabsichtigte, noch ein paar Wochen hierzubleiben, von hier aus große, auch mehrtägige Touren zu unternehmen und am Schlusse des Sommers in seine nordische Heimat zurückzukehren. Von dieser sprach er häufig; von den stillen, kleinen Städten, den einsamen, weltverlassenen Hütten im Gebirge. Sein Beruf führte ihn häufig dahin; er war Ingenieur und baute Straßen. Auch das Volk lernte sie durch seine Schilderungen kennen: kräftige, tüchtige, ernste Menschen; und die norwegischen Volkslieder in ihrer eigenartig monotonen Melancholie.

O, wenn sie das alles selbst sehen könnte! Norwegen — Berg und Meer. Nun hatte sie wieder einmal Gestalt angenommen, die nebelblaue Ferne, nun hatte sie wieder einen Namen, die zehrende Sehnsucht — Norwegen!

Zunächst aber hatte Beatrice noch andere näherliegende Pläne. Sie wollte das Matterhorn besteigen. Er hatte ihr so viel davon erzählt; alle Welt sprach davon; in allen Zeitungen wurde darüber berichtet. Sie wußte, daß sie es fertig bringen würde. Drei bis vier Tage brauchte man dazu. So lange würde ihr die Tante schon Urlaub geben.

Die schönen blauen Augen des Professors leuchteten, als sie ihm ihren Plan verriet. „Das Matterhorn! ah!“ Eine große Geste mit emporgestrecktem Arme, um die gigantische Höhe anzudeuten. „Ich sehe dich da oben, meine Gemse! mein leichtbeschwingtes Vögelchen!“

„Aber, mein armes Kind!“ sprach die Tante. „Wie hast du dir denn das gedacht? Überlege ein wenig, was das kostet. Das Matterhorn! da klettert man doch nicht so ins Blaue hinein. Man braucht Führer, Träger — das will bezahlt sein. Unter zwei- bis dreihundert Franken kommst du nicht weg!“

Zwei- bis dreihundert Franken! das war einfach unerschwinglich. Die Geldfrage hatte sie überhaupt nicht erwogen; und nun trat es wieder zwischen sie und ihre schönsten Pläne, das leidige Geld! Alles mußte sie aufgeben, alles wurde ihr entrissen, alles wurde ihr zertrümmert, weil sie arm war.

Inzwischen plante der Norweger alle möglichen Partien, die er mit ihr in der Umgegend ausführen wollte. Sie dürfe sich ihm ruhig anvertrauen; er sei so zuverlässig wie ein Führer; und wenn die Tante Bedenken trüge, sie mit ihm allein gehen zu lassen, so möge Corinne mitkommen oder eine oder die andere von den Pensionärinnen, nur nicht ein ganzer Trupp; denn er wolle Beatrice für sich haben; sie solle frei sein, nicht die ewig sorgende, ewig beaufsichtigende Lehrerin.

Ach, sie wünschte sich ja nichts Besseres! Und dann erzählte er ihr wieder von Norwegen, immer von Norwegen, von den Bergen, vom Meer, von der weiten, weiten Ferne. Vor ihrem geistigen Auge wuchsen die Berge immer höher und mächtiger an, bis ihre weißen Scheitel den Himmel berührten, und das Meer dehnte sich, dehnte sich und ward immer blauer und glänzender. Über die blaue glänzende Flut fuhr sie dahin mit ihm, so froh, so frei wie eine Königin. Sie setzte den Fuß auf das unbekannte und doch geliebte Land; und nun zerrannen die blauen Fluten und die düsteren Berge, die lachenden Thäler und die kleinen blanken Häuschen am Wiesenrand, deren schönstes ihnen gehörte, alles in eins, in eine Vision von Glück und Liebe und Seligkeit.

Er wollte sie heiraten: das stand fest. Sobald er wieder dort drüben sei, würde er alles vorbereiten und sie nachkommen lassen. Wie sie sich alle wundern werden! Solch zierliche, sonnige, elfenhafte Wesen giebt es da oben nicht: alles groß, ruhig, ernst.

„Ach, wenn Sie erst wieder in Norwegen sind, haben Sie mich schon längst vergessen,“ meinte Beatrice.

„Nimmermehr!“ beteuerte er. „Aber am Ende wollen Sie dann nicht nachkommen. Es ist besser, ich nehme Sie gleich mit. Willst du, meine herzige, kleine Beatrice?

Schnell, ganz schnell fahren wir nach Norwegen, und dort lassen wir uns trauen in irgend so einer ganz sonderbaren, altertümlichen braunen Holzkirche —"

Das war gleich wieder ein Bild. Beatrice dachte immer in Bildern und Tönen. Und dies Bild nahm mehr und mehr Besitz von ihr. Erst eine flüchtige Phantasie nur, wie sie müßige Stunden beschäftigt; dann ab und zu erschien ihr der Gedanke erwägenswert.

Es war doch ernst gemeint gewesen? Immer mehr dachte sie daran, und schließlich konnte sie gar nichts anderes mehr denken. Natürlich stiegen ihr auch zuweilen Bedenken auf, sehr gewichtige sogar. Mehr denn je erinnerte sie sich Victor Latours. In ihrem Verhältnisse war nicht jener eigentümlich prickelnde Reiz gewesen, der dieser Fahrt ins Ungewisse innewohnte, aber etwas Sicheres, Gefestetes, Vertrauenheischendes. Weg mit Victor! Der war ja doch für sie verloren; vielleicht schon vermählt mit seiner großen, dicken, dummen Reichen. Wozu sich also immer die Gefahren ausmalen, denen sie sich aussetzte, wenn sie mit einem immerhin noch ziemlich Fremden auf- und davonging? Bah! wenn er sie nicht liebte, würde er sie doch nicht mit sich nehmen. Das war vielleicht das Glück, das an ihre Thür pochte, ein einziges, allereinziges Mal, und wenn sie es abwiese — verscherzt für immer. Dann blieb es, wie es gewesen: alle Tage Morgenandacht, Spaziergang, Klavierstunden, Abendandacht — alle Tage, alle Tage — — — und da oben weit in der Ferne das blaue Meer und die Berge und das Glück — Norwegen!

In früheren Zeiten würde sich Beatrice wahrscheinlich, wenn auch nicht mit voller Aufrichtigkeit um Rat und Hilfe an ihren Vater gewandt haben. Seit ihrer Unterredung mit der Tante war dieser jedoch merklich in ihrer Achtung gesunken; sie begann zu ahnen, was sie von seinen schönen Redensarten zu halten habe.

Vorübergehend kam ihr auch der Gedanke, Corinne ins Vertrauen zu ziehen; aber da störte wieder das Gegenteil. Corinne war zu nüchtern; kein Verständnis für Ideale, für Poesie, für Liebe, für etwas Höheres — nur flicken und nähen.

Beatrice fühlte schon förmlich den kalten, erstaunten, mißbilligenden Blick aus den farblosen Augen der Schwester auf sich ruhen; und schließlich, wer bürgte ihr dafür, daß Corinne nicht alles verriet?

Also lieber keine Mitwisser. Heimlich überlegte sie, was sie mitnehmen wolle, wieviel Geld sie wohl würde zusammenbringen können. Daß es nicht viel sein würde, wußte er. Das schade nichts, hatte er erklärt; er habe für beide genug.

Morgen, acht Tage, ehe die Pension nach Genf zurückkehrte, sollte es sein. Beatrice hatte mit großem Scharfsinn auf Einkäufe gesonnen, die sie nach der nächsten größeren, an der Bahn gelegenen Stadt riefen; und es war ihr nicht ohne Schwierigkeiten gelungen, jede weitere Begleitung fernzuhalten. Waren sie erst einmal dort, so würden sie die Bahn besteigen und, ehe man ihre Entfernung überhaupt bemerken konnte, einen Vorsprung von gewiß zehn Stunden haben.

Alles war fest ausgemacht, so daß es einer weiteren Rücksprache nicht bedurfte. Im Laufe des Vormittags hatte Beatrice ihren Freund wiederholt im Dorfe, wohin eine quälende Unrast sie trieb, getroffen, aber stets in Begleitung eines anderen jungen Mannes, den sie bisher noch nicht gesehen hatte; vermutlich war es ein Landsmann, denn die beiden sprachen sehr eifrig in einer ihr unverständlichen Sprache; kaum daß „er" im Vorübergehen ihren heimlichen, heißen Blick erwiderte. Dafür betrachtete der andere sie um so genauer. Am Nachmittag waren beide verschwunden — in ihren Zimmern? auf einem Spaziergang? sie wußte es nicht; und sie hätte doch gar zu gern noch ein Wort mit ihm gesprochen vor der großen, großen Entscheidung. Sie nahm von allen sehr herzlich Abschied, herzlicher als es ihre Art und der kurzen Abwesenheit angemessen war. Tante Julia lachte geradeheraus über ihre Zärtlichkeit, und Corinne hatte einen eigentümlich forschenden Zug im Gesicht, der Beatrice, wäre sie nicht so völlig mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt gewesen, sicherlich aufgefallen sein würde. Was war denn das? Am nächsten Morgen früh um sechs Uhr kam ihr Corinne, fertig angekleidet, entgegen, um sie zur Post zu begleiten. Wie ärgerlich! Ein Glück nur,

daß „er“ der Verabredung gemäß erst bei der nächsten Haltestelle einsteigen würde. An der Post stand in einer hellen Hausjacke wie ein müßiger Zuschauer der junge Mann, den sie in Gesellschaft ihres Freundes gesehen hatte. Während Corinne die Fahrkarten löste, machte er Beatrice ein Zeichen.

„Mein Fräulein!“ sagte er, nachdem er sie ein paar Schritte zur Seite geführt hatte, „ich bin leider der Überbringer einer traurigen Nachricht. Mein Freund hat gestern abend plötzlich verreisen müssen —“

Es wurde ihr schwarz vor den Augen. Wie verworrene Geräusche hörte sie noch die Worte: Telegramm, Krankheit der Mutter — von Norwegen aus Nachricht geben —

Etwas zu erwidern vermochte sie nicht. Mit einer schnellen Bewegung wandte sie sich ab und stürzte auf ihre Schwester zu.

„Corinne, gieb das Billet zurück — ich kann — ich kann nicht fahren! Mir ist plötzlich — ich glaube, ich werde krank.“

Gott sei Dank! dachte der Freund, da bin ich gerade noch zur rechten Zeit gekommen, um einen dummen Streich zu verhindern.

„Der junge Norweger, der uns zuweilen besuchte, scheint ohne Abschied abgereist zu sein,“ bemerkte der Professor ein paar Tage später; und da niemand etwas darauf erwiderte, fuhr er fort: „Norwegen! ah! Norwegen, ein edles Land, ein schönes Land; diese Fjords, diese steilen Felsen. Die Berge baden sich im Meere. Ein edles Land! Eine markige Bevölkerung, Bauernblut, tüchtig, fest, trotzig. Norwegen, das ist die nordische Schweiz, die Demokratie, der Sieg des Volkstums.“ Und: „Die Berge baden sich im Meere,“ wiederholte er noch einmal, denn dies Bild, das er gefunden, gefiel ihm besonders.

* *
*

Vierzehn Tage später traf wirklich ein Brief aus Norwegen ein und einige Zeit darauf noch einer. Es habe ihm, so schrieb der junge Norweger, sehr leid gethan, so plötzlich und ohne Abschied verreisen zu müssen. Sobald er eine feste Anstellung habe, müsse Beatrice nachkommen.

Der Brief klang viel trockener als das gesprochene Wort, was wohl der mangelhaften Kenntnis des Französischen zuzuschreiben war.

Die Stellung fand sich nicht so bald. Dann tauchten plötzlich Familienglieder auf, die sich einer frühzeitigen Heirat energisch widersetzten, und schließlich hörten die Briefe ganz auf.

Beatrice wunderte sich nicht darüber; sie hatte das vorausgesehen seit jenem Morgen, da sie umsonst zur Post gegangen war.

Mit der Zeit kam sie auch darüber hinweg. Wenn das wirklich das Glück gewesen war, das ersehnte, geahnte, große Glück, so hatte es sich ihr nur gezeigt, um wieder zu entschlüpfen; an ihr hatte die Schuld nicht gelegen, daß es sich nicht halten ließ.

Sie war jetzt viel ruhiger geworden. Die Flügel waren matt vom vergeblichen Aufschwingen; und so ging das Leben fort — still, glatt, eintönig. Morgenandacht, Spaziergänge, Klavierstunden, Abendandacht; und jedesmal im April wechselten die Zöglinge; man trennte sich von den alten, die man allgemach liebgewonnen hatte, und versuchte die neuen ihrerseits liebzugewinnen. Tante Julia hatte solch eigenes, empfindsames, ausdehnungsfähiges Herz, das immer wieder Raum schaffte für den Flug junger Mädchen, der sich in der Campagne Saurin niederließ, ohne dabei die Vorgängerinnen auszustoßen. Vielleicht würde Beatrice das auch noch einmal lernen. Leider gingen die Jahre nicht spurlos an Tante Julia vorüber. So frisch sich ihr Herz erhielt, so schwer trug der Körper unter der Last der Jahre. Ihr Haar war ganz weiß geworden, die Gestalt gebückt, und in dem bleichen Gesicht hatten sich eine Menge, Menge feiner, tiefer Runzeln eingegraben, die in deutlicher Sprache erzählten von den Sorgen, den Mühsalen, den Enttäuschungen eines arbeitsreichen Lebens. Wie anders, wieviel jünger sah, mit seiner Schwester verglichen, der Professor aus. Auch sein Haar war weiß geworden, aber die hohe Gestalt war noch ungebeugt, das Gesicht glatt, rund und wohlgepflegt. Bei ihm hatten sich die Sorgen und Enttäuschungen alle in Worte geflüchtet, waren abgeflossen wie ein bewegter Strom, und sein Inneres war ein stiller, glatter See.

Trotz ihrer geistigen Elasticität war Fräu-

lein Julia den Anstrengungen, die die Leitung eines so großen Instituts mit sich brachte, keineswegs mehr gewachsen, und man mußte darauf bedacht sein, sie zu entlasten. Zunächst wollte sie die sehr mühsame und komplizierte Buchführung abgeben. Der Professor wollte sich einarbeiten; er hatte alle möglichen Pläne, wie sich der Apparat vereinfachen lasse.

„Es handelt sich bloß darum, die Sache am richtigen Ende anzufassen. Ich hätte es längst übernehmen sollen; dergleichen ist nun einmal nicht Frauenarbeit. Auch bei der Arithmetik vermag ein tüchtiger Kopf mit kleinen Mitteln Großes zu leisten. Diese endlosen Reihen Zahlen, gleichen sie nicht den Soldaten, die in die Schlacht geführt werden? Mit einem Federstriche, mit zwei Worten weist ihnen ein genialer Feldherr ihren Platz an, und siehe da! — sie siegen!“

Entweder war nun aber der Vergleich nicht richtig oder der Professor war nicht der geniale Feldherr, für den er sich hielt: kurzum, es zeigte sich bald, was Tante Julia von Anfang an prophezeit hatte, die Rechnungen stimmten nicht, die Bücher waren in eine grauenhafte Unordnung geraten, und der Professor fand sich selbst nicht mehr darin zurecht. Beatrice vermochte nicht zu helfen; rechnen war immer ihre schwache Seite gewesen. Endlich erbot sich Corinne. Der Professor lächelte mitleidig. Corinne, die nichts verstand als flicken und nähen, Corinne, die aus der Art geschlagen war, die einzige, der die Flügel versagt geblieben, die eine Ameise war unter all den beschwingten Vögeln.

Es gelang ihr auch nicht gleich; aber schließlich nach angestrengter Arbeit ging es doch: und der Professor fand nun eine neue Formel. Diese geisttötende Zahlenbeschäftigung, dieses mechanische Zifferwerk, das war Ameisenarbeit, niedrig, handwerksmäßig. Das war nichts für die Vögel, die dem Äther zustreben.

Es war den armen Vögeln übrigens recht schlimm ergangen. Der Pionier der Civilisation war erkrankt: er konnte das südliche Klima durchaus nicht mehr vertragen und hatte immer dringender um Reisegeld geschrieben. Jetzt war er nun schwach und elend in Genf angekommen und ließ sich in der Campagne Saurin gesund pflegen, um Kräfte zum Beginn einer neuen Thätigkeit zu sammeln. René hatte sich von seinem russischen Prinzen in Unfrieden getrennt; er reiste jetzt mit einer rumänischen Gräfin, von der niemand so recht wußte, ob es wirklich eine Gräfin oder eine Abenteurerin war.

Der Professor war von der Echtheit der Grafenkrone fest überzeugt. „René wäre ein rechter Narr, wenn er sich die Gelegenheit, die sich ihm jetzt bietet, die Welt, die große Welt zu sehen, entgehen ließe. Ah! das Leben lehrt uns mehr als die Schule!“

Solche Reden richtete der Professor mit Vorliebe an Beatrice; aber wenn sie ihnen auch noch ein williges Ohr lieh, so fest überzeugt von ihrer Richtigkeit wie früher war sie nicht mehr.

Einmal, als sie an einem grauen frostigen Regentage nach der Stadt hastete, traf sie in den Anlagen unweit der Universität die Pastorin Latour — zum erstenmal seit dem Tode des Pfarrers. Sie wollte mit flüchtigem Gruße vorübereilen. Victors Mutter war ihr ja nie freundlich gesinnt gewesen; und was hätten sie einander auch zu sagen gehabt? Aber die Pastorin blieb stehen, und so verlangte die Höflichkeit, daß auch Beatrice einen kurzen Halt machte.

„Sie sind sehr eilig, Fräulein?“ fragte die Pastorin unsicher.

„So ziemlich,“ antwortete Beatrice. „Ich bin immer eilig.“

Dann erkundigte sich die Pastorin, wie es allen gehe: dem Professor, Fräulein Julia, den Geschwistern; ob die Pension immer gut besucht sei und dergleichen mehr. Beatrice gab bereitwillig Auskunft, ohne ihrerseits nach den Latourschen Söhnen zu fragen.

„Sie wissen, daß Victor an der Schule Monthier angestellt ist?“ sagte die Pastorin dann ganz unvermittelt.

„Nein. Woher sollte ich das wissen?“

„O, schon seit einem halben Jahre. Die Stellung könnte besser sein, gewiß; — aber man muß zufrieden sein. Er macht so viele Bedingungen: er will nicht mit den Schülern spazieren gehen, er will keine Religionsstunden geben: und das verlangt man fast überall. Nun muß er vorläufig nehmen, was sich bietet. Ach, eine schlecht bezahlte Stellung!“

„O,“ meinte Beatrice schon halb im Weitergehen, „darauf kommt es ihm ja wohl nicht an, da Fräulein Elisa so reich ist.“

Die Pfarrerin seufzte. „Ach, liebes Kind, Sie wissen nicht? Diese Sache ist ja längst, längst zu Ende. Es hat mir viel Kummer bereitet. Die arme Elisa war ein vortreffliches Mädchen, freilich kein Licht, wirklich nicht! Mit etwas gutem Willen hätte er sie wohl zu sich heranbilden können, aber er nahm sich nicht die Mühe, Ach! er konnte nicht vergessen —“

„Ich bin wirklich sehr eilig,“ unterbrach sie Beatrice, „und sehen Sie, es regnet immer stärker.“

„Ich bin so allein,“ fuhr die Pastorin, den Einwurf überhörend, fort. „Ob ich wohl Ihre Tante einmal besuchen dürfte?“

„Sie würde sich gewiß freuen.“

„Und — und — würden Sie zürnen, wenn Victor mich begleitete?“

„Aber nein! Wenn es ihm Vergnügen macht. Doch nun leben Sie wohl.“

— — — — — — — — — — — — — — —

Sie kamen wirklich. Madame Latour und Victor, freudig begrüßt von dem Professor, etwas kühler von der Tante. Victor hatte sich recht verändert. Als künftiger Pastor hatte er in Beatrices Augen immer etwas Ideales gehabt, halb Jesus, halb Johannes. Das fehlte jetzt. Nun war er ein Spießer, ein Pion, wie ihn Corinne ganz ungeniert mit dem Schülerausdruck nannte. Er nahm auch ihre gutgemeinte Neckerei nicht übel. Sie hatte sich ganz unverhohlen auf das Wiedersehen mit ihm gefreut, während Beatrice demselben mit erwartungsvollem Unbehagen entgegengegangen war. Sie traf dann auch mit Leichtigkeit den unbefangenen kameradschaftlichen Ton von ehemals. Beatrice hingegen wußte gar nicht recht, was sie mit ihm sprechen sollte. Er war so anders wie früher. Eigentlich offener und einfacher in seinem Wesen. Es gärte nicht mehr von verborgenen inneren Kämpfen. Durchgerungen und überwunden war alles: nicht ein stolzer Sieg, ein ruhiges Sichbescheiden war das Ende. Fast mitleidig betrachtete Beatrice das in die Länge gezogene Gesicht, die abgemagerte Gestalt, den abgetragenen Rock mit den grau gewordenen Nähten. Wo war die düstere Jünglingsschönheit hin? wo die berühmte Latoursche Eleganz?

Allmählich gewöhnte sie sich an die Veränderung, wie auch er die schärfer gewordenen Züge, die feinen Krähenfüße übersah, die sich an ihren Augenwinkeln schon vorzeitig bemerkbar machen wollten und die ihm anfangs so aufgefallen waren. Es standen sich in ihnen zwei andere Wesen gegenüber, ruhiger, reifer, abgeklärt. Und allmählich, unmerklich sich nähernd, schlossen auch diese neuen Menschen Freundschaft.

Im Herbst erkrankte der Professor; eine Art schleichenden Fiebers hatte ihn gepackt, an dem er langsam zu Grunde ging.

Wenn seine Kinder, wie er es gern hatte, sich um sein Lager versammelten, so sprach er trotz der körperlichen Mattigkeit ununterbrochen zu ihnen. Das ganze vergangene Leben ließ er an ihnen vorüberziehen, oft in eigentümlich phantastischen Bildern. Er war der große Künstler, der große Schriftsteller, den die Mitwelt verkannt hatte. Die Nachwelt aber würde ihm sein Recht angedeihen lassen, sie würde ihm den verdienten Lorbeer reichen, hélas! — und nun kam die Einschränkung — wenn er die Werke wirklich hätte schreiben können, die da hinter seiner Stirn vollendet lagen, vollendet bis zum Punkte auf dem i. Wenn er wieder gesund wäre, würde er sie auch noch schreiben, gewiß! und niemand dürfe ihn daran hindern.

Dann fiel sein Auge auf Beatrice, die große Sängerin, eine zweite Malibran. „Hättest du gethan nach meinem Wunsche, ach! es wäre jetzt anders — Aber du und Julia! Wie hatte ich mir nicht deine Zukunft ausgemalt; doch du wolltest nicht!“ — Arme Beatrice! sie hätte nicht gewollt! — „Das ist nun vorüber. Ein anderes Glück wird dir blühen; bescheidener ja, aber es wird nicht so bleiben. Victor ist ein hervorragender Mensch, ein Denker, ein Redner, wie es wenige giebt. Er wird seinen Weg machen. Eine Professur an der Universität ist ihm sicher. Ich habe das gehört.“ Beatrice schüttelte ein wenig mit dem Köpfchen, ohne dem Vater direkt zu widersprechen. „Man hat sie ihm schon angeboten,“ fuhr er, sich selbst anfeuernd, fort: „angeboten, ja. Ich weiß nicht, ob er sie annehmen wird —

diese oder eine andere. Sein Glück ist gemacht — und damit das deine."

Dann kam er auf die Söhne zu sprechen, denen allen er auch irgend ein unbekanntes Glück, das sie hoch über den Durchschnitt der Menschen heraushob, weissagte.

„Nur Corinne! arme Corinne — sie ist eine Ameise, nichts als eine Ameise."

Kurz vor seinem Tode hatte der Professor noch die Freude, seinen Bekannten auf gedruckten Anzeigen Mitteilung zu machen von der demnächstigen Vermählung seiner Tochter Beatrice mit Herrn Victor Latour.

* * *

Nach des Professors Tode übernahm Victor die Unterrichtsstunden, die jener erteilt hatte; und bald stellte es sich heraus, daß es wohl das klügste sein würde, wenn Victor und Beatrice das Pensionat nach ihrer Vermählung selbständig führen würden. Die Tante konnte ihnen ja helfend und ratend zur Seite stehen, solange ihre Gesundheit es erlaubte; und wenn dies über kurz oder lang nicht mehr möglich sein würde, nun, so war es ja um so besser, daß die beiden sich schon eingerichtet hatten.

Beatrice war einverstanden. Seit sie verlobt war, schien es ihr, als habe sie nie ein höheres Ziel gekannt, als Pensionsvorsteherin in der Campagne Saurin zu werden. Ein wohleingerichtetes, angesehenes, weitbekanntes Institut, mit dem sie von Jugend auf gründlich vertraut war, was konnte sie eigentlich Besseres sich wünschen? René machte auch schon Andeutungen, ob sich da nicht ein Posten für ihn finden würde.

Plötzlich zeigte sich eine ganz unerwartete Schwierigkeit. Corinne, auf die man natürlich für die Wirtschaft gerechnet hatte, erklärte, daß sie unter den neuen Verhältnissen nicht im Hause bleiben werde. Sie war seit Victors Wiedererscheinen in der Familie schon immer so kurios gewesen; das fiel allen erst nachträglich ein; man war nicht gewohnt, auf sie zu achten, sah sie auch thatsächlich nur selten, da sie sich meist mit ihrer Flickerei oder ihren Wirtschaftsbüchern abseits von den anderen Familiengliedern aufhielt.

Das sollte nun plötzlich anders werden. Diese stille, kaum geschätzte und doch so notwendige Unterstützung sollte aufhören. Beatrice war aufs höchste betroffen. Man mußte Corinne umzustimmen suchen. Sonderbarerweise blieb diese bei ihrer Weigerung. Sie wolle fort, sie wolle auch einmal hinaus in die Welt; eine Stelle habe sie schon in Aussicht, und damit Beatrice nur gleich wisse, woran sie sei, sie werde noch vor der Hochzeit abreisen.

Das war doch unerhört! Ob sie etwas gegen Victor habe? ob er unfreundlich gegen sie gewesen sei?

Aber gar nicht. Doch ihr Entschluß sei unabänderlich.

Beatrice war starr vor Staunen. Wenn das der Vater erlebt hätte! Corinne, die Ameise, faßte selbständige Entschlüsse, machte eigene Pläne, wollte fort! — —

„Wenn du einmal mit ihr sprächest, Victor," schlug Beatrice vor. „Sie schien früher viel von dir zu halten."

Victor versprach sich wenig Erfolg von der Vermittelung; da aber Beatrice so viel dran lag — Er kletterte also die schmale Treppe hinauf in das Dachkämmerchen, das Corinne noch immer bewohnte.

Er stieß mit dem Kopf an das Thürgebälk, als er unvorsichtig, ohne sich zu bücken, eintreten wollte. Das Zimmerchen schien noch kleiner geworden zu sein, kaum daß er einen Platz fand, wo er selbst stehen konnte. Alle Kästen waren ausgekramt; Kleidungsstücke, Bücher, Hefte, Wäsche, alles wild durcheinander, ein großer Reisekorb, halb eingepackt, stand in der Mitte des kleinen Raumes; daneben Corinne mit schiefgerutschter Schürze, halboffener Bluse und wirrem Haar.

„Du gehst wirklich?" fragte er.

Sie nickte.

„Wohin willst du denn gehen?"

„Fort," erwiderte sie kurz mit ihrer rauhen Stimme. „Ihr werdet schon eine andere finden, die für euch flickt und näht, und die Rechnungsbücher kannst du ja führen, nicht?"

„Wir könnten dir eine andere Beschäftigung anweisen," schlug er vor. „Die Spaziergänge — und die Arbeitsstunden beaufsichtigen und die Erholungszeit —"

„Nein, ich danke! Da ist mir meine Ein-

samkeit doch lieber, da hat man wenigstens seine Gedanken für sich."

Er sah sie erstaunt an. Hatte sie denn Gedanken, diese ewige Näherin?

„Das wundert dich wohl? Na ja; man hat doch auch ein Gehirn im Kopfe und ein Herz im Leibe, wenn man auch nur die dumme, langweilige Corinne ist. Ich will nun auch einmal fliegen; verstehst du?"

Wieder wußte er nicht, was erwidern.

„Bin ich es, der dich vertreibt, Corinne?" fragte er dann.

Sie antwortete nicht.

„Sprich, Corinne, bin ich es?"

Da sah sie ihn mit einem spöttischen Lachen an.

„Du? Vielleicht. Oder vielleicht ist's eben nur, weil ich auch an mir die Flügel der Familie Saurin entdeckt habe."

Unschlüssig stand er da. Sie erschien ihm so neu, so unverständlich. War es nicht nutzlos, weiter in sie zu dringen?

„Da ist wohl nichts zu machen," sagte er und drückte die Thürklinke. Die kleine Dachluke der Thür gegenüber, die in dem Kämmerchen die Stelle des Fensters vertrat, war geöffnet. Ein heftiger Windstoß blies durch das Gemach und verstreute plötzlich eine ganze Anzahl weißer Blätter, die auf dem Tische gelegen hatten, über den Fußboden.

Victor bückte sich, um sie aufzuheben.

„Laß!" rief Corinne zornig. Aber es war zu spät. Schon hatte er die Handschrift darauf erkannt.

„Das hast du geschrieben?" fragte er.

„Natürlich. Wer denn sonst?" fragte sie spöttisch.

„Abgeschrieben?"

„Abgeschrieben; natürlich." Dabei blitzte es in den grauen Augen.

„Verse. Darf man lesen?"

Sie machte erst eine Bewegung, als wolle sie ihm die Blätter entreißen; dann warf sie den Kopf mit dem unordentlichen roten Haar in den Nacken und sagte trotzig: „Warum nicht?"

Während er las, was ihm der Zufall gerade in die Hand gegeben, hob sie hastig die übrigen Blätter auf.

„Aber, weißt du, daß das ganz vorzügliche Verse sind, ganz vorzügliche?"

Ein forschender, fast lauernder Blick traf ihn.

„Wirklich?"

„Wie heißt der Dichter?"

„Ich — ich habe den Namen vergessen. Fourmi oder so ähnlich."

„Den müßte ich doch kennen. Litteratur ist recht eigentlich mein Specialfach. Nächsten Winter werde ich Vorträge über die zeitgenössische Lyrik halten. Da darf ich deinen Dichter nicht übersehen. Er ist doch ein — Zeitgenosse?"

„Ich — glaube."

„Ist das von demselben?" Er hatte ein anderes Blatt ergriffen. Wieder war ihr erster Gedanke, es ihm zu entziehen. Dann zuckte sie verächtlich mit den Achseln.

„Du wirst dich über die — Auswahl wundern, die ich getroffen habe," bemerkte sie zögernd. „Aber, mein Gott, wenn man so viel allein ist, und woher soll ich Geschmack und Verständnis haben?"

Es war ein Gedicht nach Art der Bérangerschen Lieder mit einem Refrain:

Ein Mädchen liebt einen Mann, er beachtet es nicht und geht an ihr vorüber. Er sieht ihre Schwester und liebt sie:

et moi toute immobile,
je vous suivais des yeux.

Er wird von ihrer Schwester getrennt; sie sieht auch die Trennung aus der Ferne als eine Unbeteiligte unbewegt mit an. Dann treffen sich die beiden wieder, die alte Liebe erwacht; sie vereinigen sich.

et moi toute immobile,
je vous suivais des yeux.

„Das ist sehr originell," sagte er kurz, ohne Corinne anzusehen.

„Findest du? Mir kam es ziemlich alltäglich vor."

„Hat dein Dichter noch anderes geschrieben?"

„Ja, Prosa. In der Semaine littéraire ist es — das heißt — wird es erscheinen."

* *
*

Es stand also fest, Corinne ließ sich nicht halten. Die Hochzeit wurde ohne sie gefeiert; sie müsse ihre Stellung sofort antreten, wenn sie nicht Gefahr laufen wolle, sie sich zu verscherzen: diese geheimnisvolle Stellung, von der niemand so recht wußte, wo und welcher Art sie eigentlich sei. Zu

dem festlichen Tage traf ein sehr herzlicher, sehr liebevoller Brief von Corinne ein, der die innigsten Segenswünsche für das neuvermählte Paar enthielt. So viel Herzlichkeit und einen so guten Stil hätte man der Ameise gar nicht zugetraut. Nur Victor zeigte sich nicht erstaunt darüber.

Im übrigen waren die Geschwister noch einmal vollzählig versammelt, dann flatterten sie wieder auseinander, wohin ihre Flügel sie trugen, die vielberufenen Flügel der Familie Saurin, die sich doch als recht schwach erwiesen hatten; untauglich zum Fluge in den blauen Äther, gerade kräftig genug, um den Besitzern den Erdboden unter den Füßen verlieren zu lassen.

Jean-Jacques wanderte nach einigen mißglückten Versuchen, in der Heimat seinen Unterhalt zu erwerben, mit kärglichem Reisegeld ausgestattet, nach Algier. Er wollte sich in der Fremdenlegion anwerben lassen.

René hatte sich noch immer nicht entschließen können, sein Examen zu machen. Die rumänische Gräfin wollte ihn auf ihr einsam gelegenes Gut nachkommen lassen, wo ihm eine vielseitige Thätigkeit in Aussicht gestellt wurde. Genaueres über die ihm zugedachte Beschäftigung ließ sich aus ihren Briefen nicht entnehmen; indes schien es sich um eine Art Inspektorstelle zu handeln, denn beständig kehrten Klagen über die Unehrlichkeit der Angestellten wieder, der er steuern sollte.

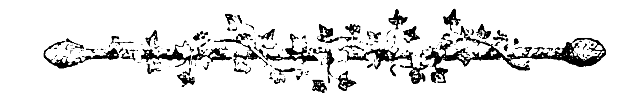
Charley hatte, nachdem seine Lehrzeit nicht ohne Zwischenfälle verlaufen war, einen kleinen Posten als kaufmännischer Gehilfe gefunden, und Beatrice — nun, Beatrice war ja gut versorgt. Das Pensionat blühte und behielt auch seinen Ruf, als es nach Tante Julias Tode die Latours allein übernahmen. Victor eröffnete den Tag mit einer Morgenandacht und beschloß ihn mit einer Abendandacht, wie es der Professor früher gethan hatte, und dazwischen gab er Stunden. Regelmäßig zweimal des Abends in der Woche hielt er den Winter hindurch öffentliche Vorlesungen über Litteratur und Geschichte. Er hatte die Freude, dabei einen großen Zuhörerkreis um sich zu versammeln und seine glänzende Beredsamkeit an ihm zusagenden Themen zu erproben.

In der Semaine littéraire erschienen wiederholt Novellen und andere Aufsätze mit dem Schriftstellernamen Fourmi unterzeichnet. Eines davon las Victor seiner Frau vor. Es war eine von tiefem Gefühl durchwehte Erzählung, eine Paraphrase in Prosa auf das Gedicht, das er bei Corinne gefunden hatte:

et moi toute immobile,
je vous suivais des yeux.

„Sonderbar," meinte Beatrice sinnend, „das erinnert mich so —" Aber es fiel ihr nicht gleich ein, an was es sie erinnerte, und sie hatte auch nicht viel Zeit, darüber nachzudenken.

Morgenandacht, Klavierstunden, Spaziergänge, Abendandacht — so ging es Jahr für Jahr fort. Das ruhige regelmäßige Leben bekam Beatrice sehr gut. Ihr zierliches Figürchen rundete sich, sie zeigte Anlage zur Behäbigkeit; und von der großen, in die hohe, weite Ferne fliegenden Sehnsucht der früheren Jahre erzählten nur noch ihre grünen Sehnsuchtsaugen.





Sinnestäuschungen.

Von
Nikolaus Bödige.

All unsere Erkenntnis, die wir aus Sinneswahrnehmungen schöpfen, ist dem Irrtum und der Täuschung unterworfen; die Erfahrung bestätigt es uns täglich aufs neue, und das Sprichwort, die Tochter der Erfahrung, warnt uns wiederholt und eindringlich vor dem trügerischen Schein. Unter der Sonne ist nichts vollkommen; unsere Sinnesorgane, vor allem Auge und Ohr, werden in ihrer überaus kunstvollen Einrichtung von der feinsten Maschine, die der menschliche Erfindungsgeist je ersönnen, nicht entfernt erreicht. Dennoch weisen sie Mängel auf und sind in ihrer Thätigkeit von so vielen Einflüssen abhängig, daß wir ihnen kein unbedingtes Vertrauen schenken dürfen. Je aufmerksamer wir uns selbst und die Eindrücke beobachten, die von den Dingen der Außenwelt auf uns ausgeübt werden, um so zahlreicher treten uns Täuschungen unserer Sinne entgegen. Und diese Täuschungen rufen nicht nur deshalb unser lebhaftes Interesse wach, weil sie den Charakter des Rätselhaften an sich tragen und den Versuch einer Erklärung herausfordern; weit mehr noch beanspruchen sie unsere Beachtung, weil sie in unserem Gemüts- und Seelenleben eine so hervorragende Rolle spielen, indem sie uns bald in Ungemach und bittere Enttäuschung stürzen, bald als Illusionen, die das Leben verschönern, uns unentbehrlich sind. Es darf uns daher nicht wundernehmen, daß die Sinnestäuschungen von jeher die Aufmerksamkeit denkender Menschen auf sich gezogen haben und zum Gegenstand eingehender Untersuchungen geworden sind. Vor allem haben die Philosophie und die Physik und in neuerer Zeit die Kriminalistik und die Nervenheilkunde sich unausgesetzt mit ihnen beschäftigt, ohne daß es in allen Fällen gelungen wäre, das Wesen der zum Teil außerordentlich auffallenden Erscheinungen völlig aufzuklären.

Im Vordergrunde unserer Betrachtung muß die Frage stehen: Wie kommen die Sinneseindrücke zu stande, und wie gewinnen wir aus ihnen die Anschauung der Dinge der Außenwelt?

Unsere Sinnesorgane sind nichts anderes als eigentümlich gestaltete Nervenendigungen, die dazu bestimmt und zweckmäßig eingerichtet sind, gewisse äußere Reize aufzunehmen, die wir als Licht, Schall, Geruch, Geschmack, Druck und Temperatur bezeichnen. Durch diese äußeren Reize entstehen in den Nerven Erregungszustände, die zum Gehirn fortgeleitet und dort zum Bewußtsein gebracht werden. Die inneren Vorgänge, die sich dabei abspielen, und zum Teil auch die Natur der äußeren Sinnesreize liegen für uns noch ganz im Dunklen. Wenn sich nun unsere Sinneswahrnehmung auf die Empfindung des Reizzustandes beschränkte, so würden wir in ihre Zuverlässigkeit keinen Zweifel setzen können. Da wir aber immer wieder die Erfahrung machen, daß bestimmte Nervenreize entstehen, wenn gewisse äußere Einflüsse wiederkehren, so gelangen wir durch die Gewohnheit dahin, uns bei jeder Sinnesempfindung einen äußeren Gegenstand als Anreger vorzustellen und die Sinneseindrücke als Eigenschaften der Körper der

Außenwelt zu betrachten. Vernehmen wir also z. B. einen Ton, so gehen wir über diese Empfindung hinaus, indem wir in uns die Vorstellung bilden, daß ein äußerer Gegenstand vorhanden sei, der den Ton hervorruft. Ebenso legen wir einem Körper bestimmte Eigenschaften in Farbe und Geruch bei, wir nennen ihn z. B. blau, wenn wir annehmen, daß bestimmte Reizungen bestimmter Nerven von ihm ausgehen. Für gewöhnlich sind wir in der Lage, verschiedene Einwirkungen eines äußeren Gegenstandes auf denselben Nerven oder gleichzeitige Erregung verschiedener Nerven zu einer zusammenfassenden Vorstellung der Eigenschaften des betreffenden Gegenstandes zu vereinigen; die Anschauung gewinnt dadurch an Zuverlässigkeit. Sehr häufig aber genügt für uns schon die Erregung einer einzelnen Empfindung, falls sie uns bekannt ist und öfter wiederkehrt, um daraus auf die übrigen Eigenschaften des erregenden Gegenstandes Schlüsse zu ziehen oder das unvollständige Bild aus der Erinnerung zu ergänzen. Wir sehen, um ein bekanntes Beispiel anzuführen, auf der Bühne eine Person, die ihre Finger über die Saiten einer Guitarre gleiten läßt, und vernehmen gleichzeitig Guitarrenspiel und Gesang. Indem wir nun über die erste zuverlässige Empfindung, die uns der Sehnerv vermittelt, hinausgehen und in uns die Vorstellung ergänzen, daß auch Gesang und Spiel von derselben Person ausgehen, werden wir das Opfer einer vollkommenen Täuschung, denn das Lied wird hinter den Coulissen gesungen und die Guitarre im Orchester gespielt. Wir müssen also darin die vornehmste Quelle der Sinnestäuschungen erblicken, daß wir unser Urteil über die Erscheinungen der Außenwelt auf unzulängliche Sinneseindrücke stützen und uns in unseren Schlüssen durch Einflüsse, die in und außer uns liegen, auf Irrwege führen lassen. Dies gilt zunächst von der ersten Klasse der Sinnestäuschungen, die man gewöhnlich als objektive bezeichnet, weil sie von äußeren Eindrücken und wirklich vorhandenen Außendingen herrühren.

Noch mehr aber trifft diese Erklärung zu bei der zweiten, ungleich wichtigeren Klasse, welche die sogenannten subjektiven Empfindungen umfaßt. Man versteht darunter Nervenreizungen, deren Ursprung nicht in äußeren Gegenständen, sondern in uns selbst liegt. Sie spiegeln uns Dinge vor, die in Wirklichkeit nicht vorhanden sind, stellen also sozusagen Täuschungen höheren Grades dar. Für die Erklärung dieser subjektiven Empfindungen ist zunächst das Grundgesetz zu beachten, daß im allgemeinen jede Einwirkung auf den Sehnerv als Licht, jede Reizung des Gehörnerven als Ton empfunden wird, und so auch bei den übrigen Sinnen. Ein Druck auf das Auge, eine Erregung des Sehnerven durch elektrischen Schlag oder Blutandrang ruft eine Lichtempfindung hervor, ein heftiger Stoß an den Kopf bewirkt, daß uns „die Funken aus den Augen fliegen und die Ohren summen". Da wir nun, wie bereits oben bemerkt, gewohnt sind, jede Sinnesempfindung auf eine äußere Ursache zurückzuführen, so suchen wir unwillkürlich auch den Ursprung der inneren Nervenreizungen in der Außenwelt. In vielen Fällen sind wir aber in der That nicht im stande, mit Sicherheit zu unterscheiden, woher der Nervenreiz stammt, der eine bestimmte Sinnesempfindung in uns hervorruft. Dadurch ist nun einerseits den Sinnestäuschungen Thür und Thor geöffnet, andererseits werden wir vor die Frage gestellt, ob das, was wir als Licht empfinden, wirklich Licht ist, ob überhaupt das, was wir Licht, Ton u. s. w. nennen, wirklich außer uns existiert. Derartige Erwägungen müßten, wenn jene Frage verneint wird, uns schließlich an der Wirklichkeit der ganzen Außenwelt irre werden lassen, und so sind die Sinnestäuschungen der Ausgangspunkt jenes großen Erkenntnisproblems geworden, mit dem sich alle hervorragenden Philosophen seit mehr als zweitausend Jahren auf das eingehendste beschäftigt haben.

Die nächstliegenden objektiven Sinnestäuschungen, denen wir bei der Beobachtung der uns umgebenden Dinge ausgesetzt sind, beruhen auf unrichtigen Urteilen über ihre Größe und Entfernung. Das Kind auf dem Arme der Mutter vermeint den glänzenden Mond am Himmel mit den Händen erreichen zu können, aber es lernt bald, besonders durch den Tastsinn unterstützt, solche „handgreifliche" Irrtümer vermeiden. In

späteren Jahren geben uns Erfahrung und vielfache Übung eine Reihe von Hilfsmitteln an die Hand, Größe und Entfernung der äußeren Gegenstände mit einiger Sicherheit abzuschätzen. Da aber diese Urteile sich gegenseitig bedingen, so daß uns dieselben Gegenstände kleiner erscheinen, wenn wir sie näher denken, und größer, wenn wir sie weiter entfernt glauben, und die sogleich zu erwähnenden Hilfsmittel uns oft im Stiche lassen, so sind vielfache Täuschungen unvermeidlich. Wir beurteilen zunächst die Größe nicht allzuweit entfernter Gegenstände nach dem *Gesichtswinkel*, d. h. nach der Größe des Winkels, den die geraden Linien vom Auge nach den äußersten Grenzen des Objektes einschließen. In der Abschätzung in horizontaler Ebene haben wir durch beständige Übung in der Anwendung dieses Hilfsmittels große Sicherheit erlangt. Sobald aber der Gegenstand außerhalb dieser Ebene liegt, wird unser Urteil sofort unsicher. So erscheinen uns Personen auf einem Turme, von unten gesehen, oder umgekehrt Personen und Gegenstände, die wir von der Höhe eines Turmes unter uns betrachten, überraschend klein, weit kleiner, als wenn sie sich in gleicher Entfernung von uns in der horizontalen Ebene befänden. Der Knopf auf dem Kirchturme und das Zifferblatt an der Turmuhr würden uns durch ihre Größe in Erstaunen setzen, wenn man sie horizontal vor uns aufstellte.

Der Gesichtswinkel spielt unter anderem auch eine Rolle bei einigen bekannten Sinnestäuschungen, die ebenfalls bei Unkundigen große Überraschung hervorzurufen pflegen und daher als Scherzaufgaben in geselligen Kreisen beliebt sind. Es wird jemand die Aufgabe gestellt, an der Wand vom Fußboden aufwärts die Höhe eines Cylinderhutes nach dem Augenmaße anzugeben. In der Regel wird die Höhe des Hutes erheblich zu groß geschätzt, weil wir die Größenverhältnisse unten an der Wand, z. B. die Breite der dort angebrachten Holzleiste, wegen des kleineren Gesichtswinkels zu unterschätzen gewohnt sind. Für die Erklärung dieser auffälligen Täuschung kommt indessen auch der Umstand in Betracht, daß wir den Cylinderhut sozusagen als den Goliath unter den Hüten ansehen und durch diese Vorstellung zu einem irrigen Urteil geführt werden. — Trugschlüsse ähnlicher Art liegen auch folgenden Scherzaufgaben zu Grunde. Man soll mit Bleistift auf einem Blatt Papier einen Kreis zeichnen von der Größe eines silbernen Zwanzigpfennigstücks. Da wir dies Geldstück als das kleinste von allen kennen, so wird der Kreis meistens zu klein ausfallen. — Oder: man soll angeben, wie viel mal so groß der eigene Körperumfang ist als der Umfang des Halses einer Weinflasche. Der Unkundige giebt in der Regel eine Zahl an, die sich bei nachfolgender Messung als viel zu groß erweist. (In den beiden letztgenannten Fällen ist der Gesichtswinkel seiner geringen Größe wegen für die Schätzung nicht geeignet.)

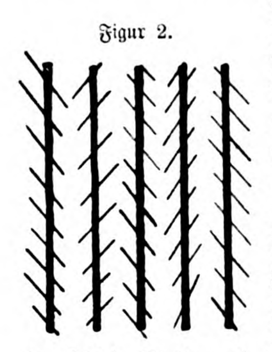
Für unser Urteil über die Entfernung äußerer Gegenstände ist an erster Stelle maßgebend die *Menge, Lage und Sichtbarkeit* der zwischenliegenden Objekte. Auch hier ist wiederum zu beachten, daß die Urteile über Entfernung und Größe eines Gegenstandes sich gegenseitig bedingen und ergänzen. Zahlreiche Sinnestäuschungen, die wir täglich zu beobachten Gelegenheit haben, finden hierin ihre Erklärung. Eine leere Strecke oder Fläche erscheint uns stets kleiner als eine gleich große, die mit Gegenständen bedeckt ist, welche für die Abschätzung Anhaltspunkte bieten. Wir erkennen dies schon an Figur 1. Die Linie ist in zwei gleiche Teile geteilt, aber die gestrichelte Hälfte erscheint größer als die andere. Ebenso erklärt es sich, daß wir die Breite eines Flusses stets unterschätzen, und daß uns Gegenstände und Personen am jenseitigen Ufer auffallend klein erscheinen. Die Beurteilung der Entfernungen auf dem Meere, in einer mit Schnee bedeckten Landschaft erfordert daher eine besondere Übung, und aus demselben Grunde ist es sehr schwer, die Höhe, in der ein Vogel, ein Luftballon oder eine Wolke schwebt, richtig abzuschätzen.

Figur 1.

Interessante Beispiele für die Beeinflussung unseres Urteils über Lagen- und Größenverhältnisse bieten die sogenannten Zöll-

nerschen Figuren. Man versteht darunter vorzugsweise parallele Linien, die von schrägen Strichen durchsetzt sind und infolgedessen scheinbar zusammenlaufen oder auseinandergehen (vergl. Figur 2, 3 und 4). Man kann solche Täuschungen beobachten an Tapeten und an Zeugmustern und häufig auch an Neubauten, deren Wände vom Lote abzuweichen scheinen, während in Wirklichkeit das Gerüst eine schiefe Stellung hat. — Bemerkenswert und ähnlich zu erklären sind auch die folgenden optischen Täuschungen. In Figur 5 scheint die Linie A B länger zu sein als C D; in Wirklichkeit sind beide Linien gleich lang. — Nicht minder auffallend ist der scheinbare Größenunterschied der drei gleichen Linien A, B, C in Figur 6. Ein Quadrat erscheint in der Regel höher als breit; daher fallen bei dem Versuche, ein genaues Quadrat nach dem Augenmaß zu zeichnen, die vertikalen Seiten meistens zu klein aus. Ein Quadrat, welches von horizontalen Parallelen durchsetzt ist, erscheint den meisten Augen höher und schmaler als ein gleich großes, von vertikalen Parallelen durchzogenes Quadrat (vergl. Figur 7). Hierauf beruht es auch, daß untersetzte Personen in einer quergestreiften Toilette höher und schlanker erscheinen. — Die Abschätzung der Entfernung nahe liegender Gegenstände wird wesentlich erschwert, wenn man sie nicht mit beiden Augen betrachtet, sondern das eine Auge schließt. Man kann dies unter anderem beim Einfädeln einer Nähnadel und auch an dem folgenden bekannten Versuche beobachten. Man hängt einen Ring an einem Faden auf und stellt sich so, daß man die Öffnung des Ringes nicht sehen kann. Faßt man nun einen Spazierstock mit gebogenem Haken am unteren Ende, so wird man mit dem Haken nicht leicht die Öffnung des Ringes treffen, wenn man das eine Auge schließt.

Figur 2.

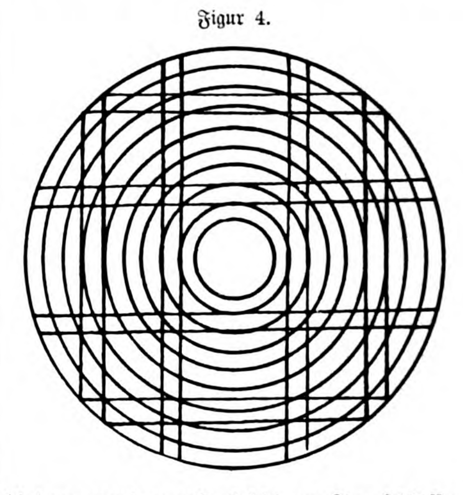


Figur 3.



Ein zweites Hilfsmittel, dessen wir uns beim Abschätzen der Entfernung äußerer Gegenstände zu bedienen pflegen, ist die **Beobachtung der Beleuchtung und der Schärfe der Umrisse.** Bei nahe gelegenen Objekten treten die Begrenzungslinien und die Übergänge zwischen Licht und Schatten deutlich hervor, während sie in der Ferne mehr und mehr verschwimmen. Indem wir nun nach diesem Erfahrungssatze die Gegenstände in größere oder geringere Entfernung versetzen und damit gleichzeitig ein Urteil über ihre Größe verbinden, werden wir leicht zu Trugschlüssen und auffallenden Täuschungen geführt, sobald besondere Verhältnisse die Beleuchtung ändern oder in ungewohnter Weise beeinflussen.

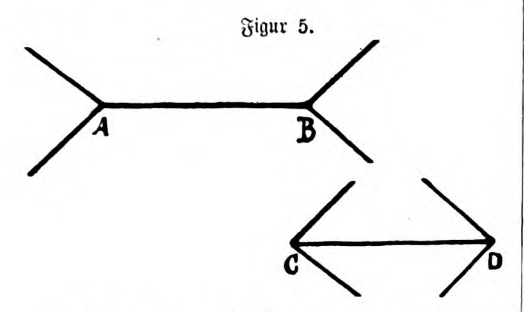
Figur 4.



Am Morgen und bei Nordwind ist die Luft von Wasserdämpfen getrübt, die sich infolge der niedrigeren Temperatur verdichtet haben; die Berge erscheinen daher in weitere Ferne gerückt. Das Umgekehrte tritt ein am Abend und bei Südwind, der die Wasserdämpfe auflöst und die Luft klar und durchsichtig macht. — Personen, die plötzlich vor uns im dichten Nebel auftauchen, erscheinen riesengroß. Bei der Undeutlichkeit ihrer Umrisse glauben wir sie weiter entfernt und bilden uns dem entsprechend ein irriges Urteil über ihre Größe. — Eine nächtliche Feuersbrunst, deren Umgebung bei der grellen Beleuchtung scharf hervor-

tritt, macht regelmäßig den Eindruck größerer Nähe. Die Unsichtbarkeit der zwischen-

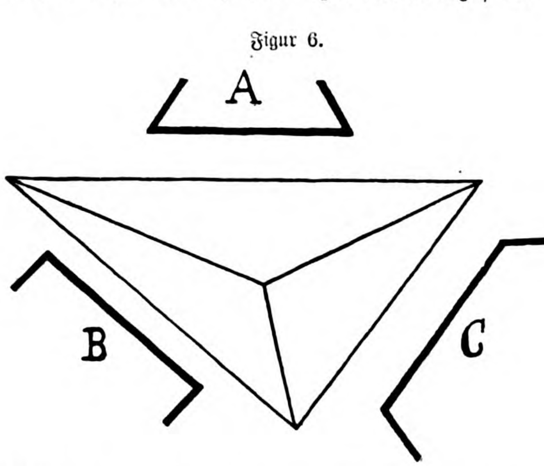
Figur 5.



liegenden Gegenstände trägt noch zur Erhöhung der Täuschung bei.

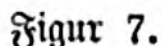
Die Wirkung des Kontrastes — in dem eben angeführten Beispiele der Gegensatz zwischen hell und dunkel — giebt noch in vielen anderen Fällen zu Sinnestäuschungen Anlaß. Ein dunkler Hintergrund bewirkt, daß alle Gegenstände sich nicht nur deutlicher abheben, sondern auch größer erscheinen, als sie wirklich sind. Helle Kleidung

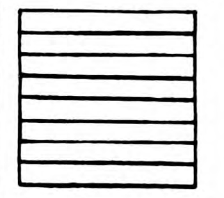
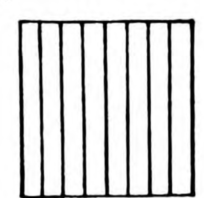
Figur 6.



hebt die Figur, in hellen Handschuhen sieht die Hand breiter, in dunklen schlanker aus. — Ein weißes Quadrat auf schwarzem Grunde erscheint uns größer als ein gleich großes schwarzes Quadrat in weißer Umrahmung, wie Figur 8 zeigt. — Alle diese Erscheinungen erklären sich aber zum Teil auch aus einer gewissen Unvollkommenheit unseres Auges. Die von einem leuchtenden Punkte ausgehenden Strahlen vereinigen sich nämlich auf der Netzhaut nicht wieder in einem Punkte, sondern bilden einen kleinen Kreis, der um so mehr an Umfang gewinnt, je heller der leuchtende Punkt ist. Die hellen Teile in Figur 8 greifen daher mit ihren Rändern über die der schwarzen Teile über und werden so scheinbar größer. Man bezeichnet diese Erscheinung mit dem Namen Irradation; sie bietet unter anderem auch eine Erklärung dafür, daß die helle Mondsichel einem größeren Kreise anzugehören scheint als der übrige schwach sichtbare Teil der Mondscheibe.

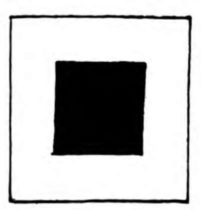
Ein genaues Studium und eingehende Berücksichtigung der bisher betrachteten Sin-


Figur 7.

nestäuschungen ist für die Kunst der *Malerei* von der größten Wichtigkeit. Ein Bild, z. B. eine Landschaft, erscheint uns erst dann naturgetreu, wenn der Maler die scheinbare gegenseitige Größe und Entfernung, die Helligkeit und Beleuchtung aller Teile so zur Darstellung bringt, daß das Bild auf die Netzhaut unseres Auges möglichst denselben Eindruck bewirkt wie die Landschaft selbst. Allerdings erinnert uns der Rahmen des Bildes stets daran, daß wir nur eine bemalte Leinwand vor uns haben, und die Täuschung bleibt deshalb unvollkommen. Wird jedoch der Rahmen durch eine Umgebung ersetzt, die dem Bilde angepaßt ist und die Übergänge geschickt verdeckt (Theater und Rundgemälde-Panorama), so ist der

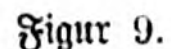
Figur 8.

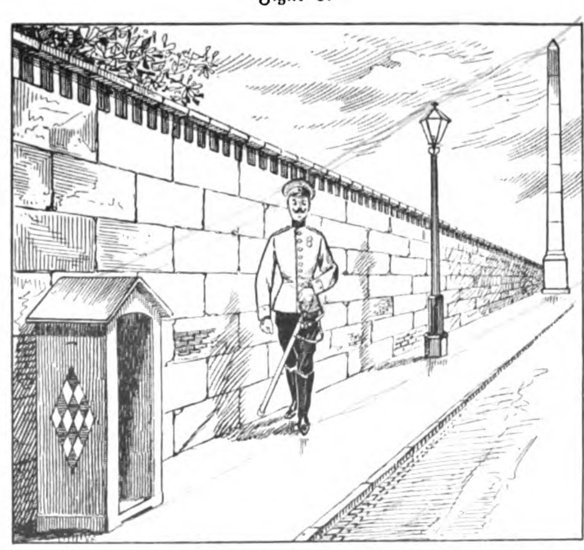



Beschauer oft nicht im stande, Bild und Wirklichkeit voneinander zu unterscheiden.

Tritt dann zu der Täuschung des Auges noch die Täuschung anderer Sinne hinzu, so daß die dargestellte Landschaft durch wechselnde Beleuchtung, Rauschen des Regens, Blitz und Donner Leben und Bewegung erhält, so werden unsere Sinne oft ganz und gar überwältigt, so daß wir vorübergehend nicht einmal die bewußte Erinnerung festzuhalten vermögen, daß alles, was sich vor uns abspielt, nur Schein und Täuschung ist.

Die beiden parallelen Baumreihen einer Allee vereinigen sich scheinbar in der Ferne in einem Punkte, und die Bäume zu beiden Seiten scheinen, je weiter entfernt, um so kleiner zu werden. Ebenso erscheint der gestirnte Himmel als ein Gewölbe, an welchem die Sterne nebeneinander befestigt sind trotz ihrer so ungleichen Entfernung von der Erde und dem Beobachter. Wenn nun der Maler diesen optischen Täuschungen gebührende Beachtung schenkt, also z. B. die Allee genau nach den Regeln der Perspektive darstellt, so gewinnen wir ohne Mühe die richtige Vorstellung von den


Figur 9.



wirklichen Verhältnissen. Dagegen führen uns bildliche Darstellungen mit absichtlich falscher Perspektive leicht in unserem Urteil irre, z. B. wenn wir nach Figur 9 entscheiden sollen, in welchem Größenverhältnis das Schilderhaus, der Soldat, die Laterne und die Säule stehen.

Eine möglichst vollkommene Täuschung der Sinne ist vielfach als ein Beweis für die Kunstfertigkeit des Malers angesehen worden. Wir erinnern nur an den bekannten Wettstreit zweier Maler, von denen der eine Trauben so natürlich darstellte, daß die Vögel hinzuflogen und nach den Früchten pickten, der andere aber ein Bild aufgestellt hatte, das von einem Vorhang bedeckt schien. Jedoch nur s c h i e n; als der Nebenbuhler den Vorhang entfernen wollte, mußte er erkennen, daß er nur gemalt war. Als fernere Sinnestäuschungen, die von der Malerei bewirkt werden, erwähnen wir noch die Porträts, die uns mit den Augen verfolgen, den Schützen, der auf uns zu zielen scheint, wohin wir uns auch stellen mögen. Um diese Täuschung zu erreichen, hat der Maler bekanntlich dem Modell eine solche Stellung zu geben, daß das Auge oder der Flintenlauf sich ihm selbst zuwendet.

Die bisher betrachteten objektiven Sinnestäuschungen beruhen auf einer irrigen Auffassung von Größen- und Entfernungsverhältnissen. Wir gehen nunmehr zu einer zweiten Gruppe von Täuschungen unserer Sinne über, die sich auf die Z a h l, B e w e g u n g und F a r b e äußerer Gegenstände beziehen. Auch auf diesem Gebiete begegnen wir alltäglich so vielen bemerkenswerten Erscheinungen, daß wir sie vielfach gar nicht einmal besonderer Beachtung würdigen.

Daß wir zunächst über die Z a h l äußerer Dinge leicht zu einem irrigen Urteil geführt werden, zeigt der folgende hübsche Versuch.

Legt man die Spitzen des Zeige- und des Mittelfingers derselben Hand kreuzweise übereinander und rollt zwischen ihnen eine Erbse oder eine kleine Papierkugel, so hat man deutlich das Gefühl, als wären zwei Kugeln vorhanden. Die Erklärung ergibt sich aus dem Umstande, daß wir nicht gewohnt sind, die gleichzeitige Berührung der äußeren Seiten der Fingerspitzen auf ein und denselben Körper zurückzuführen.

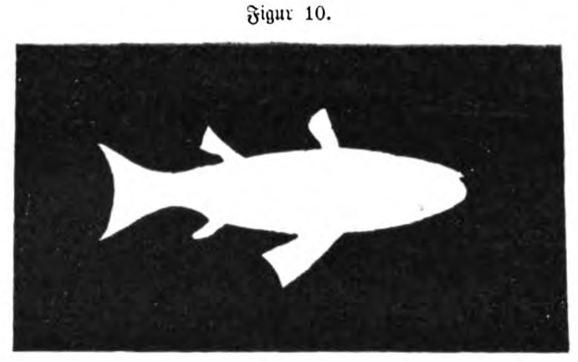
Die überaus zahlreichen Sinnestäuschungen, denen wir bei der Betrachtung der B e w e g u n g äußerer Gegenstände ausgesetzt

sind, beruhen teils auf einer Kontrastwirkung zwischen Ruhe und Bewegung, teils auch darauf, daß die Empfindung eines Sinneseindrucks noch einige Zeit andauert, nachdem die erregende Ursache aufgehört hat. Eine Sinnestäuschung, die Jahrtausende hindurch die ganze Menschheit im Banne hielt, beseitigte Nikolaus Kopernikus, indem er lehrte, daß die Sonne still stehe und die Erde sich drehe. Nur mühsam brach sich die Anerkennung dieser Wahrheit Bahn, und noch heute ist uns die Anschauung geläufig, daß die Sonne am Morgen auf-, am Abend untergehe.

Ähnlichen Täuschungen unterliegen wir, wenn nicht die jagenden Wolken am Himmel, sondern der glänzende Mond mit Sturmeseile sich zu bewegen scheint; wenn wir vom Eisenbahnzuge aus die Landschaft draußen einen wilden Kreistanz ausführen sehen; oder wenn wir an einem Kreuzungspunkte der Eisenbahn nicht zu unterscheiden vermögen, ob der Zug, in dem wir uns befinden, oder der andere, der an uns vorüberfährt, sich zuerst in Bewegung setzt.

Aus einer Nachwirkung eines empfangenen Sinneseindrucks erklären sich die folgenden bekannten Täuschungen. Bewegt man eine feurige Kohle langsam im Kreise, so kann man die einzelnen Stellungen unterscheiden. In schnelle Drehung versetzt, scheint die Kohle einen geschlossenen Feuerring zu beschreiben. — Als eine optische Täuschung müssen wir ferner die glänzende Lichtbahn ansehen, die der Blitz durcheilt, und die feurige Spur, die eine Rakete oder eine Sternschnuppe hinter sich zurücklassen. — Die Speichen eines schnell bewegten Rades bilden eine zusammenhängende Fläche. Eine Silbermünze, die man zwischen zwei Nadelspitzen emporhebt, kann man durch Blasen mit dem Munde leicht in so schnelle Rotation versetzen, daß ihr Rand eine glänzende Kugelfläche zu beschreiben scheint. — Zeichnet man auf die eine Seite einer Scheibe einen Käfig, auf die andere einen Vogel, so erblickt man, wenn die Scheibe schnell gedreht wird, den Vogel mitten im Käfig. — Eine Anzahl von physikalischen Apparaten, die unter den Namen Schnellseher, Lebensrad, Wunderscheibe bekannt sind, beruhen auf gleichem Princip. In neuerer Zeit hat der sogenannte Kinematograph berechtigtes Aufsehen erregt, da er in den „lebenden Photographien" wahrhaft erstaunliche Sinnestäuschungen hervorzaubert.

Figur 10.



Den zuletzt geschilderten optischen Täuschungen eng verwandt, weil ebenfalls auf Nachwirkung eines empfangenen Sinneseindrucks beruhend, sind die sogenannten **Nachbilder**. Man unterscheidet zwei Arten: **positive** und **negative**.

Die positiven sind weniger häufig und entziehen sich sehr leicht der Beobachtung. Betrachtet man kurze Zeit, etwa eine halbe Sekunde lang, einen hellbeleuchteten Gegenstand, z. B. eine brennende Lampe, und schließt dann die Augen oder richtet sie auf einen dunklen Hintergrund, so taucht das Bild des Gegenstandes in **gleicher** Helligkeit und Farbe vor den Augen wieder auf, um bald zu verschwinden.

Die negativen Nachbilder entstehen dadurch, daß ein starker Lichtreiz längere Zeit auf die Netzhaut einwirkt, so daß diese abgestumpft wird und ermüdet. Richtet man dann die Augen auf eine helle Fläche, z. B. auf ein Blatt weißes Papier, so erscheinen die hellen Teile des fixierten Gegenstandes dunkel, die dunklen hell. Blickt man z. B. am Abend nach der untergehenden Sonne, so sieht man, wenn man die Augen wegwendet, allenthalben dunkle Kreise schweben.

Eine ähnliche Sinnestäuschung läßt sich durch Figur 10 hervorrufen. Fixiert man nämlich den weißen Fisch auf schwarzem Grunde längere Zeit und richtet dann die Augen auf eine weiße Fläche, so erscheint

bald ein schwarzer Fisch in heller Umrahmung.

Sehr häufig führen die negativen Nachbilder zu einer Sinnestäuschung in Bezug auf die Farbe äußerer Gegenstände. Bekanntlich setzt sich das weiße Licht aus sieben Farben zusammen, den sogenannten Regenbogenfarben rot, orange, gelb, grün, blau, indigo, violett. Läßt man weißes Licht durch ein Glasprisma hindurchgehen, so wird es in die genannten sieben Farben zerlegt; umgekehrt kann man das siebenfarbige Lichtbündel durch eine Linse wieder zu weißem Licht vereinigen. Sondert man jedoch aus diesem Lichtbündel die roten Strahlen ab und vereinigt nur die sechs übrigen Farben, so erhält man die sogenannte Komplementärfarbe des Rot, nämlich grün. Werden die grünen Strahlen ausgelöscht, so geben die übrigen rotes Licht, und ähnliches gilt für die anderen komplementären Farben: orange und blau, gelb und violett. Ist nun die Netzhaut durch längere Einwirkung roter Strahlen ermüdet, so ist sie nur mehr für die übrigen sechs Farben empfänglich; das Auge erhält also, wenn es unmittelbar darauf von weißem Licht getroffen wird, den Eindruck der komplementären grünen Farbe u. s. w. Hierdurch finden die farbigen Nachbilder und die nachfolgenden optischen Täuschungen ihre Erklärung.

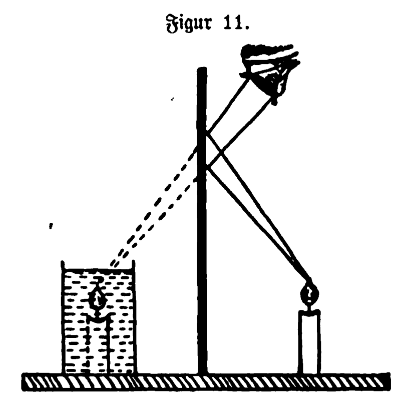
Betrachtet man anhaltend ein Stückchen rotes Papier auf weißer Unterlage und nimmt es sodann fort, so erscheint an derselben Stelle ein grüner Fleck. Hat man längere Zeit durch eine blaue Brille gesehen, so nehmen alle Gegenstände einen gelblichen Schein an, wenn die Brille fortgenommen wird. Ist unser Auge durch rote bengalische Flammen stark gereizt, so erscheinen die Gasflammen nach dem Erlöschen des bengalischen Feuers grünlich gefärbt. — Die Zwischenräume der im Abendrot erglühenden Wolken fallen uns durch ihre prachtvolle grüne Färbung auf; auch hier liegt eine Wirkung farbiger Nachbilder vor. Wäre in Figur 10 der Fisch rot, der Rahmen grün gezeichnet, so würden sich im Nachbilde die Farben umkehren. Eine Rose, deren Blätter rot, deren Blüten grün gemalt sind, erscheint im negativen Nachbilde in den richtigen Farben. — Mit Recht wird aber vor den Versuchen mit farbigen Nachbildern gewarnt, da sie den Augen nachteilig sind.

Eine dritte Gruppe von objektiven Sinnestäuschungen umfaßt Erscheinungen, die den zuletzt erwähnten nahestehen und ganz auf dem Gebiete der Physik liegen. Wir wollen sie deshalb kurz als physikalische Täuschungen bezeichnen. Sie finden zunächst ihre Erklärung in den Gesetzen der Zurückwerfung des Lichtes. Fallen Lichtstrahlen gegen eine spiegelnde Fläche, so werden sie zurückgeworfen, und hinter dem Spiegel erscheint das Bild des Gegenstandes, von dem die Lichtstrahlen ausgehen. Sind ferner zwei Spiegel unter einem Winkel zusammengestellt, so entstehen durch wechselseitige Reflexion zahlreiche Spiegelbilder; beträgt der Winkel z. B. dreißig Grad, so erblickt man einen in dem Winkelraum aufgestellten Gegenstand zwölfmal, nämlich einmal direkt und elfmal im Spiegelbilde.

Als Kinder haben wir anfangs die Personen, die wir im Spiegel erblickten, hinter demselben gesucht, bald aber den Haushund, wenn er sein Ebenbild im Spiegel anbellte, ob seiner Thorheit verlacht. Obwohl uns also das Geheimnis nicht lange verborgen blieb, so werden wir doch auch in späteren Jahren von demselben Spiegel, dessen Wahrheitsliebe im übrigen sprichwörtlich ist, noch oft getäuscht und „hinter das Licht geführt“. Bei vielen Vorführungen auf dem Specialitäten- und Zaubertheater, die den Zuschauer in das höchste Erstaunen versetzen, übernimmt der Spiegel die Hauptrolle. Ebenso ist er unentbehrlich bei den Gespenstererscheinungen auf der Bühne. In der Regel werden diese dadurch hervorgerufen, daß man eine durchsichtige Spiegelscheibe und eine Person in weißen, faltigen Gewändern auf oder auch vor der Bühne so aufstellt, daß sie den Zuschauern verborgen bleiben. Die optische Täuschung erklärt sich dann ähnlich wie der leicht auszuführende Versuch Figur 11. — Der Winkelspiegel findet Verwendung in den Schaufenstern der Geschäftsläden und in dem hübschen Apparate, der unter dem Namen Kaleidoskop bekannt ist und beim Musterzeichnen für Tapeten- und Zeugdruckereien wertvolle Dienste leistet. Besonders auffallend ist die durch den Winkelspiegel hervorgerufene Sinnestäuschung in

den sogenannten Irrgärten, die oft auf größeren Jahrmärkten und Ausstellungen zu sehen sind. In einem Raume sind viele

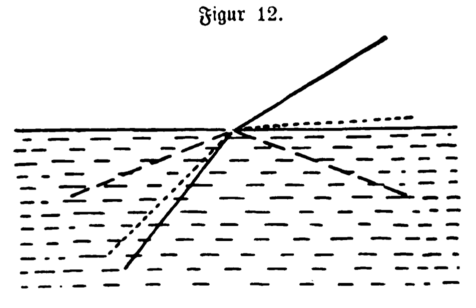
Figur 11.



Spiegel aufgestellt. Durch den vielfachen Reflex wird der Besucher vollständig irre geführt, so daß er, wenn auch nur wenige Personen in dem Raume anwesend sind, sich mitten in eine große Menschenmenge versetzt glaubt und ohne fremde Hilfe kaum im stande ist, aus dem Spiegellabyrinthe den Ausgang zu finden.

Für die Brechung des Lichtes gilt das Gesetz, daß ein Lichtstrahl beim Übergange aus einem Medium in ein anderes, z. B. aus Luft in Wasser oder umgekehrt, seinen geradlinigen Weg nicht verfolgt, sondern von dieser Richtung abgelenkt wird, wie in Figur 12 angedeutet ist. Wenn der Lichtstrahl aus dem dichteren Medium kommt und die Grenzfläche unter einem gewissen Winkel trifft, so kann er überhaupt

Figur 12.

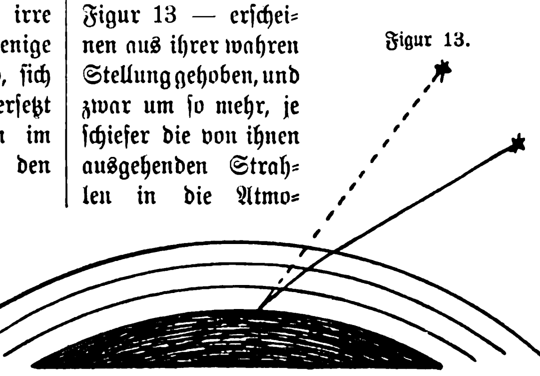


nicht in das dünnere Medium eintreten, sondern wird in das dichtere zurückgeworfen. Diese sehr häufige Erscheinung wird als totale Reflexion bezeichnet.

Die großartigsten und interessantesten aller optischen Täuschungen entstehen durch Brechung des Lichtes in der Lufthülle, die unsere Erde umgiebt. Da die Schichten der Atmosphäre mit größerer Höhe an Dichtigkeit abnehmen, so wird ein Lichtstrahl, der, von einem weitentfernten Punkte kommend, die Atmosphäre durchdringt, keine gerade Linie beschreiben, sondern bei dem jedesmaligen Übergange aus einer dünneren in eine dichtere Luftschicht von seinem Wege abgelenkt werden. Geht das Licht von einem Punkte des äußeren Weltenraumes aus, so kann man von einer atmosphärischen Strahlenbrechung im engeren Sinne reden. Dahin gehören folgende optische Täuschungen.

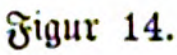
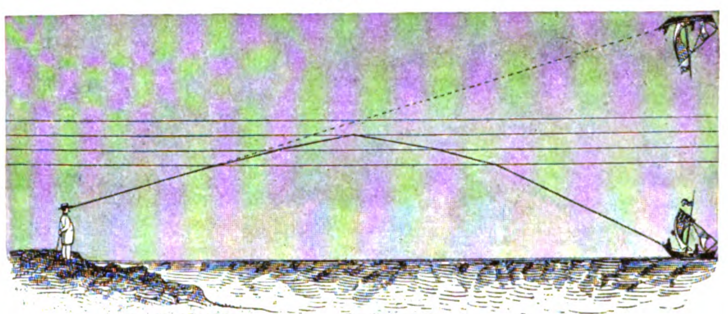
Wir erblicken nur diejenigen Sterne an ihrer wirklichen Stelle, die über uns im Zenith stehen; alle übrigen — vergleiche Figur 13 — erscheinen aus ihrer wahren Stellung gehoben, und zwar um so mehr, je schiefer die von ihnen ausgehenden Strahlen in die Atmosphäre eintreten, d. h. je näher die Sterne dem Horizonte sind. — Aus einem bereits früher angegebenen Grunde erklärt es sich, daß Sonne und Mond in der Nähe des Horizontes eine auffallende Größe zeigen. Ihre Scheibe erscheint zugleich nicht kreisrund, sondern abgeflacht, weil der untere Rand mehr gehoben wird als der obere. — Endlich bewirkt auch die atmosphärische Strahlenbrechung eine merkliche Verlängerung der Tagesdauer, da die Sonnenstrahlen auch dann in unser Auge gelangen, wenn die Sonne kurz vor dem Aufgange sich noch unter dem Horizonte befindet und beim Untergange bereits unter denselben hinabgesunken ist.

Figur 13.



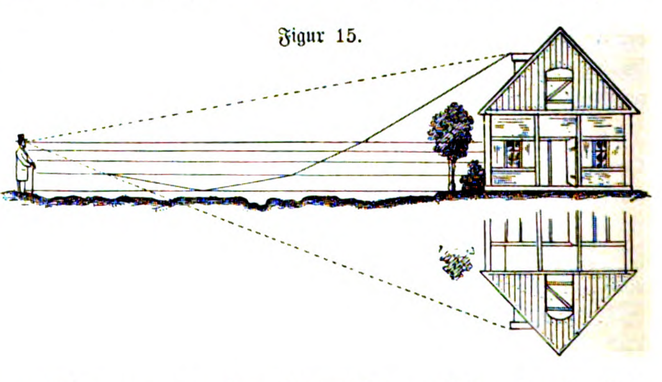
Zweitens erleiden auch diejenigen Lichtstrahlen eine Ablenkung von ihrer geradlinigen Bahn, die von weitentfernten Punkten an der Oberfläche der Erde ausgehen. Die nächstliegende Folge davon ist, daß die

Gegenstände auffallend gehoben erscheinen, und daß selbst Punkte der Erdoberfläche sichtbar werden, die unter dem Horizonte liegen, also unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht gesehen werden können. Diese Erscheinungen werden vorzugsweise an den Küsten und auf dem Meere beobachtet und von den deutschen Seeleuten als „Kimmung“ bezeichnet; im übrigen sind sie allbekannt unter dem Namen „Fata Morgana“, d. h. Schlösser der Fee Morgana. Tritt zu der Brechung der Strahlen noch die totale Reflexion an den unteren Luftschichten, so entstehen die eigentlichen Luftspiegelungen, deren man zwei Arten unterscheiden kann. Wenn die unteren Luftschichten dichter sind als die oberen, wie dies gewöhnlich und besonders auf kälteren Meeren der Fall ist, so zeigt die Luftspiegelung das umgekehrte Bild des Gegenstandes, z. B. eines fernen Schiffes (vergl. Figur 14). Auf wärmeren Meeren dagegen und in Wüsten und Steppen sind infolge der Rückstrahlung der Wärme die untersten Luftschichten in der Regel dünner als die darüber lagernden. Man sieht daher, wie durch Figur 15 erläutert wird, entfernte Gegenstände, Schiffe, Bäume, Dörfer, Landschaften und ganze Küsten gehoben und darunter, wie in spiegelndem Wasser, ihr umgekehrtes Bild.

Figur 14.

Als bekannte Beispiele für die oben genannten Erscheinungen werden in der Regel die folgenden angeführt. An den Küsten von England bei Hastings hat man wiederholt die französische Küste erblickt, obwohl diese wegen der Krümmung der Erdoberfläche bei gewöhnlicher Luftbeschaffenheit nicht gesehen werden kann. Bei Reggio in Calabrien, der sicilischen Küste und der Stadt Messina gegenüber, sieht man zuweilen Landschaften mit weidenden Herden, Cypressen-Hainen und prächtigen Schlössern in der Luft schweben und nach kurzer Zeit wieder verschwinden. Weitere Beispiele findet man unter anderem in den Reiseberichten der Polarexpeditionen und öfters auch in den Tageszeitungen. Zwei derartige Notizen, aus den Jahren 1894 und 1898 stammend, lassen wir folgen. „Ein höchst seltenes Naturschauspiel wurde kürzlich den Bewohnern von Buffalo in Nordamerika zu teil. Um elf Uhr morgens erschien am westlichen Horizont als Fata Morgana die ganze, etwa fünfzig englische Meilen von Buffalo entfernte Stadt Toronto so deutlich und klar, als läge die Stadt nur etwa eine Stunde entfernt in den Wolken. Dabei zeigte die Luftspiegelung nicht, wie es häufig der Fall ist, das Bild umgekehrt, sondern ganz wie in der Wirklichkeit. (Beide Städte sind durch den Ontario-See getrennt.) Die Bewohner von Buffalo konnten die großen Getreidespeicher, Hotels und Kirchtürme deutlich unterscheiden; ebenso zeigten sich die Dampfer und Segelschiffe im Hafen von Toronto, sowie in dem angrenzenden Teil



Figur 15.

des Ontario-Sees in vollständiger Klarheit. Nach einer Viertelstunde zogen Wolken über das seltsame Bild, das sich nun allmählich auflöste." Der andere Bericht lautet: „Durch eine Fata Morgana mitten im Stillen Ocean wurde am 27. März 1898 um Mitternacht die Mannschaft der Bremer Bark ‚Matador‘, Kapitän Gerkens, in nicht geringen Schrecken versetzt. Der ‚Matador‘ segelte am 18. Februar von Melbourne nach Valparaiso, wo er Salpeter für Philadelphia laden sollte. Während der Fahrt durch den südlichen Teil des Stillen Oceans wurde von der Mannschaft eins der wunderbarsten Schauspiele beobachtet, die sagenhafte Fata Morgana. Man sah ein Schiff in nächster Nähe auf sich zukommen, doch nicht, wie es bei derartigen Spiegelungen meistens zu sein pflegt, verkehrt, sondern aufrecht auf seinem Kiel dahinfahrend, wodurch die Täuschung vollkommen wurde. Es war auf der Höhe der Samoa-Inseln in der Nacht des 27. März, als diese Erscheinung in vollster Deutlichkeit beobachtet wurde. Um sieben Glasen oder eine halbe Stunde vor Mitternacht bemerkte der Ausguck ungefähr zwei Meilen windwärts ein vollgetakeltes Schiff einer schweren See trotzend. Dieser letztere Umstand erregte zuerst die Aufmerksamkeit der Offiziere des ‚Matador‘, denn rings umher war der Ocean so ruhig wie ein Mühlenteich, ohne eine Kräuselung seiner ruhigen Oberfläche in weiter Ausdehnung. Das fremde Schiff arbeitete trotzdem stark gegen einen Wogenschwall. Die wenigen Segel, welche es trug, waren dicht gerefft, und in dem glänzenden Mondlicht der Tropen, welches die Nacht fast zum Tage umwandelt, konnte man beobachten, wie bisweilen eine schwere See sich hoch über den Bug brach und schäumend das Deck entlang bis zum Stern lief. Obgleich der ‚Matador‘ buchstäblich still lag, befahl Kapitän Gerkens in der Annahme, das fremde Schiff könne ‚den Wind mitbringen‘, doch sofort alle Segel zu reffen. Die Matrosen konnten sich das ihrer Meinung nach überirdische Schauspiel nicht erklären, und alle standen mit bleichen Gesichtern in banger Erwartung irgend eines Ereignisses, das außerhalb ihrer Erfahrung lag. Inzwischen hatte der ‚geisterhafte‘ Zudringling plötzlich seinen Kurs geändert und stand direkt vor dem Bugspriet des ‚Matador‘. Alle umklammerten sich in Erwartung des unvermeidlich erscheinenden Zusammenstoßes, und es hielt schwer, einige von der Mannschaft davon abzuhalten, in die See zu springen. Wieder änderte das Schiff seinen Kurs, indem es den Bug des ‚Matador‘ auf Kabellänge kreuzte. Als es dann in südlicher Richtung davonglitt, die schwere See, die dicht gerefften Segel und die anscheinend gleich Bogensehnen gespannten Taue mit sich nehmend, bot sich uns ein weiterer merkwürdiger Anblick: das Licht in der Kapitänskajüte am Stern, welches hell durch die zwei kleinen Fenster geleuchtet hatte, erlosch plötzlich, und kurz hinterher verschwand auch das Phantom in der Dunkelheit. Kapitän Gerkens und seine Offiziere waren sich über das Gesehene zwar klar; die Mannschaft aber zeigte sich über die Erscheinung geradezu entsetzt. Merkwürdigerweise wurde das Geheimnis in Colatea Buena (Chili) aufgeklärt und die Identität des widergespiegelten Schiffes festgestellt, als Kapitän Gerkens in jenem spanisch-amerikanischen Hafen Kenntnis erhielt von dem Bericht des Kapitäns eines drei Wochen vor seiner Ankunft dort angekommenen dänischen Schiffes. Danach war in der Nacht des 27. März, kurz vor Mitternacht, in seiner Kajüte während eines heftigen Sturmes die Lampe explodiert, wobei der erste Steuermann arg verbrannt wurde. Die beiden Daten stimmten also überein, und die Untersuchung ergab, daß das widergespiegelte Schiff zweifellos das dänische Schiff war. Auch noch ein anderer und wohl am meisten bemerkenswerter Punkt, eine Frage, welche die Gelehrten schon seit Jahren beschäftigt, wurde bei dieser Gelegenheit genügend aufgeklärt, diejenige nämlich, wie weit eine Luftspiegelung sich überhaupt fortzupflanzen vermag. Unter angemessener Berücksichtigung der Zeit und der Längengrade ergab sich nämlich, daß die Entfernung zwischen dem widergespiegelten dänischen Schiff und dem ‚Matador‘ zu der betreffenden Zeit 930 Meilen betrug, und aus der Karte für den Monat März wurde festgestellt, daß zur angegebenen Zeit ein schwerer Sturm jenen Teil des Stillen Oceans heimsuchte."

Wir wenden uns nunmehr den subjek-

tiven Sinnestäuschungen zu, wie wir sie oben bezeichnet haben, deren Ursprung nicht so sehr in äußeren Dingen, sondern in uns selbst liegt. Von einer eingehenden Betrachtung dieses Gebietes, das an interessanten und für das Seelenleben des Menschen bedeutungsvollen Erscheinungen überreich ist, müssen wir absehen und uns darauf beschränken, einige besonders bemerkenswerte Beispiele hervorzuheben.

Am nächsten stehen den oben geschilderten objektiven Täuschungen die sogenannten subjektiven Nachbilder. Sie schließen sich eng an die zweite der von uns aufgestellten Gruppen an und sind dadurch zu erklären, daß die Sinneseindrücke nicht nur eine Nachwirkung auf das einzelne Sinnesorgan ausüben, sondern unter Umständen tiefer in das Nervensystem eindringen. Sie ruhen dann sozusagen auf dem Grunde der Seele, ohne die unterdessen nach anderen Seiten gerichtete Thätigkeit der Nerven zu stören.

Die Eindrücke und Bilder, welche wir im Laufe des Tages und besonders am Abend, bevor wir uns zur Ruhe legten, in uns aufgenommen haben, schlummern gewissermaßen nur in geringer Tiefe. In der Stille der Nacht tauchen sie wieder auf und gewinnen in den Träumen Gestalt und Leben, so daß wir sie beim Erwachen noch handgreiflich und deutlich vor uns zu sehen glauben. Außergewöhnliche Stürme im Nervenleben reißen jedoch auch solche Bilder und Erinnerungen an die Oberfläche, die in den tiefsten Grund der Seele versenkt schienen. So ist es unter anderem allbekannt, daß Personen, die aus schwerer Todesnot glücklich errettet wurden, im Augenblicke der höchsten Gefahr ihr ganzes vergangenes Leben in wunderbarer Klarheit an ihrem Geiste vorüberziehen sahen. — In den beiden ebengenannten Fällen entbehren die Nachbilder nicht ganz des objektiven Charakters, da sie an wirkliche Begebenheiten und Gestalten anknüpfen. In der Regel aber sind sie ins Ungeheuerliche und Schreckhafte verzerrt und daher vorwiegend als subjektiv anzusehen. Dies gilt von den „schweren" Träumen und von gewissen Erscheinungen, die eine Folge krankhafter Erregung des Nervensystems sind. Wir rechnen dahin die Hallucinationen, das Phantasieren der Fieberkranken und die Delirien des Säuferwahnsinns. Jedoch können Wahnvorstellungen ähnlicher Art auch auftreten, ohne daß eine wirkliche Krankheit zu Grunde liegt. Vollblütige Personen und solche, die zu nervöser Aufgeregtheit neigen, werden wohl von subjektiven Empfindungen verfolgt und beunruhigt, und so lange sie sich der Natur dieser Empfindungen bewußt bleiben, liegt kein Anlaß zur Besorgnis vor. Im anderen Falle aber sind ernstliche Störungen des seelischen Gleichgewichts und vielleicht sogar geistige Umnachtung zu befürchten.

Die Irrenanstalten bergen zahlreiche Kranke, die ein Opfer solcher subjektiven Sinnestäuschungen geworden sind, und die Erfahrung lehrt, daß die Heilung dieser Kranken in den wenigsten Fällen gelingt und auch dann vielfach nur vorübergehend ist, da das Nachbild der Wahnvorstellung oft nach langen Jahren noch wieder auftaucht. So erzählt man sich, daß einer dieser Unglücklichen unausgesetzt von dem Wahne verfolgt wurde, in seinem Kopfe habe sich ein Vogel eingenistet. Alle Bemühungen, ihn von dieser „fixen Idee" zu befreien, waren vergeblich, bis ein geschickter Arzt seine Heilung dadurch bewirkte, daß er ihm einen ungefährlichen Schnitt in die Kopfhaut beibrachte und zugleich einen versteckt gehaltenen Vogel davonfliegen ließ. Der Patient konnte bald als geheilt entlassen und seinem Berufe zurückgegeben werden. Nach einer Reihe von Jahren kam einstens das Gespräch auf seine frühere Krankheit, und als jemand ihm die List aufdeckte, die der Arzt angewandt habe, sah er den unvorsichtigen Erzähler mit einem sonderbaren Blicke an, war sogleich wieder von dem früheren Wahn befangen und ist später im Irrenhause gestorben.

An das Gebiet dieser ersten Gruppe von subjektiven Empfindungen schließt sich unmittelbar das Reich der schaffenden Phantasie an; beide greifen vielfach ineinander über, so daß eine scharfe Grenzlinie nicht zu erkennen ist. Zur Erklärung der Sinnestäuschungen, die auf diesem neuen Gebiete in größter Üppigkeit wuchern, müssen wir auf die frühere Bemerkung verweisen, daß wir oft in die Lage versetzt sind, unser Urteil über die Erscheinungen der Außenwelt auf unzulängliche Sinneseindrücke zu stützen. In

allen diesen Fällen drängt sich die Phantasie vor, um unsere Führung zu übernehmen, und leitet uns, wenn wir ihren Irrlichtern ohne ruhige Prüfung folgen, gar leicht vom Wege der rechten Erkenntnis ab. Ihre Gewalt über uns ist groß; sie weiß selbst dann unsere Sinne zu umgarnen, wenn nichts uns hindert, ihre Lockungen in aller Ruhe zu prüfen. Eine besondere Aufmerksamkeit wendet in neuerer Zeit die Kriminalistik diesen Sinnestäuschungen zu, weil sie in den Aussagen der Zeugen vor Gericht vielfach eine verhängnisvolle Rolle spielen.

Alltäglich, z. B. bei jedem Spaziergange, fallen uns, wenn wir aufmerksam beobachten, Sinnestäuschungen auf, die auf das Walten der Phantasie zurückzuführen sind. So entdecken wir in einem ungewöhnlich geformten Felsen eine täuschende Ähnlichkeit mit einer menschlichen Gestalt, wir erkennen in der glänzenden Scheibe des Mondes deutlich den Mann, der zur Strafe für Sonntagsentheiligung sein Bündel schleppen muß, und wir vermeinen aus dem Wachtelrufe, aus dem Klange der Glocken mit aller Bestimmtheit gewisse Worte herauszuhören. Wir sehen, um noch ein bekanntes Beispiel anzuführen, an einem fernen Bergabhange eine Anzahl weißer Flecke. In dem Gedanken, es könnte eine Herde Schafe sein, vermeinen wir alsbald auch die einzelnen Schafe, Kopf, Hals und sogar die Beine, deutlich zu unterscheiden. In Wirklichkeit aber sind es zerstreute Felsblöcke.

Gelingt es so der Phantasie, uns selbst dann auf Abwege zu führen, wenn unser Urteil durchaus klar und ruhig ist, so hat sie um so leichteres Spiel, wenn wir unter dem Einflusse einer geistigen Erregung stehen. Sie bemächtigt sich unserer Sinne schon, wenn unsere Aufmerksamkeit einseitig beschäftigt ist, also sich irgend einem Gegenstande mit besonderer Spannung oder Erwartung zuwendet, und sie trübt unser Urteil ganz und gar, wenn eine Leidenschaft uns beherrscht.

Schiller hat in seinem bekannten Gedicht „Erwartung" diese Art von Sinnestäuschungen treffend geschildert.

Hör ich das Pförtchen nicht gehen?
Hat nicht der Riegel geklirrt?
Nein, es war des Windes Wehen,
Der durch diese Pappeln schwirrt.

Häufig bringt uns die Phantasie in Verlegenheit und Ungemach, sie richtet selbst schweres Unheil an, wenn sie mit unseren Sinnen ihr Possenspiel treibt. — Sind wir in der Absicht und Erwartung ausgegangen, jemand zu begegnen, so glauben wir ihn in der Ferne mit aller Bestimmtheit zu erkennen. Beim Näherkommen aber sehen wir einen Unbekannten vor uns, der unser Winken und Anrufen schon lange verwundert beobachtet hat. — Cervantes läßt den von eitler Ruhmbegierde geblendeten Don Quichote wunderbare Abenteuer bestehen, die nur eine Kette von ergötzlichen Sinnestäuschungen darstellen und dem Helden unliebsame Überraschungen, Schaden und Spott eintragen. — Vom Jagdeifer beseelt, steht der Jäger auf dem Anstande und harrt in fieberhafter Spannung des Wildes. Da glaubt er dort unter den Büschen ganz deutlich ein Reh sich bewegen zu sehen! Der Schuß kracht, und ein Schmerzensschrei belehrt den unglücklichen Schützen, daß er ein menschliches Wesen vielleicht tödlich getroffen hat.

Die Phantasie gewinnt endlich eine große, oft wahrhaft dämonische Macht über die Sinne, wenn **Furcht**, **Aberglaube** oder **körperliche Abspannung** das menschliche Gemüt empfänglich stimmen.

Die Furcht umgiebt die Sinne wie mit einem lähmenden Zauber, dann löst sie die Fesseln, die der Verstand der Phantasie anlegte, und diese formt nun, geschickter als der größte Künstler, aus unbedeutenden und harmlosen Dingen wunderbare und schreckenerregende Gestalten. Ihr geheimnisvolles Wirken, das uns Goethe in seinem „Erlkönig" so anschaulich beschrieben hat, bleibt ruhig und klar blickenden Augen verborgen.

Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht? —
Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron und Schweif? —
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif.

Aber nur wenige Menschen vermögen sich ihrem Einflusse ganz zu entziehen. Kinder vor allem, die man in unverantwortlicher Thorheit durch Spukgeschichten verwirrt hat, und selbst Erwachsene, die ängstlicher Natur sind, verlieren in unheimlicher Umgebung alle Gewalt über ihre Sinne. Auf nächtlichem Gange erblicken sie in dem geister-

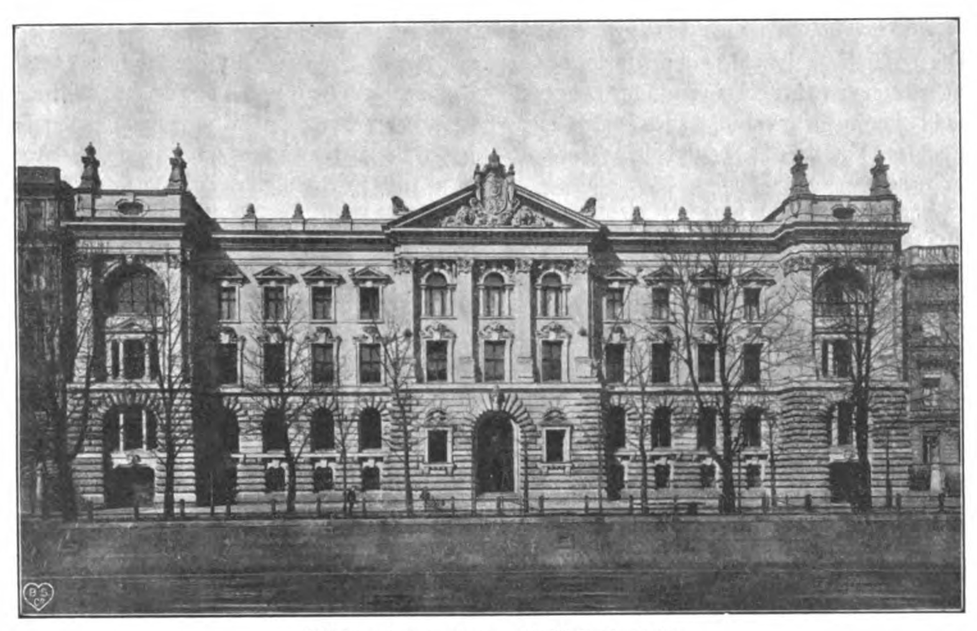
haften Lichte des Mondes überall bleiche Gespenster und dräuende Ungetüme. In einem alten Baumstumpfe glaubt der Ängstliche einen Räuber zu erkennen, der am Wege lauert; die unheimliche Gestalt nimmt zusehends bestimmtere Formen an, sie scheint sich zu bewegen und näher zu kommen, denn in der Stille der Nacht klingt das Rascheln einer Eidechse wie der schleichende Schritt des Unholdes — und der Ängstliche flieht, wenn nicht das Entsetzen seine Glieder lähmt.

Der Furcht verwandt in ihrer Wirkung auf die erregten Sinne ist der Aberglaube. Dieser steht vor allem dort in üppigster Blüte, wo eine einsame und öde Umgebung, ein Leben voller Schrecken und Gefahren dem menschlichen Charakter das Gepräge der Träumerei und Schwermut verleiht. Die subjektiven Sinnestäuschungen spielen daher eine hervorragende Rolle in dem Gemütsleben der Bewohner der Heide- und Moorgegenden und der Seeleute; der Glaube an Gespenster und „Vorgeschichten“, sowie an den Klabautermann und den fliegenden Holländer erhält sich bei ihnen mit großer Zähigkeit.

Endlich wirkt, ähnlich der Überreizung des Nervensystems bei Fieberkranken, auch die körperliche Erschöpfung durch Strapazen, Hunger und Durst derart auf die Sinnesthätigkeit ein, daß die Phantasie allerlei subjektive Täuschungen hervorzaubert, die den jeweiligen Erregungszuständen entsprechen. So sieht die Karawane, von mühseliger Wanderung ermattet und von brennendem Durste gequält, eine blühende Oase vor sich auftauchen mit schattenspendenden Palmen, die sich in klarer Flut widerspiegeln. Aber nicht immer liegt solchen Erscheinungen lediglich eine subjektive Empfindung zu Grunde; sehr häufig werden auch objektive Täuschungen, z. B. die oben erwähnten Luftspiegelungen, durch die erregte Phantasie vergrößert und ausgeschmückt. Eine befriedigende Erklärung solcher Visionen — wir erinnern nur an die sagenberühmte „Schlacht am Birkenbaume“ — begegnet daher oft großen Schwierigkeiten.

Wir sind am Schlusse unserer Betrachtung angelangt. Ein längeres Verweilen in dem weiten Reiche der Sinnestäuschungen, das wir nur flüchtig durchstreift haben, würde uns immer neue Irrwege der sinnlichen Erkenntnis offenbaren, zugleich aber auch die Überzeugung in uns befestigen, daß der Sinnentrug einem klaren, mutigen Auge, einem ruhigen Urteil nicht standhält.





Reichsversicherungsamt. Architekt A. Busse.
(Nach einer Photographie von Ernst Wasmuth in Berlin.)

Berlins neuere Baukunst.

Von

Adolf Rosenberg.

(Nachdruck ist untersagt.)

Wenn Berlin in den letzten Jahren in den Ruf gekommen ist, die schönste Stadt der Welt zu sein oder sich doch auf dem besten Wege zu befinden, die schönste Stadt der Welt zu werden, so hat es sich diesen Ruhm durchaus nicht aus eigener Kraft erworben. Eine Fülle günstiger äußerer Umstände ist als ein unendliche Früchte reifender Segen auf Berlin herabgeflossen, und ohne daß seine Bewohner sich übermäßig viel zu rühren brauchten, ist ihnen das Glück in den Schoß gefallen. Was die gesammelte Kraft des geeinigten Deutschlands in den Jahren 1870/71 errungen und seitdem mit eisernen Händen festgehalten hat, ist — das darf nicht verkannt werden — vor allen übrigen deutschen Städten Berlin zu gute gekommen. Nachdem Berlin einmal der Sitz der obersten Reichsbehörden geworden war — nur das Reichsgericht ist ausgeschlossen worden, weil es nicht unmittelbar in den Verwaltungsorganismus einzugreifen hat —, war der weiteren Entwickelung Berlins ein breiter Rahmen geschaffen worden. Aus eigenem Besitz brachte Berlin freilich eines mit, das zur Ausfüllung dieses Rahmens einen guten Teil beitragen konnte: eine hochentwickelte Maschinen- und Metallindustrie und eine durch weitverzweigte Verbindungen nach dem Auslande gestärkte Produktion in allen Artikeln, die der menschlichen Bekleidung bis zu den höchsten Anforderungen des modernen Luxusbedürfnisses genügen. Auf dieser Grundlage hat sich eine gewerbliche Thätigkeit aufgebaut, die mit der Zeit alle Gebiete menschlicher Arbeit umspannt hat. Man darf mit Recht sagen, daß in Berlin alles gemacht wird oder gemacht werden kann, was menschlichem Geiste und menschlichen Händen überhaupt zu machen erreich-

bar ist, und da sich diese ganze vielgestaltige Betriebsamkeit in die Öffentlichkeit drängt, sucht sie auch ihrem Schaffen einen möglichst wirksamen und dauerhaften Ausdruck zu geben.

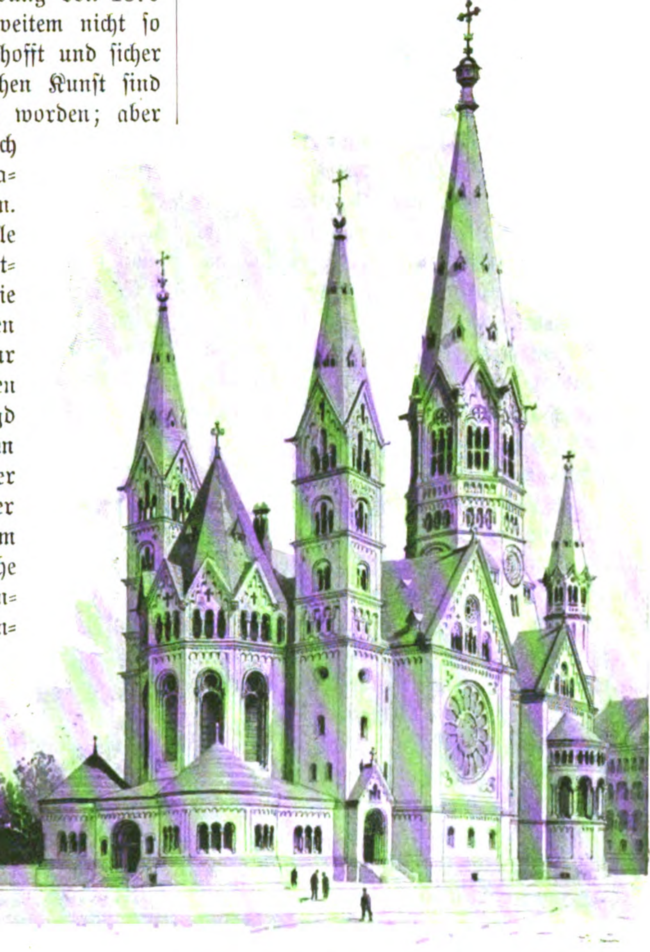
Das beste Mittel dazu ist die Baukunst, und es ist ein durchaus sicheres Ergebnis der völkerpsychologischen Studien, daß die Baukunst immer der zuverlässigste Gradmesser der geistigen und wirtschaftlichen Kultur eines Volkes ist. Industrie und Handel und alle übrigen durch sie erweckten wirtschaftlichen Kräfte, insbesondere die dem wichtigsten Hilfsmittel des modernen Erwerbslebens, dem Geldverkehr, dienenden Unternehmungen haben denn auch in Berlin miteinander gewetteifert, ihre kommerzielle Bedeutung in Prachtbauten oder doch wenigstens in Nutzbauten von mächtigem Umfang zum Ausdruck zu bringen, und dem Fortissimo dieser großen Posaunenbläser, die ihre Konzerte hauptsächlich im Centrum der Stadt, der Seele des geschäftlichen Verkehrs, geben, hat sich ein Heer von großen und kleinen Musikanten angeschlossen, welche die angeschlagene Tonart in mannigfachen Abwandlungen und Abschwächungen in den Vorstädten und Vororten weiter erklingen lassen.

Die volle Freiheit ihrer Bewegung wird durch keinerlei andere Rücksichten als durch die finanziellen gehemmt. Eine geschichtliche Überlieferung in der Baukunst giebt es in Berlin nicht, und die wenigen Baudenkmäler der Vergangenheit, die noch aus der nüchternen Geradlinigkeit der modernen Häuserviertel und Straßenzüge hervorragen, sind mehr durch das Alter als durch die Kunst geheiligt. Keine der größeren Städte Deutschlands gleichen Alters ist so arm an kirchlichen Bauten des Mittelalters wie Berlin. Die Zeit der Renaissance, in der die Kunst und die Baulust des deutschen Bürgertums die herrlichsten Blüten getrieben haben, hat in Berlin fast gar keine Spuren hinterlassen, und von der ruhm- und glanzvollen Thätigkeit Schlüters ist wenig mehr als sein Anteil am königlichen Schlosse übriggeblieben. Berlin hat aber auch längst aufgehört, die Stadt Schinkels zu sein, der der baulichen Entwickelung Berlins fast fünfzig Jahre lang, von 1820 bis 1870, durch seine eigenen Schöpfungen und durch die seiner zahlreichen Schüler das Gepräge seines Geistes gegeben hatte. Wohl feiert die Architektenschaft Berlins noch alljährlich in dankbarer Pietät den Geburtstag Schinkels. Von dem strengen, einfachen Geiste griechischer Klassicität, wie ihn Schinkel erfaßt und in der modernen Kunst wieder verkörpert hat, ist unter den Baukünstlern Berlins jedoch wenig mehr zu spüren.

Es kann aber auch nicht anders sein, und es mußte eine Abwendung von den Wegen Schinkels erfolgen, nachdem die stetig wachsende Erforschung der antiken Baudenkmäler die Enge und Beschränktheit des Schinkelschen Standpunktes dargethan hatte und der Blick der schaffenden Baukünstler auch auf andere klassische Kunstepochen gerichtet worden war, von denen die der italienischen Renaissance dem modernen Geschmack, der modernen Neigung zu stärkerer Prachtentfaltung und zu stärkerer malerischer Wirkung am meisten sympathisch war. Als man zu Anfang der sechziger Jahre die ersten schüchternen Bauversuche in dieser Stilart machte, erschien das noch der Mehrzahl der Architekten als ein schnöder Abfall von dem heiligen Vermächtnis Schinkels. Wie schnell ist dann aber diese gefällige Formensprache auch denen geläufig geworden, die sich noch mit Stolz die Schüler Schinkels nannten. Und damit schien denn auch wieder einmal ein Baustil für alle Ewigkeit gefunden zu sein, der sich mit größter Schmiegsamkeit allen Baugattungen anpassen ließ: dem Museum, dem Theater, dem Verwaltungsgebäude, dem städtischen Mietspalast, dem Geschäftshaus und der Villa im Tiergartenviertel. Nur einer Kirche nicht! Aber wer dachte damals in Berlin an neue Kirchen, da die alten dem kirchlichen Bedürfnis der preußischen Hauptstadt mit ihren 600000 bis 700000 Einwohnern vollauf genügten. Als dann das deutsche Volk nach 1870 sein nationales Selbstbewußtsein wiedergefunden hatte und die Blicke, ohne erröten zu müssen, wieder rückwärts auf seine ruhmvolle Vergangenheit richten durfte, kamen auch die „Werke der Väter“, die Kunstschöpfungen des Mittelalters und der Renaissance, wieder zu hohem Ansehen. In den Bauwerken der deutschen Renaissance glaubte man sogar den eigentlich nationalen Stil wiedergewonnen

zu haben, den man nur den veränderten Bedürfnissen und Zeitverhältnissen anzupassen brauchte, um für alle Zukunft der Suche nach einem neuen Baustil überhoben zu sein.

Wir haben aber mit Betrübnis sehen müssen, daß der in der deutschen Geschichte beispiellose nationale Aufschwung von 1870 auf die deutsche Kunst bei weitem nicht so eingewirkt hat, als man gehofft und sicher erwartet hatte. Der deutschen Kunst sind wohl neue Stoffe zugeführt worden; aber sie hat weder an Tiefe noch an Verstärkung der nationalen Ausdrucksweise gewonnen. Nachhaltiger als der nationale Aufschwung ist auch der wirtschaftliche gewesen, und die Mittel, die dieser der deutschen Kunst zugeführt hat, haben nur dazu beigetragen, die deutschen Künstler in eine wilde Jagd nach Ruhm und klingendem Erfolg zu stürzen, wobei außer dem Wettbewerb untereinander noch der Wettbewerb mit dem Auslande, die leidige deutsche Nachahmungssucht als treibendes Motiv hinzukam. Immer wurde nach Frankreich und England geschielt, das beste Beispiel aber, das diese beiden Länder hätten geben können, das zähe Festhalten an der heimischen Überlieferung, wurde nicht befolgt. Wie schnell ist die Begeisterung für die deutsche Renaissance in Baukunst und Kunstgewerbe verflogen! Mit demselben Feuereifer wurde der italienische, französische und süddeutsche Barockstil wieder belebt und für Gebäude jeglicher Bestimmung verarbeitet, und in seinem Gefolge erschien bald der Rokokostil, der einige Jahre für die Boudoirs und die Tanzsäle der Finanzaristokratie ungemein beliebt war, bis ihn dann der Empirestil verdrängte. Wenn dieser in den großen Städten Deutschlands nach dem Muster von Paris, wo ihn der maßlose Napoleonkultus in die Mode gebracht hat, nur eine mäßige Anwendung erfahren hat, zumeist wohl nur in den Wohnungen jener Leute, die ihr Mobiliar wechseln wie nach den Jahreszeiten der Mode ihre Kleidung, so lag das nicht etwa an einer Regung des nationalen Gewissens. Es kam nur daher, daß der Empirestil schnell wieder durch den neuenglischen Stil verdrängt wurde.



Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche. Architekt Franz Schwechten.

Alle jene Spekulanten und Fabrikanten, die ein brennendes Interesse daran haben, immer neue volkswirtschaftliche Werte zu schaffen, um die alten außer Kurs zu bringen und dadurch das Nationalvermögen zu Gunsten einer übermäßig und zum Teil schwindelhaft emporwuchernden Industrie zu schädigen, haben nach dem von England blasenden Wind schnell ihre Segel gedreht. Deutschland ist über Nacht mit englischen Möbeln überschwemmt worden, und da die heimische Industrie dem durch die Einfuhr angestifteten Schaden begegnen wollte, hat sie die englischen Möbel nicht nur unmittelbar nachgeahmt, sondern auch schnell findige Leute gefunden, die mit Hilfe der alten Musterbücher von Chippendale, Sheraton u. a., zum Teil auch aus eigener Kraft Möbel in englischem Stil zeichneten, die noch dürr- und steifbeiniger, noch schmuckloser und langweiliger sind als die echt englischen. Die Baukunst ist gleich hinterher gekommen. Sie hat sich aber im städtischen Wohnhausbau zumeist auf Fassaden im englischen Stil beschränken müssen, da selbst eine herrschaftliche Mietswohnung nicht den Aufwand von Raum gestattet wie ein bescheidenes englisches Landhaus. Auch würden die Bauspekulanten und Hausbesitzer die Erfahrung machen, daß die Mehrzahl der Deutschen Fassaden im englischen Stil, wegen der leider noch gering entwickelten Empfänglichkeit des Deutschen für ästhetische Eindrücke, leichter ertragen als die Anordnung von Wohnräumen nach englischen Lebensgewohnheiten, die von den unserigen im allgemeinen doch grundverschieden sind.

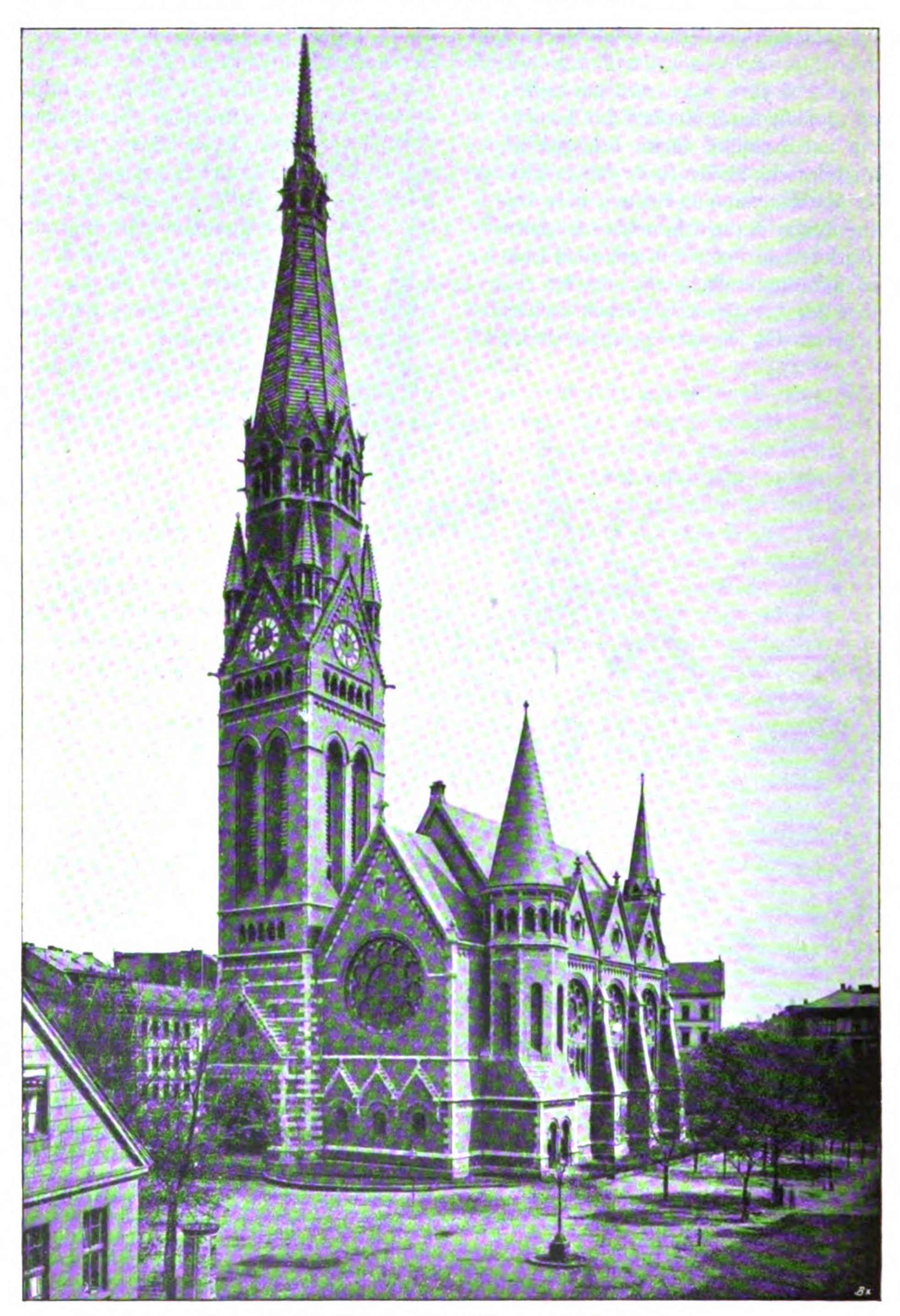
Das treueste Spiegelbild aller dieser Wandlungen in der neueren deutschen Baukunst und dem ihr dienenden Kunstgewerbe giebt die bauliche Physiognomie des modernen Berlin, das man mit einer gewissen Berechtigung den „Parvenu“ unter den Großstädten Europas genannt hat, wobei allerdings meist nur an die häßlichen Eigenschaften des Emporkömmlingstums gedacht worden ist. Berlins neuere Architektur hat gewiß manche von diesen Eigenschaften: außer der Pietätlosigkeit gegen die Denkmäler der Vergangenheit die Rücksichtslosigkeit in dem Eifer, für sich Raum zu gewinnen, ein Protzentum, das sich gern in prunkvollen Fassaden äußert und vielleicht in einem Zuge des Berliner Volkscharakters, der unstillbaren Lust zur Großsprecherei, wurzelt, und eine Neigung zur Scheinarchitektur, die über das wahre Wesen einer baukünstlerischen Schöpfung hinwegtäuschen soll. Diesen Fehlern stehen aber auch alle guten Eigenschaften des Emporkömmlings gegenüber: ein Unternehmungsgeist, der vor keinem Hindernis zurückschrickt und sich durch keinen Mißerfolg, keine Niederlage entmutigen läßt, eine unerschöpfliche Arbeitskraft und eine Energie, die mit zäher Beharrlichkeit an dem einmal gesteckten Ziele festhält.

Es wäre eine Vermessenheit, eine lokalpatriotische Verblendung ohnegleichen, wenn man behaupten wollte, daß alle Kräfte, die diese Epoche eines gewaltigen baulichen Aufschwungs herbeigeführt haben, Berliner Boden entsprossen sind und daß Berlin die ungeheure Entwickelung, die wir vor Augen sehen, sich selbst verdankt. Das rege Leben der neuen Reichshauptstadt hat Künstler aus allen deutschen Gauen angelockt, die viele neue Elemente in die Berliner Baukunst hineinbrachten und ihren Formenreichtum vermehrten, ihre Ausdrucksfähigkeit steigerten. Andererseits fanden diese Künstler, die in ihrer Heimat aus Mangel an Aufgaben vielleicht im Handwerk stecken geblieben und in ihrer schöpferischen Kraft verdorrt wären, erst in Berlin den günstigen Boden für ihre Entwickelung. Hier stellten ihnen einzelne Unternehmer, Banken und Baugesellschaften die Kapitalien zur Verfügung, die zu großen Baugedanken ermutigen, und überdies hatten die Erfolge in den großen Wettbewerben gelehrt, daß es auch einmal einem Architekten, der sich nicht einer Staatsanstellung erfreut, gelingen könne, mit der Ausführung eines Monumentalbaues betraut zu werden.

Berlin hat also in gleichem Maße gegeben wie empfangen, und was es durch den Zusammenfluß von auswärtigen baukünstlerischen Kräften an lokaler Eigenart verloren hat, hat es an internationaler Bedeutung gewonnen. Die künstlerische Sprache, die die Berliner Architektur gegenwärtig redet, wird von allen Nationen verstanden, und wir haben in den letzten Jahren häufig gehört, daß das Verständnis für die großartige Entwickelung Berlins durch die Baukunst

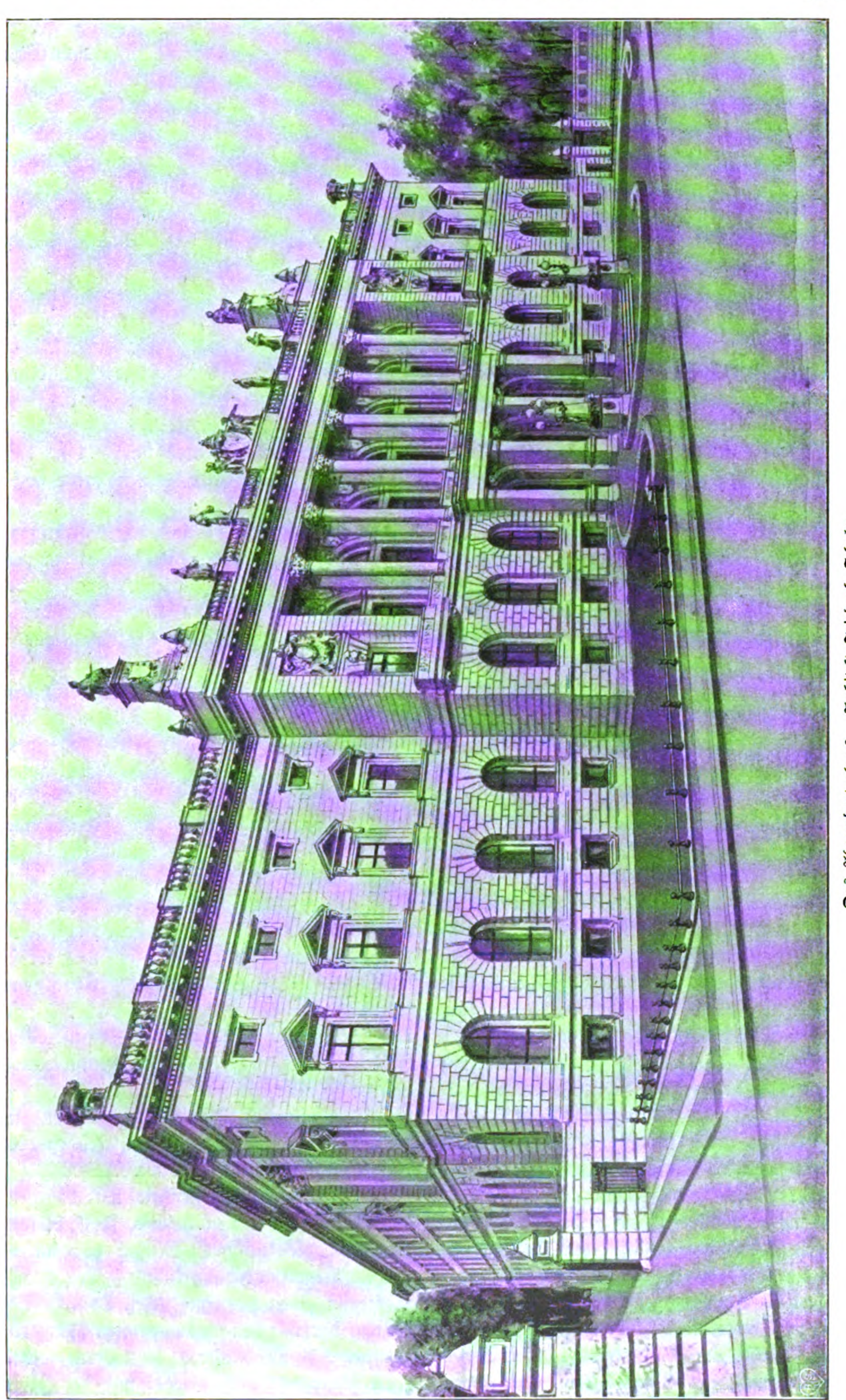
auch Angehörigen jener Nationen aufgegangen ist, auf deren Urteil wir deshalb den größten Wert legen, weil wir wissen, daß es nicht durch Vorliebe für Deutschland und deutsches Wesen bestochen ist. Franzosen und Russen haben sich in gleicher Anerkennung und Achtung über das neue Berlin in ihren heimischen Organen ausgesprochen, und wenn auch nicht jedes der öffentlichen Bauwerke, auf die sich die Blicke der Fremden zumeist richten, vor einer ins einzelne gehenden Kritik standgehalten hat, so hat doch der große Zug, der durch die Neugestaltung Berlins geht, uneingeschränkte Bewunderung gefunden. Von künstlerischer Bedeutung ist diese Neugestaltung Berlins allerdings nur für das Centrum der Stadt und für den Westen geworden, wobei man das Centrum nicht mehr in der früheren Beschränkung des Begriffs nehmen darf, sondern darunter die ganze alte Stadt in dem durch ihre ehemaligen Thore bestimmten Umkreis verstehen muß. Der Norden und Osten der Stadt, die Sitze der Industrie und der in ihrem Dienst stehenden Bevölkerung, haben keinen Raum für baukünstlerische Schöpfungen großen Stils und auch kein Bedürfnis dafür. Nur mit der Errichtung einiger Kirchen hat die neuere Zeit für die Erweckung und Pflege künstlerischen Sinnes in diesen Stadtteilen etwas gethan. Auch in die vor den alten Thoren liegenden südlichen und südwestlichen Teile der Stadt hat die Industrie schon stark hineingegriffen, wenngleich der Charakter von Wohnhäuser-Vierteln dort immer noch überwiegt. Aber einer weiteren baulichen Entwickelung stellt sich im Südwesten das Tempelhofer Feld entgegen, das seiner Bestimmung für militärische Zwecke, für die Übungen und die Paraden der Garnison, nicht entzogen werden kann. So war

Gnadenkirche. Architekt M. Spitta.



St. Georgenkirche. Architekt Johannes Otzen.
(Nach einer Photographie von Ernst Wasmuth in Berlin.)

es also das Ergebnis einer durchaus natürlichen Entwickelung, daß die Baukunst den Schwerpunkt ihrer Thätigkeit in das Centrum und den Westen verlegte, der allein noch weite Strecken zur Anlage neuer Stadtteile bot, deren Bebauung einerseits durch das enorme



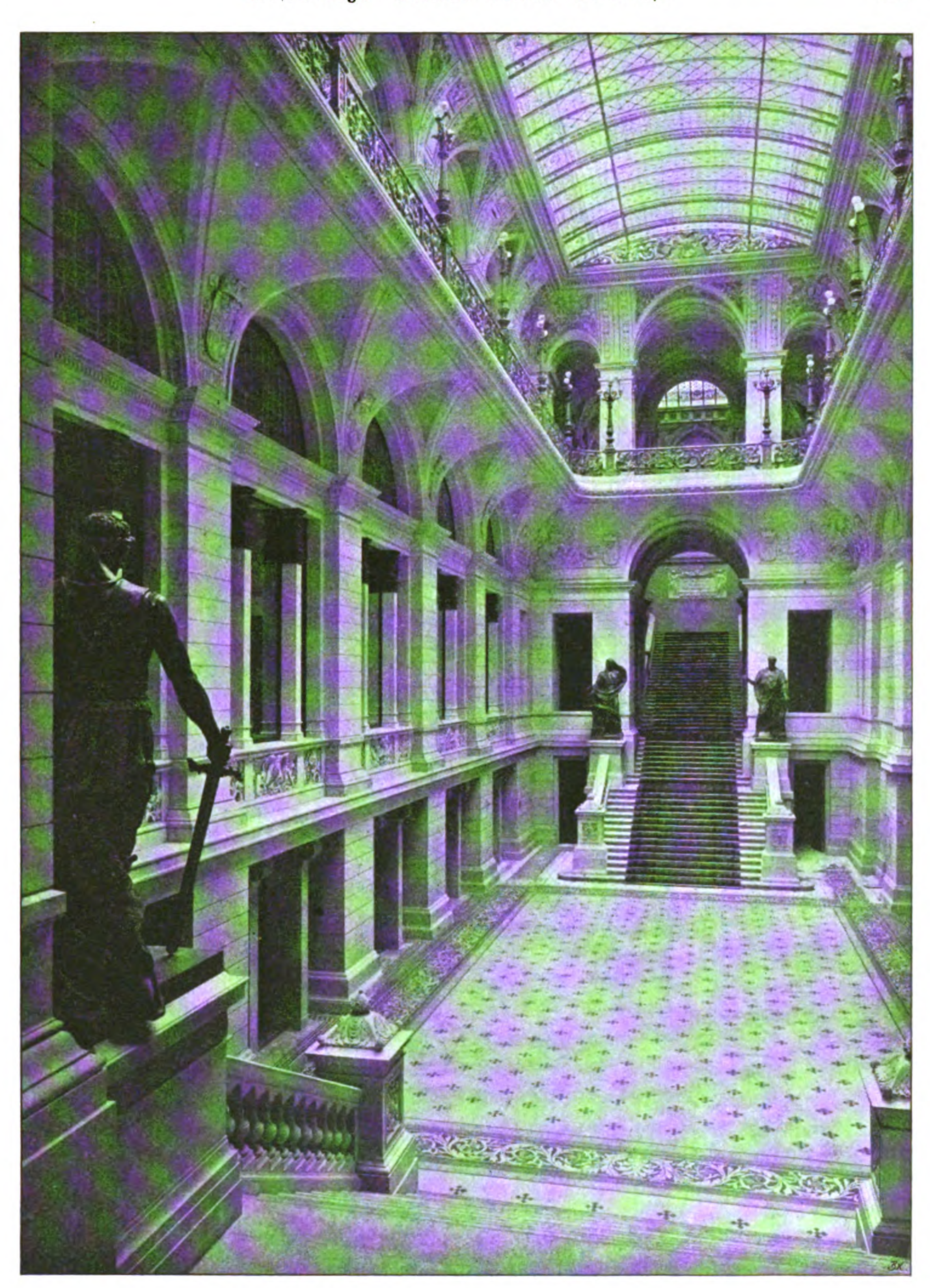
Das Abgeordnetenhaus. Architekt Friedrich Schulze.

Anwachsen der Bevölkerung durch Zuzug von außerhalb, andererseits dadurch notwendig geworden war, daß der wohlhabende Teil der Bewohner des Centrums durch die immer mehr zunehmende Beseitigung der alten Wohnhäuser zu Gunsten von modernen Geschäfts- und Warenhäusern in die Vorstädte mit ihrer gesunderen Luft und ihrem ruhigeren Leben gedrängt wurde.

Die großen Umgestaltungen, denen die innere Stadt während des letzten Jahrzehnts unterzogen worden ist, haben sich auch auf die beiden großen Plätze und ihre Umgebung erstreckt, die gewissermaßen den monumentalen Kern Alt-Berlins bilden: den Lustgarten und den Schloßplatz. Eine würdige Gestaltung der Umgebung des alten Königsschlosses an der Spree ist wohl der vornehmste der Baupläne, deren Ausführung sich Kaiser Wilhelm II. beim Antritt seiner Regierung zur Aufgabe gestellt hatte, und ohne Zaudern, ohne vor anscheinend unüberwindlichen Hindernissen zurückzuschrecken, ist er an die Verwirklichung seines Planes geschritten. Schon am Ende des ersten Jahrzehnts seiner Regierung war die größere Hälfte dieser Aufgabe gelöst. Vor der Westseite des Schlosses war die alte häßliche Coulisse gefallen, die den Blick nach den Linden zu verwehrte. An Stelle der Häuser der Schloßfreiheit erhebt sich das Denkmal Kaiser Wilhelms I. inmitten einer forumartigen Anlage, die rückwärts durch eine Säulenhalle abgeschlossen und durch diese mit der Architektur des Schlosses in künstlerischen Zusammenhang gebracht wird. In dem Bildhauer Reinhold Begas und dem Architekten Gustav Halmhuber hatte der Kaiser zwei Künstler gefunden, von denen der erstere sich schon seit Jahrzehnten mit der volltönenden Formensprache des Barockstils, die uns aus den Schloßfronten entgegenklingt, aufs innigste vertraut gemacht hatte, während sich Halmhuber, ein noch junger Architekt, der zuvor am Reichstagsbau unter Wallot thätig gewesen war, mit feinem Verständnis und sicherem Takte schnell in die Aufgabe hineinfand, die ihm der kaiserliche Bauherr gestellt hatte. Im Verein mit einer Reihe von Bildhauern, die fast sämtlich im Meisteratelier von Begas gelernt und gearbeitet hatten und denen daher dessen Ausdrucksweise geläufig geworden war, hat er ein Bauwerk geschaffen, in dem sich monumentale Würde mit heiterer Festlichkeit glücklich verbindet. Damit war Halmhubers Thätigkeit in Berlin abgeschlossen. Er folgte einem Rufe nach Stuttgart zur Übernahme eines Lehramts, und gleich ihm haben fast alle übrigen Mitarbeiter Wallots, dem Beispiel des Meisters folgend, Berlin verlassen.

Die Prophezeiung derer, die mit stolzer Zuversicht verkündeten, daß der Bau Wallots in Berlin Schule machen, daß mit ihm eine neue Epoche in der Berliner Architektur anheben würde, ist also nicht — bis jetzt wenigstens nicht — in Erfüllung gegangen, und alle Anzeichen deuten darauf hin, daß die Berliner Architektur, wo sich neue Entwickelungskeime zeigen, vielmehr ganz andere Wege einschlagen wird und daß im übrigen, namentlich bei Monumentalbauten, immer noch jene klassischen Vorbilder maßgebend sind, aus denen auch Wallot seine besten Anregungen geschöpft hat. Als eine ungewöhnliche baukünstlerische Schöpfung wird das Reichstagsgebäude, auch wenn der durch der „Parteien Haß und Gunst“ zu leidenschaftlicher Hitze entflammte Streit um seinen absoluten Wert einer ruhigeren Beurteilung gewichen sein wird, immer seine Bedeutung behalten; aber es wird auch immer eine vereinzelte Erscheinung bleiben, die schwerlich einen weiteren Einfluß auf die Berliner Baukunst der Zukunft üben wird. Es steht auf der Grenze zwischen zwei Kunstanschauungen, von denen man jetzt noch nicht weiß, welche den Sieg behalten wird. Es ist ein Kompromiß zwischen alter und neuer Kunst und hat darum, wie alle Kompromisse, den Fehler der Schwächlichkeit und Unentschiedenheit trotz aller Versuche, hier und da jene herbe und strenge Tonart anzuschlagen, die vielfach als ein Haupterkennungszeichen des modernen Stils angesehen wird.

Mit voller Entschlossenheit hat dagegen der Meister des neuen Domes, J. C. Raschdorff, an die klassischen Muster der italienischen Renaissance angeknüpft. Der Plan, in Berlin einen protestantischen Dom zu errichten, der mit den monumentalen Münsterbauten des Mittelalters wetteifern sollte, hatte schon bald nach Beendigung der Frei-



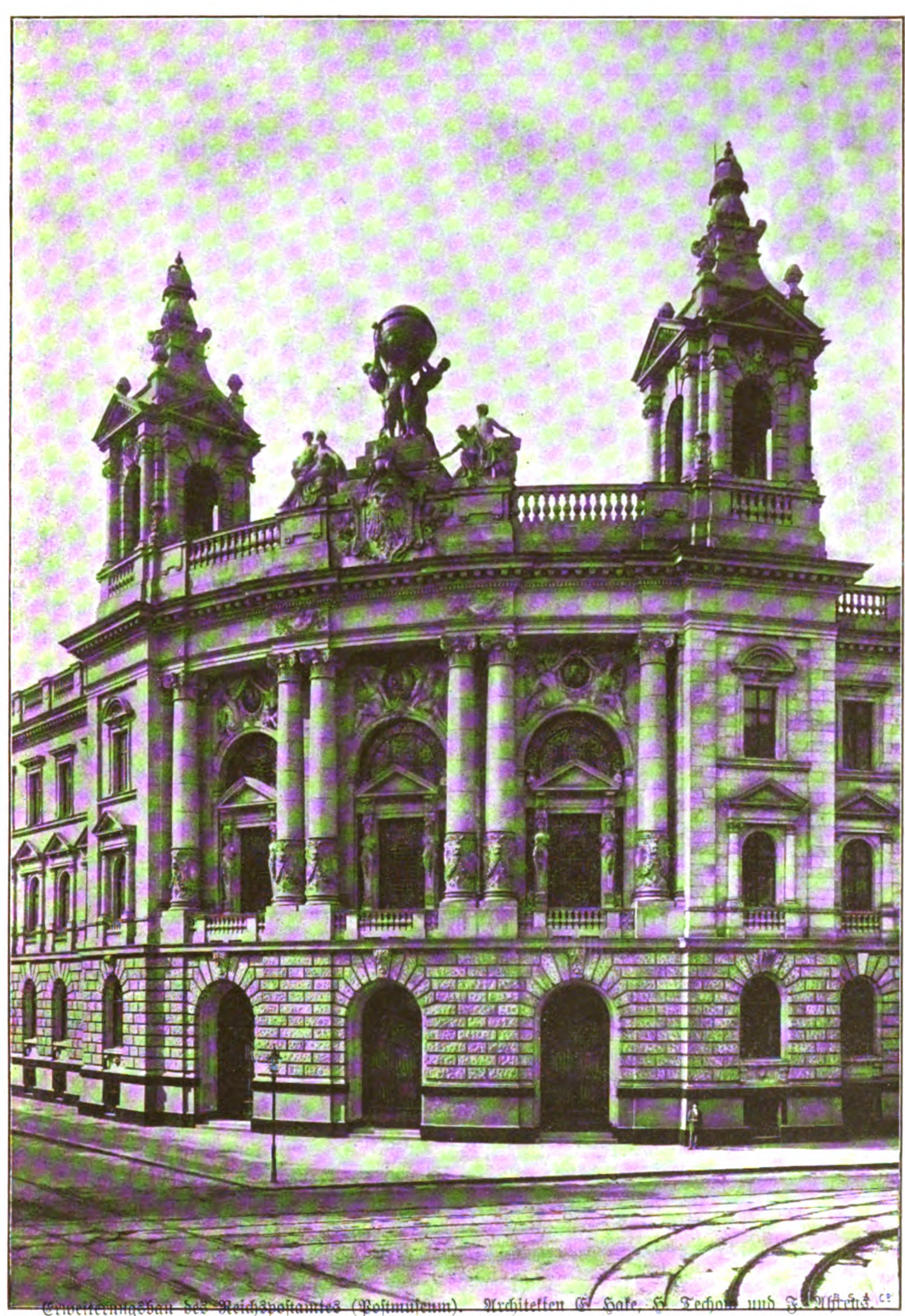
Treppenhalle im Abgeordnetenhause. Architekt F. Schulze.

heitskriege eine feste Gestalt angenommen. Es unterlag damals keinem Zweifel, daß für einen deutschen Dom keine andere Stilform gewählt werden konnte als die gotische, die man damals für die wesentlich nationaldeutsche hielt, und selbst Schinkel huldigte diesem Glauben, indem er einen Entwurf in gotischem Stil anfertigte, dem man es aber, trotz mancher genialen Einzelheiten in der Erfindung, doch ansieht, daß sein Schöpfer nicht besonders tief in den Geist der gotischen Baukunst eingedrungen war. Noch

fünfzig Jahre später, als nach dem Regierungsantritt König Wilhelms I. der Plan eines würdigen Neubaues an Stelle der alten Domkirche am Lustgarten ernstlich wieder aufgenommen und eine allgemeine Konkurrenz zur Erlangung eines geeigneten Entwurfs veranstaltet wurde, herrschte die Meinung vor, daß nur ein gotischer Bau dem Ideal eines deutschen protestantischen Domes gerecht werden könnte. Es kam jedoch zu keiner Entscheidung, weil der alte König und spätere Kaiser sich auf keine Bauunternehmungen einlassen wollte, deren Vollendung er nach menschlichem Ermessen nicht mehr erleben zu können glaubte. Die Ausführung weitblickender Pläne wollte er seinem Sohne und Nachfolger überlassen, und dieser hatte sich in der That schon lange mit dem Plan eines neuen Domes getragen, der ihm mit der Zeit Herzensbedürfnis geworden war. Er hatte sogar selbst den Entwurf dazu gezeichnet, und in richtigem Stilgefühl war er zu der Überzeugung gekommen, daß ein gotischer Dom zwischen der Barockarchitektur des Königsschlosses und der griechischen Säulenhalle des Schinkelschen Museums die denkbar grellste Disharmonie hervorrufen würde. Im Stile der italienischen Hochrenaissance glaubte er das passende Verbindungsglied gefunden zu haben, und die Geschichte der Baustile giebt ihm darin recht. Es war darum nicht bloß ein Akt der Pietät, sondern auch künstlerische Notwendigkeit, wenn Kaiser Wilhelm II. den Baugedanken seines Vaters durch dessen künstlerischen Berater Raschdorff verwirklichen ließ.

Die italienische Hochrenaissance ist für das moderne Bewußtsein immer noch der kraftvollste Ausdruck verehrungswürdiger Monumentalität, und ehrfurchtgebietend wächst aus der stolzen, mit reichem Bildwerk geschmückten Fassade die mächtige Kuppel, weithin das gesamte Stadtbild beherrschend, bis zu einer Höhe von 115 Metern empor. Unschwer sind die Vorbilder italienischer Kuppelkirchen mit dem Dom St. Peters an der Spitze zu erkennen. Aber nur der wird über Nachahmung schmälen, der die Dankbarkeit gegen die Alten als eine lästige Pflicht empfindet, ohne die Kraft zu besitzen, etwas Neues von gleichem Wert zu schaffen. Manche jungen Stürmer und Dränger, die das Kunstschaffen unserer Zeit nach ihrem Willen regeln wollen, glauben freilich, dieses Ziel schon erreichen zu können, wenn sie alte Bautypen mit neumodischen Flittern ausstaffieren. Die Neubildung muß aber aus dem Inneren des künstlerischen Organismus heraus erfolgen, und den ersten Schritt dazu hat Raschdorff bereits gethan, indem er das Innere des Domes nach völlig neuen Grundsätzen anordnete und die aus den Gewohnheiten des katholischen Gottesdienstes entwickelte Planbildung italienischer Dome nach den Bedürfnissen des protestantischen Kultus umgestaltete. Das Herz, die Seele seiner imposanten Bauanlage bildet demnach die Predigtkirche, das Haupterfordernis des evangelischen Gottesdienstes, an die sich nördlich die Denkmalskirche mit den Grabmälern der unten in den Gruftgewölben ruhenden Hohenzollern und südlich die Trauungskirche anschließt.

In einigen anderen kirchlichen Neubauten aus den letzten Jahren haben die Erbauer dagegen den romanischen Stil bevorzugt, nachdem sich allmählich dank den Fortschritten, die die baugeschichtliche Forschung in neuerer Zeit gemacht, die Erkenntnis Bahn gebrochen hat, daß sich der germanische Kunstgeist nicht in den gotischen Prachtbauten, sondern in den Domen und bescheidenen Kirchen des frühen Mittelalters am reinsten und kräftigsten geäußert hat. Die reichste und zugleich künstlerisch höchste Entwickelung hat der romanische Stil in den Domen und Kirchen der Rheinlande erlebt, und rheinischen Vorbildern hat Franz Schwechten darum die Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche (s. Abbild. S. 617) nachgebildet, die gleichsam als zweites Nationaldenkmal für den Erneuerer altdeutscher Kaiserherrlichkeit dienen soll. Sie erhebt sich mit ihrem bis zu einer Höhe von 105 Metern aufsteigenden Hauptturm inmitten eines völlig neuen Stadtteils, der die südwestliche Verbindung zwischen Berlin und Charlottenburg bildet, beherrscht aber durch ihre wuchtigen monumentalen Massen, die wieder durch malerische Gruppierung der Bauteile belebt, durch die Eleganz der Detailbehandlung in ihrer Starrheit aufgelöst werden, die ganze Umgebung, die sich nach allen



Erweiterungsbau des Reichspostamtes (Postmuseum). Architekten E. Hake, H. Techow und F. Ahrens.
(Nach einer Photographie von Ernst Wasmuth in Berlin.)

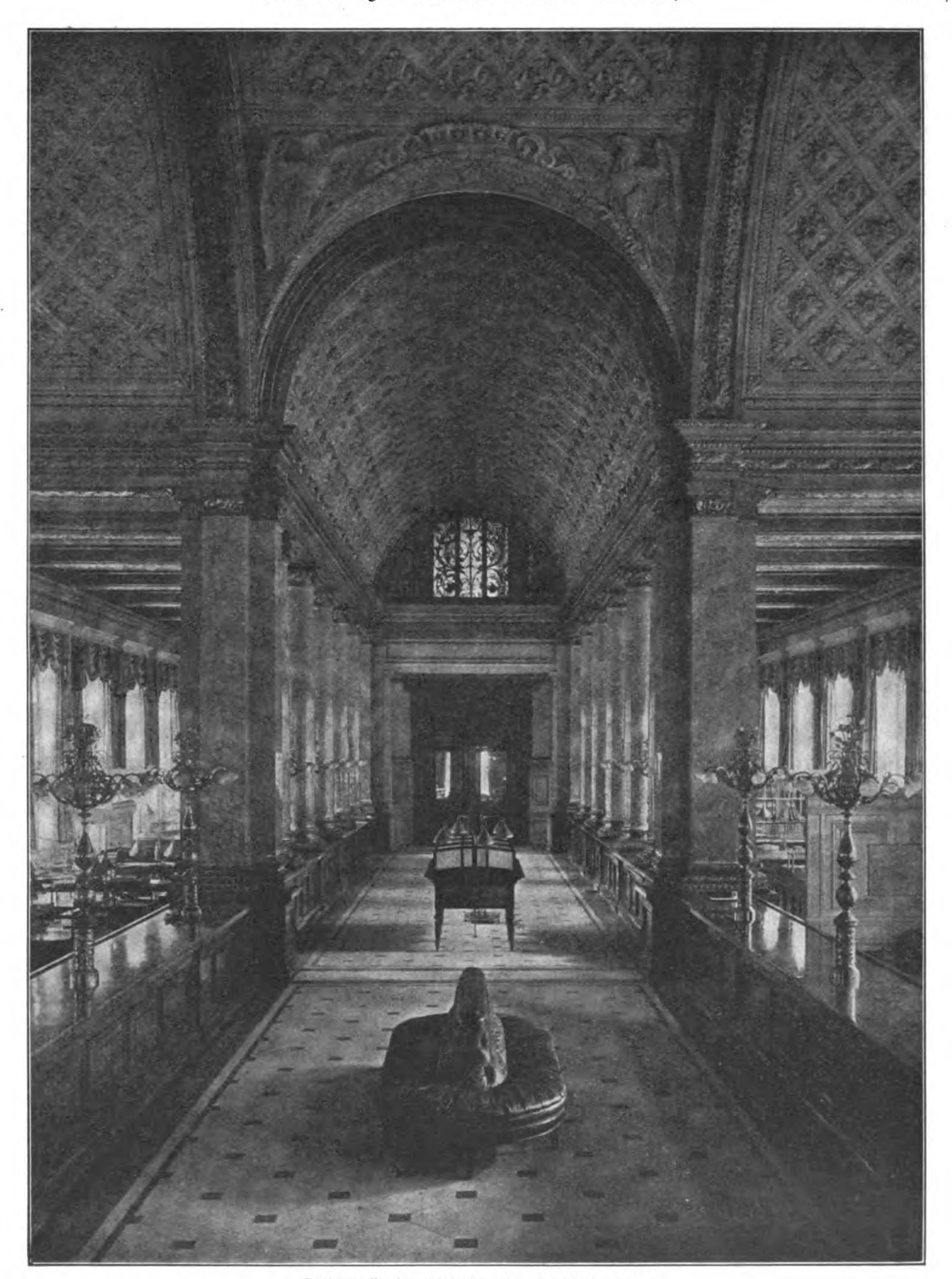
Seiten weithin erstreckenden Straßenzüge mit ihren vierstöckigen Mietspalästen. Auch hier hat Kaiser Wilhelm II. den Versuch gemacht, das ganz in echtem Material, in rheinischem Tuffstein, Sandstein und Granit, errichtete Bauwerk gewissermaßen künstlerisch zu isolieren, indem er auf eine stilistisch gleichmäßige Behandlung der den Platz um=

säumenden Häuserfronten hinwirkte. Aber nur an einer Seite sind bis jetzt seine edlen Absichten durch die Erbauung eines Mietswohnungen enthaltenden Palastes in mittelalterlichem Stil, des sogenannten romanischen Hauses, verwirklicht worden, das ebenfalls nach den Entwürfen Schwechtens, im Einklang mit den vorherrschenden Rundbogenmotiven der Kirchenarchitektur ausgeführt worden ist.

Einfacher im Aufbau, aber von nicht geringerem Verdienst in der künstlerischen Durchbildung der Einzelformen und zugleich von starker monumentaler Wirkung ist die zum Gedächtnis an die Kaiserin Augusta am Rande des Invalidenparks von M. Spitta erbaute Gnadenkirche, mit der ein zweiter Versuch gemacht worden ist, den romanischen Stil in der freieren malerischen Gestaltung, die er durch die Phantasie der rheinischen Baukünstler des Mittelalters erhalten hat, in Berlin heimisch zu machen (s. Abbild. S. 619). Der Versuch ist hier noch insofern glücklicher gelungen, als die Kirche völlig isoliert ihren wuchtigen Hauptturm über die Baumwipfel des Parks, der ihr als wirkungsvoller Hintergrund dient, emporheben kann und kein profanes Bauwerk sich störend in ihre Nähe drängt. Eine gleiche Gunst ist einer dritten kirchlichen Bauschöpfung romanischen Stils, der katholischen Herz-Jesu-Kirche, nicht zu teil geworden. Im Norden der Stadt, in einem ausschließlich von industriellen Interessen beherrschten Stadtteil errichtet, mußte ihre Front zwischen modernen Mietshäusern eingeschachtelt werden, bei denen nicht einmal der Versuch gemacht worden ist, durch billigen Zierat das Auge zu erfreuen. In dieser Gegend macht sich selbst der geringste Bauluxus nicht bezahlt. Um so eindringlicher und beredter wirkt die Sprache, die aus der ernsten Kirchenfassade vernehmlich wird, die der Erbauer, Christian Hehl, einer der feinsten und gründlichsten Kenner des romanischen Stils, durch einen hochaufstrebenden, viereckigen Glockenturm nach Art der italienischen Campaniles und durch einen niedrigeren Seitenturm, die beide von Pyramidendächern bekrönt sind, mit energischer Hand aus der traurigen Alltagsprosa der Umgebung herausgehoben hat. Hier sind auch nicht die zierlichen Schmuckformen, die den Reichtum und die Unternehmungslust der rheinischen Handelsstädte widerspiegeln, zur Anwendung gelangt, sondern die strengen Gliederungen und Einzelbildungen des frühromanischen Stils. Wie ernst, feierlich und imposont dieser einfach-erhabene Stil auch in seiner Erneuerung zu wirken vermag, zeigt besonders das Innere der Kirche mit seinem weiten, von mächtigen Säulen getragenen Mittelschiff und der Vierung, die von einer Kuppel überwölbt wird, aus der durch einen Kranz rundbogiger Fenster dem Inneren eine Fülle von Licht zugeführt wird.

Reichliche Lichtzufuhr ist eine der Hauptaufgaben des modernen Kirchenbaumeisters, der auch außerdem noch mit einer Reihe von Schwierigkeiten und Hindernissen zu rechnen hat, von denen seine mittelalterlichen Kollegen keine Ahnung hatten. Lauschige Kirchenwinkel mit Dämmerlicht, die einen der Hauptreize mittelalterlicher Kirchen in Italien wie in Deutschland ausmachen, müssen in einer Großstadt wie Berlin, wo selbst das kirchliche Leben unter polizeilicher Aufsicht steht und stehen muß, vermieden werden. Die katholische Bevölkerung, die im geschäftigen Treiben einer Millionenstadt unter demselben vom Kampfe ums Dasein auferlegten Arbeitszwange steht wie die Anhänger aller anderen Bekenntnisse, hat auch keine Zeit, wie die der südromanischen Länder halbe Tage in Kirchen zu verträumen. Romantik und mystische Schauer wird man also in modernen katholischen Kirchen vergebens suchen. In diesem Mangel, wenn es überhaupt einer ist, stimmen sie mit den protestantischen überein, als deren charakteristische Eigenschaft man von jeher die Nüchternheit, die ablehnende Haltung gegen künstlerischen Schmuck getadelt hat. Historisch ist sie aus der Reaktion gegen den übermäßigen Pomp und den Bilderdienst der katholischen Kirche in den ersten Zeiten der Reformation, die ihr junges Werk mit rauher Energie schützen wollte und mußte, zu erklären und wohl zu begreifen. Diese Reaktion hat aber zu Übertreibungen geführt, gegen die sich unsere Zeit mit Recht aufgelehnt hat.

Mehr und mehr ist eine würdige Ausschmückung der protestantischen Kirchen, die



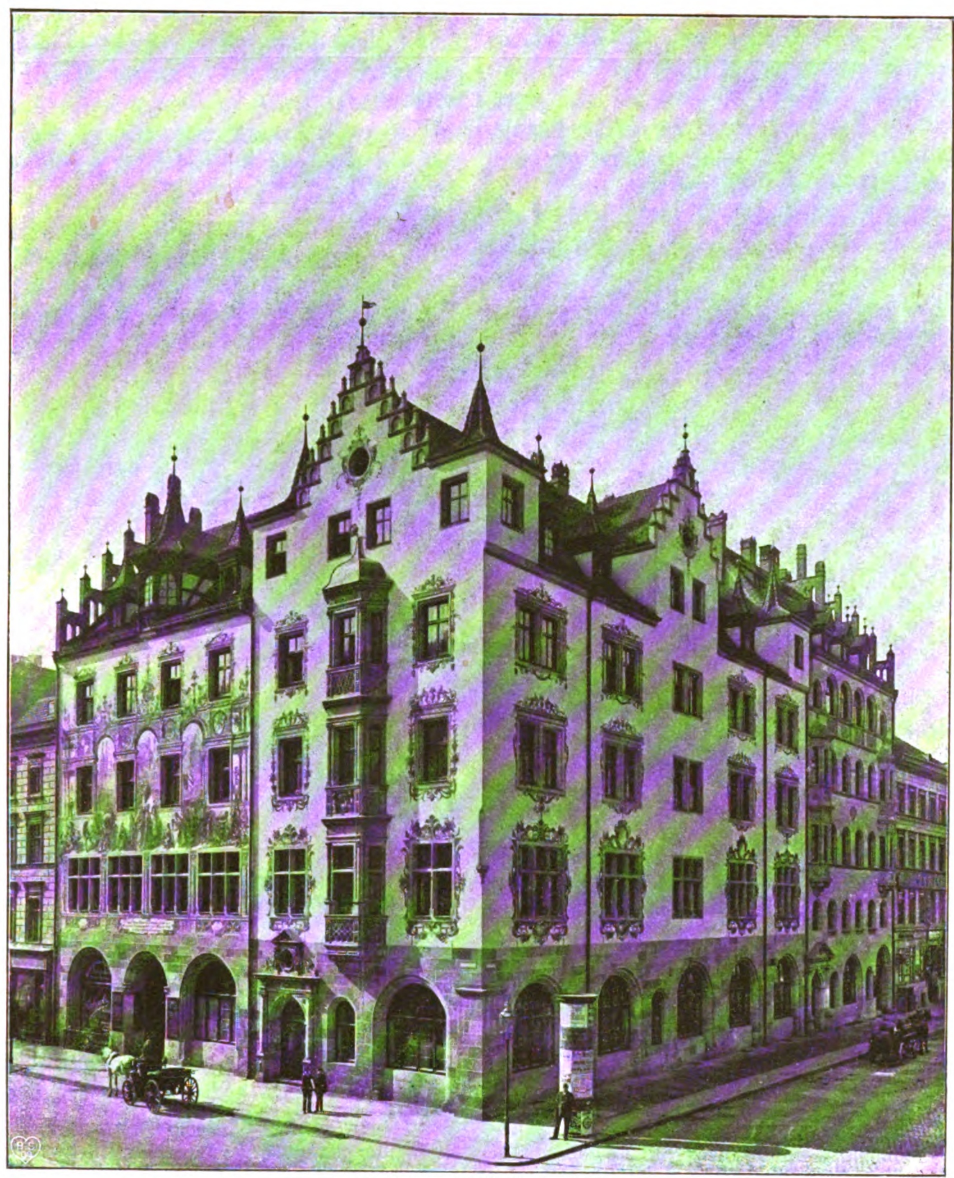
Kassenhalle der Reichsbank. Architekt Hasak.
(Nach einer Photographie von Ernst Wasmuth in Berlin.)

sich auf alle Teile des Gotteshauses gleichmäßig zu erstrecken hat, in den Vordergrund der künstlerischen Bestrebungen der Gegenwart getreten, und gerade in Berlin, das nicht allein auf dem Gebiete des Kirchenbaues lange Zeit in dem üblen Rufe stand, die künstlerischen Interessen den Grundsätzen nüchterner Sparsamkeit und Zweckmäßigkeit rücksichtslos zu opfern, haben diese Bestrebungen zu schönen Ergebnissen geführt. Als Bahnbrecher auf diesem Felde der Baukunst ist zuerst Johannes Otzen aufgetreten, ein



Reichsgesundheitsamt. Architekt A. Busse.
(Nach einer Photographie von Ernst Wasmuth in Berlin.)

in der hannöverischen Schule von K. W. Hase gebildeter Architekt, der sich mit hervorragender Begabung der künstlerischen Erneuerung des mittelalterlichen Backsteinbaues, wie er in Norddeutschland heimisch war, annahm. Insbesondere ist der Backstein für die an anderen Baustoffen völlig arme Mark Brandenburg das charakteristische Material, das überdies auch aus Gründen der Wohlfeilheit von jeher nicht bloß für den Wohnhausbau,



Tucherbräu. Architekt C. Walther.
(Nach einer Photographie von Ernst Wasmuth in Berlin.)

sondern auch für monumentale Bauten jeglicher Art, insbesondere auch für Kirchen, bevorzugt worden ist. Bereits Schinkel hatte den Versuch gemacht, dieses Material seinen hohen künstlerischen Ideen gefügig zu machen; aber seine Versuche sind, so anerkennenswert sie auch für ihre Zeit waren, nicht geglückt, weil er ausschließlich in der Formenwelt der Antike befangen war oder, wenn er gelegentlich, wie in der Werderschen Kirche, den gotischen Stil anwendete, diesen nicht genügend zu beherrschen vermochte. Otzen hat sich dagegen mit tiefem, innigem Verständnis in den Geist der romanischen und gotischen Bauweisen hineingelebt und aus ihnen einen für ihn charakteristischen Stil geschaffen, in dem sich romanische und gotische Grundformen zu einer harmonischen Einheit verschmolzen haben. Seine kirchlichen Bauwerke: die Heiligkreuzkirche (1888), die Lutherkirche



Theater des Westens. Architekt Bernhard Sehring.

(1893) und die neue St. Georgenkirche (1898, s. Abbild. S. 620), kennzeichnen sich auch nicht als Nachahmungen mittelalterlicher Vorbilder, sondern als durchaus eigenartige moderne Schöpfungen, bei denen als neues, raumbildendes Element das Streben nach möglichster Befriedigung aller Anforderungen des protestantischen Kultus in den Vordergrund tritt. Er zuerst hatte die Forderung aufgestellt und zu erfüllen gesucht, daß das protestantische Gotteshaus als Predigtkirche ausgebildet und als solche auch nach außen hin charakterisiert werden müßte. Indem er das mittelalterliche Kreuzesschema für den Grundriß aufgab, suchte er die äußere Erscheinung der Kirche durch malerische Gruppierung der Bauteile und durch Erhöhung der farbigen Wirkung künstlerisch zu veredeln. Die Monotonie der dunkelroten, gelben oder lederfarbenen Backsteine wurde durch Musterungen und Zierstreifen von andersfarbig glasierten Ziegeln, durch Einfügung von Gliederungen in Sandstein, durch Schmuckteile aus gebranntem Thon und dergleichen mehr unterbrochen und belebt, und die weißgetünchten Deckenwölbungen, Wände und Pfeiler des Inneren wurden mit ornamentalen und figürlichen Malereien biblischen und symbolischen Inhalts bedeckt. Dazu gesellten sich farbige Glasfenster, plastisch verzierte Kapitäle, künstlerisch durchgebildete Altäre, Kanzeln, Taufbecken und Orgelprospekte, an denen sich teils die Kunst des Steinbildhauers, teils die des Holzbildhauers entfalten konnte. Die Holzschnitzkunst, die im Mittelalter und noch während der Renaissancezeit gerade in Deutschland in höchster Blüte gestanden hatte, wäre in Berlin längst im handwerksmäßigen Betrieb untergegangen, wenn sie nicht durch den gewaltigen Aufschwung, den der Kirchenbau während des letzten Jahrzehnts seit dem Antritt der Regierung durch Kaiser Wilhelm II. genommen, zu neuem Leben erweckt worden wäre. Ihre trefflichen Leistungen für den Kirchenschmuck haben ihr auch bald Eingang in die profane Baukunst verschafft, die ihr nicht bloß bei der Ausschmückung von Innenräumen, sondern auch bei der Verzierung äußerer Holzarchitektur ein weites Feld der Thätigkeit eröffnet hat.

Auch der Aufschwung im Kirchenbau wird dem entschlossenen Vorgehen Kaiser Wilhelms II. verdankt, der hier in seiner Gemahlin eine thatkräftige Helferin fand. Beide hatten es als ihre Aufgabe erkannt, der kirchlichen Not, die sich schon seit dem Anfang der achtziger Jahre in Berlin bemerkbar gemacht hatte und immer dringender Abhilfe heischte, mit allen Kräften zu steuern. Da aber weder die Mittel des Staates noch die der Gemeinden dazu ausreichten, wurde durch die Begründung des evangelischen Kirchenbauvereins ein Organ geschaffen, das sich unmittelbar an die private Opferwilligkeit wandte. Seiner regen Wirksamkeit ist es nächst den fast regelmäßig gewährten persönlichen Beiträgen des Kaiserpaares zu danken, daß in den letzten elf Jahren in Berlin und in dem weiten Umkreis seiner Vororte einundfünfzig neue Kirchen erbaut worden sind. Den Aufwand, den diese Neubauten erfordert haben, darf man auf etwa fünfundzwanzig Millionen Mark anschlagen, von denen allein über fünf Millionen auf die künstlerisch am meisten bevorzugte Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche gekommen sind. Trotz dieser gewaltigen Summen waren im einzelnen die zur Verfügung gestellten Mittel so beschränkt, daß hohe künstlerische Ansprüche nicht immer befriedigt werden konnten. Oft hat sich aber gerade in der Beschränkung der Meister gezeigt, und mit den bescheidensten Mitteln sind bisweilen große Wirkungen erzielt worden. Die Dankeskirche und die Emmauskirche von August Orth, der schon zu Anfang der siebziger Jahre mit der Zionskirche den ersten glücklichen Versuch gemacht hatte, durch mittelalterliche Bauformen dem modernen Kirchenbau wieder frisches Blut und geistige Kraft zuzuführen, die Kaiser-Friedrich-Gedächtniskirche von J. Vollmer, die, am nördlichen Rande des Tiergartens gelegen, durch den Vorzug der reizvollen landschaftlichen Umgebung in ihrer schon durch das Baumaterial — Backstein in Verbindung mit gelblichgrauem Sand-



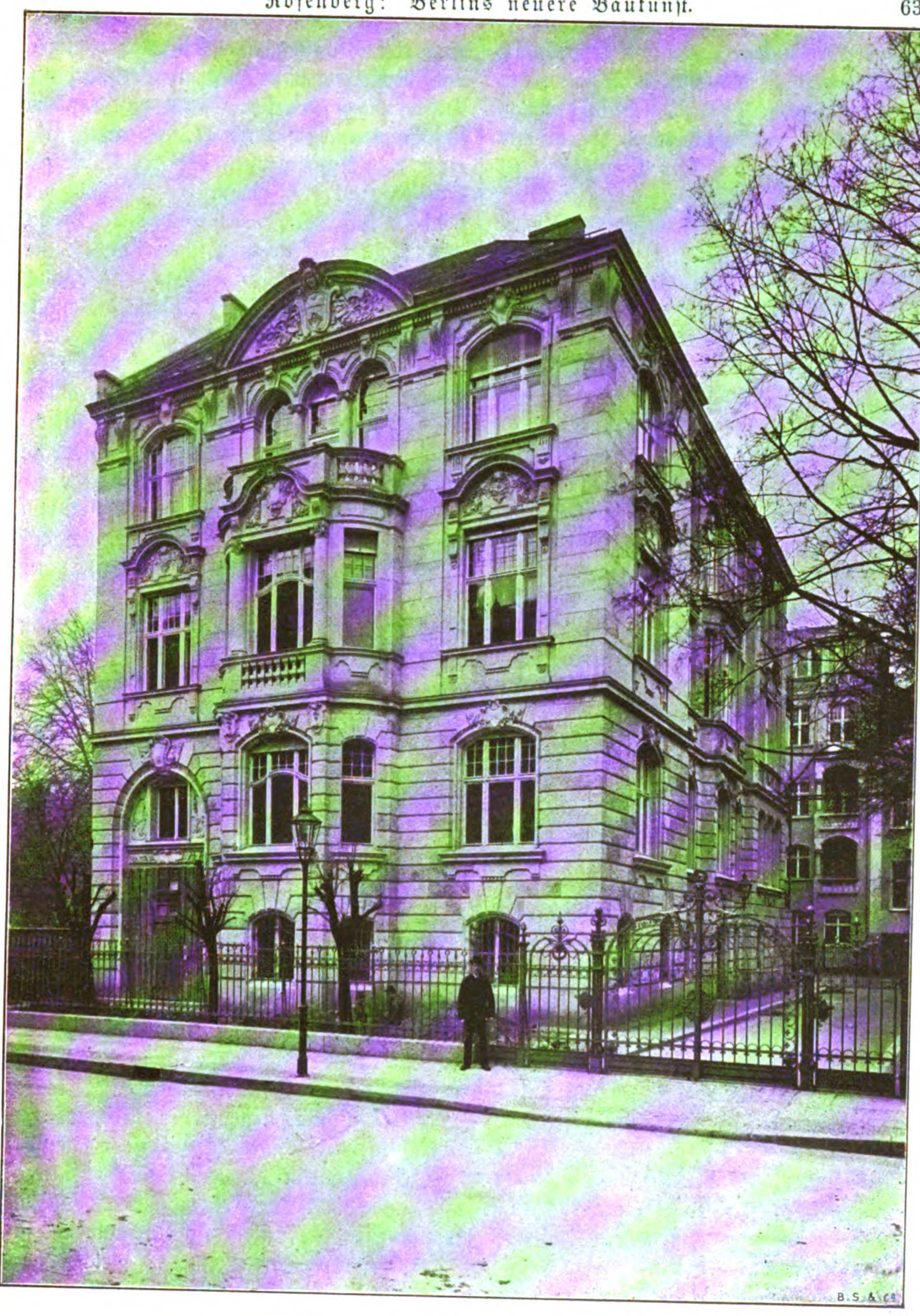
Wohnhaus in der Regentenstraße.
Architekten Kayser und von Großheim

stein — erreichten farbigen Wirkung noch wesentlich gesteigert wird, die Apostel-Paulus-kirche in Schöneberg von Franz Schwechten, bei der wieder farbig glasierte Ziegel und eine geschickte Gruppierung der Bauteile das malerische Element in die Backsteinmassen hineingebracht haben, die Kirche Zum guten Hirten in Friedenau von C. Doflein, die evangelische Kirche in Wilmersdorf von Spitta, die katholische Ludwigskirche in demselben Vorort von Mencken und die Dreifaltigkeitskirche in dem neuen, südwestlich von dem Kurfürstendamm begrenzten Teile von Charlottenburg von J. Vollmer und H. Jassoy, sie sind besonders charakteristische Beispiele für die Vielseitigkeit individuellen Ausdrucks, die begabte Baukünstler den anscheinend so starren, plumpen, nüchternen und eintönigen Formen des norddeutschen und besonders des märkischen Backsteinbaues abgewonnen haben. In dem Bestreben, die Lebhaftigkeit der malerischen Erscheinung nach Möglichkeit zu steigern, hauptsächlich aber einen Gegensatz zu den massigen, oft jedes individuellen Reizes entbehrenden Baukörpern mittelalterlicher Backsteinbauten zu schaffen, haben sich manche Architekten zu einer übertriebenen, fast spielenden Eleganz in den Einzelformen und in der Ornamentik bewegen lassen. In diesen Einzelheiten hat sich aber der moderne Geist am deutlichsten offenbart, und man wird sie darum als „Dokumente“ des Zeitgeistes gelten lassen und anerkennen müssen. Um so lieber, als unter diesem Haschen nach malerischen Effekten der Grundgedanke, der die moderne kirchliche Baukunst des Protestantismus erfüllt, nicht verdunkelt worden ist.

Zu der Forderung, in Neubauten das Ideal der protestantischen Predigtkirche zu starkem Ausdruck zu bringen, hat sich in neuester Zeit noch eine zweite gesellt. Sollen die für den protestantischen Kultus und die protestantische Kirchengemeinde-Verfassung notwendigen Nebenräume, Versammlungs- und Beratungszimmer, Säle für den Konfirmandenunterricht und dergleichen mehr, dem baulichen Organismus der Kirche einverleibt oder in von dieser völlig getrennten Nebengebäuden untergebracht werden? In dieser Frage stehen sich zur Zeit noch zwei Meinungen schroff gegenüber. Der mit dem Wesen und der Bedeutung eines Gotteshauses verbundene ideale Gedanke wird freilich verkümmert, wenn profane Nebenräume, in denen nicht immer die heilige Stille des Gottesdienstes herrschen kann, mit dem eigentlichen Kirchengebäude in engen Zusammenhang gebracht werden, und der Baukünstler wird dadurch gezwungen, die monumentale Einheit seines Planes entweder aufzugeben oder seine Zuflucht zu dem mittelalterlichen Kirchenschema zu nehmen, das einen Anbau von rundlich oder eckig geschlossenen Kapellen an den Chor gestattet. Letzteres ist freilich nur ein schwacher Kompromiß zwischen alten Formen und neuem Inhalt. Er ist aber immer noch jeder anderen Lösung vorzuziehen und wird in einer Großstadt, wo sich der Errichtung von Nebengebäuden in unmittelbarer Nähe einer Kirche meist unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellen, unvermeidlich sein. Jene Frage wird also nicht grundsätzlich gelöst werden können, sondern nach örtlichen Verhältnissen jedesmal individuell behandelt werden müssen. Bisweilen ist es gelungen, die Nebenräume dem Kirchengebäude so geschickt einzuordnen, daß dessen monumentale Wirkung nicht beeinträchtigt worden ist. Ein Muster dafür ist die schon genannte Dreifaltigkeitskirche, die zugleich in ihrem Inneren dem Ideal einer protestantischen Predigtkirche bis jetzt am nächsten gekommen, indem sie fast völlig als Centralanlage durchgeführt worden ist, obwohl in der Gliederung des Äußeren noch die traditionelle Kreuzesform zum Ausdruck kommt.

Auch für zwei während des letzten Jahrzehnts neu erbaute Synagogen in der Linden- und Lützowstraße, die freilich nicht nach außen hin von allen Seiten monumental entwickelt werden konnten, deren Fassaden vielmehr von benachbarten Wohnhäusern eingeschlossen werden, haben die Erbauer Cremer und Wolffenstein den mittelalterlichen Backsteinbau angewandt, ohne, wie es bisher meist beim modernen Synagogenbau üblich gewesen, auf orientalische Muster zurückzugreifen. —

Nachdem die Umgebung des königlichen Schlosses an der nördlichen, der Lustgartenseite, durch den neuen Dom, an der Westseite durch den Hallenbau des Kaiser-Wilhelms-



Wohnhaus in der Hohenzollernstraße. Architekten Kayser und von Großheim.
(Nach einer Photographie von Ernst Wasmuth in Berlin.)

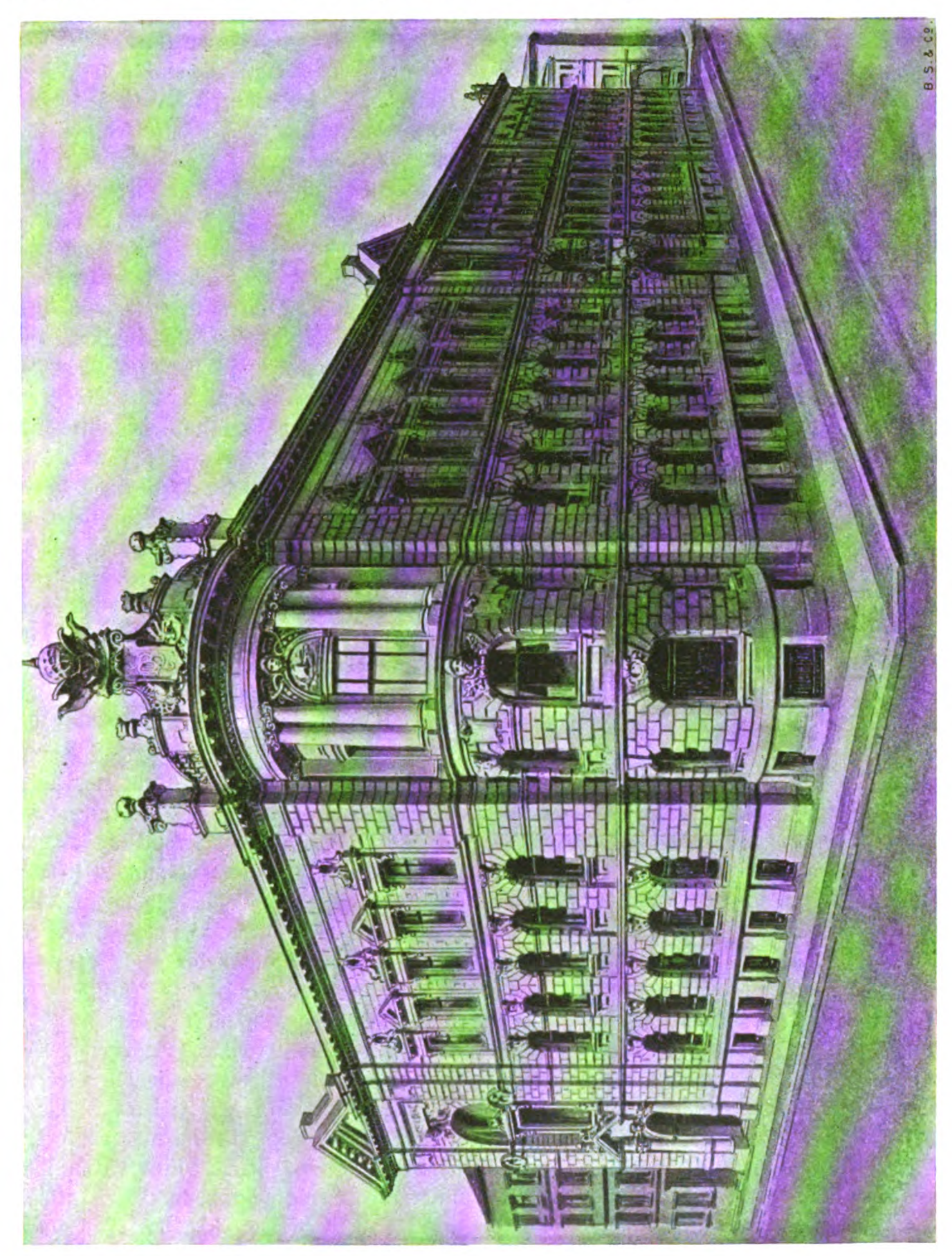
Denkmals ihren monumentalen Abschluß erhalten, wendete sich die Aufmerksamkeit des Kaisers der Südseite, insbesondere der südlich den Schloßplatz begrenzenden Häuserreihe zu, die durch die Breite Straße durchbrochen wird. Der an der Ostflucht dieser Straße belegene, aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert stammende Marstall erforderte nach Norden hin eine Erweiterung und einen Abschluß, die schon von Schlüter

geplant worden waren. Kaiser Wilhelm II. griff diesen Plan mit Eifer auf, und nachdem die häßlichen Privathäuser an der südöstlichen Seite des Schloßplatzes abgebrochen waren, wurde für den Erweiterungsbau des Marstalls durch den Architekten Ihne, der schon bei dem Umbau des weißen Saales seine innige Vertrautheit mit dem Barockstil bewährt hatte, eine neue monumentale Front errichtet, die sich in den Gesamtverhältnissen wie in den Details eng an die Schlütersche Schloßarchitektur anschließt, diese gleichsam widerspiegelt und doch wieder durch die Einfügung von zwei Prachtbrunnen in das Fassadensystem neue Motive von eigenartiger Wirkung bringt. Auch die der Wasserseite zugekehrte Front des Marstalls und ein Teil der Front an der Breiten Straße sind in gleichen, wenn auch etwas einfacheren Stilformen durchgebildet worden, so daß die ideale Absicht Kaiser Wilhelms, dem Schlosse eine würdige, auch stilistisch übereinstimmende Umgebung zu schaffen, wenigstens nach dieser einen Seite hin in vollem Maße verwirklicht worden ist. Bei der Energie, mit der der Kaiser seine großen Baupläne verfolgt, ist nicht zu zweifeln, daß in absehbarer Zeit auch die südwestliche Front des Schloßplatzes eine der Architektur des Schlosses entsprechende Umgestaltung erfahren wird. Ist doch selbst die private Bauthätigkeit, die auf eine möglichst starke geschäftliche Ausnutzung des Terrains bei möglichst geringem Aufwande ausgeht, den Wünschen des Kaisers insofern entgegengekommen, als auch ein kürzlich an der Ecke der Königs- und Burgstraße errichtetes Kaufhaus monumental in den Formen des Barockstils gestaltet worden ist.

Noch ein anderes Vermächtnis seines verewigten Vaters, dem die Pflege der Kunst als eine der höchsten und edelsten Aufgaben des Herrscherberufs gegolten hat, läßt Kaiser Wilhelm II., wiederum in Übereinstimmung mit seinen persönlichen Neigungen und Wünschen, zur Ausführung bringen. Neben dem Dombau beschäftigte vorzugsweise der Erweiterungsbau der königlichen Museen, für deren stetig anwachsende Schätze der Rahmen des alten Schinkelschen und des späteren Stülerschen Baues längst zu eng geworden war, den idealen Sinn des Kronprinzen Friedrich Wilhelm. Was sein gleichnamiger, von demselben Eifer für alle künstlerischen Bestrebungen beseelter Oheim einst von der sogenannten Museumsinsel, eigentlich nur einer vom Kupfergraben und der Spree gebildeten Halbinsel, gelobt hatte: „Kein unheiliger Fuß soll diesen Boden betreten!“, das wollte Friedrich Wilhelm als Kaiser und König glänzend erfüllen. Aber auch die Verwirklichung dieses Gedankens mußte er seinem Sohne überlassen, der die Ausführung des großen Planes, drei neue Museen in getrennten Gebäuden zu errichten, aber erst in Angriff nehmen konnte, nachdem der Neubau des Domes wenigstens in seinem Äußeren der Vollendung entgegengeführt worden war. Auch der König von Preußen muß sich als erster Diener des Staates dem ehernen Gesetze haushälterischer Sparsamkeit beugen, das die Grundlage für Preußens Größe geschaffen hat. Nur von Jahr zu Jahr bewilligt die Volksvertretung die einzelnen Bauraten, nachdem ein Unternehmen ihre Zustimmung im allgemeinen gefunden hat, und es ist sattsam bekannt, wie schwer es den Vertretern der Regierung oft wird, diese Zustimmung zu erringen, zumal wenn es sich um Luxusbauten und namentlich um solche handelt, die vermeintlich nur dem in gewissen Kreisen der Volksvertretung besonders verhaßten „Wasserkopf“ Berlin zu gute kommen sollen. Niemals wird die Kunst des Abstrichs von den Forderungen der Regierung mit solcher Virtuosität geübt wie bei Bauten für Kunstzwecke, und die Volksvertreter dürfen sich dabei noch mit den catonischen Tugenden gerechter Strenge und Sparsamkeit brüsten, da sie nur den überflüssigen Luxus zu bekämpfen vorgeben. Denn die Kunst wird bei uns zu Lande in weiten Kreisen immer noch als ein Luxusartikel, nicht als ein notwendiges Bildungsmittel betrachtet, das gleichberechtigt neben den einzelnen Zweigen der Wissenschaft dasteht.

Ein genialer Architekt, August Orth, hatte vor zwanzig Jahren den kühnen Plan entworfen, die Nordseite der Museumsinsel mit einem gewaltigen, in Terrassen aufsteigenden Bau zu schmücken, der die Neubauten für die Museen, die Kunstakademie und das Gebäude für die großen Kunstausstellungen

umfassen sollte. Der Gedanke war zu groß und ideal, als daß er in unserer kleinlichen Welt, in der Sonderinteressen jeglicher Art, unsichtbare oder doch unfaßbare egoistische



Deutsche Bank. Architekt W. Martens.
(Nach einer Photographie von Ernst Wasmuth in Berlin.)

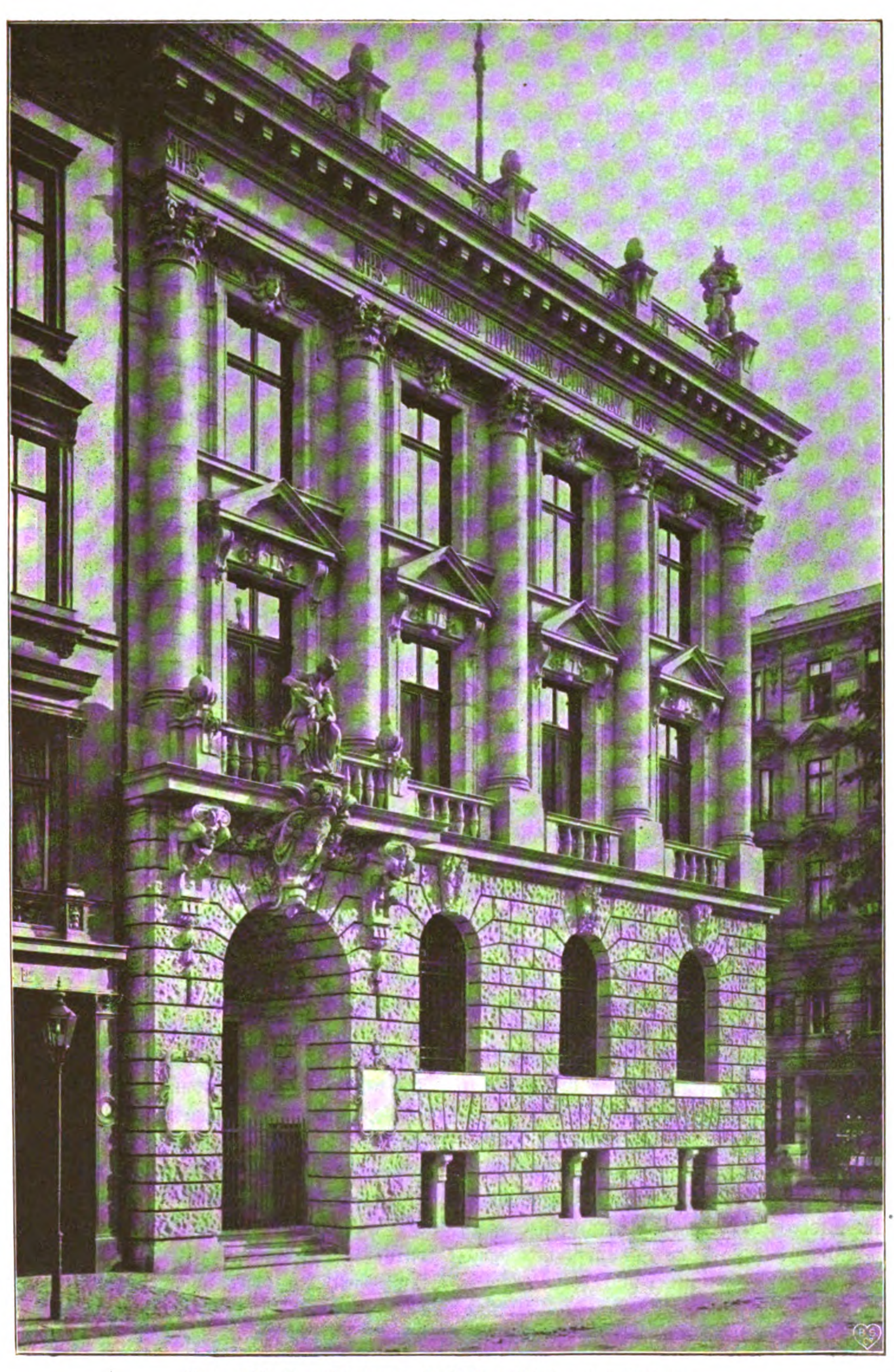
Bestrebungen einander bekämpfen, hätte verwirklicht werden können. Es hat sogar eine Meinung die Oberhand gewonnen, nach der eine weite räumliche Trennung der Kunstakademie von den Museen, der lebendigen Kunst von der alten, angeblich toten, der ersteren gar nicht zum Schaden gereichen würde. Für den Neubau der Kunstakademie, deren altes Haus Unter den Linden in unmittelbarer Nähe der Museen liegt, ist ein Gelände im fernen Westen, auf Charlottenburger Gebiet, auserkoren worden, und schon sind die umfangreichen Gebäude, die nicht allein die Hochschule für die bildenden Künste,

sondern auch die Hochschule für Musik aufnehmen werden, bis zur Höhe des zweiten Stockwerkes emporgewachsen. Im Jahre 1901, zur Feier des zweihundertjährigen Bestehens des Königreichs Preußen, sollen die Gebäude bereits ihrer Bestimmung übergeben werden. Je mehr sich die Anforderungen an den Staat im allgemeinen steigern, desto mehr muß im einzelnen gespart werden. So muß sich auch die Akademie, die nach den Plänen von Kayser und von Großheim im Barockstil erbaut wird, mit Fassaden in Putzbau, unter mäßiger Verwendung von Werksteingliederungen, begnügen.

Die Museumsinsel bleibt also nur den eigentlichen Museumsbauten vorbehalten, und selbst von diesen werden nur zwei — so stark sind inzwischen die Ansprüche an neuen Raum gesteigert worden — auf dieser Insel Platz finden: das Renaissancemuseum, das, nach den Plänen von Ernst Ihne erbaut, die Gemäldesammlung und die Bildwerke des Mittelalters und der Renaissance aufnehmen soll, und das Museum für die pergamenischen Skulpturen, das der Erbauer, Fritz Wolff, noch in diesem Jahre vollenden wird. Während sich dieses, ein quadratischer Bau, in verhältnismäßig einfachen, der Antike nachgebildeten Formen bewegt, wird das Renaissancemuseum nach außen und im Inneren größere Pracht entfalten. Die Kunstwerke sollen nicht mehr wie früher in endlosen Reihen neben- und übereinander angeordnet werden. Jeder Raum soll vielmehr nach künstlerischen Gesichtspunkten ausgeschmückt und gestaltet werden, so daß möglichst jedes Kunstwerk zu der Geltung gelangen kann, die sein Schöpfer beabsichtigt hat. Vor diesem Renaissancemuseum, an der Spitze der Museumsinsel, wird sich das Reiterstandbild des Kaisers Friedrich erheben, für das kein besserer Platz gefunden werden konnte als auf dieser von der Kunst geweihten Stätte des Friedens, mitten im brausenden Großstadtverkehr, dessen Fluten aber nicht mehr an diese stillen Ufer heranreichen.

Der Bau des dritten Museums, das, für die Sammlung der Gipsabgüsse bestimmt, der Insel gegenüber auf der östlichen Seite der Spree erstehen soll, mußte noch hinausgeschoben werden, weil die Regierung nicht zu viel auf einmal für Kunstzwecke fordern durfte. Sind doch die Baukosten des Renaissancemuseums, das den Namen Kaiser Friedrichs tragen wird, allein auf fünf Millionen Mark bemessen worden.

Unter den übrigen monumentalen Neubauten von künstlerischer Bedeutung, die auf Kosten des preußischen Staates während der letzten sechs Jahre, die wir in diesem Überblick berücksichtigen, errichtet worden sind, steht die umfangreiche Bauanlage für die beiden Kammern des preußischen Landtages in erster Reihe. Der Architekt, Friedrich Schulze, hatte bei ihrem Entwurf und ihrer Ausführung mit ungewöhnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Hochfliegende Gedanken künstlerisch zu gestalten, verbot ihm schon das Bauprogramm, das nur ein „Geschäftsgebäude“ verlangte, und die danach entsprechend karg bemessene Bausumme. Und doch warf das vielgepriesene Reichstagshaus einen Schatten auf seinen Weg, mit dem er sich wohl oder übel messen mußte. In kluger Berechnung des ihm erreichbaren Zieles verzichtete er auf einen Wetteifer in dem Prunk der Fassaden und in der Gestaltung imposanter Repräsentationsräume, die im Grunde doch nur den Hauptzweck des Gebäudes beeinträchtigt hätten, und darum legte er das Schwergewicht seines Planes auf eine übersichtliche Anordnung aller inneren Räume und auf ihre bequeme Verbindung miteinander, ohne jedoch dem Nützlichkeitsprincip die künstlerischen Interessen zu opfern. Die eigentümliche Gestalt des Bauplatzes, der, ein weites Gelände zwischen der Prinz-Albrecht-Straße und der Leipziger Straße einnehmend, bei ungewöhnlicher Tiefe nur die Entwickelung von zwei verhältnismäßig sehr schmalen Straßenfronten gestattet, brachte den Architekten auf den Gedanken, Abgeordnetenhaus und Herrenhaus völlig zu trennen und nur in der Mitte durch einen untergeordneten Zwischenbau, der vornehmlich für den Verkehr und den Aufenthalt der Minister bestimmt ist, in loser Verbindung zu lassen. Dadurch ist es ihm gelungen, den Grundriß beider Häuser in musterhafter Klarheit und Zweckmäßigkeit zu lösen und zugleich nach außen hin trotz der beschränkten Mittel eine würdige monumen-



Pommersche Hypothekenbank. Architekten Wittling und Güldner.
(Nach einer Photographie von Ernst Wasmuth in Berlin.)

tale Gestaltung zu gewinnen. Die der Prinz-Albrecht-Straße zugekehrte Fassade des Abgeordnetenhauses, die von der Straßenflucht durch einen Schmuckplatz getrennt ist, zeigt in stattlicher Entfaltung die Formen des Palaststils der italienischen Hochrenaissance, aber in jener strengen, ernsten Behandlung des Details, die eine sichere Gewähr für die Erreichung einer vollen monumentalen Wirkung bietet (s. Abbild. S. 621). Eine solche ist auch bei weit geringeren Abmessungen, als sie sich der Architekt des Reichstagshauses erlauben durfte, bei einigen inneren Räumen, insbesondere bei der durch alle Geschosse reichenden, glasüberdeckten Treppenhalle (s. Abbild. S. 623) und bei der dem Sitzungssaale vorgelagerten Wandelhalle, erzielt worden, und an der Ausschmückung dieser Räume wie an der des Sitzungssaales, der Lese- und Bibliothekzimmer und der Erfrischungslokalitäten haben auch Malerei und Plastik ihren Anteil erhalten, freilich in weit bescheidenerem Maße, als es dem Meister des Reichstagshauses gestattet war, und stets in weiser Unterordnung unter die Zweckmäßigkeit. Auch ist der plastische und malerische Schmuck immer in symbolischen Zusammenhang mit der Bestimmung und Bedeutung der einzelnen Räume gebracht worden. So sind z. B. die Wangen der monumentalen Treppen, die von der Halle zu dem im Hauptgeschoß liegenden Sitzungssaale und dann weiter zu den Kommissions- und Fraktionssälen im Obergeschoß führen, mit vier allegorischen Erzstatuen des Bildhauers Konstantin Starck geschmückt worden, die die vier Haupteigenschaften verkörpern, deren Besitz und Bewährung man von einem echten und rechten Volksvertreter erwartet: Vaterlandsliebe und Gerechtigkeit, Weisheit und Beredsamkeit.

In der Stadt des von Schinkel proklamierten reinen Griechentums in der Baukunst, das für alle unter und nach Schinkel im Staatsdienste thätigen Architekten Jahrzehnte hindurch als das unumstößliche Dogma, als das höchste künstlerische Ideal gegolten hatte, war es schon eine gewaltige Neuerung, daß der Stil der italienischen Renaissance, der den meisten von ihnen immer noch als eine minderwertige Abart der römischen Antike galt, überhaupt bei offiziellen Bauten für zulässig erklärt wurde. Nachdem es aber einmal geschehen, hielt man um so zäher an ihm fest, je lebhafter die Privatarchitekten die wilde Stiljagd durch die Jahrhunderte betrieben.

Es hat genug Kritiker gegeben, die die Staatsarchitekten und ihre baukünstlerische Thätigkeit der Reaktion, des Philistertums und der Abneigung gegen alle freien künstlerischen Regungen angeklagt haben. Aber der wüste Taumel, der viele starke und schwache Köpfe ergriffen hatte, ist schnell verflogen, und die Besonnenen haben recht behalten, die im Bewußtsein ihrer Verantwortung bei Monumentalbauten, deren Dauer auf viele Jahrzehnte bemessen ist, historisch abgeschlossene Stilarten bevorzugten, statt sich in das zweifelhafte Wagnis von Stilexperimenten zu stürzen, die nur durch eine Modeströmung von kurzer Dauer getragen werden. Die italienische Hochrenaissance ist denn auch für die meisten Bauten des Reiches und des preußischen Staates der klassische Musterstil geblieben, und es ist den Architekten auch fast immer gelungen, eine große Wirkung zu erzielen. Der Ausdruck des persönlichen Stiles eines einzelnen Baukünstlers wird freilich in den meisten Fällen vermißt. Das erklärt sich aber daraus, daß die Mehrzahl der Staatsbauten aus dem Zusammenwirken mehrerer Architekten hervorgeht, von denen jeder einen bestimmten Teil der Aufgabe zu bearbeiten hat. Dabei kann natürlich kein individuelles künstlerisches Schaffen zu ungeschmälerter Geltung kommen.

Trotzdem sehen wir immer noch genug Bauwerke erstehen, die auch hohe ästhetische Anforderungen befriedigen. So sind z. B. bei dem Erweiterungsbau des Reichspostamtes, der aus der gemeinsamen Thätigkeit von Hake, Techow und F. Ahrens hervorgegangen ist, zwei Fassaden von etwas eintönigem System an ihrem Schnittpunkt an der Ecke der Leipziger- und Mauerstraße durch einen von zwei stattlichen Türmen flankierten Rundbau zusammengefaßt worden, der majestätisch die ganze Umgebung beherrscht und an einer Stätte des lebhaftesten Straßenverkehrs einen monumentalen Ruhepunkt schafft (s. Abbild. S. 625). Es ist keine Scheinarchitektur, sondern dieser



Haus des Vereins Berliner Künstler. Architekt Karl Hoffacker.

Rundbau ist auch die würdige Schale eines imposanten Inneren. Er enthält die Lieblingsschöpfung Heinrich von Stephans, das Postmuseum, dessen Räume sich in drei Stockwerken um einen von Galerien umzogenen Lichthof gruppieren. Wie dieser Bau zugleich ein Denkmal der gewaltigen Steigerung des Verkehrs seit der Mitte der siebziger Jahre und der dadurch zu einem entsprechend höheren Schwunge angespornten Bauthätigkeit Berlins ist, so gilt das Gleiche von dem das Comptoir für Wertpapiere enthaltenden Erweiterungsbau der Reichsbank von Hasak, der nicht nur in der dem Hausvogteiplatz zugekehrten Hauptfront den alten Hitzigschen Bau, eines der ersten Wahrzeichen des Vordringens der italienischen Renaissance in Berlin, an monumentaler Wirkung übertroffen, sondern auch in der hauptsächlich für den Verkehr des Publikums bestimmten Kassenhalle einen Raum geschaffen hat, dessen künstlerische Durchbildung und Ausstattung wohlthuend von der gewöhnlichen Kärglichkeit bei Staatsbauten absticht (s. Abbild. S. 627).

Die Bauten, die für Behörden des Deutschen Reiches in Berlin aufgeführt worden sind, haben sich schon von Anfang an durch eine reichere künstlerische Behandlung von den Bauten des preußischen Staates unterschieden. Gegenüber der bureaukratischen Engherzigkeit, die lange genug das preußische Bauwesen, auch in Berlin, beherrscht hatte, empfand man endlich die Notwendigkeit, daß das Reich auch Pflichten der Repräsentation zu erfüllen hätte, und je mehr sich unsere Blicke erweiterten, desto lebendiger wurde bei den Männern, die an der Spitze der Reichsregierung standen, das Bewußtsein, daß nicht mehr die nüchterne Zweckmäßigkeit allein den Ausschlag geben durfte, sondern daß auch rein ideale Interessen berücksichtigt werden müßten und daß die Würde und die Bedeutung des Reiches auch dem Auslande gegenüber nicht besser als durch Prachtbauten von künstlerischem Wert vertreten werden könnten. Aus solchen Erwägungen sind die stolzen Paläste des Reichsversicherungsamtes (s. Abbild. S. 615), des Reichspatentamtes und der ernste Monu-

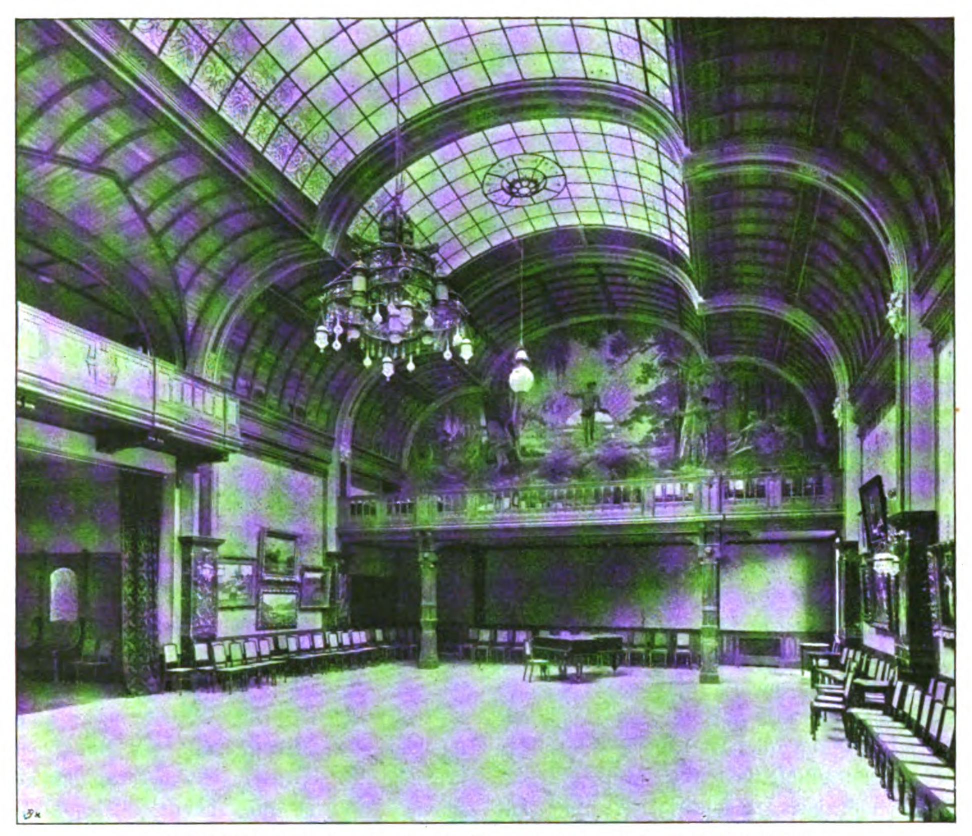
mentalbau des Reichsgesundheitsamtes (s. Abbild. S. 628) hervorgegangen, die sämtlich nach den Plänen des 1896 verstorbenen August Busse ausgeführt worden sind. Vielleicht der begabteste, war er auch der vielseitigste und wandlungsfähigste unter den Architekten der neueren Schule, die vorzugsweise im Staatsdienste thätig sind. Die schmale Front des Patentamtes hatte er durch Anwendung reicher Barockformen zu starker, individueller Geltung zwischen den einschließenden Mietshäusern gebracht. In der langgestreckten Fassade des Reichsversicherungsamtes hat er die prunkvolle Palastarchitektur der italienischen Spätrenaissance entfaltet, und für das Reichsgesundheitsamt hat er, als der erste in Berlin bei einem Profanbau solchen Umfangs, spätromanische Formen aus der Zeit des Übergangsstils gewählt. Zugleich hatte er sich aber auch gelbem Sandstein, mit schwarzgrauer Basaltlava und grün gestrichenen schmiedeeisernen Arbeiten eine kräftige, farbige Wirkung angestrebt und erreicht hat.

Farbe und Leben! Das ist die Forderung, die jetzt überall an die moderne Architektur gestellt und deren Berechtigung auch von den Architekten meist anerkannt wird. Am bequemsten ist es, diese Forderung dadurch zu erfüllen, daß man die Malerei in jeglicher Gestalt mehr oder weniger stark mitwirken läßt. Vor zwei Jahrzehnten glaubte man schon etwas Großes geleistet zu haben, wenn man die wiedererweckte Sgraffitomalerei und das venetianische Glasmosaik zur Belebung der Fassaden heranzog. Aber die Sgraffitomalerei, die doch nur mit trockenen Umrissen und wenigen neutralen Farben wie schwarz, braun und grau sehr bescheidene Wirkungen zu erzielen weiß, ge-



Treppenhaus im Hause des Vereins Berliner Künstler. Architekt Karl Hoffacker.

insofern als Anhänger der modernen Richtung in der Baukunst bekannt, als er in der Fassade durch Verbindung der mit gelbem Backstein verblendeten Flächen mit grau- nügte bald den allmählich sehr farbendurstig gewordenen Augen unserer Zeitgenossen nicht mehr, und eine weitere Ausbreitung des in den herrlichsten Farben prangenden Glas-



Festsaal im Hause des Vereins Berliner Künstler. Architekt Karl Hoffacker.

mosaiks scheiterte an seiner Kostspieligkeit. Als dann die deutsche Renaissance in die Mode kam und jeder patriotische Bauherr es für seine heilige Pflicht erachtete, nur noch in diesem einzig berechtigten Stil bauen zu lassen, erinnerte man sich der alten Fassadenmalereien, die unsere farbenfrohen Väter anwendeten, um ihrem Heim eine bedeutsame Physiognomie zu geben, die auch den Nachkommen von allen großen Ereignissen Kunde bringen sollte.

So haben wir auch in Berlin bemalte Fassaden in altdeutschem Stil erhalten, bei denen freilich die rein künstlerische Absicht etwas durch das Reklamebedürfnis des Bauherrn verdunkelt wurde. Die bayerischen Bierbrauer, die sich nach der Einigung Deutschlands die Eroberung Berlins vorgenommen hatten, suchten nicht bloß durch die Güte ihres Erzeugnisses angenehm auf die Zunge, sondern auch durch die prächtige und zugleich gediegene Ausstattung der Räume, in denen ihr „Bräu" ausgeschenkt wurde, erhebend auf das ästhetische Gefühl ihrer Konsumenten zu wirken. In edlem Wetteifer ließen sie, vornehmlich an der Friedrichstraße, einen Prachtbau nach dem anderen erstehen, und bald wurde der „Bierpalast" ein neuer architektonischer Begriff, der eine sehr liebe- und verständnisvolle künstlerische Durchbildung in allen Einzelheiten erfuhr. Zwei süddeutsche Architekten, Gabriel Seidl, der Erbauer des Spatenbräu, und Professor Walther, der den noch stattlicheren Bau des Tucherbräu (s. Abbild. S. 629) ausgeführt hat, brachten denn auch die süddeutsche Fassadenmalerei nach Berlin. Die beabsichtigte Wirkung wurde für den Augenblick erzielt. Aber wirklich volkstümlich sind diese ausführlichen Schilderungen historischer Ereignisse, zu deren Betrachtung sich niemand in dem stetig auf- und niederflutenden Leben der Hauptverkehrsstraßen einer Großstadt die Zeit nehmen kann, nicht geworden, und sie haben auch keine Nachahmung gefunden. Erst als in neuester Zeit

der moderne Naturalismus von der Malerei auch in die Architektur hinübergriff, suchten einige Baukünstler, die sich zu Bahnbrechern des neuen Stiles berufen glaubten, ihren mit wilder Genialität komponierten Fassaden durch naturalistische Malereien, die jedoch mehr grotesk als natürlich wirken, einen ganz besonderen, neuromantischen Reiz zu verleihen. Diese Äußerungen des modernen Farbensinns haben sich besonders an einigen Häusern jenes Stadtteiles gezeigt, der die Verbindung zwischen dem Westen Berlins und Charlottenburg herbeigeführt und beide Städte zu einem nur durch die verschiedenen Kommunalverwaltungen getrennten Ganzen zusammengeschlossen hat.

In diesem neuen Westen hat zuerst Bernhard Sehring alle Kräfte seiner Phantasie spielen lassen. In dem Künstlerhaus in der Fasanenstraße, das ausschließlich Ateliers für Maler, Bildhauer und Architekten und Wohnräume für sie enthält, suchte er die Romantik Alt-Nürnbergs wieder zu beleben, in aller Altertümlichkeit und Farbigkeit und doch mit Berücksichtigung aller Ansprüche, die moderner Bequemlichkeits- und Üppigkeitssinn macht, und diese romantische Neigung hat ihn auch geleitet, als er ein großes Mietshaus in der Carmerstraße in burgartigem Stil mit reichen, wohl mit Absicht auf humoristische Wirkung gestimmten Fassadenmalereien und später das Theater des Westens erbaute, das mit einem in gleicher Straßenflucht stehenden, durch eine Galerie mit dem Theatergebäude verbundenen Mietshause eine große Baugruppe bildet. Für die Front und den Vorderbau des Theaters (s. Abbild. S. 630) wählte der Architekt jedoch unter dem Eindruck einer plötzlich in Frankreich aufgetauchten Modeströmung, für die man auch in Deutschland, durch viele Erfahrungen berechtigt, einen günstigen Boden erwartet hatte, den Empirestil mit seinem steifleinenen Klassicismus, während er die Architektur des Bühnenhauses und der zu ihm gehörigen Nebengebäude (Kesselhaus u. s. w.) wieder im altdeutsch-romantischen Stile behandelte. Man kann sich keine schrofferen Gegensätze denken, zumal da der Architekt nicht den geringsten Versuch gemacht hat, die widerstrebenden Elemente irgendwie zusammenzufassen. Daß die Einheitlichkeit eines baulichen Organismus auch nach außen hin zu künstlerischem Ausdruck kommen muß, ist eine Forderung, die für manche Vertreter des modernen Stils in der Baukunst ihre durch die Jahrhunderte anerkannte Geltung verloren hat.

Wie sehr diese noch in der Minderheit sind, lehrt ein Blick auf die großen Monumentalbauten, die in den letzten Jahren für Privatzwecke aufgeführt worden sind. Jenen mehr durch ihre Bemalung als durch ihre architektonischen und plastischen Formen wirkenden Bierpalästen bayerischer Baukünstler sind andere gefolgt, die, von Berliner Architekten ausgeführt, wieder mehr die monumentale Würde zur Schau tragen, die seit Schinkel die charakteristische Eigentümlichkeit der Berliner Schule ist. Kräftige Licht- und Schattenwirkungen können auch ohne Hilfe der Malerei durch die architektonische Gliederung, durch die richtige Verteilung des bildnerischen Schmuckes, durch ein angemessenes Verhältnis zwischen glatten Flächen und verzierten Teilen, durch mehr oder weniger starke Profilierung der Bauglieder und ähnliche Mittel erzielt werden, und als Meister in dieser Kunst haben sich besonders Kayser und von Großheim bewährt, die in einem Vierteljahrhundert fruchtbarer Thätigkeit einen starken Einfluß auf die bauliche Gestaltung des neuen Berlins geübt und in ihren zahlreichen Bauten ein treues Spiegelbild aller künstlerischen Richtungen geben, die in Berlin während des genannten Zeitraumes jeweilig geherrscht haben. Mit gleicher Sicherheit in der Behandlung der formalen Einzelheiten haben sie sich in den Stilen der italienischen, deutschen und französischen Renaissance, im Barock- und Rokokostil bewegt, und sie sind gelegentlich auch mit der neuesten Strömung mitgegangen, die auf eine Erneuerung und Erfrischung der modernen Baukunst durch Aufnahme nordisch-romanischer Motive drängt. Aber die stärksten Wirkungen haben sie doch mit ihren Schöpfungen im Barockstil erreicht, der sich ebenso bequem großen Monumentalbauten wie einfachen Wohnhäusern und Villen anpassen läßt. Das Pschorrbräuhaus in der Friedrichstraße hat trotz des Reichtums der plastischen Dekoration einen monumentalen Zug erhalten, der es zu siegreicher Beherr-

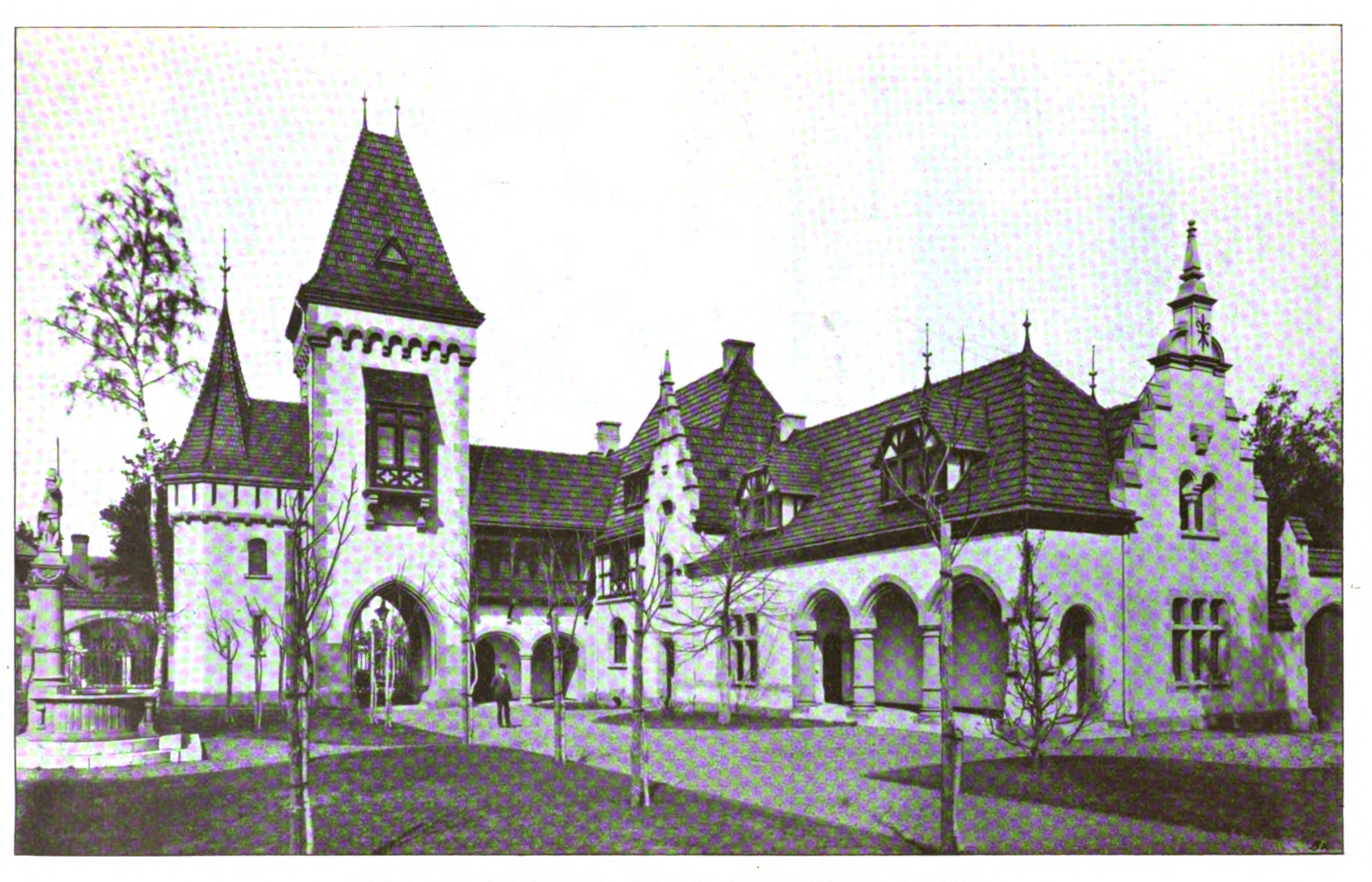


Villa in Wannsee. Architekten Erdmann und Spindler.
(Nach einer Photographie von Ernst Wasmuth in Berlin.)

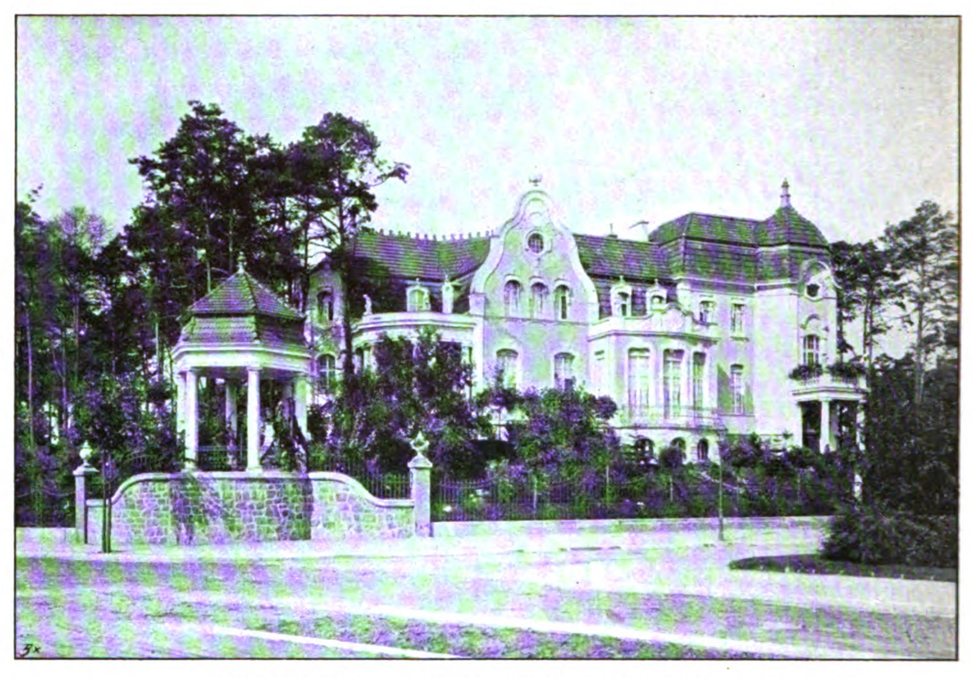
schung seiner Umgebung bringt, und ein gleich feines Maß in der Abwägung zwischen architektonischer Gliederung und plastischem Beiwerk haben die Architekten auch in einigen Wohnhäusern im Tiergartenviertel (s. die Abbild. S. 631 u. 633) bewährt, bei denen die Palastarchitektur des Barockstils mit Glück den verkleinerten Verhältnissen eines Privathauses angemessen worden ist. Der Barockstil, der den modernen Repräsentationsbedürfnissen so nahe kommt wie kein anderer der historischen Stile und zugleich das höchste Maß von monumentaler Wirkung gestattet, haben Kayser und von Großheim auch, wie schon oben erwähnt, für die in der Ausführung begriffenen Gebäude der Hochschulen für bildende Künste und für Musik gewählt.

Im Barockstil französischer oder italienischer Färbung oder im Stile der italienischen Hochrenaissance ist auch die Mehrzahl jener monumentalen Privatbauten ausgeführt worden, die neben den Bierpalästen den Straßen und Plätzen des neuen Berlins ihr Gepräge gegeben haben: die Bankgebäude, die Hotelpaläste und die großen Geschäfts- und Warenhäuser. Bankgebäude und Hotelbauten großen Stils waren schon von jeher die Specialität der Berliner Architekten gewesen, die außerhalb Berlins zu allgemeiner Anerkennung gelangte. Ende und Böckmann sind auf dem Gebiete des Bankenbaues die Führer gewesen, und ihnen sind mit besonders glänzenden Schöpfungen Ludwig Heim, der Erbauer der Dresdener Bank, die sich mit ihrer prächtigen, durch eine stolze Säulenstellung ausgezeichnete Hauptfassade am Opernplatz sehr wirksam in die imposante, durch Bibliothek, Opernhaus und Hedwigskirche gebildete Baugruppe eingefügt hat, W. Martens, der den durch die gewaltige Ausdehnung des geschäftlichen Verkehrs notwendig gewordenen Erweiterungsbau der Deutschen Bank ausgeführt hat (s. Abbild. S. 635), und Wittling und Güldner gefolgt, die bei dem Bau der Pommerschen Hypothekenbank sowohl ihre Begabung für eine würdevolle Formengebung in monumentalem Sinne (s. Abbild. S. 637), als auch feinen Geschmack in der inneren, ebenfalls auf würdige Repräsentation abzielenden Ausstattung der für den Verkehr des Publikums bestimmten Räume gezeigt haben. Ludwig Heim ist zugleich ein bewährter Specialist in der Ausführung jener für Berlin charakteristischen Hotelpaläste, die einerseits allen Anforderungen des internationalen Fremdenverkehrs in großem Stil entsprechen, andererseits aber die specifisch deutsche Eigentümlichkeit haben, daß sie den zahlreichen Fremden, die in Berlin längeren Aufenthalt nehmen, durch behagliche Einrichtung und Verbindung der einzelnen Räume die Annehmlichkeiten eines eigenen Heims ersetzen. Das Continental- und das Monopol-Hotel in der Nähe des Bahnhofs Friedrichstraße, das Hotel Bellevue und das Palasthotel mit seiner diesen Namen rechtfertigenden Barockfassade, beide am Potsdamer Platz, einem der Gipfelpunkte des Berliner Verkehrs, sind Musterschöpfungen Ludwig Heims, bei denen auch die Kunst nicht zu kurz gekommen ist. Ihnen haben sich in neuester Zeit das Savoy- und das Bristol-Hotel von C. Gause angereiht, der den Grundsatz, den Fremden im Geräusch des modernen Hotellebens dennoch behagliche Ruhestätten zu schaffen, noch entschiedener durchgeführt hat.

Eine eigenartige Stellung unter den neueren Bauten großen Stiles nimmt das Künstlerhaus ein, das sich der Verein Berliner Künstler durch Karl Hoffacker in der kurzen Spanne eines Jahres (1897/98) erbauen ließ. Selten hat ein Baukünstler mit gleicher Virtuosität aus der Not eine Tugend gemacht wie der geniale Architekt und Dekorateur, der seit einem Jahrzehnt die schier unerschöpfliche Kraft seiner Phantasie und die wunderbare Leichtigkeit seines Schaffens an Ausstellungsbauten und an die innere Ausschmückung von Ausstellungsräumen verschwendet und damit dem Deutschen Reich und der deutschen Kunst auf allen Ausstellungen im In- und Auslande, an denen er beteiligt war, Ehre gemacht, sich selbst aber kein bleibendes Denkmal gesetzt hat. Und als ihm das Vertrauen seiner Kunstgenossen den ehrenvollen Auftrag erteilte, das seit Jahrzehnten ersehnte eigene Heim des Vereins Berliner Künstler zu schaffen, war es ihm versagt, seine schöpferische Phantasie schon an der Schauseite des Gebäudes zu zeigen. Aus Sparsamkeitsgründen sollte die Sandsteinfront eines Wohnhauses in der Bellevuestraße, das mit seinem tiefen Hinter-



Hofanlage einer Villa in Wannsee (s. S. 643). **Architekten Erdmann und Spindler.**
(Nach einer Photographie von Ernst Wasmuth in Berlin.)



Landhaus Griebenow in Kolonie Grunewald. Architekt Ludwig Otte.

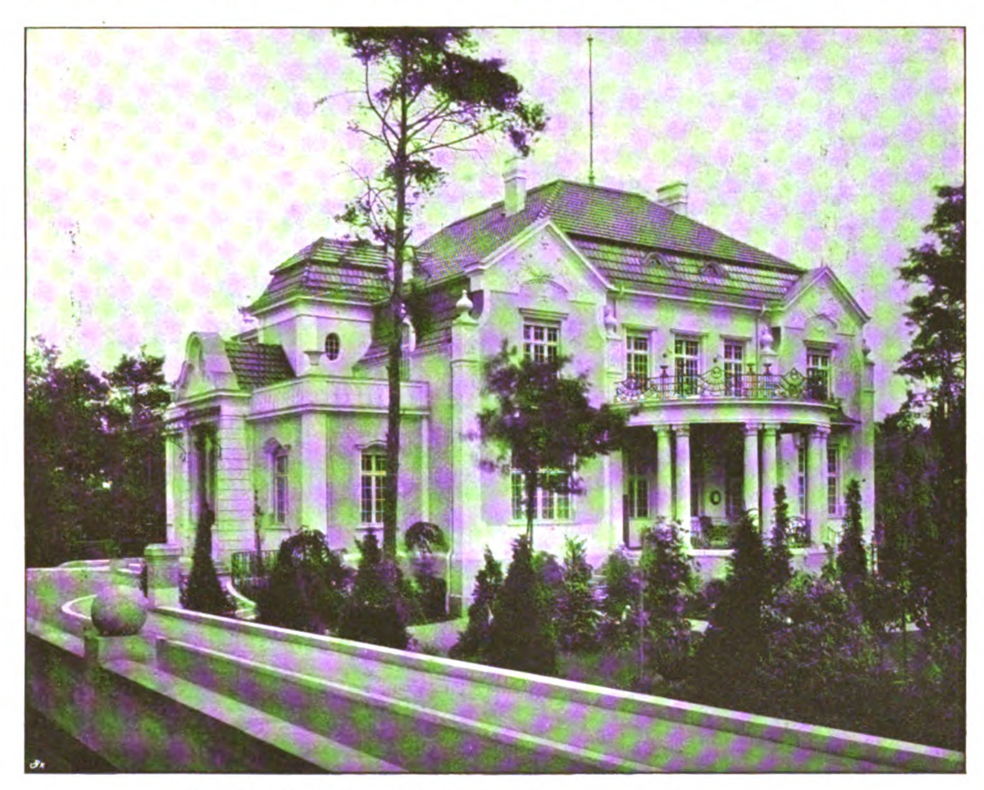
land von dem Verein angekauft worden war, möglichst erhalten bleiben, und wenn der Architekt auch die alte Fassade mit großem dekorativem Geschick der neuen Bestimmung angepaßt hat (s. Abbild. S. 639), so mußte er sich doch begnügen, die monumentale Wirkung in die inneren Räume zu verlegen, besonders in das Treppenhaus, das hier wirklich die Seele des ganzen Bauorganismus bildet (s. Abbild. S. 640), und in den großen, von einem mächtigen, dreiteiligen Tonnengewölbe überspannten Festsaal (s. Abbild. S. 641). In seiner Dekoration hat sich der Künstler an den Stil der nordisch-germanischen Ornamentik angeschlossen, die in neuester Zeit in der Architektur wie im Kunstgewerbe mehr und mehr hervortritt und trotz mancher Absonderlichkeiten als ein erfreuliches Gegengewicht gegen die Verbreitung des englischen Stiles zu betrachten ist.

Der neuenglische Stil hat für Berlin etwas Bedrohliches, weil er von der Masse unselbständiger Nachahmer arg gemißbraucht wird. Man hat gewöhnlichen Mietshäusern Fassaden in englischem oder amerikanischem Stil vorgeklebt, hinter denen von englischem Wohnungskomfort nichts zu finden war, und man hat Landhäuser (Cottages) nach englischem Muster gebaut, ohne die Verschiedenheit der englischen und deutschen Lebensgewohnheiten zu berücksichtigen. Es wäre aber verkehrt, solche Erscheinungen als typisch oder auch nur als bezeichnend für eine zeitweilige Strömung anzusehen. Wirkliche Künstler sind, wenn sie solche Verirrungen mitgemacht haben, bald davon wieder zurückgekommen, und wenn die Nachahmung englischer Muster einen tiefgehenden Einfluß gehabt hat, so ist es nur der, daß die Berliner Architekten durch ihre englischen Kunstgenossen erinnert wurden, sich ebenfalls auf nationale Grundlagen zu stellen und daraus, wenn es sein muß, neue Kräfte zu schöpfen. Sie haben zunächst, ohne nach fremden Mustern zu schielen, aus den heimischen Baumaterialien, dem Backstein und dem Holz, einen eigenartigen, ungemein wandlungsfähigen Villenstil entwickelt, wobei sie im Äußeren, ohne sich an eine der historischen Stilarten zu binden, auch auf eine gefällige malerische Wirkung in innigem Zusammenklang mit der landschaftlichen Umgebung und bei der Einrichtung des Inneren auf alle Bequemlichkeiten hielten, die man von einem ländlichen Wohnsitz fordern darf.

Zur Ausbildung dieses Villenstils boten

die Vororte in dem ganzen Umkreis Berlins ein weites Feld. In den östlichen, an der Oberspree gelegenen, in denen das ländliche Leben eng mit dem Wassersport verknüpft ist, ist der eigentlich ländliche Ton unter besonderer Bevorzugung des Holzbaues herrschend geblieben. In den westlichen Vororten hielt man dagegen an der ursprünglichen Einfachheit des Villenstils nicht lange fest. In einigen, wie z. B. in Friedenau und Steglitz, mußte eine grundsätzliche Bebauung nach ländlicher Art überhaupt aufgegeben werden, weil die fortwährend anwachsende Bevölkerung zu dem ertragsfähigeren Mietshausbau nach städtischem Muster drängte, und in anderen, wie besonders in Wannsee bei Potsdam und den Villenkolonien in dem vom Fiskus abgetretenen Terrain des Grunewalds, machten sich neben dem schlichten Landhaus bald umfangreiche

Es kann nicht geleugnet werden, daß die landschaftlichen Bilder, die sich sowohl an den Ufern des Wannsees wie im Grunewald bieten, dadurch an Reichtum, Mannigfaltigkeit und Schönheit gewonnen haben. Besonders im Grunewald ist durch Anlage künstlicher Seen und durch reiche Anpflanzung von Laubholz unter dem ursprünglichen Kiefernbestande die anfänglich durchaus reizlose Einförmigkeit der Landschaft in ein überaus anmutiges Bild umgewandelt worden, dessen Rahmen so weit gespannt ist, daß er den Bau umfangreicher Schloßanlagen im Stile der Renaissance ohne Schädigung des Gesamtcharakters der Kolonie gestattet und daneben noch idyllische Plätze genug bietet, wo der Villenstil seine intimen Reize entfalten kann. In nicht wenigen dieser Villen ist auch ein Motiv altgermanischen Hausbaus, die Diele, wieder zur Geltung



Landhaus Imelmann in Kolonie Grunewald. Architekt Ludwig Otte.

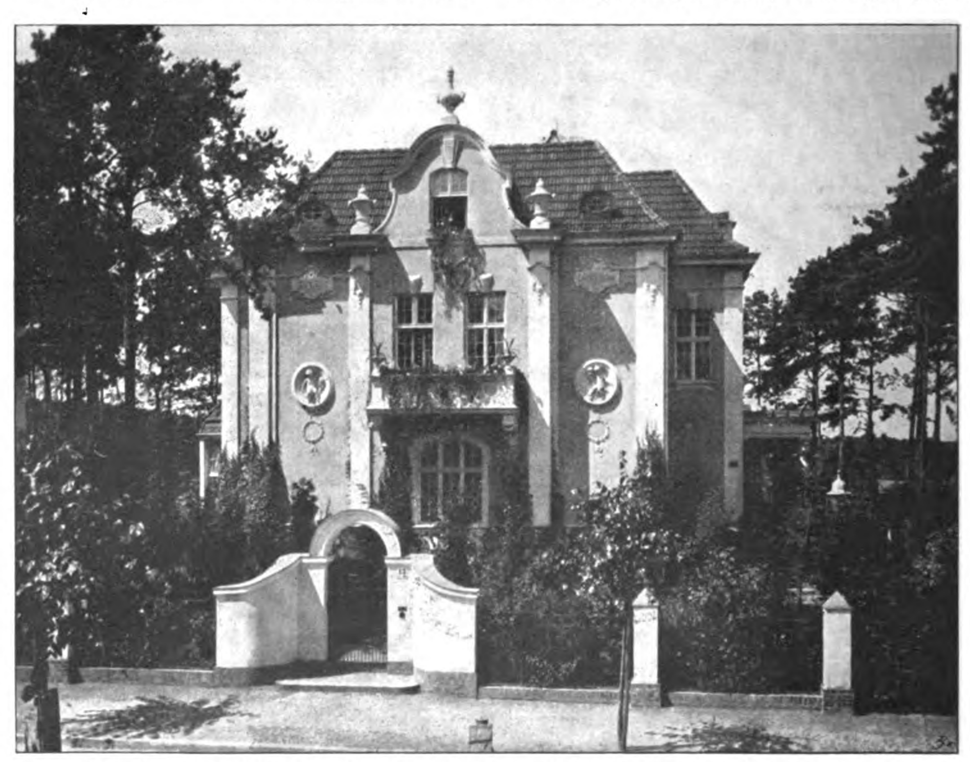
Anlagen im Stile englischer und französischer Schlösser von Grandseigneurs des sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts breit.

gebracht und zum Mittelpunkt des Ganzen gemacht worden. Auf ihre künstlerische Ausbildung und Ausstattung ist in vielen Fällen ein großer Wert gelegt worden, weil sie

nicht bloß den Verkehr zwischen allen Räumen des Hauses vermittelt, sondern auch als Empfangs- und bisweilen auch als Speisesaal dienen muß.

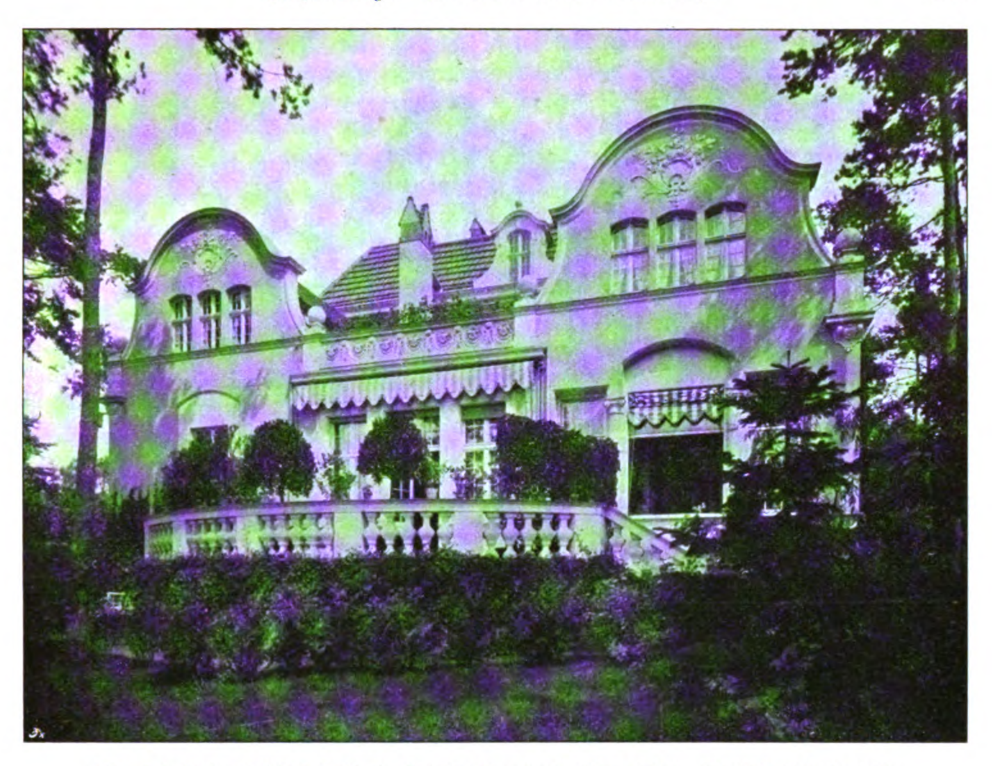
Nirgendwo anders hat sich die Phantasie der Berliner Architekten so frei und ungebunden entfaltet wie in dieser Mannigfaltigkeit von Bauanlagen und zugleich so edle künstlerische Schöpfungen, so harmonische Gebilde hervorgebracht. Hier zeigten sich auch in der farbigen Gestaltung der Fassaden, in der freien und frischen Behandlung des Ornaments, die ohne fremde Vermittelung aus dem Born der Natur schöpft, und in der Abneigung gegen die pedantischen Regeln der Symmetrie die ersten Regungen des modernen Geistes, von dem man allerorten auch für die Kunst einen neuen Frühling erwartet. Fast alle hervorragenden Architekten Berlins haben in diesen Villenkolonien ihre Kräfte an der Lösung meist über- (s. die Abbild. S. 643 u. 645), Otto March, Ernst Jhne, H. Jassoy, Bodo Ebhardt, Spalding und Grenander und Ludwig Otte mit besonders glücklichen Schöpfungen hervorgethan.

Otte hat sich bei seinen Landhäusern, von denen zwei (s. die Abbild. S. 646 u. S. 647) schon einen mehr schloßartigen Charakter tragen, an den Barockstil gehalten, aber nicht an französische Vorbilder, sondern an gewisse norddeutsche Edelsitze aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wie man sie vornehmlich in Mecklenburg findet. Im Gegensatz zu der prunkvollen Architektur französischer Barockbauten zeigen sie eine einfache, fast nüchterne Anordnung bei Vermeidung üppiger Ornamentik, die dem schlichten, geraden Wesen der Bewohner auch wenig entsprochen hätte. Aber diese schmucklosen, hell getünchten Bauwerke mit ihren hohen, nach abwärts geschweiften Mansardendächern fügen



Villa des Hofschauspielers Kahle in Kolonie Grunewald (Straßenseite). Architekt Ludwig Otte.

aus dankbarer Aufgaben erprobt. Dabei haben sich Hermann Solf, der mit Wichards auch im städtischen Wohnhausbau eine reiche Thätigkeit entfaltet, Erdmann und Spindler sich ungemein harmonisch in ihre landschaftliche Umgebung ein, in Baumgruppen und Wiesenflächen, in die sie gleichsam eingebettet sind. Dieses innige Zusammenwirken zwi-



Villa des Hofschauspielers Kahle in Kolonie Grunewald (Gartenseite). Architekt Ludwig Otte.

schen Natur und Kunst hat auch Otte sowohl in der Villa Imelmann, die sich auf einem von der Straße tief abfallenden Gelände hinter einer Rasenfläche erhebt, wie in dem Landhaus Griebenow, dessen malerisch bewegte Fassaden mit reizvollen Einzelheiten durch die Bäume des sie einschließenden Parkes blicken, zu lebendiger Anschauung gebracht. In einer dritten Villa (s. die Abbild. S. 648 u. S. 649) hat der Künstler gezeigt, wie glücklich sich dieser Stil auch bescheidenen Lebensgewohnheiten anpassen läßt.

Regungen des modernen Kunstgeistes sind vereinzelt auch im städtischen Wohnhausbau und namentlich in einigen Geschäftshäusern hervorgetreten. Eine Anzahl von Architekten glaubt die wohl allseitig als notwendig empfundene Verjüngung und Auffrischung der baukünstlerischen Formensprache durch Anschluß an die deutsche Frührenaissance erreichen zu können, die allerdings durch ihre naive Verbindung absterbender gotischer Formen mit neuen teils antikisierenden, teils naturalistischen Elementen verschiedener Art Schöpfungen von köstlicher Frische und Eigenart hervorgebracht hat. Es ist auch einigen Vertretern dieser Richtung gelungen, mit feinem Stilgefühl in den Geist der deutschen Frührenaissance einzudringen, wofür unter anderem eine von Cremer und Wolffenstein erbaute städtische Villa in der Kurfürstenstraße (s. Abbild. S. 650) ein rühmliches Zeugnis bietet. Aber der Mehrzahl der in diesem Übergangsstil ausgeführten Wohnhäuserfassaden, bei denen bald die gotischen, bald die Renaissanceelemente stärker hervortreten, wird man nur die Bedeutung von stilistischen Experimenten beimessen dürfen, wie man sie vorher mit dem italienischen Renaissance- und dem Barockstil gemacht hat und die so lange wiederkehren werden, bis man endlich den lange gesuchten „neuen Stil“ gefunden haben wird.

Ernsthafter sind die modernen Bestrebungen zu nehmen, die in dem Bau von Warenhäusern und Geschäftshäusern zu Tage getreten sind. Das moderne Geschäftshaus mit seinen weiten Schaufensteröffnungen ist ein neuer Begriff, dem sich kein aus der Vergangenheit geborgtes Kleid umhängen läßt, den man vielmehr von innen heraus



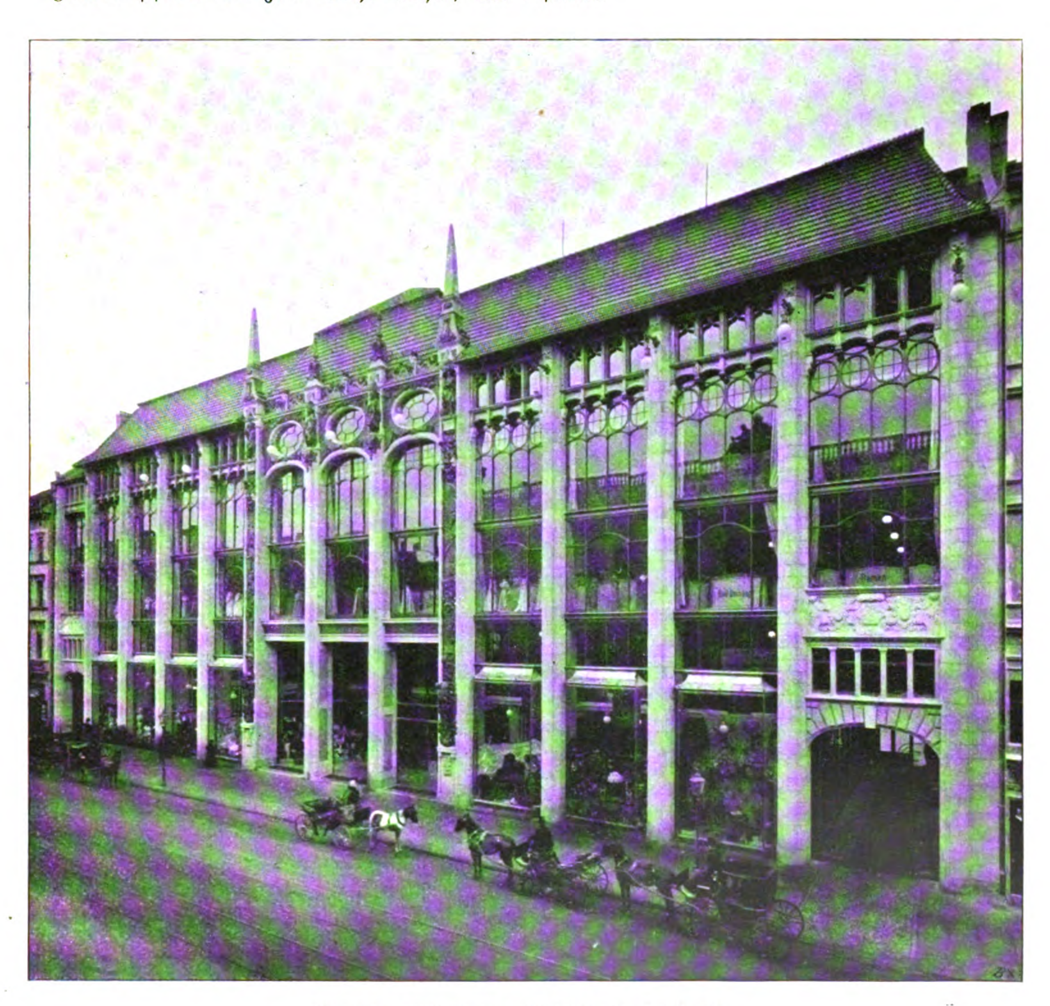
Villa in der Kurfürstenstraße 132. Architekten Cremer und Wolffenstein.

künstlerisch völlig neugestalten muß.

In den ersten Jahren des geschäftlichen Aufschwungs nach dem Kriege von 1870 und 1871 machte sich noch nicht das Bedürfnis nach Häusern geltend, die ausschließlich geschäftlichen Betrieben gewidmet wurden. Bei vierstöckigen Häusern, welche in Berlin die Regel bilden, verfuhr man gewöhnlich derart, daß das Erdgeschoß und das erste Obergeschoß Kaufläden und Räume für Engrosgeschäfte enthielten, während das zweite und dritte Obergeschoß zu Mietswohnungen eingerichtet wurden. Jahrzehnte hat man sich vergebens bemüht, den Zwiespalt zwischen dieser Verschiedenartigkeit der Bestimmung, zwischen den breiten und schmalen Fensteröffnungen ästhetisch zu lösen, wobei man alle möglichen Stilarten zu Hilfe rief. Niemals ist es gelungen, auf diesem Wege ein einheitliches Fassadensystem zu gewinnen, und erst als Handel und Industrie sich so mächtig ausdehnten, daß ganze Häuser ausschließlich für geschäftliche Zwecke erbaut werden konnten, war die Möglichkeit geboten, die Öffnungen aller vier oder fünf Stockwerke, die meist einzeln vermietet wurden, gleichmäßig zu gestalten. Auf eine künstlerische Ausbildung dieser Geschäftshäuser, bei denen Eisen und Glas eine wichtigere Rolle spielen als der Stein, wurde nur selten Wert gelegt. In den meisten Fällen war der künstlerische Ehrgeiz der Erbauer schon befriedigt, wenn ein einigermaßen richtiges Verhältnis zwischen den Steinflächen, die zuletzt zu durchgehenden Pfeilern zusammenschrumpften, erreicht worden war. Die meisten dieser riesigen Glaskasten sind denn auch nicht Denkmäler der baukünstlerischen, sondern nur der industriellen Entwickelung Berlins und liegen außerhalb des ästhetischen Interesses. Erst als das moderne Warenhaus, das, nur für den geschäftlichen Betrieb eines einzigen Besitzers bestimmt, eine unbegrenzte Mannigfaltigkeit von Waren zum Verkaufe stellt, auch in Berlin sein Gedeihen fand, wurde der Bau von Geschäftshäusern möglich, deren

innerer Organismus mit der Fassade in engen Zusammenhang gebracht werden und in ihr zu charakteristischem Ausdruck gelangen konnte.

Den ersten Versuch dieser Art hat Alfred Messel, zum Teil durch englische und nordamerikanische Vorbilder beeinflußt, mit dem Warenhause Wertheim in der Leipzigerstraße gemacht (s. nachstehende Abbild.). Mit voller Konsequenz hat er den Pfeilerbau am Äußeren und im Inneren durchgeführt, am Äußeren so gründlich, daß die vom Straßenniveau ohne Unterbrechung aufsteigenden Pfeiler bis zum Dache reichen, das Glasdach bedeckter Lichthof von großer monumentaler Wirkung, der, durch sämtliche fünf Geschosse reichend, auf allen vier Seiten von offenen Galerien umzogen ist. Mit Enthusiasmus ist dieses Gebäude als die erste Offenbarung des neuen Stils in der Baukunst gepriesen worden; aber der Künstler hat damit keineswegs ein neues stilistisches Programm entrollen wollen. Er hat sich nur durch die Rücksichten auf Zweckmäßigkeit leiten lassen und aus ihr heraus das ganze Gebäude in seinen einzelnen Teilen wie in seiner gesamten Erscheinung gestaltet.



Warenhaus Wertheim. Architekt Alfred Messel.

sich ohne die Vermittelung eines abschließenden Gesimses auf sie stützt. Den Kern des Inneren bildet ein mit einem flachgewölbten

Messel ist ein viel zu feiner Kenner und begeisterter Bewunderer der alten Meister, als daß er Schmucklosigkeit und Nüchtern-



Wohnhaus in der Tauenzienstraße. Architekt Alfred Messel.

heit zum obersten Princip des künstlerischen Schaffens hätte erheben wollen. Wie er in seinen früheren Schöpfungen gern an die deutsche Frührenaissance und an den italienischen Barockstil Schlüterscher Prägung, wie z. B. in einem palastartigen Wohnhause in der Tauenzienstraße (s. vorstehende Abbild.), angeknüpft hat, so hat er auch bei dem nach Vollendung jenes Warenhauses begonnenen Geschäftsgebäude für die Berliner Handelsgesellschaft auf klassische Muster zurückgegriffen, indem er für die Fassade eine Palastarchitektur im Stile der italienischen Hochrenaissance komponierte.

* * *

Haben auch die vielfachen Bemühungen, noch vor Ablauf des Jahrhunderts eine neue stilistische Ausdrucksform für die Gestaltung baukünstlerischer Gedanken zu finden, in Berlin auf keinem Gebiete zu einem be-

friedigenden, energisch in die Zukunft weisenden Ergebnis geführt, so darf man doch mit Genugthuung und Stolz auf die bauliche Entwickelung blicken, die Berlin während des letzten Jahrzehnts erlebt hat. An die Stelle hohlen Prunkes und eitler Prahlerei sind fast überall Ernst und Gediegenheit getreten. In viel weiterem Maße als früher wird der Bethätigung der schöpferischen Phantasie Spielraum gelassen, und eine große Zahl künstlerischer Kräfte, die von Jahr zu Jahr wächst, sorgt in regem Wetteifer dafür, daß sich nirgends Lässigkeit und Erschlaffung bemerkbar machen. In absehbarer Zeit ist auch ein Stillstand in der baulichen Weiterentwickelung Berlins nicht zu erwarten. Immer weiter streckt Groß-Berlin seine Riesenarme nach allen Himmelsrichtungen aus, nachdem sie schon eine Anzahl von Vororten eng umschlossen haben, und im Inneren der Stadt harrt noch manch eine große Aufgabe ihrer Lösung.

Freilich wird diese Neugestaltung des Bildes der inneren Stadt, die unsere Zeit als eine ihrer ersten Pflichten erachtet, nicht ohne schmerzliche Opfer vollzogen werden können, und mit Besorgnis blickt der Kunstfreund, dem jede Schöpfung eines Schinkel oder eines Schlüter zu einem unzerstörbaren Heiligtum geworden ist, in die Zukunft. Aber wie jede Zeit ihre Pflichten zu erfüllen hat, darf sie auch ihre Rechte beanspruchen, und unsere Zeit hat auch die Mittel dazu, ihre Rechte durchzusetzen. Schon hat ein neuer, mit Kühnheit, aber auch mit Rücksichtslosigkeit entworfener Bauplan, nach dem zur weiteren künstlerischen Gestaltung der Umgebung des alten Schlosses und des Kaiser-Wilhelm-Denkmals die Bauakademie, die alte Kommandantur Unter den Linden und das sogenannte rote Schloß niedergelegt und an des letzteren Stelle ein neues Kommandanturgebäude im Schlüterschen Stil errichtet werden soll, eine feste Form angenommen, und es ist gegründete Aussicht vorhanden, daß dieser Plan nicht auf dem Papier bleiben wird. Damit würde eine der gewaltigsten Umwälzungen vollzogen werden, die jemals ein historisch gewordenes Stadtbild erfahren hat. Aber es kann nicht geleugnet werden, daß damit ein neuer Schritt zur Erreichung jenes Idealbildes gethan würde, das Kaiser Wilhelm II. mit den Worten vorgezeichnet hat: „Berlin wird noch einmal die schönste Stadt der Welt werden!“





Die Kollisionsgefahr auf See.

Von

B. de Méville.

Wohl selten ist die Unfallschronik des modernen Seeverkehrs so reichhaltig gewesen wie in den letzten Monaten. Eine ganze Reihe von Unfällen haben gezeigt, daß alle scheinbare „Vollkommenheit" unserer vorgeschrittenen Technik noch immer nicht im stande ist, die Gefahren stets siegreich zu überwinden, mit denen die Riesenwogen des Oceans den Menschen bedrohen.

Wir stehen in einer schnelllebigen Zeit, die leicht und rasch vergißt, was ein Menschenalter früher Monate hindurch die Gemüter beherrscht und beschäftigt haben würde; aber diese wiederholten Unglücksfälle, die Hekatomben an Menschenopfern gefordert haben, bei denen Millionen an Wert von den gierigen Fluten verschlungen worden sind, fordern unseres Erachtens denn doch geradezu gebieterisch zu einer Besprechung der Frage auf, ob unsere so weit vorgeschrittene Technik denn gar keine Mittel zur Vermeidung derartiger Katastrophen kennt, eine Frage, die bei dem heutigen Stande des Weltverkehrs auch für den Laien nicht ohne Interesse sein kann.

Eine stattliche Anzahl von Sicherheitsmaßregeln für den Verkehr auf See sind ersonnen und durch internationale Verordnungen eingeführt worden, aber gar manches in diesen Gesetzen genügt den Anforderungen bei weitem nicht mehr, die heute an sie gestellt werden müssen. Die wohl wichtigsten Einrichtungen, die für die Sicherheit auf See getroffen sind, dürften die Fahrordnungen, Leuchttürme und Feuerschiffe, die Baken und andere Seezeichen, sowie endlich das Lotsenwesen sein. Es würde jedoch den verfügbaren Raum weit überschreiten, wenn alle diese einzelnen Teile des Sicherheitsdienstes hier ausführlich genug besprochen werden sollten, um dem Nichtfachmann überall verständlich zu sein, und es sollen daher an dieser Stelle nur die zuerst genannten Fahrordnungen behandelt werden.

Man kann diese nun füglich in zwei Abschnitte gliedern, von denen im ersten die Vorschriften für das Verhalten der Schiffe auf See und im zweiten die für die Führung der Positionslaternen u. s. w. nötigen Bestimmungen enthalten sind. In ihrer Gesamtheit bilden die Fahrordnungen das, natürlich internationale, Seestraßenrecht.

Aus einer Zeit stammend, in der alte, erfahrene Seeleute noch unwiderlegt behaupten konnten, daß fünfzehn Seemeilen in der Stunde die höchste Geschwindigkeit für ein Schiff seien, sollte dieses Straßenrecht durch eine von siebenundzwanzig Staaten beschickte Konferenz, die vom 16. Oktober bis zum 31. Dezember 1809 zu Washington tagte, der modernen Zeit gemäß neu ausgearbeitet und umgestaltet werden. Bescheiden genug war diese Konferenz, und kein einziger der von ihr gemachten Vorschläge ist so wichtig, daß ein Vergleich zwischen ihm und den alten bestehenden Vorschriften für ein größeres Publikum Interesse haben könnte. Trotzdem aber hat es nicht weniger als acht Jahre gedauert, bis endlich die diplomatischen Verhandlungen über die Annahme dieser Vorschläge zu einem Ergebnis führten.

Was das Ausweichen der Schiffe auf See anlangt, so hat erstens jeder Dampfer jedem Segelschiffe nach rechts aus dem Wege zu gehen. Begegnen sich zwei Dampfer oder zwei Segler, so weichen beide ebenfalls nach rechts aus; es sei denn, daß bei zwei Seglern derjenige, der den Wind von rechts her erhält, bereits hart am Winde liegt. In diesem Falle setzt er seinen Kurs ruhig fort und das andere Schiff weicht allein aus.*

Die Vorschriften über das Führen von Positionslaternen bei Nacht bestimmen, daß jedes Segelschiff an Steuerbord (rechts) eine grüne, an Backbord (links) eine rote Laterne zu tragen hat. Der Schein derselben muß geradeaus nach vorn und rechtwinklig nach der betreffenden Seite auf zwei Seemeilen** sichtbar sein, darf dagegen nicht nach hinten fallen. Dampfer führen außer diesen beiden Seitenlaternen noch ein weißes, sogenanntes Topplicht, das, in der Kielebene, am vorderen Mast angebracht, nach vorn und nach beiden Seiten (gleichfalls nicht nach hinten) auf eine Entfernung von fünf Seemeilen sichtbar sein muß.

Von einem näheren Eingehen auf die für Lotsen- und Fischerfahrzeuge, sowie für manövrierunfähig gewordene Schiffe ꝛc. bestehenden Vorschriften können wir hier füglich absehen. Erwähnt sei nur noch, daß ein Dampfer, welcher ein oder mehrere Schiffe schleppt, noch ein zweites Topplicht über dem erstgenannten führen muß, und eine neue Bestimmung der Washingtoner Konferenz, welche übrigens zeigt, wie wenig durchgreifend die Neuerungen derselben meist sind. Der betreffende Satz lautet: Jeder Dampfer darf ein zweites Topplicht führen, welches mindestens vierundeinhalb Meter höher als das erstere liegt und in einer Entfernung von mehr als vierundeinhalb Meter hinter demselben angebracht sein muß.

So freudig man nun aber diese Neuerung begrüßen möchte, so sehr muß man es andererseits bedauern, daß an die Stelle des Wörtchens „darf“ nicht das „muß“ getreten ist. Die Einführung dieser „Richtlichter“ würde die bisher nicht vorhandene Möglichkeit geschaffen haben, den Kurs eines Dampfers schon beim Insichtkommen seines Topplichtes, also auf fünf anstatt wie bisher auf nur zwei Seemeilen Entfernung zu erkennen.

Wie wichtig dies aber für einen Schiffsführer ist, mag an dem folgenden kleinen Beispiel gezeigt werden: Gesetzt den Fall, ein Segelschiff liefe mit einer Fahrt von zwölf Knoten und man bekäme an Bord desselben das Topplicht eines Schnelldampfers in Sicht, der mit einundzwanzig Knoten auf entgegengesetztem Kurse heranbraust. Es würden in diesem Falle fünf Minuten später die Seitenlampen beider Schiffe, aus denen allein man bis jetzt den Kurs bestimmen kann, sichtbar werden. Schon drei Minuten nachher aber würden sich die Schiffe passieren!

Es würden also volle fünf Minuten Zeit gewonnen werden, wenn der betreffende Dampfer Richtlichter führte. Was aber diese fünf Minuten in einem solchen Falle bedeuten, das vermag nur der zu beurteilen, der aus eigener Erfahrung die geradezu übermenschliche Nervenanspannung kennt, die, noch dazu mit schweren physischen Strapazen verknüpft, einem Schiffsführer oft zugemutet wird.

Wer nicht die geistige und körperliche Anstrengung selbst durchgemacht hat, die es erfordert, wach und aufmerksam zu bleiben, wenn nach stundenlangem Dienst in Kälte und Nässe die von Regen und Hagel schmerzenden Augen, ja der ganze Körper völlig zu versagen drohen, der hat freilich keinen Maßstab dafür, wie leicht dann im Moment der Gefahr ein Versehen das Unglück unvermeidlich macht.

Gewiß, ein Mann, dessen Muskeln und Nerven solchen Anstrengungen nicht gewachsen sind, der gehört nicht auf das Halbdeck oder die Kommandobrücke eines Schiffes, aber man sollte auch berücksichtigen, daß es für die körperliche Leistungsfähigkeit eines jeden eine Grenze giebt, und wenn die Geschwindigkeiten der Schiffe weiter so gesteigert werden, wie dies gegenwärtig geschieht, so dürfte bald kein Mensch mehr im stande sein, den Anforderungen stets voll und ganz gerecht zu werden, die hieraus für den Führer eines Schiffes erwachsen.

Was soll werden, wenn — und es ist dies heute schon nur noch eine Frage der Zeit —

* Hier sind nur die hauptsächlichsten Vorschriften erwähnt.

** Eine Seemeile = 1852 Meter.

die Schnelligkeit der großen Dampfer auf zweiunddreißig und mehr Meilen in der Stunde gesteigert wird?

Zwei derartige Schiffe würden sich wenig mehr als vier Minuten nach dem Insichtkommen ihrer Topplichter und noch nicht zwei Minuten nach dem Sichten ihrer Seitenlampen passieren. Ob auch in diesem Falle die Möglichkeit, den gegenseitigen Kurs schon aus der Lage der Topplaternen bestimmen zu können, so unwesentlich ist, daß man es dem Belieben einzelner anheimstellen kann, sie zu geben oder nicht, darüber wollen wir das Urteil unseren Lesern selbst überlassen.

Zu berücksichtigen ist aber noch, daß die angegebene Sichtweite der Laternen nur für ganz klares Wetter gilt. Ein ganz leichter, kaum wahrnehmbarer Dunstschleier verringert die betreffenden Entfernungen besonders für die farbigen Laternen schon ganz erheblich, und bei Nebel werden dieselben selbstverständlich ganz wertlos. Allerdings sind ja nun für diesen Fall die sogenannten akustischen Signale vorgesehen, die von Dampfern mit der Pfeife oder Sirene, von Seglern mit dem sogenannten Nebelhorn gegeben werden.

Diese Schallsignale besitzen aber unter allen Umständen nur einen sehr zweifelhaften Wert und bringen in belebten Gewässern auch noch den keineswegs gering anzuschlagenden Nachteil mit sich, daß der einzelne Schiffsführer, der aus den von allen Seiten an sein Ohr schlagenden Tönen nur in sehr beschränktem Maße heraushören kann, in wie weit dieselben für ihn in Betracht kommen, in einen Zustand hochgradiger Aufregung versetzt wird; eine Aufregung, die nicht gerade geeignet ist, ihm im Augenblick der Gefahr noch die kaltblütige Ruhe zu sichern, deren er bedarf. Namentlich sind es die Dampfer, die bei solchen Gelegenheiten die Sicherheit gefährden. Die Segelschiffe sind stets an die herrschende Windrichtung gebunden, und da ihre Signale so eingerichtet sind, daß sie die Stellung des Schiffes zum Winde angeben (vor dem Wind drei, Seitenwind von Backbord zwei, von Steuerbord ein Ton), so kann man aus denselben wenigstens mit ziemlicher Genauigkeit den Kurs des Schiffes bestimmen. Außerdem aber ist bei Nebel der Wind fast stets schwach, so daß die Schiffe nur mit geringer Fahrt laufen.

Anders die Dampfer. Zwar schreibt ihnen das Gesetz eine „ermäßigte Fahrgeschwindigkeit“ vor, aber man darf erstens ruhig behaupten, daß fast stets gegen diese Vorschrift gesündigt wird, und zweitens ist dieselbe schon an sich vollständig wertlos. Als diese unklare Bestimmung erlassen wurde, mochte sie ihrem Zweck genügen, obwohl eine genauere Fassung auch damals kaum geschadet haben dürfte. Heute aber nützt sie nicht nur nichts mehr, sondern schlimmer noch, sie schadet nur.

Was heißt denn eigentlich „ermäßigte Geschwindigkeit“? Wenn ein Schnelldampfer, dessen mächtige Maschinen ihn bei voller Kraft mit dreiundzwanzig Knoten durch das Wasser treiben, seine Schnelligkeit auf achtzehn Knoten ermäßigt, so genügt er der Vorschrift in so hohem Maße, wie dies in praxi kaum einmal in zehn Fällen geschehen dürfte; fährt aber dabei noch halbmal so schnell, als ein gewöhnlicher Frachtdampfer dies überhaupt vermag, und die Gefahr, die er für die anderen Schiffe darstellt, ist noch fast ebenso groß, als wenn er mit Volldampf führe.

Es ist dabei aber auch keineswegs immer nur der Nebel, der die Kollisionsgefahr erhöht. Auch wenn beispielsweise im englischen Kanal lange andauernder heftiger Sturm aus Nordost und Ost die vom Atlantic herkommenden Segler verhindert hat, in diese belebte Verkehrsstraße einzulaufen, wird die Lage für die auf entgegengesetztem Kurse befindlichen Schiffe recht kritisch. Oft hat sich in solchen Fällen ein förmliches Geschwader vor der südlichen Kanalmündung angesammelt, dessen einzelne Schiffe, bei dem oft sehr plötzlichen Umspringen des sturmartigen Windes nach Westen, ein regelrechtes Wettfahren in Scene setzen, um die verlorene Zeit wieder einzubringen. Platt vor dem Sturm laufend, und in dieser Lage befähigt, fast alle ihre Segel zu tragen, jagen die Schiffe mit rasender Schnelligkeit durch die Nacht dahin. Die tief herabhängenden unteren Segel verhindern oder erschweren doch wenigstens den Ausblick nach vorn, so daß sich der Offizier fast völlig auf den Ausguckposten verlassen muß, und oft genug

schlagen dann zum Überfluß die über das schwer beladene, tiefgehende Fahrzeug wie über eine Klippe hinwegbrandenden Seen eine oder gar beide Positionslaternen fort. Wehe dann dem kleinen Fischerkutter oder -Schoner, den ein finsteres Geschick in den Weg eines dieser gleich Dämonen dahinbrausenden Riesen führt. Er ist in den meisten Fällen rettungslos verloren und — — verschollen. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß ein bedeutender Prozentsatz der Fischerfahrzeuge, die alljährlich als „verschollen" erklärt werden, auf diese Weise seinen Untergang findet. Bemerkt man doch in den meisten Fällen den kleinen Kutter gar nicht, dessen Mast ja oft knapp bis zur Deckshöhe des ihn übersegelnden Riesen emporreicht, und den verzweifelnden Todesschrei der Besatzung verschlingt das Brausen des Sturmes und der See.

Anders freilich, wenn plötzlich aus dem Nebel oder dem dichten Regen die von dem unsicheren Licht in das riesenhafte gesteigerten Dimensionen eines großen Schiffes auftauchen. „Dampfer recht voraus!" tönt es von der Back, wo der Ausguckspostten seinen Stand hat, und durch das Brausen des Windes und der See, das Knarren und Ächzen der Takelage dringt schrill und gellend das Läuten der Glocken und der heulende Pfiff der Sirenen. „Auf mit dem Ruder, hart auf, hart auf!" Noch sind die drei kurzen, inhaltsschweren Worte des Ausgucks nicht verhallt, als schon der Befehl erfolgt, und ebenso rasch wird er ausgeführt. Der steuernde Matrose weiß, was es gilt, und das schwere Rad fliegt herum, als sei es ein Spielzeug in seiner kräftigen Faust.

Nur Sekunden sind es, an denen jetzt das Leben von Hunderten hängt, und nur allzuoft gehorcht das lange, schmale Schiff, von Wind und See mit rasender Gewalt vorwärts gedrängt, dem Ruder nicht halb so schnell, wie die Kürze der Zeit dies erheischt. Ein schmetterndes Krachen — in all seinen Teilen erzittert das stolze Bauwerk, und mit furchtbarer Gewalt bohrt sich der Vorsteven in die Seite des fremden Schiffes hinein, den gierigen Fluten den Weg öffnend zu ihrem Vernichtungswerke.

Und das Ende vom Liede? Noch Wochen später allerdings füllen Zeitungen und Zeitschriften ihre Spalten mit eingehenden Beschreibungen der beiden Schiffe, stellen interessante Statistiken auf, loben den Kapitän, der „heldenmütig mit seinem Schiffe in die Tiefe gegangen ist"! Dann aber — dann legt man eben den „Fall Bourgogne" zu dem schon vergessenen „Fall Elbe" und — vergißt ihn ebenso!

Eine energische und gründliche Reform wäre hier aber doch dringend von nöten! Lassen wir Zahlen sprechen: Wenn man nur diejenigen solcher Katastrophen berücksichtigt, die durch ihre Größe auch in die weitesten Kreise gedrungen und nur durch Kollisionen größerer Passagier-Dampfer hervorgerufen sind, so haben wir seit dem Jahre 1883 bis zu dem Unglück der „Bourgogne" zu verzeichnen:

1.	deutscher	Dampfer	Cimbria	mit 400	verlorenen	Menschenleben.
2.	?	„	Geiser	„ 105	„	„
3.	italienischer	„	Utopia	„ 574	„	„
4.	deutscher	„	Elbe	„ 352	„	„
5.	französischer	„	Bourgogne	„ 638	„	„

Insgesamt sind mithin in dieser Zeit fünf große Dampfer mit zusammen 2069 Menschenleben verloren gegangen, wobei noch der Untergang des englischen Panzers „Viktoria" nicht mit erwähnt ist, bei welchem 358 Menschen den Tod fanden.

Wie viele Kollisionen von geringerer Bedeutung, über die kaum eine Nachricht in weitere Kreise gelangt ist, haben aber außerdem in dieser Zeit stattgefunden? — Wie viele jener kleinen Fischerfahrzeuge, auf welchen je drei oder vier Männer ihren gewiß nicht leichten Kampf um das tägliche Brot kämpfen, sind in diesen fünfzehn Jahren von dem messerscharfen Steven eines großen Schiffes in die Tiefe gesenkt worden? — Spurlos, ohne daß je etwas über ihren Verbleib zu erkunden gewesen wäre! — Es ist unmöglich, auf diese Fragen eine Antwort zu geben, aber es erscheint dies auch wohl kaum notwendig. Die oben angeführten Zahlen allein rechtfertigen unserer Ansicht nach

schon zur Genüge die dringende Forderung einer einschneidenden Reform.

Ganz richtig sagt der bekannte Admiral Werner, wohl einer der erfahrensten und berufensten Fachschriftsteller, in seinem Buche „Die Kampfmittel zur See“ von dem Rammsteven der Kriegsschiffe: „Gegen den Sporn giebt es nur ein Abwehrmittel, die seemännische Begabung des Bedrohten.“

Das Gleiche gilt von einer unbeabsichtigten Kollision zweier Schiffe. Auch die vorgeschrittenste Technik wird kaum ein Mittel finden, den Zusammenstoß zweier Massen von Zehn- und Hunderttausenden von Centnern Gewicht unschädlich für beide Teile zu gestalten. Das Geschick und die Fähigkeit des Schiffsführers allein vermag hier Rettung zu bringen; aber es muß dem betreffenden auch eine, wenn auch knapp bemessene Zeit gegeben werden, um dies Geschick zur Geltung bringen zu können.

Je mehr die Geschwindigkeit der Schiffe gesteigert wird, desto unabweisbarer wird auch die heute schon vorhandene Notwendigkeit, an die Stelle der Worte „Dampfer müssen bei Nebel mit ermäßigter Geschwindigkeit fahren“ die Bestimmung treten zu lassen: „Jeder Dampfer muß bei Nebel, unter allen Verhältnissen, welche die Sichtweite der Positionslaternen verringern und endlich in belebten Gewässern nachts überhaupt seine Geschwindigkeit auf höchstens acht bis neun Meilen verringern.“

Für Segelschiffe könnte unter gleichen Verhältnissen eine genauer zu bestimmende Kürzung der Segelfläche vorgeschrieben werden. Eine etwaige Erhöhung der Sichtweiten der Laternen, welche vielleicht gestatten würde, die Grenzen der Höchstgeschwindigkeit unter Umständen weiter zu ziehen, dürfte große Schwierigkeiten haben. Für die grünen Lichter mindestens dürften zwei Seemeilen die größte überhaupt mögliche Sichtweite sein. Immerhin wäre aber die obligatorische Einführung der vorerwähnten Richtlichter für Dampfer zu wünschen, und vielleicht wäre es auch möglich und zweckdienlich, die Größe der Positionslaternen zu erhöhen und sie auf diese Weise auffallender zu machen. — Freilich müßten aber auch diese Bestimmungen den Reedern viel mehr als den Kapitänen auferlegt werden, denn der Konkurrenzkampf der Reedereien ist es fast ausschließlich, der die Kapitäne zwingt, so lange als es irgend angeht, mit vollster Geschwindigkeit zu dampfen, um den bestehenden „Rekord“, und sei es nur um Minuten, zu schlagen. Selbstredend können und sollen diese Vorschläge keineswegs ein Universalmittel gegen Kollisionen sein; ein solches dürfte schwer oder gar nicht geschaffen werden können. Für Erfindungen und Verbesserungen auf diesem Gebiete bleibt nach wie vor ein großes Bedürfnis bestehen; aber eine Einschränkung der Kollisionsgefahr wird erreicht, und es muß sich über kurz oder lang herausstellen, daß solche Mittel zur Anwendung gelangen müssen, so sehr man sich auch dagegen sträuben mag.

Können doch auch unsere Eisenbahnen ihre Geschwindigkeit nicht so hoch schrauben, als dies die Technik gestatten würde, weil dadurch die Betriebssicherheit zu erheblich beeinträchtigt würde. Die Tausende von Menschen, die alljährlich den Weg über den Ocean antreten müssen, haben doch wohl ein Recht darauf, daß ihre Sicherheit so weit gewährleistet wird, als dies irgend in Menschenmacht steht, und sollte es denn wirklich ganz unmöglich sein, Katastrophen wie den Untergang von „Elbe“ und „Bourgogne“ dadurch wenigstens einzuschränken, daß einige veraltete und längst als unvollständig und nicht zweckentsprechend anerkannte Sätze verbessert und umgestaltet werden.

Je weniger Hoffnung dafür vorhanden ist, daß solche einschneidenden Reformen in absehbarer Zeit zur Einführung gelangen — die achtjährigen Verhandlungen über die Annahme der Washingtoner Vorschläge reden eine recht verständliche Sprache —, desto mehr ist es Pflicht der großen Zeitschriften, die Öffentlichkeit für diese Angelegenheit zu interessieren und so viel als möglich dazu beizutragen, daß wenigstens ein Anfang zu solchen Reformen gemacht werde.



Litterarische Rundschau.

Auf kaum einem anderen Gebiete unserer geistigen Kultur haben sich im Laufe der letzten beiden Jahrzehnte so durchgreifende, grundsätzliche Wandlungen vollzogen wie in der bildenden Kunst. Nirgends sehen wir daher auch den Glanz sogenannter „Autoritäten“ und „Musterwerke“ schneller erbleichen als in der von Jahr zu Jahr umfangreicher werdenden ästhetischen Kunstlitteratur, und wenn irgendwo, so gilt hier das Gebot, dem „guten Alten“ durch wachsame Verfolgung und Verwertung des „kräftigen Neuen“ die Frische der Gegenwart zu bewahren. Seit mehr denn einem Menschenalter genießt Wilhelm Lübkes **Grundriß der Kunstgeschichte** (Stuttgart, Paul Neff; zwölfte Auflage) einen Weltruf, er hat Verdienste um das Studium der Kunstgeschichte, die ihm keine Entwickelung so leicht rauben wird; aber sollte das Werk auf der Höhe nicht bloß der Forschung, sondern auch der Kunstauffassung bleiben, so mußte sich die Verlagshandlung zur Heranziehung einer frischen kunsthistorischen Kraft entschließen, die bei aller gebührenden Pietät gegen den ursprünglichen Verfasser doch auch Mut und Sicherheit genug besaß, wenn nötig, ihre eigenen Wege zu gehen. Anfangs, gleich nach dem Tode Lübkes (1893), war der langjährige Freund und Mitarbeiter des Verstorbenen, der Wiener Kunstgelehrte Professor Dr. Karl von Lützow, für dieses schwierige und wenig dankbare Amt ausersehen; da aber auch ihm die Parze nur noch einen kurzen Lebensfaden zuspann und der Tod schon vor vollendeter Durchsicht des ersten Bandes seiner fleißigen Feder Ruhe gebot, wurde Professor Dr. Max Semrau, Privatdozent der Kunstgeschichte an der Universität Breslau, zu seinem Nachfolger erkoren. Als dieser die Bearbeitung übernahm, stellte sich ihm bald heraus, daß er weit eingreifender verfahren müsse, als ursprünglich geplant war, wenn anders das altberühmte Buch wieder ganz in Reih und Glied oder gar an der Spitze der volkstümlichen deutschen Kunstlitteratur marschieren sollte. So gut wie alles war nachzuprüfen, das meiste zu ergänzen oder mit den neuesten Ergebnissen gelehrter Forschung in Einklang zu bringen, vieles von Grund aus umzugestalten oder ganz von neuem aufzubauen. Auch die Abbildungen, die immer ein mit besonderer Sorgfalt und Liebe gepflegter Schmuck des Lübkeschen Werkes gewesen waren, bedurften einer umfassenden Vermehrung und Verbesserung, um den inzwischen bedeutend gesteigerten Ansprüchen zu genügen. Die Verlagshandlung und der neue Herausgeber haben, wie eine Durchsicht des vorliegenden ersten Bandes zeigt — er trägt den Untertitel „Die Kunst des Altertums“ — miteinander gewetteifert, solchen Lücken und Mängeln entsprechend abzuhelfen. Schon dieser erste Band, der 371 Textseiten umfaßt und 410 Abbildungen enthält, weist, mit dem entsprechenden Teile der vorausgehenden elften Auflage verglichen, eine Vermehrung des Umfangs um 101 Seiten und der Illustrationen um 146 Nummern auf; außerdem sind nicht weniger als 240 alte Abbildungen durch neue Reproduktionen ersetzt, deren künstlerischer Wirkung es außerordentlich zu statten kommt, daß der störende schwarze Hintergrund im Gegensatz zu der früheren Praxis abgedeckt erscheint. Um unseren Lesern einige Proben von den neuen Illustrationen zu geben, fügen wir fünf davon diesen Besprechungen ein, und zwar wählen wir sie absichtlich aus den verschiedensten Kunstepochen und -stilen, weil sich so dem Betrachter viel leichter ein Einblick in die Anlage und den Inhalt des Werkes erschließt.

Die erste dieser Abbildungen führt uns mitten hinein in die bildende Kunst der alten Ägypter, der das ganze umfangreiche erste Kapitel gewidmet ist. Die Hauptaufgabe der ägyptischen Skulptur schon in Zeiten, aus denen uns Zeugnisse ihrer Mitwirkung an der Architektur noch nicht vorliegen, bestand in der Herstellung von Grabfiguren, wie denn überhaupt auch im Pharaonenlande bildende Kunst und Kultus, insbesondere der Totenkultus, aufs engste Hand in Hand gingen. Der ägyptische Totenglaube knüpfte die Fortdauer der Seele (des „Ka“) bekanntlich an das möglichst unveränderte Fortbestehen des Leibes. Wie man diesen also auf künstliche Weise als Mumie zu erhalten suchte, so fügte man Abbilder des Toten bei, damit auch in ihnen der „Ka“ seinen Wohnsitz nehmen könne. Genaue Wiedergabe der Persön-

lichkeit war dabei Voraussetzung und Bedingung. So kam es, daß die ägyptische Bildnerei durch ihre Thätigkeit im Dienste des Kultus schon früh auf Naturwahrheit und Porträt-Ähnlichkeit geradezu hingewiesen wurde. Dies erklärt zu einem Teil wenigstens den ungeheuren Eindruck, den gerade die ältesten bekannten Skulpturen der ägyptischen Kunst auf uns machen. Die Lebenswahrheit dieser Statuen, die vor vier- bis fünftausend Jahren geschaffen wurden, um für immer im Dunkel eines Grabes bewahrt zu bleiben, ist so überraschend, daß, als die Holzfigur — eben die hier abgedruckte — eines stämmigen Mannes mit fleischigem Kopf und lebhaften Augen, der mit seinem Akazienstock in der Hand aufgerichtet dasteht und vielleicht einen der Fronvögte beim Pyramidenbau oder sonst einen untergeordneten Beamten und Aufseher darstellt, in einem Grabe bei Sakkara gefunden wurde, die Arbeiter den aus seinem vieltausendjährigen Grabe Auferstehenden sogleich „Scheich el beled“, den „Dorfschulzen“ tauften, weil er mit dem Vorsteher ihres Dorfes eine merkwürdige Ähnlichkeit hatte. Gewiß ein vollgültiges Zeugnis für die Lebenswahrheit und Naturtreue der altägyptischen Bildkunst, Eigenschaften, die man, weil sie heute wieder einen so hohen Kurswert genießen, fälschlich nicht selten als eigentümliche Kennzeichen und Errungenschaften unserer Zeit und Kunstübung in Anspruch zu nehmen geneigt ist.


Der sogenannte Dorfschulze. Altägyptische Holzstatue aus dem Museum zu Gizeh. (Aus „Grundriß der Kunstgeschichte“ von Wilhelm Lübke. Stuttgart, Paul Neff.)

Ein Denkmal aus der klassischen Zeit der chinesischen Malerei, aus der Epoche der Sung-Dynastie (960 bis 1278 n. Chr.), erblicken wir in unserer zweiten Abbildung, einem Gemälde der Göttin Kuan-Yin. Der Stil dieser Epoche, die die gefeiertsten Namen umfaßt, ist, wie man sieht, ein sehr ausgeprägter, von edler Einfachheit und einer fast gesuchten Knappheit. Wir gehen über die weiteren sehr lehrreichen Bemerkungen zur chinesischen Malerei, die der Verfasser an dieses Götterbildnis noch anknüpft, hinweg, weil hier zum größten Teile dasselbe ausgeführt wird, was unseren Lesern vor kurzem in dem reich illustrierten Aufsatze „Ein Kapitel aus der chinesischen Kunstgeschichte“ von einem der besten Kenner chinesischer Kultur vorgetragen worden ist, heben aber auch hier hervor, wie klar und charakteristisch die Lübkesche Kunstgeschichte in ihrer neuen Bearbeitung gerade auch dieses vielleicht schwierigste Gebiet des asiatischen Kunstlabyrinthes darzustellen versteht.

Mit der Charakteristik der chinesischen Malerei und einem kurzen vorläufigen Ausblick auf die japanische Kunst schließt Lübke-Semrau seine Betrachtung der orientalischen Kunst, um sich nunmehr in der weitaus umfangreicheren Hälfte des Buches der klassischen Kunst der Griechen und Römer zuzuwenden. Sehr eingehend und liebevoll werden die vorhellenischen Kunstepochen beschrieben und durch abwechselungsvolle Illustrationen erläutert, von allen Seiten her finden wir sodann die griechische Architektur und die griechische Plastik beleuchtet, aus deren weitem Schönheitsreiche uns eine Menge der besten Denkmäler in meistens ausgezeichneten Abbildungen vor Augen geführt werden. Den Beschluß macht die auf S. 663 wiedergegebene Aphroditegestalt von Capua, an deren eigenartiger Gewandanordnung und Körperhaltung der Verfasser geschickt die Unterschiede zwischen der älteren neuschöpferischen Bildnerzeit und der Verfallzeit plastischer Kunst auseinanderzusetzen weiß.

Unsere vierte Abbildung, eine unteritalische Prachtamphora, die die letzte Phase in der Geschichte der griechischen Vasenmalerei vertreten kann, leitet schon von fern hinüber zu der römischen Kunst, der das letzte größere Kapitel unseres Werkes gewidmet ist. Hier offenbart sich der Wert des Buches naturgemäß vor allem in der charakteristischen und geschmackvollen Auswahl, die es in Text und Illustrationen walten läßt. Ein Schülervolk wie das römische ist eben durch eine gute Charakteristik seiner vorbildlichen Kunst, der griechischen, im Kerne schon mitgezeichnet. Mit Recht erfährt nur die Architektur, die praktische Kunst des Alltags, in der die Römer noch am meisten Neues und Selbständiges geleistet haben, eine eingehendere Behandlung, auch in illustrativer Hinsicht, während die Bildhauerkunst und die Malerei kürzer, wenn auch deshalb nur besonders scharf und bestimmt — vergleiche unsere letzte Abbildung — dargestellt werden. Ein Schlußkapitel beschäftigt sich

dann noch, leider nur allzu kurz und aphoristisch, mit dem antiken Kunstgewerbe; gerade dieser Zweig, der doch bei den Griechen zu so hoher Blüte gedieh, hätte in Anbetracht des neuerlichen Aufschwungs auch unseres einheimischen Kunsthandwerks wohl eine eingehendere Behandlung verdient, zumal da in Bruno Buchers „Geschichte der technischen Künste" und in Heinr. Blümners „Kunstgewerbe im Altertum" so musterhafte Gesamtdarstellungen vorliegen. Im übrigen aber kann und soll dieser verzeihliche Mangel der warmen Empfehlung, die der Lübke redivivus in seiner neuen Gestalt verdient, keinen Eintrag thun; er wird überall, wo er einkehrt, als willkommener Gast begrüßt werden, und an dem Xenion, das er seinen Wirten zurückläßt, wird jeder seine Freude, Erbauung und Belehrung finden.

Ein besonderes Teilthema der bildenden Künste, die **Baukunst des Abendlandes**, behandelt Dr. Karl Schaefer in dem vierundsiebzigsten Bändchen der handlichen und billigen „Sammlung Göschen" (Leipzig, G. J. Göschen). Das Büchlein giebt einen raschen, aber klaren und bequemen Überblick über die Principien der verschiedenen Architekturepochen, unterrichtet an der Hand von zweiundzwanzig kleinen Figuren über die wesentlichen Merkmale der verschiedenen Stile und bespricht eingehender die wichtigsten Baudenkmäler von den frühesten Zeiten des Altertums an bis in die neueste Gegenwart. So viel Hübsches und Besonderes sich namentlich in den Abschnitten über Altertum und Mittelalter findet, schließlich muß man doch, wie bei solchen von vornherein genau dem Umfang nach abgemessenen Handbüchlein öfters, lebhaft bedauern, daß für die neuere und neueste Zeit verhältnismäßig so wenig Raum übrig bleibt. Das sonst so willkommene Heft würde gewiß allen Leuten der Praxis noch viel wertvoller erscheinen, wenn in einer späteren Auflage das neunzehnte Jahrhundert, mag es grundsätzlich noch so eklektisch verfahren, eine ausführlichere Behandlung erführe.


Die Göttin Kuan-Yin. Chinesisches Gemälde aus der Epoche der Yuen (1260 bis 1368).
(Aus „Grundriß der Kunstgeschichte" von Wilhelm Lübke. Stuttgart, Paul Neff.)

Als Ergänzung zu diesem Hilfsbüchlein darf Nummer 80 derselben Sammlung gelten, worin Karl Otto Hartmann einen Abriß der **Stilkunde** giebt (Leipzig, G. J. Göschen). Der Verfasser, dem zum Glück ein beträchtlich weiterer Spielraum gelassen ist, wollte ein Kompendium schaffen, das in gedrängter Kürze mit möglichster Übersichtlichkeit und Klarheit das Wichtigste über die Kunststile in ihrer Entwickelung aus den Kulturzuständen der verschiedenen Zeitalter sowohl nach der inhaltlichen wie formalen Seite vorführt, und zwar jedesmal in dem Umfange, welcher dem Einfluß der einzelnen Stilarten auf das Kunstleben in der Gesamtheit und insbesondere auch auf die Kunst der neuesten Zeit entspricht. In der Darstellung des Stoffes, welche manchmal rechte Schwierigkeiten bot, ist dankenswerterweise darauf Rücksicht genommen, daß das Werkchen ebensowohl für das Selbststudium wie für den Unterricht an höheren Lehranstalten Verwendung finden und sein Inhalt, wenn nötig, auch für weitergehende Fachstudien die erste zuverlässige, gediegene Grundlage bilden kann. Es unterrichtet schnell und sicher über die einzelnen Stile in Architektur, Malerei, Dekoration und Kleinkunst, wobei es durch nicht weniger als 179 gute Textillustrationen und zwölf Vollbilder wirksam unterstützt wird.

Ebenfalls „ein Stück Kunstgeschichte", und zwar eins, das sich heutzutage eines besonders lebhaften Interesses beim großen gebildeten Publikum erfreut, behandelt Karl Rosner in einem mittelstarken Bande der von Dr. Paul Born-

stein herausgegebenen Sammlung „Am Ende des Jahrhunderts“ (Berlin, Siegfried Cronbach). Sein Buch trägt den Titel **Die dekorative Kunst im neunzehnten Jahrhundert,** will und kann aber des verhältnismäßig beschränkten Raumes wegen, den man ihr zur Verfügung stellen konnte, keine erschöpfende Geschichte des Kunstgewerbes im neunzehnten Jahrhundert bieten, sondern beschränkt sich in weiser Maßhaltung darauf, in gemeinverständlicher Weise den Geist dessen verstehen zu lehren, was dem deutschen Kunstgewerbe in den letzten hundert Jahren Richtung und Ziel gegeben hat, und nur das herauszugreifen, was vielleicht späteren, noch fernen Zeiten als das Charakteristische im Kunstgewerbe dieser Epoche erscheinen wird. Der Verfasser ist alles andere eher als ein trockener Kompendienschreiber; sichtbar selber frisch von den Dingen angeregt, regt er weiter an. Die Wandlung vom Kalendarischen und Statistischen zum Seelischen und Ideenhaften, die mit unserer politischen Geschichtschreibung vor sich gegangen ist, diesen Zug erkennt er auch in der Kunstgeschichte wieder: nicht die Daten allein mehr interessieren uns, an denen ein Stil verschwand, um einem anderen Platz zu machen, nicht die Thatsachen der herrschenden Ideale sind nun das letzte Ziel des Forschers geworden, sondern der tiefere Grund der Thatsachen soll entschleiert werden; er will durch Beantwortung der letzten völkerpsychologischen und volkswirtschaftlichen Fragen zu belegen suchen, warum die Sehnsucht jener Zeiten gerade diese Wege ging. Daß dem vorliegenden Buche die befriedigende Lösung dieser hohen, schwierigen Aufgabe überall gelungen wäre, wird man nun zwar schwerlich behaupten können, aber schon der bloße Versuch fällt so interessant und zu eigenem stetem Nachdenken anregend aus, daß man die einzelnen Kapitel, deren Sprache zudem erfreulich frisch und persönlich anmutet, mit steigender Freude liest.

In fünfter Auflage hat sich vor kurzem der von Richard Muther, dem Verfasser der „Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert“, herausgegebene längst bewährte **Cicerone in der Münchener Alten Pinakothek** eingestellt (München und Leipzig, G. Hirths Kunstverlag). Die besonderen Zwecke und Grundsätze dieses eigenartigen Kunstführers, der nur ein einzelner Vertreter einer ganzen Sammlung von Galeriewerken, werden wohl noch in Erinnerung sein. Im Gegensatz zu den lexikalisch angeordneten Galeriekatalogen haben sich die Bände der Muther-Hirthschen Sammlung die Aufgabe gestellt, auf geschichtlichem Wege in das Verständnis der Kunstwerke einzuführen. Ihre Grundlage bildet demnach eine geschichtliche Darstellung, die zwischen den zerstreuten Werken das verknüpfende Band anweist und die einzelnen Bilder dem Zusammenhang des jeweiligen Kunstlebens einordnet. Eine gewisse Willkür wird freilich mit einer solchen Schilderung stets verbunden sein, da sie nicht aus dem Vollen schöpfen kann, sondern mit den oft dem Zufall unterworfenen Schätzen **einer** Galerie rechnen muß. Doch tritt dieser Übelstand bei der außergewöhnlich reichen Münchener Pinakothek weniger hervor, da sich ihre zufällig zusammengekommenen Teile, dank dem zielbewußten Sammeleifer der verschiedenen fürstlichen „Stifter“, sehr glücklich zu einem historischen Gesamtbild vereinen, das uns die Geschichte der Malerei vom Anfang des vierzehnten bis zum Schlusse des siebzehnten Jahrhunderts, in bescheideneren Grenzen sogar bis zum Ende des achtzehnten, in guten Mustern vor Augen führt. Diese Geschlossenheit kommt natürlich auch unserem „Cicerone“ zu gute. Trotzdem heben sich die bekannten Glanzpunkte der Münchener Sammlung gebührend hervor: die germanischen Meister der Reformationszeit mit Albrecht Dürer an der Spitze, der allein mit sechs Abbildungen vertreten ist, Murillo mit seinen prächtigen humorgetränkten Gassenbildern, die vlämischen Meister, alle überragt von Rubens, der in der Pinakothek heimisch ist wie nirgend sonst wo, und von van Dyck, der mit einem vollen Dutzend Meistergemälden an uns vorüberzieht, die niederländische Genre- und Landschaftsmalerei des siebzehnten Jahrhunderts, wie sie in den Bildern eines Teniers, Brouwer, Jan Peeters, Franz Snyders und anderer sich kund thut — alles dies spiegelt der „Cicerone“ in Text wie Illustrationen trefflich wieder. Sehr lebhaft und anregend behandelt Muther die Erläuterungen, überall den geschichtlichen Zusammenhang im Auge behaltend und doch jeden Künstler nach seiner individuellen Eigenart würdigend, innerstes Verständnis verratend und innerstes Verständnis erweckend. Leider hat die technisch-ästhetische Einleitung Georg Hirths, die bisher dem eigentlichen Führer vorgeheftet war, infolge der beträchtlichen Erweiterung beider Teile aus dem „Cicerone“ verbannt und einem eigenen Bande anvertraut werden müssen, der nun als Einleitung die ganze empfehlenswerte Sammlung eröffnet.

Über Böcklin hat uns die Feier seines siebzigsten Geburtstages im Herbst 1897 eine ganze Reihe von Monographien beschert, aber schwerlich eine biographisch so aufschlußreiche und in der Ausstattung so vornehme wie das schmale Heft: **Arnold Böcklin** von Heinrich Alfred Schmid (Berlin, F. Fontane u. Co.). Hier ist endlich einmal der Meister nicht bloß nach seinen künstlerischen Werken, sondern auch und vornehmlich nach seiner persönlichen Entwickelung, seinen Lebensverhältnissen, Arbeitsgewohnheiten und seiner Umgangsart geschildert, und zwar von einem Schriftsteller, der, seit Jahren mit dem Maler und seiner Familie befreundet, langjährigen, vertrauten Verkehr mit ihm unterhalten hat. Die Lebensdaten, die hier gegeben werden, sind demnach aus den zuverlässigsten Quellen geschöpft und berichtigen die bisherigen Angaben in vielen wesentlichen Punkten. Ein zweiter Aufsatz des Bändchens beschäftigt sich mit Böcklins Skizzen und schickt dem Texte sechs Entwürfe oder Studien des Meisters aus seinen späteren Lebens-

jahren (1874 bis 1885) nach, die einen äußerst reizvollen Einblick in die Art seines künstlerischen Schaffens gestatten. Namentlich die Vorstufen zu der „Liebesscene", einem frühverstorbenen Kinde der Böcklinschen Muse, und die Studien zur „Cholera", einem heute gleichfalls verschollenen Gemälde aus dem Jahre 1876, sprechen eine beredte Sprache, wie lebensvoll und plastisch diesem Dichtergeiste gleich die ersten Keime eines Bildes aus der poetisch abgerundeten Vorstellung entspringen. So dankenswert diese Abhandlung über einige Böcklinsche Skizzen aber auch sein mag, den Eindruck des zufällig Herausgegriffenen und Fragmentarischen wird man nicht ganz los; wer einen Leitfaden zum Verständnis der Böcklinschen Kunst will, wird doch besser zu Max Lehrs' hübschem Büchlein über **Arnold Böcklin** (München, Photographische Union) greifen, worin er für die bedeutendsten Gemälde des Meisters schlichte, aber stimmungsvolle und feinsinnige Umschreibungen und Auslegungen findet. Der Hauptwert der Schmidschen Veröffentlichung ist und bleibt der biographische Teil, der durch eine vorzügliche Reproduktion der auch in unserem letzthin veröffentlichten Artikel über die Berliner Nationalgalerie wiedergegebenen Böcklin-Büste von Adolf Hildebrand würdig eingeleitet wird. Wenigstens die Schlußsätze dieser lebensgeschichtlichen Charakteristik sollen hier nicht fehlen: „Kraft, Gesundheit, nüchterner Verstand, Geradheit und ein ungezwungenes Wohlwollen, das sind die Züge, die auch an der Person dieses Künstlers zuerst in die Augen springen, dem man krankhafte Ueberreizung, künstlerische Verlogenheit und Effekthascherei wie keinem zweiten nachgesagt hat. Auf einem gedrungenen stiernackigen Körper ein von Runzeln durchzogenes Gesicht, mit einem löwenmäßigen blauen Auge. Die ganze Erscheinung an den Offizier einer Civilarmee oder an einen alten Seebären erinnernd. Im Umgang kühl und stolz nur gegen solche, die ihn als eine Kuriosität, als Original zu behandeln versuchen, sonst liebenswürdig und von vornehmer Natürlichkeit. In der Unterhaltung ohne jede Spur von Bestreben, geistreich zu sein und berühmte Worte zu sprechen, aber stets geladen mit drastischen Vergleichen und trockenen Witzen. Beim Urteil über Künstler und Kunstwerke Lob und Tadel vorsichtig abwägend, und stets während des Sprechens nach Ausdrücken suchend, mehr einem Gelehrten ähnlich als einem Künstler. Von Natur groß angelegt, ein Mann, der seine Freiheit nie verkauft, mit den Verhältnissen nie paktiert und alles zu dem Berufe, den er gewählt, in vollem Maße besitzt, hat er die Ehrlichkeit des Starken; von Ehrgeiz nicht, sondern nur von Schaffensdurst geplagt und bescheiden in seinen Bedürfnissen, nie in der Versuchung, durch Liste und Ränke äußere Ehren zu erwerben, bewahrte er sich auch die Stärke des Ehrlichen. Auch seinen Schülern prägte er vor allem ein, sich zu geben, wie man ist. Er schätzte den Ruhm nicht so wie Anselm Feuerbach. ‚Hütet euch vor dem Große-Männer-werden-wollen': das ist das Vermächtnis Arnold Böcklins." ...



Aphrodite von Capua. (Neapel.)
(Aus „Grundriß der Kunstgeschichte" von Wilhelm Lübke. Stuttgart, Paul Neff.)

Paul Schlenther hat seiner Hauptmann-Biographie als Schild und Wehr das Wort mit auf den Weg gegeben: dieses Buch will nicht urteilen, sondern nur darstellen. Es hat dies Wort gehalten, ist aber doch ein durch und durch warmes, persönliches Buch geworden, das aus dem Herzen seines Verfassers keine Mördergrube macht. Neuerdings ist in dem von Schlenther herausgegebenen kulturhistorischen Sammelunternehmen „Das neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwickelung" ein Werk erschienen, das sich die Schlentherſche Maxime zu eigen macht und sie doch auch wieder selbständig und eigenartig variiert: **Die deutsche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts** von Cornelius Gurlitt (Berlin, Georg Bondi). Auch Gurlitt lehnt es ab, irgendwo ein absolutes, endgültiges Urteil zu fällen; aber ebensowenig lockt ihn offenbar die vielgerühmte „ruhige Objektivität". Denn „objektiv" zu urteilen in Dingen, an denen man seelisch beteiligt sei und für die es kein festeres Gesetz gebe als das Empfinden, sei unmöglich, so oft sich auch Kenner in dem Wahne befanden, es thun zu können, und Ästhetiker meinten, die Gesetze hierfür gefunden zu haben. Was in diesem Buche das Wort führt, ist vielmehr ganz und gar Gurlitts Ich, seine unverblümte, unverkünstelte Persönlichkeit, die sich ihr Temperament ebensowenig eindämmern läßt wie ihren durch und durch eigenwüchsigen Stil. Aber diese Persönlichkeit verfügt über eine staunenswerte Wandlungsfähigkeit, dank der sie sich in die verschiedenartigsten Kunstperioden und deren Geist geschickt und schnell einzuleben weiß. Gurlitt

operiert nicht mit toten Schablonenbegriffen, sondern prüft jede einzelne künstlerische Erscheinung und ihre Werke auf Absicht und Mittel. Er sucht das besondere, eigenartige Ideal einer jeden Zeit zu erkennen und danach Entstehung, Wirkung und Wertung der Kunstwerke zu ermessen. In der Kunstauffassung liegt für ihn die eigentliche geistige Kunstgeschichte. Jedermann weiß z. B., daß über Peter von Cornelius zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden geurteilt worden ist. Warum? In dem Wechsel der Urteile liegt der Kern der Kunstgeschichte; ihn gilt es darzustellen. Den sogenannten „höheren Standpunkt“, der sich ein Ewigkeitsmoment anmaßt, giebt es für Gurlitts Buch nicht; daher die wohlthuende Milde, die stete Bemühung, zu verstehen, auch dem Kleinen seine rechtmäßige Domäne zu wahren, einem jeden seinen eigenen Maßstab zu finden; daher die weitblickende Vielseitigkeit, die bei diesem ausgebildeten Subjektivismus so überrascht. So widersinnig es klingt, es ist richtig: der Freund Overbecks wie der Freund Liebermanns findet in diesem Pantheon seine Götter. Es wäre ebenso thöricht wie leicht,



Unteritalische Prachtamphora.
(Aus „Grundriß der Kunstgeschichte“ von Wilhelm Lübke. Stuttgart, Paul Neff.)

einem solchen Buche hier und da etwas Kritisches am Zeuge flicken zu wollen; auch wenn man nichts gelten lassen wollte, die mutige, kraftvolle, selbstherrliche Individualität, die sich darin verkörpert, muß man „stahn“ lassen, und sie ist das Wertvolle, Entscheidende an dem Werke. Die Verlagshandlung hat dem starken, siebenhundert Seiten umfassenden Bande vierzig Abbildungen von Kunstwerken der Architektur, der Plastik und der Malerei mit auf den Weg gegeben, die aber leider in der Wiedergabe manches zu wünschen übrig lassen.

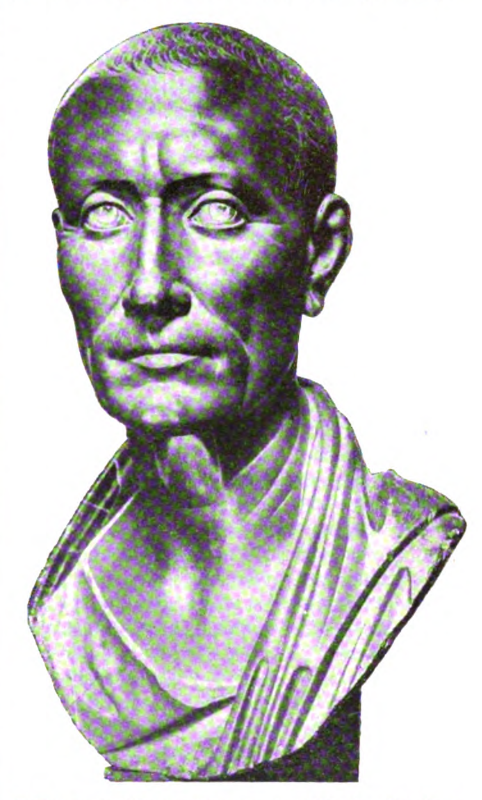
Von dem **Hausschatz moderner Kunst**, einer Veröffentlichung der Wiener „Gesellschaft für vervielfältigende Kunst“ (Wien, Luftbadgasse 17), auf die hier wiederholt empfehlend hingewiesen worden, liegen uns drei neue Hefte vor (Nr. 18 bis 20). Sie enthalten fünfzehn in Folioformat vorzüglich wiedergegebene Radierungen nach Gemälden von Böcklin, Spitzweg, Deiker, Moriz von Schwind, Ludwig Richter, Andreas Achenbach, Gabriel Max, Lenbach, Anselm Feuerbach u. a. und lassen nur bedauern, daß das allseitig freudig begrüßte Unternehmen mit diesen prächtigen Gaben, wie es scheint, vorläufig seinen Abschluß gefunden hat.

Noch in den ersten, aber schon vielversprechenden Anfängen begriffen ist dafür ein zweites Unternehmen derselben Gesellschaft, die bisher mit zwei Heften vertretenen **Bilderbogen für Schule und Haus.** Es hat lange gewährt, bis man eingesehen hat, daß man gerade den zarten, daher aber um so empfänglicheren Kindergemütern nur das Beste an Unterhaltungs- und Bildungsstoff bieten dürfe. Unsere gesamte Jugendlitteratur, voran die Bilderbücher à la „Struwwelpeter“ und „Suppenkaspar“, bedarf einer gründlichen Reform, und jeder ernsthafte Versuch, an ihr mitzuhelfen, kann nicht mit genug Freude begrüßt werden. Die österreichischen Jugendbilderbogen gehören nun aber mit in die erste Reihe dieser erfreulichen neuen Erscheinungen. Daß Schule und Haus dabei als zwei enge, hilfreiche Verbündete angesehen werden, mag mit besonderer Genugthuung hervorgehoben werden. Der Schule sollen die Bilderbogen zu gute kommen, indem sie ihr eine Fülle bildlichen Anschauungsmaterials aus allen Gebieten des Wissens in systematischer Form und künstlerischer Gestalt übermitteln, dem Hause, indem sie ein engeres Band zwischen den geistigen Interessen von jung und alt knüpfen und bei den Erwachsenen die oft brachliegende Lernlust wieder neu beleben. Wie sich das Unternehmen in den Dienst der geistigen Bildung stellt, will es auch spielend den Boden schaffen für ein allgemeines, gesundes Kunstempfinden und -verständnis, an denen es bei uns noch so vielfach mangelt. Für eine gemeinsame, sich gegenseitig fördernde Thätigkeit von Kunst und Pädagogik, wissenschaftlicher Erfahrung und künstlerischem Schaffen hat die Leitung Sorge getragen, und so darf man denn in der That hoffen, daß auch durch dieses neue Mittel des lebendigen Anschauungsunterrichtes in der Schule wieder ein paar hohle Schemen grauer Theorie und Abstraktion aus dem Felde geschlagen werden. Und noch eins läßt uns Gutes hoffen.

Diese Bilderbogen, soviel Proben bisher davon vorliegen, drohen, wie das sonst wohl bei „Hilfsmittel des Jugendunterrichtes“ der Fall, mit keinem bethlehemitischen Massenmorde kindlicher Phantasie. Sie hüten sich vor gar zu großer Genauigkeit und Kleinigkeitskrämerei in ihren Darstellungen und lassen dem holden Ahnungsvermögen des Kindes immer noch genug Spielraum. Anstatt eines toten Ausschnittes aus der Natur und steifer Wiedergabe geschichtlicher Vorgänge bringen sie künstlerische Schöpfungen, die die Phantasie beleben und ausspinnen kann. Wo es nötig erschien, ist auf der Rückseite der in Großfolio gegebenen Bilder ein knapper erläuternder Text hinzugefügt. Was den Inhalt der bisher erschienenen „Bilderbogen“ angeht, so finden wir außer Hauptgestalten aus der Heiligen Schrift, der Sage, der Märchen und der Geschichte auch die wichtigsten Erscheinungen der Erdoberfläche, der Tier- und Pflanzenwelt, der bedeutendsten Denkmäler menschlicher Kulturentwickelung und die hauptsächlichsten Errungenschaften der Technik und Industrie dargestellt. Besonders ragen unter den Blättern Leslers „Dornröschen“, Suppantschitschs „Weinbau“, Pocks „Löwen“, Simonys „Kleinvieh“, Altwirths „Kreuzfahrer“, Haßmanns „Belagerung einer Stadt“ und Urbans „Städtisches Leben“ hervor.

Eine Stufe höher zur Wissenschaft empor steigt die **Allgemeine Erdkunde in Bildern**, die, mit besonderer Berücksichtigung der Völkerkunde und Kulturgeschichte, Dr. Alwin Oppel und Arnold Ludwig im Verein mit vielen anderen hervorragenden Fachmännern herausgeben und die nun schon in dritter Auflage vorliegt (Breslau, Ferdinand Hirt). In unmittelbarem Anschluß an die Darstellung der allgemeinen geographischen Übersichten und der Geländeaufnahme werden die landschaftlichen Formen der Erdoberfläche behandelt, wobei die Ebene den Anfang macht und die bewegten Geländeformen als Hügelland, Mittel- und Hochgebirge, sowie die verschiedenen Gebirgstypen sich anschließen. Zur Ergänzung dienen achtzehn farbige Landschaften, die die wichtigsten Typen darstellen, wobei auf die Licht- und Lufterscheinungen und die Färbung der vorkommenden Gewässer nach Möglichkeit Rücksicht genommen ist. Specialfächer der allgemeinen Erdkunde schließen sich an: Flußkunde mit Flußnutzung und Wasserbau, Vulkanismus und heiße Quellen leiten zur eigentlichen Geologie über. Über „Küste“ und „Inseln“ gelangen wir dann zum „Meer“, wobei sich reichliche Gelegenheit zur Darstellung des Schiffswesens und der deutschen Marine insbesondere bietet. An die Meereskunde schließt sich naturgemäß die Wetterkunde an, aus deren Gebiete eine Anzahl Licht- und Lufterscheinungen veranschaulicht werden. Pflanzenkunde, Völkerkunde, Verkehrsverhältnisse und Jagdwesen sind dann zum Schluß mit farbigen Tafeln wieder besonders reich bedacht. Ein knapper, aber überall wissenschaftliche Exaktheit anstrebender Text begleitet die durchweg vorzüglich wiedergegebenen, für den Gebrauch in Schule und Haus höchst empfehlenswerten Bilder.

Diesem Überblick über neuere Kunstlitteratur sei ein kurzer Hinweis auf drei „ritterliche“



Büste eines Römers (sogenannter Cäsar). (Berlin.)
(Aus „Grundriß der Kunstgeschichte“ von Wilhelm Lübke. Stuttgart, Paul Neff.)

Prachtwerke nachgeschickt, die man anderswo schwer einzureihen vermöchte. Roß und Wagen behandeln die beiden ersten. Ein weitangelegtes Lieferungswerk verherrlicht **Das deutsche Roß in Geschichte, Sitte, Sang und Sage** (Leipzig, E. F. Steinacker). Friedrich Karl Deves hat den kulturgeschichtlich wie zoologisch kenntnisreichen und dabei schwung- und kraftvollen Text geschrieben; Theodor Rocholl, wenn wir nicht irren, ein bewährter Schlachtenmaler, zahlreiche Kunstblätter dazu entworfen, die eine große Vertrautheit mit dem Leben unseres aristokratischsten Tieres verraten.

Historische und moderne Wagen des Großherzoglichen Hofes zu Weimar (Berlin, A. Nesselmann) führen uns neununddreißig fein ausgeführte Querfolio-Tafeln in eleganter Mappe vor Augen. Der Kulturhistoriker findet hier eine umfangreiche Sammlung von Wagen der verschiedensten Konstruktionsarten und aus den verschiedensten Zeiten, darunter manche von ganz eigenartigem Aussehen; der Sportliebhaber aber wird vielleicht gerade diesen merkwürdigen Gebilden der Wagenbaukunst besonderes Interesse abgewinnen.

Einige von den Tafeln seien besonders hervorgehoben: Tafel 1 stellt eine Jagdpartie des Großherzogs Karl August dar, und zwar nach dem bekannten Gemälde des Malers Schwerdgeburth; Tafel 11 bringt die Kalesche, die Goethe viele Jahre hindurch benutzt hat; Tafel 28 zeigt einen uralten sogenannten transportablen Jagdschirm, vielleicht das merkwürdigste Gefährt, das gegenwärtig in Europa zu sehen ist.

Gleichfalls mit der Geschichte des weimarischen Fürstenhauses verknüpft ist das Geschlecht und die Burg Kronberg, deren Ursprung, Blüte und Ausgang uns Ludwig Freih. von Ompteda in dem Prachtwerke **Die von Kronberg und ihr Herrensitz** (Frankfurt a. M., Heinrich Keller) in Form einer kulturgeschichtlichen Erzählung schildert. Das Werk ist auf Anregung der Kaiserin Friedrich entstanden, der Eigentümerin und Wiederherstellerin des imposanten Herrensitzes, und verfolgt auf Grund sorgfältiger Studien das berühmte Adelsgeschlecht der Kronberge bis ins zwölfte, ihren herrschaftlichen Landbesitz bis ins achte Jahrhundert zurück. Von dem wechselvollen Hintergrunde der allgemeinen Familiengeschichte heben sich die persönlichen Lebensbilder einzelner Glieder des Geschlechts ab: tüchtige Männer, die zum Teil in den Gang der deutschen Geschichte mitbestimmend eingegriffen haben, sei es als Minister des Kurfürsten von Mainz, als Inhaber dieses erzbischöflichen Stuhles, als Hochmeister des Deutschen Ordens, als Freunde der Reformatoren oder als Kriegsoberste im Dreißigjährigen Kriege. Mit dieser Familiengeschichte verbindet sich die Baugeschichte der Burg und die Darstellung ihrer Schicksale, in neuester Zeit mit Ausblicken auf die ihr zur Seite tretende Meisterschöpfung der modernen deutschen Bau- und Gartenkunst, das Schloß Friedrichshof. Der reiche Stoff, nach allen Seiten hin verfolgt und ausgesponnen, bot dem Verfasser vielfach ungezwungene Gelegenheit, die Einzelbilder zu großen allgemeinen Zeit- und Kulturgemälden auszugestalten, die dann durch die meisterhaften Radierungen Conrad Sutters und die zahlreichen landschaftlichen, architektonischen und heraldischen Textbilder noch besonderen Wert und Reiz erhalten haben.

Zur Herausgabe eines von innerer Poesie durchwärmten, nicht bloß äußerlich mit prunkenden Illustrationen geschmückten Prachtwerkes über den **Harz** (Leipzig, C. F. Amelang) konnte gewiß kein Berufener gefunden werden als der seit Jahren in Wernigerode heimisch gewordene Hans Hoffmann, der Natur, Welt und Menschen mit dem sonnenhaften Auge eines echten Dichters sieht und für die poetische Schilderung schöner Landschaften so entzückend warme Töne auf der Palette hat. Seine farbenreichen, Land und Leute, Geschichte und Litteratur kunstvoll verwebenden Schilderungen werden deshalb für den Leser immer den Hauptreiz des vorliegenden Buches ausmachen, so geschickt und anregend ihn auch seine gelehrten Mitarbeiter — Dr. von Koenen, der das Geologische, Dr. Regel, der die Geographie, Dr. Marshall, der die Zoologie, Dr. Peter, der die Botanik, Dr. Förtsch, der das Vorgeschichtliche, Dr. Jacobs, der Geschichte und Kulturgeschichte des Landes behandelt — unterstützt haben. Zahlreiche Abbildungen begleiten den Text, äußerst mannigfaltig in den Stoffen, immer anziehend in der Form; aber, wie gesagt, weitaus das Beste an dieser Gabe bleibt doch die goldene Phantasie, der jugendfrische Humor, mit dem die dichterisch gesehenen und wiedergegebenen Bilder des Herausgebers das schöne norddeutsche Gebirgsland verklärt haben — eingedenk der Mahnung des alten köstlichen Harzspruches:

Es grüne die Tanne, es wachse das Erz,
Gott schenke uns allen ein fröhliches Herz!

F. D.

Vor Jahresfrist habe ich in diesen Blättern Hugo Salus als einen lyrischen „Könner“ begrüßt, der Eigenes eigen zu sagen weiß, ohne erst auf metrische und stilistische Abenteuer gehen zu müssen. Seitdem ist dem ersten Bändchen „Gedichte“ ein zweites **Neue Gedichte** gefolgt (Paris, Leipzig, München, Albert Langen), das mir jenes günstige Vorurteil auf das erfreulichste bestätigt hat, zumal es neben den alten vertrauten Zügen manche neue in der geistvollen und liebenswürdigen Dichterphysiognomie hervortreten läßt. Wieder finden wir zunächst Kabinettstücke einer Gelegenheitspoesie im besten Sinne, die bald aus alltäglichen äußeren Anregungen anmutige Phantasien spinnt — wie wenn z. B. der Name Gavabella auf einem Schneiderschilde dem Poeten die ganze Herrlichkeit Italiens vor die Seele zaubert —, bald ebenso einfache innere Erlebnisse in eine reiche und dabei ganz ungesuchte Bildlichkeit kleidet, am vollkommensten wohl in dem entzückenden „Präludium“. Daneben fehlt es auch diesmal nicht an jenen feinpointierten Tändeleien, die man als Anakreontik, erhöht um die anderthalb Jahrhunderte Goethe, bezeichnen könnte, und an eine verwandte Richtung derselben Zeit, an Geßners Schäferpoesie, erinnert in gleichem Sinne das taufrische Idyll „Frühling“. Aber daneben klingen andere Töne stärker vor, einmal jene weichen träumerischen Weisen, ganz Melodie, ganz Stimmung, die Salus selbst in der schönen Strophe „Stille Gedichte“ so kennzeichnet:

Es giebt eine Art von stillen Gedichten,
Die nichts erfinden und nichts berichten,
Die wie mit schlanken, blassen, weichen
Fingern über die Stirn dir streichen,
Die wie ein Hauch mit zagem Wehn
Träumend öffnen der Seele Thüren
Und schwebend durch deine Seele gehn,
Worte hauchend im Verwehn,
Die dich jählings zu Thränen rühren ...

Dann aber in volleren Accorden eine männliche, gedankenreiche Poesie, oft von ergreifender Symbolik und packender Unmittelbarkeit der dichterischen Anschauung, wie die „Acherontischen Sicilianen", der „Christabend" und andere mehr. In allen diesen mannigfaltigen Dichtungen, die der kleine Band umschließt, zeigt sich wieder dieselbe mühelose Formvollendung wie in den Erstlingen, nicht jene langweilige und billige der ewig gleichen schönen Linie, sondern die weit seltenere charakteristische, immer neue, die der organischen Einheit von Stoff und Fassung entspringt. Da auch die herzhafte Lebensfreude noch überwiegt selbst in solchen Gedichten, die in des Lebens Tiefen hinabreichen, so hätte ich an dem Büchlein wirklich nichts zu schelten, wäre nicht die Faustscene „Der Schüler" darin, in der ich die widerspruchsvolle Lösung eines ewigen Problems beim besten Willen nicht verstehe und die mir schon deshalb des Dichters nicht würdig scheint, weil sie als bewußte Nachahmung eines fremden Stils kein Werk der Kunst, sondern ein Kunststück ist.

Es liegt in der Natur der beiden Dichtungsgattungen, daß selten ein guter Lyriker auch im Drama Hervorragendes leistet. Hermann Lingg macht leider keine Ausnahme von dieser Regel. Keins der sechs Stücke, welche die neue Gesamtausgabe seiner **Dramatischen Dichtungen** (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhdlg. Nachf.) enthält, reicht an die Größe und Bedeutung seiner Gedichte heran; selbst die beiden geschlossensten Schöpfungen, die Einakter „Klytia" und „Die Frauen Salonas", erinnern nur in ihren lyrischen Einlagen an den Meister des historischen Liedes, dem unser poetischer Nationalschatz so manche unvergängliche Perle verdankt. Kein Wunder, daß sie allesamt wohl die Bühne gewonnen, aber nicht behauptet haben. — Da versteht sich Heinrich Bulthaupt besser auf das dramatische Metier. Seine Tragödie **Die Malteser** ist eine tüchtige Arbeit, hat dementsprechend ihre Bühnenwirkung gethan und ist als Buch bereits in zweiter Auflage erschienen (Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhdlg. [A. Schwartz]). Der Schillersche Entwurf ist in der That nur „frei benutzt", das Motiv der leidenschaftlichen Männerfreundschaft durch Frauenliebe ersetzt, auf den Chor mit Recht verzichtet, mit minderem Recht nach moderner Technik die Zahl der fünf Akte, die Schiller zweifellos zu füllen gewußt hätte, auf vier eingeschränkt. Der Dramaturg und Bühnenpraktiker zeigt sich in der Sicherheit des Aufbaues, der effektvollen Scenenanlage, der entschlossenen, wenn auch die Mittelfarben vielfach verschmähenden Charakteristik, nicht minder in dem runden Vers und in der kräftigen Sprache, die ebenfalls ihre Abkunft von Schiller nicht verleugnen. Dennoch glaube ich nicht, daß das Werk dauern wird: so nahe die Konflikte darin uns zu liegen scheinen, sie lassen uns doch kalt, weil es dem Dichter nicht recht gelungen ist, sie über das Zeitlich-Zufällige in das Allgemein-Menschliche zu erheben. Malta und die Türken, die Gelübde der Johanniter an sich sind uns Hekuba. Schließlich gilt auch von dieser, wie von allen Nach- und Ausdichtungen Schillerscher Entwürfe, dem Dutzend „Demetrius" voran, der Vers des heutzutage wieder einmal „gänzlich überwundenen" Platen:

> Und schwierig ist's, mit Würde sich zu fassen
> Auf einem Stuhl, den Schiller leergelassen.

Nach Liedern und Dramen eine Meisterleistung auf dem Gebiete, auf welchem uns dank der Natur unserer Sprache und ihrer Kultur durch eine lange Reihe von Sprachkünstlern keine andere Nation gleichkommt: **Ovids Verwandlungen.** In Stanzen übersetzt von Constantin Bulle (Bremen, M. Heinsius Nachf.). Wer den Ovid nicht im Original gelesen hatte und zwar als reifer Mensch, der konnte ihn bisher nicht kennen, denn in den Verdeutschungen Vossens und seiner Nachfolger, auch der besten, machte dieser klassische Romantiker eine vollständig schiefe Figur: seine in jähem Wechsel in allen Farben spielende Phantasie, sein echtes und sein falsches Pathos, seine Grazie, seine Laune, seine Ironie, kurzum die ganze poetische Meisterschaft, mit der er das Abenteuerliche und Wunderbare jeder Art stets fesselnd zu erzählen und zu beleuchten weiß — das alles ging unterschiedslos in der Einförmigkeit des deutschen Massenhexameters auf, und damit verwischte sich des Dichters individuelle Physiognomie bis zur völligen Unkenntlichkeit. Da hat nun Bulle zunächst den rechten Griff gethan, indem er die romanische Stanze Ariosts und Tassos, die bei uns Deutschen seit dem „Oberon" heimisch und allmählich fähig geworden ist, alle möglichen Stoffe und Stimmungen in sich aufzunehmen, dem antiken Kollegen anpaßte. Aber mit der glücklichen Wahl des Metrums war nur der erste Schritt gethan, nun kam die Arbeit, eine langjährige und mühevolle, zwölftausend lateinische Hexameter in zweitausend deutsche Stanzen umzusetzen, ohne zu frei, ohne schwach, ohne müde und ermüdend zu werden. Kunst und Geschmack, Fleiß und technisches Geschick in seltenem Bunde haben das Werk gelingen lassen und uns den ersten deutschen Ovid geschenkt, an dem Kenner und Laien gleichermaßen ihre Freude haben können.

Nur kurz erwähnt sei schließlich Paul Pochhammers Führer **Durch Dante** (Zürich und Leipzig, Karl Henckell u. Co.), ein Dantino, darin nach der Weise der italienischen Argomenti in hundert Stanzen der Inhalt der hundert Gesänge der „Göttlichen Komödie" zur Übersicht und Orientierung für Dantefreunde zusammengefaßt ist. Der Wille ist gut, das Vermögen an Kunst und Wissen auch; möge also das Büchlein — der Vorläufer eines ganzen Dante in deutschen Stanzen — in des begeisterten Verfassers Sinne Neophyten für seinen Meister werben!

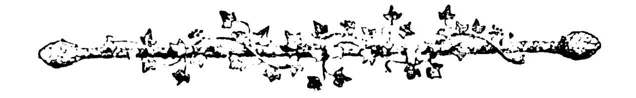
W. Br.

* *
*

Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Von Dr. H. Ploß. Anthropologische Studien. Sechste umgearbeitete und vermehrte Auflage, herausgegeben von Dr. Max Bartels. (Leipzig, Th. Griebens Verlag.) — Das bekannte und mit Recht so geschätzte Werk tritt uns hier in neuem Gewande entgegen. Daß der naturwissenschaftliche Forscher zunächst hier überall seine Rechnung findet, versteht sich von selbst, aber auch der Ethnologe, Kulturhistoriker, Ästhetiker und endlich der wißbegierige Laie geht nicht leer aus. So wird in einem eigenen Kapitel die Verschiedenheit des Frauenideals bei den einzelnen Völkern einer eingehenden Betrachtung unterzogen, wir lernen aufs neue, daß auch in dieser Beziehung von keinen übereinstimmenden Normen die Rede sein kann, sondern daß ganz unvergleichbar die betreffende Wertschätzung der charakteristischen Züge der weiblichen Schönheit schwankt. Überall erhalten wir auch sehr reichhaltige Belege aus der poetischen Litteratur gleichsam als Illustrationen angeführt. Einen ganz anderen Ausblick verschafft uns die psychologische Auffassung des Weibes, wie es in der Überschrift des Abschnittes lautet, wo manche recht brennende Streitfragen unserer Zeit (so die Emancipation) erörtert werden. Ein äußerst wichtiges Gebiet der Forschung betreten wir endlich in der Betrachtung der socialen und religiösen Stellung der Frau auf den verschiedenen Kulturstufen. Es darf wohl als bekannt vorausgesetzt werden, daß der Mutter, selbst bei roheren Stämmen, ursprünglich eine verhältnismäßig hohe Achtung entgegengebracht wurde, in ähnlicher Weise wie der Priesterin. Dieser religiöse Ausblick läßt aber eine doppelte Auffassung und Auslegung zu; entweder ist das Weib die Vertreterin der Gottheit, die durch ihren Mund spricht, oder einer dämonischen teuflischen Macht, welche die Menschen in Unheil und Verderben stürzt, — der auf dem ganzen Erdball wiederkehrende Hexenglaube sproßt hier mit unheimlicher Wucht und Schnelligkeit auf. Religion und sociales Leben sind, wie überall, so auch hier aufs engste miteinander verknüpft. Weit über vierhundert vorzügliche Abbildungen, oft seltenen, schwer zugänglichen Originalen entnommen, veranschaulichen den reichen Text, dessen fesselnde Darstellung, die sehr oft durch Citate aus den betreffenden Meisterwerken der Litteratur noch mehr gewinnt, sich jedenfalls viele Freunde, wir wiederholen es ausdrücklich, auch außerhalb des engeren fachwissenschaftlichen Kreises erwerben wird. Wir können somit das außerdem verhältnismäßig billige Werk (siebzehn Lieferungen zum Gesamtpreis von 26 Mark) aus vollem Herzen empfehlen. Th. A.

* * *

Fünf Vorträge über den griechischen Roman. Von E. Schwartz. (Berlin, G. Reimer.) — Diese vielleicht durch Birts römische Litteraturgeschichte „in fünf Stunden gesprochen" angeregten Vorträge, welche im Freien Deutschen Hochstifte zu Frankfurt a. M. gehalten sind, wollen nicht etwa die Ergebnisse von Erwin Rohdes bekanntem Werke über den griechischen Roman popularisieren, sondern verfolgen vielmehr das Romanhafte, das Teratologische in der griechischen Litteratur von seinen Anfängen im Epos, insbesondere in der Odyssee, durch die Vermenschlichung der Mythen bei Hekatäus und seinen Nachfolgern, die politisch-ethischen Utopien, die romanhafte Geschichtschreibung der Jonier, wie sie besonders das Leben Alexanders des Großen in Wunder eingesponnen hat, und so fort durch Jenseitsphantasien und legendare Lebensbeschreibungen von Künstlern und Heiligen bis zu den eigentlichen erotischen Romanen der späthellenistischen Zeit. Der reiche und dankbare Stoff hat in Schwartz einen vortrefflichen Bearbeiter gefunden, einen Gelehrten zugleich und einen Künstler von Stilgefühl, der die Vortragsform wirklich mit lebendigem Wort erfüllt hat und seinen Gegenstand stets so zu behandeln weiß, daß er das Interesse des Lesers gewinnt und festhält, sei es um des besonderen Gegenstandes selbst willen, sei es wegen allgemeiner Erkenntnisse, die daraus zu gewinnen sind, sei es in Parallele zu modernen Litteraturerscheinungen. Ich empfehle das Büchlein um so mehr, als es mit Ausnahme Homers fast nur Kunstgebiete behandelt, die sonst dem größeren Publikum fernliegen, und somit die übliche Kenntnis der Dramatiker und Lyriker glücklich vervollständigen kann. W. Br.



Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten an:
die Redaktion von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften in Braunschweig.



Ein Retter seiner Ehre.

Novelle

von

Karl Emil Franzos.

II.

Am nächsten Sonntag erst — es war der erste schöne Tag nach langen Stürmen, und die Sonne brannte warm auf die grünen Halden nieder — trat er gleich nach dem Frühstück auf mich zu.

Ob ich ihm gestatten wolle, fragte er, mich auf meinem Spaziergange nach Rigi-First zu begleiten. Und als ich ihn darum bat, begann er, kaum daß wir das Haus verlassen hatten: „Also die Geschichte von Herrn Brands Trauerspiel! Aber wozu das nutzlose Versteckspiel? — die Geschichte, wie ich wurde, was ich nun bin.

„Leicht fällt's mir nicht, und ich habe lange mit mir gerungen, ob ich's thun soll. Denn wer A gesagt hat, muß ja, heißt es, B sagen, und da Sie das Stück aufmerksam gelesen haben, so wissen Sie von mir ohnehin mehr als andere. Aber so wenig ich mich liebe — die ganze Wahrheit zu sagen, fällt mir doch bitter. Denn jetzt halten Sie mich nur eben für einen unnützen, unerquicklichen Menschen, für einen schlechten Dichter, und wenn ich geredet habe, so denken Sie wohl: ein gemeiner Kerl! ...

„Vielleicht auch nicht, vielleicht verstehen Sie zum mindesten, wie alles so gekommen ist: ein Unheil nach dem anderen und aus dem anderen ...

„Jedenfalls will ich's auf diese Hoffnung hin wagen. Wenn man so ganz allein ist wie ich, so schrecklich allein — auch mein Bruder Karl will nun nichts mehr von mir wissen ..."

Seine Stimme brach sich. Erst nach einigen Minuten fuhr er fort:

„Ich habe Ihnen schon erzählt, in welcher Stimmung ich das Zeug geschrieben habe. Ich war wie trunken von der Erkenntnis, nun endlich den rechten Weg gefunden zu haben — und diese Trunkenheit war stärker, als sie mich je vorher erfüllt hatte; selbst nicht in den ersten Zeiten im Atelier war mir so zu Mut gewesen.

„Das war begreiflich, dort mußte ich nach Vorlagen, höchstens nach der Natur zeichnen, und hier hatte meine Phantasie freies Spiel. Eins vor allem hob mir das Selbstgefühl: das Ding quoll mir nur so aus der Feder. Denn der Stoff war mir ja ver-

traut — ich hatte mich als Student der Kunstgeschichte mit Helfenrieder beschäftigt — und wie einem Maler zu Mut ist, der an seinem Können verzweifelt, wußte ich ja auch — und ob das, was ich da hinschmierte, ein Drama sei, kümmerte mich den Teufel was.

„Schreiben, alles, was mich erfüllte, ausströmen, fertig werden — das war alles, was ich zunächst wollte, zunächst denken konnte. Ich schlief kaum, aß wenig, ging selten und dann nur für eine Viertelstunde an die Luft — ich schrieb nur immer, mit der seltsamen Empfindung, als stünde jemand hinter mir und diktierte mit halblauter, aber eindringlicher Stimme, rasch, immer rascher, daß ich ihm kaum folgen konnte. Das Ding hat, wie sie gesehen haben, etwa fünftausend Druckzeilen; ich habe es in zwölf Tagen geschrieben.

„Also ein Rausch, ein Fieber. Daran werden Sie denken müssen, um es begreiflich zu finden, daß ein leidlich gebildeter Mensch in reifen Jahren einen solchen Wechselbalg als Drama in die Welt setzen konnte.

„Als ich endlich fertig war, hatte ich nur ein Gefühl: als ob sich mir eine schwere Last vom Herzen gelöst hätte, und nur einen Wunsch: nachzuholen, was mir jene erbarmungslose Stimme durch zwei Wochen verwehrt hatte: mich gehörig auszuschlafen. Nur noch vorher tüchtig zu Abend gegessen und dann ins Bett.

„Das war alles, was ich dachte, als ich eine halbe Stunde später aus meiner Wohnung in der Viktoriastraße zu Dressel fuhr. Was das Zeug wert war, was ich damit anfangen wollte, daran dachte ich nicht.

„In dem Augenblick, als ich — es war Anfang Mai an einem Sonntag, gegen zehn Uhr — vor dem Restaurant Unter den Linden aus der Droschke stieg, ging zufällig ein Bekannter vorbei und begrüßte mich ...

„Ich habe oft darüber nachgegrübelt, ob ohne den Zufall dieser Begegnung nicht alles anders und besser mit mir gekommen wäre. Lächeln Sie nicht, wenn ich, doch sicherlich kein Freund angenehmer Selbsttäuschung, gestehe, daß ich dies für gewiß halte ...

„Indes — gleichviel — der Mann kam eben vorbei ...

„Es war ein Herr —“ Er nannte den Namen. „Sie dürften ihn vermutlich kennen?“

Ich bejahte.

„Dann kann ich mir wohl Ihnen gegenüber eine Charakteristik dieses sauberen Gesellen sparen. Ich aber wußte damals von ihm nur, daß er ehemals Schauspieler gewesen, nun Kritiken in eine ganz gelesene Zeitung schrieb und bei recht angesehenen Leuten empfangen wurde. In einem solchen Hause hatte ich ihn kennen gelernt; er war ungemein zuthunlich zu mir gewesen, hatte sich mir auf dem Heimweg angeschlossen und wir waren zusammen ins Café Kaiserhof gegangen.

„Die Art, wie er dort mit den Litteraten verkehrte, ließ mich erkennen, daß der Mensch, trotz seiner Jugend und seiner schlechten Manieren, in diesem Kreise immerhin eine gewisse Rolle spielte. Darum nahm ich sein Anerbieten an und ließ mich von ihm an einem der nächsten Abende in eine litterarische Vereinigung einführen, wo ich einen amüsanten Abend verlebte.

„Dort erfuhr ich — und nicht von ihm allein —, daß er in der That eine Art Einfluß hatte. Da glaubte ich denn keine besondere Gefahr zu laufen, wenn ich ihn zu einem kleinen Diner einlud. In der That aß er dabei nur unanständig viel und beschmutzte sich gleich bei Beginn den Frack, sonst lief alles leidlich ab.

„Das war knapp vor Ausbruch meines Furor poeticus gewesen und daher diese Begegnung bereits die vierte in unserem Leben. Grund genug für ihn, mich jubelnd zu begrüßen und meine ungeduldige Frage — denn mich hungerte —: ‚Kommen Sie mit?‘ als Einladung aufzufassen.

„Während wir so sitzen und etwas Hummer mit Chablis begießen, sagt der kleine Mensch plötzlich:

„‚Herr Doktor, Sie sind ein Dichter! Auch ein tüchtiger Gelehrter, das weiß ich — Ihre Habilitierungsschrift macht Aufsehen — aber ein ungleich bedeutenderer Dichter. Noch mehr: ich habe die Empfindung, als ob Sie eben an einem großen Werke wären, groß nicht allein durch den Umfang. Und wenn ich eine Vermutung wagen darf, so ist es ein Drama!‘

„Ich bin starr vor Staunen.

„,Woher vermuten Sie das?' frage ich endlich.

„,Für mich ist's sogar Gewißheit,' sagt er mit inniger Begeisterung. ,Subjektive Gewißheit so zu sagen. Denn Sie haben die Augen eines Dichters, Herr Doktor, Sie haben die Augen eines geborenen Dramatikers!'

„Sie mögen denken, wie das in jenem Augenblick auf mich wirken mußte ..."

„Es war aber auch sehr merkwürdig!" sagte ich verblüfft.

Feddersen lachte laut auf.

„Und da wollen Sie den Menschen kennen! Ich erfuhr später ganz zufällig, woher er seine Divinationsgabe hatte. Er war zwei Tage zuvor, während ich zu einem kurzen Spaziergang aus war, bei mir gewesen und hatte sich dabei in Gegenwart meines Dieners, zudringlich und neugierig wie er war, einige Sekunden über meinen Schreibtisch gebeugt. Die Meldung des Dieners, daß er dagewesen sei, war mir natürlich nicht ins Ohr gedrungen — jene Stimme diktierte ja wieder ...

„Und so nahm ich's als eine mystische Fügung, als ein Zeichen des Himmels, und wäre dem schmierigen Menschen fast um den Hals gefallen. Das zwar that ich nun doch nicht, aber ich erzählte ihm alles.

„Und darauf er: ,So entstehen nur die großen Werke — die ewigen Werke! Ich muß Ihr Drama noch heute lesen! Ich begleite Sie heim, Sie geben mir das Manuskript mit, morgen früh haben Sie es wieder!'

„Ich wende ein, er werde es schwerlich lesen können, auch sei es noch ganz ungefeilt und zudem natürlich mein einziges Manuskript. Aber er schwatzt und deklamiert: ,Gönnen Sie mir dies Glück. Die Litteraturgeschichte wird von mir dann wenigstens eines zu berichten haben: er war der erste, der Feddersens »Retter seiner Ehre« gelesen hat!'

„Und so gab ich denn endlich nach, und er nahm richtig das Manuskript in selbiger Nacht mit."

„Aber warum hatte er's so dringlich?" fragte ich erstaunt.

„Werden Sie bald merken! ...

„Als ich am nächsten Vormittag erwache, sagt mir der Diener, der Herr warte schon eine Stunde. Und kaum daß ich mein Wohnzimmer betrete, stammelt er mir verzückt entgegen: ,Herrlich! ... Groß!' Und singt mir dann einen Hymnus über mein Drama, daß mir das Herz zu klopfen beginnt; wenn nur ein Zehntel davon wahr ist, so hab ich nicht umsonst gelebt!

„Und der Mann ist ja Kritiker, hat zudem keinen Grund zu heucheln, ist obendrein sichtlich in tiefster Erregung. So bin ich denn überselig, und als er mir sagt: ,Drucken lassen, sofort drucken lassen! Wollen Sie feilen, so kann das ja in der Korrektur geschehen!' — da antworte ich nur: ,Gut, aber wo und wie?'

„Darauf er: ein Leipziger Buchhändler, den er kenne, würde sich glücklich schätzen, das Werk zu verlegen. Ich möge ihm nur eine Vollmacht geben, in meinem Namen mit dem Manne die Bedingungen zu vereinbaren.

„Ich schreibe ihm die Vollmacht, und er stürzt ab ..."

„Kommissionsverlag?" fragte ich. „Der Mann hatte seine Prozente vom Geschäft?"

Feddersen nickte.

„Fünfhundert Mark trug's ihm. Denn er und der Leipziger dachten: Nicht alle Tage geht uns ein Feddersen ins Netz! — und machten mir demgemäß ihre Rechnung. Aber daran lag ja nichts, und selbst die Buchausgabe war noch kein wirkliches Unglück für mich. Wer liest, wer kritisiert Buchdramen?!

„Mein richtiges Verderben fing also erst damit an, daß der Mensch dachte: Nun muß ich aber auch an der Aufführung fünfhundert Mark verdienen!

„Und so kam er schon nach zwei Stunden zu mir gestürzt: ,Sie brauchen bloß ja zu sagen, und Ihr Drama wird binnen drei Wochen hier aufgeführt!'

„Mir schwindelte; ein so blutiger Neuling ich auch war, so viel wie jedermann wußte ich auch: daß es unendlich schwer ist, ein Erstlingswerk auf die Bühne zu bringen.

„Aber er blieb dabei: ,Ihr Ja, und es geschieht! Schreiben Sie mir eine ähnliche Vollmacht wie für den Verleger!

„Ich that's und hatte am Nachmittag den Vertrag mit dem Ostend-Theater vor mir!"

„Ostend-Theater!“ sagte ich. „Sie lebten doch damals schon einige Jahre in Berlin; kamen Ihnen auch nun keine Bedenken?!“

„O doch, trotz des Rausches. Aber er schwatzte sie hinweg. Er habe eben eine Rundfahrt bei den Berliner Direktoren gemacht, natürlich wolle auf seine Empfehlung hin jeder das Stück nehmen, nur könnten es die anderen erst im Herbst bringen, im Ostend-Theater könne es noch im März drankommen. Und es sei ja ein gutes, geachtetes Theater, ob ich nicht wüßte, daß Graf Schack hier ein Drama habe aufführen lassen, daß Wildenbruch von hier aus seinen Flug genommen habe?!

„Das heißt: er nannte noch ein Dutzend der besten Namen, die waren erlogen; die beiden sind mir in Erinnerung geblieben, weil dies Wahrheit war.

„Und was ich etwa sonst gegen die Bühne in der Großen Frankfurter Straße hätte? Daß sie zu entlegen sei? Für die Kritik und das Premièrenpublikum nicht, und für die anderen auch nicht, wenn erst der Erfolg da sei. Zudem sei der Direktor sehr gentil; das erweise dieser Vertrag, er verlange nur viertausend Mark Vorschuß, aber mindestens so viel verlange bei einem Erstlingswerk jeder — da log er natürlich wieder —, und von der elften bis zur zwanzigsten Vorstellung gehöre der Ertrag mir. Und der Erfolg sei ja unausbleiblich. Zudem in dieser Besetzung! Einen solchen Christoph, eine solche Maria könne mir im Augenblick kaum eine andere Berliner Bühne stellen. Und so unterschrieb ich und zahlte.

„Wie mir die nächsten Tage und Wochen vergingen, könnte ich Ihnen selbst dann nicht genau erzählen, wenn Ihre Geduld groß genug wäre, mich anzuhören.

„Solange ich noch die Korrekturen zu erledigen hatte, blieb ich wenigstens für diese Stunden leidlich bei Besinnung, dann schlug der Rausch vollends über mir zusammen, wie eine Flut. Wie konnt's auch anders sein?! Ich war ja über nacht ein bekannter Mann geworden, alle Zeitungen brachten Notizen über das bevorstehende große Ereignis im Ostend-Theater, die gefälligen im redaktionellen Teil, die strengeren als ‚Eingesandt‘ unter den Reklamen für eine Mark pro Zeile — ich wußte, daß sie mein ‚Freund‘, der Kritiker, verfaßt, der Direktor versendet hatte, ich zahlte die Inseratenrechnungen und war doch berauscht.

„Ja, auch die Druckerschwärze ist ein ‚besonderer Saft‘ wie das Blut, ebenso stark und dunkler Kräfte voll …“

„Gewiß,“ meinte ich. „Aber die Proben! Ich erinnere mich freilich nicht genau, wie es damals um das Theater stand, indes Schauspieler, die Ihnen genügt hätten, fanden Sie doch auch damals dort schwerlich vor?!“

„Natürlich nicht! Armseliges Volk, jugendliche Anfänger und alternde Aufhörer; mein Christoph z. B. kam aus Worms und hatte dort nicht genügt, weil er für die Wormser zu viel deklamierte. Für die Wormser! Ja, diese Proben hätten mich freilich ein wenig ernüchtern können — aber da kam auch ein anderer Rausch hinzu — der Rausch des Blutes — die Maria …“

Er atmete schwer auf.

„Es war so schmählich … Ein Mensch meines Alters, meiner Erfahrungen … Aber es kam viel zusammen. Vor allem: ich war ja nicht nüchtern. Und dann: das Weib war sehr schön, nicht mehr in der ersten Blüte, aber noch immer ein Geschöpf, das einen toll machen konnte.

„Ich will sie Ihnen nicht schildern. Verachten Sie mich, aber ich könnte es noch heute nicht ruhigen Blutes.

„Endlich aber — und das ist das wichtigste, Herr — eine so miserable Komödiantin sie auf der Bühne war, so meisterhaft spielte sie ihre Rolle im Leben. Für mich hatte sie sich eine besondere zurechtgelegt, genau die richtige, um ihren Zweck zu erreichen.

„Glauben Sie vielleicht, sie hätte im Verkehr mit mir die große Künstlerin zu martieren gesucht? Beileibe nein: schon auf der zweiten Probe sagte sie mir schlicht, ehrlich, herb: ‚Ich bedaure Sie, Herr Doktor! Ich will's ja machen, so gut ich kann, aber ich kann zu wenig. Gerade weil mich Rolle und Stück interessieren, bin ich ganz trostlos über meine Stümperei.‘

„Merken Sie wohl: sie ‚interessierte‘ das Stück nur, und auch das sagte sie nur im Anfang, ehe ich ganz umstrickt war; dann, als sie den Mann hatte, ließ sie den Dichter

fallen und suchte meine Erwartungen herabzustimmen, ja, sie warnte mich eindringlich. Denn die anderen hatten ein Geschäft auf kurze Sicht mit mir gemacht, mit dem Abend der Aufführung war's zu Ende; sie wollte ein Geschäft fürs Leben mit mir abschließen, das da erst anfing.

„Darauf hatte sie es seit der ersten Begegnung angelegt, das führte sie durch. Ist dieser Millionärssohn, dachte sie, trotz seiner einunddreißig Jahre noch weltfremd und weltdumm genug, so plumpen Halunken wie dem Kritiker und dem Direktor ins Garn zu laufen, so bringe ich ihn dazu, mich zu heiraten, ich muß es nur eben richtig anstellen.

„Und dazu gehörte vor allem: Wahrheit, soweit Lüge überflüssig oder leicht zu durchschauen war. Eine minder Schlaue hätte sich als die leibhaftige, wenn auch vielleicht uneheliche Tochter eines Großmoguls oder doch eines Geheimen Regierungsrats drapiert, die aus innerstem Drange zur Bühne gegangen war. Sie aber sagte mir: ‚Mein Vater war ein Landarzt in Westpreußen, der als Trunkenbold verkam; darum mußte ich Kindergärtnerin werden, lernte zu meinem Verderben einen Schauspieler kennen, zog zwei Jahre mit ihm umher, mimte mit und blieb bei der Bühne, als er mich verließ, denn da hab ich mein Stück Brot, und was sollt ich jetzt sonst noch aus mir machen?‘

„Und das war alles richtig, sie konnte es mir beweisen, drängte mir die Beweise auf, obwohl ich gar nicht danach fragte.

„Aber was wollen Sie — sie gestand sogar ihr Alter offen ein! Beim ersten Besuch, den ich ihr machte, sagte sie mir: ‚Ich fürchte, ich bin für die Maria auch nicht mehr jung genug! Sie lassen sie in ihrem achtzehnten Jahr heiraten, zwei Jahre darauf bethört sie den Fähnrich. Wie soll ich das glaubhaft machen?‘

„Ich war sehr verblüfft. ‚Aber wie alt sind denn Sie? Höchstens zweiundzwanzig!‘

„Das heißt, so etwa zwei Jahre mehr traute ich ihr schon zu, aber gegen die Damen vom Theater mußte man ja galant sein.

„Und darauf sie: ‚Ich bin volle dreißig — hier mein Taufschein!‘ Und sie legte ihn vor mich hin; sie war richtig nur einige Monate jünger als ich.

„Summieren Sie das, und Sie werden verstehen, daß ich ihr auch alles andere glaubte, was Lüge war. Namentlich daß jener Schauspieler der einzige Mensch gewesen sei, dem sie angehört hatte. In Wahrheit —“

Sein Gesicht färbte sich dunkelrot, wieder stockte er.

„Nun, Sie können sich's denken! ... Wie aber hätt ich es ahnen sollen?! Sie lebte in zwei bescheidenen möblierten Stuben in der Möncheberger Straße im Osten, wo er am armseligsten ist, machte sich alle Fähnchen selber zurecht, aß bei ihrer Wirtin; kein Zweifel, sie lebte wirklich von ihrer Gage.

„Der Schein trog freilich — sie hatte nämlich überhaupt keine Gage! Nachdem ihr Direktor in Thorn zu Grunde gegangen war, kam sie im Februar nach Berlin und war froh, als sie am Ostend-Theater auftreten konnte, denn gesehen zu werden war ja für sie nötig, wenn sie wieder einen reichen Freund finden sollte. Und da führte ihr das Glück einen wohlhabenden Menschen in den Wurf, der zu allen Thorheiten der Welt fähig schien, warum nicht auch sie zu heiraten?!

„Aber ihre Rechnung stimmte doch nicht ganz. Auf die Thorheit allein kam's ja nicht an; die hätte genügt — aber ich war ein Feddersen! Ein Feddersen heiratet ein Mädchen mit einer Vergangenheit nicht, und mag sie sich in den letzten zehn Jahren so makellos durchs Leben geschlagen haben wie dies arme tapfere Ding, und mag er sie noch so heiß begehren, und mag er noch so berauscht sein — solange er noch ohne Zwangsjacke herumläuft, thut er's nicht. Er hat oben in der alten ehrenhaften Heimatstadt eine teure Mutter mit schneeweißem Haar und einem Kinderherzen, und junge, holde, liebe Schwestern und einen Bruder, ohne dessen Achtung er nicht leben möchte — nein, das kann Wilhelm Feddersen nicht thun. Was daraus werden soll, mag Gott wissen, aber mit einer Heirat endet diese Geschichte nicht. Ebensowenig wie sie mit einem Bund für einige Monate oder Jahre enden kann.

„Auch dies wußte ich. Sie hatte mir's

gesagt, als ich ihr vier Tage vor der Aufführung gestand, wie heiß, ja schmerzvoll ich nach ihren Lippen dürstete. Ganz blaß stand sie da — sie konnte nämlich auch nach Belieben erbleichen; wie sie das machte, weiß ich freilich noch heute nicht, aber sie machte es wirklich — also totenbleich und sagte: ‚Schade, denn ich dachte, wir könnten Freunde werden. Mir hat nie ein Mann mehr Sympathie, mehr Vertrauen eingeflößt als Sie. Und nun müssen wir doch scheiden. Denn es wäre für uns beide nur eine Qual, für Sie das Werben, für mich das Versagen. Heiraten werden Sie mich nicht, und Ihre Geliebte kann ich nicht werden. Ich habe erfahren, was das heißt; damals war ich jung genug, um weiter zu leben, heute wär ich zu alt, zu müde dazu. Dringen Sie nie in mich, denn weh Ihnen, wenn ich schwach wäre, ich würde mich dann am nächsten Morgen töten.‘

„Sie deklamierte ja ein wenig, als sie das sagte, ja, weil sie gar nicht anders konnte, aber dies abgerechnet, war die Rede, die Miene eine vollendete künstlerische Leistung. So schlicht und wuchtig, so ergreifend und so überzeugend.

„Und wie sie auf mich wirkte, mir das Blut erst recht sieden machte — brauch ich's Ihnen erst zu sagen? ‚Sie liebt mich!‘ jubelte ich, um im nächsten Augenblick verzweifelt zu fragen: ‚Was soll aus uns beiden werden?!‘

„Ja, sie liebte mich, das erwies sie mir täglich deutlicher. So bei der Generalprobe. Ich kam etwas gedrückt auf die Bühne, das hatte ein Brief meines Bruders bewirkt.

„Während er mich zu Hause erwartete — ich hatte versprochen, der Mutter und ihm meine Habilitierungsschrift selbst zu bringen — las er plötzlich in den Zeitungen, daß ich unter die Dichter gegangen sei, und war wie vom Donner gerührt. Seine Antwort konnte ich mir nicht hinter den Spiegel stecken; ich erwiderte natürlich auch nicht sanft, aber seinen Wunsch, das Stück zu lesen, konnte ich nicht weigern und schickte es ihm. Und weil er immer so treu zu mir gewesen, brachte ich ihm das ‚Opfer‘ und wählte statt meines Namens das Pseudonym ‚Georg Brand‘ — jetzt wo die Spatzen auf dem Dache den wirklichen Namen pfiffen!

„Am Morgen vor jener Probe nun kam sein zweiter Brief: die flehentliche Bitte, die Aufführung zu verhindern, es koste, was es wolle; das Fiasko scheine ihm so unausbleiblich und für meine Laufbahn als Docent so verhängnisvoll, daß ihn nur der triftigste Grund daran hindere, selbst nach Berlin zu kommen, um mich zu ‚retten‘: sein ältester Knabe liege eben todkrank danieder.

„Das machte mich doch stutzig, und das Urteil zweier Bekannten, die bei der Probe waren, verstärkte mir diesen Eindruck.

„Es war ein Professor, der sich immer gütig gegen mich benommen hatte, und ein Kaufmann, ein alter Freund unseres Hauses; beide hatten gewünscht, dabei zu sein, und so hatte ich sie eingeladen.

„Als nun mein Christoph sich endlich die Seele aus dem Leibe geredet hatte, traten sie auf mich zu und warnten und drängten. Das wirkte so weit, daß ich zum Direktor ging und ihm ihre Bedenken vortrug. Er lachte mir ins Gesicht, ebenso der Kritiker: das sei ja Unsinn, ein Riesenerfolg sei unausbleiblich, und so ging ich berauscht von dannen. Das waren Fachleute, und zudem hatte ja der Direktor den Ruf seiner Bühne zu wahren!

„Aber als ich aus dem Hause trat, stand meine Holde da; sie hatte mich erwartet.

„‚Wilhelm!‘ rief sie mir sichtlich verstört entgegen — es war das erste Mal, daß sie mich beim Vornamen nannte — ‚lassen Sie sich von dem Gesindel nicht bethören! Ziehen Sie das Stück zurück, es ist ja nur eine Geldfrage!‘

„Ich wiederholte ihr die Worte des Direktors.

„‚Der Lump!‘ rief sie. ‚Sie haben viele Bekannte, dazu der Name, die Notizen; das Theater ist für morgen ausverkauft; natürlich will sich der Mensch die Einnahme nicht entgehen lassen. Indes, da könnte er noch seinen Anspruch stellen! Aber er hofft auf einen Skandalerfolg, der für Tage, für Wochen vorhält — wie soll er den in runder Ziffer abschätzen und sich ablösen lassen?! Versuchen Sie es doch, Wilhelm — ich beschwöre Sie!‘ Und die Thränen stürzten ihr über die Wangen.

„Die Schlange! Wäre sie nicht felsenfest davon überzeugt gewesen, daß mich nichts,

gar nichts mehr aus meiner Verblendung reißen konnte, sie hätte weder beschworen, noch geweint; weinen nämlich konnte sie erst recht, so oft sie wollte. So aber paßte es in ihren Plan; der Aufrechte heiratete sie nicht, der Hingeschmetterte that's vielleicht doch, eben weil sie ihn gewarnt hatte.

„Damals aber machten mich ihre Worte doppelt selig: heute ein neuer Beweis der Liebe dieses herrlichen Weibes und morgen ein großer Erfolg! O, ich Glücksmensch!"

Er lachte hell auf und schwieg dann lange.

„Nun," fuhr er endlich fort, „es bleibt mir ja nicht erspart, ich muß nun doch von der Schicksalsnacht meines Lebens sprechen.

„Es war ein Sonnabend, Ende März.

„Ich kam schon um sechs ins Theater, trat ans Guckloch im Vorhang und sah zu, wie im Hause eine Lampe nach der anderen angezündet wurde.

„Mir war's dabei ganz seltsam zu Mut, ich hoffte nicht und bangte nicht; ganz dumpf und leer war's mir im Hirn und im Herzen, als ginge mich die Sache nichts, gar nichts an.

„Erst als die Leute kamen, befiel mich jählings eine Unruhe; wie Feuer rann mir das Blut durch die Glieder, die Schläfen pochten schmerzhaft, ich begann auf der Bühne hin und her zu gehen, taumelte von einer Coulisse zur anderen.

„Aber auch dies war rein körperlich, eine unbestimmte Angst, noch fürchtete ich nichts für mein Stück.

„Da plötzlich — faßte mich diese Furcht — der Christoph trat auf mich zu und sprach mich an. Und wie er so vor mir stand, grell geschminkt, in affektierter Pose und mich mit falschem Pathos fragte: ‚Nun, Dichtersmann, wie steht's um Euren Mut?‘ — da überkam's mich: ‚Der Mensch ist ja lächerlich — und das Theater — und dein Stück und du selber — alles lächerlich!‘

„Mich überlief ein Zittern, entsetzt starrte ich ihn an, daß er befremdet zurückwich und fragte: ‚Um Gottes willen, was ist Ihnen?‘

„Aber da setzte das Orchester ein, und mit dem ersten Geigenstrich war der Alp verflogen; die Musik machte mir die überreizten Nerven vibrieren; der Rausch war wieder da, der tolle Rausch der letzten Wochen. Und als der Kritiker auf mich zutrat, da umarmte ich den Schmierfink. ‚Ihnen danke ich alles! Nie, nie werde ich's Ihnen vergessen!‘

„‚Pst!‘ mahnte der Direktor, aber ich ebenso laut: ‚Natürlich seid ihr heute abend meine Gäste, bei Dressel, wer mitkommen will, ist geladen!‘

„Da schob er mich in den Winkel hinter die erste Coulisse, neben den Feuerwehrmann.

„‚Schön! aber nun geht der Vorhang auf!‘ Und er ging auf ...

„Seltsam, mit dem ersten Wort, das der Christoph sprach, war die entsetzliche Empfindung wieder da: Lächerlich! Alles lächerlich!

„In Todesangst lauschte ich, aber von unten her nur zuweilen ein Räuspern, ein Rauschen von Kleidern, sonst kein Ton.

„Und darauf ich wieder: Warum lächerlich?! Sie lauschen ja andächtig!

„Aber als nach der Scene im Atelier der Vorhang fällt, geht ein Flüstern und Murmeln durch die Menge; es legt sich auch nicht wieder, als Christoph um Maria wirbt, und gleichzeitig erhebt sich ein Räuspern und Husten, als wäre urplötzlich da unten eine Schnupfenepidemie ausgebrochen.

„‚Das verdammte Märzwetter,‘ denke ich einen Augenblick, aber dann: ‚Da belügst du dich ja selbst, sie sind unruhig, weil's ihnen mißfällt!‘

„Wieder senkt sich der Vorhang, diesmal unter dem lauten Rufe: ‚Nanu, schon wieder mal?!‘ und ‚Wie Shakespeare!‘ und man lacht.

„Aber andere rufen: ‚Ruhe!‘ und ‚Pst!‘ — und die Scene zwischen den jungen Eheleuten wird sogar etwas ruhiger angehört als die vorige.

„Doch da fällt der Vorhang zum drittenmal, und nun ist kein Halten mehr: ein Kreischen und Höhnen geht durchs Haus. Und in der Verführungsscene spielen sie schon mit: ich kann nicht verstehen, was da unten gerufen wird, aber jedesmal geht ein Lachsturm durchs Haus ...

„Und als der Vorhang fällt — ein Tumult, als wären die Hunderte da unten zu einem einzigen Ungeheuer zusammengewachsen, das aus unzähligen Kehlen zugleich lacht und brüllt und mit tausend Füßen scharrt und stampft. — Es war entsetzlich ..."

„Das glaub ich gern,“ sagte ich. „Ich habe Ähnliches oft genug mit angesehen. Denken Sie nicht mehr daran. Also, das Stück wurde abgelehnt ...“

Er schüttelte den Kopf.

„Nicht mehr dran denken?“ sagte er halblaut. „Ja, wenn das so ginge. Aber wer so was erlebt hat, kommt nicht davon los — nie, nie mehr im Leben! Was ist das für ein Weh! Selbst der Verbrecher hat's ja besser, er wird gerichtet, aber nicht gehöhnt. Vor Tausenden am Pranger stehen, mißhandelt und verlacht, und man hat's so gut gemeint, hat sein armes Werk in heiligstem Erglühen, in tiefster Bewegung erdacht — es ist, als rissen sie einem das Herz aus der Brust und würfen es in den Kot ...

„Aber Sie meinten ja vorhin nur: wozu davon reden?! Und da haben Sie recht ... Zudem reichen da keine Worte!

„Zuweilen kommt's mir noch im Traum oder in bösen Stunden, und dann steh ich wieder zwischen der Leinwand und dem Lattenwerk, mit zitternden Knien und geballten Fäusten, laut keuchend, daß der Regisseur immer wieder ängstlich herbeistürzt: ‚Um Gottes willen, still! Kommen Sie doch ins Bureau! Ich melde Ihnen alles.‘

„Ich aber weiche nicht; ich kann nicht; mir ist's, als müßt ich beim ersten Schritt zusammenstürzen, so stark und wirr ist der Schmerz in den Schläfen, das Flimmern vor den Augen ... Und was alles ich denke, während ich so dastehe und durch die Spalte in der Leinwand auf die Bühne starre oder durch die andere daneben auf das Dutzend Menschen in den ersten Parkettreihen, das ich von hier aus sehen kann: O, wär ich tot ... Nein, leben, leben, ein neues Stück schreiben! o, sie sollen einmal erkennen, wen sie mißhandelt haben! ... Thor, einen Stümper mißhandeln sie, wie er verdient ... Nichts ist mir gelungen, zu nichts habe ich getaugt; wie sagte doch unser alter Peter: ‚Unser Wilhelmchen ist mit dem linken Fuß auf die Welt gekommen!‘ ... Gut, daß mein Vater das nicht erlebt hat, o wär doch auch ich tot ... tot! ... tot! ...

„Aber diesem kleinen schwarzen Kerl da unten, der so lacht, möchte ich noch vorher eine Ohrfeige geben, daß ihm die Nase aus dem Gesicht fliegt! ...

„Wie recht hat Cölestine gehabt ... Hund, was deklamierst du da zusammen? ‚Zum Retter wurde ich als Mörder meiner Ehre!‘ Warum hast du deine Rolle nicht gelernt?!

„Dem Schmierfink, der mich in die Tinte gebracht hat, dreh ich den Hals um ... Da heulen sie wieder ... In meinem Hirn sind glühende Kohlen ... Was nur die Fakultät sagen wird! ... Karl, mein Karl ... O, wär ich tot! ...

„Entsetzlich — und das Entsetzlichste die Unmöglichkeit, sich loszureißen, aus dieser stickigen Hölle in die dunkle, kalte Nacht hineinzuflüchten. Mein Hirn abgerechnet, war alles an mir wie gelähmt.

„Nur einmal raffte ich mich auf; nach dem dritten Akt fiel es irgend einem besonders witzigen Kopf da unten ein, mitten in das Heulen und Zischen ‚Feddersen!‘ zu brüllen, und sofort stimmte die ganze Bande ein. Sie wollten den Unglücklichen auch noch ins Gesicht hinein beschimpfen.

„Der Direktor eilte auf mich zu: ‚Kommen Sie! Rasch! Hinaus!‘ Und als ich nicht wollte, suchte mich der Lump aus meinem Winkel herauszuzerren. Natürlich, je ärger heut der Skandal, um so voller morgen das Haus.

„Da gab ich ihm einen Stoß, daß er an die Wand flog.

„Endlich war der Vorhang zum letztenmal gefallen, und es wurde still, still und dunkel; sie begannen die Lampen zu löschen.

„Ich stand noch immer in meinem Winkel, und auch der Feuerwehrmann neben mir hielt aus. Er hatte den Abend über kein Wort gesprochen, mich nur zuweilen mitleidig angesehen oder, wenn sie's drunten allzu arg trieben, unwillig den Kopf geschüttelt.

„Nun faßte er mich sanft am Arm: ‚Kommen Sie, Herr Doktor,‘ sagte er. ‚'nen Happen Luft schnappen! Darf ick Sie nach Hause bringen?‘ Und als ich dankte: ‚Doch, Herr Doktor! Ick bin jetzt dienstfrei. Natürlich nehme ick nischt dafor!‘

„Und er geleitete mich über die dunkle Bühne dem Ausgang zu.

„Am Fuß der Treppe erwartete mich der Kritiker. ‚Endlich!‘ rief er mir so unbe-

fangen und fröhlich entgegen, als hätte ich mich verspätet, weil die Hervorrufe kein Ende nehmen wollten. ‚Es bleibt doch bei Dressel?‘

„Einen Augenblick wollte mich die Wut übermannen, ich blieb stehen und reckte mich empor, daß er eiligst verschwand, dann ging ich wieder langsam, gesenkten Hauptes weiter.

„Es war nur noch eine Empfindung in mir, ein Lechzen nach Dunkelheit und Stille. Und wo ich sie suchen mußte, wußt ich auch. ‚Du nimmst einen Wagen,‘ sagte ich mir, ‚und fährst heim! Im Schreibtisch, im unteren Fach links, liegt der Revolver ...‘

„Mit diesem Gedanken trat ich auf die Straße, der gute, mitleidige Mensch, der Arbeiter, immer neben mir her.

„Und da ich mit niedergeschlagenen Augen dahinschlich, sah ich nicht, daß vor dem Thor eine Dame stand, die, als wir heraustraten, einige Schritte ins Dunkel zurückwich. Weit und breit war keine Droschke mehr zu sehen; der Mann erbot sich, eine zu holen, und lief davon.

„Ich lehnte mich ans Portal und schloß die Augen. ‚Ruhe! ... Ruhe ...‘ murmelte ich vor mich hin.

„Da rührten weiche, warme Finger schüchtern an meine eiskalte Hand. ‚Wilhelm!‘ sagte eine zitternde Stimme, ‚mein armer Wilhelm!‘ Und im nächsten Augenblick hatte sich die Geliebte in meine Arme geworfen und hielt mich bebend umschlungen ...“

* *
*

Er hielt inne. Es währte lange, bis er fortfuhr.

„So hat sich mein Schicksal erfüllt ... So ist's gekommen, daß ich in anderer Art gestorben bin, als ich vorhatte, nicht den reinlichen Tod durch die Kugel, sondern den häßlichsten, den es giebt: das Ersticken im Sumpf ...

„Entschuldigen kann ich mich nicht, will ich mich nicht, und vielleicht braucht's dessen auch gar nicht: es ist alles gekommen, wie es kommen mußte ... Ein Verzweifelter, ein Todgeweihter — und da tritt ihn das Weib an, nach dem er schmachtet: ‚Ich dulde nicht, daß du stirbst! Ich bleibe bei dir, ich bewache dich, bis du gerettet bist! Stoß mich von dir, ich halte dich dennoch fest; zertritt mich, ich umklammere deine Füße. Zieh mich an dein Herz, ich sträube mich nicht. Was dann aus mir wird — du weißt es, aber frage nicht danach, kümmere dich nicht darum, an mir ist nichts gelegen. Dich will ich retten, für dich selbst, für die Deinen, für die Welt. Und gelingt mir dies, so will ich diese Stunde segnen, gleichviel, was sie mir bedeutet!‘

„Und das Weib, das so spricht, hat bewiesen, daß es wahr und redlich ist; es hat gemahnt und gewarnt, so lang es Zeit war ...“

Wieder hielt er inne.

„Jene Nacht in der Viktoriastraße ... jede Minute voll Verzückung und Verzweiflung, jeder Atemzug voll Todesgrauen und süßem, wildem Taumel ... Am nächsten Morgen reisten wir nach Helgoland ab, und zwei Tage darauf wurden wir dort getraut ...“

Und abermals verstummte er, blieb stehen und zeichnete, in Gedanken verloren, mit dem Stock Figuren in den Sand des Weges. Dann seufzte er tief auf, reckte den Kopf wieder steif empor und fuhr dann ruhiger fort:

„Vier Wochen blieben wir auf Helgoland; es war ein ungewöhnlich rauher April; auch sonst hätten uns ja dort zu dieser Jahreszeit nicht viel andere Gäste gestört; so aber blieben wir ganz allein. Auch aus der Welt drang kein Laut zu uns herüber; ich hatte meinem Diener eingeschärft, mir nur Briefe meiner Familie nachzusenden; und die kamen nicht.

„So erfuhr ich weder, was die Zeitungen über Georg Brand geschrieben hatten, noch was die Leute zu meiner Vermählung sagten, aber beides konnte ich mir ja wohl denken, und wenn wir so des Abends in der geheizten Stube saßen und die Winde von allen Seiten heranbrausten, war's mir wie ein Bild meiner gegenwärtigen Lage.

„Indes nicht dies war das schlimmste für mich, sondern daß mir mitten im Rausch Stunden des qualvollsten Katzenjammers kamen. Ich war noch nicht eine Woche verheiratet, da wußte ich schon: dieses Weib hat dich betrogen; was hinter ihr liegt, ist nicht ein einziger Fehltritt, sondern ein häßliches Leben.

„Ich wußte es; ihr Wesen hatte es mir gesagt, obwohl mir ihr Mund das Gegenteil beteuerte. Und sie trug nun meinen Namen, denselben Namen wie meine Mutter.

„Ich wußte es, aber noch gab es Stunden, wo ich's mir hinweglügen konnte.

„Da kam der Augenblick, wo ich die Beweise erhielt. Als meine Familie, der ich meine Trauung sofort mitgeteilt hatte, noch immer schwieg, telegraphierte ich gleichzeitig meinem Bruder in Bremen und meinem Diener in Berlin. Karl erwiderte nichts; der Diener aber schrieb, es sei ein einziger Brief aus Bremen eingelaufen, der aber von einem Anwalt komme; doch sende er ihn nun.

„Es war der mir auch persönlich bekannte Rechtsfreund unserer Familie; in schonenden Worten teilte er mir mit, daß mein Bruder wie meine ganze Familie die Beziehung zu mir durch diese Heirat für gelöst erachte. Mein Bruder lasse mich daher ersuchen, über die Kapitalien, mit denen ich noch an der Firma beteiligt sei, zu verfügen.

„Zwei Tage darauf war ich in Bremen; natürlich kam Cölestine mit. Vorher telegraphierte ich meinem Bruder, mir nach dem Hotel Bescheid zu geben, wann er mich empfangen wolle.

„Statt seiner fand ich ein Schreiben des Anwalts vor, er habe die Vollmacht, mit mir zu verhandeln.

„Voll trotziger Empörung ging ich hin, aber der Mann erklärte mir kurz und höflich, wer eine Frau wie diese heirate, zwinge seine Familie zum Bruch, und als ich Beweise verlangte, legte er mir die Erkundigungen vor, die er in Karls Auftrag eingezogen hatte ...

„Es waren schlimme Dinge, schlimmer als ich in meinen schwersten Stunden befürchtet hatte ...

„Der Anwalt sah mich mitleidsvoll an: ‚Haben Sie dies alles nicht gewußt?‘ fragte er, und als ich verneinte, suchte er mich aufzurichten. Dann könne noch alles gut werden; das Gesetz stehe mir zur Seite, wenn ich die Lösung der Ehe bewirken wolle.

„‚Das will ich!‘ rief ich. ‚Geben Sie mir die Papiere!‘

„Darauf er zögernd, ob ich mich der peinlichen Aufgabe auch so recht gewachsen fühlte? ‚Ich schlage Ihnen vor, Sie sprechen sich nun mit Ihrem Bruder aus und lassen dann die Sache durch ihn oder mich ordnen.‘

„Ich aber: ‚Nein, das ist mein Recht!‘ nahm die Papiere und stürzte ab ...“

„O!“ sagte ich unwillkürlich.

„Sie meinen, das war unklug? Noch mehr, es war Wahnsinn, Selbstmord! Aber ich konnte ja gar nicht anders; da ist erst recht alles so gekommen, wie es mußte. Ein Starker hätte seine Kraft erwogen, ein Schwächling wie ich thut dies nie, er mutet sich selbst immer blindlings das Stärkste zu. Und dann — die Phantasie, die verdammte Phantasie, die nie stark genug war, ein Kunstwerk zu schaffen, aber stark genug, das eigene Leben zu verhunzen.

„Es war mein Recht, merken Sie wohl, nicht etwa meine Pflicht, sondern mein Recht, die Elende zu entlarven!

„O, wie malte ich mir die Scene aus, wo ich sie niederschmetterte, die großen Worte, die ich ihr zuschleudern wollte!

„So lief ich heim, flüsternd, gestikulierend, außer mir vor Erregung, daß mir meine Mitbürger auf der Straße kopfschüttelnd auswichen.

„Wie ein Rasender riß ich die Thür ihres Hotelzimmers auf und — blieb dann verlegen stehen, so sehr verwirrte mich ihr Anblick.

„Denn sie ahnte ja, was mir der Anwalt sagen würde, und rüstete sich mit ihren Waffen: mit gelöstem Haar empfing sie mich, in ihrem reizendsten Negligé, ein sinnverwirrendes Lächeln um die Lippen, und flog mir um den Hals: ‚Wilhelm, gottlob! — o, wie ich mich um dich geängstigt habe!‘

„Kaum hatte ich die Kraft, mich loszumachen; nach den großen Worten rang ich nun vergebens. Ich begann zu stottern, überstürzte mich, verwechselte die Orte, die Thatsachen. Sie aber spielte abwechselnd die Entrüstete und die Reuige, je nachdem ich Beweise hatte oder nicht.

„Aber um ihren Zweck zu erreichen, brauchte sie eigentlich keine Komödie zu spielen, dazu genügte, was sie wirklich war. Und schön war sie ja auch, zum Tollwerden schön. Ob sie mich nun entrüstet an beiden Händen faßte und schüttelte und ‚Lüge!‘

zischte, ob sie zerknirscht an mir hinabglitt und meine Füße umklammerte, sie hielt mich in den Armen ...

„Dann die Thränen, die Mahnung, nicht zu vergessen, wie sie mir begegnet sei. ‚Eben weil ich dich liebte, wollte ich dich mir ferne halten. Ist's meine Schuld, daß es anders gekommen ist?! Und ich habe gebüßt, tausendfach gebüßt! Immer denken zu müssen: heut liebt, heut achtet er dich noch, aber morgen?! Du weißt, ich habe dich nicht abgehalten, hierher zu reisen, obwohl ich wußte, daß es mein Tod ist. Und warum nicht? Weil ich die Qual nicht mehr ertrug!‘

„Und nun die Bitte um Vergebung und als der letzte Trumpf ein Sprung ans offene Fenster, aufs Fensterbrett ... Ich riß sie herab ..."

Eine Glutwelle schlug ihm übers Gesicht, und heiser, mit abgewandtem Antlitz, fuhr er fort:

„Am nächsten Morgen reisten wir zusammen aus Bremen ab ..."

* * *

Abermals währte es lange, bis er fortfuhr:

„Etwa zwei Jahre sind wir dann noch beisammen geblieben. Was ich während der Zeit gelitten habe, sagt kein Wort. Als Ehrloser der Zeit denken, wo man ehrenhaft war, so im Sumpf stecken, sich von Tag zu Tag tiefer versinken fühlen ... o! ...

„Wie ein Verdammter irrte ich von Land zu Land, von Stadt zu Stadt; ich hätte das Stillsitzen, das Nachdenken nicht ertragen; ich brauchte immer neuen Lärm, neue Menschen.

„Am wohlsten war's dem Sohn des alten Hinrich Feddersen noch in Monaco! Natürlich paßte ihr das, obwohl sie zuweilen für klug fand, das Gegenteil zu beteuern; was wußte sie von einem Heim, von Arbeit, von reinen Freuden! Nicht eine halbe Stunde konnte sich dies Sperlingshirn selbst beschäftigen.

„Sie blicken mich erstaunt an, Sie meinen, ich hätte ja reichlich erfahren, wie klug sie war? Freilich, aber nur in dem Einen: einen Mann zu kapern und festzuhalten. Da war sie dämonisch klug, rastlos und erfinderisch, scharfsinnig und energisch, da konnte sie alles, alles, sogar gemütvoll scheinen.

„Je länger ich sie beobachtete, je gründlicher ich sie durchschaute, desto unheimlicher wurde sie mir: sie dachte, sie fühlte nur da, wo sie dieser Instinkt anfeuerte und beherrschte. Aber wo er nicht sprach — ein dürftiges Hirn und ein kaltes, ödes Gemüt, öde oder durch dies Leben verödet — für mich war ja das gleich schlimm.

„Glauben Sie nicht, daß mich da der Haß verblendet, es gab Zeiten, wo ich mir sagte: ‚Sie ist nun einmal deine Frau; erziehe sie dir!‘ Aber es war unmöglich, auf diesem Boden gedieh keine Blume mehr. Wenn sie doch mindestens gutmütig gewesen wäre, wie viele Weiber ihres Schlages — aber auch dies war sie nicht.

„Und nun erwägen Sie mein Los: an der Seite dieses Weibes über die halbe Erde zu hasten, von allen, die ich geliebt und geachtet hatte, gemieden und geschieden, auf den Verkehr mit Leuten angewiesen, die uns eben noch nicht kannten!

„Es ist buchstäblich wahr: jede Minute dieser zwei Jahre war Rausch oder Qual, immer neue Qual!

„Was fühlt sonst ein Mann, der sich mit seiner Frau an die Table d'hote setzt? Du lieber Gott, höchstens Hunger, aber sonst nichts! Ich aber spähe umher: betrachtet uns jemand — und mit welcher Miene? Der Herr dort scheint erstaunt, dann lächelt er. Warum? — trifft er unvermutet eine alte Bekannte wieder? ... O ...!"

Er biß die Zähne zusammen, und so stieß er fast unverständlich hervor:

„Ich war in der Hölle, Herr ... Glauben Sie mir, ich war's ..."

Ich weiß nicht, welchen Eindruck seine Bekenntnisse, wie ich sie hier wiedergegeben, auf andere machen mögen. Mich aber überkam, während ich ihn so anhörte, das innigste Mitgefühl. Und doch wollte eine Frage nicht in mir verstummen, und sie trat mir nun auf die Lippen:

„Aber gab es denn wirklich keine Hilfe? Die Frau wollte versorgt sein. Und Sie waren reich. Warum versuchten Sie es nicht, die Scheidung von ihr zu erkaufen?"

Eine glühende Röte überflammte sein Gesicht.

„Warum ...“ sagte er murmelnd. „Was fragen Sie erst ...?“

Und dann wild ausbrechend:

„Weil ich nicht konnte! Weil mich meine Sinne an sie banden! Weil ich sie ebenso wild begehrte, wie ich sie verachtete! ... Dann hätte ich aber, meinen Sie wohl, zur Verachtung keinen Grund gehabt?! Dann wäre ich ebenso verächtlich gewesen wie sie, oder noch mehr? Ich widerspreche nicht, aber der Sumpf, der Sumpf — wie das entnervt und lähmt ... Wozu dich aufraffen? — verloren bist du ja doch; ersticken mußt du doch! ... Ja, wenn jemand dich rettete, aber du selbst?! Der selige Münchhausen hat das gekonnt, der hat sich an dem eigenen Zopf aus dem Sumpf herausgezogen, aber sonst niemand ... Wo ist ein Retter — wo?!

„Einmal glaubte ich ihn gefunden zu haben. In Bordighera traf ich einen Jugendfreund, einen Hamburger Reeder, der einst neben mir in meines Vaters Comptoir gesessen hatte. Er war ein kluger, guter Mann.

„Als er uns zuerst an der Table d'hote sah, that er freilich, als erkenne er mich nicht, trat dann aber, als er mich allein traf, auf mich zu und hörte geduldig meine Klagen an.

„Er hatte denselben Gedanken wie Sie: ‚Laß mich's versuchen, Wilhelm! Dies ist vielleicht nur eine Geldfrage!‘

„Natürlich fing er's sehr geschickt an, ließ mich außer Spiel und bot ihr im Namen meiner Familie eine große Rente.

„Sie wies ihn dennoch ab; natürlich entrüstet, unter heißen Thränen: sie liebe mich, sie werde nie mehr von mir lassen, auch wenn ich zum Bettler würde. Und dieselbe Komödie spielte sie dann auch mir vor.

„Ich war sehr überrascht und schalt mich, daß ich ihr trotz alledem unrecht gethan hätte, er aber sagte mir: ‚Ich habe mich insofern geirrt, als es nicht nur eine Geld-, sondern auch eine Zeitfrage ist. Es hat eben noch den Reiz der Neuheit für sie, als ehrbare Frau die Welt zu durchwandern. Wozu sich beeilen, denkt sie, will ich später das Geschäft mit euch machen, so werdet ihr ja immer dazu bereit sein!

„Und heute bin ich überzeugt, daß er recht hatte ...

„Als ich von ihm Abschied nahm, sagte er mir: ‚Kopf auf! Du wirst weit eher frei, als du denkst! Dann bedeutet diese schlimme Geschichte nur eben eine böse Episode in deinem Leben, die du verwinden wirst. Und die Deinen werden dir helfen, dich aufzurichten.‘

„Doch nur das erste ist wahr geworden: ich kam schon ein Jahr darauf frei. Aber die Art, wie ich's wurde, hat mich zum verlorenen Mann gemacht, für mich und die Meinen ...

„Freilich, kurz will ich's sagen, sonst reicht mir vielleicht die Kraft nicht ...“

In der That war der unglückliche Mann sehr blaß, als er mit gepreßter Stimme fortfuhr:

„Anderthalb Jahre hatte nun dies Leben gewährt, da sollte ich eine neue, noch schlimmere Qual erfahren: ich merkte, daß sie mich betrog. Sie hatte sich bis dahin, das muß ich zugeben, nach dieser Hinsicht so gut benommen, wie ihr möglich war.

„Wenn sie zuweilen einen dreisten Blick ebenso erwiderte, so war dies ja im Grunde nur der Zwang der Gewohnheit. Damals aber — es war im Herbst, wir wohnten im Hotel du Parc in Lugano — sah ich bald, wie es um sie stand: ihr Tischnachbar, ein hünenhafter Russe, mit einem dumpfen, stumpfen Tatarengesicht — ein reichgewordener Branntweinpächter — hatte es ihr angethan und sie ihm.

„Ich sah ihre Blicke, hörte zuweilen ein leises Wort und konnte nicht länger zweifeln.

„Da wurde ich toll vor Wut und Schmerz und machte ihr eine furchtbare Scene — die erste und letzte während unserer Ehe.

„Natürlich beteuerte sie unter Thränenströmen ihre Unschuld, und da ich keine Beweise hatte, so blieb mir nichts übrig, als eben mit ihr abzureisen.

„In Baden-Baden machten wir wieder Halt. Drei Tage nach unserer Ankunft sah ich den Russen an unserem Hotel vorbeigehen. Ich stürzte ihm nach und stellte ihn. Selbstverständlich wurde der Tölpel auch noch grob: was ich von ihm wollte, er hätte gar nicht gewußt, daß wir hier wären.

„Und so reiste ich nun mit ihr nach Wiesbaden.

„Dort tauchte der Russe nicht wieder auf, auch kein anderer bot mir Anlaß zur selben Qual. Aber ich empfand sie doch und belauerte nun die Frau auf Schritt und Tritt, durchwühlte ihre Koffer, bestach ihre Zofe und forschte die Kellner aus. Kurz, ich wurde ihr und anderen zum Spott.

„Aber das war nicht das schwerste, was mir daraus zukam; den schlimmsten Schaden nahm meine Seele.

„Hatte ich mich schon durch den Besitz dieses Weibes entwürdigt und gedemütigt gefühlt, wie erst mußte mir der Gedanke, nun auch noch um diesen Besitz zittern und kämpfen zu müssen, den letzten Rest von Selbstachtung und Würde rauben!

„Und damals, damals zum erstenmal, tauchte mir der Gedanke auf: O, wie grenzenlos albern du dich benimmst, mein Lieber! Als ob du ein Retter deiner Ehre wärest wie der selige Christoph Helfenrieder! Als ob du überhaupt noch eine Gattenehre hättest und sie wahren und retten könntest! So ein Mensch bist du ja aber gar nicht! Wärest du's, du hättest die Dame in Bremen fortgeschickt. Du thatest es nicht, du weißt, warum, und darum kannst du auch aus eigener Kraft nie mehr von ihr los! Was also bewachst du nun so ängstlich? Nicht deine Ehre, Mensch, sondern deine Ehrlosigkeit!

„Je öfter ich es mir sagte, desto richtiger erschien es mir. Und in gewissem Sinn war's ja auch ganz richtig. Nur ist es furchtbar, sich derlei sagen zu müssen, furchtbar und sehr gefährlich. Denn ob sich der Gedanke dann in That umsetzt, ist nur noch Sache des Zufalls.

„Der Zufall sollte nicht lange auf sich warten lassen.

„Im Januar gingen wir auf einige Wochen nach Berlin, wohnten im ‚Kaiserhof', sahen uns die Theater, den Wintergarten, die öffentlichen Bälle an.

„Mit den alten Freunden hatte ich natürlich keine Fühlung mehr, aber an Gesellschaft fehlte es uns doch nicht.

„Natürlich nur Herren. Ein Bekannter von Monaco her, ein Banquier, hatte mich in einen Klub eingeführt; schöne Räume, kuriose Gesellschaft: Börsenspieler, die sich als Sportsmen aufspielen wollten, Sportsmen und Aristokraten, die unter ihresgleichen nicht mehr für voll galten; natürlich wurde gespielt.

„Nur unter den Fremden waren einige passable Leute; namentlich ein Belgier, ein Graf, gefiel mir so weit recht gut: ein unbedeutender Mensch, dazu ein leidenschaftlicher Spieler, aber, so schien's, ein Gentleman.

„Da er auch im ‚Kaiserhof' wohnte, zur selben Stunde dinierte, konnt ich nicht hindern, daß er sich zu uns setzte. Und nach zehn Minuten ahnte ich: das wird der Nachfolger des Russen.

„Drei Tage später wußte ich's. Ich bewachte sie auf Schritt und Tritt; das war noch das einzige Hindernis zwischen ihnen.

„Was thun? Wieder flüchten?! Es war mein erster Gedanke. Aber der zweite war: Willst du deine Ehrlosigkeit bewachen?! Und dann bohrte es weiter und weiter: Laß den Dingen ihren Lauf! Vielleicht läuft sie mit ihm davon! Und das ist dann deine Rettung, die einzige, auf die du noch hoffen darfst! Du darfst sie nicht hindern — du gehst sonst zu Grunde!

„Freilich fuhr ich trotzdem fort, den Kerkermeister zu spielen, denn daneben sprach auch eine andere Stimme in mir: Es wäre schmählich, das darfst du nicht!

„Aber ich überschrie mein Gewissen: Warum nicht? Lieber durch ein schmähliches Mittel frei werden, als schmählich verenden! Es ist ja Notwehr! Und dann, was ist so Schlimmes dabei? Deine Gattenehre liegt ja ohnehin im Schlamm, wo er am tiefsten ist; jeder Blick zwischen den beiden stampft sie tiefer hinein. Aber ist dies abgethan, dann kannst du noch ein Mann von Ehre werden! Du bist ein Retter deiner Ehre, wenn er mit ihr davongeht!

„Noch eine volle Woche währte der Kampf in mir, furchtbare Tage und Nächte, dann hatte ich mich entschieden.

„Wir hatten für den Abend eine Loge zur ‚Walküre' genommen; ich schützte Kopfweh vor und ließ die beiden allein hinfahren.

„Die Stunde, die ich darauf allein verbrachte — und würd ich hundert Jahre alt, ich vergesse sie nicht!

„Dann faßte mich die Reue, ich fuhr ins Opernhaus. Aber die Loge war leer ...

„Von der Stunde ab hatte ich nur noch den einen Gedanken: nun muß ich aber auch frei werden. Am besten: er geht mit ihr durch. Und wo nicht, so muß ich die beiden doch so sicher machen, um Beweise haben zu können. Wie weit ich dies Programm gegen Hindernisse hätte durchsetzen können — ich weiß es nicht. Aber das Schicksal selbst schien es so zu wollen; es ordnete alles für mich; ich brauchte nur immer ja zu sagen.

„Es war am nächsten Abend; ich konnte nicht schlafen und fuhr in den Klub. Der Graf hielt die Bank; ich wollte mich mit an den Tisch setzen.

„Da zog mich jener Banquier, der mich eingeführt hatte, beiseite: ‚Thun Sie's nicht, der Graf hat zu viel Glück, er hat heut abend etwa hunderttausend Mark gewonnen!' Und als ich ihn erstaunt ansah: ‚Der Mann spielt falsch! Ob schon früher, weiß ich nicht, heut jedenfalls.'

„‚Aber das hat er ja nicht nötig!'

„‚O doch! Er ist Graf, aber aus einem verarmten, herabgekommenen Hause. Was ist der Mensch schon alles gewesen! Zuletzt Leutnant in der Fremdenlegion, in Algier, aber auch da wurde er wegen Falschspiels kassiert.'

„‚Aber warum machen Sie dann dem Treiben kein Ende?'

„‚Er ist zum letztenmal hier, dafür ist gesorgt. Skandal aber wollen wir vermeiden, und was im Klub geschieht, braucht doch die Polizei nicht zu erfahren.'

„In diesem Augenblick sah der Graf zu uns herüber. Etwas Deutsch verstand er ja; hatte er ein Wort erlauscht, oder machte ihn sein böses Gewissen so furchtsam? Genug, er ließ vom selben Augenblick seine Künste ruhen und begann zu verlieren. Nur einige tausend Mark freilich, dann erhob er sich und ging.

„Am Tage darauf sagte er mir, er wolle nie wieder eine Karte anrühren; verlieren sei verdrießlich und gewinnen noch verdrießlicher. Da hatte er natürlich bereits den Brief des Klubs in der Tasche, der ihm riet, schleunig aus Berlin zu verschwinden.

„Ich hatte bei alledem nur noch eine Sorge: der Mensch war ihr gewachsen, den übertölpelte sie nicht. Aber auch dies war grundlose Furcht; ich ward sie noch selben Tages los.

„Als wir im Rauchzimmer nach dem Diner zusammensaßen, that er plötzlich die Frage: ‚Sehnt sich Ihre Frau nicht nach der Bühne zurück, wo sie doch so große Triumphe gefeiert hat?'

„‚Ich denke nein,' war meine Antwort.

„‚Und wären Sie grundsätzlich dagegen, daß sie wieder ein Engagement annimmt? Es wäre ja schon der kolossalen Gage wegen zu erwägen.'

„Darauf ich: ‚Ich bin ja selbst wohlhabend.'

„Das war alles; aber nun wußt ich, an welcher Angel er festsaß. Da sie keine Ahnung hatte, daß er ein Abenteurer war, so hatte sie ihn wohl, offenbar aus Eitelkeit, angelogen, vielleicht auch aus Berechnung: da er so viel von seinen Gütern und Bergwerken erzählte, so hielt er auf Geld, und die kolossalen Gagen mußten ihm Eindruck machen.

„Als ich am nächsten Morgen allein — sie war noch bei der Toilette — ins Frühstückszimmer kam, trat der Direktor des Hotels verlegen auf mich zu: der Herr Graf habe soeben durch einen Detektiv die Weisung erhalten, Berlin binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen und nie wieder nach Preußen zurückzukehren.

„So hatte denn die Polizei gegen den Willen des Klubs doch Wind bekommen, that aber nun die Sache ihrerseits in aller Stille ab.

„‚Warum?' fragte ich den Direktor.

„Er zuckte die Achseln, aber vom Gesicht war ihm abzulesen, daß er den Grund kannte.

„Ich war fassungslos; heute also schon entschied sich mein Schicksal. Und vermutlich zum Schlimmen: der Ausgewiesene war schwerlich zu einer Entführung gelaunt, und wenn auch, von dem Abenteurer wollte auch sie sicherlich nichts mehr wissen.

„Da kam aber auch schon ihre Zofe hereingetrippelt: ich hätte ihr in Wiesbaden so strenge Befehle gegeben, darum bringe sie dies Briefchen mir, nicht der gnädigen Frau.

„Einen Augenblick zögerte ich, dann öffnete ich vorsichtig das Couvert; er schrieb, man habe ihn als französischen Spion denunziert,

er sei dieses unsinnigen Verdachtes wegen ausgewiesen; von hier aus könne er sie nun nicht entführen, denn wenn ich Lärm schlüge, so ergriffe sie die Polizei noch auf deutschem Boden. Sie möge mich bestimmen, daß wir morgen gemeinsam bis München reisten, übermorgen dort einen Rasttag hielten; von München aus sei Österreich in wenigen Stunden erreichbar.

„Ich schloß das Couvert und ließ es ihr einhändigen.

„Kurz darauf erschien er, dann sie im Frühstückszimmer; sie spielten die Komödie genau nach seinen Vorschlägen, und ich willigte ein.

„Den Abend verbrachten wir gemeinsam, er schlug mir das brüderliche Du vor, und ich war auch damit einverstanden ... und wir küßten uns ...“

* * *

Wieder hielt er inne und ging totenfahl, unsicheren Schrittes neben mir her.

„Am nächsten Morgen,“ sagte ich, „reisten Sie mit den beiden nach München; das weiß ich.“

Und ich erzählte ihm von dem Zufall, der uns zusammengeführt hatte.

„So?“ meinte er. „Ja, daß ein Herr mit im Coupé war, mit dem ich sprach, weiß ich noch. Aber daß Sie es waren — ein kurioser Zufall! Freilich ohne diesen Zufall hätte ich Ihnen schwerlich meine Geschichte erzählt, denn gestehen Sie es nur: um dieser ersten Begegnung willen waren Sie so geduldig mit mir, und das wieder weckte mein Vertrauen ... Und ich sprach also damals vernünftig mit Ihnen?! Von Jüterbog ... von Leopardi ... du lieber Himmel! Was der Mensch alles ertragen kann, ohne verrückt zu werden! Aber hart dran war ich damals, das dürfen Sie mir glauben ...“

„Und in München also wurden Sie frei?“

„Ja. Kaum daß ich aus dem Hotel war, brannten sie durch, vermutlich nach Salzburg. Als ich zum Diner heimkam, waren sie schon viele Stunden fort. Auf dem Tisch lag ein Brief von ihr: sie wisse seit Bordighera, wie sehr sie mir zur Last sei, und so sei sie lieber selbst gegangen; sie habe sich dadurch auch meinen Dank verdient und fordere dafür eine rasche Scheidung der Ehe; ein Münchener Anwalt sei ihr Vertreter.

„Nun, es geschah nach ihrem Willen, und der Mann hat sie wirklich geheiratet. Sie haben dann in Wien ein böses Ende gefunden, er als Falschspieler, sie als Hochstaplerin. Aber das ist ja gleichgültig ...

„Und welches Ende ich gefunden habe, wissen Sie nun auch. Ich erkannte es schon sehr bald, schon auf der Fahrt von München nach Bremen. Selbst wenn mein Bruder Karl milder mit mir gesprochen hätte, ich wäre mir darüber im klaren gewesen, was ich nun war.

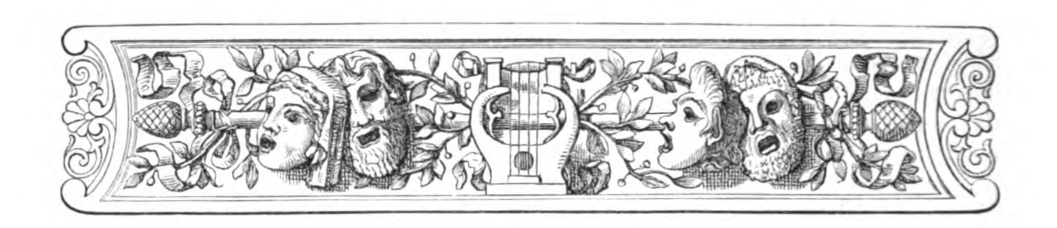
„Er aber sprach sehr hart. ‚Dem Schwächling hätte ich verziehen; mit dem Menschen, der durch ein solches Mittel seine Ehre »gerettet« hat, darf ich nichts mehr gemein haben.‘

„Es war hart, aber gerecht — nicht wahr?“

„Nein!“ erwiderte ich damals und suchte ihn aufzurichten.

Aber auch heute noch, wo er tot ist und ihm kein Mitgefühl mehr nützen kann, würde ich die Frage nicht bejahen. Glaubt sich jemand dazu berechtigt, er mag es thun, ich kann es nicht.

Der unglückliche „Retter seiner Ehre“ ruht in fremder Erde; er ist vor zwei Jahren auf einer Reise durch Brasilien vom gelben Fieber dahingerafft worden. So ist er gestorben, wie er gelebt hat: einsam und nutzlos.



Die moderne Oper.

Von

Max Marschalk.

(Nachdruck ist untersagt.)

Es konnte nicht in des Verfassers Absicht liegen, einen Abriß der Geschichte der modernen Oper zu schreiben. Denn er ist sich der Schwierigkeit, um nicht zu sagen der Unmöglichkeit eines solchen Unternehmens wohl bewußt. Eine Geschichte der modernen Oper schreiben, heißt seine dilettantische Auffassung bekennen. Nur der oberflächliche Betrachter der nachwagnerischen Opernproduktion kann sich dem Wahne hingeben, in der Erscheinungen Flucht feste Pole zu entdecken. Er kann fleißig rubrizieren und klassifizieren und kann diese philologische Thätigkeit mit um so größerem Erfolge ausüben, je mehr er vermeint, über gewisse Grundfragen des Wesens der Oper im klaren zu sein.

Steht er zum Beispiel mit beiden Füßen auf dem Boden der ästhetischen Forderungen und Maximen Richard Wagners, so braucht er nur immer die Unterscheidung „Oper" und „musikalisches Drama" anzuwenden, um sofort zu wissen, in welches Fach diese oder jene Erscheinung einzuordnen ist. Als Vollblut-Wagnerianer hielte er sich nebenbei wahrscheinlich der Notwendigkeit überhoben, die Gegner Wagners zu widerlegen, denn die Worte des Meisters sind ihm ein Evangelium, dessen Verteidigung gegen die Angriffe „des Unverstandes" ihm ebenso lästerlich erscheint wie diese Angriffe selbst. Daß der Fanatismus für Bayreuth weite Grenzen hat, braucht nicht näher ausgeführt zu werden. Es genügt der einfache Hinweis auf seine üppigste Blüte, nämlich auf den Kultus, der nach dem Tode des Meisters mit seiner Gattin und neuerdings mit seinem Sohne Siegfried getrieben worden ist und noch fortdauernd getrieben wird. Als die eigentliche Brutstätte dieses Fanatismus sind die Wagner-Vereine zu betrachten, die immer noch mit so unermüdlichem Eifer am Werke sind, Propaganda zu machen für eine Sache, die des Eintretens schlechterdings nicht mehr bedarf.

Einen nicht ganz so leichten Standpunkt würde der Antiwagnerianer haben, der eine Geschichte der modernen Oper schreiben wollte. Denn er könnte nicht so ohne weiteres als Glaubensritter kämpfen, sondern müßte in umständlicher Polemik gegen des Meisters theoretisch entwickelte und praktisch durchgeführte Kunstprincipien auftreten, was ihm bei dem allgemeinen Hochstand der Wagnersache, den wir heute zu verzeichnen haben, ungemein schwer fallen würde. Er könnte die überzeugendsten Argumente ins Feld führen, er könnte zehnmal beweisen, daß der Weg, den Wagner in seinen späteren Werken beschritten hat, ein Irrweg gewesen ist: die Welt würde ihm keinen Glauben schenken, die Anhänger Wagners würden ihn verlachen, und er hätte so lange umsonst gesprochen, bis der Fall einträte, daß ein neu auftauchendes Gestirn am Himmel der Opernkomponisten den Stern Wagners erbleichen machte. Immerhin hätte aber so ein Antiwagnerianer den Kanon einer gefestigten Meinung, einer positiven Anschauung der Dinge und mit dem Wagnerianer die leichte Möglichkeit der Gruppierung der Erscheinungen gemein.

Um indessen diesen oder jenen Standpunkt einnehmen, von ihm aus unbeirrt den Entwickelungsgang der modernen Oper verfolgen und ihn mit der Sicherheit oder wenigstens mit der eingebildeten Sicherheit des Historikers schildern zu können, ist eine nicht unbeträchtliche Oberflächlichkeit des Urteils, ein starker Dilettantismus der Anschauungen notwendig. Denn wer sich tiefer in diese schwierige, gärende Materie versenkt, wird sich alsbald in Widersprüche und in Zweifel verwickelt und zu dem schließlichen Bekenntnisse gedrängt sehen, daß es sich bei dem geringen Abstand von einer so mächtigen, die ganze musikalische Welt revolutionierenden Persönlichkeit, wie sie sich in Wagner dargestellt hat, daß es sich ferner in Anbetracht der Unabgeschlossenheit der Entwickelungsepoche der modernen Oper und des modernen musikalischen Dramas schlechterdings als Unmöglichkeit herausstellt, etwas niederzuschreiben, was einen begründeten Anspruch auf dauernden Wert haben könnte. Wir wissen noch nicht, ob Wagners Lebenswerk von bleibender Bedeutung sein wird. Wir wissen nicht, ob die Ausdrucksformen, zu denen er halb instinktiv, halb verstandesgemäß hingeleitet worden ist, von späteren Nachfolgern aufgefaßt, angenommen und mit Erfolg ausgenutzt werden können. Zwar giebt es bereits eine Reihe musikalischer Dramen, in denen der von ihm ererbte Stil eine Wiedergeburt anstrebt, aber sie haben wenig Lebenskraft bewiesen. Sie sind vielmehr als schwächliche Epigonenwerke erkannt worden, die, wenn sie etwas beweisen, weit eher beweisen, daß der in „Tristan und Isolde“, im „Ring der Nibelungen“ und im „Parsifal“ angewandte Stil keine fortwirkende Zeugungskraft besitzt, als das Gegenteil. Aber dieser Stil ist eben noch zu jung, und wer im unmittelbaren Anschlusse an ein überragendes Genie zu schaffen verurteilt war, verfiel von jeher dem unheilvollen Fluche des Epigonentums. Die Antworten auf die Frage, ob dieser Stil jemals die auf ihn gesetzten Hoffnungen erfüllen wird, und auf die Frage, ob er nicht schließlich, von Wagner ausgehend, in seinen Werken zur höchsten und letzten Blüte gediehen ist, wer möchte sie jetzt nach der einen oder der anderen Seite hin zu geben? Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Komponisten von heute und morgen die Spuren Wagners allmählich gänzlich aus dem Gesicht verlieren werden, und daß erst eine sehr späte Generation sie wieder auffinden und, indem sie ihnen nachgeht, zu neuen Zielen gelangen wird. Aber es ist auch möglich, daß das ganze künstliche, mit so großem Scharfsinne aufgeführte Gebäude Wagners eines schönen Tages für immer zusammenstürzen, daß aus seinen Trümmern sich eine Kunst erheben wird, in der das Wesen der Musik sich anders darstellt, als Wagner es erkennen zu müssen geglaubt hat.



Richard Strauß.

Wenn wir einen flüchtigen Blick auf die Spielpläne unserer Operntheater werfen und

auf den Charakter der neueren Opernproduktion, so erkennen wir, daß einesteils die alte, von Wagner so überaus heftig bekämpfte Oper, besonders die große historische Meyerbeers, einen überraschend breiten Raum einnimmt, und daß anderenteils die Entwickelung der Oper scheinbar in derselben Richtung fortschreitet, in der sie bis zu der durch Wagner herbeigeführten Umwälzung fortgeschritten ist. Ich kenne kein neueres Opernwerk, ausgenommen die wenigen Epigonenarbeiten, die, kaum geboren, dahinstarben, in dem andere als gänzlich äußerliche Einflüsse Wagners sich bemerkbar machen. Die urteilslose Mehrzahl der Musikkritiker glaubt zwar oft genug feststellen zu können, daß sich dieser oder jener Komponist die wagnerischen Kunstprincipien angeeignet hat. Sie nimmt dabei indessen nur die Schale für den Kern. Das heißt, sie hört gewisse Eigentümlichkeiten der Musik, gewisse von Wagner entlehnte Klangmischungen des Orchesters, ferner etwas, was ihr in verwandtschaftlichen Beziehungen zu der sogenannten unendlichen Melodie zu stehen scheint, und fertig ist das Urteil. Mußte man es doch erleben, daß nacheinander bei den Jungitalienern, bei Humperdinck, Bungert, Kienzl u. a., die insgesamt über durchaus oberflächliche Anlehnungen nicht hinausgekommen sind, davon gesprochen wurde, daß ihre Werke den Stempel wagnerischen Geistes trügen.

Wie steht es nun um gewisse Grundfragen des Wesens der Oper? Wagner hat sich in seiner Schrift „Oper und Drama“ umständlich, wie es seine Art war, darüber ausgelassen. Seine Ausführungen gipfeln in der Erklärung, der Irrtum in dem Kunstgenre der Oper bestehe darin, daß ein Mittel des Ausdruckes (die Musik) zum Zwecke, der Zweck des Ausdruckes (das Drama) aber zum Mittel gemacht war. Die Absicht der Oper habe von je in der Musik gelegen. Bloß um der Wirksamkeit der Musik Anhalt zu irgendwie gerechtfertigter Ausbreitung zu verschaffen, würde die Absicht des Dramas herbeigezogen, natürlich aber nicht um die Absicht der Musik zu verdrängen, sondern vielmehr ihr nur als Mittel zu dienen. Ohne Anstand würde dies auch von allen Seiten anerkannt; niemand versuche es auch nur die bezeichnete Stellung des Dramas zur Musik, des Dichters zum Tonkünstler zu leugnen. Nur im Hinblick auf die ungemeine Verbreitung und Wirkungsfähigkeit der Oper habe man geglaubt, mit einer monströsen Erscheinung sich befreunden zu müssen, ja ihr die Möglichkeit zuzusprechen, in ihrer unnatürlichen Wirksamkeit etwas Neues, ganz Unerhörtes, noch nie zuvor Geahntes zu leisten, nämlich auf der Basis der absoluten Musik das wirkliche Drama zu stande zu bringen. Während also früher der Dichter dem Komponisten gehorcht habe, müsse nunmehr der Komponist dem Dichter gehorchen. „Die Musik ist ein Weib,“ sagt er. „Die Natur des Weibes ist die Liebe: aber diese Liebe ist die empfangende und in der Empfängnis rückhaltlos sich hingebende.“ Wie dies Weib seine volle Individualität erst im Momente der Hingebung erhalte, so entfalte sich die Musik zu ihrer höchsten Blüte auch erst in ihrer Vereinigung mit der Dichtkunst. Sehr bezeichnend ist seine höchst anfechtbare Beleuchtung des Umstandes, daß Beethoven seine „Neunte“ in einen Chor gipfeln läßt. Leider hat Beethoven nicht mehr die „Zehnte“ geschrieben, die vielleicht die bündigste Widerlegung der Wagnerschen Entwickelungstheorie gebracht hätte. „Das Entscheidendste, was der Meister in seinem Hauptwerke uns endlich aber kundthat, ist die von ihm als Musiker gefühlte Notwendigkeit, sich in die Arme des Dichters zu werfen, um den Akt der Zeugung der wahren, unfehlbar wirklichen und erlösenden Melodie zu vollbringen. Um Mensch zu werden, mußte Beethoven ein ganzer, d. h. gemeinsamer, den geschlechtlichen Bedingungen des Männlichen und Weiblichen unterworfener Mensch werden. — Welch ernstes, tiefes und sehnsüchtiges Sinnen entdeckte dem unendlich reichen Musiker endlich erst die schlichte Melodie, mit der er in die Worte des Dichters ausbrach: ‚Freude, schöner Götterfunken!‘ Mit dieser Melodie ist uns aber auch das Geheimnis der Musik gelöst: wir wissen nun und haben die Fähigkeit gewonnen, mit Bewußtsein organisch schaffende Künstler zu sein.“ Die höchste Form der Musik ist ihm die dramatische, die höchste Form der Dichtkunst das Drama und das Kunstwerk der Zukunft: der innige Verein aller Künste, das musikalische Drama. Wie

der reine Musiker Beethoven schließlich die Notwendigkeit gefühlt habe, sich in die Arme des Dichters zu werfen, so müsse der reine Dichter schließlich die gleiche Notwendigkeit fühlen, sich in die Arme des Musikers zu werfen. Wagner war in der angenehmen Lage, sich selbst umarmen zu können; und diejenigen, welche ihn nicht nur als den größten Musiker, sondern auch als den größten Dichter unserer Zeit feiern, erblicken in seinen musikalischen Dramen die höchste Offenbarung des künstlerischen Genies, das vollendetste Kunstwerk.

Wagner weist haarscharf die Entwicklung der Oper aus der aus dem Volksliede herausgewachsenen Arie nach. Diese bis zu dem Zeitpunkt, wo er das niederschrieb, zweihundertfünfzigjährige Entwickelung läßt er als geschichtlich und natürlich nicht gelten. Die Oper sei nicht aus dem Volke, sondern aus künstlerischer Willkür entstanden. Mit viel größerem Recht könnte man indessen seine Ableitung der Oper aus dem Drama als einen Akt künstlerischer Willkür kennzeichnen. Ist aber nicht schließlich alle Kunst aus künstlerischer Willkür entstanden? Und ist schließlich andererseits nicht alles, was auf dieser Erde entsteht, ein Erzeugnis der Allmutter Natur? Kann man von einer Kunstgattung, die durch jetzt dreihundert Jahre hindurch sich folgerichtig aus der Arie entwickelt hat und sich trotz Wagner in der gleichen Weise weiter zu entwickeln scheint, behaupten, daß sie keinen geschichtlichen, keinen natürlichen Ursprung habe?



Felix Weingartner.

Können wir ferner Wagner folgen, wenn er ausführt, daß die dramatische Form die wirkungsreichste sei, in der die Musik sich der Öffentlichkeit mitteilt? Jedenfalls trifft das für unsere Zeit nicht zu, in der Beethoven der erkorene Liebling des musikfreundlichen Publikums ist, in der sich die ernste Kunst des absolutesten Musikers, des großen Johann Sebastian, immer herrlicher dem Verständnis breiterer Massen erschließt, in der eine unverkennbare Neigung emporblüht zu schlichten und intimen Musikgenüssen, und in der die Kammer-Musik zu einer Bedeutung gelangt ist wie niemals zuvor. „Die Linie Bach—Beethoven—Schumann—Brahms ist der fruchtbare Weg,“ läßt sich in seinem ausgezeichneten Buche „Das Klavier und seine Meister“ Oskar Bie vernehmen, „ist die opernloseste Linie der Musikgeschichte. In diesen Naturen ist eine tiefe Scheu gegen die Oper, ob sie es selbst wissen oder ob nicht — und Brahms, dessen Nekrologe sagten, er sei der letzte seiner Leute, wird einst vielleicht als das Bindeglied zu einer neuen Musikkultur angesehen werden. In der Kammermusik sehen wir die Früchte unserer Sehnsucht reifen. Blut von unserem neuen Blute. In stiller Abgeschlossenheit befragen wir das Klavier, und es wird zu solchen neuen Wendungen wieder seine Impulse geben. In jener erkämpften Ruhe, die dem Herzen gestattet, wieder jung und — wahrhaftig zu werden. Klingerische Radierungen — Brahmssches Klarinettenquintett — Sme-

tanas ‚Aus meinem Leben‘ — dahin winkt es.“ — Ja, dahin winkt es! Es ist anzunehmen, daß die rauschende Vereinigung aller Künste von einer nahen Generation in der That abgelehnt werden wird.

Vielleicht wird die Oper, indem sie sich auf ihre Ursprungsform besinnt, indem sie sich ihrer Entwickelung aus dem Liede bewußt wird, also sich von wagnerischen Kunstprincipien radikal lossagt, die Kraft zu neuem Leben gewinnen. Ist es nicht eigentümlich und zum Nachdenken zwingend, daß neben Wagner der bescheidene Lortzing gedeihen konnte, der aus so ganz anderem Holze geschnitzt ist, und an dem die Welt trotz Wagner ein so herzliches und scheinbar noch stets wachsendes Wohlgefallen hat? Wir wissen nicht, wohin sich die Oper entwickeln wird, wir können es aus der bunten Fülle der nachwagnerischen Erscheinungen wohl ahnen, aber eine Geschichte dieser widerspruchsvollen Epoche zu schreiben, muß einer sehr viel späteren Zeit vorbehalten bleiben, einer Zeit, die von höherer Warte aus die Niederungen der Übergangsperiode, in der wir leben, zu überschauen und die verschlungenen Fäden zu entwirren vermögen wird.



Max Schillings.

Ich möchte den ersten Teil meiner Betrachtungen mit einem kleinen Abstecher zu Schopenhauer beschließen. „Die große Oper,“ sagt er, „ist eigentlich kein Erzeugnis des reinen Kunstsinnes, vielmehr des etwas barbarischen Begriffs von Erhöhung des ästhetischen Genusses mittels Anhäufung der Mittel, Gleichzeitigkeit ganz verschiedenartiger Eindrücke und Verstärkung der Wirkung durch Vermehrung der wirkenden Masse und Kräfte; während doch die Musik, als die mächtigste aller Künste, für sich allein den für sie empfänglichen Geist vollkommen auszufüllen vermag, ja, ihre höchsten Produktionen, um gehörig aufgefaßt und genossen zu werden, den ganzen ungeteilten und unzerstreuten Geist verlangen, damit er sich ihnen hingebe und sich in sie versenke, um ihre so unglaublich innige Sprache ganz zu verstehen. Statt dessen dringt man, während einer so höchst komplizierten Opernmusik, zugleich durch das Auge auf den Geist ein, mittels des buntesten Gepränges, der phantastischsten Bilder und der lebhaftesten Licht- und Farbeneindrücke; wobei noch außerdem die Fabel des Stückes ihn beschäftigt. Durch dies alles wird er abgezogen, zerstreut, betäubt und so am wenigsten für die heilige, geheimnisvolle, innige Sprache der Töne empfänglich gemacht. Also wird durch dergleichen dem Erreichen des musikalischen Zweckes gerade entgegengearbeitet.“ Und weiterhin: „Streng genommen also könnte man die Oper eine unmusikalische Erfindung zu Gunsten unmusikalischer Geister nennen, als bei welchen die Musik erst eingeschwärzt werden muß durch ein ihr fremdes Medium, also etwa als Begleitung einer breit ausgesponnenen, faden

Liebesgeschichte und ihrer poetischen Wassersuppen; denn eine gedrängte, geist- und gedankenvolle Poesie verträgt der Operntext gar nicht; weil einem solchen die Komposition nicht nachkommen kann."

Schopenhauer führt den Ursprung des „Gesanges mit Worten" und endlich die Oper auf das Bedürfnis unserer Phantasie zurück, die Musik, jene ganz unmittelbar zu uns redende, unsichtbare und doch so lebhaft bewegte Geisterwelt zu gestalten und sie mit Fleisch und Bein zu bekleiden, sie also in einem analogen Beispiel zu verkörpern. Er nennt es deshalb einen großen Mißgriff und eine arge Verkehrtheit, die Musik zum bloßen Mittel ihres Ausdruckes zu machen. Der Text sollte nie seine untergeordnete Stelle verlassen, um sich zur Hauptsache zu machen. Wenn die Musik zu sehr sich den Worten anzuschließen und nach den Begebenheiten zu modeln suche, so sei sie bemüht, eine Sprache zu reden, welche nicht die ihrige sei. Von diesen Fehlern habe sich keiner so rein gehalten wie Rossini: „daher spricht seine Musik so deutlich und rein ihre eigene Sprache, daß sie der Worte gar nicht bedarf und daher auch mit bloßen Instrumenten ausgeführt ihre volle Wirkung thut." Während also Wagner in Rossini den Gipfelpunkt und das Ende der eigentlichen Geschichte der Oper, die er für eine unmögliche Kunstgattung hielt, erblickte, während er deren Reformierung theoretisch und praktisch durchsetzte, indem er die dramatische Wahrheit und die Unterordnung der Musik unter die Dichtung als Grunderfordernisse aufstellt, spendet Schopenhauer dem von Wagner so bitter angegriffenen Meister von seinem gegensätzlichen Standpunkte aus das höchste Lob, das er im Hinblick auf die Oper übrig hat. Rossini und Mozart sind diejenigen Komponisten, die er am höchsten schätzt, weil sie am konsequentesten die Musik die Hauptsache in der Oper sein ließen, während er Gluck auf einem Irrwege sieht, weil er die Musik zum Knechte der Poesie machen wollte. Lassen wir Rossini einmal beiseite und nehmen wir Mozart als den Gegenpol Wagners, so ergäbe sich für die



August Bungert.

Zukunft der Kampfruf „Hie Mozart — hie Wagner."

Aus der bisherigen Erfolglosigkeit der Jünger Wagners, aus der Wirkungslosigkeit seiner Lehre auf die breite Masse der Opernkomponisten, die nach ihm geschaffen haben, verspüren wir einen starken, wenn auch vorläufig vollkommen unbewußten Drang, in der Richtung Mozart fortzuschreiten. Ja, wir könnten sogar in Wagners späterer Entwickelung ein teilweises Fallenlassen seiner mit so heißem Atem verfochtenen Principien nachweisen. Die folgerichtige Verkörperung dieser Principien bedeutet das musikalische Drama „Tristan und Isolde". Im Verlaufe der Nibelungen-Tetralogie sehen wir Wagner Zugeständnisse machen, die in den breiten, auf eine rein musikalische Wirkung angelegten Partien bereits recht deutlich zum Ausdruck kommen, und im „Parsifal" endlich neigt er sich stärker den Stileigentümlich-

keiten der alten vielgeschmähten Opernform zu, als die Welt von dem Verfasser der Schrift „Oper und Drama" erwarten konnte.

* * *

In zwangloser Folge möchte ich nun auf eine Reihe neuerer Erscheinungen eingehen, die, während die Wagnerschen Opern und musikalischen Dramen zum sogenannten eisernen Bestande aller Opernbühnen gehören, neben ihnen, trotz ihnen möchte man sagen, zum Teil den Beifall des Opernpublikums gefunden haben. Den im Stile Wagners geschriebenen ist, wie gesagt, dieser Beifall nicht in annähernd gleichem Maße vergönnt gewesen. Als Werke, die, weil ihre Schöpfer nicht alltägliche musikalische Vorzüge aufzuweisen haben, nicht als vollkommen mißglückte Epigonenwerke anzusehen sind, seien „Guntram" von Richard Strauß genannt und Max Schillings' „Ingwelde". Vielleicht wäre in diesem Zusammenhange noch Felix Weingartners „Genesius" zu nennen, der in Berlin seinerzeit ein so glänzendes Fiasco erleben mußte. Strauß ist von diesen dreien die stärkste Persönlichkeit. Er schreibt seit Jahren eine große symphonische Dichtung nach der anderen und hat offenbar an dieser Kunstform ein so großes Gefallen gefunden, daß er vielleicht dauernd das musikalische Drama verabschiedet hat. Auch Weingartner hat sich neuerdings der Produktion absoluter Musik hingegeben, noch konsequenter als Strauß, indem er Quartette und Symphonien schreibt, die, als reine Musik konzipiert, sich an die Freunde der reinen Musik wenden. Strauß hingegen glaubt der Stütze der Poesie nicht vollends entbehren zu können. Er ist auch als Symphoniker ein treuer Anhänger Wagners, der die Musik dem poetischen Gedanken unterordnet, sie zum Mittel des poetischen Ausdrucks macht. Er stellt sie nicht in den Dienst des Textes, sondern in den einer detaillierten poetischen Unterlage, des sogenannten dichterischen Programmes, und ist, indem er sich an bedeutende Dichtungen anlehnt, so recht eigentlich ein musikalischer Illustrator. Erst in seinem jüngsten Werke „Ein Heldenleben" hat er sich von diesem die Kunst in strengem Sinne prostituierenden Rezepte abgewandt und sich zu seinem Heile auf das eigene Erlebnis gestützt. Schillings' „Ingwelde" war in Berlin zur Aufführung bestimmt. Da hörte sie der Kaiser in Wiesbaden, langweilte sich, und die Aufführung unterblieb. Jüngst hatte sie nun in Schwerin unter Leitung des ausgezeichneten Herman Zumpe Erfolg gehabt. Das ermutigte den durch die Berliner Ablehnung gekränkten Komponisten, von der Erlaubnis des Großherzogs Gebrauch zu machen und mit der gesamten Schweriner Hofoper nach Berlin zu gehen, um sein Werk durchzusetzen. Die Königliche Oper öffnete der Großherzoglichen die Pforten ihres Hauses; der Beifall, der dem Werke gezollt wurde, war lebhaft, besonders von seiten der zahlreich erschienenen jungdeutschen Gemeinde. Von der Mitte des zweiten Aktes an erwärmte sich indessen erst das breitere Publikum, denn dort setzt eine unverkennbare Emancipierung von der Wagnerschen Kunst ein, in deren Banne der Komponist als Dreiundzwanzigjähriger sein Werk geschrieben hatte. Diese naive Emancipierung, dieses wohl halb unbewußte Vertrauen auf eigene Kraft und Eingebung, hat ihn Töne von großer Wärme, wenn auch noch geringer Eigenart finden lassen, die die Hoffnung aufkommen lassen, daß er einmal in bewußter Auflehnung gegen den Meister, dem er sich mit Haut und Haaren verschrieben hatte, ein selbständiges Werk schreiben wird. Vielleicht ist es ihm mit seiner zweiten heiteren Oper „Der Pfeiffertag", die unterdessen fertiggestellt ist, bereits geglückt. Der nächste Winter wird darüber Aufschluß geben.

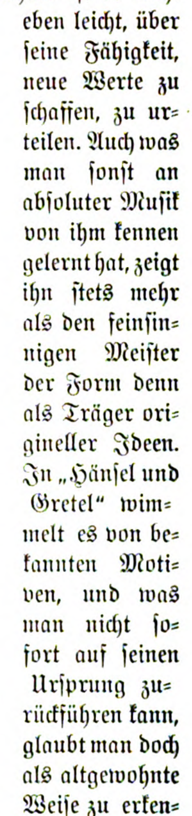
Eine der plumpesten Wagner-Nachäffungen hat August Bungert begangen und ist sie zu begehen noch am Werke. Er will die Welt mit einem Ilias- und Odysseecyklus beglücken und diese Produkte der Unbildung und des Unvermögens auf einem eigenen Theater zur Aufführung bringen. In Dresden hat er einigen Erfolg gehabt, in Berlin ist ein Abschnitt seines Cyklus, trotz der brillanten Aufführung, die ihm zu teil wurde, nämlich „Odysseus' Heimkehr", kläglich abgefallen. Das Textbuch ist eine ununterbrochene Kette der lieblichsten Stilblüten, die Musik von einer wahrhaft erschreckenden Armseligkeit. Der fruchtbare,

aber nicht in demselben Maße glückliche Liederkomponist hat sich hier an eine Aufgabe herangewagt, der er bei weitem nicht gewachsen ist. Indem er die Größendimensionen des Nibelungenringes kühn oder dreist übertrumpfte, glaubte er die Größe Wagners zu erreichen, und indem er sich mit dem Plane trägt, seinem Werke ein eigenes Theater zu erbauen, glaubt er sich die unerläßliche Folie der äußeren Umstände zu schaffen. Ihm ist das Geschick widerfahren, daß die Welt sich über ihn klar geworden ist, bevor er ihr noch den vollendeten Cyklus unterbreiten konnte.

Eine durchaus sympathische Persönlichkeit hingegen ist der bescheidene Engelbert Humperdinck. Sein Märchenspiel „Hänsel und Gretel“ ist ein echtes und rechtes Gelegenheitswerk. Ursprünglich in kleinem Rahmen gehalten, für den häuslichen Bedarf in Angriff genommen, wuchs es sich zu einer der beliebtesten neueren Opern aus. Man jubelte ihr zu, weil man der heftigen Leidenschaftsaktionen jungitalienischer Schule und ihrer heimischen Nachtreter müde geworden war, weil man sich neben der schweren Kost wagnerischer Kunst nach leichteren Genüssen sehnte. Auf dem Wege, aus dem Volksliede und dem Märchen neue Schätze zu heben, bedeutet diese Oper den ersten zagen Schritt, den eine gemütvolle, doch nicht tiefschöpfende Dichterin, und ein begabter, doch nicht allzu phantasie- und erfindungskräftiger Musiker gewagt haben. Über Humperdincks Musik ist nicht so leicht etwas ganz Stichhaltiges zu sagen. Das steht fest, daß sie ungemein geschickt gearbeitet und überaus feinsinnig instrumentiert ist. Eine Fülle reizendster Volkslieder hat er verwendet, Perlen in kostbarster Fassung beschert. Die Fassung ist sein Eigentum, sie ist aus hochkarätigem Golde in kunstvollster Weise geformt. Die Perlen hat er genommen, von wo sie ein jeder nehmen darf und nehmen kann. In ihm sind sie nicht gewachsen, und deshalb ist es nicht eben leicht, über seine Fähigkeit, neue Werte zu schaffen, zu urteilen. Auch was man sonst an absoluter Musik von ihm kennen gelernt hat, zeigt ihn stets mehr als den feinsinnigen Meister der Form denn als Träger origineller Ideen. In „Hänsel und Gretel“ wimmelt es von bekannten Motiven, und was man nicht sofort auf seinen Ursprung zurückführen kann, glaubt man doch als altgewohnte Weise zu erkennen. Was nicht als „genommen“ sich herausstellt, erscheint als nicht neu. Aber die Arbeit ist, wie gesagt, so geschickt, das ganze Werk so liebenswürdig, heiter und humorgetränkt, daß dem Musiker das Herz im Leibe lacht. Und wenn zwei dasselbe thun, ist es nicht dasselbe. Wenn ein anderer den Versuch gemacht hätte, wie er, Volkslieder zu verwerten, wär's vielleicht ein langweilig und ledern Ding geworden. Die Dichtung Adelheid Wettes ist leider nur eine einfache Dramatisierung des bekannten Grimmschen Märchens, ohne symbolischen Gehalt, ohne die kleinste, verhüllteste Allegorie. Alles Scharfkantige ist dazu mit Sorgfalt abgeschliffen,



Engelbert Humperdinck.



alles Tiefe wesentlich verflacht. Aus dem guten, aber schwachen Holzhacker, den die Sorgen ums tägliche Brot und sein böses Weib dahin treiben, seine Kinder in den



Eugen d'Albert.

Wald zu führen, wo er am dichtesten ist, und wo sie den wilden Tieren preisgegeben sind, ist ein trotteliger, angeheiterter Besenbinder, aus der hartherzigen, kalten Stiefmutter, die zum Schlusse des Märchens gestorben ist, als die Kinder den Weg zum Vater, der keine frohe Stunde gehabt hatte, zurückgefunden haben, ist eine gute, aber polterige richtige Mutter geworden, welche die Kinder in einem Jähzornanfall unvorsichtigerweise zum Erdbeersuchen in den Wald schickt. Lebensvolle, leibhaftige Menschen auf realem Grunde sind beide im Märchen, verblaßte Phantome, die in der Luft schweben, beide im Märchenspiel. Die unheimliche Hexe, die steinalte Frau, die sich auf eine Krücke stützt, hat einer vergnügten komischen Alten Platz machen müssen, die nicht gerade feine Possenspäße treibt und einen reichlich albernen Besenritt exekutiert. Und die Kindlein, die bei Grimm vorsorglich gemästet und schließlich zum „Aufessen" gebraten werden, werden hier nur in Lebkuchenmännchen umgeröstet, aus welcher Gestalt sie wieder erlöst werden können.

Als ein weiterer Versuch der Kultivierung der Märchenoper ist hier Bierbaums „Lobetanz" aufzuführen, zu dem der begabte, nur ein wenig philiströse Ludwig Thuille eine Musik geschrieben hat, die allzu modern großthuerisch ist. Die in den zartesten Konturen gehaltene, in ihrer Totalität nicht vollkommen einwandfreie Dichtung, die sich als eines der besten modernen Opernbücher präsentiert, verlangt eine leichte, ich möchte sagen fast spielerische Musik, um im Verein mit ihr zu der Lebensfähigkeit geführt zu werden, die sie in sich birgt. Thuille, dem nebenbei jeder Humor abgeht, hat geglaubt, mit wagnerischen Ausdrucksmitteln operieren zu können, wo er Mozartsche oder gar Lortzingsche Töne hätte anschlagen müssen. Das Werk, das in seiner Heiterkeit leicht und hurtig an dem Beschauer und Hörer vorbeieilen müßte, ist vom Komponisten auf die Streckbank gespannt worden, wodurch es den besten Teil seiner Vorzüge eingebüßt hat.

Wilhelm Kienzl, der nach dem übertriebenen Erfolge seines „Evangelimann" geglaubt hatte, die Entwickelung der Oper müsse sich, falls sie gedeihlich sein sollte, nach der volkstümlichen Seite hin vollziehen, hat sich leider trotz dieser guten Einsicht verleiten lassen, seine wohl für immer in den Orkus versunkene musikalische Tragikomödie „Don Quixote" zu schreiben. Die Reklametrommel für dieses umfangreiche Werk war fleißig gerührt worden. Es war so eine Art „prophylaktischer Suggestion" auf das Publikum ausgeübt worden, die es bewirkt hatte, daß man neugierig geworden war auf das den Manen des großen Cervantes gewidmete Werk. Kienzl hatte von der gewaltigen Aufgabe, an der so viele schon gescheitert seien, deren Lösung ihm vorbehalten sein sollte, so viel geplauscht, die berufsmäßigen Bewun-

derer, die Herren Interviewer, hatten ihm so eifrig nachgebetet, daß die öffentliche Meinung nahezu fixiert war. Aber die Aufführung (Königliches Opernhaus in Berlin) kam und mit ihr ein Umstoß aller vorgefaßten Urteile, eine Zerstörung aller Illusionen. Schon nach dem ersten Akte bemächtigte sich des Publikums eine Langeweile, die um so schwerer ertragen wurde, als sie sich mit absoluter Hoffnungslosigkeit paarte. Der zweite Akt ging auch vorüber, und trotzdem er mit den allergemeinsten Possenreißereien vollgepfropft ist, die lediglich auf niedrige Effekte hin ersonnen sind, blieb der gefürchtete Skandal aus, was verwundern konnte, aber auch der Erfolg, was natürlich war. Mit ihm ging der Tragikomödie breiterer Teil, nämlich die Komödie, kläglich in die Brüche. Mit verblüffender Sicherheit verpufften alle Wort-, Ton- und Situationswitze, ohne das Ziel zu treffen, auf das der Dichterkomponist so innig angelegt hatte. Im dritten Akte war es dem Autor, weil er sich auf sein Gebiet der sentimentalen Rührseligkeit gerettet hatte, gelungen, sich in echteren Tönen mitzuteilen und so die fast gänzlich eingebüßten Sympathien zum Teil zurückzuerobern. Der Tragikomödie eigentlicher Held aber war Kienzl. Er ist keineswegs talentlos; in seiner Musik findet sich eine große Fülle schöner Züge. Nichts Großes, nichts Eigenartiges, jedoch immerhin so viel Wertvolles, daß man den aufrichtigen Wunsch hegen kann, er möge mit diesem mißlungenen Werke von aller lähmenden Ideologie geheilt sein und zu einer weisen Erkenntnis der seinem Talente gesteckten Grenzen gelangen. Man hat ihn nicht mit Unrecht auf Lortzing hingewiesen. Zwar wird er der Opernbühne niemals das werden, was Lortzing ihr war, ist und sein wird, aber es könnte ihm eher in dieses Meisters Art glücken, sein Bestes zu geben, als indem er sich mit Problemen befaßt, deren Lösung weit klareren und begabteren Köpfen unmöglich ist, weil sie vielleicht überhaupt nicht zu lösen sind.

Bei ihrem ängstlichen und hastigen Umherspähen nach geeigneten Stoffen verfallen die Opernkomponisten allzu häufig auf solche, die sich in jede Form eher gießen lassen als in die eines musikalischen Dramas. Seit Mascagni Vergas veristisches Drama brutalisiert und damit die Epoche der monströsen sogenannten „modern realistischen Oper“ inauguriert hat, hat man vielfach geglaubt, die Geheimnisse des Bühnenerfolges darin suchen zu müssen, daß ein dem banalsten Alltagsleben entnommener Vorwurf mit möglichst sinnfälliger Musik zu verbrämen sei. Man ist zu einer ganz thörichten und falschen Nutzanwendung des Naturalismus auf das musikalische Drama gekommen. Der Stoff muß seinem ganzen Wesen nach die Heranziehung der Musik notwendig erscheinen lassen. Jedenfalls darf, wenn wir die Schranken nicht so eng setzen wollen — denn es gäbe wenige Opern, wären nur die Stoffe verwendet, die nach Musik schreien —, ein gesundes ästhetisches Empfinden nicht verletzt werden durch die grelle Dissonanz, zu der



Wilhelm Kienzl.

sich Inhalt und Form fügen. Wenn wir nicht Offenbachiaden schreiben wollen, werden wir stets zurückgreifen müssen auf Sage und Märchen, allenfalls auf die nebelgraue Historie. Da hat Heinrich Zöllner eine zweiaktige Oper geschrieben, die sich „Der Überfall“ nennt. Eine rührsame Kriegsanekdote aus dem Jahre 1870 ist in ihr für die Bedürfnisse des Komponisten fruchtbar gemacht. Wäre unser natürliches Gefühl nicht schon so verdorben, welch eine Fülle unwiderstehlicher komischer Wirkungen müßten wir in dieser Soldatenoper entdecken, in der die Musik ihr edles Pathos für eine Sprache hergiebt, die in ihrer Holprigkeit und Banalität kaum gesprochen zu werden verdient. Man denke sich den deutschen Ulanen Wilhelm mit abgezirkelter Operngeste die schöne Reine, die in ihrer Verzweiflung Schmerz die Hände aufs Herz preßt, fragen: „Ist Ihnen übel?“ Man denke sich das gesungen, mit welchem Ausdruck man wolle, es wird stets komisch wirken. Man höre ihn sein Pferd Egmont ansingen: „Egmont, solch schönen Stall hast lang nicht mehr gesehn, mein Freund.“ Der Komponist Zöllner macht eine bessere Figur als der „Dichter“ Zöllner. Er ist offenbar ein recht naiv schaffender Künstler, der sich über die zu wählende Form nur geringe Skrupel macht. Bei aller äußerlichen Charakterisierung durch Bewegung und Farbe bleibt seine Musik doch undramatisch. Wertvoll ist sie nur an den Stellen, wo sie zu breiter lyrischer Wirkung auslädt. Da findet er die Höhenpunkte seines Könnens, da interessiert er durch warme, vollblütige Sinnlichkeit. An Stellen, wo er von Wagner hätte lernen können, wo das Wort zu einem leichten Sprechgesang gehoben werden muß, wo der Fortgang der dramatischen Handlung Beflügelung erfordert, ist er von einer fast unerträglichen Schwerfälligkeit. Zöllner hat jetzt eine sehr kennzeichnende Sache unternommen. Er hat nämlich Gerhart Hauptmanns Märchendrama „Die versunkene Glocke“ komponiert, das heißt, er hat sie in oberflächlicher Weise zusammengestrichen, zum größten Teil die Verse des Dichters benutzt und nur hier und da aus Eigenem(!) einige Übergänge hinzugedichtet. So ist aus dem fünfaktigen Märchendrama eine fünfaktige Märchenoper entstanden. Es ist ja möglich, daß den Komponisten der Stoff gereizt hat, es liegt aber auch die Vermutung nahe, daß der große Erfolg des Dramas den Anlaß zu seiner Eile gegeben hat. Die üble Stoffnot! Der Erfolg wird dem Komponisten wahrscheinlich die unangenehme Lehre bringen, daß ein Drama von den innerlichen Vorzügen der „Versunkenen Glocke“ nicht so einfach hingenommen werden kann, sondern, wofern es den Anforderungen der Opernbühne gerecht werden soll, in der Weißglut einer echten Dichterbefähigung umgeschmolzen werden muß.

Einen Stoff aus dem Leben der Gegenwart birgt auch Max Joseph Beers einaktige Oper „Der Streik der Schmiede“. Den Textverfasser Viktor Léon und den Komponisten haben die Erfolge der Jungitaliener nicht schlafen lassen. Vieles in dieser Oper ist recht gut nachempfunden. Manchmal könnte man meinen, der Komponist sei der geborene Dramatiker, aber nur manchmal. Im allgemeinen bedeutet seine Musik ein mühseliges Werben um Ausdrucksmittel, die seiner Liedertafelveranlagung fern liegen. Da, wo sie am rühmenswertesten ist, ist sie zweckentsprechend, und das ist wirklich noch ein Lob, das nicht jedem Opernkomponisten zuerteilt werden kann. Diejenigen, deren künstlerische Bedenken gegen das durch den Streik der Schmiede repräsentierte Genre schwach genug sind, daß sie der zu heftigster Aktion geführte Chor, sagen wir einmal umzuschreien vermag, können immerhin noch einigen Eindruck von dem Werke gewinnen.

Johannes Doebbers einaktige Oper „Die Rose von Genzano“ gehört auch zu den einheimischen Erzeugnissen, die der beispiellose Erfolg der „Cavalleria rusticana“ gezeitigt hat. Sie ist durchsättigt mit einer reichen Melodienfülle. In einzelnen Partien erhebt sie sich zu schöner charakteristischer Färbung, wie zum Beispiel in einer Barkarole, der ein feinsinnig und effektvoll instrumentierter kleiner Orchestersatz voraufgeht. Eine flott erfundene Tarantella leitet das Werk ein. Im allgemeinen indessen hat sich Doebber hier seiner deutsch-volkstümlichen Eigenart, die wir in anderen seiner Arbeiten, wie im „Schmied von Gretna Green“, schätzen gelernt haben und die er

in seiner jüngsten, unlängst in Leipzig mit Erfolg aufgeführten Oper „Die Grille" wieder hervorgekehrt haben soll, zu Gunsten fremdländischer Accente entäußert. Die technische Mache ist bei Doebber von einer durch genaue Kenntnis der Singstimmen und des Orchesters gestützten künstlerisch wirksamen Einfachheit.

In das Gebiet der stark von Wagner beeinflußten, aber doch eine gewisse Selbständigkeit aufweisenden Opernwerke gehört Adolf Sandbergers „Ludwig der Springer". Das Textbuch, das er selbst verfaßt hat, zeugt von seinem ausgeprägten Sinn für wirksamen scenischen Aufbau. Farbenprächtige Bilder entrollen sich dem Auge, festlicher Pomp, düstere Nachtscenen von Calderonscher Kraft und Grausigkeit, Mondeszauber und Kriegsgetümmel. Mit einer grandiosen Apotheose, mit dem machtvollen dreifachen Ruf „Jerusalem" des Volkes, der Ritter und der Mönche schließt das interessante Werk, daß eine stärkere Wirkung ausüben würde, wenn die Kraft der Charakteristik auf der gleichen Höhe mit der Kunst des monumentalen Aufbaues stünde. Manche reale Unmöglichkeit, manche psychologische Unklarheit ist man leider gezwungen mit in den Kauf zu nehmen. Als Komponist steht Sandberger auf der Höhe moderner Technik, deren reiche Ausdrucksmittel seinem gesunden, kernig- und innig-deutschen Empfinden willig zu Gebote sind. Wünschenswert wäre es, daß seine Phantasie sich völlig von wagnerischen Einflüssen befreite. Wo sie ihrer eigenen Flugkraft mutig vertraute, wie vornehmlich im zweiten Akte, vernimmt das Ohr originale Klänge. An diese knüpfen wir die Hoffnungen auf die weitere Entwickelung des begabten Komponisten.

Ignaz Brüll und Eugen d'Albert! Ich nenne sie zusammen, weil zwei ihrer Werke zufällig innerhalb einer Woche des verflossenen Winters in Berlin aufgeführt worden sind. Brüll in seiner Oper „Der Husar" ein mit erstaunlicher Standhaftigkeit am Hergebrachten festhaltender Alter, d'Albert in seinem musikalischen Lustspiele „Die Abreise" ein den Zeitströmungen folgender Junger. Brüll hat eine Oper geschrieben, die ebensogut vor Wagner hätte geschrieben werden können, d'Albert macht sich Wagnersche Kunstprincipien zu nutze. Über den „Husaren", der ganz lustig wirkt, aber nicht die Frische des „Goldenen Kreuzes" erreicht, kann man hinweggehen, über „Die Abreise" indessen nicht. Das Einleiten einer neuen Richtung durch dieses jüngste Opernwerk des fruchtbaren Komponisten, wie es geschehen ist, vorauszusagen, halte ich für verfehlt. Es wäre schließlich auch keineswegs wünschenswert, daß viele derartige Opern, die man bündig Konversationsopern nennen kann, entstünden. So gut wie sich die ledernen, witzlosen Alexandriner des Grafen Ferdinand Sporck musikalisch irgendwie bewältigen ließen, hat sie d'Albert bewältigt. Alles fließt natürlich dahin, und wo dieser Fluß einmal stockt, waren die vom Textdichter aufgeführten Hindernisse eben nicht zu nehmen. Diese Oper ist ein der Laune des Komponisten entsprungenes Zufallsprodukt, nicht etwa ein Versuch, denn ein Versuch setzt Ziele voraus, und diese haben meiner Meinung nach den Autoren vollkommen fern gelegen. Ich möchte aber hoffen, daß dem Komponisten durch diese Arbeit der Blick auf den Weg frei geworden ist, den er wie kaum ein anderer zu schreiten berufen ist. Wir könnten, wofern er bewußt und radikal sich des Schaffens in Wagnerschen Kurven entschlüge, am Ende die moderne komische Oper von ihm erwarten, vorausgesetzt daß er einen fähigen Textdichter fände. Diese Oper könnte eigener Reize voll sein, weil ihr Komponist nicht an Wagner vorbeigegangen, sondern durch ihn hindurchgegangen wäre, weil er nicht mit vorgefaßtem, sondern nachgefaßtem Urteile sich in Gegensatz zu dem Bayreuther Meister gestellt hätte. Nous verrons!

Karl Goldmarks „Heimchen am Herde" muß wohl auch den Märchenopern beigezählt werden. Sie hatte in Berlin einen großen Erfolg, ist aber merkwürdigerweise seit einiger Zeit vom Spielplan verschwunden. Der Librettist A. M. Willner ist dem Fluche aller verfallen, die einen Stoff, dem seine endgültige Fassung bereits geworden, für den Bedarf des Opernkomponisten ummodeln und in mehr oder weniger schöne Reime gießen. Er hat kein sonderliches Glück gehabt. Das, was in dem Dickensschen humor- und gemütdurchsonnten Haus-

märchen so innige Freude gewährt, ist dem grellen Lampenlicht zum Opfer gefallen, und geblieben ist die sentimentale, romanhafte Fabel, um derenwillen das Märchen nicht gedichtet ist. Hineingeheimnist ist das „süße Geheimnis“ der jungen Frau Dot, das sie während des ganzen Abends mit sich herumträgt und erst ganz zum Schluß los wird. Aus dem zirpenden Heimchen hat sich eine singende Fee im Ballettkostüm mit Flügeln entpuppt, und mit lebenden Bildern, Wolkenvorhängen und Chören unsichtbarer Geister ist ein recht aufdringliches Spiel getrieben. Hier und da sind Arien eingeschachtelt von unwiderstehlicher Banalität, hier und da blitzt statt des geknebelten Humors ein Witzlein auf, aber ein schlechtes. Trotzdem hat das Libretto seine Vorzüge, denn es kann



Pietro Mascagni.

gegen den Schluß hin Dickensschen Geist nicht mehr ganz verleugnen, und ein starker Zug echter Märchenstimmung gewinnt nach Beendigung eines schwulstigen Duettes zwischen Mary und Eduard die Oberhand. Wäre dem ganzen Stück etwas davon zu teil geworden! Auch die Musik redet schließlich eine eindringlichere Sprache, nachdem sie im Verlauf der Oper öfter durch den Mangel an dramatischer Triebkraft, den ein überschüssiges und allzuoft überflüssiges Aufgebot der Blechinstrumente nicht aufzuwiegen vermag, enttäuscht hatte. Auffallend ist Goldmarks Unbeholfenheit in der Behandlung des Recitativs. Hier vermißt man schmerzlich Wagnersche Einflüsse. Im allgemeinen ist Stillosigkeit zum Princip erhoben, so daß man füglich nur von Nummern sprechen kann, von ihrem größeren oder geringeren Wert. Den Stempel höchster Kunstvollendung tragen sie insgesamt — das ist von Goldmark nicht anders zu erwarten. Manch interessanter melodischer Zug, eine Fülle harmonischer Pikanterien und vor allen Dingen eine meisterhafte Behandlung des Orchesters, die hinausgeht über das Ziel, zu dem Geschicklichkeit durch Fleiß und Routine geleitet werden kann, die vielmehr neuschöpferischer Kraft ihren Ursprung verdankt, zeichnen das „Heimchen am Herde“ aus, dem leider ein so kurzes Zirpen beschert war.

Moritz Moszkowski hat sich als Komponist kleiner pikanter Nippsächelchen einen bedeutenden Namen gemacht. Er ist Salonkomponist in höherem Sinne, man schätzt ihn als feinen, graziösen Musiker. Auch er hat einmal den Drang verspürt, unter die Opernkomponisten zu gehen, und in Gemeinschaft mit Karl Wittkowsky seinen „Boabdil“ geschrieben. Niemals hatte man seine Begabung für das Kleine, für das Tanzgenre öfter und lebhafter konstatiert als damals, wo dieses echte, rechte Ausstattungsstück mit Musik und Tanz in drei Akten über die Bretter des Königl. Opernhauses zu Berlin ging. Die stereotype Antwort auf die Frage: „Wie hat

Ihnen ‚Boabdil‘ gefallen?“ lautete: „Ach, die Ballettmusik ist doch reizend; ja, ja, wir haben gleich gesagt, so was kann Moszkowski!“

Aus der großen Zahl deutscher Opernkomponisten verdienen noch hervorgehoben zu werden Philipp Rüfer, Heinrich Hoffmann, Hugo Wolf, Alban Förster, Fr. E. Koch, Bogumil Zepler, Urspruch, Reznicek, Paul Geisler, Reinhold Becker, Johann Strauß mit seinem „Ritter Pasman“ und als jüngster der jungen des großen Meisters kleiner Sohn Siegfried Wagner, der sich die Kultivierung der Volksoper angelegen sein lassen will. Rüfer hat nicht viel Glück gehabt mit seinen schwerkalibrigen Werken „Merlin“ und „Ingo“, wohl infolge der Texte, die nicht eben sehr wirksam genannt werden können. Wolf hat in seinem „Corregidor“ den begeisterten Freunden seiner Muse, wie sie in seinen Liedern sich zu erkennen giebt, leider eine starke Enttäuschung bereitet. Diese Oper ist von überraschend schwächlicher Konstitution, mit einer Beimischung von Philistrosität, die bei dem in allen Farben schillernden geistvollen Liederkomponisten nicht vorausgesetzt werden konnte.

* * *

Wenden wir uns nun der ausländischen Produktion zu. Die beiden Werke der Jungitaliener, die vermutlich als die beiden einzigen Merkmale dieser so geschickt in Scene gesetzten „Epoche“ sich noch geraume Zeit auf den Bühnen halten werden, nämlich die „Cavalleria rusticana“ und die „Bajazzi“ sind wohl zur Genüge bekannt, so daß ein Eingehen auf sie nicht nötig ist. Es ist vielfach üblich geworden, diese beiden Glückskinder unter den modernen Opern an demselben Abend zu geben. Maestro Mascagni und Maestro Leoncavallo erschienen Schulter an Schulter. „Maestro“ oder auch „Der junge Maestro“ heißt nämlich im Zeitungsjargon der Interviewer jeder jungitalienische Opernkomponist, der zu uns kommt, um sich und seine mehr oder weniger bescheidene Kunst feiern zu lassen. Also — wir hatten die bequemste Gelegenheit, die „Cavalleria



Ruggiero Leoncavallo.

rusticana“ und die „Bajazzi“ in rascher Folge auf uns einwirken zu lassen und die frisch gewonnenen Eindrücke mit alten zu vergleichen. Mir war es bei meiner ersten Bekanntschaft mit beiden Werken — vor Jahren — begegnet, daß ich beiden unrecht that. Ich überschätzte die „Bajazzi“ und unterschätzte die „Cavalleria rusticana“. Der Stoff der „Bajazzi“, den Maestro Leoncavallo in speckiger Sentimentalität als ein höchsteigenes Erlebnis ausgiebt, was ihm bekanntlich energisch bestritten wurde, hatte mich geblendet, so daß ich für die starken Banalitäten der Musik kein rechtes Ohr hatte. Gegen sie sticht Mascagnis Musik doch recht vorteilhaft ab. Sie ist urwüchsiger, frischer, reiner, sie ist mehr gewachsen, während jene mehr gemacht ist.

Die jungen Italiener ästhetisieren nicht, sie schaffen naiv drauf los. Daß Mascagni das Vergasche Drama zum Operntext sich ummodeln ließ, geschah rein willkürlich, rein

zufällig. Erst der gewaltige Erfolg, den die Oper hatte, förderte das Schlagwort „Moderne realistische Oper“ auf die Tagesordnung. Weiß der Himmel, welchem unklaren Kopfe diese Bezeichnung zuerst entsprungen ist; vielleicht ist sie auch nach Art mancher Seuchen an verschiedenen Orten zu gleicher Zeit aufgekommen. Mascagni hat mit seiner „Cavalleria rusticana“ nichts Besonderes sagen wollen, er dürfte sich, soweit man seine Persönlichkeit aus seinen Werken, Thaten und vereinzelten Auslassungen erfassen kann, sogar blutwenig um Begriffe wie „verismo“ ꝛc., um moderne und modernste Kunstanschauungen und -bewegungen gekümmert haben. Zwar hat er nach der „Cavalleria rusticana“ noch zwei moderne Stoffe gewählt, nämlich „Freund Fritz“ und „Die Rantzau“, beide ohne dramatische Handlung, in ihrer Trockenheit und Stimmungslosigkeit für die musikalische Verwertung durchaus ungeeignet. Dann kommen Sprünge: „Ratcliff“ und „Nero“ bis zur neuesten Erscheinung „Iris“ — da haben wir die alte Meyerbeer-Oper, deren Struktur schon die als Neuthat verschriene „Cavalleria rusticana“ nicht verleugnen konnte. Also der reine Zufall läßt ein modernes realistisches Drama durch einen naiv schaffenden Komponisten in eine Oper verwandelt werden; der Erfolg, den das Werk auf Grund von Eigenschaften davonträgt, die außerhalb der Modernität des gewählten Stoffes liegen, eröffnet eine neue Epoche, reizt ein halbes Dutzend junger Talente, auch den Versuch zu wagen. Sicherlich, es sind denkende Leute unter ihnen, aber sie kommen mit ihrer ganzen unzweifelhaften Intelligenz über einen gewissen Kreis nicht hinaus, sie leiden unter dem Banne einer falschen Voraussetzung. Dem Glauben an die Möglichkeit, zwei Dinge zu vereinigen, die sich niemals vereinigen können: die Musik und das, was wir Naturalismus nennen. Sie fühlen es nicht, daß durch den unüberwindlichen Kontrast zwischen Stoff und Behandlung, zwischen Inhalt und Form wahre Parodien entstehen müssen.

Am weitesten in der Richtung der sogenannten modernen realistischen Oper ist wohl Umberto Giordano vorgeschritten in seinem Melodram „Mala vita“, das heißt, er hat einen so krassen, jeglichen musikalischen Inhaltes so baren Stoff gewählt, daß einem jeden seine Wahl als augenfälliger Irrtum erscheinen müßte. Die Scenerie des ersten und dritten Aktes dieses Melodrams stellt sich folgendermaßen dar: Kleiner Platz in Neapel, links im Vordergrunde ein einstöckiges Haus, ein Bordell, ihm gegenüber ein Palast, eine Kneipe ꝛc. Im Hintergrunde ein Christus am Kreuze. Die Handlung nimmt folgenden Verlauf: Vito Amante ist todkrank, schwindsüchtig und rückenmarkleidend, wer weiß, was ihm noch fehlt. Er hält sich kaum mehr aufrecht, nur mit Hilfe einiger Gesellen vermag er die Bühne, den Platz zu betreten. Mit einem Gelübde wendet er sich an den Christus am Kreuze, er werde ein gefallenes Mädchen heiraten, wenn er wieder gesund würde. Das gefallene Mädchen Christina hört durch ein geöffnetes Fenster des Bordells sein Gelübde, wirft ihm eine Rose zu und benutzt den Augenblick, wo sich Vito allein auf dem Platze befindet, um mit einem Kruge aus dem inmitten des Platzes stehenden Brunnen Wasser zu schöpfen. Es entspinnt sich ein Gespräch; Christina erzählt die Geschichte ihres Unglücks, und Vito fragt sie schließlich, ob sie ihn heiraten würde. Sie sind sich einig und würden sich vermutlich auch heiraten, wenn nicht eine gewisse Amelia, die Gattin eines Trunkenboldes, den Vito leidenschaftlich liebte. Sie hat seit langem ein Verhältnis mit ihm unterhalten und ist nicht gesonnen, es aufzugeben. Als Vito ihr seinen Entschluß mitteilt, bestürmt sie ihn so eindringlich, daß er beschließt, doch lieber ihr treu zu bleiben. Vorher hatte Amelia schon vergeblich versucht, Christina zu überreden, von Vito zu lassen; es wäre zwischen den beiden Frauen sogar um ein Haar zu Handgreiflichkeiten gekommen, wenn nicht eine dritte Frau sich ins Mittel gelegt hätte. Die Mitteilung Vitos, daß sie auf ihn verzichten müsse, da er ältere Verpflichtungen habe, überliefert Christina, die ihren heißen Wunsch, endlich aus den für sie unerträglichen Verhältnissen erlöst zu werden, nun nicht in Erfüllung gehen sieht, der Verzweiflung und dem Bordell, dem sie sich schon entronnen wähnte. Die Oper schließt damit, daß Christina auf die Bordellthür zustürzt, heftig klopfend Einlaß begehrt und, da sich die Thür öffnet, ohnmächtig zusam-

menbricht. — Brutalster Wirklichkeitsinhalt und wirklichkeitsfeindlichste Darstellungsform! Gegenstücke hierzu sind die ungewollten Parodien des Mittelalters, die altklassischen Heroensagen im mittelalterlichen Kostüm und die gewollten Parodien des famosen Offenbach. Die fehlende Kongruenz zwischen Inhalt und Form muß immer ein komisches Resultat geben, zum mindesten aber, wo dieses Resultat nicht in der künstlerischen Absicht liegt, kein Kunstwerk!

Der Realismus, der Naturalismus, der Verismo ist natürlich von diesen Verfassern der „modernen realistischen Oper“ aus Unverstand und Unbildung nicht als Stilfrage, sondern lediglich als Stofffrage erkannt worden. Sie können sich erstens nicht vorstellen, daß man auch einen schönen, heiteren, erhebenden Stoff naturalistisch darstellen kann, zweitens, daß die Musik und die Oper mit dem formalen Naturalismus nicht das geringste gemein haben kann, es sei denn, daß man in ihr den Naturalismus im Sinne dramatischer Wahrheit angewendet wissen will. Aber diese dramatische Wahrheit, das vornehmste Ziel Wagners, fehlt allen jenen „modernen realistischen Opern“, nicht zum wenigsten der „Cavalleria rusticana“, von der dieser Begriff abstrahiert worden ist.

Die musikalischen Fähigkeiten Giordanos zeigten sich in seiner „Mala vita“ in vorteilhaftestem Licht. Es gab sogar viele, die ihn aus der Gruppe der Jungitaliener für den begabtesten hielten. Die Hoffnungen, die an seine Entwickelung geknüpft wurden, hat er indessen bis jetzt nicht erfüllt. Wenigstens zeigt sein musikalisches Drama „André Chénier“, dessen Bekanntschaft wir im verflossenen Winter machen konnten, eher einen Rückschritt als einen Fortschritt. Wie die meisten Opern wird auch „André Chénier“ durch ein mangelhaftes Textbuch zu Fall gebracht. Die dramatischen Grundbedingungen sind in ihm nicht erfüllt; der an sich interessante Stoff ist wirkungslos geblieben. Das bewegte, kontrastreiche Milieu der französischen Revolution ist in oberflächlicher, effektsüchtelnder Weise geschildert, zudem in einer Breite, die die Einzelschicksale, die in erster Linie unsere Anteilnahme wecken sollten, so stark in den Hintergrund treten lassen, daß sie uns kaum verständlich werden. Schade um die schöne, fein gearbeitete, reich bewegte Musik, die Giordano zu diesem Textbuche, das außer dem Vorwurfe ungeschickter Technik auch noch den vollkommener dichterischer Wertlosigkeit hinnehmen muß, geschrieben hat.

Der vierte im Bunde der Jungitaliener ist Pierantonio Tasca. Seine ursprüngliche musikalische Begabung ist nicht stark. Das ergab sich aus seiner Oper „A santa Lucia“, das ergab sich aus seinem späteren Werke „Pergolesi“. Was aber sein Kunstschaffen recht eigentlich unerquicklich macht, ist nicht so sehr der Mangel an Erfindung, als vielmehr das gänzliche Fehlen fester Ziele. So eine Oper von ihm ist eine fast dilettantische Aneinanderreihung lose verknüpfter Musikabschnitte. Und das schlimmste ist, daß die Ansprüche seiner Texte sich in keiner Weise mit den Bedürfnissen seines Intellektes decken. Diese drängen ihn zu einer Aussprache in kleinen Liedformen; so läge ihm das gefällige Liederspiel. Der Text des „Pergolesi“, ein unbeholfenes Machwerk voller Gefühlsunwahrheiten, Widersinnigkeiten und sentimentalen Überschwenglichkeiten, giebt ihm mit Ausnahme weniger Stellen keine Gelegenheit, sich seiner Natur entsprechend auszuleben. Mit den breiten, trockenen, von schwachen Affekten getragenen Zwiegesprächen, die den größten Teil des sterilen Buches ausmachen, und die, wenn sie überhaupt für die musikalische Komposition fruchtbar gemacht werden sollen, eine gedrungene, lebhaft fließende recitativische Behandlung erfordern, weiß er nichts zu beginnen. Er behilft sich mit Melodien und wieder mit Melodien, läßt das Orchester fortwährend breit und behaglich singen und erzielt dadurch eine Verzögerung, deren Effekt Langeweile ist. In unserer melodiearmen Zeit Melodien suchen, ist an sich ein löbliches Beginnen, es ist aber nicht angängig, den zu loben, der aus Nöten Tugenden macht, das heißt, der sie sucht, wann er auf sie verzichten müßte. Zu alledem kommt, daß Tasca nichts Rechtes gelernt hat, oder besser sich zu wenig abfordert. Seine Schreibweise ist durchweg beängstigend homophon, seine Instrumentation ohne Kern und Glanz, ja ohne das leiseste Streben nach charakteristischen Färbungen.

Gaëtano Cipollini, der sich auch nach

Deutschland verirrt hatte, ist nichts als ein Dilettant, über den hinweggegangen werden kann. So wäre nur noch Giacomo Puccini zu nennen, welcher mit seiner Oper „Bohème“ einen leidlichen Erfolg gehabt hat. Sie ist ebenso wie Leoncavallos „Bohème“ dem Romane Murgers entnommen. Dieser wertvolle Roman giebt dem denkenden Musiker, der sich des Wesens des musikalischen Dramas bewußt ist, überhaupt keine Anregung. Sensationslüsterne Durchschnittsköpfe hingegen, ob es zwei sind oder zwanzig, können sich auf die Art, wie es Puccinis Librettisten Giacosa und Illica gethan haben, zwei oder auch zwanzig Texte zurechtbasteln, die je nach der Wahl der Scenen und nach Form ihrer willkürlichen Verknüpfung nur eine ganz flüchtige, durch das Milieu bedingte Ähnlichkeit zu haben brauchen. Puccini und sein Werk sind, von höherer Warte aus betrachtet, nicht allzuhoch einzuschätzen. Da man dem Komponisten gleichzeitig die Sünden des Librettisten in die Schuhe zu schieben pflegt, was, da die Texte häufig für die persönlichen Bedürfnisse des Komponisten, nach seinen Angaben „gedichtet“ werden, auch seine Berechtigung hat, so kann ich den Geist, der aus der „Bohème“ spricht, kurzweg Puccinis Geist nennen, der eine starke Familienähnlichkeit mit Meyerbeers Geist aufzuweisen hat, insofern alles auf den theatralischen Effekt gestellt ist. Wie der alte Giacomo versteht es auch der junge, durch fast verletzend schroffe Stimmungsgegensätze die Nerven zu irritieren. In der koketten, mit allerlei durch die Sache nicht bedingten Spielereien aufgeputzten Instrumentation offenbart sich allein schon zur Genüge, wes Geistes Kind Puccini ist. Der Inhalt seiner Musik verrät den geschickten, phantasiebegabten, nach Originalität suchenden, aber zumeist Absonderlichkeiten findenden Musiker.



Giuseppe Verdi.

Den einen großen Italiener aber dürfen wir nicht vergessen, der wie ein Riese über alle seine Landsleute hinausragt: Giuseppe Verdi. In seinem „Falstaff“ hat er ein Werk von monumentaler Größe geschaffen, von vorbildlicher Struktur, das der kommenden Generation vielleicht einmal als strahlende Leuchte den richtigen Pfad ins Neuland weisen wird.

Aus Frankreich ist nicht viel zu uns herüber gedrungen. Gounod, Bizet, Berlioz, Massenet. Sehr gepriesen wird Chabrier. Aber der erste Akt seiner Oper „Briséis“ — der Komponist ist gestorben, bevor er die Oper vollenden konnte —, den wir kennen zu lernen Gelegenheit hatten, ist nicht gerade bedeutungsvoll. Der Komponist ist kein Eigener; doch ist er geschickt. Ein ausgeprägter Sinn für das Melodische, Heitere, Graziöse, Farbige weist sein Talent allerdings auf ganz andere Bahnen, als die er mit der „Briséis“, diesem schweren, schwülstigen, im übelsten Sinne opernhaften Text, eingeschlagen hat und weiter verfolgen wollte, bis ihn sein Schicksal erreichte. Die Welt hat es somit nicht zu beklagen, daß das Werk unvollendet geblieben ist. Wir können sogar annehmen, daß das vollendete Werk sich zu einer Bühnenungeheuerlichkeit ausgewachsen hätte, die seine Aufführung noch erfolgloser gemacht hätte als die des ersten Aktes allein.

Ohne Prätension als ein Abkömmling der alten großen Oper, mit geschlossenen Formen, mit Arien und kompakten Ensemblesätzen giebt sich der feinsinnige und geschmackvolle J. **Urich** in seiner Oper „Le Pilote“. Er ist Schüler Gounods und verdankt seinem Lehrer mannigfache Anregungen. **Fernand Le Bornes** große Oper „Mudarra“ wurde jüngst im Königl. Opernhause zu Berlin auf Wunsch des Kaisers aufgeführt, aber abgelehnt. Ob sie dem mit ihrer Aufführung verbundenen Zwecke, der französischen Nation die Sympathien des Kaisers für ihre künstlerische Produktion zu offenbaren, entsprochen hat, vermag ich nicht zu sagen.

Aus Dänemark kam **August Enna** mit seiner Oper „Die Hexe“, die sich als eine gute Durchschnittsleistung erwies; von russischen Opern haben wir außer den **Rubinsteinschen** nur **Peter Tschaikowskys** lyrische Scenen „Eugen Onegin“ kennen gelernt. Tschaikowskys Musik ist bei allem Geistreichtum der Faktur doch der Ausfluß einer echten begnadeten Musikantenseele. Mit merkwürdiger Naivetät ist er hier an eine Aufgabe herangetreten, deren Lösung gerade einen Musiker seines Schlages in nur geringem Grade reizen müßte. Fast könnte man sagen, daß der dem Puschkinschen Romane nachgedichtete Text sich in seinem Kern geradezu gegen die musikalische Verwertung sträubt. Und doch ist es der siegreichen Gewalt der Tschaikowskyschen Musik gelungen, uns in jeder der sieben lyrischen Scenen anzuregen und uns über das Sterile und Bedentliche des Textbuches hinwegzuhelfen. Ganze Strecken lang kann man sich einen reineren Genuß dadurch verschaffen, daß man die Augen schließt, die Bühne vergißt und nur den Klängen lauscht, die das Orchester vermittelt. Da ist alles in lebendigem Flusse, Melodien von schönster Plastik, Harmonien von feinster Eigenart, ein fortgesetztes Emporschießen duftigster und lieblichster Blumen. Nur manchmal giebt es bei dieser Art des Amusements einen Ärger, so oft nämlich der unselige Text das Abreißen eines eben angesponnenen Fadens verlangt; und dann will es scheinen, als ob dem Komponisten, dessen vornehmste Veranlagung der absoluten Musik zugewandt war, selbst unbehaglich und zu enge gewesen sei in den knappen Grenzen, die ihm das Wort steckte. Tschaikowsky, den irgend ein unklarer Kopf den „russischen Beethoven“ genannt hat, zeigt im „Eugen Onegin“ für die dramatische Musik nur geringe Begabung. Das Wort ist ihm dermaßen unbequem, daß er es häufig vergewaltigt, indem er ein Orchesterstück nimmt und nun, so recht und schlecht es gehen will, die Singstimme hineinsetzt. Wir sehen ihn öfter im Kampfe gegen den Dichter als im Bündnis mit ihm.

Indem ich noch auf die so lange verkannte, allmählich aber doch zu ihrem Rechte gelangte heitere Kunst **Smetanas** hinweise, schließe ich die Aufzählung von Einzelerscheinungen.

* * *

Wagner hat den extremen Standpunkt, den er in seinem musikalischen Drama „Tristan und Isolde“ eingenommen hatte, wie wir sahen, später wieder verlassen. Durch den „Ring der Nibelungen“ hindurch bis zum „Parsifal“ entwickelte er sich in aufsteigender Linie zu Ausdrucksformen, in denen die Musik aufgehört hat, als Dienerin der Dichtung eine untergeordnete Rolle zu spielen. Wird auch die Musik **nach** Wagner wie **vor** Wagner die Hauptsache in der Oper bleiben, also der Zweck des Ausdruckes und nicht das Mittel, so wird doch für alle Zukunft die dramatische Wahrheit, für die Wagner so unermüdlich gekämpft hat, als das Ziel aller Opernkomponisten zu gelten haben, die eine Bereicherung dieses Kunstgenres anstreben. Um diese dramatische Wahrheit ist es aber bei der überwiegenden Mehrzahl der modernen Erscheinungen noch recht schlecht bestellt.



Conrad Ferdinand Meyer.

Von

Adolf Stern.

Auf der Höhe seines Lebens und seines Schaffens hat der schweizerische Dichter und Erzähler Conrad Ferdinand Meyer in einem Briefe (vom 12. November 1883) an Gottfried Keller einen Ausspruch gethan, der eine Selbstcharakteristik von merkwürdiger Tiefe und Einfachheit einschließt: „Ich habe einen Zug, mich zu isolieren, welchen ich zwar bekämpfe, aber mit Mühe, weil er in meiner Natur liegt.“ In Leben und Dichtung gehörte der Schöpfer des „Heiligen“ und der „Versuchung des Pescara“ zu den einsamen Naturen und Geistern, die, ohne hinzutretende günstige Umstände, zur Beschränkung auf, zur Wirkung für die engsten Kreise vorherbestimmt sind. Nun sind bekanntermaßen jene günstigen Umstände für den phantasievollen Züricher Dichter eingetreten, C. F. Meyer ist in die Reihe der gelesensten und gepriesensten Schriftsteller der Gegenwart vorgerückt — obschon er der ganzen Anlage und Richtung seines Talentes und der Besonderheit seiner künstlerischen Ziele nach niemals ein Dichter für die wachsende Breite der Durchschnittsbildung werden kann —, und sein jüngst erfolgter Tod ist, trotzdem er seit Jahren geschwiegen hatte, als ein zunächst unersetzlicher Verlust für die deutsche Litteratur empfunden worden. Nichtsdestoweniger bleibt C. F. Meyer, wie er einen Seitenpfad der Welt- und Menschendarstellung einschlug, wie er jederzeit in einer gewissen Zurückhaltung verharrte und seine Heimstätten mit Vorliebe in ländlicher Abgeschiedenheit suchte, eine vom Gewohnten weit abweichende Gestalt, einem „uomo singolare“ der von ihm so gut gekannten, mit Treue und Feinheit dargestellten Renaissancebildung ver-

gleichbar. Es ist charakteristisch für Wesen und Eigenart dieses Dichters, daß in einer Litteraturperiode, in der die Persönlichkeit und die persönlichen Schicksale auch nur halb- oder viertelsberühmter Schriftsteller durch alle Zeitungen getragen wurden, über C. F. Meyer nichts oder so gut wie nichts bekannt war, als sich sein „Jürg Jenatsch" längst in tausend Händen befand und seine ersten Novellen in der „Deutschen Rundschau" veröffentlicht wurden. Erst in der zu C. F. Meyers sechzigstem Geburtstag veröffentlichten litterarischen Skizze von Anton Rätler (Leipzig, H. Haessel, 1885) erschien eine knappe Selbstbiographie, die lediglich bestätigte, daß der Dichter seine Bildung und Entwickelung auf besonderen Wegen gewonnen und sich des Glücks erfreut hatte, die Erfindungen und Gestalten seiner Phantasie lange in sich tragen und sorglos ausreifen lassen zu können. Im Gegensatz zu seinem größten deutschen Vorgänger auf dem Gebiete des historischen Romans und der historischen Novelle, zu Wilibald Alexis, ist der Dichter spät in die Öffentlichkeit getreten, ist niemals von den Wirbeln des litterarischen Tageslebens einer großen Stadt ergriffen und von seinem eigensten Felde hinweg auf andere Wege gedrängt worden. Wohl aber hat er sich zu den Einsamen gesellt, die durch lange Jahre Zweck und Ziel ihres Daseins nicht abzusehen wissen und das, was ihnen an äußeren Lebenskämpfen durch die Gunst der Verhältnisse erspart ist, mit schweren inneren Zweifeln und Leiden bezahlen. Eine frühe Neigung zur Melancholie, die ihre Schatten in Meyers Lebensauffassung und poetische Darstellungsweise hineinwirft, mag erblich gewesen sein, gesteigert wurde sie durch die zurückgezogene Lebensweise und die fortgesetzten „ohne Ziel und Methode" betriebenen historischen Studien des Dichters.

Conrad Ferdinand Meyer entstammte einer Züricher Patricierfamilie und war in Zürich, wo sein Geschlecht seit mehr als zwei Jahrhunderten einheimisch ist, am 12. Okt. 1825 geboren. Sein Großvater, Oberst Meyer, war an den Kämpfen zwischen den Anhängern der alten eidgenössischen Föderativverfassung und den von Frankreich her unterstützten Verfechtern des helvetischen Einheitsstaates, die zwischen 1798 und 1803 die Schweiz zerrütteten, in hervorragender Weise beteiligt gewesen. Er hatte zu den Anhängern der alten Schweiz gehört. Als sich im Spätsommer 1802 zuerst das Volk der Urkantone im Hirtenhemdlikrieg gegen die neue Verfassung der helvetischen Republik (die vierte seit 1798) erhob und Zürich im Anfang September nachfolgte, den helvetischen Statthalter Ulrich vertrieb — der nachmals der Großvater mütterlicherseits unseres Dichters wurde — General Andermatten am 8. und 13. September als Befehlshaber helvetischer Truppen Zürich zweimal bombardierte, stand Oberst Meyer an der Spitze der bewaffneten Züricher Bürgerschaft, die ihre noch wohlbefestigte Stadt tapfer verteidigte und die Helvetiker zum ruhmlosen Abzug zwang. Für den Beginn der Versöhnung und einer neuen schweizerischen Nationalgesinnung sprach es dann jedenfalls, daß der Sohn dieses Mannes, der Vater des Dichters, Regierungsrat Ferdinand Meyer, die Tochter eines berufenen und unnachgiebigen Unitariers, wie der obengenannte Statthalter Ulrich, Betty Ulrich, als Gattin heimführte. Conrad Ferdinand Meyer meinte dem Zusammenfließen des Blutes zweier sich schroff entgegenstehender politischer Gegner seine Unparteilichkeit in politischen Dingen zuschreiben zu müssen.

Der junge auf deutschen Hochschulen gebildete Vater des Dichters, ein Jurist von allgemeinen Gesichtspunkten und von konservativen Neigungen, ein gewissenhafter Arbeiter und ein bedeutendes organisatorisches Talent, bekleidete ursprünglich die gleiche Stellung als Staatsschreiber des Standes Zürich, die späterhin Gottfried Keller einnahm, erhielt bei der Gründung der Universität Zürich eine außerordentliche Professur der Rechte, vertauschte nach der Septemberrevolution von 1839, die die Konservativen ans Staatsruder brachte, die Stellung des Staatsschreibers mit der eines Leiters des Erziehungswesens, arbeitete aber auch als Mitglied im Rate des Inneren. Ursprünglich einem reformlustigen, jugendlich enthusiastischen Idealismus huldigend, gehörte Ferdinand Meyer zu den vielen, die durch den rohen Ungestüm der Radikalen nach rechts gedrängt wurden. Dem Elternpaar des Dichters haben die „Denkwürdigkeiten aus

meinem Leben" von J. C. Bluntschli ein pietätvolles Denkmal gesetzt. Bluntschli erzählt: „Unter den jüngeren Gelehrten und Beamten zog mich am meisten der Staatsschreiber Ferdinand Meyer an durch den edlen Patriotismus, die Reinheit und Wahrheit seines Wesens und durch seine mir sympathischen Grundansichten. Auch seine liebenswürdige und geistreiche Frau gefiel mir ausnehmend. Die beiden Ehegatten hatten etwas fast jungfräulich Zartes und Feines. Meyer war ein echter Republikaner, schlicht und verständig, ein Kenner der vaterländischen Geschichte und ein kluger Beobachter der Menschen. Er hatte auch bereits seine staatsmännische Begabung bewährt. Aber er war mehr dazu gemacht, in Zeiten des ruhigen Fortschrittes zu führen; in den Zeiten der Revolution war seine Natur zu feinfühlig und sein Charakter zu wenig hart und energisch, um durchzugreifen." — — „Meine Frau und ich verkehrten damals oft mit meinem früheren Lehrer und damaligen Freunde Ferdinand Meyer und seiner Frau, einer geborenen Ulrich, für die ich eine verehrungsvolle Freundschaft empfand. Sie erschien mir wie das lebendig gewordene Ideal der Weiblichkeit. In ihr fand ich die edelsten Eigenschaften des Geistes, schnellen und klaren Verstand, tiefen Durchblick, feines sittliches Gefühl, mit lieblichster Anmut, Sanftmut und Milde gemischt. Sie war eine treue sorgende Gattin, eine gute Mutter, eine aufopferungsfähige Freundin der Armen, eine anspruchslose Hausfrau und eine freundliche und heitere Wirtin. In ihrer Gegenwart fühlte ich mich wie gehoben und reiner als sonst. Sie war tief religiös, aber nicht unduldsam und nicht kopfhängerisch. Die Religion gab ihr einen Halt, dessen sie um so mehr bedurfte, als ihr beweglicher und entzündlicher Geist sie leicht hätte ins Maßlose und ins Weite fortreißen können. Es war etwas Ungewöhnliches und daher Unberechenbares in ihr. Dadurch war sie ihrem Manne, so hochgebildet er war, doch geistig überlegen. Seine Tugend war schulgerechter als die ihrige. Sie konnte wagen, wozu ihm der Mut schwankte."

Ohne weiteres liest man aus Bluntschlis Charakteristik des Elternpaares heraus, daß auch Conrad Ferdinand Meyer seines Wesens eigentümlichsten und entfaltungsfähigsten Teil seiner Mutter zu danken hatte. Sein Geschick fügte es, daß der Dichter von dem Vater sogar noch weniger empfing, als dieser ihm hätte geben können. Ferdinand Meyer starb Ende 1839, als sein Sohn Conrad Ferdinand erst vierzehn Jahre alt war. Dieser war eben in das Obergymnasium eingetreten, wo ihm die umfassende Bildung und die Lebensreife des Vaters in den nächstfolgenden Jahren hätte zu gute kommen mögen. Daß sich der hochbegabte Knabe bei dem frühen Verlust des Vaters um so inniger an die phantasievolle und charakterstarke Mutter anschloß, war natürlich. Mit ihr zog er zum ersten längeren Aufenthalt nach Lausanne und Genf. Der waadtländische Historiker Ludwig Vuillemin war ein vertrauter Freund des Vaters gewesen und wandte jetzt dem heranwachsenden Sohne seine freundschaftliche Teilnahme zu. In diesen frühesten Jünglingsjahren überließ sich Conrad Ferdinand Meyer dem einschmeichelnden besonderen Zauber der romanischen Kultur, lebte sich nicht nur völlig in die französische Sprache und Litteratur ein, sondern wurde auch des Italienischen bereits Herr. Nach bestandener Maturitätsprüfung, zu der er „ungern" von Lausanne nach Zürich zurückgekehrt war — so sehr hatten es die welsche Westschweiz mit ihrer Landschaft und ihren Menschen ihm angethan —, entschloß er sich, auf der Universität seiner Vaterstadt, zu deren Lehrern damals Bluntschli noch gehörte, die Rechte zu studieren. Aber es lockte den jungen Studenten wenig, in seines Vaters Spuren weiterzugehen, die schweizerische Entwickelung trieb unverkennbar der Herrschaft des Radikalismus zu, Conrad Ferdinand Meyer begann bald die juridischen mit historischen Studien zu vertauschen. Die Kollegien gaben ihm wenig Anregung dazu, leidenschaftlich aber versenkte er sich in historische Werke aller Art. Mit dem Geiste der verschiedenen Jahrhunderte machte er sich, nach seinem eigenen Zeugnis und dem Zeugnis seiner späteren Werke, aus den Quellen bekannt. Freilich „Methode" im Sinn wohlgeschulter künftiger Historiker war nicht in diesen mit brennendem Eifer betriebenen Studien. Der poetische Künstler in C. F. Meyer lechzte nach

Leben, und da er die Fähigkeit, sich in dessen nächste Wogen zu stürzen, in sich nicht verspürte, so suchte er im Leben der Vergangenheit heimisch zu werden.

Mit seiner Mutter und Schwester zusammen lebte der Dichter in dem alten Familienhause. Die Mutter, die in langer Witwenschaft sich einer natürlichen Neigung zur Melancholie je länger, je weniger erwehren konnte, die nach ihrer Selbstcharakteristik „heiteren Geist und trauriges Herz“ besaß, ließ dem geliebten Sohne die volle Freiheit, sich das Leben nach seinem Sinne zu gestalten. Conrad Ferdinand studierte, las, zeichnete, vertiefte sich in Kunstbetrachtungen aller Art und spann sich, ohne eigentliches Ziel, in eine ästhetische Beschaulichkeit, ein Phantasieleben ein, das nicht ohne die Gefahr war, den Dämonen der tiefsten Unbefriedigung zu verfallen. Ein kräftiger Geist, als der sich Meyer in seinem späteren Schaffen erwies, trägt es nur schwer, im Wechsel der Tage ausschließlich auf den geistigen Genuß angewiesen zu sein. Der Dichter gesteht selbst: „immerhin war diese fortgesetzte, nur durch einige treue Freundschaften belebte Einsamkeit nicht geeignet, mir wohl zu thun, wenn ich ihr auch durch körperliche Übungen, Schwimmen, Fechten und Wanderungen im Hochgebirge das Gleichgewicht zu halten suchte. Einmal hat mich die Ziellosigkeit meines Daseins fast zur Verzweiflung gebracht, und nur eine schnelle Flucht in die französische Schweiz hat mich gerettet. Was mich dann wieder neu belebte, waren wiederholte Reisen in das Ausland.“ Längere Zeit lebte C. F. Meyer in Paris, 1858 gelangte er das erste Mal nach Rom und schwelgte in der alten Kunstgröße und unter dem süßen Himmel Italiens. Die Stadt Zürich hatte er inzwischen verlassen, von den Ufern des Zürich-Sees mochte er sich, trotz seiner alten Neigung für das Waadtland und den Genfer See, doch nicht trennen. So schlug er sein Heim in Landhäusern, zuerst und dann ein zweites Mal in Küsnach und dazwischen in Meilen auf. Am letztgenannten Ort trat er, namentlich in den sechziger Jahren, in intimen Verkehr mit dem merkwürdigen, geistvollen Ehepaar François Wille und Elisabeth Wille, geborene Slomann aus Hamburg. Sie waren es, die der spröden, zögernden Art Conrad Ferdinand Meyers, die, auch als er längst wußte und empfand, daß sein Wesen zur poetischen Gestaltung dränge, den ersten Schritt zur Verwirklichung seiner Träume aufhielt, ihren Glauben an seine Kraft und seine Zukunft entgegensetzten. Eine Anzahl lyrischer Gedichte und Balladen waren längst entstanden; 1864 veröffentlichte Conrad Ferdinand Meyer „Zwanzig Balladen“, die, wie derartige Erstlingswerkchen meist, ziemlich spurlos vorübergingen. Zwischen diese Versuche in deutscher Dichtung drängten sich noch immer die Anwandlungen, historische Darstellungen in französischer Sprache zu schreiben. Aber gleich nach 1866 begannen sich in Meyers Phantasie an die Stelle bloßer Stimmungen und flüchtig auftauchender Bilder Gestalten zu drängen, die ihren poetischen Leib von ihm heischten. Gerade zwischen 1866 und 1870 sah er Wille sehr häufig, und dessen temperamentvolles Wesen ermutigte seine dichterischen Kräfte. „Sicherlich,“ sagt C. F. Meyer in einem in der „Geschichte des Erstlingswerkes“ von K. E. Franzos veröffentlichten Aufsatz, „erzählte ich ihm oft von Hutten, dessen Waghalsigkeit er liebte, nicht davon zu reden, daß er als gewesener Journalist eine Zärtlichkeit für den Ritter hatte, von dem er behauptete, er sei der Älteste der Journalistenzunft.“ Trotz Willes Ermutigungen bedurfte es noch eines erneuten Anstoßes, um C. F. Meyer zur Ausführung der entworfenen Dichtung zu treiben. Erst der Winter von 1870 zu 1871 sah die kurzen Stimmungsbilder der schönen Dichtung Schlag auf Schlag entstehen. So sehr fühlte sich Conrad Ferdinand Meyer damals als Deutscher, daß er sich gegen die angeborene Abgeschlossenheit seines Wesens eines Tages an Gottfried Kinkel wagte und ihn dringend beschwor, durch ein schönes patriotisches Gedicht mit Deutschland Frieden zu schließen und in das erstandene Reich heimzukehren. Dieser Angriff des Schweizers verblüffte den unbelehrbaren und unbekehrbaren Achtundvierziger dergestalt, „daß einen Augenblick der unmögliche Gedanke in ihm aufstieg, Meyer strebe nach seiner Professur in Zürich und wünsche ihn weg.“

Von dergleichen Absichten konnte nun nicht die Rede sein. Aber die innere Gehoben-

heit, in die die deutschen Ehren und Siege Conrad Ferdinand Meyer versetzt hatten, bewirkten einen völligen Umschwung seiner seitherigen thatlosen Beschaulichkeit. Die Scheu vor der Öffentlichkeit wurde ebenso entschlossen überwunden, als das Zögern vor der Ausführung seiner schöpferischen Entwürfe thatkräftig besiegt. Das Gedicht „Huttens letzte Tage“ erschien 1871, 1872 folgte die Dichtung „Engelberg“ nach. Mit der Novelle „Das Amulett“ (1873), dem Roman „Jürg Jenatsch“ (1876) betrat der Dichter das Gebiet, auf dem er vorzugsweise Erfolg haben sollte, und auf dem er bis zum Schluß seines Schaffens die größeren Romane und Erzählungen „Der Heilige“ (1880), „Die Hochzeit des Mönchs“ (1884), „Die Richterin“ (1885), „Die Versuchung des Pescara“ (1887) und „Angelo Borgia“ (1891) schuf, zwischen denen noch die kleineren Novellen „Der Schuß von der Kanzel“, „Plautus im Nonnenkloster“, „Gustav Adolfs Page“, „Die Leiden eines Knaben“ hervortraten. Die Sammlung seiner „Gedichte“ von 1882 enthält die Auswahl, die Conrad Ferdinand Meyer selbst getroffen, und fand seit ihrem ersten Erscheinen einige Verbreitung, die indes der begeisterten Aufnahme der historischen Prosadichtungen in keiner Weise gleichkam.

Mit Meyers Auftreten und Erfolg in der Litteratur ging alsbald eine völlige Veränderung seiner äußeren Lebensverhältnisse Hand in Hand. Er war von Meilen noch einmal nach Küsnach übergesiedelt, 1875 verheiratete er sich mit der Tochter des eidgenössischen Obersten Eduard Ziegler und kaufte zwei Jahre später, 1877, den Landsitz in Kilchberg, auf welchem die Gruppe seiner Renaissancegeschichten nach und nach entstand. Auch jetzt noch lebte Conrad Ferdinand Meyer in ziemlicher Zurückgezogenheit, indessen hatte sich der Freundeskreis erweitert, fremde Besucher waren nicht immer abzuweisen, und der berühmt Gewordene sah sich auch in größeren brieflichen Verkehr hineingezogen. 1880 gab die Universität Zürich der Bewunderung für Meyers Schöpfungen durch die Verleihung der Doktorwürde honoris causa weit sichtbaren Ausdruck. Es waren im ganzen gute und wirkungsreiche Jahre, so wenig der Dichter sich selbst in ihnen befriedigte. Nach dem Erscheinen seines „Heiligen“ hatte er am 9. April 1880 an Gottfried Keller geschrieben: „Es ist nicht ohne ein Gefühl der Wehmut, daß ich das Büchlein betrachte. So viel angestrebt und so wenig erreicht! Doch vorwärts!“ Und diese Grundstimmung des rastlosen, sich nie genugthuenden Künstlergeistes traf bei Conrad Ferdinand Meyer mit einem tiefernsten, schwerflüssigen Naturell zusammen, dem die goldenen Schwingen des Humors durchaus fehlten. So wurde, auch beim vorzüglichsten Gelingen, jeder neue Stoff, jede neue Gestalt für ihn zu einer Aufregung all seiner Lebensgeister, zu einem Ringen auf Leben und Tod. Im Jahre 1892 kam es zu einer Katastrophe. Die ererbte Schwermut — Conrad Ferdinand Meyers geistvolle und edle Mutter hatte schließlich den Tod in den Wellen des Zürichersees gesucht — vereinigte sich mit der Nachwirkung schwerer Künstlerarbeit und übermäßiger Studien und erzeugte eine Gehirnkrankheit, die den Dichter zwang, Zuflucht in der Heilanstalt Königsfelden bei Brugg zu suchen. Wohl kehrte er bereits nach wenigen Monaten als hergestellt aus diesem Kurort in sein Landhaus bei Kilchberg zurück; aber der Bruch, den die schwere Erschütterung in sein Leben und Streben gebracht hatte, glich sich nicht wieder aus. Conrad Ferdinand Meyer betrachtete von da an seine poetische und litterarische Thätigkeit als beendet. Es waren ihm noch einige Lebensjahre gegönnt, die er wiederum in der alten Stille zubrachte und die sich von früheren nur dadurch unterschieden, daß ein Wiederschein der guten, glücklichen und erfolgreichen Jahre zwischen 1870 und 1890 in sie hineinstrahlte. Der Tod des Dichters am 28. November 1898 riß ihn, soviel wir wissen, aus keiner unvollendeten und ihm noch am Herzen liegenden Arbeit hinweg.

So gleicht Conrad Ferdinand Meyers Leben einem Sommertage, der mit voller Sonne erst um Mittag aus dichtem Morgengewölk hervorbricht, der dann leuchtend und fruchtbar verläuft, gegen Abend aber wieder von dunklen Wolken umhegt wird und ohne ein mildes Abendrot niedergeht. In der Gruppe der großen deutsch-schweizerischen Dichter des 19. Jahrhunderts — Jeremias

Gotthelf, Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer — der dritte und jüngste, ist er zugleich der bewußteste und in seinem Stil abgeschlossenste Künstler unter den drei; den schweizerischen Ursprung nicht verleugnend, aber am wenigsten hervorkehrend, übrigens der großen deutschen Litteratur so unverlierbar angehörend wie seine beiden Landsleute.

Die Bedeutung dieses eigentümlichen Geistes stellt niemand in Abrede, aber ebenso wenig ist je in Zweifel gezogen worden, daß er als Dichter eine Besonderheit entfaltet, die einerseits hart an der Grenze der unmittelbar schaffenden und wirkenden Dichtung und andererseits hart an der Grenze der eigentlich deutschen Kunst dahingeht. Er giebt Anlaß zur ernsten Nachprüfung ästhetischer Sätze, die ins allgemeine Bewußtsein übergegangen sind, und stellt gewisse Überlieferungen über das Werden und Wachsen eines Dichters für den Augenblick in Frage. Er ist ein entscheidender Beweis dafür, daß die dichterische Kraft, die Phantasiefülle des echten poetischen Talents auch die allzuhoch gehäufte Last der Bildung und gelehrter Kenntnisse überwiegen kann, daß die Möglichkeit, tote Überlieferung wieder in warmes, leidenschaftdurchglühtes Leben umzuwandeln, sehr viel weiter reicht, als sich Walter Scott und seine äußerlichen Nachahmer träumen ließen. Er kann den Unterschied zwischen dem, was man archäologische Poesie getauft hat, und dem, was noch lebendige historische Poesie ist, jedem verdeutlichen, der für innere Unterschiede überhaupt ein Auge besitzt. Er zeigt die eigentümlichste Paarung ursprünglicher Lust an der Fülle der Welterscheinungen, an dem Wechsel menschlicher Zustände, Charaktere und Schicksale und einer feinen, fast raffinierten, von der Reflexion vielfach geleiteten Kunst, die zwar nicht ganz „Kunst um der Kunst willen“ im Sinn und Stil der französischen Romantiker ist, aber näher an deren Darstellungsweise herankommt als irgend ein anderer deutscher Dichter. Die Gestaltung lebhaft empfundener, energisch ergriffener Motive liegt Conrad Ferdinand Meyer mehr am Herzen als alles Kolorit und noch so malerische Kostüm, nichtsdestoweniger ist er ein glänzender Schilderer und verwendet seine leuchtenden Farben mit durchgebildeter Virtuosität; ein guter Teil der Stimmung, die seine Erfindungen hinterlassen, geht immer vom Kolorit aus. Seine Menschendarstellung taucht in die verborgensten Tiefen der Seele hinab und wahrt sich dabei die Fähigkeit, auch ganz schlichte Naturen zum Greifen lebendig vor uns hinzustellen, aber sie bevorzugt die gemischten und aus mannigfachen Wurzeln erwachsenden Charaktere, die faltenreichen Herzen, Menschen vom Schlage der Jürg Jenatsch, Thomas Becket und des Marchese von Pescara. Der starke Anteil der Reflexion an seiner Charakteristik schließt doch die Neigung für das Elementare und Ursprüngliche nicht aus, ja der Dichter erblickt offenbar einen Triumph seiner Kunst darin, das Elementare durch die härteste, wie durch die geschmeidigste Rinde einer künstlichen Kultur hindurchbrechen zu lassen.

Mit der allgemeinen Annahme, daß der Dichter von früh auf in der Sprache träumen müsse, in der er dann dichtet, steht die Entwickelung des schweizerisch-deutschen Dichters in einem denkwürdigen Widerspruch. Obschon aus deutschem Blut, hat sich Conrad Ferdinand Meyer mehr als ein Jahrzehnt lang in der Weise jener Schweizer behauptet, die, weil sie im Haus mit Vorliebe heimatliches Schweizerdeutsch, in der Geselligkeit und im Verkehr nach außen Französisch sprechen, sich gewissermaßen für beidsprachig halten. Er bemerkt nicht nur selbst, daß er sich bei seinem ersten längeren Aufenthalt in Lausanne und Genf widerstandslos den neuen Eindrücken der französischen Litteratur hingab und Klassiker und Zeitgenossen auf sich wirken ließ, „die klassische Komik Molières nicht weniger als den lyrischen Taumelbecher Alfred de Mussets“, sondern er lernte auch früher die französische Sprache als die deutsche schreiben. Er war über vierzig Jahre alt, ehe er die deutsche Natur in sich erwachen fühlte. „1870 war für mich das kritische Jahr. Der große Krieg, der bei uns in der Schweiz die Gemüter zwiespältig aufgeregt, entschied auch einen Krieg in meiner Seele. Von einem unmerklich gereiften Stammesgefühl jetzt mächtig ergriffen, that ich bei diesem weltgeschichtlichen Anlasse das französische Wesen ab.“ Doch daß er so lange in der Zwiespältigkeit der Empfindung und Bildung zu verharren

vermocht hatte, ist unendlich charakteristisch für die Überlieferung und Bildungsrichtung der Lebenskreise, denen er durch seine Geburt angehörte. Und wenn seine poetische Natur und seine Einsicht diese Zwiespältigkeit, dies halb bewußte, halb unbewußte Hinneigen zu romanischem Wesen und romanischer Form siegreich überwanden, so blieb von der langen Versenkung in die französische und italienische Kunst ein schwer lösliches Element in seiner Erzählungsweise zurück, ein Element spröder, kühler Objektivität, das gelegentlich an de Vigny und Prosper Merimée gemahnt, obschon Meyer nie deren Nachahmer gewesen ist. Auf alle Fälle ist die ursprüngliche Anlage, wie die Entwickelung Conrad Ferdinand Meyers ein entscheidender Beweis mehr dafür, daß ohne Würdigung der Individualitäten keine volle Einsicht in den Wert wie für die Schranken selbständiger Schöpfungen zu gewinnen ist.

Als lyrischer Dichter gehörte der deutsche Schweizer nicht zu den Naturen, deren ganzes Wesen in lyrischen Hauch getaucht ist und deren innere Macht bis in die Tiefen der Urempfindung und des Naturlautes hinabreicht. Keins der Lieder, die Goethe, Eichendorff, Mörike oder Storm in Stunden erlauschten, wo die geheimste Stimme des eigenen Blutes mit geheimen Stimmen des Alls zusammenklang, keines der überwältigenden Gedichte, in denen sich Empfindung, Bild und Laut deckt und die sich wie eine Offenbarung einprägen, springt uns aus dem Bande der Gedichte Conrad Ferdinand Meyers entgegen. Aber ein starkes inneres Leben, von wechselnden Welt- und Reiseeindrücken geweckt, eine geläuterte Empfindung, die für ihre Besonderheit meist den knappen, schlagenden und ergreifenden Ausdruck findet, eine Einbildungskraft, die sich die Natur- und Architekturbilder, die ihr ins Auge fallen, alsbald mit Vorgängen und Gestalten belebt, endlich, als subjektivstes Element, eine elegische Resignation, die sich zum vollendeten Stimmungsbilde wandelt, dazu plastische Sprachgewalt, sind Vorzüge, die Meyers Gedichte nicht nur hoch über allen lyrischen und lyrisch-epischen Dilettantismus hinausstellen, sondern sie auch von guten Sammlungen guter Gedichte, hinter denen ein schwächeres und ärmeres Leben steht, bemerkenswert unterscheiden. Die Grundstimmung von Meyers meisten lyrischen Gedichten ist eine düstere, die „Wund" überschriebenen kurzen Strophen fassen sie zusammen:

Zu Walde flüchte ich, ein gehetztes Wild,
Indes der Abendhimmel purpurn quillt.

Ich lieg und keuche. Zu mir rinnt herein
Ein stilles Bluten über Moos und Stein! —

und ein Vers der „Lenzfahrt", der aus dem innersten Herzen des Dichters hervorklingt:

Verscherzte Jugend ist ein Schmerz
Und einer ew'gen Sehnsucht Hort,
Nach seinem Lenze sucht das Herz
In einem fort, in einem fort!

giebt gleichsam den Schlüssel zu der Trauer und der rastlosen Sehnsucht nach Wechsel in den eigentlich lyrischen Gedichten. Zu den vollendetsten und schönsten möchten wir außer den schon genannten die „Nachtgeräusche", das „Hochzeitslied" (Aus der Eltern Macht und Haus Tritt die zücht'ge Braut heraus), die Gedichte „Eppich", „Maientag", „Jetzt rede du", „Vor der Ernte", „Säerspruch", „Begegnung", „Das Heute", „Der Reisebecher", „Firnelicht", „Das beerdigte Herz", „Der Blutstropfen", „Stapfen" zählen. Schon hier geht die Lyrik mehr als einmal in die Stimmungsmalerei über, in der Conrad Ferdinand Meyer Meister ist. Wo aber an die Stelle der eigenen Empfindung und des eigenen Traumes die fremde Gestalt tritt, da zeigt sich bereits die Beweglichkeit, die Energie und Plastik der Meyerschen Phantasie. In den engsten Raum einer Ballade, eines knapp umgrenzten Bildes drängt er eigentümliches und volles Leben hinein. „Das Glöcklein", „Der Kaiser und das Fräulein", „Nach einem Niederländer", „Alte Schweizer" sind Phantasiestücke der Art, die sich keinem überlieferten Zug und Kolorit bequemt, sondern jedem Stoff sein Eigentümlichstes abgewinnt. Auch wo sich der Anlage eines erzählenden Gedichtes nach der Epiker dem Überlieferten strenger anschließt, trifft er immer noch einen eigenen Ton und entrinnt jeder Breite. „Das verlorene Schwert", die „Bettlerballade", „Die Söhne Haruns", „Kaiser Friedrich der Zweite", „Michelangelo", „Das Auge des Blinden", „Die Füße im Feuer" vergegenwärtigen uns die Kraft der Phantasie, die Fülle der Anschauung, die dem Dichter zu Gebot standen.

Von den beiden kleinen, aber im Vergleich mit den Balladen doch größeren epischen Dichtungen Conrad Ferdinand Meyers „Engelberg“ und „Huttens letzte Tage“ verdient die letztgenannte bei weitem den Vorzug. „Engelberg“ ist ein romantisches Idyll, das den Reiz und frischen Hauch der Thallandschaft, von der es den Namen trägt, in lebendig schildernden Versen wiedergiebt, soweit dies dem Dichterwort möglich ist. Doch über den Wert eines beschreibenden Gedichtes wächst es nur an wenigen Stellen hinaus, die Gestalten, die hindurchgehen, bleiben schattenhaft, die legendenhafte Engels hat etwas vom Wesen eines lichten frommen Traums, was zwar nicht zu schelten ist, aber zum eigentlichen Wesen des Poeten im Gegensatz steht.

Um so energischer, charakteristischer und aus der innersten Seele unseres Dichters entströmt, tritt uns die Dichtung „Huttens letzte Tage“ entgegen. Auch in der Komposition dieses Gedichtes haben wir schon den ganzen Conrad Ferdinand Meyer vor uns. Hutten erreicht seinen letzten Zufluchtsort, das kleine grüne Eiland im Züricher See, findet gastfreundliche Aufnahme beim heilkundigen Pfarrherrn und läßt nun, durch die Eindrücke des weltstillen Eilandes zugleich beruhigt und erregt, sein kampfreiches Leben durch die Erinnerung gleiten. Die knappen kurzen Monologe aus Huttens Mund — letzte Tagebuchblätter des streitbaren Helden von Schwert und Feder — erscheinen wunderbar belebt, alle Wallungen, die Huttens Blut durchglüht oder empört haben, werden in ihnen noch einmal lebendig. In der Einsamkeit des kleinen Eilandes erhalten die kleinsten Begegnungen, Briefe und Erlebnisse erhöhte und allgemeine Bedeutung. Und um die Gegensätze der Zeit gewaltiger herauszuheben, läßt der Dichter sogar Ignatius Loyola auf einer Wallfahrt nach Einsiedeln auf Ufnau landen und eine Nacht Huttens Gast sein, läßt den flüchtigen Württemberger Herzog Ulrich sein Werbefähnlein daselbst aufrichten. Doch wie das alles auch den siechen Ritter noch ergreift und durchrüttelt, der Grundton ist doch die Todesahnung und Todessehnsucht, die wundervoll tief durch das „Schöne Tage“ überschriebene Blatt hindurchzittert:

Glückselig schreit ich hin im Abendglanz,
In klaren Lüften zittert Mückentanz.

Das Heute war so sonnig, wolkenrein,
Das Morgen wird noch schöner, heller sein.

Ein Zug von Tagen, warm und wonniglich
Geleitet zu den Todesschatten mich.

Nicht allzu köstlich, reiche Erde, hast
Du mich bewirtet, deinen armen Gast!

Nun nehm ich Urlaub und zur Scheidezeit
Erweisest du mir alle Lieblichkeit!

In den geläuterten und nach heißem Ringen gewonnenen Empfindungen Huttens spricht der Dichter die eigenen Gesinnungen aus, doch ist nichts Unhistorisches, modern Phrasenhaftes in den Einzelheiten der Dichtung, die Conrad Ferdinand Meyer wiederholt umgearbeitet, durch immer entschiedenere Hervorhebung des Charakteristischen innerlich gesteigert hat. Die Sprache selbst entspricht dem Bilde Huttens, sie ist scharfkantig, trotzig, zu Zeiten herb, sie klingt nach Huttenscher Weise meist in einen tapferen Spruch aus, und wir haben den ganzen Hutten vor uns, wie er auf des Ufnauer Pfarrers Traum von Leben und Wiederbegegnung auf besseren Sternen ausruft:

Erst dien ich aus auf Erden meine Zeit,
Dann bin ich gern zu neuem Dienst bereit.
Gewährt der Schöpfer mir ein größer Lehn,
So hoff ich wieder meinen Mann zu stehn!

Die Reihe der Prosadichtungen Conrad Ferdinand Meyers ist mit der Erzählung „Das Amulett“ eröffnet worden, einer Hugenottengeschichte aus den Tagen der Bartholomäusnacht, die der junge Schadau erlebt und der altgewordene auf seinem Sitz am Bieler See aufzeichnet. In der Anlage dieser Novelle, dem Rückblick aus dem letzten Port in die See sturmbewegter Jugend verrät sich eine gewisse Verwandtschaft mit der Anlage der Dichtung „Huttens letzte Tage“. Herr von Schadau denkt freilich noch nicht an den Tod und hofft Freude an seinem Sohn zu erleben, der im Dienst der Generalstaaten steht und mit einer runden blonden Holländerin verlobt ist. Aber das große Abenteuer seines Lebens, da er um eine Nichte Colignys geworben und sie aus den Schrecken der Pariser Mordtage in die grüne Sicherheit seiner bernischen Heimat gerettet hat, liegt ebenso hinter ihm und ersteht nur aus der Erinnerung, als

Huttens vielbewegtes Leben. Ein und der andere Kritiker hat wohl gefunden, daß die einfache Geschichte einer jungen Liebe den allzumächtigen Hintergrund der Glaubensschlachten des sola fide und antisola fide nicht tragen könne — und ohne Zweifel würde dieser Hintergrund für einen ganzen Roman ausreichen. Doch liegt wiederum eine unendliche Wahrheit in der Geschichte des jungen Hugenotten und seiner Gasparde, insofern dem einzelnen Menschen auch die ungeheuersten Begebenheiten, die er durchlebt, unlöslich mit seinem persönlichsten Schicksal zusammenfließen und nur im Lichte dieses Schicksals im Gedächtnis haften.

Unter den weiteren kleinen Novellen möchten wir den beiden „Plautus im Nonnenkloster“ (ursprünglich „Das Brigittchen von Trogen“ benannt) und „Das Leiden eines Knaben“ den Vorzug geben, das erste Abenteuer in den Mund des florentinischen Humanisten Poggio, das andere in den des Leibarztes Ludwigs XIV., Fagon, gelegt, beide von seelischer Tiefe in der Gestaltung eines Stücks Menschenleid und -glück und von echter leuchtender Farbe in der Wiedergabe so grundverschiedener Zeiten wie der Frührenaissance und der zweiten, von den Jesuiten verhängnisvoll beherrschten und beeinflußten Hälfte der Regierung des Sonnenkönigs. Die absichtslose oder wenigstens mit der leichtesten Hand vollzogene feine Stimmung und Abtönung des historischen Hintergrundes beider Novellen, der vergnüglichen, die Poggio, der erschütternd tragischen, die Fagon erzählt, läßt nichts zu wünschen übrig. Freilich gilt schon von diesen kleineren Novellen, was sich nachher bei des Dichters größeren Schöpfungen so oft erneuert, die volle Würdigung aller Feinheiten der Zeitschilderung, die Art, die mit einem Wort, einer Wendung immer neue Blicke auf den Hintergrund der Erfindung öffnet, die Sicherheit, die in kleinen Zügen neben dem Konflikt und den vollbelebten Menschengestalten auch die Zeit, ihre Anschauungen und Vorurteile, ihre Sitten und Gewohnheiten überzeugend vor Augen stellt, setzt eine weitreichende Bildung nicht nur des Dichters, sondern auch des Genießenden voraus. Wo diese fehlt, wird der Durchschnittsleser über einen guten Teil der zahllosen Feinheiten, die niemals aufdringlich lehrhaft hervortreten, hinweglesen, wird den Reiz der Zeitschilderung kaum empfinden. Natürlich bleibt auch diese Schilderung immer Nebensache, der eigentliche Konflikt und die Charakteristik bedürfen keines Kommentars und wirken für sich selbst. Wo die Schilderung der Zustände und Bildungsvoraussetzungen weniger, das Abenteuer mehr zu bedeuten hat, wie in den prächtigen Novellen „Der Schuß von der Kanzel“, einer der wenigen Meyerschen Erzählungen, denen ein Element des Humors beigesellt ist, oder in „Gustav Adolfs Page“, macht sich das, was wir bei den Novellen empfinden, die in Poggios und Fagons Mund gelegt sind, weit minder geltend. Die Kunst Conrad Ferdinand Meyers, mit der Erzählung und der Charakteristik ihrer Helden und Heldinnen zugleich die Charakteristik des Erzählenden zu verbinden, eine Kunst, die im „Heiligen“ und in der „Hochzeit des Mönchs“ ihren Höhepunkt erreicht, erscheint schon in den bezeichneten kleineren Novellen ganz außerordentlich. „Der Schuß von der Kanzel“ und „Gustav Adolfs Page“ aber sind Zeugnisse dafür, daß ihm der frische, ganz unmittelbar darstellende Erzählerton vollkommen zu Gebot stand und daß jene Kunst ihm wesentlich zu einer eigentümlichen Beleuchtung seiner Probleme, zu einer besonderen Erhöhung der Illusion diente.

Jenen einfach kräftigen Erzählerton, der die Dinge nicht erst in der Seele eines anderen spiegelt, sondern uns lebendig in sie hineinversetzt, dadurch aber freilich bei einem großen Stoffe auf die gedrungene Einheit verzichtet, die mit der Wiedergeburt des Geschehenen aus eines bestimmten Menschen Erinnerung heraus erreicht wird, schlug der Dichter in seinem ersten und umfangreichsten Roman „Jürg Jenatsch“, eine Bündnergeschichte, an. Der Stoff zu diesem reichen und gewaltigen Bild aus den Kämpfen des siebzehnten Jahrhunderts lag in einem wenig bekannten zeitgenössischen Werke der „Geschichte der bündnerischen Kriege und Unruhen“ des Ritters Fortunat Sprecher von Bernegg in der Hauptsache bereit. Die breit aber anschaulich und mit Kenntnis aller Einzelheiten durchgeführte Erzählung der Begebenheiten zwischen 1618 und 1645, von der der rhätische Ritter selbst meint, er habe sie,

soweit menschliche Gebrechlichkeit es erlaubt, ohne Haß und Gunst, nur von Wahrheit und Aufrichtigkeit geleitet, zu unverhehltem Lobe seines Vaterlandes geschrieben, schließt in der That eine Reihe ergreifender Züge und höchst eigentümlicher Lokalfarben in sich ein. Nichtsdestoweniger gehörte eine volle Künstlerphantasie und eine feste wie seelisch reife Gestaltungskraft dazu, aus den Berichten Fortunat Sprechers einen Roman wie „Jürg Jenatsch" herauszuschauen. Die Gestalt des finsteren, fanatischen und willensstarken Prädikanten und mörderischen Obersten, überhaupt nur möglich in einer Unheilszeit wie der des Dreißigjährigen Krieges und auf einem Gebiet, wie dem der drei Bünde im hohen Rhätien, wo von Thalschaft zu Thalschaft die religiös-politischen Gegensätze, Parteiungen und Zettelungen, die das damalige Europa erfüllten, auf dem engsten Raume hart nebeneinander standen und sich kreuzten, tritt schon aus dem Geschichtswerke des Sprecher von Bernegg finster gebietend, gewaltthätig und seine Zeit- und Landesgenossen überragend hervor. Nichtsdestoweniger bleibt sie rätselvoll, menschlich unnahbar und mehr getrieben als treibend. Meyers Erfindung wie die Belebung der überlieferten Züge rückt die verworrenen Motive in der Lebensgeschichte des Pfarrers von Scharans in deutlicheres Licht, sie leiht dem wilden Glücksritter eine leidenschaftlich heiße Vaterlandsliebe, die das spröde Erz dieser Natur in Fluß bringt, sie überspringt die Partien, in denen Jürg Jenatsch landsknechtartig an fremde Fahnen und fremde Zwecke gebunden ist, und drängt den Helden immer wieder in das Netzgestrick graubündischer Berge und Thäler und graubündischer Geschichte zurück. Die nicht zu sühnende Schuld, die Jürg Jenatsch im ersten wilden Aufflammen seines Lebens durch den Mord des Hauptes der katholischen Partei, des Pompejus von Planta, auf sich lädt, empfängt eine Art Rechtfertigung durch den Eindruck, den noch im Beginn des Romans der schnöde Mord seines jungen Weibes aus religiösem Fanatismus auf Jenatsch hervorbringt. Von da an ist der zum Soldaten gewordene Prediger ein wild rücksichtsloser Parteimann, der nur eines festhält: den Glauben an die Freiheit seines Berglandes und diesem Glauben sich selbst opfert. „Siehst du nicht, Lucretia," ruft er seiner Jugendgeliebten, der Tochter des von ihm dem Tode geweihten Pompejus Planta entgegen, „wie wir alle in diesen Bürgerkriegen Geborenen ein freches schuldiges Geschlecht sind! und ein unseliges. Dort hat der Bruder den Bruder erschlagen, und hier liegt trennend eine Leiche zwischen zweien, die sich lieben und angehören. Darum laß uns nicht kleiner sein als unser Los! Ich stehe am Steuer und lenke Bündens Schifflein durch die Klippen mit schon längst blutüberströmten Händen. — Nimm ein Ruder und hilf mir!" Die inneren Wandlungen wie die äußeren Lebenswendungen des gewaltigen Abenteurers erklären sich daraus, daß er nach so viel vergossenem Blut, so wilder Steigerung seiner Kraft, nach so viel Opfern an Glück und Frieden wenigstens, wo sich's um das Vaterland handelt, nicht der Betrogene, Verzichtleistende sein will. Am entscheidendsten ist dieses Gefühl in dem anscheinend ganz unerklärlichen Widerspruch, daß derselbe Mann, der sein Leben hindurch der Todfeind der alten Kirche, Spaniens und der spanischen Partei seines Landes gewesen ist, der sich vertrauend und mit warmer, persönlicher Hingabe an den edlen Herzog von Rohan, dem er in einem Augenblick selbst die Rettung seines Lebens dankt, angeschlossen hat, eben diesen Herzog durch Verhandlung mit jenem Spanier verrät. Sowie Jenatsch begriffen hat, daß Rohan nicht die Macht besitzt, bei Richelieu und Ludwig XIII. die Verträge durchzusetzen, die die Zukunft der rhätischen Republik sichern sollen, überkommt ihn mit dämonischer Plötzlichkeit der Wunsch, sein Land um jeden Preis zu retten, und „deckt ihm in blitzartiger Beleuchtung die Windungen eines halsbrechenden Pfades auf. Vielleicht hatte in schlimmen entmutigten Stunden sein Blick schon früher sich zuweilen dahin verirrt, aber immer hatte er ihn mit einem Gefühle der Verachtung seiner selbst erschrocken und ekelnd wieder davon abgewandt. Dieser Weg der Gefahr und Schande war das Bündnis mit Spanien. Jene Macht, die er von Kindheit an mit der ganzen Kraft seines jungen Herzens gehaßt, die er in vermessenem Jugendmute mit fast wahnsinniger,

vor keinem Greuel zurückbebender Leidenschaft bekämpft, welcher er sein ganzes Leben hindurch als Todfeind gegenübergestanden und deren eigennützige und wortbrüchige Politik er auch heute noch tief verachtete — sie bot ihm die Hand. Er konnte diese Hand ergreifen — nicht in Treu und Glauben — wohl aber, um von ihr die französische Schlinge lösen zu lassen und sie dann zurückzustoßen. Jetzt entschloß er sich dazu. Langsam wandelte er auf der dunklen Heerstraße nach Thusis zurück. Es ward ihm schwer, zu brechen mit der ganzen Vergangenheit. Er wußte, daß er sich selbst in seinen Lebenstiefen damit zerbrach."

So wird die Gestalt des finsteren, glücklosen Mannes, des Blutmenschen und Verräters erhellt, so der Anteil selbst an solchem Schicksal erweckt und vertieft. Und ein Hauch der eigenen Zeit spielt wunderbar in die Dichtung Meyers hinein, löst das Starre vergangener Dinge, ergreift uns mit der geheimen Empfindung, daß uns diese Seelen- und Lebenskämpfe weit zurückliegender Tage unmittelbar gar viel angehen. So fest der ganze Verlauf der Handlung an die Zustände der Bünde in Hohenrhätien und der Kultur des siebzehnten Jahrhunderts gebunden erscheint, so echt die Zeitfarbe ist, so ist's doch unzweifelhaft, daß dem Dichter an dem selbsterlebten Stück Geschichte, an Gestalten wie Cavour, Ricasoli und dem größten von allen, an Bismarck, das Verständnis und der Blick für solche von einem leidenschaftlichen und doch unpersönlichen Gefühl beherrschte, auf eine politische That gestellte Naturen erst geöffnet wurde. Auch die Leser des „Jürg Jenatsch" wurden unbewußt von diesem Zusammenklang alter und neuer Stimmungen ergriffen und entwickelten eine Fähigkeit der Nachempfindung für den graubündischen Patrioten, den seltsam gemischten Charakter des Prädikanten und Glückssoldaten, der zwei oder drei Generationen früher als fremdartig und abstoßend zugleich angesehen worden wäre. Wie geringes Verständnis hatte eine noch längst nicht so gemischte und dämonische Persönlichkeit, von ähnlicher Glut eines überherrschenden Gefühls, eine Gestalt wie der falsche Waldemar von Wilibald Alexis, gefunden! Jetzt aber stellte sich eine gespannte Teilnahme, fast eine Art sympathischer Mitempfindung für den düsteren Helden des Meyerschen tragischen Romans heraus, eines der vielen Zeugnisse für die Mitwirkung der Zeitanschauungen und Augenblicksstimmungen bei künstlerischen Erfolgen.

Mit lebendiger Anschauung der Wirklichkeit, mit scharfer Unterscheidung des poetisch und menschlich Wirksamen und des bloß stofflich Fesselnden und mit bewußter Kunst ist „Jürg Jenatsch" angelegt und durchgeführt. Mit der hindurchgehenden Geschichte der Jugendliebe Jürgs und der Lucretia von Planta ist ein Element kräftigen Zusammenhalts des weitschichtigen Stoffes gegeben, aber freilich auch eine Gefahr nahegerückt, der ein Dichter gerade vom Schlage und Stil Conrad Ferdinand Meyers kühn entgegentritt, ohne sie immer zu besiegen. Die psychologische Tiefe, die den Widerspruch des Menschen und der menschlichen Leidenschaft ergründen will, trifft gelegentlich auf eine Thatsache, die ihrer spottet und der sie doch nicht entraten will. Wie der Dichter des „Jürg Jenatsch" das Verhältnis zwischen Jürg und Lucretia durch den ganzen Roman entwickelt, ist der letzte Ausgang, der Beilschlag von der Hand Lucretias auf das Haupt des Sterbenden, eine Unmöglichkeit. Es ist denkbar und begreiflich, daß die innere Macht, die Jenatsch in sich trägt, und daneben seine reuige Demut das Rachegefühl Lucretias lähmt, daß sie in trüber Resignation und doch mit gelegentlichen Wallungen der alten Neigung den gefahrvollen Weg des früher geliebten Mannes begleitet. Es ist weiblich, daß sie die Rache für den Mord ihres Vaters Gott befiehlt, und es erscheint nur natürlich, daß sie dem letzten aufflammenden Begehren des erfolgtrunkenen Jenatsch gegenüber nur den abweisenden Ausruf hat: „auf Riedberg wird keine Hochzeit gefeiert!" Aber ihr letzter „erlösender" Beilschlag gegen den noch immer Geliebten bleibt eine innere Unmöglichkeit — die Katharina Planta der Geschichte, die die Blutrache an Jürg Jenatsch wirklich vollzogen hat, ist eine andere als die Lucretia des Dichters, und die Verwendung des historischen Zuges gefährdet ein Gesamtbild von seltener Kraft und Eigentümlichkeit. Wenn Gottfried Keller von allen Gestalten des Romans rühmte:

„es ist echte Tragik, in welcher alle handeln, wie sie handeln müssen“, so nahm er doch diesen Schluß aus, der eben nur ein Kompromiß zwischen der Chronik und Überlieferung und der freien lebensvollen Gestaltung des Dichters ist.

Das Ineinanderspiel der gewaltigen Natur und der rauhen Zeitsitten, des wildbewegten Lebens und der geistigen Mächte, die in der tosenden äußeren Bewegung wenigstens anfänglich noch lebendig waren, die Schilderung des Gegensatzes, der zwischen den Einwirkungen des löblichen Zürich an seinem lieblichen See und den starren Hochalpen des Graubündner Landes stattfindet, die zwanglose Eröffnung der Aussichten auf den großen Zeithintergrund verdienen das Lob der Meisterschaft, und gleichwohl ist ein stärkerer Hauch jugendlicher Lust an der Fülle der Erscheinungen, herber Frische in den Bildern des „Jürg Jenatsch“ als in mancher späteren, nach anderen Richtungen höher stehenden Schöpfung Conrad Ferdinand Meyers.

Aus den Jahrhunderten der neueren Geschichte, deren gewaltiger Beginn, die Renaissance und Reformation, mit all ihren Folgen, in der Anschauung des Dichters so deutlich und lebensvoll stand, wie nur Erscheinung und Geschichte der eigenen Tage, führen zwei der bedeutendsten Erzählungen des Dichters, „König und Heiliger“ und „Die Richterin“, tief in das Mittelalter zurück und verraten die gleiche, ja vielleicht eine noch stärkere Kraft der Belebung, das gleiche Daheimsein in den fremdartigsten Zuständen und wiederum den echten Poeteninstinkt, der aus diesen Zuständen heraushebt, was stark und für immer auf alle Zeiten wirkt. Die Worte Hans des Armbrusters an den lauschenden Züricher Chorherrn, dem er die selbsterlebte Geschichte des heiligen Thomas Becket von Canterbury vorträgt und der sich seiner raschen Geschichte gegenüber auf die Daten der Chronik stützen will: „Bleibt mir vom Leibe mit nichtigen Zahlen. Ein anderes ist's, ob einer im Tagewerke und der Zeit steht, oder ob der Tod sein Lebensbuch geschlossen hat. Ist einmal das letzte Sandkorn verrollt, so tritt der Mensch aus der Reihe der Tage und Stunden hinaus und steht als ein fertiges und deutliches Wesen vor dem Gerichte Gottes und der Menschen. Beide haben recht und unrecht, eure Chronik und mein Gedächtnis, jene mit ihren auf Pergament gezeichneten Buchstaben, ich mit den Zeichen, die in mein Herz eingegraben sind!“ — diese Worte rechtfertigen und beleuchten die kühne Sicherheit, mit der Conrad Ferdinand Meyer die treibenden Gedanken wie die lebendigen Züge einer weit zurückliegenden Vergangenheit in Gegenwart wandelt.

„Der Heilige“ oder „König und Heiliger“ wie der Roman, der wahrlich keine „Novelle“, sondern ein Weltbild im größten und eigentümlichsten Stil ist, nach Maßgabe der dänischen Übersetzung später getauft wurde, hat seine mächtige und wirksame Zusammendrängung und innere Sammlung durch das einfache Kunstmittel der Wiedergabe aus der Erinnerung und dem Munde eines Nahebeteiligten. Freilich ist Conrad Ferdinand Meyer nicht der Maler, der seinen Gestalten unbefangen Zettel in den Mund giebt, auf denen geschrieben steht, wes Namens und Wesens sie sind. Vielmehr läßt uns der Dichter die Schicksale des Mannes, der dem heiligen Thomas als Kanzler König Heinrichs von England nahe gestanden hat, sowohl die bunten Abenteuer seiner Jugend und Wanderfahrt, als den mittleren und mäßigen Lebensstand, den Hans von Schaffhausen der Bogner auf heimischem Boden nun schon lange Jahre erreicht hat, mit durchleben. Wie der Armbruster, der Engländer, im Schneegestöber durch den Rennweg in Zürich einreitet und im Getümmel eines fremdartigen Festtages mit Herrn Burkhard, dem Chorherrn, zusammentrifft, von ihm zum Mahle geladen und zum Nachtisch mit der drängenden Frage nach Leben und Wandel des neuen Heiligen überrascht wird — das ist ein Muster von Einleitung. Jeder Satz weist weit hinaus, weit zurück oder erschließt in knappster Kürze ein Stück der Gegenwart, wir sind alsbald in der Mitte der Dinge, und die Weise, wie sich die Geschichte des Bogners zu der des Thomas Becket ganz natürlich umwandelt, gehört zum kunstreichsten und doch schlichtesten, dessen sich deutsche Erzählungskunst rühmen kann. Im Mittelpunkt der Geschichte steht wieder eine rätselvolle, widersprechend beurteilte Gestalt, eine

der Naturen, deren Wurzeln wunderlich tiefgründig und verschlungen sind. Der neue Heilige halb aus angelsächsischem, halb aus saracenischem Blut stammend, auf ritterlichen Fahrten in das mohammedanische Cordova gelangt, dort Gemahl einer maurischen Prinzessin geworden, ist schließlich in sein heimatliches England zurückgekehrt und hat hier als der Ratgeber und die rechte Hand König Heinrichs den Platz über der ganzen stolzen normannischen Aristokratie gewonnen. Seinem Zeitalter und dessen Vorurteilen so weit voraus, als er hoch über seine Geburt emporgestiegen ist, mangelt ihm nach dem Urteil Hans des Bogners „nur das Ungestüm und die Schärfe eines männlichen Blutes. Herr Thomas konnte kein Blut vergießen.“ Obschon zum Kleriker geweiht, ist er nichts weniger als gläubig, und sein Thun und Sinnen geht im weltlichen Königsdienst auf. Aus der kurzen Ehe im maurischen Spanien ist dem Kanzler ein Töchterlein Grace, Gnade, erwachsen, die er vor der Welt und dem Hof, sich zum Unheil und seinem Gebieter zum Verderben, verborgen hält. Denn auf einer Jagd, bei der König Heinrich nur von Hans dem Schwaben, der als Edelknecht in seinem nächsten Dienst steht, begleitet wird, entdeckt der minnedurstige, fürstlich freche Herrscher das verborgene Kleinod, dringt bei Grace ein und macht das kaum halb erblühte Mädchen zu seiner Geliebten. Das Verhängnis will, daß Königin Ellinor auch von dieser Buhlschaft ihres Gemahls Kunde erhält und daß ihrer verbrecherischen Eifersucht die arme Grace zum Opfer fällt. Von Stund an ist zwischen König Heinrich und seinem Kanzler ein unheilbarer Bruch eingetreten, ob zwar Thomas Becket fortfährt, treu im Dienste seines Königs zu wirken, und sich zunächst nur der Erziehung der Söhne Heinrichs entschlägt, die er bis dahin geleitet. „Seine dunklen Augen richteten sich auf den König und schienen zu sagen: Grausamer Mann, du hast mich meines Kindes beraubt und verlangst, daß ich mich um die deinigen bekümmere.“ Noch ist Thomas Becket, obschon sein ganzes Wesen der Rache entgegenzulauschen scheint, die über den frevelnden König früher oder später hereinbrechen muß, ehrlich genug, den Gebieter zu warnen: „Deine scherzende Weisheit hat meinen wunden Punkt getroffen, denn du kennst meine unvollkommene Natur und mein zur Erniedrigung der Dienstbarkeit geschaffenes Wesen. Sei es frühe Gewohnheit des Herrendienstes, sei es die Eigenschaft meines Stammes und Blutes, ich kann dem gesalbten Haupte und den hohen Brauen der Könige keinen Widerstand leisten. Und da du so glücklicher Laune bist und ein Wohlgefallen hast an deinem Knechte, erkühnt er sich, dir in dieser traulichen Einsamkeit einen Rat zu erteilen: gieb mich nie aus deiner Hand in die Hand eines Herrn, der mächtiger wäre als du! Denn in der Schmach meiner Sanftmut müßte ich ihm allerwege Gehorsam leisten und seine Befehle ausführen, auch gegen dich, o König von England.“ Im üppigen Übermut seines Königsgefühls und Normannenstolzes mißachtet und mißversteht König Heinrich den Rat seines Kanzlers und setzt diesen halb mit Gewalt auf den Stuhl des Primas von England, des Erzbischofs von Canterbury. Und nun erfolgt die denkwürdige Wendung, daß der frühere Skeptiker und halbe Saracen sich in die kirchliche Überlieferung und die mönchische Askese seiner Zeit hineinbohrt, hineinflüchtet, nun fühlt er sich mit einem Mal im Dienst des größeren, mächtigeren Herrn, Gottes und seines Stellvertreters auf Erden, des heiligen Vaters. Er wird der Schirmherr der Armen und Bedrängten, seiner Landsleute, der unterdrückten Angelsachsen, er scheidet und sondert sich vom König, alle Schärfe seiner übermenschlichen Klugheit gegen ihn wendend, er „unterwühlt das Reich mit heimlich brütendem frommen Aufruhr der Seelen“, er zernagt dem erbitterten König Leib und Seele. Umsonst schickt ihn Heinrich in die Verbannung, der Abwesende ist mächtiger als je und herrscht über die Gemüter der englischen Sachsen mit schier schrankenloser Gewalt, tiefer und hoffnungsloser verstrickt sich der König, sein Weib löst sich von ihm, seine Söhne treten ihm in Waffen gegenüber. Immer schlimmer, hoffnungsloser wird die Lage, es ist, wie der Armbruster dem Chorherrn Burkhard vorausgesagt hat, als er seinen Bericht anhob: „Etwas anderes, wenn Könige und Heilige gegeneinander fahren, als wenn in unseren schwäbischen Trinkstuben geschrien und gestochen wird.“ Um-

sonst demütigt sich König Heinrich vor dem Erzbischof und geißelt sich selbst, umsonst sucht er, verlechzend, den Friedenskuß des Thomas, die Bedingungen, die dieser an eine wirkliche Versöhnung knüpft, kann und will er nicht erfüllen. Aufeinander prallen die beiden Ringenden: „Ich erkenne dich, ruft der König. Du willst mich und mein Reich zerstören. Seit Gnade, die Gott verdamme, dahin ist, brütest du Tag und Nacht über meinem Untergange, du Heuchler, du Verderber, du rachsüchtiger Heide!" Das Antlitz des Herrn Thomas aber leuchtete wie das eines Engels, und er sagte mit strahlenden Augen: „Ich vergebe dir den Tod Gnades und deine Lästerung, wenn du meine Brüder, die Sachsen, freigiebst und fortan göttliche und menschliche Wege wandelst! Willst du, König Heinrich?" Der König kann es um seiner normannischen Ritterschaft willen nicht, und so bricht die letzte Katastrophe herein, Thomas Becket kehrt wider seines Herrschers Willen auf den Sitz von Canterbury zurück, der König aber schleudert bei Tafel seinen Rittern das schlimme Wort zu, daß er Knechte mäste und keiner dieser Fresser und Schwelger Manns genug sei, ihm einen Verräter vom Halse zu schaffen. Vier edle Normannen, Wilhelm von Tracy an der Spitze, werfen sich zu Pferd und reiten nach dem nächsten Hafen, bestürzt erfährt es der König und hetzt den getreuen Armbruster hinter den Zornmütigen drein, um das ehrwürdige Haupt des Primas zu schirmen. Hans erreicht auch Canterbury mit den Mördern zugleich, aber umsonst sind seine Beschwörungen, Thomas Becket will zum Märtyrer werden. Vor dem Hochaltar seiner Kathedrale erschlagen ihn die Normannen, mit beiden Armen sucht der Armbruster vergeblich den Bedrohten zu schützen, in seinem Tode reißt der Heilige den König zum tödlichen Sturz hinab. Von diesem letzten Ausgang kann Hans seinem lauschenden Gastfreund nur nach Hörensagen berichten. Aber bis zum Augenblick, da der Armbruster ein Blutmeer vor seinen Augen und darin ein sterbendes lächelndes Haupt sieht, ist alles von höchster Gegenständlichkeit, Anschaulichkeit und in dem glücklichsten Wechsel von Licht und Schatten gehalten. Den Umstand, daß der Erzähler bald eingehend, mit aller erlebten und wiedererwachenden Stimmung schildert, was er selbst gesehen, bald knapp und energisch berichtet, was er nur erfahren hat, daß er bei gewissen Partien seiner Erzählung träumerisch sinnend verweilt und über andere, in der Erinnerung noch schaudernd, hinweghastet, benutzt der Dichter, die überreiche Handlung mit aller wechselvollen Fülle in kürzester Frist vor dem inneren Auge des Hörers und Lesers vorüberzuführen.

Gedankenschwer, voll mächtiger Empfindung und geläuterter Leidenschaft, erscheint die ganze Erfindung. Der Herzenston, der uns aus dem Bericht des Bogners vom Leben und Sterben des Thomas Becket entgegenklingt, ergreift um so geheimnisvoller und unwiderstehlicher, als der nüchterne Berichterstatter ihn selbst nicht vernimmt. Er tönt aus seiner Erzählung heraus, weil Hans von Schaffhausen auch die Züge des Lebens, die er nicht verstanden hat, so getreulich mit berichtet, wie die, die ihm aufgegangen sind. So überragend und bezwingend die Gestalt des Heiligen erscheint, sie erdrückt keine andere Gestalt, der König und seine Söhne, namentlich Richard das Löwenherz, Grace, des Kanzlers Tochter, Königin Ellinor und Bertram de Born, selbst die Mörder Gnades und die ihres Vaters stehen lebendig vor uns, wie der rätselhafte Mann, dessen einziges Geschick so tief verinnerlicht, als plastisch verdeutlicht wird und wie die beiden Alten, Herr Burkhard und der Armbruster, in deren Seele dieses einzige Geschick sich spiegelt. Die Frische der Zeitschilderung ist in „König und Heiliger" so groß, so sehr ist nur das Wesentlichste, Unerläßlichste der Äußerlichkeit hineinverwoben, das Leidenschaftliche, seelisch Urwüchsige steht so durchaus im Vordergrunde, daß man mit Recht hat sagen dürfen, diese Schöpfung hinterlasse unter allen Werken Conrad Ferdinand Meyers entschieden den stärksten dramatischen Eindruck, so echt episch sie immerhin ist.

Und doch, wenn deutsche Dichter gewohnt wären, nach Weise der Franzosen ihre wirksamsten Erfindungen doppelt zu verwerten, so hätte wohl die Versuchung dazu, aus einer mächtigen Erzählung ein gewaltiges Schauspiel zu gewinnen, dem Dichter bei der großen Novelle „Die Richterin" noch näher

gelegen als beim Roman „König und Heiliger“. In den Tagen Karls des Großen, des eben zum römischen Kaiser Gekrönten, beim Beginn in Rom und dann wieder in Rhätien spielend, birgt die Richterin in der That eine Tragödie. Sünde, die mit unbestechlicher Gerechtigkeit die Sünde gerichtet hat, spricht sich schließlich, nicht von der Welt, aber von der Liebe zum eigenen Kinde überwältigt, selbst das Todesurteil. Die Jucidatrix Stemma, die Richtgewalt und Richtschwert von ihrem Vater geerbt hat und in ganz Rhätien im höchsten Ansehen steht, ist doch insgeheim des Mordes an ihrem Gatten, dem Comes Wolf, schuldig. Und wie hoch sie das Haupt trägt, die Nemesis ist in mannigfacher Gestalt über und hinter ihr und treibt sie dem Ende entgegen. Die dramatische Spannung der Novelle wird durch den festen, scheinbar unbeugsamen Widerstand gegeben, den die Richterin Frau Stemma den erwachenden Stimmen der Welt und der Stimme im eigenen Gewissen entgegensetzt. An der Haltung der stolzen königlichen Frau zerschellt jeder Verdacht, und selbst der Trotz des Stiefsohnes, auch die Antwort Wulfrins, den sie verächtlich fragt: „Mangelt dir der Verstand und die Kraft, das Geheimnis der Sünde zu tragen?“ „Das ist Weibes Art und Weibes Lust“ erschüttert sie nicht. Aber als sie in stummer Nacht hohnvoll zum steinernen Grabmal des ermordeten Gatten spricht, steht Palma novella, ihre Tochter, weiß, mit entgeisterten Augen hinter ihr. „Sie selbst hatte ihrem Geheimnisse einen Mund und einen Zeugen gegeben, und dieser Zeuge war ihr Kind.“ Dem rührenden Flehen des Kindes widersteht sie nicht,' sie enthüllt ihre Frevelthat vor Karl dem Großen, richtet sich, wie sie gesündigt hat, durch Gift und läßt Wulfrin und Palma, den Schuldlosen, die Möglichkeit, mit- und füreinander zu leben.

Das feine und jedes Ausdrucks mächtige Stilgefühl Conrad Ferdinand Meyers macht sich bei der „Richterin“ nicht nur in dem knappen und dramatisch schlagkräftigen Dialog, sondern vor allem darin geltend, daß die den Beginn des neunten Jahrhunderts heraufbeschwörende Schöpfung einen Hauch vom Duft und Ton der damals eben ausklingenden Heldensage hat. Das Heißblütige und Starre, das Übermächtige und Übermenschliche, das Sinnlichstarke und das Visionäre der alten Sage lebt in der Erfindung und den Gestalten der modernen Dichtung wieder auf. Es ist ein gewisser Archaismus in der Erzählung, aber freilich kein künstlicher, gezwungener, noch weniger ein schwächlicher, sondern einer, der aus der Entdeckung hervorgeht, daß etwas in unseren elementarsten Empfindungen, unseren leidenschaftlichsten Wallungen lebt, bei dem wir plötzlich volles Verständnis für eine scheinbar versunkene Welt und ihre Menschen gewinnen.

Mit der Erzählung „Die Hochzeit des Mönchs“ betrat, wie schon gesagt, der Dichter das Gebiet seiner Darstellungen aus der Periode der italienischen Renaissancekultur. Es ist leicht zu verstehen, daß gerade diese Kultur mit ihren großen Einzelmenschen, ihrer besonderen Bildung, ihren weithin sichtbaren Gegensätzen und schneidenden Widersprüchen auf ein Dichternaturell und eine Weltanschauung, wie die Meyers, die stärkste Anziehungskraft ausübte. „Die Hochzeit des Mönchs“ setzt weniger in ihrer inneren als in der wertvollen Rahmenerzählung bei den Anfängen der Renaissance ein. Genau geprüft handelt es sich bei der Schilderung, die die eigentliche Geschichte des Mönches Astorre einschließt, um mehr als eine Umfassung, sie ist zugleich Rahmen und Reflektor, von dem das innere Bild seine Beleuchtung empfängt. Wir werden zum Eingang nach Verona und an den Hof des Cangrande, jenes Scaligers versetzt, der den verbannten Dante Alighieri mehrere Jahre lang beschützte und gastlich bei sich aufnahm. Ein munterer Kreis sitzt um den Fürsten vereinigt vor der Herdflamme und erzählt nach welscher Sitte des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts Novellen über das Thema „plötzlicher Berufswechsel mit gutem oder schlechtem oder lächerlichem Ausgange.“ In die Mitte der Heiteren tritt der Dichter der „Göttlichen Komödie“ herein, ernst, feierlich, herb, gebieterisch; die Diener haben vergessen, in seinem Zimmer Feuer anzuzünden, und er kommt nun, sich am Herde des Fürsten zu wärmen. Von allen Seiten bestürmt, an der geselligen Unterhaltung teilzunehmen, erzählt er die Geschichte eines entkutteten Mönches, „der nicht aus eigenem Triebe,

nicht aus erwachter Weltlust oder Weltkraft, nicht weil er sein Wesen erkannt hätte, sondern einem anderen zuliebe, unter dem Drucke eines fremden Willens, das sich selbst mehr noch als der Kirche gegebene Gelübde bricht und eine Kutte abwirft, die ihm auf dem Leibe saß und nicht drückte." Das Geschick dieses Mönches entwickelt Dante aus einer Grabschrift, die er vor Jahren bei den Franziskanern in Padua gelesen: „Hier schlummert der Mönch Astorre neben seiner Gattin Antiope. Beide begrub Ezzelin." Dante greift also mit seiner Novelle selbst um ein halbes Jahrhundert zurück. Und indem er sie vor der Gesellschaft gleichsam erfindet, fügt er ihr dadurch einen neuen Reiz hinzu, daß er die Namen und Gesichter der Anwesenden benutzt und sie den Gestalten seiner Novelle leiht. Diese selbst stellt dar, wie der wider seine eigenste Natur vom kirchlichen Gelübde gelöste und mit der jungfräulichen Witwe seines ertrunkenen Bruders verlobte Astorre Vicedomini sich alsbald in dem Wirrsal der ihm fremden Welt verstrickt, seiner Verlobten untreu wird, weil ihn eine plötzliche Leidenschaft zu der jugendlichen Antiope Canossa erfaßt, und mit seiner Neuvermählten dem Racheftahl der verlassenen und verleugneten Braut und des Bruders dieser, des jungen Germano, verfällt. Umsonst hat Ezzelin, der gewaltige Tyrann, zu Gunsten des Thoren eingegriffen, die „Gestirne" gehen ihren Weg, und Astorre samt Antiope und Diana fallen als Opfer eines Lebens, in das der Mönch sich ohne eigenen Antrieb hat zurückstoßen lassen. Während Dante dies kurze, dunkle, gewaltsame Stück Menschengeschick vorträgt, steht er bald geduldig den Einwürfen und Fragen seiner Hörer Rede, bald verbessert er sich selbst. Doch am Schlusse schneidet er weitere Betrachtungen über seine Novelle ab. Er erhebt sich, spricht kurz: „‚Ich habe meinen Platz am Feuer bezahlt und suche nun das Glück des Schlummers. Der Herr des Friedens behüte uns alle.' Er wendete sich und schritt durch die Pforte, welche ihm der Edelknabe geöffnet hatte. Aller Augen folgten ihm, der die Stufen einer fackelhellen Treppe langsam emporstieg." So klingt die Novelle aus und bannt neben den Gestalten aus der Zeit Ezzelins da Romano auch die des großen Florentiners vor den inneren Blick des Lesers.

Es ist nicht nur die Grundstimmung der düsteren, wilden, jäh gewaltsamen Zeit Ezzelins und Dantes in den Verwickelungen und Entscheidungen der „Hochzeit des Mönchs", der rasche Umschlag und Wechsel des Glückes, das blitzartige Auflodern der Leidenschaft, nicht nur die echte Farbe der Zeit, sondern auch reife Anmut, scharfer Geist und volle Kraft, Beweglichkeit und sinnliche Anschaulichkeit des Ausdruckes im Vortrag der Doppelerzählung. Und doch macht sich hier zum erstenmal eine gewisse Manier geltend, eine Steigerung der feinen Bezüge und Vermehrung der Anknüpfungen an hundert Dinge, die nur einer hohen und vielumfassenden Bildung bekannt, ja zugänglich sind. Der Reiz künstlerischer Feinschmeckerei in der „Hochzeit des Mönchs" mag dem Dichter unbewußt geblieben sein, aber er zeigt sich und wächst im Verlauf der Erzählung bis dahin, daß wir schließlich in Versuchung kommen, den Scenen am Hofe von Verona und dem Gehaben Dantes vor der eigentlichen Novelle den Vorzug zu geben. Die Offenbarung von Kompositionsgeheimnissen der Dichterwerkstatt, das gelegentliche Streifen der dunklen und wunderlichen Sätze der Philosophie der Frührenaissance sind Ansprachen an eine verfeinerte Bildung, die an der gewaltsamen, überall vom Todesgedanken durchwebten Geschichte des Astorre Vicedomini, des entkutteten Mönches, weit weniger Wohlgefallen empfindet als an dem eigenartigen Beiwerk.

Auf die Bildungsvoraussetzungen eines gelehrten und vielwissenden Geschlechtes erscheint auch die ganz vorzüglich angelegte, tief verinnerlichte und vollendet ausgeführte Novelle „Die Versuchung des Pescara" gestellt. Das poetische Grundmotiv dieses Meisterwerkes ist stark, eigentümlich, von ergreifender Tragik, aber es lebt und wirkt nur in der Atmosphäre der überreifen Kultur und der sittlichen Zersetzung der italienischen Hochrenaissance. Meisterhaft auf hundert Stützen, die wie die Roste eines Tiefbaues in den Sumpf des Verfalls hinabreichen, erhebt sich der einfache und anmutsvolle Bau dieses Romans bis zu seiner Spitze. Die „Versuchung des Pescara" spielt in den Monaten

des Jahres 1525, die der Schlacht von Pavia folgten. Der Sieg der kaiserlichen und spanischen Feldherren über König Franz von Frankreich hat das lange blutige Ringen um die Oberherrschaft in dem unglücklichen Italien entschieden, es ist geringe Aussicht vorhanden, sich der kaiserlichen und spanischen Gewalt wieder zu entwinden. Mit dem Instinkt des Zertretenen empfinden die italienischen Politiker, daß die Fremdherrschaft Spaniens härter, unbarmherziger auf ihrem Lande lasten wird als die Frankreichs, und in ihrer Verzweiflung planen sie Bündnisse und Halbverschwörungen, die wie Seifenblasen emporsteigen und zerplatzen. Girolamo Morone, der Kanzler des Herzogs Francesco Sforza von Mailand, träumt, der Liga zwischen Mailand, Venedig, dem Papst und Frankreich einen Feldherrn in der Person des Marchese Pescara, des ruhmgekrönten Soldaten von Pavia, zu gewinnen. Er kann sich nicht vorstellen und kein von den Anschauungen der welschen Hochrenaissance Erfüllter kann es, daß Pescara der Lockung einer Königskrone, der von Neapel, widerstehen werde. Kann es um so weniger, als Pescara denn doch Italiener ist und ein Herz für das Elend und Unheil Italiens haben muß, kann es am wenigsten, da der General von der Eifersucht, dem Argwohn wie dem Haß der Spanier seit Pavia umlauert wird. Im Lichte und mit der Weihe einer großen Rettungsthat soll sich Pescara der angesonnene Verrat darstellen. Wenn seine Vasallen- und Soldatentreue für den Kaiser den Einflüsterungen politischer Ränkeschmiede standhalten könnte, so verkörpert sich das leidende, nach neuem Leben schmachtende Italien in Pescaras geliebtem Weibe, der schönen und edlen Vittoria Colonna. Mitten in der Verderbnis einer lastervollen Zeit hat sich dies Paar nicht nur eheliche Treue, sondern reine und warme Liebe bewahrt; Pescara würde vor jedem Schritte zurückschrecken, der ihn einen der zärtlich bewundernden Blicke seiner Gemahlin kosten könnte, und nun naht sich Vittoria selbst dem geliebten Helden als Versucherin. Italien selbst scheint aus ihrem Munde zu flehen, und Pescara bekennt sich, daß er einen schweren inneren Kampf zu bestehen haben würde, wäre er nicht von vornherein wider alle Versuchung gefeit, sähe er noch ein anderes irdisches Ziel als die Bewahrung seines fleckenlosen Namens vor sich. Den Bestürmungen seines Weibes erwidert er tiefernst: „Wie dürfte ich ein Volk verachten, das mir dich gegeben hat? Aber ich will dir nicht verhehlen, Italien redet umsonst, es verliert seine Mühe. Ich kannte die Versuchung lange, ich sah sie kommen und sich gipfeln, wie eine heranrollende Woge, und ich habe nicht geschwankt, nicht einen Augenblick, mit dem leisesten Gedanken nicht. Denn keine Wahl ist an mich herangetreten, ich gehörte nicht mir, ich stand außerhalb der Dinge.“ Der Unerschütterliche gehört — dem Tode! Er trägt seit der Paviaschlacht die Todeswunde mit sich herum, sein Arzt hat ihm nur künstlich auf Monate das Leben gefristet, er ist im Begriff, von der Erde und all ihren Herrlichkeiten zu scheiden, und er sieht im Lichte des Todes die Dinge, wie sie sind. Er weiß es, daß die Zeit der möglichen Befreiung Italiens so unerbittlich vorüber ist wie seine eigene Lebenszeit und kann seinem Vaterlande nur wünschen, von allen Träumen Abschied zu nehmen, wie er selbst Abschied nehmen muß.

Mit leisem Grauen und wachsender Spannung, nicht ohne Rührung, folgt man der allmählichen Enthüllung des Geheimnisses, das der versuchte Feldherr in sich trägt und das uns seine Haltung nicht nur verstehen, sondern bewundern lehrt. Eine Fülle des menschlich Ergreifenden in einer vielgliederigen und in ihrer Gesamtheit doch einfachen Handlung, eine seltene Schärfe und Deutlichkeit der Charakteristik bedeutender Gestalten ergreift uns aus der „Versuchung des Pescara“ heraus. Man sieht sie wandeln und hört sie sprechen, diese Pescara und Bourbon, Leyva und Moncada, Morone und Guicciardini, Francesco Sforza und Papst Clemens, die schöne Vittoria Colonna und die kleineren hinzuerfundenen Gestalten. Die Gesamtwirkung bleibt eine poetische, obschon der rechnende Verstand, die kombinierende scharfe Beobachtung an der „Versuchung des Pescara“ starken Anteil haben. Es ist eben nicht möglich, ohne eine äußerste Zuspitzung bestimmter Einzelheiten, ohne berechnete Verwendung von allerhand Misch- und Deckfarben, ohne Anknüpfung an zahl-

lose außerhalb der Handlung und Charakteristik liegende Beziehungen ein Bild dieser Art ins Leben zu rufen. Bis auf die Heuchelei der Renaissancebildung, die das Furchtbarste, was sie denkt und skrupellos thut, immer mit gefälligen Worten und Formen umkleidet, bis auf die Mischung der Herzenshärte und Selbstsucht mit feinem, echtem Kunstsinn und der lebendigen Freude am Schönen und Eigenartigen, lebt in Meyers Darstellung mit eindringlichen Zügen alles auf, was wir vom Wesen jener Zeit und ihrer Menschen wissen. Die überzeugende Kraft der Haupthandlung erscheint nicht nur in das gesammelte Licht getaucht, das der Seele und der Phantasie des Dichters entstammt, sondern daneben auf jenes schillernde, vielstrahlige berechnet, das dem gelehrten Wissen von einer Zeit entströmt, das der Künstler nicht in seine Schöpfung bannen kann, von dem er vielmehr voraussetzt, daß es im Geist und den Erinnerungen eines bestimmten Leserkreises aufblitzen wird.

Wenn nun in der „Versuchung des Pescara" ohne dieses zweite Licht zwar mannigfache Sittenbilder, Ausblicke und Anspielungen auf Wesen und Lebensgehalt der Renaissance unerkannt bleiben würden, aber die innere Macht des Problems, die Tiefe der Stimmung, die Energie der Charakteristik und die klassische Vollendung des Stils doch immer wirksam bleiben müßten, so ist in Conrad Ferdinand Meyers letztem Werk „Angela Borgia" das Übergewicht entschieden auf Seite der Reflexion, der virtuosen Handhabung eines außerpoetischen Apparats, der allzubewußten Versenkung in das Abnorme der niedergehenden absterbenden Renaissance und des Gebarens ihrer Menschen. Der manieristische Drang, der auch das schlechthin Peinliche und Widrige einer Zeit uns nicht bloß schildern, verständlich machen, sondern selbst menschlich näher bringen will, hat in dieser in Ferrara spielenden, die späteren Tage der Lucrezia Borgia vergegenwärtigenden Novelle besondere Stärke erlangt. Auch „Angela Borgia" weist eine reiche Zahl interessanter Scenen und Stellen auf, bei denen man sich der alten Kraft des Dichters erinnert. Aber jede Unmittelbarkeit scheint verflüchtigt, und die feste, auf das Hauptziel hingerichtete Sammlung, die sich in der „Versuchung des Pescara" noch siegreich über die Neigung zu abschweifenden Einzelwirkungen erhebt, hat in „Angela Borgia" eine bedeutende Abminderung erfahren. Die Versenkung Meyers in die Denk- und Sprechweise des sechzehnten Jahrhunderts, das Bestreben, Licht auch in der tiefsten Nacht der Selbstsucht zu suchen, zeigt hier etwas Erquältes. Der geistige Höhepunkt der Handlung ist offenbar die Scene, in der die Herzogin Lucrezia vor jeder Wiederanknüpfung einer Verbindung mit ihrem dämonischen Bruder Cesare Borgia gewarnt wird, in ihr tritt die letzte Steigerung des Cortigiano zum eiskalten, schlangenklugen Tyrannentum überwältigend zu Tage. Aber eine reine, unmittelbare poetische Wirkung ruft weder diese, noch sonst eine Scene des Romans hervor, überall mischt sich ein Element der Grübelei, um nicht zu sagen des Raffinements, ein, die Phantasie des Dichters steht unter dem Druck seines überreichen Wissens vom Wesen und der Besonderheit der italienischen Zustände des sechzehnten Jahrhunderts.

Die manieristische Überfeinerung, die wir in „Angela Borgia" empfinden, wirkt natürlich auch auf den Stil zurück. Der freie und frische Fluß, der in „König und Heiliger", wie in einigen der kleineren Novellen vorwaltet, fehlt den Renaissancegeschichten überhaupt, aber in der „Hochzeit des Mönchs" entschädigt die Stärke und sinnliche Anschaulichkeit der Bilder und des Ausdrucks, in der „Versuchung des Pescara" die Feinheit und das klare plastische Gleichmaß des Vortrags. In „Angela Borgia" hat selbst der Stil einen entschiedenen Zug zur Manier, und man behält den Eindruck, daß der Dichter, wäre ihm weiteres Schaffen vergönnt gewesen, vor allem diesem Stoffkreise hätte entrinnen müssen.

Conrad Ferdinand Meyer hat seinen hervorragenden Platz in der deutschen Litteratur und besonders in der historischen Romandichtung neben seinem starken Talent vor allem dem sicheren Gefühl und der Erkenntnis zu danken, womit er die historische Erzählung aus der Zweideutigkeit einer Zwittergattung zur vollen dichterischen Bedeutung erhebt. Die Erkenntnis, daß Welt und Menschenleben Erscheinungen und Ge-

stalten und tausend Züge bergen, die mächtiger, deutlicher, eindringlicher und gewinnender im Spiegel der Vergangenheit erscheinen als in dem der Gegenwart, daß es ausschließlich nur diese Dinge sind, die der historische Erzähler erfassen, wiedergeben soll, das Gefühl, daß sie nicht gewußt, sondern gelebt werden müssen, der Dichterdrang, alles mit dem warmen schöpferischen Odem echten Daseins zu erfüllen, waren in Conrad Ferdinand Meyer so mächtig, daß er vor der untergeordneten Art der Darstellung, die das Zeichen für die Sache setzt, die uns mit historischen Relationen und abgeschriebenen Thatsachen über den Mangel wirklicher Gestaltung hinwegtäuschen will, ein für allemal bewahrt blieb. Ja, der Instinkt, an das Nächstvertraute in Natur und Überlieferung anzuknüpfen, der in Scott und Wilibald Alexis sich regte, fehlt auch bei ihm nicht, die ersten kleineren Erzählungen, der „Jürg Jenatsch", die Verknüpfung der Geschichte des Heiligen mit der des Bogners von Schaffhausen sind ebensoviele Zeugnisse dafür. Und wohl mag man sich die Frage vorlegen, zu wie glücklichen Schöpfungen es hätte führen können, wenn der Dichter die heimatlichen Pfade ein wenig weiter verfolgt, wenn er immer entschlossener an Erinnerungen und Überlieferungen angeknüpft hätte, die in seiner Familie gleichsam erblich waren.

Doch neben der echten Dichternatur und dem glücklichen Antrieb zu lebendiger Gestaltung regten sich in Conrad Ferdinand Meyer gewisse Geister, die dem frischen und unmittelbaren Schaffen minder günstig waren als seine glänzende Phantasie und warme Belebungskraft. Er war der Sohn einer Zeit, die gerade die starken und eigenartigen Talente irgend einer Manier zudrängt, und hatte früh in seine Bildung Einflüsse der französischen Kunst aufgenommen. Er stand unter den Nachwirkungen einer litterarischen Periode, der der Unterschied zwischen der schlichten, innerlich gesunden Größe und der Alltäglichkeit nicht mehr so deutlich vor Augen stand, wie für den hochstrebenden Dichter und Künstler wünschenswert ist. Die Besorgnis, dem Platten, ewig Dagewesenen zu verfallen, der nicht rastende Trieb nach dem Neuen, auch dem äußerlichen Neuen, beunruhigte auch ein so unzweifelhaftes Talent wie das Conrad Ferdinand Meyers. Wesen und Wissen der modernen alexandrinischen Gelehrsamkeit wirkten in mannigfacher Gestalt auf den Dichter ein. Seine schöpferischen Eigenschaften waren zu stark, der Kern seiner Natur zu gesund, um ihn dem Akademismus, der archäologischen Poesie, die sich so vielfach an die Stelle der lebendigen drängt, anheimfallen zu lassen. Doch die Hemmnisse und schließlich die Schranken seines Könnens und seiner Wirkung waren mit den bezeichneten Zeiteinflüssen gegeben.

Innerhalb dieser Schranken steht er als einer der eigentümlichsten und gestaltungskräftigsten Dichter des letzten Drittels des neunzehnten Jahrhunderts da und ist dem Vergleich mit der Mehrzahl auch der bedeutendsten seiner litterarischen Zeitgenossen mehr als gewachsen. Den Zug zum Manierismus hat er leider mit vielen modernen Dichtern und Erzählern gemein; die phantasievolle, ganz selbständige, innerlich ausgereifte, edel geläuterte, mit den feinsten Fühlfäden für alles Menschenleben, für Glück und Leid und die unerschöpfliche Fülle der Welt gerüstete Künstlerkraft gehörte ihm allein. Die Geschichte der deutschen Litteratur wird ihm im ganzen das Zeugnis nicht versagen, das Gottfried Keller, der große Landsmann und Mitstrebende Conrad Ferdinand Meyers, ihm nach dem „Heiligen" ausgestellt: „Die Zeit der dicken Bücher geht vorüber, auch auf diesem Gebiet, sobald die Leute erst einmal merken, daß jeder, der eine Mehrzahl beliebter Romane in die Welt stellt, an seinem Selbstmorde arbeitet und wenn jene noch so gut geschrieben sind. — In der Form der einbändigen historisch-poetischen Erzählung haben Sie nun ein treffliches Mittel gefunden, wieder ein eigentliches Kunstwerk herzustellen und einen Stil zu ermöglichen, nachdem der Ballast der bloßen Behandlung, Beschreibung und Dialogisierung über Bord geworfen ist." Die Nachwelt wird diese Charakteristik für den weitaus größten Teil dessen, was der Einsiedler von Kilchberg geschaffen, vor allem aber doch für „Huttens letzte Tage" und die Romane „König und Heiliger" und „Die Versuchung des Pescara" wieder und wieder bestätigen.



Auf Vorposten.

Novelle
von
Gustav Renner.

(Nachdruck ist untersagt.)

„Hast du dich auch nicht geirrt?" fragte Richard, indem er den Regenschirm hob, um eine Dame an sich vorbeizulassen.

„Bewahre, ich habe ja mit ihm gesprochen," antwortete ich.

„Wann?"

„Vorgestern. Ich komme durch die Passage und will eben in die Behrenstraße einbiegen, als mir plötzlich ein Mann auffällt, der anscheinend die Plakate der Littfaßsäule mit großem Eifer studiert. Es war nur ein flüchtiger Seitenblick, und ich wollte schon wieder weitergehen, da ich ihn, wie man so sagt, nicht recht unterzubringen wußte, als er seinerseits mir das Gesicht zuwendet und mich ebenfalls ansieht, ganz absichtslos jedoch. Ich stutze nochmals, gehe dann auf ihn zu, spreche ihn an und —"

„Und er war's. Merkwürdig in der That."

Wir gingen schweigend weiter.

„Also zum Geburtstage lud er dich doch ein?" begann mein Freund wieder.

„Das gerade nicht. Er lud mich nur zu sich für irgend einen Tag ein, da er meine Einladung zurückwies und zwar, wie er ironisch lächelnd bemerkte, weil er an so gute Gesellschaft nicht mehr gewöhnt sei. Da nun aber, wie ich mich, eines besonderen Vorfalles wegen, genau erinnere, auf heute sein Geburtstag trifft, so beschloß ich, trotz des schlechten Wetters, ihn heute aufzusuchen."

„Und schleppst mich von der Straße so mir nichts, dir nichts mit."

„Nun, ich nehme zu deiner Ehre an, daß dich die Erinnerung an unsere alte Kameradschaft veranlaßt, mich zu begleiten," sagte ich lachend, „oder ist es bloß Neugier?"

„Ach was — ja ja," antwortete Richard verdrießlich ablenkend, „aber ich hoffe, daß er wenigstens etwas kräftig Warmes für uns bereit hält, denn es ist kein Vergnügen —"

„Ich hoffe es auch," tröstete ich ihn.

„Nein, ich erwarte es," entgegnete er, „denn für ein sogenanntes Wiedersehen ist es wirklich der ungeeignetste —"

Ich unterbrach ihn. „So was wie ein Wiedersehen wird kaum dabei herauskommen, wie ich vermute, und was das Wetter betrifft, so wird er wohl auch nicht viel Einsehen haben, denn als ich vorgestern, bei gleichen meteorologischen Zuständen, beiläufig darauf hinwies, sah er mich wieder nur mit

seinem mokanten Lächeln an und meinte: ‚Ich weiß nicht, was du immer an allem auszusetzen hast; erstens‘ — dabei sah er mich von oben bis unten an — ‚hast du es doch wohl nicht so nötig, dich über die Vorsehung zu beklagen, und dann habe ich für mein Teil absolut nichts an dem sogenannten schlechten Wetter auszusetzen, im Gegenteil.‘“

„Das scheint ja alles auf — na, wie soll ich's nennen — auf einen ziemlich starken Grad von Verbitterung, Zerrissenheit oder dergleichen hinzudeuten.“

„Mag sein. Er scheint manches durchgemacht zu haben. Armer Kerl.“ —

Wir hatten zu gleicher Zeit alle drei Architektur studiert, und von daher rührte unsere Bekanntschaft. Obgleich er wenig zugänglich war, hatte ich doch, da ich ihm einigemal einen Freundschaftsdienst zu erweisen in der Lage gewesen war, sein Vertrauen allmählich gewonnen, das sich dann auch auf Richard übertrug. Er war weitaus der Begabteste von uns, immer etwas seltsam und ironisch, aber treu zu uns haltend, so daß es uns aufs höchste überraschte, als er eines Tages plötzlich verschwunden war, ohne uns auch nur die geringste Nachricht über sein Verbleiben zu hinterlassen. Mit der Zeit kam er uns aus dem Sinn, wir erinnerten uns nur gelegentlich seiner und machten unseren Weg nach allen Regeln der Herkömmlichkeit; waren wir doch bereits beide Familienväter und im festen Amte, ich allerdings erst noch als Regierungsbaumeister, während Richard bereits zum Baurat emporgestiegen war. —

„Hier ist die Nummer,“ sagte ich, vor einem dunklen Thorweg stehen bleibend.

„Nicht sehr einladend; doch vorwärts!“ meinte Richard.

Wir stiegen die vier dunklen Holztreppen hinauf. Nun standen wir vor einer Thür, an der, wie man mühsam im trüben Licht der niedrigen Gasflamme sehen konnte, eine Visitenkarte mit der Aufschrift „Paul Wesenberg“ befestigt war. Hier also wohnte er.

* *
*

Er lag in dem dürftig ausgestatteten kleinen Zimmer auf dem alten Sofa im Biedermeierstil und rauchte die lange Pfeife. Als wir eintraten, erhob er sich halb, um uns zu begrüßen, und lud uns dann, während er sich wieder zurücklehnte, mit der Hand zum Sitzen ein.

Wir schwiegen eine Weile. Auf die paar Gratulationsworte, die wir hervorbrachten, antwortete er nur mit einem: „Schon gut, ist überflüssig.“

Das Zimmer war von einer Petroleumlampe nur wenig beleuchtet und überdies mit Tabakrauch stark angefüllt.

„Da trinkt,“ sagte Paul, ohne sich zu erheben, und schob eine halbgeleerte Cognacflasche, die hinter einem Stoß von Büchern gestanden, auf uns zu. „Gläser sind auf der Kommode, glaub ich. — Es regnet also? Hm, ja ja — es ist ja sozusagen anerkennenswert, daß ihr mich heute besucht, denn wenn man so warm sitzt wie ihr — na, übrigens —“

Er unterbrach sich und rauchte wieder stark. Wir rückten an den Tisch und blieben eine Weile in halb verlegenem Schweigen. Ich konnte ihn zum erstenmal ruhiger betrachten, und es fiel mir auf, wie stark er gealtert war. Sein Gesicht war, soviel man bei der herrschenden Dämmerung und durch den Tabaksrauch erkennen konnte, sehr mager und von gelblich grauer Farbe, und nur die dunklen, unruhigen Augen, die er gewöhnlich während des Sprechens etwas zusammenkniff, hatten einen lebhaften, aber fast fieberhaften Ausdruck. Auch hatte er die Gewohnheit, mit den unteren Zähnen die Oberlippe und den kurzen Schnurrbart von Zeit zu Zeit zu nagen. Ich bemerkte jedoch, daß wir ihn jedenfalls in einer weicheren Stimmung überrascht hatten, wenn er dies auch zu verbergen suchte.

Wir sprachen dann über mancherlei, wobei Paul nur immer kurze Antworten gab oder sich mit einem Nicken oder Schütteln des Kopfes begnügte. Während des Gespräches hob ich zufällig das aufgeschlagene Buch auf, in dem er gelesen zu haben schien, und sah darunter eine Art Münze oder Medaille liegen. Ich nahm sie auf und betrachtete sie.

„Gieb her, 's ist Unsinn!“ sagte Paul, sich aufrichtend, und griff nach dem ganz verblaßten Bändchen, an dem sie befestigt war.

„Einen Augenblick — du weißt, es interessierte mich immer, Münzen und so was. Wo hast du denn das her?“

Es war eine Marienmedaille, wie man sie oft in katholischen Ländern als eine Art von Amulett trägt. Auf dem Avers die heilige Jungfrau in der Himmelsglorie, auf dem Revers das Ave Maria.

„Zeig mal," meinte Richard und griff ebenfalls danach, doch war Paul ihm schon zuvorgekommen, nahm die Medaille an sich und steckte sie, anscheinend gleichgültig, in die Westentasche.

Er schwieg; dann lenkte er mit einigen Worten über anderes ab, um dann wieder zu schweigen. Ich frug nicht mehr, da ich Menschenkenner genug war, um zu wissen, daß er auf eine direkte Frage nicht antworten, sich selbst überlassen aber vielleicht einiges verlauten lassen würde.

Richtig fing er auch unversehens an, mehr zu sich als zu uns zu reden, wenn auch vorerst abgebrochen, wobei er es vermied, uns anzusehen, und nur, um die Pausen auszufüllen, an der Pfeife zog.

„Wo ich das Ding her habe? Pure Sentimentalität! Kam mir vorhin wieder zufällig in die Hände, und ich dachte eben an die ganze dumme Geschichte, als ihr kamt —"

Er schwieg wieder.

„Kann man sie nicht hören?" meinte Richard, der sich langweilte und darum den Faden aufgriff.

„Ja, das heißt — warum nicht — übrigens, vielleicht ist's auch nur für mich interessant. Man sollte so was gar nicht erzählen. — Ein Gläschen!"

Er trank, lehnte sich dann wieder zurück, fing aber dann plötzlich wieder an: „Ein Andenken aus dem französischen Kriege."

„Du warst im Kriege?" fragte ich erstaunt.

„Ja, warum sollte ich nicht im Kriege gewesen sein?"

„Du hast doch nie —"

„Hm —" machte er und rauchte wieder. Wir blieben ebenfalls still, um ihn nicht aus der Stimmung zu bringen. Nach einer Weile fing er auch an zu erzählen, ohne uns indessen dabei anzusehen, so daß es schien, als wolle er sich selbst nur die Sache mit ihren Einzelheiten ins Gedächtnis rufen. Dabei wechselte sein Ton während des Erzählens zwischen Ironie und wirklichem Ernst; es war augenscheinlich, daß ihn die Angelegenheit seinerzeit tief berührt hatte, was er aber sich und uns verbergen zu wollen schien. In den häufigen Pausen stieß er die Tabakswolken mit einem gewissen Ingrimm von sich, so daß sein Gesicht in den Momenten größerer Erregung ganz verschleiert war. Es war ganz still im Zimmer, und nur von draußen hörte man mitunter das Rauschen und Brausen der Stadtbahn.

„Na ja, ich war im Kriege," fing er an, „meine Heldenthaten will ich euch indes verschweigen. Im Kriege — das heißt, nicht so ganz aus Begeisterung — äh bäh — aber na, ich war eben." Er stockte und schien nicht recht den Anfang finden zu können.

„Daß ich, wie man so sagt, verlobt war, das wißt ihr doch?" fuhr er fort.

Wir verneinten erstaunt, denn er hatte uns seinerzeit nichts davon gesagt, wie er ja stets in persönlichen Angelegenheiten sehr zurückhaltend gewesen war.

„So? Nun, dann wißt ihr es jetzt. Es ging aber wie gewöhnlich: ich wurde ‚verraten', wie man so schön in Romanen zu sagen pflegt; doch mag man es schließlich nennen, wie man will, angenehm war die Empfindung auf keinen Fall, besonders wenn man, wie ich damals, ein junger Bursche ist, der in seiner Schwerfälligkeit und Gutmütigkeit alles auf einen Wurf setzt. Nun, lassen wir das. Jedenfalls erschien es mir damals wie eine Erlösung, als bald darauf der Krieg ausbrach. Ich trat sofort als Freiwilliger ein, aber nicht, wie es in besagten Romanen ebenso schön heißen würde, um den Tod zu suchen, sondern weil ich mich in einem Zustande von Gleichgültigkeit befand, der mich zu jeder Arbeit untauglich machte. So war es wohl begreiflich, daß ich in dieser Art stiller Verzweiflung an mir selbst die Gelegenheit wahrnahm, durch neue Eindrücke, Aufregungen und Erlebnisse über diesen toten Punkt hinwegzukommen.

Ich zog also mit nach Frankreich. Meine übrigen Kriegserlebnisse haben ja mit der Geschichte, die ich euch erzählen will, nichts zu thun, so daß ich sie mir ersparen kann; ich denke auch nicht gern daran.

Um also auf die Sache selbst zu kommen: Wir standen vor Paris und zwar schon einige Monate. Es war so gegen Ende Dezember, und es herrschte, wie ja bekannt,

eine enorme Kälte in diesem Winter. Unser Regiment hatte seinen Platz im Süden von Paris, gegenüber den Forts Issy, Vanvres und Montrouge, und wir mußten der fast täglichen kleineren und größeren Scharmützel wegen stets auf der Hut sein. Die Tage vergingen also unter Vorpostendienst, schauderhaftem Frieren und ungenügender Ruhe in schlechten Quartieren, wenn wir nicht gar auf freiem Felde übernachten mußten.

Es war, wie gesagt, gegen Ende des Jahres, als ich wieder einmal auf Vorposten stand. Wir waren noch in vollkommener Finsternis ausgerückt, und ich fand mich, als der Tag langsam zu grauen anfing, allein auf weitem Felde. Rechts von meinem Platze zog sich eine dürre Hecke bis zu einem Dorfe, das wir am Tage vorher hatten vor uns liegen sehen, von dessen Dasein aber nur ein schwacher Lichtschimmer hier und da Kunde gab. Ich lehnte mich an einen Baum, der ganz allein auf der Ebene stand und seine kahlen, schwarzen Äste in seinen letzten Ausläufern über die Hecke streckte, hinter der sich ein zugefrorener Graben hinzog. Übermüdet, wie ich war, schlummerte ich so hin zwischen Schlaf und Wachen, ohne einen klaren Gedanken, während mir allerlei blitzartige Erinnerungsbilder, Erzeugnisse des übermüdeten Gehirns, vor den geschlossenen Augen vorüberzogen.

Trotz der Kälte hing ein starker Nebel über der Gegend und verzögerte den Anbruch des Tages noch mehr. Obgleich ich am Leibe entsetzlich fror, brannte doch mein Kopf, von einem fast unerträglichen Nervenreize gequält, der wohl durch die fortwährenden Entbehrungen und die so oft gestörte Nachtruhe entstanden war.

Herrgott, dachte ich plötzlich, wie aufwachend, zu was bist du denn eigentlich hier?

Ich war durch den Nebel wie abgeschlossen von der übrigen Welt; selbst die schwarze Hecke konnte ich nur einige Schritt weit durch den grauen Dunst mit den Augen verfolgen. Um nicht ganz zu erstarren, versuchte ich, die Hände in den Mantel gewickelt, das Gewehr in den Arm gedrückt, auf und ab zu gehen, doch war der Boden so mit Glatteis bedeckt, daß ich dies bald wieder aufgab und mich abermals an den Baum lehnte. Er war ja sozusagen wohl das einzige Zeichen, daß ich mich noch auf der Erde befand, und unwillkürlich klammerte ich mich mit dem linken Arm an ihn, als wäre er ein lebendes, befreundetes Wesen, oder eine Planke, auf der ich in das uferlose Nebelmeer hinaussegeln könnte. Aber er stand fest und sicher. Ich beneidete ihn fast darum, und doch gewährte mir seine so fest in der Erde wurzelnde Sicherheit eine tiefe Beruhigung.

Wenn einen der Nebel so einschluckte, spurlos, geräuschlos! dachte ich. Um anderen den Tod zu bringen, stehe ich hier und möchte doch selbst —! den Tod? Bin ich denn nicht ganz wunschlos, und ist diese Wunschlosigkeit denn nicht schon der Tod? Ja, lebe ich denn überhaupt noch? Es kam mir wie ein seltsamer Traum vor, daß ich, gerade ich, hier stand und wartete — auf was?

In solcherlei Gedanken vertieft, beachtete ich, obwohl ich es undeutlich hörte, zuerst nicht, daß sich mir schlürfend und tappend etwas zu nähern schien. Dann wurde ich aufmerksamer und horchte gespannt. Woher kam das? Es mußte hinter der Hecke sein. Ein Franctireur?

Alle jene Gedanken waren im Nu verschwunden; der Wille zum Leben erwachte wieder in mir, freilich nur instinktartig und ohne daß ich den Kontrast mit den vorhergehenden Betrachtungen bemerkte.

Ein Franctireur? Und wenn —? Ich faßte mein Gewehr fester. Sollte ich mich hier so hinterrücks niederschießen lassen, so ohne mich zu wehren, ohne auch nur meinen Feind zu sehen? Und war es nicht schließlich meine Pflicht, Verrat oder Spionage zu verhindern, eine Pflicht, die ich doch einmal auf mich genommen hatte?

Es kam vorsichtig näher, wenn auch des Nebels wegen nichts zu sehen war. Ich machte mich schußbereit und wartete gespannt, die Augen auf die unförmig dunkle Hecke gerichtet.

Plötzlich hielt es an. War ich gehört oder gesehen worden? Ich drückte mich hinter den Baum und lugte hervor, sah aber immer noch nichts, nur das unhörbare Auf- und Absteigen des Nebels, der sich vor dem Tage auflösen zu wollen schien.

Ich hielt mich ganz still, und bald darauf begann es wieder, schlürfend und tappend,

als ginge es auf dem Eise nur unsicher und vorsichtig, näher zu kommen.

‚Wer da!‘

Keine Antwort. Wieder Stille. Mir schien es, als beuge sich, kaum zehn Schritt von mir entfernt, ein Schatten hinter der Hecke, als ob er sich verbergen wolle. Das Gewehr an der Wange, rief ich schnell nochmals — keine Antwort. Ich mußte gewärtig sein, daß man mir zuvorkommen werde, und drückte ab.

Der Knall erstickte im Nebel. Zu gleicher Zeit ein schwacher Aufschrei, dann ein dumpfes Aufschlagen, ein Schlittern auf dem Eise — und alles wieder still.

Ich ging langsam, das Gewehr noch schußfertig in Händen, dem Orte zu, von welchem der Schrei hergekommen; stieg dann über die Hecke, rutschte jedoch ab und fiel den etwas steilen, kleinen Abhang hinunter. Doch fiel ich weich mit dem Oberkörper, und als ich mich mühsam auf dem glatten Graben aufrichtete, sah ich, daß ich auf einen Mann, mein Opfer, gefallen war. Ich warf nur einen flüchtigen Blick auf ihn, und ein plötzlicher Schauer überfiel mich, war er doch der erste von mir Getötete, den ich mir so nahe sah. Vielleicht wirkte auch die völlige Weltabgeschlossenheit inmitten des Nebels und die plötzlich eingetretene Stille auf mich.

Es war, der blauen Bluse und überhaupt seiner ganzen Kleidung nach, ein Bauer; noch jung, etwa zwei- bis dreiundzwanzig Jahre, also ungefähr gleichen Alters mit mir. Der Mund war halb geöffnet und zwar mehr aus Erstaunen als aus Schrecken, wie es mir schien. Oder hatte er noch einen letzten Schrei ausstoßen wollen, eine letzte Klage über das schnelle unerwartete Ende seines jungen Lebens? Oder eine Anklage gegen mich, seinen Mörder, den Mörder eines Unschuldigen? Ich mußte, gedrängt von einem unklaren Gefühle, mich einigermaßen zu rechtfertigen, nochmals auf ihn hinsehen: er war vollständig unbewaffnet. Sein Mörder? Mit welchem Rechte hatte ich ihn getötet, der mir nie etwas gethan, der mir nicht einmal mit der Waffe in der Hand gegenüber getreten war, während ich doch manchen wußte, den ich —

‚Das ist der Krieg!‘ sagte ich mir, um mich zu beruhigen; ich hatte nur meine Pflicht gethan und vermochte doch nicht, ihm in die starren Augen zu sehen. Es lag auf mir, wie das Gefühl einer schweren Schuld. Aber warum hatte er mir nicht geantwortet? Ja — doch wenn er durch den dicken Nebel oder durch sonst welchen Zufall meinen Ruf gar nicht gehört oder doch nicht verstanden hätte, was der Laut bedeuten solle?

Ich raffte mich endlich auf aus diesen nachträglichen Betrachtungen, die, wie ich mir sagte, nun doch nichts mehr ändern konnten. Ein Mensch mehr oder weniger! Wie viele starben in diesem Kriege, ganz unschuldig, so oder in ähnlicher Weise.

Ich vermißte mein Gewehr, das mir bei dem Absturz entglitten war, und sah, daß es neben der Leiche lag, so daß ich, trotz meines Widerwillens, gezwungen war, ihr abermals ins Gesicht zu sehen.

Wie still er ist! dachte ich, mußte aber hinterher über diesen Gedanken fast lächeln. Nun bemerkte ich auch, daß er mit der linken Hand im letzten Krampfe sich Bluse und Hemd aufgerissen hatte und die Fetzen noch fest hielt. War das in der Todesangst geschehen? Bei näherem Zusehen bemerkte ich, daß er sich zugleich ein blaues Bändchen vom Halse gerissen, und entdeckte nun zwischen den halbgeschlossenen Fingern eine Medaille — diese Medaille. Ein Andenken also, an das er noch im letzten Augenblick gedacht, dessen letzter Anblick ihn trösten und erinnern sollte, daß er nicht allein auf der Welt gestanden; und plötzlich fiel es mir schwer aufs Herz, daß ich hier nicht nur diesen einen Menschen getötet, sondern daß an diesen einen sich wer weiß wie viele Liebe, Sorge und Treue knüpfte, daß wir ja mit unzähligen feinen Fäden mit unserer Umgebung verknüpft sind, die hier nun plötzlich von roher Hand durchschnitten worden waren.

Ich war noch jung — und dann die Geschichte mit der Verlobung, na, ihr wißt ja, wie man so in der Jugend ist — kurz, ich glaube, mein Gefühl überwältigte mich in solcher Weise, daß ich neben dem Toten niederkniete und ihn um Verzeihung bat, ja, ich weinte vielleicht sogar. Es war ja, wohl lächerlich, einen Toten um Verzeihung zu bitten, wenigstens empfinde ich heut gewissermaßen so — indessen damals — mir war eben so zu Mute.

Nachdem ich mich einigermaßen beruhigt hatte, löste ich vorsichtig die Medaille aus den erstarrten Fingern und steckte sie zu mir.

Aus der Entfernung kamen gleichmäßige Schritte heran. Es war die Ablösung, und so begab ich mich schnell wieder auf meinen Posten.

Ich meldete natürlich den Vorfall meinen Vorgesetzten, hörte aber nichts davon, wo und wie man den Körper begraben.

— — — — — — — — — — — — — —

Einige Tage später wurde unser Regiment aus der Vorpostenlinie zurückgezogen, so daß wir etwas mehr Ruhe hatten als vorher. An unsere Stelle trat die Artillerie, welche die Beschießung der drei Forts, sowie der Verschanzungen von Villejuif und Point du Jour einleitete. Wir erhielten unser Quartier im nächsten Dorfe angewiesen und waren herzlich froh, endlich einmal wieder unter Dach und Fach zu kommen.

Es war schon dunkel, als ich, den Quartierzettel in der Hand, durch den von den Rädern der Kanonen, Munitions- und Fouragewagen aufgewühlten schmutzig-nassen Schnee tappend, nach längerem Suchen das Häuschen fand, das mir Unterkunft gewähren sollte. Vor Kälte und Nässe schaudernd, öffnete ich die Thür und befand mich, den kleinen Flur mit zwei Schritten überschreitend, am Eingange des geöffneten Wohnraumes. Am Herde standen zwei alte Weiber, die, lebhaft gestikulierend, miteinander schwatzten, bei meinem Eintreten jedoch sofort schwiegen und nur giftige Blicke auf mich warfen. Am Tische stand ein junges Mädchen, das eben im Begriff war, die Abendsuppe niederzusetzen, sich aber, in dieser Beschäftigung von mir unterbrochen, mit einem befremdenden Ausdruck schreckhaften Erstaunens ebenfalls nach mir umwandte. Trotz meiner Übermüdung fiel mir die echt südländische Schönheit des einfach gekleideten Mädchens auf; sie wandte sich jedoch sofort wieder um, und ich gab nun mit einigen Worten der Entschuldigung meinen Zettel ab, was von der Alten schweigend aufgenommen wurde.

Die Nachbarin entfernte sich, und das Mädchen lud mich ein, mich an den Tisch zu setzen. Ich ließ mir das bei meinem Hunger nicht zweimal sagen, leerte den Teller im Nu und verschlang ebenso schnell einige Stücke Brot, die mir nebst mehreren Eiern noch gebracht wurden. Während des Essens konnte ich mich jedoch nicht enthalten, das Mädchen zu beobachten, das sich in einen Winkel am Herde gesetzt hatte und mit einer Art kindlicher erstaunter Neugier mich betrachtete und über meinen Appetit erfreut schien. Als es jedoch meinen forschenden Blicken begegnete, errötete es und entfernte sich.

Nachdem ich gesättigt war, bat ich die Alte um Anweisung meines Nachtlagers. Sie antwortete wiederum nichts, sondern nahm stumm eine Laterne und führte mich über den Flur, eine alte Holztreppe hinauf, in eine Art Dachkammer. Mich kam ein Lächeln an, als sie so die Treppe vor mir hinaufstieg, die Laterne in der knochigen, von vortretenden Adern bedeckten Hand, während die ganze magere Gestalt an den Seiten hier und da scharf beleuchtet wurde, wobei ihr Schatten über mich fiel oder sich seltsam groß an der Wand mitbewegte. Der Anblick hatte etwas wunderlich Groteskes, das noch durch das leise Vorsichhinmurmeln der Alten vermehrt wurde.

Ich war zu müde, um mich in der Kammer, die nur ein einziges kleines Fenster besaß, weiter umzuschauen, und warf mich sofort auf das Bett. Gegen Morgen erwachte ich plötzlich und, mich aufrichtend in der zuerst mich wunderlich fremd bedrückenden Umgebung, gewahrte ich an einem, wie es schien, im Hofe stehenden Schuppen einen Lichtschein. Neugierig, wer zu dieser frühen Stunde schon Licht brenne, stand ich auf und trat an das Fenster, das in der That nach dem Hofe hinausging.

Draußen lag wieder dick und schwer der Nebel über der Landschaft; es war fast noch vollständig finster, nur auf dem kleinen Hofe leuchtete der schmale Lichtschein, der über einen Pflug, einen kleinen Handwagen und allerlei Gerümpel hinwegkroch bis hinauf an die Wand des Holzschuppens und in dessen Helle sich ein Fensterkreuz schwarz und scharf abzeichnete. Rechts an den Schuppen anstoßend und noch zum Teil beleuchtet, zog sich ein Zaun hin. Ich dachte nach. Sollte das ein Signal sein? Soweit ich hatte beobachten können, schien das Häuschen nur von den beiden Frauen bewohnt zu sein, so

daß das Licht kaum von einem Krankenzimmer herrühren konnte.

Während ich mir über diese Sache noch den Kopf zerbrach, hörte ich, wie sich die Hinterthür leise knarrend öffnete. Ein Schatten fiel in den Lichtschein, erst anhaltend und dann vorsichtig fortschreitend. Was war das? Allerlei Gedanken an Überfälle durch Franctireurs, wie sie ja in diesem Kriege öfter vorgekommen, gingen mir durch den Kopf. Ich griff nach meinem Gewehr, und als ich wieder hinaussah, bemerkte ich plötzlich den Urheber des Schattens. Es war das junge Mädchen, das, mit einem wollenen Tuch über dem Kopfe, in den Lichtschein trat und verstohlen an den niederen Zaun huschte, wo es stehen blieb und in den Nebel hinaussah.

Sollte sie —? Nein, soviel Menschenkenntnis hatte ich doch schon, um zu wissen, daß dieses naiv-frohe Kind, wenn ich es auch nur einige Augenblicke betrachtet hatte, keines Verrates fähig sei. Aber was dann? Konnte nicht die Alte, deren stille Feindseligkeit ich wohl fühlte, sie zu irgend einem Anschlage benutzen?

Ich wartete noch eine Weile, um zu sehen, ob die Mutter kommen oder die Sache sich anderweitig entwickeln würde. Aber unbeweglich stand das Mädchen allein am Zaun, nur manchmal fröstelnd das Tuch fester um ihre Schultern ziehend, bis plötzlich, schneidend hell und scharf, ein Hornsignal durch die Dämmerung schnitt. Ich wußte, was es zu bedeuten hatte.

Das Mädchen schrak zusammen und huschte wieder ins Haus zurück, und bald darauf erlosch auch der Lichtschein. Ich hatte indes weiter keine Zeit zum Grübeln, machte mich rasch fertig und eilte leise die knarrende Treppe hinunter, aus dem Hause, in dem noch alles zu schlafen schien, um so rasch als möglich zum Sammelplatze zu kommen. —

Die nächsten Nächte war ich durch Wachtdienst verhindert, meine Beobachtung fortzusetzen. Das Mädchen sah ich, wenn ich nach dem Hause kam, nur ganz flüchtig; sie schien mich zu meiden, wohl auf Anordnung ihrer Mutter, vielleicht auch aus kindlicher Furcht vor dem Fremden.

Es mochte die dritte oder vierte Nacht nach jenem Ereignis sein, als ich, wie ich es mir vor dem Einschlafen fest vorgenommen, zur selben Stunde aufwachte und ans Fenster trat.

Dasselbe Bild! Der stille Lichtschein auf dem Hofe und in der gelblichen Helle das Mädchen am Zaun. Ein Verrat konnte wohl nicht dahinter stecken, da ich durchaus nichts Verdächtiges hatte bemerken können, obwohl ich, bei meiner rege gemachten Neugier, auf alles scharf geachtet hatte.

Ich nahm mir also vor, am Tage das Mädchen direkt zu fragen, da ich vom Dienst nicht in Anspruch genommen wurde. Es gelang mir jedoch nicht, dazu zu kommen, denn sie aß in der Küche, und unser ganzer Verkehr beschränkte sich auf flüchtige Grüße; überdies war die Alte wie ein Habicht hinter dem Mädchen her.

Ich beobachtete die seltsame Erscheinung noch zwei- oder dreimal und kam beinahe zu der Auffassung, daß bei dem Mädchen so etwas wie eine geistige Störung vorliegen müsse, eine Annahme, die indes durch nichts in ihrem ganzen Wesen unterstützt wurde, wenn man nicht eine auffällige Bedrücktheit und Traurigkeit, die sich in ihrem ganzen Wesen kundgab, als ein solches Anzeichen gelten lassen wollte. — —

Ich sollte jedoch bald eine Aufklärung erhalten.

Es war etwa eine Woche vergangen, seit ich das Häuschen betreten hatte, und da ich jetzt nur des Vormittags von den täglichen Übungen in Anspruch genommen wurde, war ich mit der ganzen Örtlichkeit schon ganz vertraut geworden. Die stille Feindseligkeit der Alten, die sie noch immer mir gegenüber bewahrt, sowie das ängstliche Meiden einer näheren Begegnung seitens des Mädchens, von dem ich nur wußte, daß es Jeanne hieß, mußte ich freilich in Kauf nehmen.

Als ich jedoch eines Tages gegen Mittag die Hausthür öffnete, hörte ich vom Hofe her das laute Schimpfen der Alten und die weinende Stimme des Mädchens. Ich beeilte mich, auf den Hof zu kommen, und sah dort die beiden Frauen in ihren Stimmen entsprechenden Stellungen; die Ursache war aber kein Zank, wie ich einen Augenblick vermutet hatte, sondern ein biederer Soldat, der sich eben lachend mit dem weißen Hahne des Hauses unter dem Arme davonmachen wollte.

Die Alte rief alle Heiligen um Hilfe an, verwünschte den Soldaten in den stärksten Ausdrücken und drohte, sie werde den roi de Prusse selber von dieser Ungerechtigkeit in Kenntnis setzen, während das Mädchen weinend um ihren Liebling bat.

Der Soldat, ein Pole, wie ich an den paar Worten, die er erwiderte, merkte, betrachtete jedoch den fürchterlich schreienden Beherrscher des Hühnerhofes als willkommene Beute und wollte eben um die Ecke des Gehöftes verschwinden.

Ich übersah die Sachlage sofort, sprang über den Zaun und stellte ihn. Es bedurfte der Drohung mit der Anzeige, um ihn zur Herausgabe des hübschen Tieres zu bewegen.

„Is sich draußen herumgelaufen. Was sich draußen herumlauft, kann ich nicht wissen, wem es gehört,“ antwortete er, überließ mir aber endlich murrend das Streitobjekt.

Das Mädchen empfing den Hahn unter lebhaften Dankesbezeigungen, liebkoste ihn und brachte ihn vorsichtig nach dem Stalle; auch die Mutter ließ sich nun sogar zu einigen freundlichen Worten herbei.

Das Eis schien gebrochen, wie ja oft eine Kleinigkeit genügt, fremd sich gegenüberstehende Menschen auf einmal einander näher zu bringen. Jeannes Vertrauen besaß ich nun völlig; sie mied mich nicht mehr, sondern war mir im Gegenteil bei der Instandhaltung meiner ‚kriegerischen Ausrüstung‘ vielfach behilflich. Der Ausdruck einer geheimen Trauer wich jedoch nicht aus ihrem Gesicht, und ich überraschte sie mitunter in völligem Versunkensein. Einigemal bemerkte ich, was mir auffällig erschien, daß sie mich, wenn sie sich unbeobachtet glaubte, mit einer rätselhaften Art teilnahmsvollen Erstaunens in den Augen betrachtete. Begegnete sie dann meinem Blick, so errötete sie tief und entfernte sich unter irgend einem Vorwande. Mir kam dabei der seltsam erschrockene Blick an dem Abend meines Eintritts in das Haus ins Gedächtnis, doch fand ich immer noch keine Erklärung für das alles.

Seit einigen Tagen war ein Schneesturm gewesen, und ich hatte den morgendlichen Lichtschein nicht mehr bemerkt. Als plötzlich ruhigeres Wetter eintrat, zeigte sich auch wieder die frühere Erscheinung. Ich beschloß jetzt, bei meiner nunmehrigen Vertrautheit mit Jeanne, sie direkt nach der Bedeutung dieses wunderlichen Vorganges zu fragen.

Wir saßen des Nachmittags in meiner Kammer. Ich putzte mein Gewehr, und sie hatte ihre Näharbeit sinken lassen, um sich eine Erklärung der Teile der Waffe geben zu lassen, die sie dann mit einer Art zerstreuter Neugier anhörte.

Ich beschloß, geradeswegs auf mein Ziel loszugehen, und fragte mit anscheinender Gleichgültigkeit: ‚Ihre Mutter ist wohl öfters kränklich?‘

‚Wieso?‘ sagte sie und sah mit erstaunter Unschlüssigkeit zu mir auf.

‚O, ich dachte nur,‘ fuhr ich fort, indem ich das Gewehr zusammensetzte, wobei ich sie heimlich beobachtete, ‚ich glaubte nur, weil ich des Morgens in aller Frühe ein Licht —‘

‚Ein Licht? Wie — Sie haben —‘ unterbrach sie mich erschrocken.

‚Ja, mehrere Male, und ich glaubte eben, daß dies auf krankhafte Zufälle bei Ihrer Mutter, die ja schon alt ist, zurückzuführen sei.‘

‚Ja, es kann wohl —‘ sie hielt inne und schien eine Lüge nicht über das Herz bringen zu können.

Da ich den Anfang nun einmal gemacht hatte, wollte ich der Sache ganz auf den Grund kommen, ließ mich also durch die offenbare Verwirrung des Mädchens nicht stören, sondern fuhr kaltherzig fort: ‚Ich setzte so etwas wohl voraus, indessen —‘

‚Indessen —?‘ Sie sah mich angstvoll an, und ihre Lippen zitterten.

‚Indessen kommen mir Zweifel über diese Vermutung, da ich Sie einigemal bei dieser Gelegenheit nicht im Zimmer, sondern im Hofe —‘

‚Schweigen Sie!‘ bat sie und sah mich hilflos flehend an.

‚Ja, aber was kann Sie veranlassen,‘ fuhr ich hartnäckig fort, ‚zu so früher Stunde, bei solchem Wetter —‘

Sie errötete tief und suchte ihr Gesicht zu verbergen. Ich fühlte nun Mitleid mit ihr, rückte heran zu ihr und suchte ihre Hand zu ergreifen, die sie mir jedoch entzog.

Wir schwiegen beide eine Weile; dann sah sie mich, als ob sie zu einem Entschluß gekommen wäre, einen Augenblick an, senkte aber wieder den Kopf und schien mit sich

zu kämpfen, ob sie mir ein Bekenntnis machen solle oder nicht.

Ich wartete geduldig und nicht ohne Erfolg, denn sie fing plötzlich an zu erzählen, mit leiser Stimme und die Augen auf ein an der Wand hängendes Heiligenbild geheftet.

Sie war verlobt mit dem Sohne eines größeren Bauern aus dem nächsten Dorfe, ohne daß jedoch die Eltern des jungen Mannes etwas von diesem geheimen Verlöbnis wußten oder wissen durften. Ihre Begegnungen, von denen nur Jeannes Mutter wußte, waren geheim geblieben und hatten seit Anfang der Belagerung fast ganz aufgegeben werden müssen, zum großen Kummer der beiden. Einigemal hatte der junge Mann es gewagt, zur Nachtzeit an den feindlichen Posten vorbeizuschleichen, und um ihn bei der Finsternis einigermaßen zu orientieren, hatte das Mädchen ihr Fenster erleuchtet. Da das Häuschen etwas ausgebaut stand, war das Zeichen für den Kundigen bemerkbar genug, überdies sollte es ihn auch benachrichtigen, daß man wach sei und ihn erwarte. Seit beinahe vierzehn Tagen war er indessen, trotz seines Versprechens, nicht gekommen, und dieses Ausbleiben, das sich das Mädchen nicht zu erklären wußte, war der Grund ihrer bedrückten Stimmung.

Als sie ihre Erzählung beendet hatte, blieb sie in stillem Weinen auf ihrem Schemel sitzen, mit der Schürze vor dem geröteten Gesicht. Ich versuchte sie zu trösten, indem ich allerlei Möglichkeiten für sein Ausbleiben anführte, freilich ohne viel Erfolg.

‚Nein, es muß ihm etwas — ich kenne ihn — er wird — ich mag nicht daran denken, aber wenn —‘

Mir fuhr wie ein Blitz auf einmal der Gedanke an den jungen Bauern, den ich auf der Wache erschossen, durch den Kopf. Wie, wenn er —? Ich schloß die Augen und mußte mich einen Augenblick an den Tisch lehnen. Als ich wieder aufsah, überkam mich ein tiefes Mitleid mit dem weinenden Mädchen mir gegenüber und zugleich ein Gefühl des Hasses gegen mich selbst. Ich versuchte mich nun zu vergewissern, ob meine Annahme zutreffend sei, konnte aber aus dem Mädchen nicht viel herausbringen, da sie bald darauf sich weinend erhob und nach unten in die Küche ging.

Ich biß mich auf die Lippen und ging erregt auf und ab. Sollte hier einer der Fäden sein, die ich so jäh durchschnitten? Mich überkam ein Ekel vor mir selber, dem Werkzeuge eines Zufalls, wie er wohl oft im Kriege vorkommen mochte, dessen Wirkungen ich aber hier vor Augen sah. Aber es war ja möglich, daß es gar nicht — Nein, nein, er war es, er mußte es sein, sagte ich mir, und es bereitete mir gewissermaßen einen Genuß, den Vorfall, den ich in der letzten Zeit fast ganz vergessen, in seinen Wirkungen zu übertreiben, um eine Feindseligkeit gegen mich selbst in mir nähren zu können. Zu gleicher Zeit beschloß ich jedoch, dem Mädchen von meiner Vermutung keine Mitteilung zu machen; nicht aus Feigheit, sondern um ihm den Kummer über seinen Verlust so lange wie möglich zu ersparen.

Ich wich Jeanne nun aus, so weit ich konnte, denn ihr bloßer Anblick steigerte das Gefühl der Reue und Erbitterung in mir. Um so auffallender und bedrückender war es mir, zu sehen, wie sie sich nun mir mehr und mehr zu nähern suchte. Der Grund davon war wohl, daß ich ihr, als Mitwisser ihres Geheimnisses, näher zu stehen schien, doch glaubte ich, noch irgend einen anderen Grund dafür annehmen zu müssen, über den ich mir nicht recht klar war. Hatte ich doch trotz jenes Geständnisses immer noch keine Aufklärung über das wunderliche Erschrecken bei meinem ersten Anblicke und die unverhohlene Teilnahme, die ich manchmal in ihren Blicken bemerkte.

Die Beschießung hatte begonnen, und wenn auch weiter keine Gefahr für die Einwohnerschaft des Dorfes dabei zu befürchten war, so trieb die Angst doch oft das Mädchen zu mir hinauf, wo sie dann stumm mit großen Augen und gefalteten Händen neben mir saß und bei jedem Kanonenschuß furchtsam zusammenzuckte.

‚Warum ist überhaupt Krieg?‘ fragte sie eines Tages naiv.

Ich mußte lächeln. ‚Wenn ich offen gestehen soll, ich weiß es auch nicht,‘ antwortete ich, ‚doch wird es wohl so sein müssen.‘

‚Ja, aber — es ist doch traurig, so die Menschen zu töten, die einem nichts gethan haben.‘

Ich biß mich auf die Lippen und sah zum

Fenster hinaus, wo durch die eben eingebrochene Dämmerung hier und da ein Schuß aufblitzte, dem dann ein dumpfes Rollen folgte.

‚Es ist doch so,‘ fuhr sie fort, ‚und dann — man sagte uns, als der Krieg ausbrach, daß diese Preußen alle —‘

Ich wandte mich bei dem kindlichen Geplauder wieder um.

‚— daß sie alle Barbaren oder Mongolen wären, nicht wahr?‘

‚Ja, so etwas, und doch —‘

‚Aber ich sehe nicht so aus?‘ fragte ich lächelnd.

‚Nein, Sie nicht!‘

Von dem entschiedenen Tone, in dem sie dieses sprach, überrascht, sah ich sie an; dann kam mir der Gedanke an unsere erste Begegnung.

‚Aber zuerst schien ich Ihnen einen kleinen Schreck einzujagen, damals, als ich des Abends hier ankam. Erinnern Sie sich?‘

‚Ach, das — Schreck? Nein, aber —‘ Sie errötete.

‚Nun, was denn?‘ fragte ich halb scherzend.

‚Sie sind ihm so ähnlich,‘ antwortete sie und schlug die Augen nieder.

‚Wem?‘ fragte ich überrascht.

‚Jules.‘

‚Ah —!‘ Hier war also die Erklärung.

‚Ja, und als ich Sie auf der Schwelle stehen sah, so ganz unvermutet, da dachte ich zuerst —‘

‚Hm,‘ sagte ich nur und schwieg. Es war mir bedrückend, immer wieder auf diesen Punkt zurückzukommen. Sie fuhr jedoch unbeirrt fort, weiter zu plaudern.

‚Es ist so, und nur die Uniform — ja, auch in den Bewegungen haben Sie etwas von ihm, und ich wunderte mich oft, wenn ich Sie so von rückwärts sah.‘

‚Das kommt wohl vor,‘ meinte ich ablenkend, ‚und dann — Sie denken zu viel an ihn.‘

‚Ja, ich muß immer an ihn denken; ich sehe ihn immer, was er jetzt thut, wie er geht oder mit seinem Vater spricht — es ist wunderlich. — Aber er kommt ja nicht,‘ setzte sie dann traurig hinzu, ‚wenn nur erst der Krieg vorbei wäre. Ob er noch lange dauert?‘

‚Das kann ich nicht wissen, liebes Kind.‘

‚Es ist ungerecht, und ich —‘

‚Ich sehe ja das Licht nicht mehr?‘

‚Er kommt nun doch wohl nicht mehr. Wenn er doch wenigstens einen Boten senden könnte; aber es soll doch noch niemand wissen, denn seine Eltern —‘ Ihre Augen füllten sich mit Thränen. Dann fuhr sie unversehens fort: ‚Ist's nicht wunderlich, daß Sie ihm so ähnlich sind?‘

‚Sie sehen ihn eben in allem und überall.‘

‚Nein, nein, ich weiß — und noch wunderlicher ist's, daß ich manchmal nicht recht weiß, ob Sie oder er es sind, an den ich denke.‘

Dieses kindliche Geständnis überraschte mich, so daß ich keine Antwort darauf fand, während sie ganz unbefangen dabei blieb.

Sie plauderte weiter: wie sie ihn kennen gelernt, wie die Liebe zu ihm in ihr, die immer ein tolles, lebhaftes Kind gewesen, das nichts von Männern habe wissen wollen, gewachsen sei, und malte sich die Zukunft, die sie mit ihm zu durchleben hoffte, trotz aller Hindernisse, in den schönsten Farben aus. Mir war das alles, wie begreiflich, sehr schmerzlich; doch wagte ich nicht, sie in ihren Träumen zu stören, und schwieg.

Es war ganz dunkel geworden, was sie in ihrer Lebhaftigkeit, in die sie bei dem Erzählen allmählich geraten, gar nicht bemerkt hatte, als plötzlich die Mutter sie von unten rief.

‚Gleich, gleich,‘ antwortete sie und sprang auf. Ich zündete schnell ein Licht an, um ihr auf dem dunklen Vorraum zu leuchten, doch war sie mir schon vorangeeilt und auf den ersten Stufen der Treppe, als sie, von einem plötzlichen Impulse getrieben, zurückkehrte, mich leidenschaftlich umschlang und küßte. Dann war sie, ehe ich mich noch besinnen konnte, die Treppe hinunter.

Wie taumelig ging ich in meine Kammer zurück. Ich begriff den seelischen Prozeß, der in ihr vorging und durch meine Ähnlichkeit mit Jules, sein langes Ausbleiben und die stete Beschäftigung mit ihm veranlaßt war, vollkommen. Nichtsdestoweniger war ich, wie wohl verständlich, durch diesen elementaren Ausbruch einer heißen Leidenschaftlichkeit aufs höchste überrascht, ein Gefühl, das, mit der Erinnerung an den unglücklichen Burschen gemischt, mich in eine seltsame Verwirrung brachte.

Den Tag darauf schien sie sich bei unserer ersten Begegnung ihres jähen Gefühlsausbruches zu schämen; da ich jedoch Unbefangenheit erheuchelte, wurde das Gleichgewicht zwischen uns bald wieder hergestellt.

Es war nicht schwer zu vermuten, daß aus diesen eigentümlichen Motiven heraus sich bei dem schönen Mädchen eine Leidenschaft für mich entwickeln würde, und hätte ich diesen Umstand benutzen wollen — indessen, man hatte ja in jener Zeit noch so höchst überflüssige Dinge, die man Grundsätze nennt.

Ich vermied also, aus sothanen Grundsätzen, jede Gelegenheit, die abermals einen solchen Gefühlsausbruch herbeiführen konnte. Jeanne schien das zu bemerken und wurde ebenfalls zurückhaltender — ein gefährliches Stadium für die Entwickelung jenes Gefühls. Jedesmal, wenn das Gespräch eine Wendung auf ihr Verhältnis zu Jules zu nehmen schien, lenkte ich, aus einem Gefühl von Furcht und Reue, sofort ab. Übrigens schien ihre Empfindung mehr und mehr die Richtung auf meine Person zu nehmen, bis die Sache eines Tages plötzlich eine andere Wendung nahm.

Ich kramte in meinem Tornister, um ein Stück Seife zu suchen, fand aber das Gewünschte nicht gleich und riß ungeduldig alles heraus, um es auf den Tisch zu werfen. Da lag nun allerlei durcheinander: Putzlappen, Messer, Bürsten und sonstige Notwendigkeiten eines Vaterlandverteidigers. Ich fing an zu fluchen, denn Geduld ist bekanntlich nicht meine größte Tugend.

In diesem Augenblicke kam Jeanne herauf, um mich zum Kaffee zu rufen. Sie sah meine Aufgeregtheit, trat an den Tisch und frug, was ich verloren habe.

‚Ach, nichts,‘ meinte ich ärgerlich und wollte die Sachen wieder einräumen. Dabei verwickelten sich meine Finger in einem Bändchen; ich zog es hastig hervor, und diese Medaille, an die ich schon nicht mehr gedacht, baumelte an meiner Hand. Ich achtete nicht darauf und wollte sie hastig mit dem anderen Zeuge in den Tornister stopfen, als mich ein leiser Schrei aufsehen ließ, während eine Hand blitzschnell nach dem Dinge da griff.

Es war Jeanne, aber ich kannte sie nicht mehr wieder. Ihre schwarzen Augen, ganz aufgerissen, so daß man rings um die Pupille das Weiße sah, hafteten mit einem starren Ausdruck des Schreckens auf dem Metallstück. Sie war ganz bleich, ihre Nüstern vibrierten, und die Lippen waren fest zusammengepreßt.

Ich wollte ihr die Münze rasch aus der Hand reißen, sie hielt sie aber so fest, daß die Knöchel ihrer Hand ganz weiß wurden. Dann sah sie mich, der ich völlig verwirrt wurde, mit einem Blick des Hasses an und stieß leise, aber scharf und mit dem Ausdrucke unwiderlegbarer Überzeugung hervor: ‚Sie haben ihn getötet!‘

Ich schlug unwillkürlich die Augen nieder und muß, bloß in verstärktem Maße, ungefähr wie ein ertappter Verbrecher ausgesehen haben. Im Inneren aber fühlte ich, wie sich gleichsam eine entsetzliche Leere aufthat, in die ich, von etwas Unbekanntem niedergedrückt, hinabzustürzen fürchtete. Ich fand kein Wort, da ich fühlte, daß es hier keine Verteidigung geben könne, und so herrschte einige Augenblicke ein furchtbares Schweigen.

Sie schüttelte mich und sagte in demselben leisen, heiser-scharfen Tone: ‚Du hast ihn getötet! Gestehe es!‘

‚Ja!‘ antwortete ich fast unwillkürlich. Es wäre mir unmöglich gewesen, unter diesem Gewissensdrucke ein Wort der Verteidigung zu sagen.

Jeanne ließ mich los, die Medaille fiel zur Erde, und das starre Entsetzen des Mädchens löste sich in einem konvulsivischen Schluchzen. Sie sank auf den Rand meines Bettes, während ich unthätig dabeistand und mit den Augen den dunklen Farbenstrich, der an der weißen Kalkwand herumgezogen, verfolgte. Dann stand sie auf und ging festeren Schrittes der Thür zu. Während dieser paar Schritte fiel ihr mein Gewehr, das an den Tisch gelehnt stand, in die Augen. Ich bemerkte, wie es in ihren Händen zuckte, danach zu greifen, wie ein plötzlicher Gedanke in ihr aufstieg.

Sie stand einen Augenblick still, schien sich aber dann zu besinnen und ging weiter. An der Thür drehte sie sich noch einmal um und sah mich nochmals mit dem starren Blick eines wilden Hasses an.

Nun vermochte ich erst zu überlegen.

Sollte ich Jeanne den ganzen Hergang erzählen und sie gleichsam damit um Verzeihung bitten? Abgesehen davon, daß mir das wenig männlich erschien, wäre bei der Schwere des Verlustes und der tiefen Verletzung des Mädchens auch weiter auf nichts zu hoffen gewesen. Eigentümlich, wenn auch verständlich, war mir, wie sich die aufkeimende Neigung zu mir, an der nicht zu zweifeln war, so plötzlich in Haß verkehrt hatte, als der Tote, dessen Andenken doch mehr und mehr in den Hintergrund getreten, ihr wieder so nahe trat und seine Rechte geltend machte.

Um alle diese widerstreitenden peinlichen Gefühle endlich einmal loszuwerden, griff ich nach meiner Mütze, mit dem Entschluß, nach dem einzigen Wirtshause des Ortes zu gehen, wo ich sicher war, Gesellschaft zu finden. Beim Hinausgehen knirschte etwas unter meinem Fuße — es war die Medaille. Ich hob sie auf und steckte sie zu mir. Er hatte sie also von ihr empfangen, und ein böser Zufall —

‚Ach was,‘ sagte ich vor mich hin, ‚daran ist nichts zu ändern.‘

Ich blieb bis in die Nacht in dem Weinhause sitzen und schlich mich dann, wie von dem Gefühle einer schweren Schuld bedrückt, leise in meine Kammer hinauf.

Eine Weile noch stand ich am Fenster. Der Mond schien, und sein blauweißes Licht lag wie ein Nebel auf dem Schnee, der alles dicht bedeckte und die Gestalt der Gegenstände unter seiner dichten Decke nur ahnen ließ. Alles unbestimmt, plump, tot, ohne Linie und Form. Am Dache des Schuppens hingen lange Eiszapfen, die, halb durchsichtig, blaugrün leuchteten. Weiterhin das Feld, weiß, schimmernd, aber kalt, eine Kälte, die durch das Mondlicht, das hier und da den Schatten eines Baumes oder Gebäudes auf die helle Fläche warf, den Eindruck des Unheimlichen erhielt. Die Hand des Todes lag schwer und lastend auf der Natur und schien ihre Beute nicht mehr freigeben zu wollen.

Ich schauderte. — —

Ein stiller Krieg, der nur mit Mienen, Blicken und Gebärden geführt wurde, begann nun zwischen uns. Jeanne vermied mich nicht, sondern benutzte eher die Gelegenheiten, mit mir zusammenzutreffen, doch immer im Beisein ihrer Mutter, die zwar nichts über den Grund unserer Feindseligkeiten zu wissen schien, aber doch das veränderte Verhältnis zwischen uns bemerkte, was ihr Anlaß gab, wiederum ihre weniger liebenswürdige Seite hervorzukehren.

Es war auffallend, wie sich das sonst so stille, naive Mädchen verändert hatte. Sie war unter dem Eindrucke eines großen Schmerzes zum Weibe geworden, selbständiger, entschiedener, gesprächiger, ja boshaft. Letztere Eigenschaft hatte ich an ihr niemals bemerkt, und ich war überrascht, zu sehen, wie sie jede Gelegenheit ergriff, mir ihren Haß zu zeigen.

Wenn ich aß, lehnte sie sich mit dem Rücken an den Herd und begann, scheinbar ohne Beziehung auf mich, ihrer Mutter allerlei Greuelthaten, die unsere Soldaten in Frankreich oder gar in ihrem Orte begangen haben sollten, zu erzählen. Die Alte, von der Gesprächigkeit ihrer Tochter angesteckt, ließ es nicht an Fortsetzungen dieses Gespräches fehlen. Jeanne schloß dann immer mit dem unverhohlen ausgesprochenen Wunsche, daß ihre Landsleute eines Tages furchtbare Rache an den Eindringlingen nehmen möchten. Ihr Haß vergrößerte jeden kleinen Vorfall, und sie schien ihn, um mich zu kränken, mit wohl bemerkbarer Absichtlichkeit aufs übelste auszulegen.

Ich meinerseits beobachtete demgegenüber Stillschweigen. Dieser übertriebene Haß, dieses Verzerren der Thatsachen schien mir überdies, der ich mich immer so ein bißchen mit Psychologie abgegeben, auf etwas anderes zu deuten. Es war, als ob sie sich jetzt über ihr früheres Verhältnis zu Jules und mir klar geworden sei und sich nun gleichsam vor sich selbst rechtfertigen wolle, indem sie diesen Haß mehr und mehr in sich nährte, oder aber — —?

Wäre ein völliges Gebrochensein infolge des jähen Schlages bei dem stillen Kinde nicht verständlicher gewesen?

Wir waren in der zweiten Hälfte des Januar, und in unserem Lager hoffte man immer auf die endliche Übergabe von Paris, denn der aufreibende Dienst ohne sichtbaren Erfolg begann bereits unerträglich zu werden. Die seltener gewordenen Ausfälle erstreckten sich meistens nicht bis zu uns, und

so waren wir genötigt, in verzehrender Unthätigkeit den Erfolg des Bombardements abzuwarten. Wir waren allmählich ganz sicher geworden, da ja auch die meisten Ausfälle nach anderen Richtungen hin erfolgten und überdies die Gefahr uns immer weit genug blieb. Es überkam mich manchmal, wenn ich nicht an die traurige Veranlassung solcher Äußerungen dachte, ein Lächeln bei der steten Wiederholung des Wunsches Jeannes, daß sich die Bürger von Paris endlich ermannen würden, oder General Chanzy, auf den man alle Hoffnung setzte, zum Entsatze der Stadt heranrücken und die Rache vollziehen werde.

Das alles um mich? dachte ich dann mitunter. Ein Blick in das erregte Gesicht und die funkelnden Augen des Mädchens brachte mir aber sofort die Erinnerung daran, wie tief ich hier, wenn auch ohne Willen, in das Leben und das Geschick eines Menschen hineingegriffen, so daß ich wieder den Kopf senkte.

Eines Morgens, bei noch völliger Dunkelheit, wurde ich indes plötzlich von einem Allarmsignal aufgeschreckt. Ich taumelte auf, eilte halbbekleidet ans Fenster, vermochte aber nur ein Gewoge vorübereilender Schatten in der Dämmerung zu erkennen. Das Geknatter von Flintenschüssen, Kommandorufe, die von wildem Geschrei fast verschlungen wurden, gellende Hornsignale ließen mich jedoch nicht im Zweifel über das Vorgefallene.

Ein Überfall!

Ich warf mich, so gut es gehen wollte, in die Kleider, griff nach dem Gewehr und eilte hinaus, stürzte aber in der Dunkelheit die letzten Stufen der Treppe hinunter. Als ich mich aufrichten wollte, wurde ich von einem Lichtstrahle geblendet, und erst nach einer kleinen Weile sah ich, daß die Thür der Wohnstube offen stand. In der Öffnung aber stand Jeanne in leichter Nachtkleidung. Der Schein der Lampe fiel von der Seite auf das weiße Nachtkleid und beleuchtete scharf das von den halbaufgelösten schwarzen Haaren umrahmte Gesicht.

‚Die Rache ist da!‘ rief sie und sah mich an, wobei ihre Augen in wildem Triumphe aufleuchteten. Nie hatte ich Jeanne so schön gesehen, und dieses nächtliche Bild des Mädchens in seiner höchsten seelischen Erregung, im jubelnden Vorgefühl der endlichen Genugthuung ist mir für immer im Gedächtnis geblieben. Wie schön, wie schön kann der Mensch sein! Wie schön, ja erhaben ist er in seinen höchsten Momenten — ja, nur in Momenten!

Ich hatte jedoch damals keine Zeit, darüber nachzudenken, sondern versuchte mühsam, mich aufzurichten.

In diesem Augenblicke wurde die Hausthür aufgerissen. Durch die von dem schwarzen Thürrahmen gehobene lichtgraue Dämmerung sah ich einen bewaffneten Mann eindringen, einen Nationalgardisten. Als er mich, der ich im Aufrichten begriffen war, in dem grellen Licht der Lampe erblickte, riß er sein Gewehr an die Backe und —

Ich hatte nur die unbestimmte Vorstellung, daß etwas Weißes vor meinen Augen vorüberhuschte — dann ein Knall — und zu meinen Füßen sah ich Jeanne sinken.

Ehe ich mich jedoch noch über das Vorgefallene besinnen konnte, blitzte vor meinen Augen das Bajonnet des Feindes. Ein Schuß und er taumelte rückwärts in die offene Hausthür, wo er, mit dem Kopfe auf der Straße, liegen blieb.

Ich kümmerte mich nicht um ihn, sondern stürzte über Jeanne, die blutend vor mir lag. Sie vermochte nicht mehr zu sprechen, nur in ihren Augen, die noch kurz vorher so triumphierend geleuchtet, lag jetzt ein unsagbarer Blick innerer Genugthuung, aber ganz anderer Art als vorher.

Ich verstand alles.

Dann starb sie.“ — —

Paul schwieg. Wir beiden saßen schweigend da. Dann erhob er sich halb auf dem Sofa, klopfte seine Pfeife aus und sagte in seinem gewöhnlichen, ironischen Tone: „Ja, so geht's. Das ist die Geschichte von der Medaille. — Ja ja. — Übrigens kommt alles auf eins heraus.“

Er lehnte sich wieder zurück, gähnte ostentativ und schloß: „Ach ja — ich bin wirklich hundsföttisch müde, wenn ich auch nicht weiß, von was. — Aber das findet sich. — Addio!“



Verladungsplatz auf einer kleinen Insel (Philippinen).

Schilderungen von den Philippinen.

Von

Friedrich Wilhelm Kiel.

(Nachdruck ist untersagt.)

Wenn wir auf eine Erdkarte schauen und die mannigfaltigen Linien betrachten, welche die Grenzen des festen Landes und des Meeres bilden, so fällt uns zuerst die östliche Halbkugel mit der kompakten Landmasse dreier sich aneinander schließenden Erdteile, der sogenannten „Alten Welt", auf. An der Ostküste Asiens lagern sich Halbinseln und Inseln wie herabhängende Perlenketten, die sich bis an den Weltteil Australien erstrecken und ihn gleichsam mit aufnehmen in die große Landgemeinschaft.

Eine dieser Gruppen, mehrere größere und viele Hunderte kleiner Inseln umfassend, sind die Philippinen, welche sich von Norden nach Südosten über mehr als fünfzehn Breitengrade erstrecken.

Von Natur reich gesegnet, wirkliche Perlen unter den Ländern der Erde, lagen diese Inseln, von den Fluten des Stillen Oceans umspült, lange unbemerkt und fast abgeschlossen von der übrigen Welt.

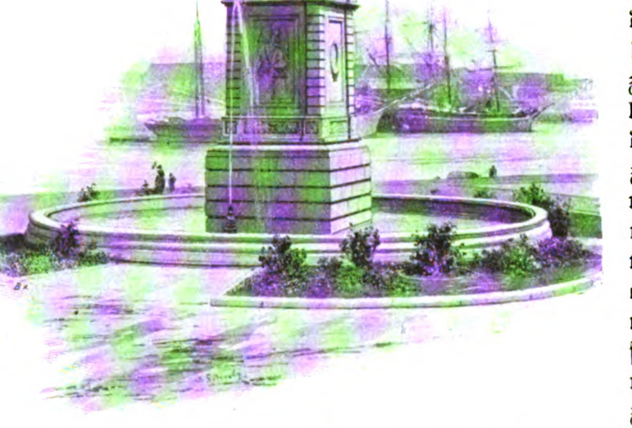
Von Norden her kamen wohl Chinesen in das Land, von Westen und Süden drangen andere Völkerstämme ein, die ihren Einfluß geltend machten, aber für Europa existierten diese Inseln noch nicht — bis der kühne Weltumsegler Fernando Magelaes am 15. März 1521 auf Mindanao, der südlichsten Insel der Gruppe, landete. Seinen kecken Wagemut mußte er mit dem Tode büßen: am 27. April desselben Jahres wurde er auf der nördlicher gelegenen kleineren Insel Matán mit fast allen seinen Begleitern ermordet. In Manila ist ihm zu Ehren ein Denkmal errichtet. Nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es den Spaniern erst fünfzig Jahre später, unter Miguel Lopez de Legaspi, festen Fuß auf den Inseln zu fassen.

Um das Land in friedlicher Eroberung zu unterwerfen und dieser neuen Kolonie die Segnung des Friedens zu schenken, schickte das Mutterland zu gleicher Zeit mit den Beamten Mönche der verschiedensten Orden dorthin, die, in lebhaftem Wettstreit untereinander, dort bald heimisch wurden.

Eine Schilderung dieser Kolonisations-

geschichte würde zu weit führen und nicht in den Rahmen unserer Skizze hineinpassen, auch wäre es ein trauriges und wenig erquickliches Bild, das wir unseren Lesern entrollen müßten. Gelehrte Jesuitenväter haben dickbändige Chroniken geschrieben, die unlängst in Spanien veröffentlicht wurden. Unser Landsmann Jagor und in neuerer Zeit der Engländer Foreman haben in ihren schätzbaren Werken über diese Inselgruppen außerdem eine Fülle von interessantem Material gebracht, das wir für nähere Studien angelegentlichst empfehlen.

Spaniens Kolonialmacht ist in Trümmer gegangen. Von dem gewaltigen Reich Karls V., in dem die Sonne nicht unterging, ist nichts übrig geblieben als eine vor dem Ruin stehende Halbinsel. Eine Kolonie nach der anderen hat sich in verzweifeltem Kampf von dem bedrückenden Joch losgerissen, welches Priesterherrschaft und Hidalgostolz ihr auferlegten. Auch auf den Philippinen gärte es schon seit langem. Die schweren Steuern, welche auf dem Volke lasteten, die gewaltsame Einziehung derselben, unter Anwendung von Deportation und Eigentumskonfiskation, keine Gerechtigkeit und kein Recht, überall Korruption und Bestechlichkeit: dies alles hat dazu beigetragen, das sonst so friedliebende Volk zur Verzweiflung und Empörung zu treiben. Die Aufstände der siebziger Jahre konnten noch leicht lokalisiert werden, später nahmen die Empörungen größere Ausdehnung an und verbreiteten sich über ganz Luzon und viele andere Inseln. Die Ereignisse des Jahres 1896/1897 sind noch in frischer Erinnerung und bekannt genug. Wenn der spanisch-amerikanische Krieg nicht eine andere Wendung der Dinge heraufbeschworen hätte, wer weiß, wie es heute auf den Philippinen stünde. Ob Amerika mehr Glück haben wird, bleibt abzuwarten, wir können nur wünschen, daß bald eine geregelte Verwaltung Platz greift, die sich für Handel und Wandel segenbringend erweist und die Schätze dieses so reichen und schönen Landes erschließen hilft.


Magelaes-Denkmal an der Einfahrt des Pasig (Manila).

Obwohl unser Zeitalter im Zeichen des Verkehrs steht, ist die Verbindung mit den Philippinen auch heute noch ziemlich unbequem, so daß diese Inseln von dem gewohnheitsmäßigen globe-trotter noch nicht zu häufig aufgesucht werden. Die um Singapore gehende spanische Linie stand in wenig gutem Ruf, so daß die meisten Reisenden es vorzogen, die von Hongkong nach Manila gehenden kleinen Dampfer zu benutzen. Der etwa sechshundertdreißig Seemeilen betragende Weg wird gewöhnlich nach ziemlich rauher Fahrt in zweieinhalb bis drei Tagen zurückgelegt.

Die Insel Corregidor teilt den Eingang der Bai von Manila in eine schmale nördliche und in eine breitere südliche Fahrstraße, doch ist die hundertzwanzig Seemeilen umfassende Bucht viel zu geräumig, um bei stürmischem Wetter oder den oft vorkommenden Teifunen gleichmäßig Schutz zu gewähren. Hat man jedoch das Glück, bei guter Jahreszeit an einem ruhigen und klaren Nachmittag einzulaufen, so gestaltet sich die Fahrt zu einer unvergeßlichen. Das Meer ist in zauberhaftes Sonnenlicht getaucht, auf den Wellen lagern goldschimmernde Strahlen, die bis in die grünliche Tiefe dringen.



Stadtviertel mit Hafenausblick.

Verschwindet dieses Farbenspiel, so liegt die weite Wasserfläche in dem dunklen Azurblau der Tropen vor uns. Ganz nahe kommt man bei kleinen, von Menschen nie betretenen Inselchen vorbei, so daß die Schatten der riesenhaften, ewig grünen Tropenbäume das Schiff berühren. Einer jener unvergleichlich schönen Tropenabende beginnt. Diese grünen, aus dem Meere hervorragenden Wälder hauchen einen feuchten Erdgeruch aus, der geradezu betäubend wirkt.

Tiefes Schweigen und ewige Ruhe scheinen hier zu herrschen, man vernimmt nur das leise, klagende Rauschen der hohen Bambusgebüsche, über die ein leichter Windzug geht. Am nördlichen Horizont erblickt man die Sierra de Mariveles, deren Bergesgipfel auf die herrliche Bucht schauen. Östlich davon treten in schwacher Abtönung die düsteren Risse der alten Stadt mit ihren ehrwürdigen Gebäuden hervor, und wendet man sich noch weiter, so erblickt man das Fort Cavite. Das dahinter liegende flache Gestade gehört fünf verschiedenen Provinzen an. Noch einmal brechen die letzten rötlichen Sonnenstrahlen hervor, das bis zum Grunde durchsichtige Wasser schimmert in allen Farbentönen, nur die unbeweglich liegenden Schiffe werfen lange, düstere Schatten.

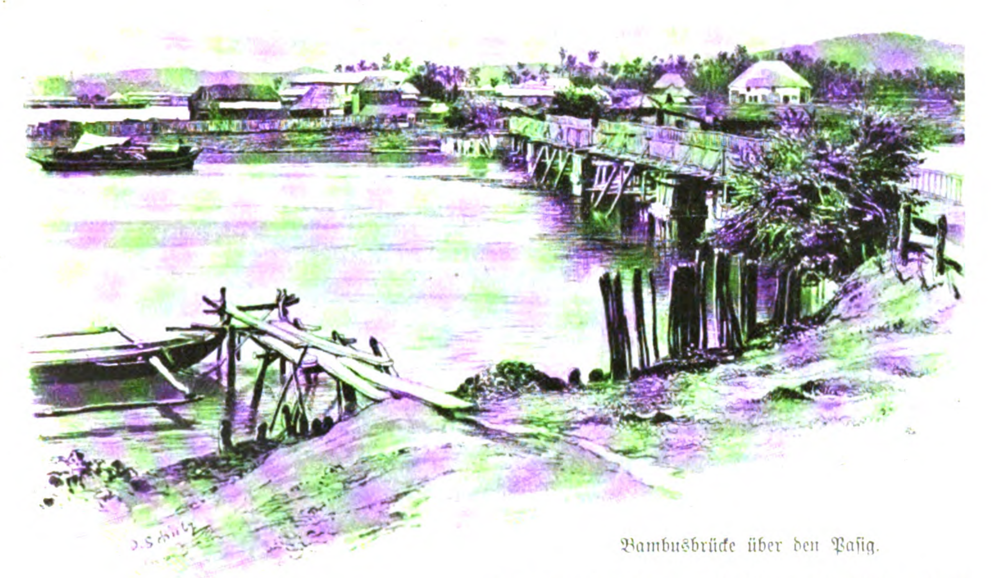
Bald ist die Mündung des Pasig-Flusses mit den zwei hervorgebauten Piers, deren einer von einem Leuchtturm gekrönt ist, erreicht. Die Bewegungen des Schiffes werden langsamer, die Anker fallen und ein reges Treiben beginnt an Bord. Das Sanitätsboot legt an, und nach vorgeschriebener Untersuchung landen die Passagiere in kleinen Booten, um sich dann auf den landesüblichen, zweiräderigen Wagen in ihre Quartiere zu begeben.

Manila, die eigentliche Ciudad, liegt in einem Winkel zwischen dem Hafen und dem Pasig-Fluß und ist von einer dicken, mit Türmen besetzten Mauer umgeben, welche in früheren Zeiten einen sehr wirksamen Schutz gegen die Seeräuber bildete. Den heutigen kriegstechnischen Anforderungen entsprechen diese Anlagen aber keineswegs. Das Fort Cavite, welches am südlichen Eingang des Hafens sieben Meilen von Manila entfernt liegt, ist am 1. Mai 1898 von dem amerikanischen Admiral Dewy beschossen und in Trümmer gelegt worden.

Das alte Manila, welches schon im Jahre 1571 von den Spaniern nach heimischem Vorbilde gegründet wurde, trägt auch heute noch den eigentümlichen Charakter, welchen man bei vielen alten spanischen Städten findet. Nur die Erdbeben haben öfters, Alter und Ehrwürdigkeit des Gemäuers nicht schonend, Veränderungen bewirkt und Verwüstungen angerichtet. In den siebzehn ziemlich regelmäßig angelegten Straßen befinden sich meist nur Regierungsgebäude, Kasernen, Kirchen, Klöster und Beamtenwohnungen; es herrscht deswegen hier nur ein wenig reges Leben, auch ist die Beleuchtung abends nur sehr

spärlich. Auf dem mit Anlagen versehenen Platze inmitten der Stadt steht eine Statue Karls IV., hier befinden sich auch die Paläste des Gouverneurs und des Erzbischofs. Von hervorragenden Bauwerken sind nur einige Kirchen zu erwähnen. Die in gotischem Stil gehaltene San Domingo wurde 1588 errichtet und oftmals durch Erdbeben zerstört, so daß sie bereits fünfmal umgebaut ist. Eines der schönsten Gebäude ist die in korinthischem Stil gehaltene Kirche San Ignacio der Jesuitenpatres, welche mit wahrhaft künstlerischen Stuckarbeiten versehen ist. Wir nennen ferner die San-Agustin- und San-Francisco-Kirche mit den Klöstern dieser Orden und die 1610 errichtete Schule und Universität Santo Tomás. Hier befindet sich auch das von den Jesuiten geleitete meteorologische Observatorium.

Dieses düstere, eintönig mittelalterliche Bild der Ciudad, welches sich dem Beschauer bei der drückenden Hitze bleischwer auf die Seele legt, wird bald durch ein anderes


Bambusbrücke über den Pasig.

verdrängt, wenn man sich über die Puerta de España auf das rechte Ufer des Pasig, nach der Vorstadt Binondo, dem eigentlichen Geschäfts- und Handelsplatz des Hafens, begiebt. Hier herrscht ein reges Treiben. Vertreter fast aller Nationen und Volksstämme bewegen sich in buntem Durcheinander, ihren verschiedenartigen Beschäftigungen nachgehend. Europäer in ihren leichten weißen, bis oben zugeknöpften Anzügen, Chinesen in ihrer Originaltracht, eingeborene Männer von kleiner Statur, die weißen europäischen oder gelben Piña-Hemden über den Beinkleidern tragend, einheimische Frauen in ihrer kleidsamen Tracht, mit ihren dunklen glatt zurückgekämmten Haaren, dunkelfarbige Menschen anderer Rassen, alles hastet und eilt in lebhafter Bewegung durch die Straßen, um die wenigen kühleren Stunden des Tages wahrzunehmen. Wenn irgend möglich, vermeidet man es, bei der sengenden Mittagsglut das Haus zu verlassen. Wer es kann, giebt sich von zwölf bis vier Uhr der Siesta hin, trotzdem ist in der übrigen Zeit die Hitze noch drückend genug, um in den belebteren Straßen bei dem Menschengewoge die Ausdünstungen äußerst unangenehm zu machen. In der Escolta, der Hauptstraße, bewegen sich zahlreiche Fuhrwerke aller Art, auch bietet sich Gelegenheit, solche zu mieten. Daß Fahrräder ebenfalls in großer Zahl anzutreffen sind, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Zwei Pferdebahnlinien mit ziemlich winzigen Wagen, auf denen die Kutscher die Warnungssignale mit Blechhörnern geben, halten den Verkehr nach den Vorstädten aufrecht. Die meisten euro-

päischen Geschäfte und Comptoire, sowie Konditoreien und Apotheken (boticas), die vielfach als Versammlungs- und Erholungslokale dienen, befinden sich in der Escolta. Die Straße mit ihren zweistöckigen, nach einem neuen Systeme gebauten Häusern, welche den Erdbeben Widerstand zu bieten vermögen, macht in den Abendstunden einen lebhaften Eindruck. Zu den typischen Straßengestalten gehören die Händler aller Art, welche Zeitungen, Wasser, Eis, Vögel und Affen feilhalten. Auch Lotterielose finden immer einen sehr guten Absatz, da das Volk für das Spiel sehr eingenommen ist.

Die Chinesen, welche einen Hauptbestandteil der Kleinhändler und Handwerker ausmachen, sind sehr zahlreich vertreten. Ihr eigentliches Quartier ist das Rosario-Viertel, in welchem sich fast ein chinesischer Bazar neben dem anderen befindet. Waren aller Art sind hier in flimmerndem Wirrwarr aufgespeichert, aus dem die Eingeborenen fast all ihren Bedarf decken. Der chinesische Händler versteht sein Geschäft, auch weiß er die Preise zu halten. Mit verschmitztem Blick und freundlichem Lächeln bedient er seine Kunden; so leicht entrinnt ihm keiner. In den verborgenen Winkeln dieser Geschäfte, versteckt hinter Kisten und Warenvorräten, frönt man dem Laster des Opiumrauchens; die Polizei sieht und merkt nichts oder sie schließt nach verständnisvollem Händedruck ihr Auge. Der Europäer begiebt sich selten in dieses Viertel, seine Geschäfte führen ihn kaum dorthin; denn der Verkehr der Großhändler mit den chinesischen Detaillisten wird durch Mittelmänner besorgt. Die große Feuersbrunst im chinesischen Geschäftsviertel am 30. Juli 1890 hat auch hier etwas aufgeräumt.

Nach einem heißen und schwülen Tage, wie wir ihn bei unserer Wanderung durch die Stadt schilderten, beginnt auf der Luneta, dieser herrlichen, mit Palmen eingefaßten und elektrisch erleuchteten Strandpromenade Manilas, welche sich wohl eine halbe Stunde längs des Meeres hinzieht, ein reges Treiben. Ein buntes Gewirr zahlreicher Menschen zu Fuß und in Wagen sucht hier nach den Mühen des Tages Erquickung und Erholung. In der That: es ist ein unbeschreiblicher Genuß, hier unter den Klängen der Musik zu wandeln. Man wähnt sich in eine Zauber- und Märchenwelt versetzt. Vom Meere her weht eine frische Brise, und diese salzige Luft mischt sich mit den verschiedenartigen Parfums der in buntfarbigen Sayas dahinrauschenden Damen. Am Horizont sinkt die goldige Sonnenkugel in purpurner Pracht ins Meer, bis auch der



Binnensee (Insel Luzon).



Hafenansicht und Straße (Philippinen).

letzte Streifen verschwindet. Der funkelnde Sternenhimmel, welcher in diesen Breiten fast greifbar wird, mahnt an den Heimweg. Die Gespanne der vornehmen Welt lenken nach San Miguel, San Sebastian oder Sampaloc, wo die aristokratischen Wohnhäuser und Villen in blühenden schattigen Gärten liegen. Aus den geöffneten Häusern der Tagalen tönt noch lange die Musik, und schöne Tagalinnen tanzen, sorglos um die Zukunft, nach den Tönen der Bambusinstrumente.

Die kleinen Häuser der Eingeborenen bestehen zumeist nur aus einem Raum, welcher zu gleicher Zeit als Wohn- und Schlafzimmer sowie als Küche dient. Die hierfür erforderlichen Herdvorrichtungen sind sehr einfacher Art. Eine alte mit Sand gefüllte Kiste in der einen Ecke des Zimmers entspricht allen Anforderungen. Ein besonderer Abzug für Rauch ist nicht vorhanden; dieser sucht sich eben seinen Ausweg, wo er ihn findet. Das Küchengerät ist ebenfalls primitivster Art, da die kulinarischen Ansprüche der Eingeborenen nicht sehr bedeutend sind.

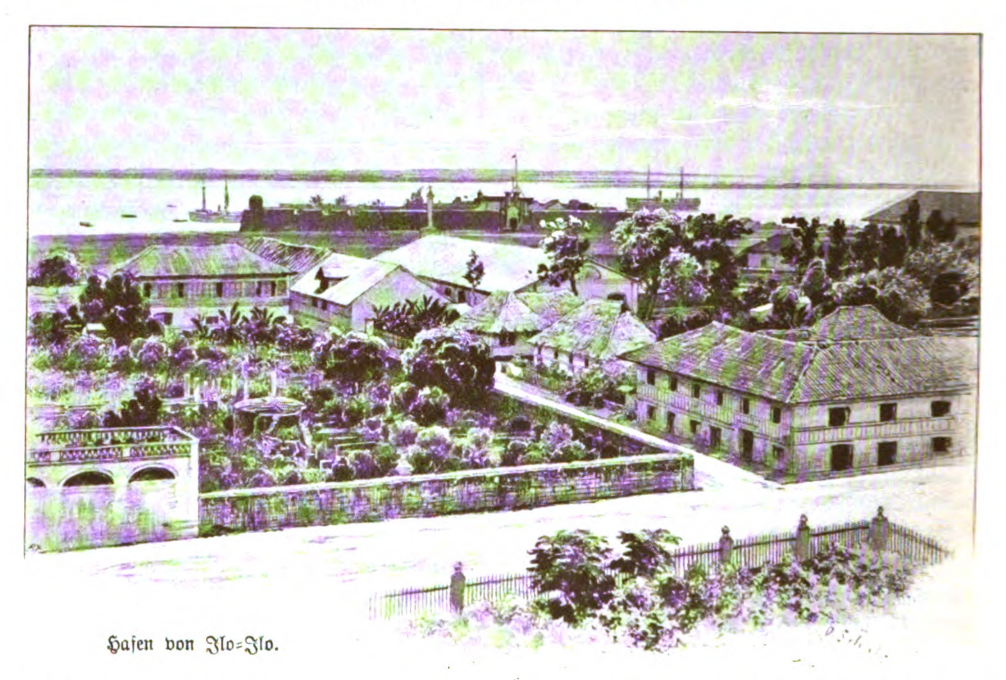
Um das ganze Haus, welches auf Pfählen ruht, ziehen sich Schiebefenster herum, so daß man es abends, wenn die Sonne verschwunden ist, in eine offene Halle verwandeln kann. An Stelle der Glasscheiben benutzt man kleine durchsichtige Austerschalen, die wohl lichtdurchlässig sind und noch den Vorteil haben, daß sie die sengenden Strahlen der Mittagssonne dämpfen.

Die besseren Häuser haben mehrere Räume, die in der Regel sehr sauber gehalten sind. Der wohlhabende Tagale liebt es, seine Häuslichkeit mit allen möglichen Gegenständen auszuschmücken. Möbel, deren Anwendung ihm gänzlich fremd sind, werden hier aufgehäuft, an den Wänden hangen Öldrucke und Heiligenbilder, Musikinstrumente und bunte Dekorationen aller Art.

Recht häufig finden in den Eingeborenen-Vorstädten, wo die Häuser aus Bambus gebaut und nur mit Blättern der Nipa-Palme gedeckt sind, verheerende Brände statt, die bei günstigen Winden schnell um sich greifen und ganze Viertel in Asche legen. So war im Jahre 1894 in San Miguel ein gewaltiger Brand, welcher schonungslos wütete und alles zerstörte.

Die modernen Häuser werden meist mit Wellblech gedeckt und sind so konstruiert, daß das Dach auf besonderen Pfeilern ruht. Die Wände werden in einer bestimmten Höhe in Stein ausgeführt und bestehen weiter oben aus Holz. Begegnet man auf diese Weise auch den Erdbeben und der Feuersgefahr, so haben doch die Nipa-Dächer den Vorzug der Ventilation und Kühle, da die Wellblechdächer sehr viel Hitze aufnehmen.

Auf dem Lande hat man daher die alte Bauart beibehalten. Die Wohnhäuser der Eingeborenen sind hier fast ganz aus Bam-



Hafen von Ilo-Ilo.

bus hergestellt und ruhen der Erdfeuchtigkeit wegen stets auf Pfählen, welche mehrere Meter über den Boden ragen. Auf diesem ist die Dielung angebracht, welche ebenso wie das ganze Haus aus Bambus gefertigt wird, ohne daß ein Nagel zur Verwendung kommt; man bedient sich vielmehr zum Zusammenhalten des Rohres und anderer Bindemittel. Falls die Seitenwände nicht aus Bambusstäben oder grün geflochtenem Bambus hergestellt sind, bestehen sie aus Nipa-Palmengeflecht. Als Dachmaterial werden die Blätter der Nipa-Palme oder im Notfall auch das ziemlich lange und starre Cogon-Gras verwendet.

Fast alle Ortschaften, auf der Insel Luzon sowohl wie auf den anderen Inseln, befinden sich am Wasser, welches die Hauptverkehrsstraßen des Landes bildet. An den Ufern und Mündungen der Flüsse, unter dem Schatten der grünen Kokospalme, welche diesen Standort besonders liebt, liegen die Hütten der Eingeborenen. Diese Palme ist sein fast unzertrennlicher Gefährte, welcher ihm Speise und Trank und Material für die mannigfaltigen Bedürfnisse des Haushaltes liefert. Auch der Bambus bildet an den feuchten Uferrändern üppig wuchernde Gebüsche, in deren nutzbringender Verwendung die Eingeborenen sehr erfinderisch sind.

Das feste, dauerhafte und zähe Material, welches in allen Stärken und Längen vorkommt, wird mit wenigen Messerschnitten in zahlreiche nützliche Gebrauchsgegenstände verwandelt, von deren Mannigfaltigkeit man sich kaum eine Vorstellung machen kann. Röhren und Wasserleitungen, Trinkgefäße und Hohlmaße, Eßlöffel und Heugabeln, Ackerbau- und Fischereigeräte, Karren und Schlitten, Zäune und Gerüste, Rahmen und Möbel, Körbe und andere Gegenstände, welche bei uns aus dem Geflecht der Weide hergestellt werden, Musikinstrumente, Lanzen, Bogen und Pfeile für den Jagdgebrauch und noch verschiedene andere Gegenstände, mit deren Beschreibung wir Seiten füllen könnten, werden aus diesem fast unentbehrlichen Material gefertigt.

Die Nähe der Flüsse hat noch einen anderen Wert für den Eingeborenen. Ohne viel Mühe und Anstrengung gewinnt er ihnen Fische, Muscheln und Krebse ab. Erstere namentlich giebt es in Fülle; frisch, geräuchert oder getrocknet bilden sie eine Lieblingsmahlzeit der Bevölkerung.

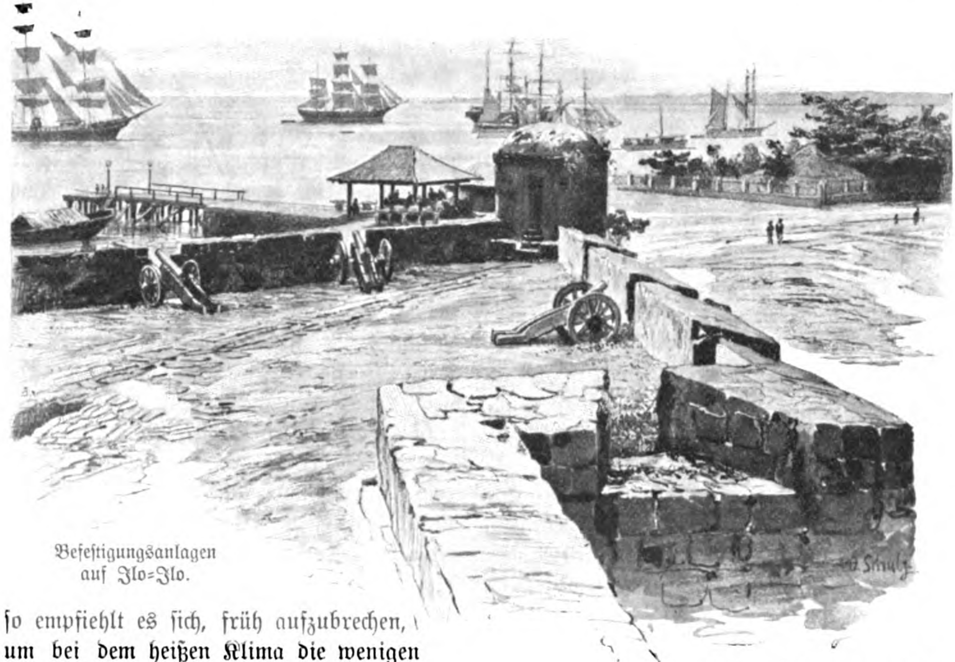
Hinter den Hütten dehnen sich die Reisfelder aus, denen der Schlamm der Flüsse bei den alljährlichen Überschwemmungen reichlich Düngung bietet. Auch der Büffel, das wichtigste Haustier auf den Philippinen,

fühlt sich in der Nähe des Wassers am wohlsten, für ihn ist es ein Lebensbedürfnis, im Schlamme zu wühlen oder ein kühlendes Bad zu nehmen. Oftmals kann der Reisende, der seinen Weg auf einem von Büffeln gezogenen Gefährt zurücklegt, durch diese Leidenschaft seines vierfüßigen Reisebegleiters zu einem unfreiwilligen Aufenthalt gezwungen werden. Ist eine Pfütze in der Nähe des Weges, so helfen weder Lockungen noch Drohungen; das Tier ist nicht von der Stelle zu bringen, reißt sich gewaltsam los und nimmt erst sein Schlammbad.

Der Hauptverkehr zwischen den einzelnen Ortschaften, namentlich für Waren, vollzieht sich auf dem Wasser, da andere Verkehrsstraßen noch sehr mangelhaft und wenig gepflegt sind. Die Eingeborenen sind geschickte Bootsleute und fühlen sich auf dem Wasser zu Hause.

Ist man gezwungen über Land zu reisen, so empfiehlt es sich, früh aufzubrechen, um bei dem heißen Klima die wenigen kühlen Stunden des Morgens zu genießen. Die im Osten aufgehende Sonne verscheucht die Nebelschleier, eine unendliche Menge hellen Sonnenlichtes ergießt sich über die Landschaft und taucht die Reisfelder in flüssiges Silber. An der Straße befinden sich Landhäuser unter dem Schatten von Bananen und Kokospalmen, von üppigem Grün umgeben. Auf den Wegen und Feldrainen wird es lebhaft, vor den Häusern werden Büffel gestriegelt und gewaschen. Männer stampfen in ausgehöhlten Baumstämmen mit hölzernen Mörsern nach uralter Methode Reis, um ihn von der Hülle zu befreien. Die erwachenden Blumen werden von Insekten umschwirrt, smaragdgrüne Käfer kriechen unbeholfen einher, und Kolibris von der Größe einer Jasminblüte mit glänzendem Gefieder fliegen durch die Luft. Jetzt nähern wir uns einer Ortschaft. An der breiten Landstraße, von einer weißgetünchten Mauer umgeben, liegt der Friedhof in üppigem Grün gekleidet. Betreten wir ihn durch den großen Thorweg, so vermeinen wir in einen frischen, gut gehaltenen Garten zu kommen. Schlichte Steine bezeichnen die Ruhestätte der Toten, sonst bemerkt man keine Embleme irgendwelcher Art.

Neben dem Gemeindehaus, welches sich in jedem Dorfe vorfindet und in dem durchreisende Fremde Unterkunft erhalten, ist in fast jeder größeren Ortschaft eine Kirche sowie eine Schule; in dieser wird meist von eingeborenen Lehrern unterrichtet, die wegen ihres kärglichen Gehaltes oftmals noch einen Nebenberuf haben. Die Dorf-



Befestigungsanlagen auf Ilo-Ilo.

geistlichkeit rekrutiert sich aus den Klöstern, von denen sich eine ganze Anzahl auf den Inseln befindet.

Entfernt man sich etwas weiter von den großen Verkehrscentren, so wird der Mangel an brauchbaren Straßen sehr fühlbar. Eine Seltenheit, wenn man passierbare Brücken antrifft. Die Flußübergänge, welche bei der guten Bewässerung der Inseln ziemlich häufig sind, gestalten sich oft sehr schwierig, zumal beim Mitführen größerer Lasten. Diese mangelhaften Verkehrsstraßen sind der Ausbreitung des Handels sehr hinderlich gewesen, und darin beruht der Hauptvorwurf, den man der spanischen Verwaltung machen kann, daß sie nach mehrhundertjähriger Kolonisationsarbeit gerade in diesem Punkte so lässig gewesen ist. Auch noch bis in die neueste Zeit hinein wurden von der spanischen Regierung nur ganz geringe Summen für den Wegebau ausgesetzt. Die Eingeborenen selbst verlangten nicht nach Straßen, da sie es waren, die die Wege in harter Fronarbeit bauen mußten. Jeder männliche Erwachsene war nämlich gehalten, seine Kräfte fünfzehn Tage im Jahr für öffentliche Arbeiten zur Verfügung zu stellen. Diese Arbeitszeit konnte jedoch durch Geld abgelöst werden, vielfach sogar erhielten die Provinzialregierungen von Manila aus Weisung, möglichst Geldabfindungen zu erzielen.

In den wenigen Fällen, wo wirklich ernster Wille und auch Arbeitskraft vorhanden war, fehlte es gewöhnlich an Mitteln, die nötigen Baumaterialien zu beschaffen. Der Geistlichkeit war ebenso wie der Regierung eine Trennung der einzelnen Distrikte nur erwünscht, weil hierdurch Aufklärung und nationale Einigung verhindert wurden.

Nur zwanzig Prozent der Wege befinden sich in leidlichem Zustande, zwei Drittel der Landverkehrsstraßen sind während der Regenzeit überhaupt nicht passierbar. Die für den Personenverkehr bestimmten, mit Büffeln bespannten zweiräderigen Wagen (corromates), welche, obwohl sehr unbequem, doch äußerst praktisch sind, werden dann mit Schlittengestellen versehen und durch den Schmutz geschleift.

In Manila, und dies gilt wohl für das ganze westliche Luzon, zählt man durchschnittlich hundertfünfunddreißig Regentage im Jahre. Mit dem Beginn der Südwestmonsune, welche die Küstenschiffahrt gefährden, setzt der Regen ein. Die nasse Jahreszeit dauert sodann von Mai bis Oktober. Während dieser Zeit der Regengüsse und des stürmischen Wetters stocken Handel und Verkehr beträchtlich. Die nördlichen Inseln werden nämlich während dieser Jahreszeit von den Teifunen, jenen gewaltigen Orkanen, heimgesucht, die sich im Stillen Ocean bilden und von Nordost nach Südwest über das chinesische Meer streichen. Mit sausender Eile fegen sie teils in breiteren, teils in schmaleren Streifen über die Inseln und richten große Verheerungen an, nichts auf dem Lande und Wasser verschonend.

Trockene Zeit herrscht in West-Luzon von November bis April. Die kühlsten Tage während dieser Zeit sind im Dezember und Januar, wo sich die Temperatur meist zwischen 16 und 22 Grad Celsius hält. Es ist dies die angenehmste Jahreszeit, der Regen hat ausgesetzt, die Luft ist kühl und trocken. Auch im Februar geht es noch an; im März dagegen setzt die heiße Zeit ein, welche bis zum Juni dauert. Das Thermometer steigt bis auf 37 Grad Celsius. Im Mai treten häufig Gewitterstürme mit heftigen Niederschlägen ein, die gewöhnlich bis zum Beginn der Regenzeit andauern.

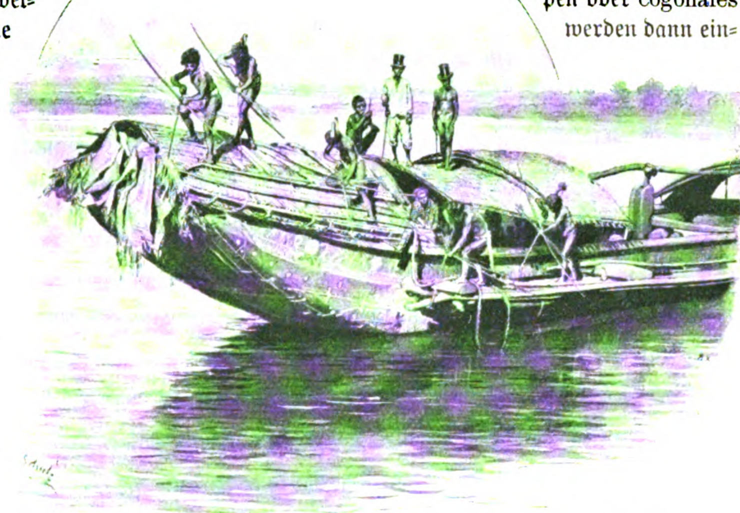
Die Lage der Inselgruppe zwischen dem Wendekreis des Krebses und dem Äquator bedingt ein tropisches Klima. Die Zersplitterung der Landmasse in viele kleine Inselchen und das Durchdringen des Meeres, welches hierdurch große Flächen des Landes bespült, bringt jedoch mannigfaltige klimatische Veränderungen hervor. Im großen und ganzen kann man das Klima als gesund bezeichnen, jedenfalls kann der Europäer bei gehöriger Rücksichtnahme auf hygienische Vorschriften und bei Vermeidung allzu anstrengender Arbeit in der heißen Sonnenglut eine lange Zeit hindurch unangefochten an vielen Plätzen leben. Am häufigsten wird er vom Fieber befallen, welches an vielen Orten heimisch ist. Bessere hygienische Anlagen in den einzelnen Ortschaften haben jedoch schon viel zur Verminderung dieser Krankheit beigetragen.

Durch die verschiedenartige Temperatur der Inseln wird eine sehr abwechselungs-

reiche und mannigfaltige Pflanzenwelt hervorgebracht. Neben den herrlichen Tropengewächsen finden sich auch Vertreter der gemäßigten Zone. Bis an den Bergesrand bedecken immergrüne Kräuter und Bäume die Ebene. Entlegene Inseln, in welche niemals Menschen eindrangen, sind von gigantischen Bäumen bestanden und erregen das Staunen vorüberkommender Reisender. Wo es auch sei, überall finden sich, abwechselnd mit schroffen Felsen und nackten Klüften, jungfräuliche Wälder, hundertjährige, majestätische Bäume, grünbewachsene Flächen und all der Reichtum, welchen die heiße Zone zu bieten vermag. Auf diesem wunderbar fruchtbaren Boden erntet man Zuckerrohr und Reis von ausgezeichneter Güte, vortrefflichen Kakao, Kaffee und Tabak; hier wachsen Indigo, Bananen, Baumwollstauden, Weizen, Mais und viele andere üppig gedeihende Nutzpflanzen.

Wohl am besten bekannt ist die Insel Luzon, welche trotz ihres bergigen Charakters eine liebliche und vielfach abwechselnde Scenerie bietet, so daß sie mit jedem anderen Lande des fernen Ostens den Wettbewerb aufnehmen kann. Flüsse und Seen beleben die weiten Ebenen, fruchtbare Thäler in üppig grünem Kleid wechseln mit schön bewaldeten Bergrücken, die einen prächtigen Hintergrund geben. Kokoshaine werden von Zuckerrohrpflanzungen und Reisfeldern unterbrochen. Die hohen Bäume der tropischen Wälder mit ihrem dichten Unterholz und Schlinggewächsen aller Art, prachtvolle Barringtonien mit Orchideen im herrlichsten Blütenschmuck, Pandanus und Fächerpalmen, sowie riesenhafte Farne lassen kaum einen Sonnenstrahl zur Erde kommen.

Diese undurchdringlichen Urwälder, welche einst die ganze Inselgruppe bedeckten, werden aber auf Luzon schon jetzt immer seltener und werden mit der Zeit gänzlich verschwinden, um dem sich mehr und mehr ausdehnenden Ackerbau Platz zu machen. Die Eingeborenen roden die Wälder aus, verbrennen die Baumstümpfe und bestellen das so urbar gemachte Land mit leichter Mühe. Später jedoch macht sich als Mißstand ein hoher Graswuchs bemerkbar, der immer mehr überhand nimmt, so daß man seiner zuletzt nicht mehr Herr zu werden vermag. Diese Grassteppen oder cogonales werden dann einfach im Stich gelassen. Da das zähe und harte Cogon-Gras als Viehfutter nicht zu brauchen ist und höchstens zum Decken der Häuser Verwendung finden kann, so brennt man es am Schlusse der trockenen Jahreszeit ab und läßt die jungen grünen noch zarten Nachwüchse später vom Vieh abweiden.



Moros beim Fischfang (Insel Mindanao).

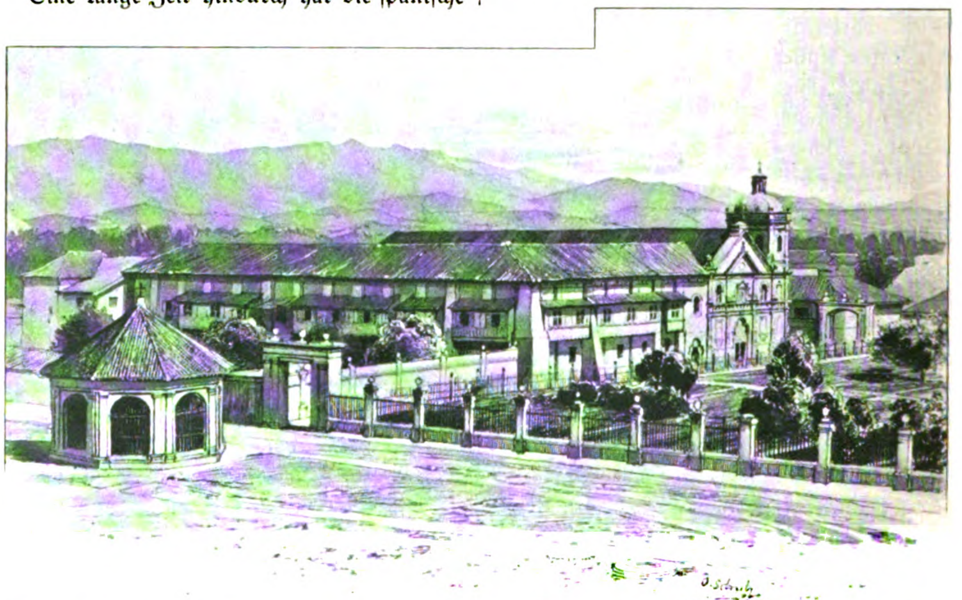
In einzelnen Distrikten ist der Boden sehr ergiebig, so daß eine Düngung oder sorgfältigere Beackerung gar nicht vorgenommen zu werden braucht. Die Kultur des Reises, des Hauptnahrungsmittels des Landes, ist erstaunlich einfach. Die im Juni ausgesäten Körner werden im August auf das von Büffeln locker getretene Land umgepflanzt, und nach weiteren drei bis vier Monaten kann geerntet werden. Nichts ist lieblicher anzusehen als ein Reisfeld zur Zeit der

Fruchtreife. An den dünnen Stielchen einer eleganten lockeren Rispe hangen die Körner herunter, von jedem Luftzug sanft geschaukelt. Die passendste Parallele bietet wohl ein nordisches Haferfeld auf gutem Boden. Bei der Ernte wird Halm für Halm mit eigentümlich geformten Messern geschnitten; die Enthülsung geschieht in hölzernen Mörsern. Die zwei Hauptarten, der Berg- und der Wasserreis, von denen der letztere der bessere in der Qualität ist, haben wiederum einige vierzig Abarten, die erheblich im Preise differieren und die je nach Beschaffenheit und Verwendung bevorzugt werden.

Trotz der großen Ergiebigkeit kann der Bedarf des Landes für dieses wichtige Nahrungsmittel nicht gedeckt werden, so daß eine von Jahr zu Jahr steigende Einfuhr stattfinden muß. Es hat dies wohl hauptsächlich seinen Grund darin, daß man die Tabakkultur, welche einen größeren Nutzen abwirft, thatkräftig aufgenommen hat.

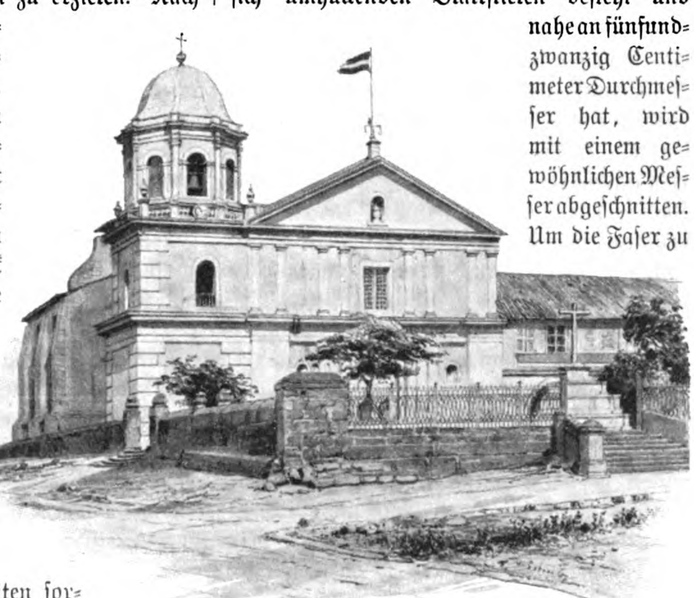
Eine lange Zeit hindurch hat die spanische Regierung eine strenge Kontrolle über den Tabakbau ausgeübt und eine zwangsweise Kultur eingeführt. Ein bedeutenderer Aufschwung trat jedoch erst ein, als man diese Methode fallen ließ. Früher wurden die Ernten in Manila zu einem von der Regierung festgesetzten Preise abgenommen, jetzt haben sich dort viele Gesellschaften gebildet, die den Ankauf und die Verarbeitung des Tabaks besorgen. Zwei sehr bedeutende, die Compañia general de Tabacos de Filipinas (La Flor de la Isabela) und La Insular, beschäftigen viele Tausende von Arbeitern. Im Orient werden die hier fabrizierten Cigarren sehr geschätzt. Einige Sorten sollen sogar mit den besten Kubas konkurrieren können. Ein Nachteil, der mit Aufgabe des Regierungsmonopols entstand, ist die weniger sorgfältige Behandlung des Produktes. Der Eingeborene sucht eben die Blätter so schnell wie möglich loszuschlagen, um möglichst bald Geld zu bekommen.

Das für den Tabakbau erforderliche Land muß ziemlich schwer sein und genügend Kiesel und vegetabilische Reste enthalten. Reich an derartigem Boden ist die Provinz Cagayan, welche auch vorzüglichen Tabak liefert; höher gelegene Landstriche erzeugen minderwertige Arten. Ein französischer Reisender schildert die Gewinnung des Tabaks folgendermaßen: „Geerntet werden die Blätter, welche sich leicht loslösen lassen und die von einer grüngelblichen Farbe sind. Diese werden auf einen Wagen geladen und später in einem Lüftungsraum an der Rippe zum Trocknen aufgehängt. Nachdem sie eine



Kloster (Philippinen).

gleichmäßige Farbe angenommen haben, werden sie aufeinander gelegt und nach zwölf Tagen zum erstenmal gewendet, um eine regelmäßige Fermentation zu erzielen. Nach zwanzig oder fünfundzwanzig Tagen wiederholt man diese Operation, und drei bis vier Wochen später findet sie zum drittenmal statt. Diese Arbeit erfordert große Aufmerksamkeit. Nach zu frühem Wenden nimmt der Tabak nicht die gewünschte Farbe an, während er bei Verzögerung verbrennt und an Wert verliert. Nur eine lange Praxis kann hier die nötige Erfahrung geben. Sodann werden die Blätter nach dem Geschmack in vier Qualitäten sortiert und gebündelt. Jedes Bündel besteht aus sechs kleinen Bündeln, und dreißig der großen (manos) bilden einen Ballen (fardo). In dieser Form kommt der Tabak nach der Hauptstadt."



Klosterkirche (Philippinen).

Das Haupt-Ackerbauprodukt jedoch bildet nicht der Tabak, sondern eine auf der Inselgruppe wild wachsende Banane, Musa textilis, deren Kultur eifrig betrieben wird, weil sie ein für die Industrie sehr wichtiges Rohprodukt, die Abaca-Faser, liefert. Unter dem Namen Manila-Hanf nimmt diese Faser auf dem Weltmarkt eine bedeutende Stellung ein und wird auch noch lange diesen Platz behaupten. Nur in Nord-Borneo ist es bis jetzt gelungen, die Pflanze ebenfalls mit Erfolg zu kultivieren. Auf den Philippinen wurde erst vor etwa vierzig Jahren durch den Unternehmungsgeist zweier amerikanischer Kaufleute ein Bau in größerem Maßstabe begonnen. Jetzt kommen jährlich etwa dreiviertel Million Ballen (je 240 Pfund engl.) auf den Markt.

Die Pflanze, welche in ihrem Aussehen anderen Bananenarten gleicht, wird aus Wurzelschößlingen gezogen und an den Bergabhängen gepflanzt. In ungefähr drei Jahren kann sie ausgebeutet werden, die Kultur ist also eine sehr einfache. Der etwa fünf Meter hohe, scheinbare Stamm, welcher aus sich umhüllenden Blattstielen besteht und nahe an fünfundzwanzig Centimeter Durchmesser hat, wird mit einem gewöhnlichen Messer abgeschnitten. Um die Faser zu gewinnen, wird mittels einer Messervorrichtung das Fleisch von den Stengeln entfernt, sodann wird der Saft ausgepreßt und das gewonnene Material an der Sonne getrocknet. Die an den Rändern der Blattstiele befindliche feinere Faser (lúpiz) wird als besseres Material besonders abgelöst und meist im Lande verarbeitet, während der Rest (bandála) in Ballen verpackt und verschifft wird. Bei einer sorgfältigeren Gewinnungsmethode könnten noch dreißig Prozent mehr herausgearbeitet werden, doch ist es bisher noch nicht gelungen, maschinelle Einrichtungen zu schaffen, die den Ansprüchen voll Genüge leisten, so daß man die ursprüngliche Gewinnungsmethode der Eingeborenen trotz ihrer Mängel noch beibehalten hat. Dem genialen Erfinder und Techniker bietet sich also hier noch eine dankbare Aufgabe. Die Pflanze wird auf Luzon in verschiedenen Provinzen, ferner auf Samar, Cebú, Leyte, Mindanao u. s. w. gebaut.

Eine bedeutende Ausdehnung hat auch die Kultur des vorzüglich gedeihenden Zuckerrohrs auf der Inselgruppe genommen. Die

Gewinnungsmethoden für den Zucker sind ebenfalls sehr primitiv, so daß nur ein schlechtes Produkt erzeugt wird, obwohl die Pflanze einen sehr hohen Zuckergehalt aufweist. Zur Zuckergewinnung finden sich nur 230 Anlagen mit Dampf- und dreißig mit Wasserkraft, während auf etwa 6000 Betrieben nur Tiere und Menschen zur Kraftleistung Verwendung finden; Vakuumvorrichtung haben nur sehr wenige. Der beste Zucker wird auf der Insel Negros gewonnen, wo sich auch größere europäische Anlagen befinden. Hier ist im allgemeinen die Gewinnungsart so, daß der Sirup länger in der Pfanne gekocht und dann in Holztröge gegossen wird. Bis zum Erkalten gerührt, wird er sodann ausgeschüttet und in Säcken verpackt. Auf den nördlichen Inseln wird der Sirup in poröse Thongefäße gegossen, welche anderthalb Centner halten. Die abtropfende Melasse wird in Krügen aufgefangen und zu Alkohol verarbeitet. Das so gewonnene Material muß vor der Verpackung noch in der Sonne getrocknet werden. Das Produkt, welches sehr roh ist, bringt nur einen niedrigen Preis. Große Abnehmer hierfür sind Japan und China; namentlich die Raffinerien in Hongkong verarbeiten bedeutende Mengen. — Die Zuckerernte der Saison 1897 bis 1898 wird auf 200000 Tonnen geschätzt.

In den Provinzen Batangas, Cavite und Zamboanga gedeiht auch der Kaffeestrauch. Dieser giebt ein ganz gutes Produkt; die immerhin noch geringen Mengen wurden meistenteils nach Spanien ausgeführt. In letzter Zeit sind viele Bäume durch Krankheit zerstört worden, wodurch die Pflanzer vielfach entmutigt wurden; bei einer sorgfältigeren Kultur ließen sich jedoch auch hier gute Erfolge erzielen.

Die Wichtigkeit der Kokospalme für den Eingeborenen haben wir schon an anderer Stelle hervorgehoben. Die getrockneten Früchte, welche als Kopra in den Handel kommen, werden zur Öl-, Stearin- und Seifenfabrikation verwendet, während das im Lande gewonnene Öl meistens für Leuchtzwecke dient. Die Indigokultur hat in den letzten Jahren nachgelassen, während früher große Mengen auf Luzon produziert wurden. Das gewonnene Material ist durch mangelhafte Behandlung nicht ganz vollwertig und findet hauptsächlich in Japan Absatz.

Im siebzehnten Jahrhundert kam auch der Kakaostrauch aus Mexiko nach den Inseln. Er wird in sechs Jahren ertragsfähig und liefert ein vorzügliches Material, welches aber gänzlich im Lande verbraucht wird. Sehr gute Baumwolle gewinnt man in der Provinz Iloco und auch in anderen Distrikten. Durch sorgfältige Pflege ließe sich auch in dieser Kultur zweifellos noch mancher Erfolg erzielen.

Aus diesen einzelnen Schilderungen der wichtigsten Ackerbauprodukte ist leicht ersichtlich, einen wie großen Wert das Land in wirtschaftlicher Hinsicht repräsentiert. Über hundert Arten von Bäumen liefern wertvolle und nützliche Hölzer, neun Arten, von denen wir besonders Ebenholz hervorheben, finden in der feinen Möbeltischlerei Verwendung, und viele andere liefern vorzügliches Material zur Schiffskonstruktion. Außerdem finden sich Farbhölzer, Gummibäume, Muskatnuß, Pfeffer u. s. w. Eine spanische Flora der Philippinen giebt eine Zusammenstellung von nahezu zweihundert Nutzpflanzen, woraus man sich leicht ein Bild von der Reichhaltigkeit der Pflanzenwelt machen kann.

Weniger reich ist die Tierwelt vertreten, doch haben die Spanier viele nützliche Haustiere eingeführt. Die Mineralschätze des Landes sind noch nicht hinreichend bekannt, um eine einwandsfreie Beurteilung zuzulassen. Nach der Versicherung spanischer Forscher soll das Land, welches ja reich an Gebirgen ist, viele nützliche Mineralien haben, die bisher aber noch wenig ausgebeutet sind. Gold kommt sowohl in Adern als auch im Alluvium vor. Auch Eisen findet sich von vorzüglicher Güte, ebenso Kupfer, Kohlen und Schwefel. Aus Mangel an Arbeitskräften sind jedoch Exploitierungen bisher von nur geringem Erfolg gewesen.

Die Industrie des Landes ist, wie wir schon vorhin bei der Besprechung der Ackerbauprodukte gesehen haben, noch ziemlich unentwickelt und die Anlagen zur Zucker- und Indigogewinnung meist noch sehr altertümlich. Es macht sich ein gewisser Konservativismus bemerkbar, der die alten, schon vor Jahrhunderten angewandten Methoden beibehält, ohne viel Interesse für Neuerun-

gen zu zeigen. Ebenso steht es in der ziemlich ausgedehnten Textilindustrie. In meist kleineren Betrieben und als Hausindustrie werden die im Lande gewonnenen Fasern, welche Baumwollstaude, Ananas u. s. w. liefern, mit vieler Geduld und Ausdauer auf einfachen Webstühlen zu feinen Gespinsten verarbeitet. Die kostbaren Piña-Gespinste sind im Lande sehr geschätzt und werden von den schönen Tagalinnen mit Vorliebe getragen. In der Provinz Laguna und anderwärts werden aus den Blättern der Buri-Palme (Corypha) Hüte gearbeitet, welche viel Ähnlichkeit mit den in Ecuador gefertigten sogenannten Panama-Hüten haben. Matten werden aus den Pandanus-Blättern hergestellt, und in der Provinz Bulacan werden Cigarrentaschen (petácas) von außerordentlicher Feinheit aus spanischem Rohr geflochten. Von Metallarbeiten verdienen die feinen Gespinste Erwähnung, welche eine Imitation des berühmten China-Filigrans sind. Auch ein Teil der gewonnenen Abaca-Fasern wird im Lande zu Tauwerk verarbeitet. Tischlerei, Schiffs- und Wagenbau finden in den Wäldern ganz vorzügliches Material. Fabriziert werden ferner Essig, Wein und wohlriechende Essenzen (Ylang-Ylang).

Bevor die Europäer ihren Fuß in das Land setzten, kamen schon die Chinesen und Japaner dorthin und betrieben einen lebhaften Tauschhandel. Es ist wohl anzunehmen, daß die Chinesen das Land schon sehr früh gekannt haben. Historisch fest steht der Einfall des chinesischen Seeräubers Li-ma-hong, welcher 1574 stattfand und auf die Einnahme Manilas gerichtet war. Dem spanischen Offizier Velasquez gelang es jedoch, die Gefahr rechtzeitig zu beseitigen. Das Gros der Chinesen ging nach Formosa, viele flüchteten aber mit ihren Frauen ins Innere des Landes und bildeten so einen Grundstock der chinesischen Ansiedler. Unter der spanischen Herrschaft dagegen hat sich der Handel nie recht entwickeln können. Hohe Zölle und andere Abschließungsmaßregeln sind einer freien Entwickelung desselben immer hinderlich gewesen. Jetzt ist Manila der Hauptsitz des Handels.

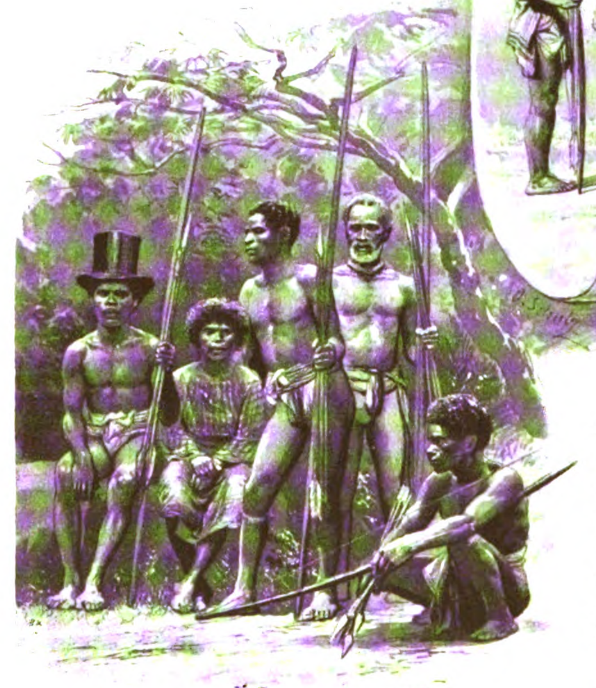
Nächst Manila kommt als wichtigster Handelsplatz Cebu auf der südlicher gelegenen Insel gleichen Namens in Frage. Sie bildet das Verschiffungscentrum für den Hanfbezirk der Visaya-Inseln, jener großen Innengruppe des Archipels. Die Stadt liegt an der Ostküste der Insel und ist während der Revolten der letzten Jahre sehr mitgenommen worden. Der Ort sieht sonst sauber aus und hat ziemlich gute Verkehrswege nach dem Inneren der Insel. Wald freilich ist auch in diesem hügeligen Gebiete fast gänzlich verschwunden, der lockere Erdboden lagert vielmehr auf Kalkfelsen und ist über große Strecken mit Cogon-Gras bewachsen. Die Insel hat im großen und ganzen ein durchaus gesundes Klima, Malaria kommt ziemlich selten vor. Die Bewohner werden als ordentlich und gastfreundlich geschildert.

Die westlich hiervon liegende Insel Negros ist sehr fruchtbar; da sie keinen großen Hafen hat, werden die Produkte auf kleinen Schonern nach Ilo-Ilo gebracht, wodurch dieser zweite Hafen der Inselgruppe noch an Bedeutung gewinnt. Obwohl noch große Strecken Landes brach liegen, so sind doch die Tiefländer der Küste ausgedehnt bebaut. In der Gegend von Escolta gedeiht guter Tabak, aber das wichtigste Ackerbauprodukt ist der Zucker. Hier finden sich, wie schon oben erwähnt, größere Anlagen. Worcester schildert eine Pflanzung bei Bais, welche über sechs Dampfstampfen, sowie über eine Feldbahnanlage zur Herbeischaffung des Rohres verfügt. Die Erlaubnis zur Anlage dieser Feldbahn und zum Transport der Materialien durch das Zollhaus hat sechs Jahre auf sich warten lassen und eine Unsumme Geldes gekostet. Hiernach braucht man sich schließlich nicht zu wundern, daß man so selten moderne Anlagen auf den Philippinen findet: bei der Anwesenheit des erwähnten amerikanischen Reisenden stand z. B. das Zuckerrohr bereits eine ganze Zeit schnittreif, doch fehlte es an Arbeitskräften.

Auf einzelnen Inseln sind Arbeiter beim besten Willen überhaupt nicht aufzutreiben, sondern müssen erst eingeführt werden. Sodann verlangen sie noch große Vorschüsse an Gehalt, ehe sie etwas angreifen. Keine Seltenheit ist es, daß hierbei Verluste an Geld entstehen, da die Leute oftmals vorher aufhören, ehe das Geld heruntergearbeitet

ist. Sobald die Eingeborenen ihren genügenden Lebensunterhalt verdient haben, wozu bei der Natur des Landes nicht allzuviel gehört, wollen sie nicht mehr arbeiten. Die Ausgaben für Nahrung, Kleidung und Behausung sind äußerst gering. Von vielen

Moros (Insel Mindanao).



Negritos (Insel Luzon).

Besitzern werden daher Arbeiter bevorzugt, welche trinken und spielen, da diese größere Summen nötig haben, um ihren Leidenschaften zu frönen. Der Durchschnittsvisayer, welcher einige Centner Reis und getrocknete Fische im Hause hat, liegt auf der Bärenhaut, schmaucht seinen Tabak, spielt Guitarre und singt dazu. Die wenigen Verrichtungen des Haushaltes liegen der Frau ob. Tritt Not ein, so ist es noch immer Zeit sich umzusehen.

Der Mangel an Energie und die Indolenz hangen wohl oft mit der Natur des Landes zusammen. Bei Mischungen mit Europäern wiegt das Eingeborenenblut vor, und nach zwei Generationen geht die Familie fast wieder ganz in diese auf. Das umgekehrte Verhältnis stellt sich bei der Mischung mit Chinesen heraus. Die chinesischen Mischlinge (sangleyes) sind, ebenso wie ihre Väter aus dem Lande der Mitte, arbeitsam, nüchtern und geschäftstüchtig und liefern die verschlagensten Kaufleute.

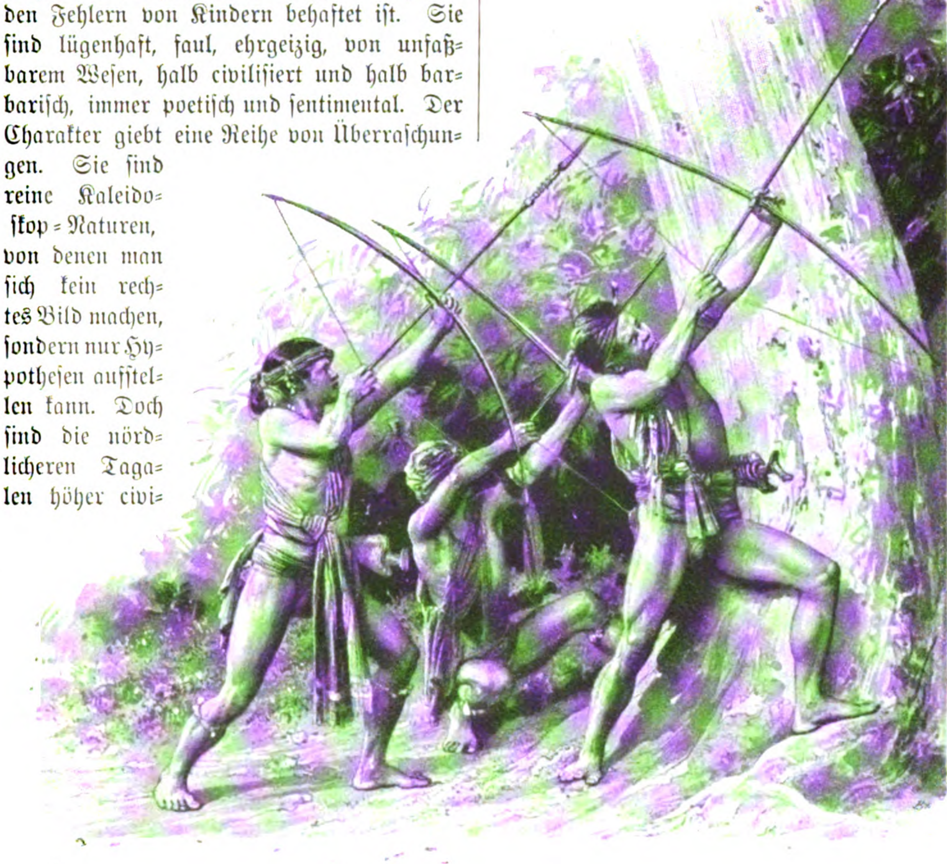
Die Chinesen selbst bilden einen wichtigen und augenblicklich notwendigen Bestandteil der Bevölkerung. Fast der ganze Kleinhandel der Inselgruppe liegt in ihren Händen. Als Händler gehen sie in die entlegensten Distrikte, um Ackerbau und Waldprodukte aller Art zu kaufen und einzutauschen. Fast jeder noch so winzige Ort hat seinen chinesischen Laden; in Manila selbst leben sogar viele Tausende von ihnen. Obwohl sie sich bald nach ihrer Ankunft taufen lassen und auch mit Eingeborenen Ehen eingehen, behalten sie ihre Landestracht und ihre Sitten bei und kehren meist wieder in ihre Heimat zurück, nachdem sie sich Kapital erworben haben. Fast immer lassen sie dann Weib und Kind und nicht selten auch ihre angenommene Religion im Stich. Der größte Teil stammt aus Canton, Macao und Amoy.

Die Mischung der Europäer mit Tagalinnen, die sogenannte spanische Mestizen-

klasse, ist kleiner an Zahl, aber ebenfalls intelligent, hierzu kommt noch, daß sie zum großen Teil eine gute Erziehung genossen hat. Von seiten der Spanier wurden sie sehr gering geachtet und mit den Eingeborenen auf eine Stufe gestellt; die feinfühlenden Leute wurden dadurch gekränkt, so daß sich allmählich ein Haß gegen die Spanier entwickelte, der durch Aufstände in den letzten Jahren zu gefährlichen Ausbrüchen gekommen ist. Ein großer Teil der Führer der Aufständigen gehört dieser Klasse und den auf Luzon wohnenden Tagalen an.

Im allgemeinen sind die Tagalen ein sanftes, kindliches Volk, welches auch mit den Fehlern von Kindern behaftet ist. Sie sind lügenhaft, faul, ehrgeizig, von unfaßbarem Wesen, halb civilisiert und halb barbarisch, immer poetisch und sentimental. Der Charakter giebt eine Reihe von Überraschungen. Sie sind reine Kaleidoskop-Naturen, von denen man sich kein rechtes Bild machen, sondern nur Hypothesen aufstellen kann. Doch sind die nördlicheren Tagalen höher civilisiert als die Visayas des Südens. Trotz ihrer großen Passion für die Musik sind sie mit wenigen Ausnahmen (der Violinvirtuose Luna) Imitatoren und nicht Schöpfer. Eine leichte Tanzmusik wird der gediegenen klassischen Tonkunst entschieden vorgezogen. Der vorherrschend malaiische Typus prägt sich in folgenden Hauptmerkmalen aus: vorstehende Backenknochen, große, lebhafte Augen, flache Nase mit weiten Flügeln, durchschnittlich kleine Statur, selten mit Bart, mit kupferfarbiger mehr oder weniger dunkler Hautfarbe und borstigem Haar.

Ehen unter Blutsverwandten sind ziemlich häufig. Vielleicht trägt auch dies zu der niedrigen geistigen Stufe bei, auf der viele Familien stehen. Das heiratsfähige Alter beginnt bei den Frauen mit elf Jahren. Die Hochzeiten werden mit großem Pomp gefeiert. Kann der tagalische Jüngling nicht



Eingeborene auf der Jagd (Insel Mindanao).

genügend mit Geschenken aufwarten, so muß er wie Jakob um die Rahel bei seinem zukünftigen Schwiegervater dienen. Wenn ihm die Zeit nicht zu lang wird oder wenn ihm zu guter Letzt nicht ein anderer vorgezogen wird, so führt er endlich die Auserwählte heim. Diese bringt ihm keine Mitgift ein. Die kirchliche Feier findet nach katholischem Ritus gewöhnlich Sonntags statt. Zu dieser werden die Eingeladenen unter den Klängen der Musik von ihren Wohnungen abgeholt. Später geht es nach dem festlich geschmückten Haus, wo die Gäste bewirtet werden. Unter Tanz, Spiel und Gesang, wobei Essen und Trinken nicht vergessen wird, bleibt man bis in die tiefe Nacht vereint.

Die Ureinwohner des Landes, Negritos oder Aetes genannt, finden sich nur noch in einzelnen abgelegenen Teilen des Inneren. Sie sind von kleiner Statur, weniger dunkel als die afrikanischen Neger und haben sehr krauses Haar. Ihre Rasse ist im Aussterben begriffen. Von den später eingewanderten indischen Malaien wurden sie in die Berge getrieben, wo sie ohne festen Wohnsitz umherschweifen. Sie sind harmlos und fristen ein bescheidenes Dasein. Nur zwischen ihnen und den Malaien besteht ein von Generation zu Generation vererbter Haß, und zwar in dem Maße, daß kein Negrito ruhig leben kann, bis er nicht einen Inder getötet hat.

Die Malaien zerfallen in zahlreiche Stämme; Professor Blumentritt, wohl der beste Kenner der Inselwelt, zählt deren einundfünfzig auf, die fast alle verschiedene Dialekte sprechen. Diese Stämme sollen zu verschiedenen Zeiten eingewandert sein; zu den ältesten rechnet man die Igorroten, Apayos und Zambalen. Später sollen die Tagalen, Visayas, die Vicolos und Ilocanen in das Land gekommen sein. Die Negritos sowie einzelne heidnische Malaienstämme sind fast unberührt von der spanischen Herrschaft geblieben. Derartige wilde Stämme findet man in einigen Teilen Luzons, Negros und Mindanaos, wahrscheinlich auch in den Bergen von Panay und Samar. Mindoro und Palavan sind ebenfalls mit Ausnahme einiger Küstenpunkte von ihnen fast ganz bevölkert.

Auf den südlichen Inseln, namentlich auf Mindanao und Sulu, leben mohammedanische Malaien, die Moros; diese sind sehr kriegerisch und haben sich ihre Unabhängigkeit immer zu bewahren gewußt. Gegen die Spanier waren sie von großem Haß erfüllt, doch sollen sie bei guter Behandlung ziemlich harmlos sein.

Über den Charakter der malaiischen Bevölkerung gehen die Meinungen ziemlich auseinander, doch soll vielfach die spanische Mißregierung schuld an den Übelständen tragen. Schon früher haben sich Unzufriedene zusammengerottet, denen der Druck der Behörden und Geistlichen das Leben an ihren Wohnplätzen unerträglich machte, hierzu gesellten sich bald entflohene Verbrecher und anderes Gesindel. Diese sogenannten Tulisanes fallen ziemlich häufig plündernd und raubend in die Dörfer ein und richten viel Unheil an.

Auch in der Nähe Manilas sind solche Raubzüge vorgekommen, und selbst wenn man der Räuber habhaft wurde, gelang es ihnen bei dem herrschenden Bestechungssystem doch vielfach, wieder auf freien Fuß zu gelangen.

Bei guter Behandlung hätte der Inder den Spanier, den er zuerst als Halbgott ansah, geliebt, aber alle Geduld hat seine Grenzen, so griff an Stelle dessen ein unversöhnlicher Haß Platz.

Die Tagalen lieben Vergnügungen, Feste, Hahnenkämpfe und Theatervorstellungen, sie schwärmen für Prozessionen und religiösen Pomp, ohne in das innere Wesen derselben einzudringen. Die Tagalinnen sind kokett und putzsüchtig, sie lieben Schmuck und bunte Stoffe; als Frauen jedoch sind sie arbeitsam und gute Mütter.

Nicht unerwähnt wollen wir auch die über die ganze Inselgruppe verbreitete Spielwut lassen, welche zu einer wahren Leidenschaft und einem schweren socialen Laster geworden ist. Die spanische Regierung hat sich auch diese Leidenschaft zu nutze zu machen gewußt, indem sie das Spiel mit hohen Steuerlasten belegte. Die amtliche Lotterie emissionierte monatlich etwa dreißigtausend Lose à zehn Piaster, welche reißenden Absatz fanden, da das Volk den letzten Pfennig dafür hergiebt. An den Ziehungstagen drängten sich in der Escolta Hun-

derte von Menschen, um die Gewinne zu erfahren.

Der Hauptsport der Eingeborenen ist und bleibt aber der Hahnenkampf. Jeder noch so kleine Platz hat seine „gallera“, wo die Kämpfe stattfinden, und fast jeder Eingeborene, mag er noch so arm sein, besitzt wenigstens einen Kampfhahn, den er pflegt und verhätschelt wie sein Kind. Gewöhnlich finden diese Kämpfe Sonntags statt; dann herrscht in den Dörfern reges Leben. Die Leute kommen aus den umliegenden Gehöften zusammen, um zur Messe zu gehen, später begeben sich die Frauen auf den Marktplatz oder den Platz vor der Kirche, um ihre Waren auszutauschen, während die Männer zum Hahnenkampf eilen.



Eingeborenendorf (Insel Luzon).

Die gallera besteht aus einem geebneten und umzäunten Platz, der mit Sitzen umgeben ist, die teilweise von Nipa-Dächern beschattet sind. Kaum sind die mit zolllangen Kampfsporen — haarscharfen Messern — versehenen Hähne in die Mitte gelassen, so werden die Wetten auf den vermutlichen Sieger abgeschlossen. Die Tiere werden sodann aufeinandergehetzt und durch Ziehen am Schwanze noch mehr gereizt, worauf alsbald ein heißer Kampf entbrennt, der gewöhnlich einige Minuten dauert, bis einer der Hähne bluttriefend zusammensinkt. Lauter Beifall wird dem Sieger gezollt, und die Gewinner gebärden sich wie rasend. Dieses frivole Spiel wiederholt sich, bis die einbrechende Dunkelheit die Leute auseinandertreibt, für den Europäer geradezu ein widerliches Schauspiel.

In Manila huldigt man auch mit großer Leidenschaft gewissen Hazardspielen mit Karten. Dabei sitzen Frauen und Männer in den dazu konzessionierten Häusern bis in die Nacht hinein und verspielen mit Kaltblütigkeit und Gelassenheit oft ihre ganze Habe.

* * *

So wenig erfreulich diese letzten Bilder auch anmuten, die wir von dem sonst so sonnigen und schönen Lande entwerfen mußten, und so traurig es sein mag, daß wir einer europäischen Nation den Vorwurf der Vernachlässigung und schlechten Erziehung machen müssen, wir können uns diese Bitterkeit nicht ersparen. Es werden andere Zeiten kommen, und auch dieses Volk wird

sich durchringen zu größerer moralischer Festigkeit — doch erst allmählich, jetzt wird es der civilisierteren Nationen noch nicht entraten können, es hat, wie Jagor treffend sagt, seine Jugend verträumt. Hoffentlich bewahrheitet sich, was derselbe hochgeschätzte Reisende vor sechsundzwanzig Jahren prophezeite: „Die Amerikaner scheinen berufen, die von den Spaniern gelegten Keime zur vollen Entfaltung zu bringen. Als Konquistadoren der Neuzeit, Vertreter des freien Bürgertums im Gegensatz zum Rittertum, folgen sie mit der Axt und dem Pfluge des Pioniers, wo jene mit Kreuz und Schwert vorangegangen."

Auch unsere deutschen Kaufleute, die in fernen Meeren eine Hochburg deutschen Handels und Gewerbefleißes bauen und die auch auf diesen Inseln festen Fuß gefaßt haben, sehnen sich nach Ruhe und Ordnung. Möge die neue Regierung mehr Segen für sie bringen und ihren Wünschen besser entgegenkommen, als es bisher geschehen konnte!

Bis jetzt ist allerdings noch keine Besserung der Verhältnisse eingetreten. Der Krieg wütet nun schon anderthalb Jahre. Die Befreier haben sich als Eroberer und Unterdrücker entpuppt, sie haben vorerst das Unglück vermehrt. Viele Orte der nördlichen Inseln sind niedergebrannt und viel Eigentum ist zerstört worden, Männer und Frauen wurden getötet. Aber die Filipinos sind zähe, sie führen ihren Guerillakrieg weiter, sie wollen ihr Land bis zum letzten Blutstropfen verteidigen. Die Unwegsamkeit im Inneren des Landes macht eine völlige Unterjochung für die amerikanischen Truppen unsäglich schwierig und wird noch viel Menschenmaterial kosten. Die Erbitterung gegen die Europäer ist zu groß, als daß sich in absehbarer Zeit eine Änderung der Stimmung erwarten ließe.

Der Rest der letzten spanischen Garnison in Baler, welcher sich seiner Zeit aus Mangel an Lebensmitteln den Filipinos ergeben mußte, ist fast vollständig aufgerieben. Die Beri-Beri-Krankheit hat dort furchtbar gewütet und den größten Teil der Spanier hingerafft. Auch die amerikanischen Soldaten werden in dem ungewohnten Klima von Krankheiten aller Art nicht verschont, so daß sich in den dortigen Lagern ein traurigeres Bild entfaltet, als es aus den glänzenden Siegesberichten zu ersehen ist. Meist sind die errungenen Erfolge nur von kurzer Dauer. Auf der Insel Negros war die Schutzherrschaft der Amerikaner bereits anerkannt worden, kaum jedoch war die Besatzung Ende Juni dieses Jahres verringert, so begann man mit erneuten Angriffen, welche die Amerikaner schließlich zum Rückzug zwangen. Vollständige Herstellung der Ruhe und ein völliges Einleben in die neuen Verhältnisse wird noch lange ein frommer Wunsch bleiben, wenn auch die smarten Amerikaner kein Mittel unversucht lassen werden, um die wirtschaftlichen Verhältnisse zu bessern und der Neuzeit entsprechende Änderungen einzuführen.

Die Filipinos haben sich zu einem eigenen Staatswesen zusammengeschlossen, an dessen Spitze Aguinaldo steht. Ein Kongreß trat in Malolos zusammen. Anfang dieses Jahres wurde ein Kabinett gebildet, welches sich vornahm, den militärischen Occupationen der Amerikaner unentwegt Widerstand zu leisten. Nach vorliegenden Berichten soll ein genügendes Material an Waffen und Munition vorhanden sein. Neben Männern kämpften auch Frauen, welche sich mit gleichem Heroismus wie diese zur Wehr setzten, um ihr Leben und ihre Freiheit zu verteidigen. Briefe von amerikanischen Soldaten, welche veröffentlicht wurden, bringen hierüber geradezu ergreifende Schilderungen. Auch die wilden Bergstämme des Inneren fanden sich mit Bogen und Pfeilen bewaffnet ein, und manch einer von ihnen lernte die Wirkung der ihnen bis dahin fast gänzlich unbekannten Feuerwaffen kennen.



Jena und Sedan.

Von

Alexander Franz.

(Nachdruck ist untersagt.)

Jena und Sedan! Welches Patrioten Herz schlägt nicht in schmerzlicher Erinnerung bei dem Klange des einen Namens, wessen Seele weitet sich nicht in dankbarer Begeisterung bei dem Erwähnen des anderen? Jena und Sedan! Hier Sieg, Ruhm und Herrlichkeit, dort Niederlage, Schimpf und Schmach; hier der glänzende Aufbau eines neuen und mächtigen Reiches, dort der Zusammenbruch alles Bestehenden. In der kurzen Zeitspanne weniger Jahrzehnte ist demselben Volk einmal die höchste Erhebung, das andere Mal die tiefste Erniedrigung beschieden. Waltete hier das blinde Schicksal launisch und parteiisch? War es allein das eiserne Würfelspiel der Schlachten, das bald diesem bald jenem ohne Verdienst und Würdigkeit den Gewinn zuwarf? Oder entschieden Kräfte in diesen Kämpfen, die vor der Vernunft standhalten, die wir begreifen und würdigen können? Herrscht eine höhere Gerechtigkeit über den Geschicken der Völker, welche das Für und Wider abwägt und jedem das Seine zuweist? Versuchen wir in Kürze durch Vergleichung der beiden Ereignisse eine Antwort auf diese Frage zu geben; gehen wir ruhig und besonnen, ohne Gehässigkeit und Überhebung an die Beurteilung der Thatsachen — vielleicht, daß es uns gelingt, die Kräfte aufzufinden, welche an der Wage des Schicksals, auf der die Völker gewogen werden, die Schalen bald zur Höhe steigen, bald zur Tiefe sinken lassen.

Beidemal traten dieselben Gegner in die Schranken; beidemal fochten Franzosen wider Deutsche, beidemal die Franzosen unter einem Kaiser aus dem Geschlechte der Napoleoniden, die Deutschen unter einem Könige aus dem Hause der Hohenzollern; beidemal rangen zwei Staaten um den Ruhm, die erste Macht in Europa zu sein. Ähnlich sind auch die politischen Zustände und Verhältnisse, welche dem Kriege voraufgingen, und die Gegensätze, welche ihn herbeiführten — nur sind die Rollen, die Preußen und Frankreich 1806 spielten, 1870 gleichsam ausgetauscht.

Politische Lage. Diplomatische und militärische Vorbereitungen.

Als Frankreich nach dem Ausbruche der großen Revolution und später unter Napoleon emporkam, galt die Armee Preußens als die erste der Welt. In den drei Schlesischen Kriegen, im Ringen mit Österreich, hatte der große König seinem Staate diesen Ruhm erworben und ihm eine Stellung verschafft, daß er eine Zeit lang als arbitre de l'Europe aufzutreten vermochte. Noch immer umfing der Glanz der Unbesiegbarkeit die preußischen Fahnen, wenn auch Jahrzehnte vergangen waren, seitdem Preußens Truppen zum letztenmal einem ebenbürtigen Feinde in entscheidendem Kampfe entgegengetreten waren. An den Koalitionskriegen der übrigen europäischen Mächte gegen die französische Republik hatte man sich nur lau beteiligt und seit dem Baseler Frieden, seit dem Jahre 1795, den Kämpfen des ersten Konsuls und Kaisers der Franzosen neutral zugesehen, ja mit heimlicher Schadenfreude die Niederlagen Österreichs, des alten Gegners aus den Tagen Friedrichs des Großen, begrüßt.

Inzwischen hatte Frankreich, ebenfalls vornehmlich im Kampfe mit Österreich, dem Napoleon 1797, 1800 und 1805 schwere Niederlagen beibrachte, reiche Kriegslorbeeren gesammelt und sich die Anwartschaft auf die führende Stellung in Europa erworben. Der Ruhm der preußischen Waffen schien vor dem der französischen zu erbleichen, der Kleine Korporal die Gestalt des Großen Königs in den Schatten zu stellen. Und doch bildete diese Glorie des fridericianischen Zeitalters den kostbarsten Besitz Preußens, das im Beginne unseres Jahrhunderts noch nicht über den Militärstaat hinausgekommen war. In seiner Person und in seinem Heere hatte Friedrich der Große seinem Staate einen festen Kern gegeben. Königtum und Armee aber waren auch fast die einzigen Einrichtungen geblieben, welche den verschiedenen auf die mannigfachste Weise erworbenen Gebieten der Monarchie gemeinsam waren. Das Gefühl einer alles umfassenden inneren Zusammengehörigkeit hatte auch der geniale Gründer des preußischen Großstaates nicht zu schaffen vermocht; ein preußisches Volk sollte erst aus dem schweren Unglücke, den Kämpfen und Leiden von 1806 bis 1815 erwachsen. Nun sah man in Preußen die militärische Macht und den kriegerischen Ruhm, diese höchsten Güter des Heerstaates, durch den neuen Nebenbuhler bedroht. Sollte man das Erbe des Großen Friedrich dem Besiegten von Roßbach ohne Schwertstreich opfern und freiwillig von der Höhe, auf der man so lange gestanden hatte, herabsteigen? Zumal den herrlichen Dreikaisersieg Napoleons bei Austerlitz empfand man als Beeinträchtigung der überkommenen Glorie, als eigene Niederlage, und laut ertönte im Offizierkorps, vor allem in der Garde, der Ruf nach Krieg, nach einem Waffengange mit dem Heere Napoleons.

Noch mehr gilt das über Preußen Gesagte von Napoleon. Er war ein Emporkömmling, ein Usurpator, dessen Wiege nicht einmal auf französischem Boden gestanden hatte. Zwischen dem ersten Konsul, dem Leiter der französischen Republik, und Preußen war ein leidliches Verhältnis möglich gewesen. Seit aber der Korse sich die Kronen von Frankreich und Italien auf das Haupt gesetzt hatte, seit er Anerkennung und Gleichberechtigung seitens der regierenden Häuser Europas verlangte, war ein Zusammenstoß mit den Staaten alter monarchischer Ordnung unvermeidlich geworden. Nun war Friedrich der Große der anerkannt erste Mann des europäischen Fürstenstandes gewesen und Preußen noch immer der Hort der Legitimität. Gelang dem homme-peuple, dem demokratischen Selbstherrscher, die Kraftprobe mit dem Hause Hohenzollern, so durfte er auf einen dauernden Bestand seiner Dynastie hoffen. Napoleon aber war nicht nur willens, sich als gleichberechtigt neben die Souveräne Europas zu stellen, er wollte sie zu abhängigen Vasallen erniedrigen, denn er fühlte sich als den geborenen Herrscher der Welt. Seit seinem ersten Auftreten trug er sich mit der Idee eines neuen Weltreiches, und mit Notwendigkeit ergab sich aus diesem Gedanken auch der Krieg mit Preußen. Denn in der Staatengesellschaft, wie sie Napoleon plante, fand sich kein Raum für eine selbständige Großmacht. Hier gab es nur ein führendes Frankreich und ohnmächtige Tributärstaaten. Friedrich der Große aber hatte im Siebenjährigen Kriege die Staatenordnung geschaffen, die Napoleon bei seinem Auftreten vorfand und die auf der Gleichberechtigung der fünf europäischen Großmächte beruhte. Erst mit dem Sturze Preußens durfte daher der weltumfassende Plan des Imperators als gesichert gelten.

Dazu kam, daß Napoleons Thron auf Sieg und Ruhm gegründet und daß ihm und seiner grande armée der Krieg zum Bedürfnis geworden war. Mit allen Gegnern hatte er sich siegreich gemessen, nur mit Preußen hatte er die Waffen noch nicht gekreuzt. Besiegte er auch diesen Staat, der sich im Vollbesitze kriegerischen Ruhmes sonnte, der wie er einst mit ganz Europa erfolgreich gerungen, so wand er den Lorbeer des Großen Friedrich um seine Fahnen. Erst dann war er der gewaltige Kriegsfürst, dem die Welt zu Füßen lag, der Genius, vor dessen Namen der des größten Königs der Neuzeit verblaßte, und an der Spitze eines unbesiegbaren Heeres konnte er der Welt seine Gesetze auferlegen.

Mit dem ihm eigenen Scharfblick erkannte Napoleon den kriegerischen Austrag dieses dreifachen Gegensatzes zu Preußen als ein

notwendiges Ereignis und als die Krisis seines Lebens. Die ganze Kraft seines gewaltigen Willens und überlegenen Geistes wandte er deshalb diesem Kriege zu, den er vorbereitet hat wie keinen anderen. Vor allem mußte es ihm darauf ankommen, Preußen in dem kommenden Entscheidungskampfe zu isolieren, und mit meisterhafter Geschicklichkeit führte er diesen Plan aus. Freilich wurde ihm das Spiel nur zu leicht gemacht.

Denn in Preußen fehlte es an einer Persönlichkeit, die Napoleon irgendwie gewachsen gewesen wäre. Wo war die Klarheit des Blickes, um die Lage zu überschauen und ihre Konsequenzen folgerichtig zu ziehen? Wo war der stählerne Wille, das Notwendige mit Entschlossenheit zu vollbringen? Ohne Voraussicht der Dinge, ratlos und kopflos taumelte man den Ereignissen entgegen und ließ sich von ihrem Sturme überraschen. Während der Korse schon mit Überlegung Schachzug um Schachzug führte, glaubten die kurzsichtigen Diplomaten und „Federfuchser“ in Berlin bis zum letzten Augenblicke, es würde sich ein status finden lassen, auf dem das Alte mit dem Neuen, Preußen mit Napoleon in Frieden leben könnten. In unseliger Verblendung ließ man sich durch die Aussicht auf den Erwerb Hannovers bestimmen, dem Weltkriege zwischen Napoleon und dem übrigen Europa, der in der Schlacht bei Austerlitz seinen blutigen Abschluß fand, in unthätiger Ruhe zuzusehen. Wohl bot sich noch einmal eine günstige Gelegenheit, da man nach dem Durchmarsche französischer Truppen durch Ansbach mit gutem Rechte und an der Seite kräftiger Bundesgenossen den Entscheidungskampf hätte aufnehmen können. Auch drohte man Napoleon mit dem Kriege und machte mobil; aber es blieb bei halben Maßregeln, und ehe man zu einem Entschlusse gelangte, ließen die schnellen Erfolge Napoleons, namentlich sein Sieg bei Austerlitz, das halbgezückte Schwert wieder in die Scheide fallen. Es kam zu einem Abkommen mit dem Imperator! Im Einvernehmen mit ihm besetzte Preußen Hannover, das der englischen Krone gehörte — beging also Raub an dem Gebiete einer befreundeten Macht, wenn man die Occupation auch durch allerlei Vorwände zu rechtfertigen suchte. Man nahm die Landschaft als ein Geschenk Bonapartes, der um diesen wohlfeilen Preis seinen Zweck erreicht hatte. Er hatte Preußen von dem Beitritte zur dritten Koalition abgehalten und es mit der einzigen Macht, die ihm noch unbesiegt widerstand, mit England, verfeindet. Preußen war in seine Netze gegangen, hatte sich in seine Hände geliefert.

Ja, es kam so weit, daß noch im Beginn des Jahres, welches den unglücklichsten Krieg und die schimpflichste Niederlage brachte, ein Schutz- und Trutzbündnis mit Napoleon geschlossen wurde, demzufolge man dem Imperator in allen seinen Kriegen Beistand zu leisten sich verpflichtete. Welch ein Gegensatz! Während das Heer, auf dem doch einmal der Staat vornehmlich beruhte, zum Kriege drängte, gerieten die regierenden Kreise in Folge ihrer übertriebenen Neutralitätssucht mehr und mehr in Abhängigkeit von Napoleon, der Preußen schon jetzt als eine Macht zweiten Ranges bezeichnen durfte. Und doch lebte man auch in diesen Kreisen in steter Furcht vor dem Gewaltigen, dessen geheime Gedanken man wohl ahnte, sich aber nur zu gerne zu verhehlen suchte. So wünschte man einen Rückhalt, um im Falle der Gefahr nicht ohne Hilfe zu sein. Man suchte und fand ihn in Rußland. Ein geheimer Vertrag ward vereinbart, laut dem man im Falle eines französischen Angriffes auf Rußland letzterem, nicht Napoleon Heeresfolge zu leisten versprach. Es war ein Bruch des bestehenden Abkommens mit dem französischen Kaiser. Aber die Unnatur jenes Bündnisses mit dem Emporkömmling erklärt das zweideutige Verhalten zur Genüge, und Napoleons Handeln sollte den Argwohn und die Vorsicht nur zu bald rechtfertigen.

Denn plötzlich kam die Kunde, Napoleon wolle sich mit England aussöhnen und habe die Rückgabe Hannovers versprochen. Gleichzeitig bewies die Begründung des Rheinbundes, daß er das nicht preußische Deutschland in ein Vasallenverhältnis zu Frankreich bringen wollte. Die Herausgabe Hannovers bedeutete eine Verletzung der wichtigsten Interessen Preußens; der Rheinbund und die Errichtung des Großherzogtums Berg waren ebensoviel Gefahren für diesen Staat. Man suchte zu retten, was zu retten war. Den Verlust Hannovers hoffte man durch noch

größeres Entgegenkommen abwenden zu können, dem Rheinbund gedachte man durch Errichtung eines Norddeutschen Bundes, wie er 1866 ungefähr zustande kam, zu begegnen. Doch alle Demütigungen, alle Bemühungen fruchteten nichts. Napoleon sprach es offen aus, Preußen seiner neuen Provinz ohne Entschädigung berauben zu wollen, und doch hatte Preußen seiner Zeit drei Landschaften für Hannover abgetreten. Auch das Zustandekommen des Norddeutschen Bundes scheiterte an Napoleons Intriguen; denn überall an den kleinen Höfen und in den Freistädten wühlte er gegen seinen neuen Verbündeten.

Im Gefühle seiner Stärke, Preußen zum Hohne, mit der bestimmten Absicht, diesen Staat zum Kriege zu reizen, beging Napoleon jenen Treubruch. Jetzt, nachdem er Preußen mit England entzweit, nachdem er es bei den übrigen Staaten durch die intimen Verhandlungen im Beginne des Jahres verdächtigt hatte — jetzt, da er es isoliert und durch die diplomatischen Niederlagen gedemütigt sah, fühlte er sich stark genug zum entscheidenden Waffengange. Das Bündnis Preußens mit Rußland brauchte er für die erste Zeit wenig zu fürchten. Nicht ohne Absicht hatte er mit seiner Herausforderung so lange gewartet, bis das aus dem Feldzuge des vorigen Jahres aus Österreich und Schlesien heimkehrende russische Heer seine Garnisonen erreicht hatte und die Jahreszeit weit genug vorgerückt war, um eine schnelle Konzentrierung und Verwendung der russischen Streitkräfte zu verhindern. Bevor dieser Gegner auf dem Kriegsschauplatze erschien, hoffte er den Feldzug gegen Preußen in gewohnter Schnelligkeit beendet zu haben.

Preußen aber, das im Gefühle seiner Schwäche Frankreichs Freundschaft und zugleich Rußlands Beistand gesucht hatte, sah nun plötzlich, daß es von Napoleon auf die schändlichste Weise betrogen worden war. Ihm blieb nur die Wahl zwischen Kampf und schimpflicher Unterwerfung. Ging es auch diesmal auf Napoleons Forderungen ein, so ward es um fast ein Drittel seines Besitzes verkleinert, und ohne Schwertstreich ward es zum Vasallen Napoleons. Ohne Kampf gab man das Vermächtnis Friedrichs des Großen, den Kriegsruhm, die Ehre des preußischen Heeres preis und verzichtete auf die Stellung unter den führenden Mächten. Furchtbar rächte sich nun die kurzsichtige Politik der letzten Jahre, die Neutralitätssucht, das Streben, den Frieden so lange wie möglich um jeden irgend annehmbaren Preis zu fristen; furchtbar rächte sich der Irrtum, noch immer in Österreich den Erbfeind und gefährlichsten Gegner zu sehen, dessen Niederlagen man mit Gleichmut, ja mit Schadenfreude verfolgt hatte. Was nutzte es nun, daß sich das Gebiet des Staates während der Zeit, da Frankreich aufkam, im Osten durch gewaltige Ländermassen, die man in den beiden polnischen Teilungen herausgeschlagen, bedeutend vermehrt hatte? Sie waren nur ein Ballast, dessen Besitz sich bald als verhängnisvoll erweisen sollte. Man trat in die Arena wie ein durch langes Müßiggehen und üppige, aber wenig kräftige Nahrung verweichlichter Kämpfer, der ohne Übung dem sehnigen, durch Strapazen und Anstrengungen jeder Art gestählten Gegner nicht gewachsen war. Freilich, noch baute man auf die Tüchtigkeit, die man dereinst gezeigt hatte, man glaubte nicht oder wollte nicht an die innere Schwäche glauben, und im Vertrauen auf die früher geübte Kraft, in Erinnerung an den ruhmreichen Namen der preußischen Armee erklärte Friedrich Wilhelm III. den Krieg an Napoleon, dem es so gelungen war, Preußen auch in die moralisch weniger vorteilhafte Stellung des Fordernden zu drängen.

Ein schwerer Kampf stand bevor. Preußen kämpfte für seine Ehre, um Sein oder Nichtsein; Napoleon trat, wie er selbst geäußert hat, in die Krisis seines Lebens. Bevor wir aber den Verlauf des Krieges schildern, wollen wir einen Blick auf die politischen Verhältnisse werfen, welche dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71 voraufgingen.

Wie schon erwähnt, waren die Vorgänge, welche zu diesem Kriege führten, ähnlicher, fast gleicher Natur wie 1806; nur gilt, was damals von Preußen erzählt ward, 1870 von Frankreich und umgekehrt. In den fünfziger und sechziger Jahren unseres Jahrhunderts besaß Frankreich, an dessen Spitze jetzt der Neffe Napoleons I. als Präsident und Kaiser stand, den Ruhm, die erste Macht

der Zeit zu sein. Seit den Tagen Napoleons I. war der Gedanke der französischen Vormacht in allem Wechsel und trotz aller Niederlagen lebendig geblieben. Im Krimkriege, in jenem gewaltigen Ringen der westeuropäischen Mächte gegen Rußland, war Frankreich indessen zu neuem Ansehen gelangt. Später, am Ende der fünfziger Jahre, war es im Kampfe gegen Österreich zu jener Höhe emporgestiegen, auf der wir es bis 1870 sehen. So marschierte denn die grande nation wieder an der Spitze der Civilisation. Auf die Stimme ihres Kaisers, der am Neujahrsmorgen den Gesandten Europas seinen Willen kundgab, hörte die Welt, und Paris war die Hauptstadt der Erde.

Hauptbedingung der Übermacht Frankreichs aber war die Schwäche der Nachbarn, auf deren Erhaltung und Steigerung seit Richelieu das Hauptaugenmerk der auswärtigen Politik dieses Staates gerichtet war. So suchte man Deutschland in seiner Zerrissenheit zu erhalten. Vor allem aber war die Demütigung Österreichs das Ziel der Staatskunst Napoleons III., und in diesem Bestreben näherte er sich Preußen, dem alten Feinde der habsburgischen Monarchie. Wie die Gegnerschaft zu Österreich Preußen seiner Zeit zu wohlwollender Neutralität, ja zu einer Verständigung mit dem revolutionären Frankreich bestimmt hatte, so führte sie Napoleon jetzt zu einer „Pseudo-Alliance“ mit Preußen. Da kam das Jahr 1866 und der glorreiche Krieg Preußens gegen Österreich, das wiederum wie so oft schon früher seinem Nachbarn als Leiter zur Höhe des Ruhmes und der Macht dienen mußte. Napoleon war neutral geblieben. Er hoffte, die beiden Gegner würden in blutigem Ringen einander so schwächen, daß auch der Sieger Frankreich nicht mehr gefährlich werden könne. Auch rechnete er darauf, durch geschickte Ausnutzung der Möglichkeiten von der einen oder anderen der kämpfenden Parteien eine Gebietsabtretung als Belohnung für seine Neutralität zu erzwingen. Daher seine schwankende Haltung vor und während des Krieges: er hetzte Italien auf Österreich, die alte franzosenfeindliche Großmacht, mit der er doch wieder einen gegen Preußen gerichteten Geheimvertrag abschloß, als seine Kompensationsgelüste in Berlin auf offenen Widerstand stießen. Nicht mit Unrecht kann man diese Haltung mit der Preußens vor Jena vergleichen. Preußen sah damals, von gleicher Hoffnung bethört, dem Ringen Österreichs gegen Napoleon I. in neutraler Ruhe zu. Es bewog Rußland, Österreich Beihilfe zu leisten, und verhandelte daneben mit Napoleon, von dem es dann auch das Danaergeschenk Hannover empfing.

Ähnliche Erfahrungen wie Preußen 1806 sollte denn auch sechzig Jahre später Napoleon III. machen. Diesmal war der Kluge klug genug gewesen, nicht klug zu sein. In einem Feldzuge von sieben Tagen ward Österreich von Preußen besiegt, in einem Siegesmarsche von der Saale bis zum Main das preußenfeindliche Deutschland niedergeworfen. Napoleons Annexionsgelüste, die auf das linke Rheinufer, zum wenigsten auf Besetzung Landaus und Luxemburgs gingen, wurden kurz und bündig zurückgewiesen. Der Norddeutsche Bund, dessen Errichtung Preußen 1806 vergebens angestrebt hatte, wurde begründet, und die süddeutschen Staaten, die 1806 als Rheinbund sich an Napoleon angeschlossen hatten, traten in ein Bündnis mit Preußen: Deutschland, das 1806 auf Napoleons Seite gestritten hatte, stand jetzt zu Preußen.

So war das Jahr 1866 eine schwere politische Niederlage für das französische Kaiserreich, und mit Recht sah Napoleon in der damaligen Nichtintervention die Ursache alles späteren Unglücks. „Ich habe auf zwei Karten gesetzt und habe die schlechten gezogen,“ gestand er selbst in der Gefangenschaft auf Wilhelmshöhe, als sein Getreuer Fleury mit ihm des Jahres 1866 gedachte. Mit einem Schlage war Preußen an Frankreichs Seite getreten und machte ihm sein Ansehen streitig. Die große Nation sah sich in ihrem Prestige bedroht. Der Sieg von Königgrätz, der den Glanz von Solferino überstrahlte, erzeugte Neid, Eifersucht und Mißgunst. Man fühlte sich persönlich beleidigt, denn nicht Preußens, sondern Frankreichs Waffen waren die ersten der Welt. „Rache für Sadowa“ erscholl es überall, und unter diesem Rufe drängte Frankreich seinen Kaiser zum Kriege.

Napoleon III. wünschte wie derzeit Friedrich Wilhelm III. den Frieden zu erhalten.

Er hatte erreicht, wonach er strebte, seine Dynastie schien gesichert; er wünschte, sie nicht noch einmal auf das Spiel zu setzen. Diplomatische Verhandlungen erschienen ihm sicherer, sein Ziel, die Vergrößerung Frankreichs nach dem Rheine hin, zu erreichen. Auch hätte er, bei der ständigen Weigerung Preußens, diesem Wunsche zu willfahren, sicher auf sein Verlangen verzichtet, wenn ihn nicht eine höhere Macht weiter und weiter getrieben hätte. Sein Volk, vor allem der Pariser Pöbel, trieb ihn in den Krieg, und die Notwendigkeit, den Volksunwillen, der sich gegen Preußen und den eigenen Thron erhob, durch immer neue Erfolge, durch neuen Ruhm und neuen Glanz zu beschwichtigen. Hierin liegt einer der großen Gegensätze zwischen den Kämpfen von 1806 und 1870: 1806 ward Preußen durch Napoleon zum Kriege gereizt, nur das Offizierkorps wünschte den Waffengang mit Frankreich, 1870 zwang das französische Volk seinen Herrscher, zum Schwert zu greifen.

Napoleon sah den Krieg kommen, und trotz seiner Friedensliebe rüstete er. Auch der Kanzler des Norddeutschen Bundes erkannte, was die Zukunft bringen würde, und still und emsig arbeitete man in Preußen an dem Ausbau der Wehrkraft und der thätige Moltke an seinem Kriegs- und Mobilmachungsplan. So standen sich Preußen und Frankreich wie zwei Fechter, die Faust am Schwerte, gegenüber. Es fehlte nur an einem Anlasse, um die Waffen aus der Scheide fahren zu lassen, und Frankreich suchte und fand ihn. Der wahre Kriegsgrund ist und bleibt aber der tiefe Gegensatz zwischen Frankreich, das einen Vorrang vor dem deutschen Volke zu haben beanspruchte und ihm zum Beweise dessen eine Demütigung auferlegen wollte, und Deutschland, das sich die französische Anmaßung nicht länger gefallen lassen wollte und das Recht forderte, ebenbürtig unter den großen Völkern der Kulturwelt dazustehen. Deshalb ist es auch lächerlich, die berühmte Redigierung der Emser Depesche als Ursache des großen Kampfes auszuschreien. Sie war nur der letzte Stoß, der den Stein ins Rollen brachte, das rote Tuch, durch das Bismarck den gallischen Hochmut zum Kampfe reizte. Die Notwendigkeit einer Auseinandersetzung mit Frankreich zugegeben, bedeutete die französische Kriegserklärung, die jene Depesche unmittelbar hervorrief, damals einen unermeßlichen Vorteil für uns und einen der größten Triumphe der Bismarckschen Politik. Napoleon III. unterhandelte mit Österreich und Italien, und beide Staaten waren nicht abgeneigt, an dem Kampfe gegen das aufstrebende Preußen teilzunehmen. Österreich aber fürchtete Rußland, das im Falle eines österreichischen Angriffes sofort interveniert hätte. Deshalb riet Graf Beust, den Krieg bis in den Herbst zu verschieben, bis zu einem Zeitpunkte, wo die vorgeschrittene Jahreszeit Rußlands Einmischung verhinderte oder wenigstens erschwerte. Eine große Gefahr schwebte über Preußen; Bismarck beseitigte sie, indem er die Franzosen zum vorzeitigen Losschlagen verführte. Einen ähnlichen Vorteil, wie ihn Napoleon I. erlangte, als er Preußen erst im Herbst zum Kriege reizte und so der wirksamen russischen Hilfe beraubte, genoß man 1870, als man bereits im Sommer zum Kriege kam.

So hatte 1806 und 1870 die überlegene Politik der späteren Sieger den kommenden Krieg aufs beste vorbereitet, wenn auch die politischen Niederlagen Preußens 1805 und 1806 ungleich schwerer wiegen als die Frankreichs seit dem Jahre 1866. Aber auch militärisch hatten die Sieger den Waffengang besser vorbereitet als ihre Gegner. Preußen war auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen eingeschlafen. Man lebte und webte noch völlig in den Überlieferungen der fridericianischen Zeit. Für den veränderten Charakter, den die Kriegskunst unter dem Genie eines Napoleon angenommen, hatten die bezopften alten Generale des großen Königs, die noch immer als Träger der höchsten militärischen Weisheit galten, kein Verständnis. Ihnen galt als Aufgabe des Feldherrn, den Feind aus dem Lande herauszumanövrieren und durch Behauptung uneinnehmbarer Stellungen den Krieg zu entscheiden. Jeder irgend bedrohte Punkt sollte gedeckt werden, „der Berg das Bataillon und das Bataillon den Berg“ sichern. Daß Friedrich der Große nur durch die Not während der letzten Jahre des großen Krieges, durch die Rücksicht auf die Erhaltung seines Heeres und durch die erdrückende

Übermacht seiner Gegner zu dieser Kriegsweise gezwungen worden war, daß auch er stets den Geist der Initiative für den Nerv der Kriegsführung erklärt hatte, hatten diese graubärtigen „Federbüsche“ vergessen. Dazu kam der schwerfällige Troß und die Verpflegung aus Magazinen, welche die Beweglichkeit des Heeres bedeutend lähmte. Napoleon dagegen „nährte den Krieg durch den Krieg“: er versorgte sein Heer aus den Hilfsquellen des eroberten Landes. Die Vernichtung des feindlichen Heeres war für ihn Zweck der ganzen Kriegsführung. Uneinnehmbare Stellungen bestanden für ihn nicht. Er umging sie und rückte geradeswegs auf die Hauptstadt des Landes los, um dem Gegner ins Herz zu stoßen.

Auch taktisch hatten die Preußen nichts vergessen und nichts gelernt. Noch immer rückte das preußische Fußvolk, wie zur Zeit der Schlesischen Kriege, in langen, geschlossenen Linien von geringer Tiefe gegen den Feind an. Noch war das Salvenfeuer auf Befehl des Offiziers die einzige Feuerart, die man kannte. Ohne festes Ziel zu nehmen, feuerte ein Peloton nach dem anderen auf die feindliche Feuerlinie. Wie anders die Franzosen! Sie kämpften bereits in aufgelöster Schützenordnung. Sie warfen zunächst Tirailleurschwärme vor, welche den Mann aufs Korn nahmen und durch ihr Feuer den Feind zu erschüttern suchten. Waren die dünnen Linien der Feinde hinreichend gelichtet, so wurden die geschlossenen Unterstützungstrupps zum entscheidenden Vorstoß herangeführt. Bei dieser Fechtweise konnte auch die preußische Kavallerie selten zum Einhauen kommen, obgleich sie für die beste Europas galt und in offenem Reiterkampfe sich noch immer überlegen zeigte. Die französische Reiterei aber vermochte unter dem Schutze ihrer Infanterie gute Dienste zu leisten. Auch hatte ihr Napoleon die Aufgabe zugewiesen, weit vor der Armee deren Auge und Ohr zu sein und durch große Massenangriffe auf dem Schlachtfelde energisch einzugreifen. Die preußische Artillerie war der französischen, dieser Lieblingswaffe Napoleons, noch weniger gewachsen. Es würde zu weit führen, wollten wir hier eingehend aller Einrichtungen, so der neuen taktischen Verbände, die Napoleon aus allen Waffengattungen schuf, gedenken — betonen wollen wir nur, daß auch das preußische Ersatzsystem dem französischen bei weitem nicht gleich kam. In den höheren Chargen fehlte es völlig an Nachwuchs. Alte Generale, die kaum mehr zu Pferde steigen konnten, hatten die besten Stellen inne, und nur selten fanden Pensionierungen statt. Selbst Männer wie Gneisenau sahen sich zu dem Lose ewiger Hauptleute verurteilt. Unter Napoleon dagegen finden wir ein Geschlecht junger Generale, die von ihrem Meister die Kunst des Sieges gelernt hatten und begeistert an seiner Person hingen. Das Gleiche gilt von der Ergänzung der preußischen Truppen. Noch bestand das alte Werbesystem, wenn auch die Notwendigkeit einer Reform längst erkannt worden war. Denn die besten Werbegebiete der Monarchie waren verloren gegangen, und die siegreichen Fahnen des Korsen lockten, was für den Krieg taugte, an, zumal noch immer die alte grausame Kriegszucht in Preußen fortbestand. Napoleon aber besaß in der Konskription ein Mittel, jeden Verlust schnell und leicht zu ersetzen, und der Ruhm seines Namens, die Zuversicht auf seinen Stern übte einen Zauber aus, der die Reihen seines Heeres immer wieder füllte.

Nicht so stark war der Unterschied zwischen Preußen und Frankreich 1870. Strategisch kann von einem eigentlichen Gegensatze nicht die Rede sein. Beide Staaten standen auf der Höhe der modernen Kriegskunst; doch fand sich das Genie diesmal bei Preußen. Die französische Infanterie war der deutschen in ihrer Bewaffnung überlegen; doch wurde dieser Vorteil durch das bessere Material der preußischen Artillerie ausgeglichen. Eine technische Überlegenheit bestand somit bei keiner Partei. Was aber die Ausbildung und Verwertung der einzelnen Waffen, zumal der Kavallerie und Artillerie, betrifft, so neigte sich die Schale zu Gunsten Preußens, denn die Überlieferungen aus der Zeit des großen Korsen wurden nur hier gepflegt und weitergebildet. Auch die Manneszucht, der Geist und die Einheitlichkeit im Offizierkorps gaben ihm ein Übergewicht. Mehr aber noch die allgemeine Wehrpflicht, die jeden Bürger zum Soldaten machte und Preußen von vornherein die zahlenmäßige

Überlegenheit sicherte. Napoleon III. und seine Diener, besonders Marschall Niel, hatten diese Schwäche wohl erkannt und planten eine Reorganisation des Heeres, welche Vermehrung der Streitkräfte und Errichtung einer Mobilgarde nach Art der preußischen Landwehr bezweckte. Sie stießen auf den Widerstand der Deputiertenkammer. Die Franzosen, die sich als Sieger über die Russen und Österreicher fühlten, konnten nicht fassen, daß ihr Heer nicht auch für jeden kommenden Krieg genüge. Das Gefühl der Unbesiegbarkeit hinderte sie, die militärische Situation richtig zu würdigen. Sie glaubten, sich eine billige Armee gestatten zu dürfen, ein Vergnügen, das ihnen teuer genug zu stehen kam. Man wollte den Krieg und vergaß doch, daß die Mittel zur Erreichung des Zweckes unbedingt erforderlich sind. So scheiterte die Reform, denn Napoleon besaß nicht die feste Entschlossenheit König Wilhelms, der wider den Willen der Volksvertretung die überkommene Heeresverfassung mit neuer Lebenskraft erfüllte und die Streitbarkeit des Heeres erhöhte. Auch in den Vorbereitungen zur Mobilmachung und in der Organisation des Etappenwesens sollte sich Preußen beim Ausbruche des Krieges überlegen zeigen. Zu allem kommt hinzu, daß die größere Kriegstüchtigkeit 1806 und 1870 auf seiten der siegreichen Heere war. Preußen hatte 1806 elf Friedensjahre seit dem Frieden von Basel hinter sich, während Napoleons Truppen von einem Feldzuge in den anderen gezogen waren. Andererseits hatten die Franzosen 1870, abgesehen von Kämpfen in Algier und Mexiko, ebenfalls elf Jahre des Friedens seit Magenta und Solferino verlebt, während Preußen zwei siegreiche Kriege geführt hatte.

Wohl gerüstet, von einer zielbewußten Politik geleitet, traten so 1806 und 1870 die siegreichen Staaten in den Krieg. Beidemal sollten die aufstrebenden Mächte den Sieg davontragen; beidemal sollte einem Staate die führende Rolle in Europa entrissen und dem kräftigeren Gegner übertragen, sollte der militärische und politische Schwerpunkt den thatsächlichen Machtverhältnissen entsprechend verschoben werden. Ein wesentlicher Unterschied liegt allein in dem Charakter der beiden Kriege, deren Betrachtung wir uns nunmehr zuwenden: Preußen führte 1806 einen Existenzkampf und 1870 einen National- und Volkskrieg, Frankreich führte 1870, wie Napoleon I. 1806, einen Angriffs- und Eroberungskrieg.

Die Kriege und die Schlachten.

Beide Kriege wurden im Lande der unterliegenden Partei ausgetragen; Jena freilich wurde nicht geradezu auf preußischem Gebiet geschlagen, aber doch innerhalb eines Preußen befreundeten Staates, dessen Truppen auch unter den preußischen Fahnen fochten. Beidemal waren die Sieger, als die Hauptschläge geführt wurden, in offensivem Vormarsche auf die Hauptstadt des feindlichen Landes begriffen, während ihre Gegner, lange Zeit zaudernd, die günstige Gelegenheit zum Angriffe, die ihnen beim Beginne des Krieges geboten war, verpaßt hatten. Und doch waren sie voll prahlerischer Siegeszuversicht in den Krieg gegangen. Leichtsinnig und übermütig, als ginge es zum Ballfeste, aber nicht zum ernsten Waffenspiele, zogen 1806 unsere Offiziere aus. Sie erträumten ein zweites Roßbach und machten sich anheischig, die Franzosen in einem Jagen über den Rhein zu werfen. Auch den Franzosen fehlte 1870 der heilige Ernst, der unsere Truppen beseelte. In ihrem Hochmute schätzten sie den Gegner gering und hofften auf einen militärischen Spaziergang nach Berlin. Doch die innere Hohlheit offenbarte sich hier wie dort nur zu bald, und Kleinmut, Verzagtheit und Verrat folgten der „blassen Renommage“, wenn auch 1806 in abstoßenderer Weise als 1870. Denn es fehlte am Notwendigsten, an dem Geiste der Entschlossenheit, der Initiative, der schnellen, vorwärtsdrängenden Offensive. Aus dem Jahre 1870 sind diese Thatsachen hinlänglich bekannt. Früher als die Deutschen hatten die Franzosen ansehnliche Heeresmassen zu einem Einmarsche zur Verfügung. Auch hatte Napoleon den Plan, über den Rhein zu gehen und in schnellem Einfalle Süddeutschland von Preußen zu trennen. Er ließ ihn fallen, weil der Mut zur That fehlte, auch die Mobilmachung schwerfällig vor sich ging und man keineswegs so schlagfertig war, wie man sich gebrüstet hatte.

Man beschränkte sich auf die Defensive. Nun gingen die Deutschen zum Angriffe über, schlugen die Franzosen aus den Vogesen hinaus und zertrümmerten die ersten Armeekorps, die ihnen bei Weißenburg, Wörth und Spichern entgegentraten. Die französische Hauptarmee unter Bazaine wurde zum Rückzuge gezwungen. Napoleon beschloß, mit ihr auf Verdun zurückzugehen. In den blutigen Kämpfen bei Metz aber ward die Rheinarmee festgehalten. Die Franzosen bildeten aus den Trümmern der bei Weißenburg u. s. w. geschlagenen Korps eine neue Armee, welche Mac Mahon heranführte, um die Hauptarmee in Metz zu entsetzen und die Deutschen am Vormarsche auf Paris zu hindern. In der Schlacht bei Sedan wurde diese Absicht vereitelt und Mac Mahons Armee vernichtet.

Diese Verhältnisse sind nicht unbekannt. Ähnlich aber lagen die Umstände auch 1806. Damals hatten die Preußen zuerst ihren Aufmarsch vollendet. Man stand bereits mit gesammelter Macht in Thüringen, im Herzen Deutschlands, als die französischen Truppen noch im Anzuge waren. Man gedachte zuerst den Thüringer Wald zu überschreiten, um die noch nicht zusammengezogenen Truppen des Gegners einzeln zu schlagen und Süddeutschland zum Schauplatze des Krieges zu machen. Man nahm von diesem Plane Abstand, weil ein Genie, das die Armee zum Kampf und Sieg hätte führen können, fehlte, und weil die Politik den Erfolg eines Ultimatums abwarten wollte. Da plötzlich kam die Nachricht, daß die französischen Marschkolonnen auf der Nürnberg-Leipziger Straße heraneilten, um über den Frankenwald in das Thal der Saale vorzubrechen und die linke Flanke der Preußen zu bedrohen. Schon gefährdete Napoleon die Rückzugslinien der preußischen Armee, ihre Verbindung mit der Hauptstadt. Im preußischen Lager gab man die Stellung verloren und beschloß den Rückzug zur Elbe. Die Hauptarmee unter dem Fürsten von Braunschweig brach auf, um die sichere Unstrutlinie zu erreichen, während der kleinere Teil des Heeres unter dem Fürsten Hohenlohe-Ingelfingen bei Jena stehen blieb, um die Franzosen in ihrem Vormarsche aufzuhalten, und der Hauptarmee den Rückzug zu ermöglichen. Die Hauptarmee aber ward von den Franzosen unter Davoust bei Auerstädt angegriffen, geschlagen und von ihrer Rückzugslinie abgedrängt; sie erfuhr das Schicksal, welches die Bazainesche Armee vor Metz erlitt. Und das Korps des Fürsten von Hohenlohe ward bei Jena geschlagen — geschlagen bis zur Vernichtung, wie die Entsatzarmee Mac Mahons 1870 bei Sedan.

So zeigen sich Verwandtschaften auffallender Art in der strategischen Anlage und in dem Verlauf der beiden Kriege, nur vollzog sich das Schicksal Preußens 1806 ungleich schneller als das der französischen Armee 1870. Auch die beiden entscheidenden Schlachten bieten manche Punkte für eine vergleichende Betrachtung. Napoleon rückte 1806 die Saale abwärts gegen die rückwärtigen Verbindungslinien der Preußen heran. Diese standen auf dem linken Ufer des Flusses, das Korps Hohenlohe bei Jena mit dem ausdrücklichen Befehl, den Rückzug der Hauptarmee zu sichern. Wollte man dieser Aufgabe irgendwie gerecht werden, so mußte man vor allem das Saalethal sperren und den Gegner, der mit seiner Hauptmasse auf dem rechten Saale-Ufer heranrückte, am Überschreiten des Flusses hindern. In unbegreiflicher Nachlässigkeit unterließ man alle hierzu erforderlichen Maßnahmen. Die natürliche Verteidigungsstellung war der Landgrafenberg, der sich westlich von Jena, am linken Saale-Ufer erhebt und das Flußthal beherrscht. Südlich von ihm führt das Rauthal, nördlich das Mühlthal gegen die Stellung, welche die Preußen 1806 innehatten. Diese wichtigen Punkte waren unbesetzt. Ungehindert konnten die Feinde den Fluß passieren, und noch in der Nacht, die der Schlacht voraufging, führte Napoleon selbst, mit der Fackel in der Hand den Weg weisend, seine Artillerie auf den Landgrafenberg, von wo aus sie am frühen Morgen die Preußen mit ihren Geschossen überschüttete. Gleichzeitig stießen unter dem Schutze des starken Nebels von rechts und von links die französischen Heeressäulen durch die Saalepässe vor und rollten die Flügel des preußischen Heeres gegen die Mitte hin auf. Die Schlacht war verloren, ehe sie begonnen hatte. Was half alle Tapferkeit einzelner Regimenter nach solchen Fehlern? Das vorher Versäumte in

der Schlacht selbst durch Einsatz aller Kräfte, durch Aufopferung noch so vieler Menschenleben wieder einzubringen, war unmöglich.

Wen erinnern diese Vorgänge nicht an ähnliche Kurzsichtigkeiten und Nachlässigkeiten auf seiten der Franzosen bei Sedan. Diese waren auf dem Anmarsche gegen Metz, das Maasthal aufwärts. Ihnen entgegen zogen die neugebildete vierte Armee des Kronprinzen von Sachsen am rechten und die dritte Armee des Kronprinzen von Preußen am linken Maasufer. Die Hauptmassen des französischen Heeres waren nach dem Treffen bei Beaumont auf dem rechten Maasufer bei Sedan vereinigt. Alles mußte darauf ankommen, die Vereinigung der beiden feindlichen Armeen zu vereiteln, d. h. unsere dritte Armee daran zu hindern, vom linken auf das rechte Ufer zu gehen. Andererseits mußten die Deutschen bestrebt sein, den Fluß zu überschreiten, um sich mit dem Kronprinzen von Sachsen zu jenem eisernen Ringe zusammenzuschließen, der den Gegner zur Kapitulation zwingen sollte. Man beschloß dem entsprechend den Übergang auf das gegenüberliegende Ufer und zwar oberhalb und unterhalb der Festung, bei Bazeilles und bei Donchery. Bei diesem Unternehmen nun stieß man, ebenso wie einst Napoleon I. beim Überschreiten der Saale, auf keinen Widerstand. Die Bayern konnten ungehindert bei Bazeilles zwei Brücken über den Fluß schlagen. Auch den Uferrand und die zunächstliegenden Höhen, selbst die Ortseingänge fanden sie unbesetzt, als sie im Morgennebel über den Fluß gingen und in das Dorf eindrangen. Erst in Bazeilles selbst stießen sie auf heftigen Widerstand. Die Verbindung aber war auf dieser Seite mit der vierten Armee hergestellt, der Ring im Süden geschlossen. Gleichzeitig war das elfte Armeekorps gegen Donchery vorgerückt. Auch hier traf man auf keinen Gegner: ohne einen Schuß abzugeben, gewann man das jenseitige Ufer und die große Chaussee nach Mesières, die Rückzugsstraße der Franzosen, und bald ward auch auf dieser Seite die Umklammerung vollendet. Das Los der französischen Armee war besiegelt. Die Tapferkeit der französischen Infanterie, die schneidigen Attacken, welche die Kavallerie ritt, konnten wohl verhindern, daß man ruhmlos erlag — das Schicksal des Tages vermochten sie nicht mehr zu wenden.

Nach allem waren es bei Jena wie bei Sedan Fehler in der Führung, welche dem Unterliegenden die vernichtenden Niederlagen zuzogen. Die Truppen haben sich 1806 und 1870 mit anerkennenswerter Tapferkeit geschlagen. Der gemeine Mann rechtfertigte auch bei Jena das Vertrauen, das man zu ihm hatte, und der französische Soldat focht bei Sedan des alten Ruhmes würdig mit größter Tapferkeit. Immerhin wurden die Franzosen 1870 vergleichsweise besser geführt als die Preußen 1806. Der Herzog Karl von Braunschweig, der Oberkommandeur der preußischen Armee, war ein alter unfähiger General. Er stammte noch aus der Zeit Friedrichs des Großen und hatte sich unter Führung seines Oheims im Siebenjährigen Kriege nicht schlecht bewährt. Aber er war inzwischen zu hohen Jahren gekommen; die Zeiten hatten sich gewandelt, während er noch in den Anschauungen und strategischen Grundsätzen des fridericianischen Zeitalters dahinlebte. Er hatte von dem großen Meister der modernen Kriegsführung nichts gelernt. Und wenn auch das Urteil des Generals Kalckreuth, des späteren Verteidigers von Danzig, der den Herzog der Mittelmäßigkeit, Unentschlossenheit, Eitelkeit und übertriebenen Eifersucht bezichtigte und als durchaus unfähigen Mann bezeichnete, übertrieben sein dürfte, so war doch ein solcher Feldherr einem Napoleon keineswegs gewachsen und die Armee, die von ihm geführt wurde, dem Untergange geweiht.

War aber niemand in der preußischen Armee, der ersetzen konnte, was der Oberstkommandierende vermissen ließ? Der König selbst weilte bei dem Heere. Warum übernahm er nicht den Oberbefehl? Friedrich Wilhelm III. war eine passive Natur, die sich erst in der Zeit schwersten Leidens bewähren sollte. Ihm fehlte das stolze Bewußtsein der Überlegenheit, dem Napoleon seine Siegesgewißheit verdankte. Das Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit lähmte ihm die Thatkraft, und da er die Gaben eines Generalkommandierenden in sich vermißte, lehnte er eine Verantwortlichkeit ab, die er als gewissenhafter Mensch nicht übernehmen zu können glaubte. Wie ganz anders da-

gegen sein großer Sohn, Kaiser Wilhelm I.! Der betrachtete das angeborene Recht des Befehlens als sein unveräußerliches Eigentum und seine königliche Pflicht. Als echter König nahm er die Verantwortung des obersten Kriegsherrn vor Gott und der Geschichte auf sich, und wenn er auch den Rat seiner getreuen Paladine hörte, entschied er doch stets selbst nach eigenem Ermessen und Gewissen. Andererseits war es für den Träger der preußischen Krone ganz unmöglich, am Kriege persönlich nicht teilzunehmen. Den Traditionen seines Hauses zufolge war er unter allen Umständen Soldat und hatte so seinen Platz im Hauptquartiere seines Heeres. Auch Friedrich Wilhelm III. betrachtete dies als seine selbstverständliche Pflicht, und doch konnte seine Anwesenheit unter den obwaltenden Verhältnissen nur lähmend wirken. Der Herzog von Braunschweig benutzte sie, um auf eigene Verantwortung hin gar nichts mehr zu thun und die Geschäfte, die ihm in die Hände gelegt waren, auf den König abzuwälzen. Die Folge war, daß die preußische Armee thatsächlich keinen Oberbefehlshaber hatte, daß ein mächtiger Geist, der alle Bewegungen einheitlich geleitet hätte, fehlte. Thatsächlich wurde auch die Schlacht bei Jena geschlagen, ohne daß der König oder der Herzog zugegen waren. Sie hatten beide mit der Hauptarmee den Rückzug angetreten und das Kommando dem Erbprinzen von Hohenlohe-Ingelfingen überlassen. Aber auch dieser war kein Feldherr, wie seine Versäumnisse vor der Schlacht zur Genüge beweisen. Wohl zeigte er in der Schlacht selbst großen persönlichen Mut und war stets im vordersten Treffen, wo der Kugelregen am dichtesten war. Aber er hatte keine Übersicht, und die Schlacht verlief wie der Krieg ohne eigentliche Leitung. Beim Rückzuge verlor der Erbprinz völlig den Kopf und kapitulierte kurz nachher bei Prenzlau. Von den späteren Feldherren Preußens, von Blücher, Scharnhorst, Gneisenau u. a., war noch keiner in eine führende Stellung eingerückt. In Betracht kam in der Schlacht nur der General Rüchel, einer der tüchtigsten Heerführer jener Zeit. Er aber traf erst auf dem Schlachtfelde ein, als der Rückzug schon im Gange war. Mit Todesverachtung warf er sich dem Feinde entgegen und brachte wirklich die Schlacht für kurze Zeit zum Stehen. Doch blieb auch dieser Kampf nutzlos, da die Regimenter einzeln eingesetzt wurden. Zudem traf den General eine Kartätschenkugel auf die Brust; er verlor die Sprache, und das Versagen seiner Donnerstimme bedeutete für den Rückzug einen schweren Verlust.

Ähnlich, wenn auch weniger schlimm, lagen die Verhältnisse 1870 bei den Franzosen. Hier war Bazaine vom Kaiser mit dem Oberbefehle betraut worden. Bazaine hatte sich in früheren Kriegen vielfach ausgezeichnet und war unstreitig ein brauchbarer General. Jedoch fehlten auch ihm die entscheidenden Gaben des Feldherrn: die klare Übersicht, die geniale Kraft des Wollens, der sichere Takt, der in den schwierigsten Lagen instinktiv das Rechte trifft. Dazu war er wenig beliebt und genoß ebensowenig wie der Braunschweiger allgemeines Vertrauen. Auch er war bei Sedan nicht zugegen, sondern weilte bei der Hauptarmee in Metz, und wie der Herzog von Braunschweig am Tage der Schlacht bei Jena die Niederlage bei Auerstädt erlitt, so wurde auch er an dem Tage von Sedan bei Noiseville geschlagen und von neuem nach Metz hineingeworfen.

Den Oberbefehl über die französische Entsatzarmee führte vielmehr Mac Mahon, der ruhmgekrönte Sieger von Magenta. Zwar war auch er keine geniale Natur, die über den Verhältnissen stand und sie nach ihrem Willen zu lenken wußte. Aber er war auf jeden Fall ein Mann von hohen Fähigkeiten, voll weitausschauender Umsicht und festem Selbstvertrauen, dazu beliebt und hochangesehen, und vielleicht hätte er Frankreichs Geschicke anders lenken können, wenn nicht höhere Mächte sein Handeln bestimmt hätten.

Bei seiner Armee befand sich — wie allgemein bekannt — Napoleon III., und seine Gegenwart übte einen ähnlich lähmenden Einfluß auf die Leitung aus wie die Friedrich Wilhelms III. bei der preußischen Armee 1806. Auch Napoleon III. erfüllte die ihm kraft seines Amtes obliegende Aufgabe nicht, und doch wünschte er von allem unterrichtet zu sein und mitzuraten, ohne doch die letzte Entscheidung und Verantwortung zu über-

nehmen. Freilich beurteilte er ebenso wie Friedrich Wilhelm III. die Verhältnisse und Gegner richtiger als die meisten seiner Generale. Aber ihm fehlte der Mut und die Kraft, die schweren Lasten des Oberkommandos zu übernehmen, die er früher so oft getragen hatte. Er war ein kranker, gebrochener Mann, der diesen Krieg gerne vermieden hätte. Die Höhe seines Lebens hatte er bereits hinter sich, während unser König Friedrich Wilhelm III. erst am Beginne seiner leidensvollen Bahn stand, auf der er so viel Festigkeit und Mut zeigen sollte, und die Verantwortung zum Kommandieren nicht aus Schwäche, sondern aus übertriebener Gewissenhaftigkeit, aus zu weitgehendem Pflichtgefühle abgelehnt hatte. Ohne Hoffnung auf den Erfolg seiner Sache schleppte Napoleon seinen müden Körper mit seiner Armee von Ort zu Ort; er that es für seine Dynastie, und dieselbe Rücksicht drängte Mac Mahon, der seinem Kaiser ein treuer Diener war, vorwärts in den Kampf, ins Verderben, obgleich er wie der Kaiser einsah, daß nur ein schleuniger Rückzug noch Rettung bringen konnte.

Denn man durfte nicht mehr nach rein militärischen Rücksichten handeln, sondern stand unter dem verhängnisvollen Drucke der öffentlichen Meinung und der Pariser Volksvertretung. Das Volk von Paris und seine Leiter verlangten die Schlacht, sie drohten mit Aufstand und Absetzung des Kaisers, wenn man Metz und die Hauptarmee preisgäbe. Es ist bekannt, daß der Befehl zur Schlacht nicht aus dem Hauptquartiere des Kaisers, sondern aus Paris kam. Der Kriegsminister Palikao und die Regentschaft in Paris rieten dringend den weiteren Vormarsch auf Metz und die Schlacht. So hat die Rücksicht auf die Napoleonische Dynastie und auf das Volk in Paris die französische Armee nach Sedan getrieben.

Mac Mahon entzog sich dem Kampfe nicht. Er nahm die Schlacht an; aber wohl mag er späterhin seinem Schöpfer gedankt haben, daß ihn ein Granatsplitter gleich beim Beginne der Schlacht traf und so der Schmach enthob, seinen Namen mit der größten Niederlage des Krieges zu verknüpfen. Nach seiner Verwundung trat die Verwirrung im Oberkommando ein, die bekanntlich die Niederlage beschleunigte und vergrößerte. Zunächst übernahm Ducrot, der später bei der Verteidigung von Paris sein Bestes gethan hat, den Oberbefehl. Er erkannte, daß nur noch schleuniger Rückzug, wenn nicht die ganze Armee, so doch einen Teil derselben retten könnte. Schon waren die entsprechenden Befehle gegeben, schon rückten die Truppen aus der Gefechtslinie, als General Wimpffen jene bisher geheim gehaltene Ordre des Kriegsministers Palikao vorwies, die ihm den Oberbefehl übertrug, falls dem Marschall Mac Mahon etwas zustoßen sollte. Ducrot trat daher vom Oberkommando zurück, und alsbald wurden Gegenbefehle erlassen, da Wimpffen sich nicht von der Notwendigkeit des Rückzuges überzeugen konnte. Die Schlacht wurde wieder hergestellt — mit welchem Erfolge, ist hinreichend bekannt.

In den Mängeln der Führung haben wir demnach für Jena wie für Sedan die letzten Ursachen der Niederlagen zu suchen. Es fehlte hier wie dort an Einheitlichkeit, an entscheidendem Willen, an durchgreifender Kraft — vor allem an dem Genie eines Napoleon und Moltke. Daneben kommen freilich noch andere Momente in Betracht, welche für den Ausgang der beiden Schlachten von nicht zu unterschätzender Bedeutung waren. Zunächst die numerische Überlegenheit, welche wir bei Sedan, die Franzosen bei Jena voraushatten. Napoleon vermochte bei Jena 100000 Mann gegen 65000 Preußen ins Gefecht zu bringen; in der Schlacht bei Sedan kämpften 200000 Mann gegen 140000 Franzosen. Trotzdem die letzten Tage beiden Heeren große, ja übermäßige Marschanstrengungen gebracht hatten, war es der Napoleonischen und der Moltkeschen Strategie gelungen, alle verfügbaren Truppen zum entscheidenden Schlage zu vereinen und den Gegner mit erdrückender Übermacht anzugreifen.

Dazu kam die taktische Überlegenheit einzelner Waffen bei den Siegern. Den Franzosen verschaffte die schon geschilderte Fechtweise ihrer Infanterie bei Jena einen schnellen Sieg über das schwerfällige Fußvolk des Gegners. Auch war ihre Artillerie, was Geschütze, Munition, Masse, Ausbildung und Verwendung betrifft, der preußischen bei weitem überlegen. Ebenso waren die Deut-

schen bei Sedan hauptsächlich durch ihre vorzügliche Artillerie im Vorteile. Man vermochte mehr Geschütze ins Feuer zu bringen, auch besaß man besseres Material, das weiter trug und sicherer schoß. Vor allem aber war die Mannschaft besser eingeübt. Mit wenigen Schüssen hatten sich die Preußen eingeschossen, während die Franzosen Schuß auf Schuß vergebens abgaben. Von Stellung zu Stellung wurden die Franzosen durch die deutschen Granaten getrieben. Das Bois de Garenne, vor dem die Gardeartillerie hielt, wurde Strich für Strich abgeschossen, mit Granaten gleichsam überschüttet, und als die Gardeinfanterie später zum Sturme schritt, traf sie auf keinen Widerstand mehr. An dem vernichtenden Schnellfeuer unserer Artillerie scheiterten auch mehrere Attacken der feindlichen Kavallerie, die mit großer Bravour geritten wurden, und die zahlreichen Versuche der französischen Infanterie, sich von neuem zu sammeln. Der Artillerie gebührt die Ehre des Tages, wenn zugleich auch die Leistungen der anderen Waffen die höchste Anerkennung verdienen.

Wir haben im voraufgehenden die Politik, die zum Kriege führte, betrachtet, wir haben den Verlauf der Kriege und der Schlachten verfolgt und die Ursachen der Niederlagen dargestellt. Es bleibt uns noch übrig, einen Blick auf die Folgen der beiden Schlachten zu werfen.

Die Folgen der Schlachten.

Dem augenblicklichen, intensiven Erfolge, dem unmittelbaren Eindrucke nach steht Sedan über Jena. Eine ganze Armee war kriegsgefangen und mit ihr eine Reihe berühmter Heerführer und der Kaiser selbst. Bei Jena war die preußische Armee zwar völlig zertrümmert, einzelne Teile entrannen jedoch dem Verhängnisse. Dieser Unterschied bleibt indes nur ein geringer. Im Zusammenhang der Ereignisse betrachtet, steht die Wirkung der Schlacht bei Jena keineswegs hinter Sedan zurück. Man darf nicht vergessen, daß ihr kein einziges bedeutendes Treffen voraufging, während 1870 die französische Armee schon schwere Niederlagen erlitten hatte. Und dann ereilte Napoleon bei seiner Verfolgung die einzelnen fliehenden Abteilungen, und nach kaum acht Tagen waren keine Feldtruppen mehr vorhanden, welche ihm den Sieg hätten streitig machen können. Es folgte die schmähliche Übergabe fast sämtlicher preußischen Festungen: Magdeburg, der Schlüssel der Monarchie, kapitulierte vor Murats Husaren, die sich in der Ferne zeigten, und diesem Beispiele folgte Feste auf Feste, und dreizehn Tage nach der Schlacht bei Jena zog Napoleon in Berlin ein.

Auch die Deutschen fanden 1870 auf ihrem Vormarsche gegen Paris keinen nennenswerten Widerstand. Es gab keine französische Feldarmee mehr, und sechzehn Tage nach der Kapitulation von Sedan wurde Frankreichs Hauptstadt eingeschlossen.

Hier aber setzt der große Unterschied in den beiden Katastrophen von 1806 und 1870 ein. Inzwischen hatte sich in Paris der große Umschwung, die Verfassungsänderung vollzogen. Das Kaisertum war gestürzt, die Republik proklamiert worden; Frankreich und sein Volk erhob sich. Paris, die größte Festung der Welt, leistete energischen Widerstand, und andere Armeen bildeten sich. Von neuem entbrannte der Krieg, aber mit völlig verändertem Charakter. Hatte man bisher wider das Napoleonische Kaisertum gestritten, so galt es jetzt das französische Volk zu besiegen.

Ganz anders 1806 in Preußen! Berlin und das Land bis zur Weichsel wurde ohne Schwertstreich besetzt. Freilich folgte auch hier ein völlig neuer Krieg, der bis zum Juli 1807 währte und die blutigen Schlachten von Preußisch-Eylau und Friedland brachte. Aber diesen führte doch eigentlich Rußland, nicht Preußen, das keine nennenswerten Truppen mehr ins Feld zu stellen vermochte. Das preußische Volk vollends regte sich überhaupt nicht. Während in Frankreich 1870 das Volk, vornehmlich das Pariser, den Krieg heischte, stand 1806 die große Masse des Volkes kalt und teilnahmlos dem großen Kampfe gegenüber. Auf den Krieg und die Schlacht hat die Volksstimme damals schlechterdings keinen Einfluß ausgeübt. Und als nun die Kunde von der Niederlage das Land durchflog, da fügte man sich mit der Ruhe, die der Gouverneur von Berlin als erste Bürgerpflicht gebot, in das Unvermeidliche, und sie war ebensosehr

Gleichgültigkeit als Bestürzung über das unerwartete Ereignis. An dieser Lauheit hatte allerdings der Geist der Zeit auch seinen Anteil. Das Unglück des Staates fand ein vaterlandsloses Geschlecht, das in dem kosmopolitischen Ideale einer Menschenliebe ohne nationale Beschränktheit dahinlebte. Man umfing die Millionen und küßte die ganze Welt. Man flüchtete sich aus dem engen dumpfen Leben der Gegenwart in das Reich der Schönheit und der Ideale, in das klassische Altertum und Mittelalter und in die Märchenwelt des Orients, und sah in dem historischen Staate höchstens ein notwendiges Übel, unter dessen Drucke nur die schöne Geselligkeit, die Freiheit und die harmonische Bildung des Individuums verkümmern könne. Andererseits war diese Teilnahmlosigkeit des Bürgerstandes, des Hauptträgers der neuen deutschen Bildung, an dem Geschicke des vom Adel geführten Heeres nur eine Strafe für den Kaltsinn, welchen der preußische Staat und sein großer König für das wiedererwachende geistige Leben der Nation bisher gezeigt hatte.

Erst die Not der französischen Occupation sollte diese Kluft überbrücken, sollte aus Bürgerstand und Heer das preußische Volk in Waffen schaffen. Sie lehrte dieses Geschlecht die Liebe zu dem Vaterlande, in dem die starken Wurzeln unserer Kraft sind, wie sie es wieder beten lehrte zu dem Gott, der Eisen wachsen ließ. Und dann, als die Zeit gekommen war, erhob sich auch in Preußen das Volk, um die Eindringlinge von dem heiligen Boden des Vaterlandes zu vertreiben und zornige Rache zu nehmen für die schimpfliche Niederlage und die Unbilden einer langen, schweren Zeit.

So folgte hier der zweite Teil des Dramas, der sich 1870 unmittelbar an die Schlacht von Sedan anschloß, erst ein halbes Jahrzehnt später und mit günstigerem Ausgange wie 1870. 1806 aber ließ sich die herrliche Wiedergeburt Preußens noch nicht ahnen. Wohl gab es patriotische Männer, zumal unter den Offizieren, welche tief die Erniedrigung empfanden, die über diesen Staat gekommen war, als der gewaltige Korse am Sarge Friedrichs des Großen stand, dessen Schöpfung er an einem Tage in Trümmer geschlagen hatte, als er im Schlosse des großen Königs Quartier nahm und den Degen des Siegers von Roßbach und Leuthen nach Paris schickte. Aber auch ihnen schien die einst so stolze Monarchie nach dem Sturze des Heeresstaates tot und begraben. So dachte auch Archenholz, der tapfere Mitstreiter aus dem Siebenjährigen Kriege und dessen berühmter Geschichtschreiber. Der gab seinem Schmerze in folgenden Worten beredten Ausdruck: „Die Herrlichkeit des preußischen Staates ist nun auf einmal, wie durch den Schlag einer Zauberrute und auf immer dahin. Vom Oktober 1806 existiert die so lange hochgeachtete, in einem aufgeklärten Zeitalter bewunderte, durch einen großen Mann verherrlichte preußische Monarchie nur noch in der Geschichte als historisches Phänomen.“ Er beklagte in dem Falle Preußens den Untergang der deutschen Unabhängigkeit, des deutschen Ruhmes und der protestantischen Religion, er befürchtete selbst den der deutschen Muttersprache. So ging der preußische Heeresstaat zu Ende. Aber Friedrich Wilhelm III. blieb preußischer König, und mochte er bis in die letzte Stadt seines Landes gedrängt werden, er war und blieb König. Dies war das unveräußerliche Vermächtnis des großen Königs an seinen Staat, das selbst ein Napoleon nicht anzutasten wagte.

So finden wir nach Jena in Preußen gerade die entgegengesetzten Erscheinungen wie 1870 in Frankreich: 1870 hat Frankreich seinen Herrscher selbst verstoßen und seitdem jeder festen Regierung entbehrt. 1806 hat Napoleon das Erbe des Großen Friedrich geächtet. Der Staat zerbröckelte, die eine Hälfte ward französisch, das Volk verhielt sich rein passiv, aber die Verfassung, das Königtum der Hohenzollern blieb. Es zeigte sich, welche Kraft in der angestammten Monarchie lag, die Schicksal und Ruhm mit dem Staate verband. Sie war der rocher de bronze, auf dem Preußen begründet war. Um ihr Banner scharten sich denn auch die ausgezeichneten Männer, die den Staat neu begründeten, den Tag der Vergeltung vorbereiteten und in den Befreiungskriegen an die Spitze ihres Volkes traten. —

Wir stehen am Schlusse unserer Betrachtungen. Zwar drängen sich dem Beobachter noch manche nicht uninteressante Berührungs-

punkte zwischen jenen beiden Perioden unserer vaterländischen Geschichte auf: manche Ähnlichkeiten, manche Unterschiede! Jena wurde in den glorreichen Befreiungskriegen gerächt, Sedan ist bis heute ohne Revanche geblieben. Doch haben auch die Franzosen ihre Niederlage dank ihres großen Nationalreichtums und ihrer überreichen Volkskraft überwunden, und mächtig, angesehen und leistungsstark steht heute ihr Staat wieder da, nachdem er ähnliche Reformen wie Preußen nach 1806 erfahren hat. Sedan hat für uns eine weit größere nationale Bedeutung als Jena für die Franzosen, legte es doch den Grundstein zum Deutschen Reiche. Es war recht eigentlich ein Sieg des mit seinen Fürsten einigen deutschen Volkes, während Jena doch nur der Sieg des einen Übermenschen Napoleon war. Der Krieg von 1870 war ein Nationalkrieg: das ganze deutsche Volk zog hinaus in den heiligen Kampf, um zuerst das Kaisertum der Napoleoniden, dann das französische Volk niederzuwerfen. Der Krieg von 1806 war nur das Ringen zweier Heere: die preußische Armee erlag der französischen, die unter ihren Fahnen zudem noch viele Fremde, zumal Rheinbündler, zählte, erlag dem Feldherrn Napoleon. Zwar kann man auch die Schlacht bei Jena als eigentlichen Gründungstag des Napoleonischen Kaiserreiches betrachten, denn erst seit der Besiegung Preußens durfte Napoleons Thron als gesichert gelten. Aber das Kaisertum Napoleons wurzelte nicht wie das deutsche der Hohenzollern in der Nation; es entsprang nicht dem Wünschen und Sehnen eines Volkes, sondern dem unbegrenzten Ehrgeize des Korsen, der mit der neuen Würde höchstens der Eitelkeit der Franzosen schmeichelte. Deshalb war seine Herrlichkeit auch von kurzer Dauer; mit dem Glücke zugleich verließ die Begeisterung und Anhänglichkeit der Franzosen den Imperator. So stürzte der Gewaltige von seiner steilen Höhe, auf der ihn nicht Roß noch Reisige dauernd zu schützen vermochten, als ein warnendes Beispiel falscher Größe, und mit ihm entschwand die Glorie des Sieges bei Jena, welche die Franzosen einzig seinem Genius verdankten. Er allein hatte mit wunderbarer Meisterschaft den Krieg diplomatisch vorbereitet und sich ein schlagfertiges Heer geschaffen; er allein hatte den Kriegsplan entworfen und persönlich seine Truppen ins Feld geführt. 1870 fehlt dieses Überwältigende und Einheitliche des Genies. Dort sehen wir Bismarck, den Staatsmann, Roon, den Organisator des Heeres, und Moltke, den Schlachtendenker, als getreue Diener und geniale Mitstreiter des greisen Heldenkönigs, der sein Heer von Sieg zu Sieg führte. Wunderbar aber ergänzten sich diese Männer gegenseitig; jeder ein Genie, vereinigten sie ihre Thätigkeit zum Gelingen des Ganzen, wirkten sie in gemeinsamer Arbeit für das Wohl ihres Staates. Und Segen und Gedeihen ruhte auf ihrer Thätigkeit bis an das Ende ihrer Tage; schmerzlos dürfen wir uns an ihrem Leben erfreuen, das sie — mit Ausnahme des einzigen Roon — bis in ein hohes Alter ausleben durften.

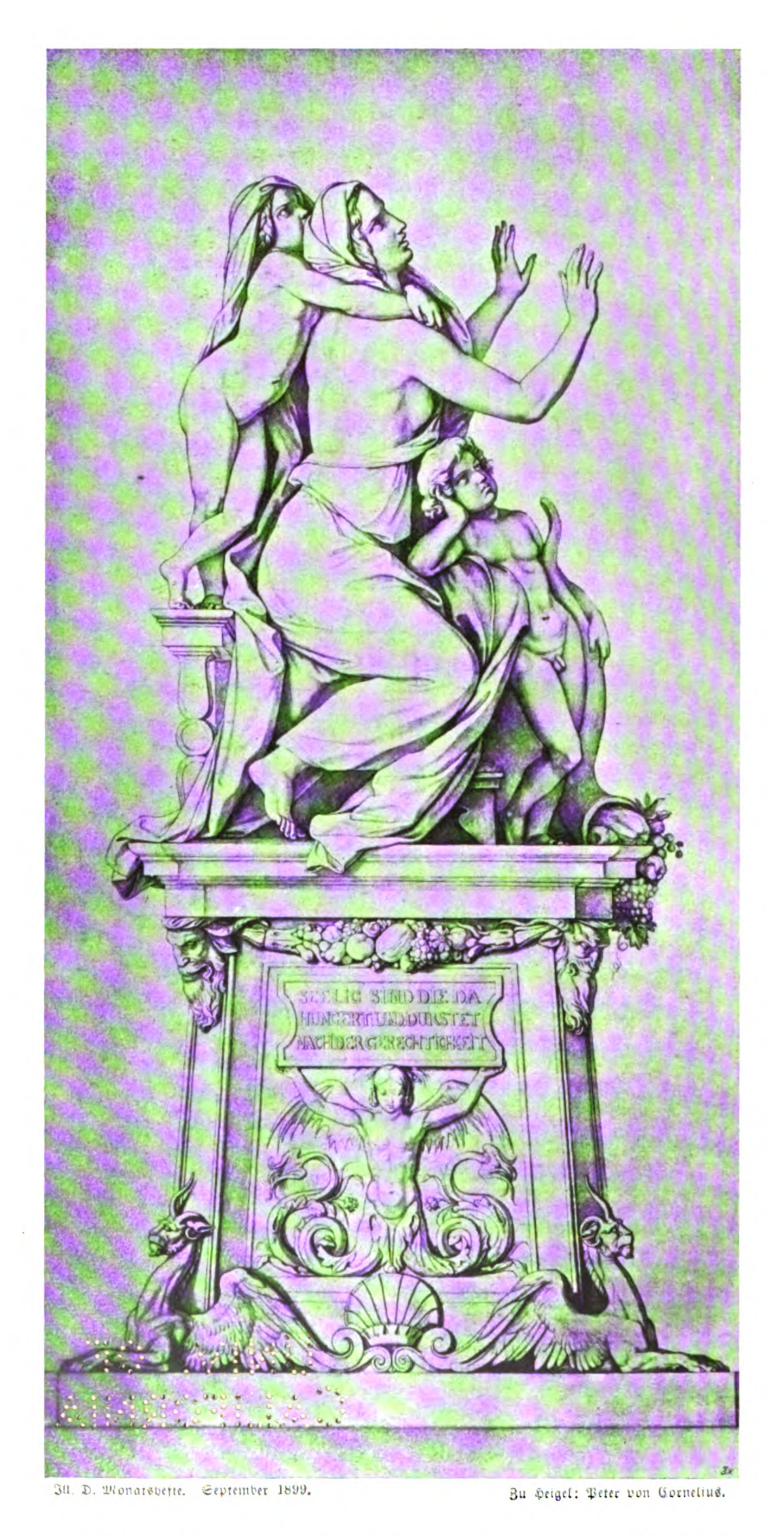
Doch wir wollen nicht noch einmal auf Einzelheiten eingehen, sondern zu der Beantwortung der Frage schreiten, welche wir uns am Beginne unserer Betrachtung gestellt haben. Welche Momente entschieden 1806 und 1870 über Sieg und Niederlage? Nennen wir sie kurz, wie wir sie fanden. Eine geschickte und zielbewußte, für alle Fälle gerüstete Politik, die Überlegenheit der strategischen Führung, der Geist der Initiative und Offensive, welcher Führer und Truppen beseelte, der Mut zur That und zur Verantwortlichkeit, die überlegene Kraft des Willens und vor allem das Genie: das sind die idealen Faktoren, welche 1806 für die Franzosen, 1870 für uns entschieden. Daneben kommen in Betracht die Stellung der süddeutschen Staaten, welche 1806 für Napoleon, 1870 für uns waren, die numerische Überlegenheit, die größere Kriegstüchtigkeit und bessere taktische Ausbildung der Truppen, sowie die höhere Kriegsbereitschaft der beiden siegreichen Staaten, mehr reale Mächte, die aber nicht übersehen werden dürfen. Auf der anderen Seite sehen wir: eine schwächliche, planlose Politik, eine ohnmächtige, zerfahrene Leitung, Hochmut, der zum Kleinmute wird, Unentschlossenheit, moralische Schwäche, mangelhafte Ausbildung, geringe Kriegsfertigkeit, ungenügende Kriegsrüstung und wiederum vor allem das Fehlen eines alles leitenden Genies. So haben

verschiedene Kräfte — hier negativer, dort positiver Natur — beidemal zum Gelingen und Verlieren zusammengewirkt. Schwierig aber bleibt es, sie in ihrem gegenseitigen Verhältnisse und Werte abzumessen, denn sie sind Unwägbarkeiten, die sich nicht auf mathematische Formeln bringen lassen.

Das aber, was not thut, läßt sich hier wie dort leicht erkennen. Nicht alles freilich steht in unserer Macht, vieles liegt in der Hand dessen, der die Schicksale der Völker lenkt; jeder aber vermag nach seiner schwachen Kraft das Seine zu thun, um das Errungene zu bewahren und den Erfolg zu gewährleisten, wenn wir einst wieder gezwungen sein sollten, für Ehre, Freiheit und Vaterland das Schwert zu ziehen. Nicht immer wird unserem Vaterlande der mächtige Geist beschieden sein, der seine Geschicke in allen Fährnissen ihm zum Segen lenkt — ein deutscher Mann, der wie der nun dahingegangene Held im Sachsenwalde Alldeutschlands Herzen an sich zu fesseln weiß. Bewahren aber können wir uns die Einheit, die er schuf, auf daß nicht das Gebet jenes alten Römers, der da flehte, die Götter möchten die Deutschen in Zwietracht erhalten — denn wären sie einig, so würden sie die Welt beherrschen —, daß dieses Gebet nicht zum Fluche an uns werde. Sonst werden die einzelnen Stäbe des Rutenbündels, das wir das Deutsche Reich nennen, wieder wie von dem ersten Napoleon einzeln geknickt und gebrochen werden. Nicht immer wird uns das Geschick einen genialen Schlachtendenker wie Moltke vergönnen, der uns die Wege zum Siege weist. Erhalten aber können wir unserem Volke die Gesundheit an Körper und Geist, damit es Freude habe am Waffenwerke und nicht erschlaffe in unthätiger Friedensliebe, die, wenn übertrieben, zur Feigheit wird, damit es nie das stolze Wort seiner Vorfahren: wehrlos — ehrlos, vergesse und die Manneszucht verliere, die von je der Ruhm deutscher Soldaten war.

Immer aber möge — und das ist der höchste Wunsch, der wieder und wieder jedes Patrioten Herz erfüllt — an der Spitze unseres Staates ein Herrscher stehen, der seiner hohen Stellung voll gewachsen ist, der, wie Friedrich der Große, alle Gaben des Geistes in sich vereint, um allein das Geschick seines Staates in Sonnenschein und Wettersturm zu leiten, oder der wie der große Kaiser die seltene Fähigkeit besitzt, seine Diener auszuwählen und an ihren Platz zu stellen, um in neidlosem Zusammenwirken mit ihnen seiner großen und heiligen Aufgabe gerecht zu werden. Und möge ihm, dem Herrscher, die Treue seines Volkes und seines Heeres allezeit zur Seite stehen; möge das Gift innerer Zwietracht nicht den Körper unseres herrlichen Reiches mit tückischem Siechtum befallen!

Noch stehen wir auf der Höhe, im Licht! Aber wohl geziemt es dem Verständigen, sich nicht nur in der Sonne des Ruhmes und des Glückes zu wärmen, sondern einen Blick zu werfen in die Nacht, in die Erniedrigung. Eben jetzt rüsten wir uns, den herrlichen Tag von Sedan durch ein Nationalfest würdig zu feiern, um Kinder und Kindeskinder für alle Zeiten an seine Bedeutung zu gemahnen. Der hohen Ruhmestage seiner Geschichte zu gedenken, ist unbestreitbares Recht, ja Pflicht für ein Volk. Daneben aber soll es der Unglückstage, die es gesehen, nicht vergessen. So erinnerte der dies ater von der Allia und der von Cannä die Römer noch lange an schweres nationales Unglück, und spätere Geschlechter empfanden diese Niederlagen wie selbsterlebtes Leid. Auch für uns soll die Lehre, die wir 1806 empfingen, nicht vergeblich sein. Lernen wir auch von der Niederlage der Feinde, damit nicht das Wort recht behalte, daß man aus der Weltgeschichte nur dies lernen könne, daß die Welt aus der Geschichte nie etwas gelernt habe. Auch für uns wird der Ausspruch des Römers gelten, daß ein Staat nur auf den Grundlagen bestehen kann, auf denen er aufgebaut ist. Gedenken wir dieser Grundlagen, suchen wir sie — vor allem die Gesundheit, die Kriegstüchtigkeit, den wackeren Mut, die moralische Kraft, die Treue und Vaterlandsliebe unseres Volkes zu erhalten, dann wird es Gott an dem anderen nicht fehlen lassen! Dann braucht uns vor einer Niederlage nicht zu bangen; dann wird ein kommender Krieg für uns nicht zerstörend, sondern weiteraufbauend und kräftigend wirken.



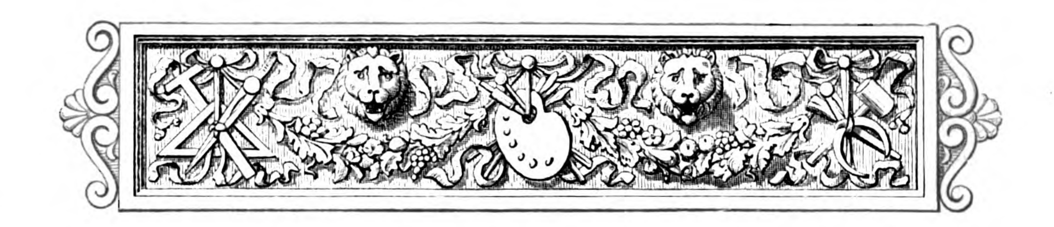
Ill. D. Monatshefte. September 1899. Zu Heigel: Peter von Cornelius.

Peter von Cornelius: Aus den Kartons zum Campo Santo in Berlin.
Selig sind, die da hungert und durstet nach der Gerechtigkeit.
(Nach einer Photographie der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)



Jll. D. Monatshefte. September 1899. Zu Heigel: Peter von Cornelius.

Peter von Cornelius: Aus den Kartons zum Campo Santo in Berlin.
Selig sind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn das Himmelreich ist ihr.
(Nach einer Photographie der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)



Peter von Cornelius.

Von

Karl Theodor Heigel.

(Nachdruck ist untersagt.)

Die Kunstfreunde waren von jeher geneigt, in den führenden zeitgenössischen Meistern Sterne, Titanen, Unsterbliche zu sehen. Doch in der Regel scheinen diese irdischen Sterne schon dem folgenden Geschlecht nicht mehr; dann haben diese Himmelstürmer mit den Titanen der Göttergeschichte nur noch den Sturz gemeinsam. Die Künstler, die uns in jungen Tagen begeisterten, sind für unsere Enkel nur noch Namen, und ihr Werk ist vergessen oder verachtet.

Da ist es für den Historiker eine fromme Pflicht, an jene Verschollenen oder Verfemten zu erinnern und darzuthun, daß auch ihr Tageswerk, das die in ihrem Sturm und Drang grausame Jugend belächelt, ein Vermächtnis an die Nachwelt war. In diesem ewigen Werden und Schwinden geht kein Keim verloren, kein Leben ist mit dem Tode abgeschlossen, kein Urteil unwiderruflich gesprochen.

Ein ergreifendes Beispiel für den Wandel der Werte und Ideale ist Peter von Cornelius. Wie Goethe wies er auf die Antike, als das ewig gültige Muster, und wie Goethe war er für seine Zeit ein Orakel. Als bahnbrechend, unantastbar und unvergänglich schätzte man seine Werke. Wie spricht aber heute einer der angesehensten Kunstrichter von Cornelius und den Seinen? „Daß auf dem Münchener Boden," sagt Richard Muther, „unter Ludwig I. eine ‚Blüte deutscher Kunst' bestanden, kann die Nachwelt ebensowenig wie bei der Hadrianischen Epoche anerkennen. Nach zwei Menschenaltern schon will es scheinen, als ob in diesem ‚Teutschen Fresko' der zwanziger und dreißiger Jahre weniger Originalleistungen der deutschen Kunst des neunzehnten als schwache Reflexe der italienischen des sechzehnten Jahrhunderts zu sehen wären."

Ja, wir haben uns weit entfernt von den Kunstanschauungen jener Tage, da Ingres den „Brand von Troja" in der Münchener Glyptothek als ein den Stanzen Raphaels ebenbürtiges Bild rühmte, da Kaulbachs Reformationsbild auf der Pariser Ausstellung den höchsten Preis im Wettstreit der Nationen errang und von einem Franzosen, Maxime Ducamp, als „die Schule von Athen des Protestantismus" bezeichnet wurde.

Es hat sich bitter gerächt, daß Cornelius selbst den Standpunkt einer vorurteilslosen Würdigung fremder Kunst nicht finden konnte, daß er ein Verächter der Farbe war und zu Max Lohse sagte: „Der Pinsel ist der Verderb unserer Kunst geworden!" daß er ferner der Mutter alles künstlerischen Schaffens, dem Studium der Natur, zu wenig Liebe und Vertrauen widmete, daß er schon in Delaroches Schöpfungen eine sträfliche Rücksichtnahme auf die Sinne beklagte.

Die Jugend wandte sich von seinem Wort und seinen Werken ab und schlug andere Bahnen ein. Was Raczinsky von Cornelius sagte: „Die Natur dieses Künstlers ist eine der kräftigsten, die jemals erschienen sind, und in Deutschland wird dieser Name vielleicht immer vor allen anderen genannt werden als der des größten Genies der Malerei" — das ist nicht eingetroffen. Der

Gefeierte fiel bald nach seinem Tode der schroffsten Verurteilung anheim.

Aber auch in der Wissenschaft wird so manches, was lange als unumstößliche Wahrheit galt, von einem späteren Geschlecht als Aberglaube erkannt, und hinwieder kommt mancher Aberglaube in der Folge als tiefste Weisheit zu Ehren. Jeder Künstler glaubt den echten Ring zu besitzen, muß es glauben, und jeder findet eine gläubige Gemeinde. Was bestimmt den Kunstrichter bei seiner Wertschätzung der lebenden Künstler? Doch nur der Erfolg, die Wirkung, das Schulemachen. Oder will er, kann er behaupten, den Blick für den echten Ring zu haben? Das Schicksal der Kunstrichter, welche in Cornelius den allein maßgebenden Meister für alle Zukunft erblickten, möge auch unsere modernen Hellseher warnen. Freilich ist es schön, mit der glühenden Jugend in Reih und Glied zu kämpfen, aber es ist gerecht, einen Altmeister nicht nur in seiner gegenwärtigen Ohnmacht, sondern in seiner Blüte, in seinem Kreise, in seiner Werkstätte zu zeigen. Des Cornelius Kassandra mag die Modernen kühl lassen wie Hekuba, seine bei aller Blondheit grimmige Krimhild sie ebensowenig erschüttern wie sein Erzengel Michael, allein der Geist, in dem der Künstler diese Gestalten geschaffen, ist heute noch lebendig. Er gehört nicht zu „den allerhand toten Ansichten und allem möglichen alten Glauben und dergleichen“, was Ibsen Gespenster nennt. Er ist die „glückliche Begeisterung“, welche Schiller preist, die Begeisterung, welche die Künstler erhebt „hoch über ihren Zeitenlauf!“ Wenn heute ein Aufruf zur Errichtung eines Denkmals für Cornelius in München von der Münchener Secession erlassen würde, so wäre das nur folgerichtig und gerecht!

Jedenfalls war Cornelius eine Persönlichkeit, von der ein Historiker reden kann und soll: eine geschichtliche Erscheinung! Voll Geist und Phantasie, von reicher Bildung und ehernem Willen, hatte er vom Beginn seiner Laufbahn bis an sein Ende die Wichtigkeit der Kunst für die Allgemeinheit, ihre Bedeutung für das öffentliche Leben im Auge. Er buhlte nicht um den Beifall der Menge, sondern wollte ihr geben. Die Persönlichkeit eines Meisters wird sich in seinen Schöpfungen nie verbergen. So gab denn des Meisters Überzeugung von der Hoheit seines Berufes allem seinem Werk einen großen Zug, der sich nicht in Worten ausdrücken läßt, aus dem aber die tiefe Wirkung auf die Besten seiner Zeit, die große Zahl und unbedingte Ergebenheit seiner Jünger zu erklären ist. Gewiß, die Kontur des Malers war hart, seinen Farben fehlte aller Schmelz, sogar die Wahrheit. Es giebt eine Menge höchst wichtiger malerischer Probleme, die von Cornelius nicht gelöst, kaum geahnt worden sind. Aber wie armselig wäre die Kunst, wenn sie sich in einem Meister erschöpfen könnte!

Nur „Reflexe der italienischen Kunst des sechzehnten Jahrhunderts“? Gerechter und richtiger hat Moriz Carriere unseren Meister mit Klopstock verglichen. Wird heute noch die „Messiade“ gelesen? Kaum. Wirklich volkstümlich war sie schon zu des Dichters Lebzeiten nicht, wie Lessings Epigramm beweist. Dennoch haben die Oden und das Epos Klopstocks dem deutschen Schrifttum frischen Odem, neue Ziele und reicheren Inhalt gegeben, wirken also auch heute noch. Wie Klopstock entnahm Cornelius seine Stoffe aus der christlichen und aus der urgermanischen Welt. Wie Klopstock blieb Cornelius bei aller seiner Begeisterung für die Antike ein deutscher Mann. Die Nibelungen- und die Faustsage packten die junge Künstlerseele; auch in den Münchener Glyptothekbildern spricht sich das germanische Gemüt aus, und im „Jüngsten Gericht“ und im Camposanto-Cyklus offenbart sich die großartige Auffassung des Christentums, frei von der Engherzigkeit der Glaubenseiferer und Frömmler. Die Erlösungslehre predigen sie wie der himmelanstrebende Pfeilerwald der deutschen Dome!

Gewiß, er hat die Cinquecentisten eifrig studiert, wie seine ersten Fresken beweisen. Doch was er nach einer langen und fruchtbaren Thätigkeit seiner Nation hinterließ, waren nicht bloß „Reflexe der italienischen Kunst“, es sind Offenbarungen und Denkmäler, Kämpfe und Siege des wiedererwachten deutschen Geistes. —

Große künstlerische Anlagen verraten sich meist schon früh. Giotto ritzte mit einem spitzen Kiesel naturgetreue Umrisse der Schafe,

die er hütete, in eine Steinplatte; Buonarotti meißelte als Knabe aus einem Marmorstückchen einen Faun. Der zwölfjährige Cornelius entwarf, ohne die geringste Anleitung zum Zeichnen genossen zu haben, die Skizze zu einer Schlacht. Die gewaltige „Amazonenschlacht“ Rubens', damals noch in der Galerie seiner Vaterstadt, mochte auf den Knaben eingewirkt haben. Überraschender- und wohl auch bedauerlicherweise scheint schon der Knabe für die Großartigkeit der Komposition Verständnis, aber nur für die kühnen Linien, nicht für das leuchtende Kolorit empfängliche Augen gehabt zu haben.



Dein bin ich, Vater! Rette mich! Ihr Engel! Ihr heiligen Schaaren, Lagert euch umher, mich zu bewahren! Heinrich! Mir graut's vor dir.

Peter von Cornelius: Aus den Faustbildern. Gretchen im Kerker.

In der Kurzestraße zu Düsseldorf steht das schmale, schlichte Häuschen, wo Peter

Cornelius am 23. September 1783 als Sohn des Galerie-Inspektors Aloys Cornelius geboren wurde.

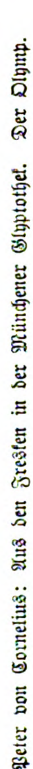
Die Familie, die aus dem Holländischen stammen soll, dankt ihren Ruf nicht bloß dem Maler. Ein Vetter Peters, ein tüchtiger Schauspieler aus der Haakeschen Schule, ist der Vater des eigenartigen, liebenswürdigen Komponisten Peter und des hochverdienten Historikers Karl, und dieser hinwieder ist Vater eines hoffnungsvollen Philosophen der Wundtschen Richtung — alle also vom „Fluch der Celebrität“ betroffen, der aber für die Nation nur Segen bedeutet.

„Nehmt mir das Kind in acht!“ soll ein Freund der Familie ausgerufen haben, als ihm Zeichnungen des Knaben gezeigt wurden, „das wird ein Überflieger!“ Die Erkenntnis, daß sein Sohn unzweifelhaft Begabung habe, bewog denn auch den Vater, ihn die Akademie besuchen zu lassen. Peter wurde der Schüler Langers; doch da er nicht an der antikisierenden Richtung des Lehrers, sondern an der von Tieck, Novalis und den Schlegel vertretenen romantischen Richtung Gefallen fand, wurde er, wie es so manchem „Überflieger“ widerfuhr, von der Schule mit der Note „talentlos“ abgefertigt. Wie er selbst später erzählte, war er in der Jugend ein wilder Bursche, mit dem nach des Vaters frühem Tod die Mutter ihre liebe Not hatte. Da es mit dem Malen nicht zu gehen schien, sollte er, wie Dürer, zu einem Goldschmied in die Lehre kommen, doch setzte die Mutter der Neigung des Sohnes zur Kunst und zum zwanglosen Leben des Kunstjüngers keinen ernsten Widerstand entgegen. Freilich, er war nun auf sich selbst gestellt, seine Kunstübung mußte ihm Brot schaffen, und so zeichnete er denn Kalender- und Stammbuchbilder, Kirchenfahnen und Porträts und was sonst bei ihm für kargen Lohn bestellt wurde. Daß seine Begabung bei so banausischer Beschäftigung nicht Schaden litt, führte er selbst zurück auf treues Festhalten am Wahlspruch seines Vaters: Wer an eine Aufgabe, sie mag sein wie immer, seine beste Kraft setzt, arbeitet niemals um des Geldes, sondern immer um der Kunst willen!

Infolge der Säkularisation vieler süddeutscher Klöster kamen im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts reiche Schätze der altdeutschen Kunst sozusagen erst ans Tageslicht; langsam dämmerte auch das Verständnis für den Reiz dieser Tafeln auf; es ist bekannt, wie insbesondere die Brüder Boisserée aus Köln nach dieser Richtung förderlich einwirkten. In ihren Kreis trat der zwanzigjährige Cornelius ein. Die hier verkündigte Lehre wurde mächtig vom Zeitgeist unterstützt. Die klassische Richtung, wie sie der Weimarsche Kreis vertrat, hatte sich allzu schroff und einseitig vom nationalen Leben abgewendet, ein Rückschlag mußte erfolgen und kam um so rascher, da der bonapartische Imperialismus dem Traum vom freien Weltbürgertum ein jähes Ende bereitete. Unter dem Druck der Fremdherrschaft besann sich der deutsche Geist auf sich selbst, erinnerte sich seiner stolzen Vergangenheit, lernte wieder bewundern die vom Mittelalter gebauten Dome, lernte wieder lieben die in ihrer Schlichtheit nicht minder großartigen Schöpfungen des deutschen Cinquecento.

Durch Sulpiz Boisserée wurde Cornelius zuerst auf Dürer hingewiesen. Der Einfluß des Nürnberger Meisters zeigt sich in den festen, mit der Feder gezeichneten Umrissen der Gestalten, in der Anordnung der Gewänder, im Bruch der Falten und anderen äußerlichen Merkmalen der Jugendarbeiten Cornelius'. Dabei blieb es aber auch vorerst. Neben Dürer schwärmte er für Raphaels Stil und Correggios Kolorit, die er gern in Wien studiert hätte. Hinwieder fand auch der Gedanke Goethes, daß die Kunst nicht bloß zu den Sinnen, sondern auch zum Verstande sprechen, daß sie belehren, vergnügen, erschüttern sollte, seinen vollen Beifall. Deshalb verraten alle vor der Übersiedelung nach Frankfurt entstandenen Kompositionen ein unsicheres Suchen und Tasten; von ausgeprägter Eigenart war noch nicht die Rede. Nur die Vorliebe für erhabene und erhebende Stoffe tritt bereits als Eigentümlichkeit hervor.

Durch Schlegels Übersetzung mit dem Erzpoeten bekannt gemacht, zeichnete er eine Reihe von Scenen aus Shakespeares Dramen. Ein gewisser großer Zug läßt sich z. B. den Zeichnungen zu Macbeth nicht ab-



Peter von Cornelius: Aus den Fresken in der Münchener Glyptothek. Der Olymp.

sprechen; im allgemeinen ist uns heute freilich nicht mehr verständlich, wie die älteren Biographen diesen Entwürfen „quellenhafte Originalität“, „sprudelnde Phantasie“ und andere Vorzüge nachrühmen konnten.

Nach seiner Übersiedelung nach Frankfurt im Jahre 1809 gewann die romantische Richtung in ihm die Oberhand. „Glühend und streng,“ schreibt er an seinen Freund Mosler, will er fortan die Dürersche Art zur Richtschnur nehmen. Der „Deutsche“ regt sich mächtig in ihm; des „deutschen Ur=

sprungs“ wegen wählt er zu seinem ersten größeren Werk einen Cyklus von Zeichnungen zu „Faust“. Er will „die Kluft, die Kunst und Leben noch voneinander trennen,“ überbrücken; er will einen vaterländischen Stoff behandeln, um damit den Weg zum Herzen des Volkes zu finden. Freilich, mit Goetheschem Geist haben diese eckigen, unbeholfenen Gestalten nichts gemein; treffend hat Pecht bemerkt, Cornelius habe den Faust ins sechzehnte Jahrhundert, und zwar nicht nur in dessen Sprache, sondern auch in dessen Empfindungsweise zurückversetzt.

Trotzdem wurden die Faustbilder epochemachend für Cornelius’ Leben und Kunst. Boisserée machte Goethe darauf aufmerksam, und Cornelius sandte seine Blätter nach Weimar. Der Dichter dankte etwas kühl, rühmte die „geistreiche Behandlung“ und warnte vor romantischem Überschwang. Um so entschiedener verteidigte Goethe den jungen Künstler gegen die Ausstellungen des Weimarer Kunstpapstes. Als der „Kunschtmeyer“ Besorgnis äußerte, durch Cornelius und die neue Schule möchte Aberglauben in die Kunst dringen, erwiderte der Dichter: „Laßt mir den in Ruhe, der kommt schon zurecht; steht gerade vor der nämlichen Schmiede wie ich in jungen Jahren!“

Da der Künstler selbst, wie er an Goethe schreibt, „mit wahrer Demut fühlte, daß seine Zeichnungen zu Faust noch eines freundlichen und warmen Himmels bedürften,“ ging er, vom kunstsinnigen Verleger Werner mit den nötigen Mitteln ausgestattet, im Herbst 1811 nach Rom. Als echtem Vertreter des Germanentums war es ihm ein Bedürfnis, die Alpen zu übersteigen, um ins gelobte Land der höchsten Schönheit von Kunst und Natur einen Blick zu werfen.

Aus dem Tagebuch des Reisebegleiters, des Malers Feller, läßt sich ersehen, mit wie viel Anstrengungen und Gefahren damals eine italienische Reise für Leute mit magerem Geldbeutel verbunden war. Überraschend ist die Gleichgültigkeit, womit die beiden Kunstjünger an den gepriesensten Kunstschätzen vorüberziehen; sie suchen weder die Luini in Como, noch die Cena in Mailand, noch die Cäcilia in Bologna auf; in

Peter von Cornelius: Aus den Fresken in der Münchener Glyptothek. Iphigeniens Opferung.

Florenz bleiben sie nur einen Tag; die erste Betrachtung eines grandiosen Sonnenuntergangs in der Campagna entlockt nur den Ausruf: „Deutschland über alles! Einen Rhein, einen Neckar hat Italien doch nicht!“

Am 14. Oktober 1811 langten die Freunde an der Porta del Popolo in Rom an. Auch die ersten Eindrücke in der ewigen Stadt waren nicht durchaus erfreulicher Art, doch mit jedem Tage wuchs das Verständnis für das Große und Schöne, das sich dem Wanderer in Rom auf Schritt und Tritt darbietet. Die Fiesole-Kapelle läßt Feller Kunst und Religion in einem ganz neuen Lichte erscheinen, doch Cornelius denkt auch im Vatikan an den Kölner Dom und giebt dem Meister des Dombildes vor Fiesole die Palme. „Alles ist hier herrlich! aber Köln ist Bethlehem und ist kein ander Heil und kein anderer Name zu finden, darin man selig werden kann!“ Die Größe der Umgebung wirkt aber anregend auf seinen eigenen Unternehmungsgeist. „Ich fühle,“ schreibt er an seinen Verleger, „daß mein Leben im Steigen und mein Talent auf dem Punkte steht, wo es das Fundament zum ganzen Lebensgebäude legen soll, und so habe ich im Vertrauen auf Ihr Vertrauen zu mir den Grund zu einem zweiten Werke schon gelegt.“ Die Nibelungen sind gemeint. In den riesigen Thermen des Caracalla tauchte in ihm der erste Gedanke an Siegfried und Hagen auf.

Es ist gewiß merkwürdig und bezeichnend, daß es ihn zum Heldengedicht der alten Heidenzeit hinzog, nicht zu einem religiösen Stoffe, wie sich nach der Wahl seiner Umgebung hätte vermuten lassen. Er war in den Kreis der frommen „Klosterbrüder“ eingetreten; sechs deutsche Maler hatten sich im verlassenen Kloster San Isidoro einquartiert und führten dort ein beschauliches, zwischen Kunst und Andacht geteiltes Leben. „Eine Gesellschaft vorzüglicher Menschen,“ schreibt Cornelius aus Rom an Mosler, „die sich für die Kunst und alles Gute verbrüdert haben und sich musterhaft lieben und einander anhängen.“ „Ein Verein von Talenten und Charakteren,“ schrieb er später an Graf Raczinsky, „die, getragen von allem, was das Vaterland und Italien Heiliges, Großes und Schönes, was der begeisternde



Peter von Cornelius: Aus den Fresken in der Münchener Glyptothek. Die Entführung der Helena.

Kampf gegen französische Tyrannei und Frivolität in allen besseren Gemütern so tief aufregte, damals in so reichem Maße dargeboten." Das geistige Oberhaupt der kleinen symbolistischen Gemeinde war Overbeck. Sie wollten den Kampf aufnehmen mit dem akademischen Gleisnertum glänzender Mache, nur in Empfindung und seelischem Ausdruck den Wert des Kunstwerkes erblicken; in der Schlichtheit der Präraphaeliten sei das Heil zu suchen, in technischen Künsten, ja auch im Reiz der Farbe liege nur eine Gefahr, auf Abwege zu geraten. Diese Anschauung wurde auch von Cornelius geteilt. „Viel Verführung ist hier, und zwar die feinste in Raphael selbst; in dieser liegt das größte Gift und der wahre Empörungsgeist und Protestantismus, mehr als ich je gedacht." Ein gut Teil dieser Anschauung blieb auch in ihm haften sein Leben lang, aber er erblickte nicht, wie die aus San Isidoro stammende nazarenische Richtung, in Konfessionalismus und mangelhafter Technik die Hauptsache. Er war ein aufrichtiger Freund und Bewunderer Overbecks, und ebenso verhielt es sich umgekehrt, doch wenn sie auch in Charakter und Kunstgewöhnung manche Berührungspunkte hatten, waren sie trotzdem grundverschiedene Naturen. König Ludwig I. von Bayern zieht einen feinen Vergleich, indem er Overbeck als den Johannes, Cornelius als den Paulus der neuen römischen Schule bezeichnet. Ein männlicherer Zug tritt nicht bloß in den Zeichnungen zu „Faust" und den „Nibelungen", sondern auch in den biblischen Bildern aus der römischen Periode Cornelius' zu Tage. Die eng umgrenzte Frömmigkeit Overbecks füllte den Geist seines Freundes nicht aus. Im reiferen Alter prägte sich der Unterschied noch entschiedener aus. Wenn Görres, Ringseis und andere Vertreter der katholischen, oder richtiger gesagt, klerikalen Richtung, auf dieses und jenes Werk und Wort von ihm sich stützend, ihn für sich in Anspruch nahmen — die Übersiedelung nach Berlin und die Schöpfung des Camposanto-Cyklus für einen protestantischen Dom sprechen beredter als alle anderen Zeugnisse gegen jene Auffassung. Schon in Rom soll er auf Niebuhrs Frage, wie er Luther auf einem jüngsten Gerichte unterbringen würde, geantwortet haben: „In der Hölle, doch dem Teufel siegreich die deutsche Bibel entgegenhaltend!"

Auch in der künstlerischen Arbeit wich Cornelius wesentlich von Overbeck ab; er hielt sich mehr an die älteren Florentiner, an Filippo Lippi und Ghirlandajo; auch dem Studium nach der Natur ergab er sich eifriger und vorurteilsloser. Noch ist eine Skizze nach dem nackten Modell erhalten, mit der merkwürdigen, eigenhändigen Unterschrift: „Studium zu meinem Bilde der heiligen Katharina; Feller hat zugleich denselben Akt mitgezeichnet, Overbeck sich geweigert, aus Scham."

1815 entstanden die berühmten, von Cornelius, Veit, Overbeck und Wilhelm Schadow im Hause des preußischen Konsuls Bartholdi in Rom gemalten, jetzt in der Berliner Nationalgalerie befindlichen Bilder, die, wie ärmlich sie uns heute anmuten mögen, zu den wichtigsten Inkunabeln der deutschen Kunst im neunzehnten Jahrhundert gehören. Von Cornelius sind die „Traumdeutung Josephs" und die „Wiedererkennung Josephs durch seine Brüder" ausgeführt, insbesondere das letztere Gemälde trotz seiner Einfachheit nicht ohne starke dramatische Wirkung; auch lassen beide Bilder im Vergleich mit den früheren Arbeiten deutlich den Einfluß italienischer Formenschönheit erkennen. Der deutsche Charakter ist aber auch hier ausgeprägt; nicht der eigentliche biblische Vorgang, sondern eine deutsche mittelalterliche Legende hat dem Maler vorgeschwebt. Cornelius sprach immer mit warmer Liebe von den Bildern in der Casa Bartholdi. Das hängt teilweise mit äußeren Umständen zusammen. Er hatte sich mit einer schönen Römerin vermählt; die Ehe war glücklich, aber die jungen Gatten hatten mit bitterer Not zu kämpfen; um so erfreulicher wirkte der Auftrag des großmütigen Prussiano. Und lebensgroße Gestalten durfte er entwerfen, brauchte seine Phantasie nicht in das ihm verhaßte, vom deutschen Philistertum bevorzugte Duodezformat zu zwängen! Und al fresco durfte er sich endlich einmal üben, also jener Kunstübung sich hingeben, die er schon in einem merkwürdigen Briefe an Görres vom 3. November 1814 als „das kräftigste Mittel" bezeichnet hatte, „der deutschen Kunst ein Fundament zu einer neuen,





Zu Heigel: Peter von Cornelius.

Peter von Cornelius: Aus den Kartons zum Campo Santo in Berlin.
Die sieben Engel mit den Schalen des Zornes. Die Apokalyptischen Reiter.
Gefangene besuchen, Trauernde trösten, Verirrte geleiten.
(Nach einer Photographie der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)





Peter von Cornelius: Aus den Kartons zum Campo Santo in Berlin.
Erscheinung Gott Vaters. Auferstehung des Fleisches. Kranke pflegen, Tote bestatten.
(Nach einer Photographie der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)





Ill. D. Monatshefte. September 1899.

Zu Heigel: Peter von Cornelius.

Peter von Cornelius: Aus den Kartons zum Campo Santo in Berlin.
Christus als Richter. Untergang Babels. Nackte kleiden, Obdachlose beherbergen.
(Nach einer Photographie der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)





Jll. D. Monatshefte. September 1899. Zu Heigel: Peter von Cornelius.

Peter von Cornelius: Aus den Kartons zum Campo Santo in Berlin.
Satans Sturz. Herabkunft des neuen Jerusalem. Hungrige speisen, Durstige tränken.
(Nach einer Photographie der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)



Peter von Cornelius. Nach dem Stich von L. Jacoby.

dem großen Zeitalter und dem Geist der Nation angemessenen Richtung zu geben."

Er brannte vor Begierde, der Welt zu zeigen, daß die Kunst zu Höherem berufen sei, als zur „feilen Dienerin üppiger Großen", daß die Kunst, wenn sie erst große, erhabene Aufgaben zu lösen hätte, in ihrer alten Kraft und Schönheit erwachen und mit dem wiedergeborenen Geist der Nation gleichen Schritt halten würde.

Doch wo fänden sich die Gönner, die der neuen Kunst um ihrer selbst willen eine Freistatt geben möchten? Die Fürsten und Großen glaubten genug zu thun, wenn sie die „fatalen Kunstakademien" erhielten, „das höhere künstlerische Philistertum, das immer die Natur und die Alten und den göttlichen Raphael im Munde führt, aber nicht mit besserem Recht als die Pharisäer Mosem und die Propheten."

Da trat ein Königssohn in den römischen Künstlerkreis, der mit schwärmerischer Ver-

ehrung für die Kunst herzliche Zuneigung zu den Künstlern verband, Kronprinz Ludwig von Bayern. Er hatte eine große Anzahl von Meisterwerken alter Skulptur für sich erworben und war eben daran, zu ihrer Aufbewahrung eine würdige griechische Halle, damals von den Münchenern schlechtweg das „narrete Kronprinzenhaus" genannt, zu erbauen. Wie bei allen späteren Bauwerken des kunstsinnigen Fürsten sollte auch schon hier den drei Schwesterkünsten Gelegenheit geboten werden, sich in edlem Wetteifer vereint zu zeigen. Die Ausschmückung des Antikenmuseums mit Fresken erfuhr manchen Widerspruch; heute sind die Vorwürfe verstummt; der Gedanke, dem von der Betrachtung der vielen Statuen ermüdeten Geist durch farbige, doch dem Stil des Ganzen angepaßte Bilder eine Abwechselung und Erholung zu bieten, hat sich als ein glücklicher bewährt.

Dem erleuchteten Kunstfreunde wurde das Glück zu teil, zur Ausführung des Planes den rechten Mann zu finden. Er erkannte schon bei der ersten Begegnung mit Cornelius, daß in diesem „wie Paulus glühenden" Künstler der Geist eines Buonarotti wieder lebendig geworden sei. Von nun an war der kleine Maler mit den blitzenden Adleraugen der unzertrennliche Begleiter des Prinzen in Rom, und als dieser nach dreimonatigem Aufenthalt die ewige Stadt verließ, rüstete ihm Cornelius im Verein mit fast allen übrigen deutschen Künstlern in der Villa Schultheiß ein Abschiedsfest, das lebhaftes Aufsehen hervorrief und gewissermaßen als die Inauguralfeier der Kunstära Ludwigs I. gelten kann. Bekannt ist das Gedicht Rückerts, der selbst an der Feier teilnahm, „Das teutsche Künstlerfest in Rom":

„... Dem Cornelius hatten sich
Diesesmal die andern Meister,
Sonst wohl gleichgeordnet ihm,
Alle schweigend unterordnet,
Jeder unterm Haupt ein Glied ..."

Von Cornelius war auch die Ausschmückung der Festräume geleitet; er selbst malte das Hauptbild, einen riesigen Eichbaum mit emporstrebenden Zweigen, unter ihm eine edle Gestalt, die Poesie, die mit ihren Flügeln die allegorischen Figuren Musik und Malerei, Bildhauerei und Baukunst bedeckt, um anzudeuten, daß alle diese Künste, Töchter der Poesie, dazu berufen, das Menschenleben zu veredeln und zu verherrlichen.

Unverzüglich ging Cornelius auch an den Entwurf von Skizzen zu den Fresken für die Glyptothek. Bedauerlicherweise blieben deshalb die kaum begonnenen Zeichnungen zu Fresken aus der Divina Commedia, die Marchese Massimi für seine römische Villa bestellt hatte, unvollendet.

Der Glyptothekcyklus sollte der griechischen Götter- und Heroenwelt entnommen werden; als Grundlage dienten die Theogonie des Hesiod und die Ilias; der einflußreichste Ratgeber dabei war Niebuhr, der preußische Gesandte in Rom, der mit dem Künstler innige Freundschaft geschlossen hatte. Auf ihn ist zurückzuführen, daß in die Bilder allzuviel hineingeheimnist wurde. Die frostigen Allegorien bleiben heute wohl meist unbeachtet, doch dem edlen Fluß der Linien und der erschütternden Charakteristik einzelner Gruppen und Gestalten wird kein Unbefangener Anerkennung versagen.

Freilich, wie wunderlich gehen die Urteile über Gesamtwirkung und einzelne Teile auseinander! Herman Grimm hält die Glyptothekbilder für die bedeutsamsten Schöpfungen der neueren Kunst, Ernst Foerster verspürt darin das Wehen des Geistes der Goetheschen Iphigenie, Herman Riegel wird durch die erstarrte Gestalt Andromaches und die der Erdenwelt entrückte Kassandra an Äschyleische Poesie gemahnt. Dagegen sieht Wolzogen in der Seherin nur „eine theatralische Figur ohne das innere Pathos der Wahrheit", und Woltmann findet, daß die drei Höllenrichter mehr an Kathederphilosophen als an den Tartarus erinnern und Hades mehr wie Beelzebub als wie ein Bruder des Zeus aussehe.

Ein Beweis für die Größe und Eigenart des Werkes liegt jedenfalls darin, daß man immer wieder den Drang empfindet, diese Gestalten von neuem zu sehen und zu studieren. Gurlitt versichert: „Man gehe in die Säle, die Cornelius ausmalte, oder in denen seine Kartons hängen, wie etwa in jene für ihn erbauten in der Berliner Nationalgalerie. Mit einem Gefühl der Angst flüchten die Beschauer, die sich hierhin verliefen ..." Da hat der Erzähler eine Be-

obachtung, die sich sicherlich nicht selten machen läßt — in welcher Galerie wären nicht gedankenlose, flüchtige Gäste in Menge anzutreffen? — trotzdem ungebührlich verallgemeinert, denn wann fehlte es je in der Münchener Glyptothek vor Orpheus und Arion, Hektor und Kassandra an andächtigen Beschauern? Wenigstens in Bezug auf die geistreiche Auffassung und Bewältigung des Ganzen, sagt Pecht, sowie auf die eigentümlich großartige Komposition des einzelnen hat die moderne Kunst nichts Ähnliches an die Seite zu stellen. Freilich, die süße Rhythmik der Linien der Bildwerke der klassischen Zeit, die frische Unmittelbarkeit der Meister der Schöpfungen der Renaissance gehen dem modernen Meister ab; er steht seiner Aufgabe als wissenschaftlich gebildeter Forscher gegenüber, der dem Tiefsinn der Mythen gerecht zu werden, die Personifikation der Naturkräfte nachzubilden versucht, aber er ist doch Künstler genug, die unendliche Mannigfaltigkeit der Gedanken und Gruppen in einer den Beschauer fesselnden, wenn auch nicht reinen Genuß gewährenden Weise zur Darstellung zu bringen. Gurlitt selbst gesteht freimütig, daß ihm trotz aller Erkenntnis dessen, woran es Cornelius fehle, die unvergleichliche Kraft des Meisters Ehrfurcht und Bewunderung abnötige. „Als ich einmal,“ erzählt er, „mit einer Anzahl von Schülern vor Cornelius' Kartons in der Absicht trat, die Schwächen des Meisters zu zeigen, die Durchsichtigkeit und Dürftigkeit seiner Art zu komponieren, die Härten seiner Körperbildung, die Trockenheit seiner Darstellung, begegnete mir ein merkwürdiges Ereignis. Ich vergesse den Tag nicht leicht. Wie der Meister mir ins Concept hineinfuhr, wie im Hinsehen aus der kühlen Zeichnung doch ein gewaltiger Geist aufwuchs, den man nicht mit dem Tagesgeschmack messen darf, unter dessen Macht jeder von uns steht. Er ist tot und ich lebe! Das ist der einzige Vorteil, den ich über ihn errang. Aber der Tote erwacht, wenn man ihm durch seine Werke hindurch in die Seele schaut. Da wirkt noch eine Kraft, die nicht mitbegraben wurde, eine Kraft, die nur von einem großen Menschen ausgeht, einem Unsterblichen!“

Nie ist dem Künstler eine edlere Huldigung zu teil geworden als durch dieses Bekenntnis des gefährlichsten, weil geistvollsten Gegners!

Ehe jedoch Cornelius, der im Herbst 1819 nach München übergesiedelt war, an die Ausführung der Skizzen gehen konnte, wurde seine Thätigkeit in andere Bahnen gelenkt.

Unter den für das Fest in der Villa Schultheiß gemalten Transparenten hatte es nicht gefehlt an mancherlei satirischen Anspielungen auf den Zopf des deutschen Akademiewesens.

Nun wurde der Tadler selbst an die Spitze eines solchen Instituts berufen. Unmittelbar nach seiner Ankunft in München, im Oktober 1819, wurde er von der preußischen Regierung zum Direktor der Kunstakademie in Düsseldorf ernannt, wobei ihm jedoch die Befugnis eingeräumt wurde, die nächsten zwei Sommer zur Ausführung der Münchener Fresken benutzen zu dürfen. Niebuhr hatte unablässig darauf gedrungen, es möge für seinen Freund, „der sich seinen Weg völlig selbst bahnen müßte und in jeder neuen Arbeit sich selbst übertrifft und vervollkommnet,“ der unter den Malern das zu werden verspreche, was Goethe unter den Dichtern sei, ein würdiger Wirkungskreis geschaffen werden.

Welch guten Klang der Name Cornelius schon hatte, beweist der rasche Aufschwung der Düsseldorfer Kunstschule unter dem neuen Leiter. Stilke, Röckel, Stürmer, Schorn, Ruben, Folz, Förster, Wilhelm Kaulbach, die später selbst vielgenannte, zum Teil gefeierte Künstler wurden, fanden sich als Schüler ein.

Doch bald ergaben sich aus dem Doppelverhältnis des Düsseldorfer Amtes und des Münchener Auftrages Schwierigkeiten. Cornelius erklärte dem Minister von Altenstein freimütig, daß er sein in München begonnenes Werk als Mittelpunkt seines künstlerischen Strebens ansehe, und fragte schon im Mai 1821 bei Overbeck an, ob der Freund nicht Lust habe, den Düsseldorfer Posten zu übernehmen. „Die Nähe von Köln und den Niederlanden macht Düsseldorf zum klassischen Boden, und der edle Rheinstrom wird dich mit Jubel begrüßen ... Ich habe mit dir und unseren Freunden noch Großes im Sinn,

und es sind keine Luftschlösser, alle jene seligen Träume werden doch noch wahr!"

Er dachte dabei jedenfalls an München und seinen Gönner, den Kronprinzen, dessen Briefe unablässig die Sehnsucht und das Verlangen, Cornelius bei sich zu haben, zum Ausdruck brachten. Cornelius selbst aber hielt den Zeitpunkt noch nicht für gekommen. „Zwischen (Peter) Langer und Klenze hineingeschoben," schreibt er an Schlotthauer, „wäre ich das fünfte Rad am Wagen!" Auch suchte ihn das preußische Ministerium mit rühmlicher Treue festzuhalten. Als die für die Münchener Arbeit bewilligten zwei Sommer verstrichen waren, wurde der Urlaub immer wieder verlängert, und in Bezug auf die Verwaltung der Kunstschule erließ das Ministerium eine Verfügung, die, wie Cornelius selbst einräumt, „in der Geschichte der Künste, wenigstens der deutschen, ein seltenes Aktenstück sein möchte"; das Ministerium erklärte nämlich, daß es „sowohl in Bezug auf die jetzt obwaltenden Verhältnisse dem Direktor ganz freie Hand gebe, als auch in allen Absichten für die Zukunft mit ihm übereinstimme und zu allem förderlich sein wolle."

Trotzdem gab Cornelius, als ihm nach dem Tode Langers die Leitung der Münchener Akademie angeboten wurde, dem Rufe unverzüglich Folge und siedelte im Juni 1825 nach München über. Im Oktober des nämlichen Jahres bestieg Ludwig I. den bayerischen Thron.

Nun entfaltete sich in München ein Kunstleben, das die Zeitgenossen mit den Tagen Julius' II. und Leos X. verglichen, das — auch nach Richard Muthers Urteil — „in jener Zeit trüben politischen Stillstandes und Rückschrittes wahrlich nicht der schlechteste Teil der deutschen Geschichte war." König Ludwig war ganz erfüllt von dem Gedanken Schillers, es müsse durch die Kunst veredelnd auf das Volk eingewirkt werden; deshalb waren alle seine Unternehmungen für die Öffentlichkeit bestimmt und sollten der Gesamtheit des Volkes zu gute kommen. Daß das genußfrohe München sich deshalb nicht über Nacht in Athen verwandeln konnte, war etwas Selbstverständliches, und die darauf begründete Besorgnis, daß das Treibhausgewächs nicht lebensfähig sein werde, erwies sich als grundlos. Nach zwei Menschenaltern genießt München, dessen Kunst 1834 von Saphir als Produkt einer rein norddeutsch-fränkisch-englischen Kolonie, 1844 von Vischer als „exotische Pflanze für einige lorgnettierende Kenner" bezeichnet wurde, noch immer den unanfechtbaren Ruf der ersten Kunststadt Deutschlands und scheint noch nicht so bald zu einem Ferrara oder Mantua herabsinken zu wollen.

Geistiger Mittelpunkt des künstlerischen Lebens und Treibens war Cornelius. Auf dem Gebiete der Malerei galt er unbedingt und nahezu für alle als Führer. „Es ist unmöglich zu verkennen," sagt Raczinsky in seiner 1836 erschienenen „Geschichte der neueren deutschen Kunst", „daß Cornelius durch den Schwung seines Geistes alle übrigen mehr oder minder in die Richtung hineingezogen hat, welcher er selber folgt; die Höhe, zu welcher er sich emporgehoben, hat ihnen zum Ziele gedient und sie zu Anstrengungen vermocht, welche dieser Schule das sie unterscheidende Gepräge der Großheit geben." In der Akademie bezog sich alles auf ihn, alle waren bereit, seine Lehre und sein Beispiel zu befolgen, alle strebten danach, unter seinen Augen das Beste und Höchste zu leisten. Auch seine würdevolle Erscheinung, seine Feueraugen, sein einfaches, liebenswürdiges, doch zugleich gemessenes Benehmen, kurz, seine ganze, mächtige Persönlichkeit wirkte dazu mit, ihm einen Einfluß und ein Ansehen zu sichern, wie die Geschichte der Künstler nur wenige Beispiele aufzuweisen hat. Bei geselligen Zusammenkünften der Schüler galt das erste Glas dem Allverehrten, kein Lied wurde mit so viel Schwung und Ausdruck gesungen, als: „Der Meister, er lebe, er geht uns kühn voran!" Jeder Jünger der Kunst war aber auch in seinem Hause willkommen und wie ein Glied der Familie angesehen. Wenn ein größeres Werk des Meisters vollendet war, feierte die ganze Künstlergemeinde ein fröhliches Fest; so oft er von einer Reise zurückkehrte, wurde er mit Lied und Wort begrüßt, und wenn er dann bald mit leichtem Scherz, bald mit ernster Mahnung erwiderte, steigerte sich die Freude zu heller Begeisterung. Das liebe Geld spielte bei dem lebensfrohen Völkchen keine Rolle, denn

auch in Bezug auf Anspruchslosigkeit und Uneigennützigkeit war Cornelius ein Vorbild; obwohl der Leiter und die erste Lehrkraft der hoffnungsvoll aufstrebenden Akademie, bezog er doch nur den bescheidenen Gehalt von 3600 Gulden, der freilich kaum ausreichte, den Aufwand des gastlichen Tisches zu bestreiten. „Ich habe halt zu viele Kinder,“ pflegte er zu sagen, womit er die jüngeren Künstler meinte, denn es wurde ihm erst von seiner zweiten Gattin ein Töchterchen geschenkt. „Unser Glück,“ sagte er in einem seiner berühmt gewordenen Trinksprüche, „ist die Ausübung unseres Berufes, und damit sind wir reicher und bevorzugter als die Reichsten!“



Peter von Cornelius: Aus dem Cyklus für den Campo Santo in Berlin. Der auferstandene Heiland erscheint seinen Jüngern.

Daß aber jeder Begabte ein Feld zu geeigneter Thätigkeit finde, dafür war König Ludwig unermüdlich besorgt; war ihm doch die Teilnahme am künstlerischen Schaffen in München die liebste Lebensfreude.

König Ludewig schritt auf und nieder:
Malet brav, ihr deutschen Brüder,
Greift die Kunst recht herzhaft an!

Als die Glyptothekfresken der Vollendung entgegengingen, ließ der König ihrem Schöpfer eine Ehrung zu teil werden, die in gleicher Weise dem Künstler wie dem hochsinnigen Kunstfreunde zum Ruhme gereicht. Der König beschied Cornelius mit seinen Schülern in die Glyptothek und führte sie dort unter das Bild der „Zerstörung Trojas“. „Man schlägt den Sieger auf dem Schlachtfeld zum Ritter,“ rief er, „Sie sind hier gleichfalls auf Ihrem Felde der Ehre, ich mache Sie also hier zum Ritter!“ Mit diesen Worten heftete er dem Künstler den Ritterorden der bayerischen Krone an und umarmte ihn.

König Ludwig wollte auch Overbeck nach München ziehen, um durch ihn die großen Altargemälde in der Ludwigskirche ausführen zu lassen; für Cornelius hatte er als neue Aufgabe die Ausschmückung von Festsälen der neuen Residenz mit Fresken aus der Nibelungensage bestimmt. Da sich aber Overbeck weigerte, Rom zu verlassen, übernahm Schnorr von Carolsfeld die Nibelungensäle, Cornelius aber, der sich nach Niebuhrs Zeugnis schon seit 1817 mit Vorarbeiten zu einem jüngsten Gericht beschäftigt hatte, das Hochaltarbild in der Ludwigskirche. 1836 begann er dieses größte Freskobild der Welt zu malen. 1840, also gerade dreihundert Jahre nach Fertigstellung des „Weltgerichts“ von Michelangelo in der Sixtina, war es vollendet.

Mit dieser Aufgabe schritt Cornelius aus der antiken in die christlich-katholische Welt, doch fehlt es nicht an Übergängen und verbindenden Fäden; sucht doch der Künstler ersichtlich im Weltenschöpfer den Zeus der Hellenen mit dem Javeh des Alten Testaments zu vereinigen. „In einem großen Bilde,“ sagte Cornelius später zu Max Lohde, der über seine Gespräche mit dem Altmeister Aufzeichnungen veröffentlicht hat, „muß alles harmonisch zusammengehen in eine wohlthuende Schönheitslinie, ohne daß es gemacht ist, ohne daß es ein Maskenkarneval wird, wie die ‚Reformation‘ im Berliner Museum.“ Der nämliche Vorwurf aber, den er gegen seinen „abtrünnigen“ Schüler Kaulbach richtet, ist auch gegen das „Jüngste Gericht“ erhoben worden. Die Komposition leidet an Mangel an Einheit, ein Fehler, der durch die harte Farbe, vorwiegend gelbrote Töne mit farbigen Schatten, noch auffälliger wird. Auch über die Berechtigung der Auffassung hat sich heftiger Streit erhoben. Vor den Darstellungen von Rubens und Michelangelo hat es unbestreitbar den Vorzug voraus, daß es als religiöses Bild wirkt, was von den älteren Werken nicht behauptet werden kann. Allein es kann zweifelhaft erscheinen, ob der schwer verständliche, dogmatisch-symbolische Charakter am Platze ist. „Cornelius mit seinem ganzen ‚Jüngsten Gericht‘,“ spottete Gutzkow in den „Rittern vom Geiste“, „ist eine alte Reliquie von Anno Schwartenleder.“ Der possenhafte Einwand braucht nicht ernsthaft genommen zu werden. Schwerer wiegt der von gläubiger protestantischer Seite erhobene Vorwurf, daß das rein christliche Moment von dem allzu ausgiebig benutzten Apparat der katholischen Hierarchie erdrückt werde, allein gewiß hat Herman Grimm recht, wenn er als Protestant sich überhaupt für inkompetent erklärt, den Inhalt des Bildes zu beurteilen, da es ihm unmöglich sei, sich in die katholische Gedankenwelt zu versetzen. Doch auch der gläubige Katholik wird wohl kaum durch den nach allen Vorschriften der Scholastik gruppierten himmlischen Hofstaat, durch alle diese „Mächte, Herrschaften, Gewalten“ u. s. w. im Innersten erfaßt und erwärmt werden, mag immerhin auch in der Versinnlichung dieser Geisterwelt eine Größe und Erhabenheit der Darstellung entfaltet sein, an die kein anderer Moderner heranreicht. Manche Einzelheiten werden jeden Beschauer ergreifen und rühren, z. B. die Gruppe der Liebenden, die den Sieg echter Liebe über das Grab zum Ausdruck bringt, freilich eine ganz moderne Idee, die zu der hierarchischen Stufenreihe nicht recht passen will. Mit Unrecht wollte man in einer vor dem Teufel knienden, fetten Gestalt Martin Luther erkennen; Cornelius selbst wies die

Annahme mit aller Entschiedenheit zurück. „Ich habe einen protestantischen Pfaffen und dicht dabei, ja davor zwei katholische hingesetzt; die katholischen haben den Rosenkranz, der protestantische heuchelt auf seine Bibel, an die er selbst nicht glaubt.“ Auch die Behauptung, daß bei dem dicken Schlemmer in der Hölle an Goethe zu denken sei, nannte Cornelius eine „infame Lüge“. Deutlich erkennbar ist König Ludwig, der lorbeerbekränzt unter den verklärten Gestalten der Seligen wandelt; geschmackvoll ist diese Vergötterung nicht, wenn auch der Maler zu seiner Entschuldigung anführen kann, daß auch die Meister des Mittelalters und der Renaissance häufig die Stifter von Heiligenbildern in diese hineinzeichneten. Im allgemeinen gilt besonders vom „Jüngsten Gericht“ die Äußerung Anton Springers: „Die Werke des Cornelius sind nur für die Aristokratie der Bildung geschaffen; nur diese kann sie verstehen und genießen!“

Schon während Cornelius den Tag über in der Ludwigskirche malte, widmete er die Abendstunden den Entwürfen zu Bildern aus der Geschichte der Malerei, die nach Art der Loggien im Vatikan im Vorraum der Pinakothek ihren Platz finden sollten. Vasari und van Mander dienten als Grundlage; geschichtliche Treue wurde aber ebensowenig für den Inhalt wie für Kostüm und Geräte angestrebt; es handelt sich nur um eine sinnige Verbindung von realer Geschichte mit heidnischer und christlicher Symbolik, eine Aufgabe, deren glückliche Lösung nur aus den nach den Kartons hergestellten Stichen, nicht aus den ohne jede Mitwirkung des Meisters von Clemens Zimmermann hergestellten Fresken zu erkennen ist. Die Sinnbilder sind oft reizend erfunden, wie z. B. die Allegorie auf Rembrandt: der Gott der Träume, auf einem phantastischen Wundertiere sitzend, leuchtet dem in seine Malerei vertieften Meister des Helldunkels mit der Laterne. Eine überraschende, wohlthuende Heiterkeit spricht sich in den Arabesken aus. Im allgemeinen freilich wirkt verstimmend, daß Cornelius auch mit diesem Werke in Wettbewerb mit einem der größten Meister des Cinquecento tritt.

Während der Ruhm des Münchener Malers immer weitere Kreise zog — bei einem Besuche in Versailles 1838 führte ihn Louis Philipp selbst durch die à toutes les gloires de la France gewidmeten Räume —, erwuchs ihm in München selbst eine gefährliche Gegnerschaft. Mit Klenze, dem Nebenbuhler um die Gunst des Königs, war er nie auf freundschaftlichen Fuß gekommen; während der Arbeiten in der Ludwigskirche entzweite er sich auch mit Gärtner, und eine sehr abfällige Äußerung des Königs über die Farbengebung des „Jüngsten Gerichts“ bewies dem Überraschten, daß er sich auch des unbedingten Vertrauens und der uneingeschränkten Zustimmung seines königlichen Gönners nicht mehr zu erfreuen habe.

Nur daraus läßt sich erklären, daß Cornelius nicht, wie früher angenommen wurde, einer Einladung Friedrich Wilhelms IV. Folge leistete, sondern, wie aus den von Ernst Foerster veröffentlichten Briefen erhellt, selbst diesem Monarchen seine Dienste anbot, „da er in München seine Aufgabe, soviel es die Verhältnisse nur immer zuließen, gelöst habe.“ Auf Zureden von Bunsen und Alexander von Humboldt berief der König, der wie sein Schwager in Pflege von Kunst und Wissenschaft die erste Pflicht des Königtums erblickte, den berühmtesten Maler mit ziemlich hohem Gehalte nach Berlin. Einen bestimmten Wirkungskreis in der Akademie lehnte Cornelius selbst ab; seine erste und einzige Bitte ging „auf Arbeit, Arbeit, wo er aus ganzem Holze schneiden könne“. Friedrich Wilhelm ersah ihn also von vornherein dazu aus, in dem geplanten großen Dom, der ebenbürtig neben St. Peter stehen sollte, die Ruhestätte der königlichen Familie auszuschmücken. Die Macht des Todes und der Sünde und der Sieg der Liebe und der Verheißung sollten in einem Cyklus von Fresken zur Darstellung gebracht werden.

„Ich darf es aussprechen,“ schrieb Cornelius, um seine Berufung zu betreiben, „mein Geist ist nicht nur nicht erschöpft, sondern es öffnen sich mir immer neue Regionen!“ Das war keine Prahlerei. Wenigstens das Hauptwerk der Berliner Periode ist von einer Tiefe der Auffassung und einer Größe der Ausführung, daß selbst die Münchener Schöpfungen dadurch in Schatten gestellt sind.

Nicht mit allen Arbeiten war Cornelius

in Berlin so glücklich, und dies hatte zur Folge, daß ihm der Aufenthalt wenigstens anfänglich gründlich verleidet wurde. Das große Publikum war gegen den Maler des „Jüngsten Gerichts“, in dem man nicht bloß einen gläubigen Sohn der katholischen Kirche, sondern einen unduldsamen Genossen der Münchener Ultramontanen erblickte, von vornherein eingenommen, und als nun in dem für den Prinzen von Wales bestimmten Glaubensschild die Vermischung von antiken und modernen Elementen ungünstig ausfiel, als die unter Cornelius' Leitung nach Schinkels Entwürfen ausgeführten Fresken an der Stirnseite des Museums Fiasko machten, wuchs der Chor der Nergler, wurde immer lauter die Klage: Wir haben nur den im Niedergang begriffenen Rückert, den ausgelebten Schelling, die Ruine des großen Cornelius erhalten!

Doch alle Zweifel und Vorwürfe verstummten, als die Zeichnungen für den Campo Santo an die Öffentlichkeit traten. Cornelius hatte, ehe er das Werk begann, einige Zeit in London zugebracht. Unwillkürlich drängt sich der Gedanke auf, der Anblick der Parthenonskulpturen, der Genuß der höchsten Schönheit von göttlicher Geburt habe auf den deutschen Künstler läuternd und vervollkommnend eingewirkt. Denn in den acht Seligkeiten, der Ausgießung des heiligen Geistes, der Ehebrecherin vor Christus u. s. w. spricht sich der Geist der Offenbarung in einer so keuschen Größe aus, daß diese schlichten Bilder sogar neben dem leidenschaftlichen Schwung der „Apokalyptischen Reiter“ siegreich bestehen. Das war ein glorreicher Abgesang!

Der Jüngling hatte seine Kunst in den Dienst der vaterländischen Poesie gestellt; den Mann hatte die ernste Hoheit der Antike gefesselt, im Alter nahm sein Genius den kühnsten Flug, indem er den Sieg der rein christlichen Idee über Sünde und Tod, das Werk der Erlösung der Menschheit verherrlichte.

Auch als die Schwäche des Alters nahte, war der Geist des Künstlers noch immer neuen Unternehmungen zugänglich; mit ungebrochener Kraft hielt er bis zum letzten Hauche die Herrschaft des Willens aufrecht. Am 6. März 1867 entschlief er, wie die Lieblinge der Gottheit sanft der Erde entrückt, ohne daß eine Krankheit vorausgegangen war. Zu Häupten des Sarges stand sein letztes Werk: die „Ausgießung des heiligen Geistes“, und die trauernden Freunde hatten den Eindruck, als ob die würdigen Apostel segnend die Hände über den frommen Meister streckten.

Möchten die Entwürfe für den Campo Santo endlich zu edler Ausführung gelangen! Das wäre nicht nur das schönste Denkmal für den Meister, das wäre auch ein Ehrenmal für die deutsche Nation, für deutsches Empfinden und Gestalten. Die Größe der Divina commedia Dantes, der Disputa Raphaels, der Dramen Shakespeares, der symphonischen Tonwerke Beethovens ist auch ihnen eigen.

Uns ist die Antike nicht mehr das, was sie Goethe und Schiller, was sie Cornelius und den Seinen gewesen. Doch nicht die Antike gab ihnen „jene Jugend, die uns nie verfliegt“; sie trugen den Gott in sich: die Sehnsucht, das Streben „nach der höchsten Schöne“.

„Um andere Kronen buhlet nicht!“ Haben wir an unseres Jahrhunderts Neige ein besseres Mahnwort an die Künstler? Die Bahnen haben sich geändert, das Ziel ist geblieben:

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!



Aus Goethes Studentenzeit.

Zu seinem hundertfünfzigsten Geburtstage.

Von

Ernst Kroker.

Unter den deutschen Städten, die Goethes hundertfünfzigsten Geburtstag festlich begehen, steht Leipzig in der ersten Reihe. Leipzig kann sich zwar nicht rühmen, die Geburtsstadt des Dichters zu sein wie Frankfurt am Main, wo das Kind in dem elterlichen Hause die ersten unauslöschlichen Eindrücke erhielt; es hat auch nicht mit so zwingender Gewalt in die Entwickelung des Jünglings eingegriffen wie Straßburg, wo Goethe in Herder den ersten, sicheren Wegweiser fand; es hat endlich auch nicht dem reifen Mann eine bleibende Stätte bieten dürfen wie Weimar, dessen Name uns durch den Dichterfürsten so lieb und vertraut geworden ist wie der keiner anderen Stadt in Deutschland. Goethe war fast noch ein Knabe, als er 1765 nach Leipzig kam, und noch unfertig an Körper und an Geist, verließ er es nach drei Jahren und sah es auch später immer nur auf kürzere Zeit wieder. Und doch sind seine Leipziger Studentenjahre einer der wichtigsten Abschnitte seines Lebens. Wie es auf anderen Gebieten oft einen größeren Reiz hat, das Werden zu beobachten, als das Gewordene zu betrachten, so führt auch die Litteraturgeschichte unsere Teilnahme immer wieder in die Zeit, wo Goethe noch nicht in der Ruhe des Sieges, sondern in den Stürmen des Kampfes vor uns steht, eines Kampfes, in dem er selbst zuweilen fast verzagt und an seiner Kraft zweifelt.

Vieles hatte der alte Goethe seinem Sohne dank jahrelanger treuer pädagogischer Arbeit nach Leipzig mitgeben können, multa und auch multum, nur das eine nicht, was er am heißesten gewünscht hätte: die Neigung zu dem juristischen Studium. Was dem Vater nur als eine schöne Beigabe zu dem an äußeren Ehren reichen Berufe des Juristen galt, die Kenntnis der Sprachen, die Beschäftigung mit der Litteratur, die Liebe zu den bildenden Künsten, das hatte die Seele des Sohnes so ganz erfüllt, daß auch der Glanz des ehrenvollsten bürgerlichen Berufes davor erbleichte. Nicht als juris utriusque studiosus, wie der Vater es wünschte, sondern als der schönen Künste Liebhaber gedachte der Sechzehnjährige nach Leipzig zu ziehen. Der erste Schritt aus dem Vaterhause sollte ihn, so hoffte er, der ersehnten Freiheit entgegenführen.

Aber die Fessel, die sein Vater um ihn gelegt hatte, war nicht so leicht zu lösen, und überblicken wir sein ferneres Leben, so dürfen wir wohl sagen, es war gut, daß er in Leipzig einen Mann fand, der ihn zunächst noch in dem Kreise, den ihm sein Vater gezogen hatte, festzuhalten suchte. Der Hofrat Böhme, der Professor der Geschichte an der Leipziger Universität, ähnelte in mancher Beziehung dem alten Goethe. Auch er liebte neben den gelehrten Forschungen die eleganten Wissenschaften. Er war selbst ein eleganter Mann in seiner äußeren Erscheinung, in seinem Privatleben, in seinen Neigungen. Aber als ihm der junge Goethe

seine Pläne rückhaltslos anvertraute, riet er ihm aufs ernstlichste davon ab, das Studium der Jurisprudenz mit dem der Altertumswissenschaft und der schönen Litteratur zu vertauschen. Diese Warnung Böhmes vor den poetischen Übungen entsprang gewiß nicht den niederen Beweggründen, welche Goethe selbst ihm später irrtümlich untergelegt hat, sondern neben der Rücksicht auf Goethes Eltern war es der echte Gelehrtenstolz, der in der Beschäftigung mit der Kunst wohl eine angenehme Würze des Lebens sah, dem aber der Gedanke, diesen Dingen ein ganzes Leben zu widmen, unfaßbar blieb. Die Predigt des Herrn Hofrats war nicht wirkungslos, und vielleicht noch eindrucksvoller verlief eine Unterredung mit der Frau Hofrätin Böhme, einer kränklichen, aber klugen, fein gebildeten und lebenskundigen Frau. Sie nahm sich bis zu ihrem nahen Tode des jungen Fremdlings, der in Leipzig eine etwas seltsame Rolle spielte und dabei doch so keck und selbstbewußt in die Welt blickte, liebevoll an und besserte nach Frauenart an ihm herum, bis wenigstens der äußere Mensch dem Geschmack des galanten Leipzigs etwas mehr entsprach. Der Zwiespalt zwischen dem von Böhme wiederaufgenommenen „du sollst“ des Vaters und dem „ich will“ des Sohnes wurde schließlich durch einen Vergleich notdürftig überbrückt: Goethe belegte die üblichen juristischen, staatsrechtlichen und philosophischen Kollegien, dafür durfte er nun auch Gellerts Kolleg besuchen.



Johann Wolfgang Goethe (1749 bis 1832).
(Aus Kroker: Die Ayrerische Silhouettensammlung.)

Der einen Enttäuschung folgte die andere. Nirgends, auch bei Gellert nicht, fand Goethe, was er in Leipzig gesucht hatte: Klarheit über das Wesen der Dichtkunst und einen festen Maßstab für die Beurteilung des Guten und des Schönen. Gellert war freilich selbst kein Dichter. Was unsterblich an ihm ist, hat mit seinem edlen Charakter alles, mit der Poesie wenig zu schaffen. Aber sollte sich sein Einfluß auf Goethe wirklich auf die Verbesserung der Handschrift beschränkt haben? Gellert war doch auch Stilist, und zwar einer der besten Stilisten Deutschlands. Seine Prosa hatte zwar nicht die Kraft und die schneidige Schärfe Lessings, vereinigte aber durchsichtige Klarheit und reine Anmut, und die Regel, die er aufstellte: „Schreibe natürlich!“ oder wie Goethe es ausdrückt: „Rede, wie du schreibst, und schreibe, wie du sprichst!“ enthielt, richtig verstanden, eigentlich — auch für heute noch — alle Weisheit der Stilistik. In Gellert und Lessing erfüllte sich, was einst der Ostpreuße Gottsched von der deutschen Prosa verlangt hatte: auf Grund der Meißnischen Schriftsprache war das reine Hochdeutsch geschaffen worden.

Gottsched gehört ebenfalls zu den Leipziger Gestalten, deren Bedeutung von Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ nicht ganz gewürdigt worden ist. Freilich war Gottsched,



Johann Gottlob Böhme (1717 bis 1780).
(Aus Kroker: Die Ayrerische Silhouettensammlung.)

als Goethe nach Leipzig kam, schon lange von seiner Höhe gestürzt. Es war sein Verhängnis gewesen, daß er, eine durchaus pro-

saische Natur, auch in der Poesie herrschen wollte. Aber was er für die deutsche Prosa geleistet hat, soll doch unvergessen bleiben. Daß die Süddeutschen Goethe und Schiller mit so geringen dialektischen Beimischungen geschrieben haben, ist schließlich auch eine Folge der Wirksamkeit von Männern wie Gottsched.

Gellert war nicht die einzige Größe, die unserem Goethe in der Nähe kleiner erschien als aus der Ferne. Reicher als in Frankfurt am Main war das litterarische Leben in Leipzig, aber auch die litterarische Kritik war hier reger. Schon in den Unterredungen mit Frau Hofrätin Böhme fühlte Goethe den Boden, auf dem er sicher zu stehen geglaubt hatte, unter sich wanken. Die feinsinnige Frau zeigte ihm Fehler, wo er bisher nur Schönheiten gesehen hatte, und ließ auch seine eigenen poetischen Übungen nicht gelten. Er wurde irre an den Vorbildern, denen er gefolgt war, und bald auch an sich selbst.

Vornehmlich in drei Richtungen war die deutsche Poesie thätig gewesen. Klopstock hatte das religiöse Epos und die Odenpoesie geschaffen, aber von seinen Jüngern vermochten nur wenige die Saiten zu schlagen, die unter der Hand des Meisters in volleren Tönen erklangen. Neben der schweren Ode war auch die leichtere Lyrik im Gelegenheitsgedicht, im Kriegslied und im Anakreontischen Liede gepflegt und von Dichtern wie Gleim und Uz zu hoher Vollendung ausgebildet worden, aber die Anakreontik kränkelte an ihrer inneren Unwahrheit. Das Schauspiel endlich — Lustspiel, Operette und Trauerspiel — lag seit Gottsched in dem Banne des französischen Theaters. Der helle Stern Shakespeares stieg eben erst langsam an dem Horizonte der deutschen Litteratur empor, und auch Goethe sah ihn in seiner Leipziger Zeit noch wie durch einen Wolkenschleier. Von Lessings bahnbrechenden Schriften waren vor 1765 nur die „Litteraturbriefe“ bekannt; der „Laokoon“ erschien erst 1766, „Minna von Barnhelm“ und die „Hamburgische Dramaturgie“ 1767, und noch in eben diesem Jahre 1767 glaubte Christian Felix Weiße dem Publikum Shakespeares „Romeo und Julia“ nach dem französischen Geschmack erst mundgerecht machen zu müssen.

Auf allen Gebieten hatte sich Goethe schon in Frankfurt versucht. Er brachte ganze Stöße von Gedichten und Entwürfen mit nach Leipzig. An der Spitze der Leipziger Schriftsteller standen neben Gellert der Dramatiker Christian Felix Weiße und der Lyriker Christian August Clodius, beide in inniger Verbindung mit zahlreichen anderen Dichtern fern und nah, jeder in seiner Art ganz tüchtig, aber ohne Originalität und unfähig, dem jungen Goethe etwas Wesentliches zu geben, was er selbst nicht schon gehabt hätte. Mit Weiße blieb Goethe durch Liebe und Achtung verbunden, obgleich auch dessen Theaterstücke nicht vor seiner jungen Kritik stand hielten; noch schärfer wendete sich seine Kritik gegen Clodius. Aber je klarer er die Fehler anderer und seine eigenen Schwächen erkannte, um so dunkler wurde ihm der Blick in die Zukunft. Er fühlte das Alte schwinden, ohne das Neue, das er inbrünstig suchte, finden zu können. War es ein Wunder, daß er den Mut verlor?



Christian Felix Weiße (1726 bis 1804).
(Aus Kroker: Die Ayrerische Silhouettensammlung.)

daß er an sich verzweifelte? daß ihm bange war, einen Reim auch nur niederzuschreiben, da er doch fürchten mußte, ihn im nächsten Augenblick selbst wieder zu verurteilen? Der Tag, an welchem er seine sämtlichen Gedichte und Entwürfe den Flammen übergab, war ein Tag tiefster Mutlosigkeit und Verzagtheit.

Die trockene Wissenschaft aber konnte ihn auch nicht auf die Dauer fesseln. Er beschäftigte sich wohl mit Philosophie und Jurisprudenz, mit Medizin und Theologie, im Kolleg, in Büchern, in Gesprächen mit reiferen Freunden, nicht ohne Teilnahme, aber doch ohne Ausdauer und ohne innere Befriedigung. Bald kehrte er zur Poesie zurück. Von den Männern, die an ihm nur zu tadeln wußten, ohne ihm helfen zu können, hatte er sich mehr und mehr abgewendet. Von dem Familienverkehr, dem er sich anfangs gern hingegeben hatte, fühlte er jetzt nur noch den Zwang. Um so inniger schloß er sich an einen Kreis freierer Männer an, die er bei dem Weinschenken Schönkopf im Brühl kennen gelernt hatte und die ihn wenigstens gelten ließen, ihn liebten und jeder nach seinen Kräften zu fördern suchten. Noch Jahrzehnte später, als er seine Erinnerungen in „Dichtung und Wahrheit" niederschrieb, standen ihm zwei Gestalten hell vor Augen: Hofrat Pfeil und Behrisch. Pfeil, siebzehn Jahre älter als Goethe, hatte sich als Schriftsteller einen Namen geschaffen; trotz des Unterschiedes im Alter und der reicheren Lebenserfahrung stellte er sich zu dem jungen Goethe als Freund zum Freunde und unterrichtete ihn in manchem Gespräch über das Bedeutende des Stoffes und die Knappheit der Behandlung, in der Lessing Meister war. Behrisch, elf Jahre älter als Goethe, hatte gute Kenntnisse, gesunden Menschenverstand und natürlichen Geschmack, verbunden mit einer Neigung zur Kritik und Satire, die überall das Lächerliche und Schwache herausfand; war er auch nicht gerade „ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft", so war doch der zur Linken oft stärker in ihm als der zur Rechten, und in seinem Verkehr mit Goethe war sein größtes Verdienst wohl das, daß er ihn vor einer naheliegenden Gefahr behütete, vor der Vielschreiberei. Sehr tief kann weder Pfeils noch Behrischs Einwirkung gegangen sein. Goethes Schöpfungen aus dieser Zeit, die „Leipziger Lieder" und seine Lustspiele wie die „Laune des Verliebten" und die „Mitschuldigen", halten sich fast noch ganz in den alten Bahnen. Wohl bricht zuweilen etwas Neues durch, aber es ist noch nicht bewußte Kunst. Für den Leipziger Goethe darf man das Wort wiederholen, das einst Sophokles von Äschylos gesagt haben soll: er träfe das Richtige, ohne es selbst zu wissen, gleichsam in einem künstlerischen Instinkt.


Christian August Clodius (1738 bis 1784).
(Aus Kroker: Die Ayrerische Silhouettensammlung.)

Das Mädchen, dessen Liebe Goethe in seinen Leipziger Liedern zum erstenmal einen wahren Wiederhall des Lebens geben ließ, war Anna Katharina Schönkopf, die Tochter des Weinschenken im Brühl, von ihren Eltern Käthchen, von Goethe Ännchen oder Annette genannt, ein Mädchen, das, wie Goethe selbst sagt, wohl verdiente, in dem Schrein des Herzens eine Zeitlang als eine kleine Heilige aufgestellt zu werden. In seinen Briefen an Behrisch hat er all das Glück und Leid seiner Liebe mit Wertherscher Leidenschaft niedergelegt: die beseligende Gewißheit der Gegenliebe, den erwachenden Zweifel, die Eifersucht, die Launen des Verliebten und die endliche Umkehr von heißer Leidenschaft zu warmer Freundschaft. In dieser Zeit verließ ihn Behrisch. Er hatte

ihn zu manchem tollen Streich verleitet, aber ihn auch wieder gezügelt. Mit seinem Weggange begann die trübste Zeit in Goethes Studentenjahren. Wenn er unter den heftigsten seelischen Kämpfen und inmitten der Widersprüche, in die er sich gestellt sah, den inneren Halt nicht noch mehr verlor, als es geschah, so verdankte er dies wohl hauptsächlich der Beschäftigung mit der bildenden Kunst und dem Umgange mit Oeser.

Adam Friedrich Oeser, der erste Direktor der Leipziger Kunstakademie, erteilte auch Privatunterricht im Zeichnen, und dadurch lernte Goethe ihn kennen. Er war ein Fünfziger. Seine äußere Erscheinung ist uns aus mehreren Bildern bekannt. Von seiner Frau, Rosina Elisabeth, geb. Hohburg, ist uns wenigstens noch eine Silhouette erhalten; sie zeigt energische Gesichtszüge, doch mit unverkennbarer Beimischung von Güte. Die beiden Töchter, Friederike und Wilhelmine, hat Johann Heinrich Tischbein in einem schönen Bilde gemalt. Ein Gemälde von Oesers eigener Hand endlich zeigt neben den Töchtern auch die beiden Söhne Johann Friedrich Ludwig und Karl Oeser.

In dem Verkehr mit Oeser empfing Goethe geistige Anregungen, die sein ganzes Leben lang fortwirkten. Daß er sich unter der Leitung des Künstlers im Zeichnen vervollkommnete und daneben auch radieren und in Holz schneiden lernte, füllte wohl manche müßige Stunde und schärfte sein Verständnis für die Kunstformen. Wichtiger war die mündliche Belehrung, die er von Oeser erhielt. Oeser war ein denkender Künstler. Seine Bedeutung beruht weniger auf den Werken, die er geschaffen, als auf den Lehren, die er verbreitet hat. Er war in Dresden Johann Joachim Winckelmanns Freund gewesen. Die Schrift, in der Winckelmann das neue Evangelium von der edlen Einfalt und stillen Größe der Antike verkündet, ist in den Schlußworten an Oeser gerichtet, und manches in Winckelmanns Worten mag Oesers geistiges Eigentum sein. Auch in seine Unterweisungen Goethes klangen stets Winckelmannsche und Lessingsche Lehren hinein. Gegenüber der Unnatur der Zeit forderte er Natur, gegenüber der Künstelei und der Manier Einfalt und Anmut, und indem er diese Forderungen auch auf die Poesie übertrug, wies er seinen Schüler auf Shakespeare und Wieland als Vorbilder hin. So mußte der junge Goethe in der dichtenden und in der bildenden Kunst neue Muster suchen. Was er in Frankfurt und auch noch in Leipzig nachgeahmt hatte, war überwunden. Und nun predigte ihm Oeser in klaren und bewußten Worten, was er selbst schon geahnt und unbewußt befolgt hatte: daß Einfachheit und Natürlichkeit die Grundlagen jeder echten und rechten Kunst sein müssen. Durch diese Lehren war schon der Boden bereitet, auf dem Herder seine Saat ausstreuen konnte.

In dem Umgange mit Oeser scheint Goethe auch wieder für andere zugänglicher geworden zu sein. Oeser war der Mittelpunkt eines Kreises von älteren und jüngeren Künstlern und Kunstfreunden. Die bedeutendsten darunter waren Franz Wilhelm Kreuchauf, das Haupt der Leipziger Kunstsocietät, und der Kunstschriftsteller Michael Huber. Auch Weiße und der reiche und fein gebildete Verlagsbuchhändler Philipp Erasmus Reich standen diesem Kreise nahe. In Breitkopfs Hause, in dem Goethe

Franz Wilhelm Kreuchauf (1727 bis 1803).
(Aus Kroker: Die Ayrerische Silhouettensammlung).

ebenfalls aus- und einging, wohnte der Kupferstecher Stock. Dem berühmten Leipziger Theater hatte Goethe von Anfang an seine Teilnahme zugewendet, jetzt trat er auch der Musik näher. Und endlich fand er in Oesers Umgebung das innere Gleichgewicht und die seelische Ruhe wieder.

Die Krisis in seinen stürmischen Studentenjahren war der Blutsturz, von dem er im Juni 1768 befallen wurde. Den Todesahnungen, mit denen er sich vom Krankenlager erhob, entriß ihn Oesers älteste Tochter Friederike. Auf dem Tischbeinschen Gemälde sehen wir sie zur Linken, mit kluger Stirn, heiterem Näschen und fröhlichen Augen, eine Verkörperung von Goethes Ideal: keine klassische Schönheit und auch keine verführerische Schönheit, aber voll Anmut und Herzensgüte. An ihrer Seite, in der Wohnung Oesers in der Pleißenburg oder in seinem stillen Landhaus in Dölitz, verlebte Goethe die letzten ruhigen, glücklichsten Tage. Ihr widmete er, als er von ihr schied, seine Leipziger Lieder, und in den Briefen, die er ihr aus Frankfurt sandte, bekannte er in der warmen Sprache, die von Herzen kommt, wie viel er ihr und ihrem Vater verdankte.



Rosina Elisabeth Oeser, geb. Hohburg (1714 bis 1794).
(Aus Kroker: Die Ayrerische Silhouettensammlung.)

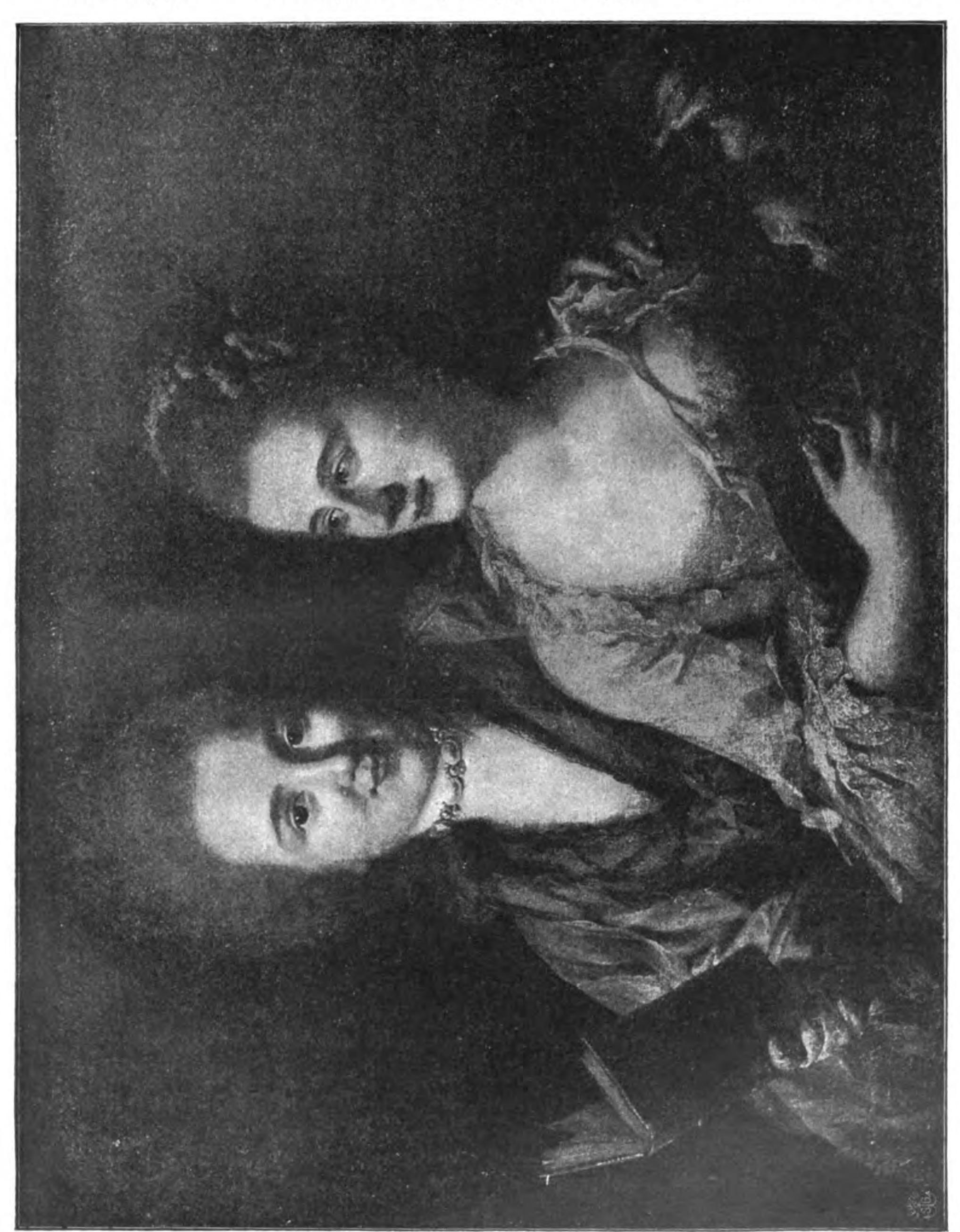
Das Leben hatte ihn in Leipzig in eine harte Schule genommen. Von den Eltern und den Freunden verwöhnt und als Wunderkind verhätschelt, hatte er Frankfurt verlassen, in dem festen Glauben, daß er die Hand nach dem Lorbeer nur auszustrecken brauchte, und nun kehrte er nach Frankfurt zurück, ohne sein Ziel erreicht zu haben, und unter allen Enttäuschungen war ihm nur die heiße Sehnsucht nach dem Schönen verblieben. Auch jetzt sah er noch nicht klar, auf welchem Wege er es finden würde, aber er war doch ganz anders darauf vorbereitet, dem rechten Wegweiser und Führer, wenn er ihm begegnen würde, zu folgen. In Leipzig war er zu stolz gewesen, einem Lessing auch nur zu Gefallen zu gehen, in Straßburg klammerte er sich an Herder, wie Jakob an den Engel des Herrn, und ließ ihn nicht, er segnete ihn denn.

In der Ruhe des reiferen Alters hat Goethe seine Leipziger Zeit mit dem Zauber der Poesie umkleidet und den Gestalten, die ihn geliebt und gefördert haben, und der Stadt selbst ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Hoffentlich ist der Tag nicht mehr allzu fern, da sich in Leipzig das von Seffners Meisterhand entworfene Denkmal des jungen Goethe in lichtem Marmor unter schattigem Grün erheben wird. Diese monumentale Dankespflicht hat die Bürgerschaft von „Klein-Paris“ bisher noch nicht erfüllt. Eifriger hat man in Leipzig die litterarische Dankesschuld abgetragen. Zu Goethes hundertstem Geburtstag hat uns Otto Jahn sein schönes Buch „Goethes Briefe an Leipziger Freunde“ geschenkt. 1865, hundert Jahre nach Goethes Ankunft in Leipzig, hat Woldemar Freiherr von Biedermann das zweibändige Werk „Goethe und Leipzig“ veröffentlicht, worin den Persönlichkeiten, mit denen Goethe während seines Leipziger Aufenthaltes verkehrt hat, nachgegangen wird. Eine zweibändige Biographie Goethes verdanken wir Karl Heinemann, zahlreiche Einzeluntersuchungen Friedrich Zarncke, Gustav Wustmann, Georg Witkowski, Otto Günther und anderen. Und jetzt sind zur Feier von Goethes hundertfünfzigstem Geburtstage zwei Festschriften erschienen, die zu dem Wort auch das Bild hinzutreten lassen. Diesen beiden Festschriften ist der Illustrationsschmuck unseres Aufsatzes entnommen.

Die erste Schrift hat den Titel: „Die Ayrerische Silhouettensammlung.“ Eine Festgabe zu Goethes hundertfünfzigstem Geburts-

tage von Dr. Ernst Kroker, Bibliothekar an der Stadtbibliothek zu Leipzig.*

Der Verfasser — der Schreiber dieser mütterlicherseits, dem Juristen Georg Friedrich Ayrer, in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts begründet worden ist.



Friederike und Wilhelmine Oeser.
(Aus Vogel: Goethes Leipziger Studentenjahre.)

Zeilen — ist in dem Besitze einer Silhouettensammlung, die von seinem Urgroßvater Ayrer entstammte einer alten, ursprünglich patricischen Familie Süddeutschlands. Schon 1310 sind Ayrer in Heilbronn urkundlich bezeugt, seit etwa 1400 lassen sie sich in Nürnberg nachweisen. Die handschriftliche

* Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher), 1899.

Familienchronik verzeichnet von 1389 an bis auf die Gegenwart dreizehn Generationen in lückenloser Reihe. Dem Nürnbergischen Hauptstamm, der jetzt ausgestorben ist, gehörte auch der Schauspieldichter Jakob Ayrer an, der bedeutendste Nachfolger Hans Sachsens, der erste, der die Singspiele der englischen Komödianten in die deutsche Litteratur einführte. Aus der Seitenlinie der Zerbstischen Ayrer ging von mütterlicher Seite her Daniel Chodowiecki hervor, und auch Theodor Körner war mit dieser Linie verwandt. Die Linie der sächsischen Ayrer wurde von Michael Ayrer begründet, der 1539 in Nürnberg geboren wurde und etwa 1570 in Dresden in den Dienst des Kurfürsten August von Sachsen trat.

Georg Friedrich Ayrer, 1744 in dem Pfarrhause zu Neukirchen bei Chemnitz geboren, studierte gleichzeitig mit dem jungen Goethe in Leipzig die Rechtswissenschaft. Von den Leipziger Professoren nahmen sich besonders Gellert und Böhme seiner an. Wahrscheinlich in Böhmes Hause lernte er Goethe kennen, doch scheint es zu keiner vertrauteren Bekanntschaft gekommen zu sein. Durch Gellerts Vermittelung wurde er 1767 Hofmeister eines jungen Freiherrn von Rotenhan in Oberfranken. 1771 übernahm er eine ähnliche Stellung bei dem jungen Grafen Otto von Schönburg-Waldenburg. Er begleitete ihn auch auf die Universität Leipzig und 1777 bis 1779 auf der großen Kavaliersreise durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich und England. Er starb 1804 in Fürstlich Schönburgischen Diensten als Justizamtmann zu Waldenburg in Sachsen.

Seine Silhouettensammlung enthält weit über tausend Stück, darunter zahlreiche wertvolle Silhouetten. Er hatte ja in Leipzig und auf seinen Reisen Gelegenheit genug, berühmte Zeitgenossen kennen zu lernen, und er war ein überaus eifriger und geschickter Silhouettenschneider. Die Silhouette war damals, was jetzt die Photographie ist. Freunde schickten sich ihre Schattenrisse zu, die Schattenrisse berühmter Männer wurden für Liebhaber und Sammler mit dem Storchschnabel oder durch den Kupferstich vervielfältigt. Viele Persönlichkeiten des achtzehnten Jahrhunderts würden uns in ihrer äußeren Erscheinung gar nicht bekannt sein, wenn uns nicht ihre Silhouetten erhalten wären; stets wird der Schattenriß für die Ikonographie eine willkommene Ergänzung zu den übrigen Bildnisarten sein, da er die Profillinie des Gesichts und die Schädelbildung am schärfsten und getreuesten wiedergiebt, ja zuweilen ist die Silhouette trotz ihres einfachen Umrisses lebendiger und charakteristischer als ein Bild, das alle Einzelheiten des Gesichtes giebt. Auch unter den Silhouettenschneidern sind freilich viele Stümper und nur wenige Meister. Ayrer ist in seiner Art ein Meister. Seine Kunst wird von den Zeitgenossen wiederholt gerühmt. So schreibt George Deyverdun, der Freund und Mitarbeiter des großen englischen Geschichtsforschers Gibbon, in Lausanne in Ayrers Stammbuch: „Du hast in unserer Stadt die einfache und wahrhafte Kunst der Silhouette eingeführt. Deine Bilder sind die Natur selbst.“ Ein Blick auf die hier abgebildeten Silhouetten zeigt, daß mit diesen Worten nicht zu viel gesagt ist. Diese Bilder sind wirklich voller Leben und zeugen von einer ungewöhnlichen Übung, einer großen Sicherheit der Hand und einem scharfen Blick für das Charakteristische.

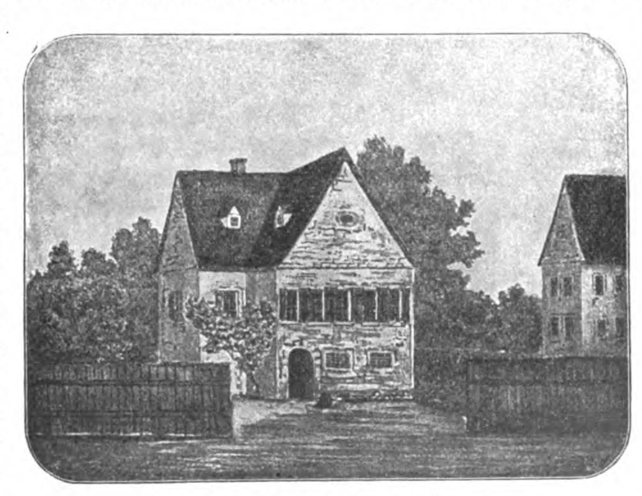
Aus Ayrers reicher Sammlung veröffentlicht das Krokersche Werk hundert der schönsten und wertvollsten Silhouetten in vorzüglicher Wiedergabe und mit ausführlichem Text. Eine lange Reihe von Bildern großer Menschen zieht auf den fünfzig Tafeln des Werkes an uns vorüber! Aus Goethes Leipziger Zeit und den nächsten Jahren finden wir da den Hofrat Böhme und seine zweite Frau, Gellert und den reformierten Prediger Zollikofer, Christian Felix Weiße, Clodius und seine Frau, Oeser, seine Frau und seine Töchter, den Kupferstecher Bause und seine Familie, die Kunstschriftsteller Kreuchauf und Huber, Heinecken, den Direktor der Dresdener Galerie, ferner den Hofrat Pfeil, den reichen, in der Leipziger Pasquillenlitteratur bekannten Dr. Kees, den jungen Dichter Gallisch, den Hofrat Born, mit dem Goethe in Leipzig und dann wieder in Wetzlar zusammen war, und andere. Aus den Leipziger Kaufmannskreisen sind mehrere Mitglieder der Familien Crayen, Dufour und Leplay abgebildet, ebenso Frege und seine Frau, der reiche Banquier, der

den großen Musenkrieg in Goethes letztem Semester in Leipzig entfachte. In enger Verbindung mit den Leipziger Schriftstellern standen der Satiriker Rabener in Dresden, Zachariä, der Dichter des „Renommisten“, und der Pastor Schlegel in Hannover. In Goethes norddeutschen Freundeskreis führen uns die schönen Silhouetten von Albert und Lotte: Legationsrat Kestner in Hannover und seine Frau Charlotte geb. Buff. Dem göttingischen und hannoverschen Dichterkreise gehörten an: Klopstock, Gleim, Leisewitz, die Grafen Stolberg, Hölty, Boje, Gotter, Bürger, von dem zwei charakteristische Silhouetten da sind, Rehberg und sein Sohn, Johann Georg Zimmermann und seine Tochter, Sprickmann und Klockenbring. Sehr schön sind auch die Silhouetten von Uz, Claudius und Lenz. In Lessings Kreis gehören Madame Reiske in Leipzig, Ebert und Eschenburg und der Abt Jerusalem in Braunschweig. Unter den Pädagogen finden wir Basedow in einem prachtvollen Umriß und Campe, von der Bühne Madame Koch, Schröder, Brückner, Eckhof, Brockmann und den Kapellmeister Reichardt, unter den Philosophen Garve, Moses Mendelssohn und Formey. Aus dem weimarischen Dichterkreise sind Herder in einer sehr schönen Silhouette und Goethe in zwei Silhouetten abgebildet, ferner die verwitwete und die

Käthchen Schönkopf.
(Aus Vogel: Goethes Leipziger Studentenjahre.)

regierende Herzogin von Weimar, aus der Schweiz Bodmer und Lavater, aus Paris die Künstlerfamilie Wille und aus London Joshua Reynolds. — Die Dieterichsche Verlagsbuchhandlung hat das Werk in der vornehmsten Weise ausgestattet. Hat doch der Begründer der Handlung, Johann Christian Dieterich in Göttingen, mit mehreren der abgebildeten Männer, so mit Bürger, Boje und Gotter, als Freund und als Verleger verkehrt.

Während Krokers Buch im Text und in den Abbildungen über Leipzig und über Goethes Studentenjahre weit hinausgreift, hält sich die zweite Leipziger Festschrift innerhalb des Kreises, den Goethe als Student in Leipzig um sich sah. Ihr Titel lautet: „Goethes Leipziger Studentenjahre.“ Ein Bilderbuch zu Dichtung und Wahrheit als Festgabe zum hundertfünfzigsten Geburtstage des Dichters von Dr. Julius Vogel, Kustos am Städtischen Museum der bildenden Künste in Leipzig.*



Oesers Landhaus in Dölitz.
(Aus Vogel: Goethes Leipziger Studentenjahre.)

Die Auswahl und die Ausführung der Abbildungen in dieser schönen Schrift unterscheiden sich auf das vorteilhafteste von der Illustrationsweise, die in unseren populären Geschichtsbüchern und Litteraturgeschichten üblich geworden ist. Wo nicht schon tadellose Abbildungen vorliegen, geht

* Leipzig, Verlag von Carl Meyers Graphischem Institut, 1899.

der Verfasser immer auf das Original zurück und giebt dies, nicht aber Abbildungen, die selbst erst von dem Original abgeleitet sind. Man sollte meinen, dies wäre selbstverständlich, aber es ist es nicht. Derselbe Historiker oder Litterarhistoriker, dem es völlig in Fleisch und Blut übergegangen ist, daß er einen Text nicht nach einer vielleicht fehlerhaften Abschrift, sondern nach dem Original veröffentlichen muß, vergißt diesen Grundsatz, wenn es sich nicht um den Text, sondern um die Abbildungen handelt. Wie oft sehen wir die schönen Graffschen Porträts in den flauen Stichen Bauses abgebildet, während doch die Originalbilder Anton Graffs noch erhalten sind, und wie oft werden auch jetzt noch ältere Holzschnitte wiederholt, während unsere Technik doch eine bessere Wiedergabe des Originals ermöglicht. Diese Illustrationsweise mag bequem sein, wieviel Schönheit aber dabei verloren geht, zeigt ein Blick auf Vogels Buch. Absichtlich haben wir drei Bilder daraus entlehnt, die schon lange bekannt sind. Oesers Landhaus in Dölitz ist zum Beispiel in Heinemanns Goethe nach einer Lithographie in Holzschnitt, bei Vogel auf mechanischem Wege vervielfältigt; man sieht, bei steif gezeichneten Landschaften ist die Reproduktionsart ziemlich gleichgültig. Anders verhält es sich mit künstlerisch ausgeführten Bildern. Wer hätte gegenüber den älteren Abbildungen von Käthchen Schönkopf vermuten können, daß das Original ein Miniaturbildchen auf Elfenbein von noch nicht ganz sieben Centimetern Höhe ist? Und wer hätte nach den früheren Abbildungen des Tischbeinschen Gemäldes von Oesers Töchtern auch nur eine Ahnung davon gehabt, von welcher Anmut und welchem Liebreiz die beiden Mädchen waren?



Johann Gottfried Herder (1744 bis 1803).
(Aus Kroker: Die Ayrerische Silhouettensammlung.)

Unmittelbar nach dem Original ist ferner der feinsinnige Kunstsammler Gottfried Winckler abgebildet; das Tischbeinsche Gemälde, von dem wir bisher nur den schönen Bauseschen Stich mit der charakteristischen Unterschrift Sibi, arti, amicis kannten, galt für verschollen. Auch die von Anton Graff gemalten Leipziger Professoren Johann August Ernesti, der Ciceroforscher, und Friedrich Nathanael Morus, der die von der Frau Hofrätin Böhme begonnene litterarische Kritik an dem jungen Goethe fortsetzte, sind von Vogel nach neuen Aufnahmen der Originalgemälde veröffentlicht, ebenso der von Goethe in „Dichtung und Wahrheit" ausführlich beschriebene Oesersche Theatervorhang, der weiteren Kreisen bisher nur in einem Holzschnitt bekannt war. Die Porträts von Hiller, Gellert, Weiße, Reich, Böhme, Hagedorn und Clodius sind nach den Originalaufnahmen in Vogels großer Publikation Graffscher Bildnisse verkleinert. Völlig neu sind Gottsched und seine Frau nach zwei Gemälden Hausmanns auf der Leipziger Universitäts-Bibliothek, ein Relief Gellerts von Oeser im Leipziger Museum, Oesers erster Entwurf des Wendlerschen Gellertdenkmals mit den drei trauernden Grazien in Lebensgröße an Stelle der später aus Sparsamkeitsrücksichten wirklich ausgeführten Putten, ferner ein Sohn Oesers in einem Oeserschen Gemälde, von dem man zuweilen vermutet hat, es stellte den jungen Goethe dar, und drei Mitglieder der Familie Breitkopf: Bernhard Christoph, der Begründer der weltberühmten Handlung, sein Sohn Johann Gottlob Immanuel und sein Enkel

Christoph Gottlob, von Goethe in einem Briefe „Bruder Gottlob“ genannt. Ein Porträt des Liederkomponisten Bernhard Theodor Breitkopf, der an Goethes „Leipziger Liederbuch“ beteiligt war, ist leider nicht nachweisbar, und ebensowenig hat man bisher ein Bild von Goethes Freund Behrisch auffinden können. Dies besonders ist in Anbetracht der wichtigen Rolle, die Behrisch in Goethes Leben, namentlich während der Leipziger Jahre, gespielt hat, lebhaft zu bedauern. Sollte nicht doch noch vielleicht in Dessau eine Silhouette oder ein anderes Bild Behrischs auftauchen? Wie die beiden Leipziger Festschriften wieder einmal recht deutlich gezeigt haben, ist noch unendlich viel in Privatbesitz verborgen — ganz abgesehen von den reichen ungehobenen Schätzen, die das Goethe-Nationalmuseum in Weimar und andere dem Andenken des Dichters gewidmete Sammelstellen bergen.

Von den Ansichten von Leipzig, der Promenade und von einzelnen Gebäuden der Stadt werden einige den Freunden unserer Stadtgeschichte schon bekannt sein, doch befindet sich auch eine Reihe neuer Bilder darunter. Ein Geißlerscher Stich mit der Ansicht der Ostseite der Stadt, ferner der Kuchengarten in Reudnitz nach einem Aquarell in den Sammlungen des Vereins für die Geschichte Leipzigs und die drei farbigen Zeichnungen Geißlers mit den Abbildungen der alten Universitätsgebäude verdienen besonders hervorgehoben zu werden. Mehrere Faksimiles Goethescher Handschriften — darunter die Judenpredigt, die aber wohl nicht von Goethes Hand niedergeschrieben ist — beschließen die Reihe der Abbildungen.

In sieben Abschnitten — Der Dichter; Die Stadt und ihre Bewohner; Die Universität und ihre Verwandten; Käthchen Schönkopf, Freunde und Genossen; Oeser und die Seinigen; Lieder und Werke; Dresden, Abschied — enthält der Text in ausführlicher, zusammenhängender Darstellung alles, was zu dem Verständnis der Abbildungen notwendig ist. So wendet sich Vogels Schrift an die weiteisten Kreise von Goethes Freunden und läßt mit ihren authentischen Abbildungen das Leipzig des jungen Goethe unmittelbarer und lebensvoller vor uns auferstehen, als es eine noch so lichtvolle und schöne, aber rein auf das Wort beschränkte Darstellung vermöchte.





Die Fortschritte
in der
Bekämpfung der Infektionskrankheiten.

Von
R. Walther.

Durch die mit glänzenden Erfolgen gekrönten Forschungen von zielbewußt arbeitenden Gelehrten — ich nenne nur die Namen Pasteur, Koch, Pettenkofer, Löffler, Soxleth — ist eine völlig neue Wissenschaft, die Bakteriologie, erstanden. Mit ihrer Hilfe sind wir heutzutage im stande, die Feinheiten so mancher Erscheinung des menschlichen und tierischen Lebensprozesses begründen und erklären zu können. Der Bakteriologie verdanken wir die Erkenntnis, daß die ganze uns umgebende Atmosphäre mit unzähligen Lebewesen der kleinsten Art erfüllt ist. Ferner ist uns durch ihr Studium der Einfluß dieser Mikroorganismen auf den menschlichen Organismus bekannt geworden, und so sind wir zu der Thatsache gelangt, daß neben einer großen Anzahl für die Menschheit unschädlicher Lebewesen ein Teil dieser Bakterien zu den furchtbarsten Feinden der Sterblichen gehört. Erst die Forschung der letzten Jahrzehnte hat mit Sicherheit ergeben, daß der Ansteckungsstoff oder das Kontagium in den weitaus meisten Fällen bei den „ansteckenden" Krankheiten aus diesen kleinsten Lebewesen oder Bakterien besteht, durch deren Eintritt in das Blut die betreffenden ansteckenden Krankheiten hervorgerufen werden. Und zwar überträgt sich der Krankheitsstoff bei den kontagiösen Krankheiten von Körper zu Körper, z. B. Masern, Scharlach, Pocken, Keuchhusten, Ziegenpeter u. a. m.; bei den miasmatischen ist es die Luft, welche den Krankheitsstoff überträgt, so bei Typhus, Cholera, Gelbfieber, Pest, Hospitalbrand, Ruhr und Influenza, allerdings ist bei den eben genannten auch die erste Art der Übertragung möglich. Die durch solche Übertragungsarten entstehenden Krankheiten, die also durch Aufnahme eines specifischen Krankheitsstoffes, der in der Atmosphäre oder am Kranken selbst befindlich ist, erworben werden, nennt man Infektionskrankheiten. Der Moment der Ansteckung wird selten beachtet, weil er meist nicht von objektiven Erscheinungen begleitet ist. Der Zeitraum zwischen der Ansteckung und dem Ausbruch der Krankheit (Stadium der Inkubation oder Latenz) ist bei den verschiedenen Krankheiten natürlich auch von

verschiedener Dauer, so ist er bei Cholera und Milzbrand höchstens drei, bei Scharlach vier bis sieben, bei Blattern und Masern zehn bis vierzehn und bei Syphilis etwa achtundzwanzig Tage lang. Zu unterscheiden von diesen Ansteckungs- oder Infektionskrankheiten sind die erblichen Leiden. Die Infektionskrankheiten entstehen nach neueren Anschauungen nun so, daß durch die Aufnahme von Bakterien in die Blutbahn in den organischen Substanzen des Körpers ähnliche Zersetzungsprozesse eingeleitet werden, wie sie z. B. bei der Alkoholgärung durch die Sporen der Hefepilze entstehen. Besonderes Aufsehen erregte in dieser Beziehung die wichtige Entdeckung Davaines, daß im Blute solcher Tiere, die an Milzbrand gestorben waren, ganz charakteristische Pilzformen, die Milzbrandbacillen, vorhanden sind und daß man mit dem solche Pilzformen enthaltenden Blute den Milzbrand auf gesunde Tiere übertragen kann. Später hat Hallier in Jena behauptet, daß überhaupt jede kontagiöse Krankheit durch die Einwanderung eines ganz bestimmten charakteristischen Pilzes bedingt sei, so hat er z. B. einen specifischen Cholera-, Blattern- und Typhusbacillus beschrieben und abgebildet. Mit gleichem Erfolg führte Salisburry 1866 die Entstehung des Wechselfiebers, Obermaier 1873 den Rückfalltyphus, Kleps die Diphtheritis auf Spaltpilze zurück. Die genialen Untersuchungen von Robert Koch (1882) beweisen, daß im Sputum (Auswurf) der Tuberkulösen eigenartige Tuberkelbacillen, in der Darmschleimhaut der an Cholera Leidenden die sogenannten Kommabacillen sich befinden, welche das Kontagium genannter Krankheiten sind, wie man ähnlich die Wundinfektionskrankheiten auf die Wirkung von Bakterien zurückführt.

Auf Grund dieser und ähnlicher Arbeiten vermögen wir uns heutzutage eine Vorstellung nicht nur von dem Wesen der Bakterien im allgemeinen, sondern auch eine solche von ihrer verderblichen Thätigkeit in dem tierischen Organismus zu machen.

Danach sind die Bakterien (Spaltpilze oder Schizomyceten) einzellige, rundliche oder cylindrisch stabförmige, pflanzliche Lebewesen von 0,001 mm oder noch weniger Durchmesser, selten mehr als viermal so lang wie breit. Ihr Zellleib besteht aus Protoplasma, welches bei den meisten Arten farblos ist. Man nennt die runden Zellformen Kokken, die geraden Bacillen und die korkzieherartig gewundenen Spirillen. Die Vermehrung der Bakterien geschieht dadurch, daß diese sich nach einer bestimmten Größenentfaltung in zwei Teile zerlegen, diese werden entweder frei oder bilden Verbände oder Gruppen. So unterscheidet man bei den Kokken Kettenreihen (Streptokokken), traubenförmige Kokken (Staphylokokken) 2c. Die Form und Farbe dieser Verbände sind charakteristisch für jede Einzelart, und da man sie auch mit bloßem Auge auf künstlichen Reinkulturen erkennen kann, so dienen sie als Unterscheidungsmerkmale. Gewöhnlich dann, wenn der Nährboden, auf dem sie gewachsen sind, erschöpft ist, bilden viele Arten aus ihrem Protoplasma Sporen (sporos = σπόρος, der Same.) Diese können von großer Widerstandsfähigkeit gegen äußere Einflüsse, Hitze, Kälte, Trockenheit, sein. Sie bleiben, wenn auch die Bakterien selbst bereits abgestorben sind, am Leben und können noch viele Jahre die Kraft bewahren, wieder auszuwachsen und neue Zellgenerationen zu bilden, sobald sie wieder auf guten Nährboden gelangen. Auf dieser Art der Sporenbildung beruht die Leichtigkeit der Verschleppung keimfähiger Bakterien durch die Luft und daher ihre eminente Verbreitung. In der Luft wechselt die Zahl der Keime sehr, so fanden sich im Freien in Berlin 0,1 bis 0,5 Keime pro Liter, im Krankensaal in Berlin 11,0 pro Liter und in einem Versuchsstall 232 pro Liter. Seeluft wird bisweilen ganz keimfrei gefunden, während Miquel im Regenwasser 35, im Seinewasser oberhalb von Paris 1400 und unterhalb der Stadt 3200 pro Kubikcentimeter fand. Die Empfindlichkeit für die Temperatur ist bei den parasitischen Bakterien viel größer als bei den saprophytischen. Die untere Temperaturgrenze muß sehr tief liegen, da selbst bei — 110 Grad Celsius viele Bakterienarten noch nicht absterben, weshalb sich z. B. immer in dem Natureis Bakterien befinden werden. Die obere Temperaturgrenze liegt für Wuchsformen bei 50 bis 60 Grad, für Sporen bei 130 Grad.

Unter günstigen Wachstumsbedingungen

läuft die Entwickelung der Bakterien sehr rasch ab, manche können sogar innerhalb dreißig Minuten sich bis zur Teilung ausbilden, während andere längere Zeit dazu brauchen. Man hat berechnet, daß wenn die Nährböden ausreichten, bei der stetigen Entwickelung aus einem Bakterium nach drei Tagen siebenundvierzig Trillionen solcher Lebewesen mit einem Gewicht von 7,5 Millionen Kilogramm entstanden sein würden, nach fünf Tagen bereits würden sie sogar den Raum des ganzen Weltmeeres ausfüllen können.

So hat Behring z. B. ein Kilogramm Tuberkelbacillen künstlich gezüchtet. Die Züchtung der Bakterien geschieht in Form sogenannter Kulturen. Die beste Entwickelung geht im allgemeinen bei schwach saurer, neutraler oder schwach alkalischer Reaktion des Nährbodens vor sich. Starke Säuren und Alkalien, manche Metallsalze, auch Phenole und gewisse andere Körper sind Gifte für die Bakterien. Die Wirkung der meisten dieser Stoffe beruht ohne Zweifel darauf, daß durch sie eine Koagulation (Gerinnung) des vitalen Eiweißes der Bakterien herbeigeführt wird; es gerinnt bekanntlich auch die Milch und das Hühnereiweiß bei Zusatz von Salzsäure rc. Hierauf beruht die praktische Verwertung dieser Mittel zur Desinfektion und Antisepsis, z. B. tötet Karbolsäure in fünfprozentiger Lösung in vierundzwanzig Stunden auch die widerstandsfähigsten Sporen, Sublimat (Quecksilberchlorid) dagegen sogar schon in einer Verdünnung 1:10000 in zehn Minuten.

Nach diesem Einblick in die bakteriologischen Forschungsergebnisse erscheint es wohl nicht zu viel gesagt, wenn behauptet wird, daß der Mensch, da er von Geburt an gezwungen ist, in keimerfüllter Atmosphäre zu leben, sehr leicht der Gefahr einer Einwirkung der Bakterien auf seinen Organismus anheimfällt.

Daß er in keimfreier Atmosphäre sehr wohl existieren kann, ist durch Experimente bewiesen worden, und es ist der Grund der Existenzberechtigung, wenigstens der pathogenen Bakterien, d. h. der krankheiterregenden, noch nicht erklärt. Andererseits ist jedoch erwiesen, daß durch die Thätigkeit der parasiten und saprophyten Bakterien dem Menschen mancher wichtige Nutzen ersteht, ich erinnere nur an die Gärung und an die Bodenanreicherung mit Stickstoff durch die an gewissen Leguminosenwurzeln befindlichen Knöllchenbakterien.

Die Wirkung der pathogenen Mikroorganismen beruht nun darauf, daß sie nach Eintritt in die Blutbahn Eiweißverbindungen des Organismus in die demselben höchst giftigen Ptomaine oder Toxine umwandeln; die Bakterien sind so die Ursachen entsetzlicher Krankheiten, deren epidemischer Ausbruch die Existenz ganzer Völker gefährden kann. Sie dringen teils bei der Atmung, teils mit der Einnahme von Nahrung, teils durch den Verdauungskanal und sogar auch direkt durch die Blutbahn in den Organismus ein und rufen hier, und zwar eine jede Art, immer ein und dieselbe Krankheit hervor. Die Stellen, wo die betreffende Krankheit zum Ausbruch kommt, sind zwar oft sehr verschieden, so kann z. B. der Diphtheriebacillus eine Bindehautentzündung des Auges verursachen, ein Leiden, welches äußerlich gar nicht mit den unter Diphtherie bekannten Krankheitserscheinungen identisch ist, und doch der Ausgangspunkt für viele Fälle sein, die eine Kehlkopf- oder Rachendiphtherie nach sich ziehen.

Mit der Erkenntnis aller dieser Thatsachen betrachtete es die Hygiene als eine ihrer Hauptaufgaben, dem Treiben solcher Krankheitskeime entgegenzutreten, d. h. sie unschädlich zu machen, ein Umsichgreifen derselben zu verhindern oder doch einzudämmen. Nur die Isolierung eines Infektionsherdes, d. i. die Ausbruchstelle einer dieser Infektionskrankheiten, konnte hierzu das Mittel an die Hand geben, damit die Vermehrung und Ausbreitung der Krankheitserreger verhindert und ihre schließliche Vernichtung erzielt werden konnte. Man gelangte auf diese Weise zur Ausarbeitung von Methoden, die dieses Ziel erreichen sollten, und so entstand als Gegenmittel der Infektion die Desinfektion.

Ehe wir zur näheren Betrachtung der Methoden dieser selbst übergehen, vergegenwärtigen wir uns die wichtigsten Infektionskrankheiten, um später klar erkennen zu können, welchen ungeheuren — von vielen leider noch nicht recht gewürdigten — Segen die

Durchführung einer rasch und sicher wirkenden Desinfektion bringen muß.

Wie groß die Zahl der Opfer der im Jahre 1892 in Hamburg ausgebrochenen Cholera war, hat wohl seiner Zeit einen jeden Zeitungsleser mit Grauen erfüllt, und nur der strikten Durchführung aller von den Behörden angewendeten Sicherheitsmaßregeln ist es zu danken, daß die Epidemie nicht nach anderen Städten unseres Vaterlandes verschleppt wurde. Ähnliches zeigte die vor Jahren in Indien hausende Pest, der Tausende von Menschenleben erlagen. Doch wir brauchen nicht so weit nach Beispielen zu suchen, haben wir doch so oft Gelegenheit, Schwindsüchtige zu beobachten, welche an der Thätigkeit der rastlos arbeitenden Tuberkelbacillen zu Grunde gehen.

Während die Cholera ein Beispiel für die Infektion auf dem Wege durch den Verdauungskanal ist, entsteht die Tuberkulose gewöhnlich durch das Eindringen der Tuberkelbacillen bei dem Atmungsvorgang. Von derselben Art sind die Diphtheritis und der Scharlach, deren Verbreitung oft ganze Schulen zu unfreiwilligen Ferien, zur Trennung der noch gesunden Kinder von den kranken zwingt. Ebenfalls Infektionskrankheiten heftiger Art waren die Augenkrankheiten, welche vor einigen Jahren den Osten Deutschlands und Österreich-Ungarns heimsuchten. Zu gedenken ist ferner der in Indien und auch in anderen südlichen Gegenden so verheerend auftretenden Malaria, der auch in neuester Zeit im spanisch-amerikanischen Feldzuge auf Kuba so manches blühende Menschenleben zum Opfer gefallen ist. Auch diese Krankheit entsteht durch Infektion.

An dieser Stelle ist auch an die in Sibirien so unheimlich hausende Lepra als infektiöse Krankheit zu erinnern.

Wie groß auch die Opfer sind, welche durch alle Epidemien erbarmungslos gefordert werden, so ist es dennoch heutzutage der Aufklärung und Forschung der Naturwissenschaften gelungen, in den Kulturstaaten zum Ausbruch gekommene epidemische Leiden meist auf den Infektionsherd zu beschränken und mit Erfolg zu bekämpfen, so daß eine Verschleppung fast unmöglich gemacht ist. Wie ganz anders dagegen hausten Pest und ähnliche Infektionskrankheiten im Mittelalter noch in Deutschland. Furcht und Entsetzen lähmten die Thatkraft auch der noch nicht befallenen Menschen, und die nur mit Gebet und Gelübden bekämpfte Epidemie herrschte ungehindert so lange, als sie noch Material zu neuer Infektion vorfand. Ganze Ortschaften starben aus, und die flüchtenden Überlebenden schleppten den Ansteckungsstoff in noch davon verschonte Gegenden und trugen so zur rapiden Verbreitung der entsetzlichen Krankheiten bei.

Man sieht an der Aufzählung dieser zum Teil furchtbarsten durch Infektion hervorgerufenen Krankheiten, wie unendlich groß die Gefahr für die Gesellschaft und für ein Volk ist, das Opfer einer solchen zu werden, und daß mit allen Mitteln darauf hin zu arbeiten ist, diesem Übel so weit als nur irgend möglich vorzubeugen. Kein Geld- und Zeitopfer ist zu groß, wenn es gilt, diesen Feinden der Menschen und Tiere wirksam entgegenzutreten.

Es muß hierbei auch auf die Wichtigkeit hingewiesen werden, die Tierwelt in gleicher Weise mit unter den Schutz der Maßregeln gegen den Angriff dieser kleinsten Lebewesen zu stellen, denn bekanntlich sind es die Infektionskrankheiten unserer Haustiere, welche teils direkt auf unser Leben, teils auf unseren Wohlstand vernichtend wirken können; man denke nur an die Tollwut der Hunde und die Tierepidemien, die das Besitztum unserer Landwirtschaft so erheblich schädigen. Wie enorm sind doch die nach vielen Tausenden zählenden Opfer z. B. der Rinderpest, wie sie in Südafrika herrschte.

Während sich nun die Desinfektion gegen eine Verbreitung schon vorhandener pathogener Bakterien richtet, also einem Umsichgreifen von Infektionskrankheiten ein Ziel setzen will, existirt eine größere Menge von Schutzmaßregeln gegen ansteckende Krankheiten, welche überhaupt das Auftreten solcher verhindern sollen. Dazu gehört vor allem eine möglichst genaue Kenntnis dieser Krankheiten, ihrer Erreger und all der Umstände, welche eine Ausbreitung derselben hindern können. Durch die bahnbrechenden Arbeiten der schon vorher erwähnten Gelehrten und Forscher auf dem Gebiet der Bakteriologie ist es heutzutage einem jeden Mediziner und

Hygieniker möglich, sich völlige Klarheit in diesen Fragen zu verschaffen. Damit noch nicht genug, haben es die Regierungen in die Hand genommen, durch besondere Verordnungen jederzeit eine strenge Kontrolle walten zu lassen. Während nun diese Institutionen in dem vorkommenden Falle ihre Prohibitivmaßregeln treffen sollen, muß schon durch Erzielung einiger der Infektion überhaupt entgegenlaufender Maßnahmen die Gefahr des Auftretens einer solchen gemindert werden. Hierher gehört die unbedingt streng durchzuführende Reinhaltung sowohl des Körpers als auch der Wohnungen und Grundstücke. Ferner ist die Abfuhr der menschlichen Abfallstoffe nach den neuesten wissenschaftlich begründeten Methoden zu regeln und vor allem eine energisch durchgeführte Überwachung des Nahrungsmittelverkehres am Platze. Kommen nun Fälle von Einschleppung infektiöser Krankheiten vor, so ist eine gründliche Untersuchung der sowohl in einen Bezirk eingehenden als auch der nach anderer Gegend sich wendenden Personen oder Sachen unzweifelhaft durchzuführen.

Im Altertum suchte man die Ausbreitung epidemischer Infektionskrankheiten dadurch zu verhüten, daß man in ernsten Fällen die von der Krankheit schon befallenen Menschen rücksichtslos „aussetzte“ — eine Maßnahme, welche zum größten Teil praktisch wertlos war, da eine völlige Isolierung kaum möglich ist.

Ein zwar sicheres, aber allzu radikales Verfahren beruht in der Vernichtung aller mit einem Infektionskranken in Berührung gekommenen Gegenstände und Räumlichkeiten durch Verbrennen, was selbstverständlich nur ganz ausnahmsweise in besonderen Fällen angewendet werden kann. So hat man in Indien thatsächlich zu Zeiten herrschender Pestepidemien ganze Häuserquartiere in dieser Form der Vernichtung preisgegeben.

Gehen wir auf die Frage nach einer geeigneten Desinfektion ein, so kommen wir zu der Erkenntnis, daß sowohl Gegenstände als auch Räume gänzlich keimfrei zu machen sind. Kleinere Gegenstände und Sachen wird man sehr wohl durch Auskochen oder durch Behandlung mit überhitztem Wasserdampf steril bekommen, niemals aber wird es angängig sein, auch Räume in dieser Art und Weise zu behandeln. Auch zum Leben nötige Gegenstände, als Kleider und Möbel, werden kaum nach solcher Behandlung für den Besitzer noch brauchbar sein, ein Umstand, der dieses Verfahren dem der völligen Vernichtung durch Feuer fast gleich stellt.

Liegen also schon hierbei große Schwierigkeiten vor bei Durchführung einer solchen Desinfektion, so sind diese doch noch bei weitem erheblicher, wenn es sich um die Desinfektion von Räumen und deren Atmosphäre handelt. Denn nicht nur die Wände eines Raumes, sondern auch die darin befindliche Luft muß keimfrei werden. Hierbei ist jedoch zu bedenken, daß ein auf dieses Ziel gerichtetes Verfahren die in diesem Raum befindlichen Gegenstände nicht schädigen, wohl aber die an ihnen haftenden pathogenen Keime abtöten soll.

Fragen wir überhaupt nach den Forderungen, die wir an eine moderne Methode der Desinfektion zu stellen haben, so müssen wir sagen, daß die Hauptbedingung für diese die Erzielung einer absoluten Wirkung ist. Nur dann, wenn mit einem Verfahren auch die kräftigsten Keime glatt vernichtet werden, ist die Sicherheit vorhanden und die Gewähr gegeben, daß mit ihm unter allen Umständen erfolgreich gearbeitet werden kann, denn mit einem halben Erfolg darf sich die Desinfektionspraxis nicht begnügen, die Konsequenzen könnten recht schwerwiegende werden. In gleicher Weise muß die Methode auch rasch wirken, denn es ist in Betracht zu ziehen, daß nur besser situierte Leute infolge des Besitzes einer großen Wohnung einen einzigen Raum längere Zeit unbenutzt lassen können, nicht so die ärmeren Volksschichten. Nicht außer acht darf ferner gelassen werden, daß die Kosten einer einzelnen Desinfektion nicht zu erhebliche sein dürfen, ein Umstand, dessen Nichtbeachtung der allgemeinen Einführung auch der sonst idealsten Methode hindernd im Wege stehen würde. Wie schon oben angeführt, ist Reinlichkeit, d. h. gründliche dauernde Reinhaltung und Lüftung aller Räume und Gegenstände, eine wesentliche Unterstützung bei allen Verfahren, die auf einen Schutz gegen die Mikroorganismen hinzielen. Sie ist einer der

natürlichsten, aber auch besten Wege, sich vor Ansteckung zu schützen.

Eine oberflächliche Desinfektion erreicht man nach Esmarch schon durch Abreiben der Wände und aller in einem infizierten Raume befindlichen Gegenstände mit feuchtem Brot, wodurch die anhaftenden Keime mit weggenommen werden. Es ist dies ein Mittel, welches allerdings nur Oberflächenwirkung hat, abgesehen davon, daß es auch schwierig ist, alle dabei abfallenden Brotkrumen bis auf die geringsten Überbleibsel zu sammeln. Dennoch ist dieses Mittel noch vielfach in Anwendung.

Ein gutes Flächendesinfektionsverfahren für geweißte Wände ist von Robert Koch in dem Abwaschen derselben mit Kalkmilch empfohlen worden, ein Mittel, das naturgemäß nur für die kahle Wand verwendbar ist.

Von der Ansicht ausgehend, daß Gase in poröse Gegenstände, in Spalten und Ritzen leicht eindringen, Stoffe leicht durchdringen können, kam man auf die Anwendung von gasförmigen Mitteln zur Raumdesinfektion. Die am meisten hierzu angewendeten Gase waren: schweflige Säure, Chlor und Brom. Jedoch hindert das von der Luft so verschiedene specifische Gewicht dieser genannten Gase, einen in jeder Beziehung wirkungsvollen Erfolg zu erreichen. Außerdem ist, da trockene Bacillen von Gasen schwer angegriffen werden, eine vorherige Durchfeuchtung aller Gegenstände oder eine Sättigung der Luft mit Wasserdampf hierzu erforderlich. Das Verfahren wurde so durchgeführt, daß man in dem zu desinfizierenden Raume, welcher wohl verschlossen gehalten wurde, das betreffende Gas entwickelte. Der größten Beliebtheit unter diesen gasförmigen Desinfektionsmitteln erfreute sich die schweflige Säure lange Zeit hindurch, was wohl seinen Grund in der leichten Darstellbarkeit derselben durch Verbrennen von Stangenschwefel oder Schwefelfäden gehabt haben mag. Das Verfahren hatte aber nur so geringen Erfolg, daß man von berufener Seite gegen dieses nur die Luft verpestende und die Schleimhäute angreifende Mittel auftrat.

Da erkannten Loew und Aronsohn die sterilisierende Wirkung des Formaldehyds, einer gasförmigen organischen Verbindung, die viele Vorteile und günstige Eigenschaften für eine wirksame Desinfektion zeigte. Dieses Gas ist in chemischer Beziehung sehr reaktionsfähig und hat dennoch keine schädliche Nebenwirkung auf Gegenstände unserer Umgebung, ein Hauptfaktor bei seiner Verwendung als Raumdesinfektionsmittel! Das Formaldehydgas besitzt ein specifisches Gewicht, welches demjenigen der Luft nahezu gleich kommt, so daß eine gleichmäßige Verteilung desselben im Raume ziemlich leicht erreichbar ist. Es ist ferner ohne schädliche, d. h. giftige Wirkung auf den menschlichen Organismus und, last not least, nicht teuer. Dargestellt wird dieses Gas durch unvollständige Verbrennung von Methylalkohol. Es löst sich übrigens verhältnismäßig leicht in Wasser, und es kommt eine solche vierzigprozentige wässerige Lösung unter dem Namen Formol oder Formalin in den Handel. Um den Raum mit Formaldehydgas zu desinfizieren, wurden mehrere Methoden ausgearbeitet. Grell, Cambier, Brochet und Dieudonné konstruierten Formaldehydlampen, welche so eingerichtet waren, daß Methylalkoholdämpfe sich während des Ganges des Apparates entwickelten, die dann an glühenden Platindrähten, mit Luft untermischt, vorbeistrichen, wodurch infolge einer partiellen Oxydation der Methylalkohol in Formaldehydgas übergeführt wurde. Die Mengen an Desinfektionsmitteln, welche in dieser Weise erzeugt wurden, sind jedoch ziemlich unzulänglich. Trillat benutzte Formallösung, welche beim Erhitzen gasförmiges Formaldehyd entbindet. Es gelingt hierdurch schon leichter, einen Raum zu durchschwängern. Neuerdings wird auch eine feste Modifikation des Formaldehyds, sogenannter Paraformaldehyd, verwendet. Dieser läßt sich durch Hitze und Wasserdampf in den gasförmigen Formaldehyd zurückverwandeln. Wie erwähnt, vereinigt das Mittel mehrfache und ganz wesentliche Eigenschaften in sich, die es zu Desinfektionszwecken recht geeignet machen. Seine bakterientötende Wirkung gründet sich auf seine Verwandtschaft mit Eiweiß. Einige Tropfen der wässerigen Lösung zu Milch oder auch einer Lösung von Hühnereiweiß in Wasser gefügt, verhindern, daß diese Substanzen beim Erhitzen

koagulieren, d. h. gerinnen, woraus man schon rein äußerlich ersehen kann, wie kräftig das Eiweiß beeinflußt wird. Die Bakterien aber bestehen eben aus solchem Eiweiß, weswegen auch sie durch Formaldehyd getötet werden.

Obige Desinfektions-Verfahren haben auf jeden Fall seit wenigen Jahren die Desinfektionsfrage in Fluß gebracht, indem die Hoffnung auf eine rationelle und gute Lösung derselben wachgerufen wurde. Seit Jahrzehnten haben die Ärzte eine solche Entwickelung erstrebt und ersehnt. Leider erfüllten sich die hochgespannten Erwartungen, welche man auf die Verwendung des Formaldehyds setzte, in obigen Methoden noch nicht. Es ist allerdings auch Thatsache, daß man in der ersten Erregung in den Anforderungen allzuweit über natürliche Wünsche hinausging, denn die Eigenschaften des Formaldehyds ließen theoretisch thatsächlich vieles erwarten. Was uns not thut, ist vor allem eine Raumdesinfektion; das, was nach physikalischen Gesetzen in einem gewissen Zeitminimum durch gasförmige Mittel nicht desinfiziert werden kann, sind wesentlich doch nur bewegliche Gegenstände im Raume, die dann teils durch Auskochen oder durch Behandlung in geschlossenen Desinfektionsapparaten mit heißem Wasserdampf oder, wenn kein anderer Ausweg bleibt, durch gänzliches Vernichten sterilisiert werden müssen. Für diese letzteren bleibt eben dieser Ausweg, für den Raum aber nicht. Für ihn können also nur solche Methoden Wert besitzen, die einfach absolut wirken, und durch welche auch die widerstandsfähigsten Keime vernichtet werden. Die oben skizzierten Verfahren leisten bis jetzt leider noch durchaus nichts Genügendes, aber eine Desinfektion gewinnt erst dann Wert, wenn eben, wie gesagt, eine absolute Wirkung mit ihr erzielt wird.

In neuester Zeit hat Verfasser gemeinsam mit seinem Kollegen Dr. med. Schloßmann die sogenannte „Glycoformalmethode“ ausgearbeitet. Es wird nach dieser mit Hilfe des Lingnerschen Desinfektionsapparates eine Mischung von Glycerin und Formaldehydlösung im Raume verstäubt, wobei der neue Gesichtspunkt maßgebend ist, daß überall im Raume eine hochprozentige Lösung des Formaldehyds durch Auffallen auf die vorhandenen Kulturen zur Wirksamkeit kommt. Solchen rigorosen Versuchsanordnungen hält natürlich kein Bakterium stand.





Litterarische Rundschau.

Wunderbar, was für eine Macht die „tote Zahl" auf den Menschen ausübt! — auch wenn es sich um die Großen und Größten im Reiche des Geistes handelt. Goethes Ruhm und Andenken braucht wahrhaftig nicht erst hundertste, hundertfünfzigste oder zweihundertste Gedenktage abzuwarten, um in der Nation als unvergänglich fortwirkend empfunden zu werden: unser ganzes Fühlen und Denken ist durchtränkt von seinem Wesen, jeder Tag enthüllt unserem Auge neue, bisher verborgene Kräfte seines geistigen Erbes, deren Segen wir nun erst erkennen und nutzen. Und doch! auf der Weimarer Goetheversammlung oder — um dem feierlich-festlichen Orte gleich einen möglichst prosaischen gegenüberzustellen — aus den Spalten einer beliebigen Tageszeitung braucht uns nur verkündet zu werden, daß man am 28. August dieses Jahres den hundertfünfzigsten Geburtstag des Unsterblichen zu begehen gedenke, und im Augenblick wallt unser Gefühl lebhafter auf, unser Auge glänzt, unsere Seele sehnt sich dem Tage entgegen, als müsse der geliebte Geist dann näher und lebendiger als sonst vor uns erscheinen. Was von außen für die Weihe des Tages gethan werden kann, an festlichen Veranstaltungen oder besonderen litterarischen Veröffentlichungen, wird auch diesmal geschehen; wir freuen uns, bereits in diesem Hefte unseren Lesern eine ausführliche, mit Bilderproben versehene Besprechung zweier besonders hervorragender litterarischer Festgaben bieten zu können, und wollen auch an dieser Stelle nicht versäumen, auf die wichtigsten Erscheinungen der Goethe-Litteratur aus den letzten Monaten hinzuweisen.

Voran gehe alles das, was Goethe selbst aus Eigenem uns neu oder erneuert beschert! In dritter umgearbeiteter Auflage, besorgt von Julius Wahle, beginnen soeben die zum erstenmal von Adolf Schöll herausgegebenen **Briefe Goethes an Frau von Stein** zu erscheinen. (Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt, Rütten u. Loening.) Der erste Band dieser neuen Ausgabe liegt vor; an der Schwelle grüßt uns das zart hingehauchte Bildnis der edlen „Beichtigerin" und „Besänftigerin", der die Verse gelten:

> Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
> Richtetest den wilden irren Lauf,
> Und in deinen Engelsarmen ruhte
> Die zerstörte Brust sich wieder auf …

Dieses Porträt, nach einer im Besitz des Freiherrn Dr. L. von Gleichen-Rußwurm auf Schloß Greifenstein ob Bonnland befindlichen Zeichnung von Dora Stock angefertigt, ist dem von Schöll im ersten Bande seiner Ausgabe wiedergegebenen, dessen Original Frau von Stein selbst 1790 zwischen zwei Spiegeln gezeichnet hat, sehr ähnlich, aber ich finde es doch, sobald man sich nur andächtig in die Züge vertieft, bedeutend schöner, weil liebevoller erfaßt, feiner und geistiger ausgeführt. Bei dem Selbstbildnis stört ein gewisser exotischer Zug, eine harte, fast möchte man sagen: sinnliche Linie um den Mund; hier haben wir ganz die holde, anmutige Muse, die sanfte Priesterin der Goetheschen Glanzzeit. Zum Ruhm und Lob der Briefe selbst, eines der „schönsten und rührendsten Denkmale, welches die gesamte Litteratur besitzt" (Herman Grimm), der unmittelbarsten und herzlichsten aller dichterischen Beichten, die Goethe je abgelegt hat, auch nur noch ein Wort hinzuzufügen, darf heute überflüssig erscheinen. Sie stehen an dichterischem Werte ebenbürtig zwischen dem „Faust", der „Iphigenie" und dem „Tasso". Jeder neue, der hinzugewonnen wird, ist ein kostbares, mit demütigem Dank begrüßtes Dichtergeschenk. Die Wahlesche Ausgabe bringt ihrer mehr als eines aus der reichen Schatzkammer von Weimar, dem hochherzigen Vermächtnis der Frau Großherzogin Sophie, dem Goethe- und Schiller-Archiv. Ihm war zur Einweihung am 26. Juni 1896 der gesamte Schatz der Briefe Goethes an Frau von Stein als Festgabe dargebracht worden; nun schüttet es mit freigebigen Händen den Segen über das Land und nimmt sich auch dieser neuen Veröffentlichung an, als wäre es seine eigenste Angelegenheit. Sonst hat der neue Herausgeber das altvertraute Gewand des Buches möglichst unverändert gelassen; auch Schölls Einleitungen zu den einzelnen Jahrgängen, obwohl sie manchmal an einer altmodischen, unnötigen Breite leiden, sind unangetastet geblieben, schon wegen der feinsinnigen Beobachtungen, die sie über Goethes

Verhältnis zum Leben, zur Natur, zu Kunst und Wissenschaft enthalten. Einen neuen Schmuck dieses ersten Bandes begrüßen wir in den sieben Handzeichnungen Goethes, die in vorzüglichen Bruckmannschen Reproduktionen beigegeben sind. Es sind teils Zeichnungen, die sich in den Briefen befinden, teils vollständige Blätter aus dem reichen Schatz Goethescher Handzeichnungen im Goethe-Nationalmuseum. Unter ihnen freuen wir uns besonders an einer Ansicht von Dornburg und an einer Ansicht von Speyer.

Das Verhältnis Goethes zur Romantik ist eine der wenigen Epochen seines Lebens und Wirkens, die noch einer gewissen „Rettung" bedarf. Nur allzusehr hat sie bislang unter dem Vergleich mit dem Freundschaftsbunde zwischen ihm und Schiller gelitten, für den die Romantik, wie bekannt, nur feindselige Geringschätzung übrig hatte, ja der satirische Geschichtschreiber der „Romantischen Schule" hat dem Olympier geradezu vorgeworfen, er habe sich nach Schillers Tode zum Beschützer und Gönner der Mittelmäßigkeit herabgewürdigt. Demgegenüber war es Pflicht der unbefangenen, vorurteilslosen Geschichtschreibung, zwischen diesen übertriebenen Gegensätzen das gerechte Gleichgewicht herzustellen und zu zeigen, daß Goethes Beziehungen zu den nachschillerschen Freunden wohl ein ergänzendes, keineswegs gering zu schätzendes Gegenbild zu dem einzigen Freundschaftsbunde der beiden Großen bieten. Gerade die Mannigfaltigkeit, die Universalität der Beziehungen macht hier den Wert aus, und wenn sich der Einfluß dieser neuen Freunde, Berater und Schützlinge auf Goethes Denken und Dichten zunächst auch als recht zersplitternd und verwirrend erweist, letzten Endes mußten doch auch diese widerspruchsvollen Berührungen und Entzündungen dem Lieblinge der Götter nur zum besten dienen. An Darstellungen dieser Goetheschen Entwickelungsperiode fehlte es nun zwar schon lange nicht mehr: Rudolf Haym, Hermann Hettner, Adolf Schöll, Victor Hehn, Jakob Minor und Stephan Wätzoldt haben energisch auf den inneren Zusammenhang zwischen Goethescher Klassizität und romantischer Schwärmerei hingewiesen, aber auf die Biographen des Dichters hat dieses Bemühen augenscheinlich wenig Einfluß geübt. So war es denn ein äußerst dankenswerter Entschluß des Vorstandes der Goethe-Gesellschaft, das Verhältnis Goethes zur Romantik mit Hilfe aller verfügbaren Briefwechsel in zwei starken Bänden zu illustrieren und so in seiner ganzen Fülle und Vielseitigkeit ans Licht zu stellen. Karl Schüddekopf und Oskar Walzel haben die Herausgabe dieser umfangreichen Publikation übernommen; der erste Band — **Goethe und die Romantik,** Briefe mit Erläuterungen (Weimar, Verlag der Goethe-Gesellschaft) — ist vor kurzem erschienen. Was Wilhelm von Schlegel schon 1830 plante: eine Ausgabe der Briefe, die Goethe und Schiller einst an ihn geschrieben hatten, zugleich verbunden mit einer ausführlichen Darstellung seines Verhältnisses zu ihnen, das wird erst hier erfüllt, aber in weit größerem Maßstabe und Umfang. Nicht bloß die Schlegel, sondern die gesamte Romantik soll in ihren Beziehungen zu Goethe sich offenbaren, und was in den Briefen verschwiegen bleibt, sollen die Einleitungen bringen. Die des ersten Bandes, fast hundert Seiten stark, eine aus dem Vollen und Besten schöpfende Arbeit, giebt ein äußerst klares und intimes Bild derer um Schlegel, Tieck, Schelling und Steffens, also der gesamten älteren Romantik. Dann folgen: Goethes Briefwechsel mit den Brüdern Schlegel, mit Schelling, Steffens und Tieck, begleitet von einem schweren Trosse gelehrter Anmerkungen. Mit Recht wenden die Verfasser Goethes Wort vom „Halben, dem wir uns zu entwöhnen", vom „Ganzen, Guten, Schönen, in dem wir versöhnt zu leben haben", auf sein nunmehr klargestelltes Verhältnis zur älteren Romantik an: neben dem Halben, das hier wohl mit unterläuft, bleibe doch das Ganze, Gute, Schöne dieses Bundes unvergessen; — wir aber sehen dieses köstliche Goethesche Wort auch in dem vorliegenden Werke erfüllt und blicken mit ungemischter Freude dem Erscheinen des zweiten Bandes, der der jüngeren Romantik gewidmet sein wird, entgegen.

Das **Goethe-Jahrbuch** (Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt, Rütten u. Loening), das mittlerweile schon die Zahl XX. auf dem grünen Umschlag trägt, empfängt diesmal seine vornehmste Weihe durch Erich Schmidts Weimarer Festvortrag über Goethes Prometheus, eine wahrhaft festliche aus dem Kleinsten und Exaktesten sicher, kühn und stolz ins Große, Weite, Helle emporfliegende Leistung. Die „Neuen Mitteilungen" bringen an erster Stelle umfangreiche Fragmente von Zeugnissen über Goethes Verhältnis zu Byron, die Alois Brandl aus dem Goethe- und Schiller-Archiv geschürft und nun mit dem Mörtel einer erläuternden Geschichte dieser Beziehungen untereinander verbunden hat. Es folgen Briefe Goethes an Christiane aus dem Jahre 1813, herausgegeben von Ludwig Geiger; ein Nachspiel zum Briefwechsel mit Schiller; elf Briefe von Charlotte von Stein an Goethe, leider erst mit dem Jahre 1795 einsetzend und meistens an den „besten oder lieben Geheimderath" gerichtet; Julius Wahle, der sie herausgiebt, fügt einen Bericht über die im Archiv enthaltenen Briefe Charlottens an. Unter den Abhandlungen beschäftigt sich die erste, von Johannes Niejahr, mit den Osterscenen und der Vertragsscene im Faust, die zweite, von Veit Valentin, mit der Motiventwickelung bei Goethe, die dritte, von Karl Heinemann, mit der Heilung des Orest. Eine reichhaltige Miscellensammlung, eine Goethe-Chronik und -Bibliographie beschließt den Zug der diesjährigen Gaben.

Die **Anfänge von Goethes Freundschaft mit Lavater** stellt Heinrich Funck auf Grund von sechzehn Briefen Lavaters an Goethe dar, die er in einem Sonderabdruck aus der „Allgemeinen Zeitung" nun auch weiteren Kreisen zugänglich macht. (München, Verlag der „Allgemeinen

Zeitung".) Die früheste Periode dieses wunderbaren Freundschaftsverhältnisses zwischen dem Züricher Geistlichen und dem Frankfurter Dichter, die sich nur brieflich dokumentiert hat, lag für uns bisher im Dunkeln; nur aus fremden Briefen fiel hier und dort ein Lichtstrahl hinein. Nun ist in dieser Veröffentlichung der authentische Aufschluß gegeben. In den hier abgedruckten Briefen wird beurkundet, daß Lavater bereits am 14. August 1773 einen brieflichen Verkehr mit Goethe anknüpfte, daß sehr bald schon die Physiognomik den Hauptinhalt des Briefwechsels bildete, daß es für Lavater nicht erst einer Anregung von seiten Herders bedurfte, um den Dichter des „Götz" zur Mitwirkung an dem großen Werke aufzufordern, in dem er der Natur ihre Geheimnisse in Bezug auf die Formengebung der menschlichen Gestalt und vornehmlich des menschlichen Gesichts ablauschen und aller Welt offenbar machen wollte. — Ein paar Stellen aus diesen außerordentlich charakteristischen Briefen möchten wir unseren Lesern denn doch nicht vorenthalten. „Ich kann nicht aussprechen" — schreibt der Züricher Prophet am 1. September 1773 an den Verfasser der „Zwo wichtigen bisher unerörterten Fragen, zum erstenmal gründlich beantwortet von einem Landgeistlichen in Schwaben" — „wie meine Seele dürstet, von einem Doctor Juris — Theologie zu lernen — warum haben wir Theologen keinen *Sinn*? — Ich kann nur — zittern, glühen, schweigen — aber nicht aussprechen — wie sehr ich wünsche — mehr große *Winke*, ausgedachte *Ahndungen* meiner Seele — von Ihnen zu sehen — zu empfangen — und wie sehr ich insonderheit nach einem Christusideal von Ihrer Erfindung und Ihrer Hand — — *schmachte*." Und weiter am 28. Dezember 1773: „O Goethe, unser Gedanke! Du Rätsel — und Offenbarung! Deinen Christtagsbrief hab' ich vor mir — nehm' ich mit mir in's Beth — und les' ihn — und staune. Wir hätten weynen mögen Pfenninger) und ich." — An einer anderen Stelle kommt der Physiognomiker und gute Ehemann zum Wort: „Meine Frau, liebster Goethe, ist ein gutes, Herzgutes, sanftes, Taubenähnliches, lang und zart und reinlich gebildetes, geduldiges, unschuldiges Herzens-Lämmchen — ein edles, stilles, friedsames, in meinen Armen unaussprechlich beglückendes Weibchen; ungelehrt, ungestuzt, ohne Coketerie und Prätension. — Nie schöner, himmlischer, einziger, als wenn wir allein sind; Sie allein ist, Sie Niemanden, Niemand Sie sieht. — Das allerliebste Kinder-Mütterchen — das liebste Töchterchen und Schwesterchen. — Nichts weniger als schön — aber voll Anmut, und edler Jungfräulichkeit — Amen! Halleluja —"

Daß auch für Goethes Vater, den in der Litteraturgeschichte übel beleumundeten Herrn Rat, noch einmal die Stunde der Rehabilitierung schlagen würde, war vorauszusehen. Aber schwerlich wird man vermutet haben, daß sich gerade eine Frau für ihn in die Schanze schlagen würde. Freilich, es ist keins von den landläufigen Blaustrümpfchen, die hier das Streitroß besteigt, sondern offenbar eine ältere Frau, eine, die sich vor einigen Jahren bereits durch einen verständigen, vorurteilslosen, überzeugungstapferen Beitrag zur Frage der Frauenemancipation einen Namen gemacht hat. Auch diesmal, für *Felicie Ewarts* kürzlich erschienene Schrift **Goethes Vater** (Hamburg und Leipzig, Leopold Voß) hieß der Stachel „Emancipation", Emancipation von den bisher üblichen Auffassungen und Darstellungen unserer Litterarhistoriker und Goetheforscher. Maxime und Leitwort des Buches ist der Ausspruch Th. Billroths: „Man kommt in die Geistes- wie in die Standesaristokratie nur durch Vererbung hinein." Eine sehr anfechtbare Weisheit, die denn die Verfasserin dieses Buches, wie uns scheinen will, auch nur auf falsche Wege geleitet hat. Um ein Goethe zu werden, muß man nicht nur eine ideale Dichtermutter, wie die Frau Aja eine war, muß man auch einen idealen Dichtervater gehabt haben. Und darum wird der Herr Rat dazu gestempelt. Nun haben wir beileibe nichts dagegen, wenn Felicie Ewart über das Verhältnis Goethes zu seinem Vater anders denkt als die, die sich bisher damit beschäftigt haben, wenn sich in ihrem Kopfe das Charakterbild des Herrn Rat in helleren, heitereren Farben malt: auch als Fritz Reuters Briefe an seinen Vater vor drei Jahren zum erstenmal bekannt wurden, gab es neben denen, die sich über den zaghaften Kleingeist des Vaters entrüsteten, andere, die in ihm den festen, aufrechten Charakter, die verkörperte Rechtlichkeit und Ehrenhaftigkeit sahen. Es hat ihnen das niemand verargt; nur an den Thatsachen durften sie nicht deuteln und drehen, aus einem X kein U, aus schwarz nicht weiß machen wollen. Solche Schönfärberei, die, nicht selten auf Kosten des Sohnes oder der Mutter, für den verkannten Vater alles zum besten kehrt, begegnet man nicht selten in Felicie Ewarts Buche, und dann ist man geneigt, das Ganze nicht sowohl für das „Ergebnis autodidaktischer Wanderstunden" zu nehmen als vielmehr für eine sentimentale Schrulle, die nach eigensinnigen, vorgefaßten Maßstäben urteilt. Also, um es kurz zu sagen: die rechte historisch, nach allen Seiten hin unbefangene Darstellung und Charakteristik von Goethes Vater werden wir auch nach dieser temperamentvollen „Rettung" noch zu erwarten haben; aber die in Ton wie Konturen vortreffliche Reproduktion des Melchiorschen Reliefs vom Herrn Rat, die wir hier finden, möchten wir auch dann auf keinen Fall vermissen.

Wer Felicie Ewarts weit übers Ziel hinausschießendes Buch, wie der Referent, mit stets regem Widerspruchsgeist und innerem Unbehagen liest, wird dabei immer an *Karl Heinemanns* so ganz anders geartetes Buch über Goethes Mutter denken müssen. Es erlebt von Jahr zu Jahr wohlverdiente neue Auflagen; aber auch seine große **Goethe-Biographie** (Leipzig, E. A. Seemann), die seiner Zeit in unseren „Monatsheften" ihre ausführliche Würdigung und An-

erkennung gefunden hat, ist nunmehr in zweiter, verbesserter Auflage erschienen. Verbessert in Einzelheiten, unverändert in der von vornherein künstlerisch durchdachten Anordnung, in der klaren, innerlichen Erfassung des Gegenstandes, in dem warmen, lebensvollen Stil und Ton der Darstellung, in der gründlichen Fundamentierung der Forschung. Die neue Auflage sucht ihren Ehrgeiz nicht etwa in der Erweiterung des Umfangs, sondern vielmehr in der Konzentrierung, in der Sichtung des strotzenden Stoffes, in der restlosen Verarbeitung der neuen Forschungs- und Erkenntnisergebnisse. Auf jeder Seite erkennen wir die bessernde Hand des kritisch all und jedem nachspürenden und -prüfenden Biographen; man lese nur die Abschnitte über Goethes Königsleutnant, den Grafen Thorane, über Maddalena Riggi, über den Ur-Faust, über die Entstehung von „Dichtung und Wahrheit", über Goethes Aufenthalt in Breslau, über Goethes Verhältnis zu Lavater: überall wird man die neuesten Forschungen berücksichtigt finden. Die Vermehrung des Bilderschatzes, dem wir nur ein vornehmeres Titelporträt gewünscht hätten, hat mit dieser inneren, nicht äußeren Erweiterung würdig Schritt gehalten. An Porträts finden wir neu vertreten den Grafen Thorane; Joh. Ad. Horn; Cornelia Goethe, nach einer Zeichnung des Bruders; Lessing von Graff; Joh. Georg Hamann; Joh. Heinr. Merck; Maxe Brentano; Goethe am Schreibtisch, von ihm selbst gezeichnet; Maximilian Klinger; Christoph Kaufmann; Herzogin Luise; Maddalena Riggi; Chr. Gottfr. Körner; Minna Körner; Joh. Joachim Winckelmann; August von Goethe; Karoline Jagemann; Felix Mendelssohn-Bartholdy; Ulrike von Levetzow; Graf Reinhard; Franz Grillparzer; Goethe von Schwerdgeburth. Dazu die Faksimiles: zwei Seiten der Abschrift des Goetheschen Liederbuches Annete, von Behrisch; Friederikens Handschrift; Wanderers Nachtlied: „Ich ging im Walde so vor mich hin"; „Weite Welt und breites Leben". Und endlich an Zeichnungen nach Goetheschen Originalen: Das Pfarrhaus in Sesenheim; Rekrutenaushebung in Apolda; Kochberg, das Gut der Frau von Stein; die Pyramide des Cestius u. a. Durch alle diese Zusätze und Verbesserungen hat sich Heinemanns Buch noch mehr und entschiedener die ihm schon bei der ersten Auflage mit Recht zu teil gewordene Bezeichnung eines standard-book verdient, das in keiner deutschen Hausbücherei fehlen sollte.

Welche Fortschritte die Kunst der lebensvollen Biographie in den letzten Jahrzehnten bei uns gemacht hat, ersieht man auch aus dem gedrängten, aber doch nirgends flüchtigen Büchlein, in dem Julius R. Haarhaus uns Leben und Werke Johann Wolfgang von Goethes schildert. (Leipzig, Philipp Reclam jun.) Auf noch nicht dreihundert Kleinoktavseiten entrollt er uns ein so gestalten- und farbenreiches Gemälde, giebt er uns eine so liebevolle Auslegung des großen, strahlenreichen Phänomens Goethe, daß wir kaum wissen, was wir an dieser Leistung mehr loben sollen, die Klarheit und Allgemeinverständlichkeit der Darstellung, die sorgsame Interpretation der einzelnen Werke oder die, trotz aller Vielseitigkeit und Sorgfalt im kleinen, vollendete Plastik des Gesamtbildes. Dem äußerlich hübsch und gefällig ausgestatteten Bändchen ist eine schöne Reproduktion des Stielerschen Goethe-Gemäldes beigefügt.

Wie sehr das Interesse am Pathologischen in den letzten Jahrzehnten gewachsen ist, beweisen nicht nur Lombroso und seine zahlreichen Jünger, sondern auch eine noch immer wachsende Reihe schönwissenschaftlicher Werke. Sie alle gehen von der Überzeugung aus, krankhafte Geisteszustände seien im wirklichen Leben von der größten Bedeutung, sie müßten es daher auch im Bilde des Lebens, in der poetischen Schilderung sein. Mit diesem Satze ist neuerdings der Nervenarzt Paul Julius Möbius an Leben und Werke unseres Größten im Reiche der Dichtkunst herangetreten und hat uns ein Buch **Über das Pathologische bei Goethe** (Leipzig, Joh. Ambr. Barth) geschrieben, das den Berührungen und Beschäftigungen des Dichters mit Geisteskranken nachspürt, das seine Kenntnis krankhafter Geisteszustände erörtert und dann – das ist der Hauptteil des Buches — allen pathologischen Erscheinungen in seinen Werken wie in seiner eigenen Entwickelung und Lebensführung nachgeht. Ich will nicht bestreiten, daß das Werk für diesen oder jenen von Nutzen sein mag; viel Freude aber wird an diesen kleinseligen, bohrenden und schnuppernden Untersuchungen schwerlich jemand haben.

Aus gesunderen Höhen spricht der auf sicheren Pfaden der Wissenschaft wandelnde akademische Vortrag zu uns, in dem Georg Witkowski die **Handlung des zweiten Teils von Goethes Faust** erläutert. (Leipzig, Dr. Seele u. Co.) Ein schwieriges, auch heute an manchen Stellen nur subjektiv zu lösendes Thema, hier aber in so schlichter Sachlichkeit, Ruhe und Klarheit behandelt, daß man neben der Belehrung aus der Lektüre des schmalen Heftes auch Genuß und Freude zieht.

Eine würdige Festgabe zum 28. August sehen wir auch in der 30. Lieferung des Bilderwerkes **Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen**, herausgegeben von Karl Werckmeister (Berlin, Photographische Gesellschaft), die uns eine ausgesuchte Sammlung von Goethebildnissen in durchweg vortrefflichen Reproduktionen vor Augen führt. Und zwar ist es der reife Goethe, Goethe schon im Glanze seiner Ruhmessonne, den uns die Sammlung zeigt; Jugendbildnisse sind leider ausgeschlossen worden. Als erstes Blatt finden wir Mays Porträt des Dreißigjährigen, aus jenen glückverklärten Tagen, da dem Dichter zuerst seine „Iphigenie" aufging, ein Bildnis voller Jugendfrische, sonniger Heiterkeit und doch schon voll bewußter Größe und edler Vornehmheit. Das zweite Porträt ist Tischbeins bekanntes dekorativ wirkendes Campagna-Bildnis, Goethe liegend, in antik drapiertem Mantel, den großen

schattenden Hut auf dem mächtigen Haupt, um ihn die Reliquien einer erhabenen Vergangenheit. Intimer wirkt das vierte Blatt: eine Wiedergabe der lebensgroßen Klauerschen Silhouette, die rechts vom Eingang zu Goethes Garten im Weimarer Nationalmuseum hängt und den Dichter zusammen mit dem kleinen Fritz von Stein darstellt, dem Sohne der einst Geliebten; eng daran schließt sich die Zeichnung des Kupferstechers Lips: die Züge weicher, ebenmäßiger, ruhiger, und dann Rauchs Büste aus dem Jahre 1820, klassisch schön und edel und doch weit individueller und charakteristischer als die uns Modernen immer fremder werdende von Trippel. Acht Jahre später — und aus Joseph Stielers im Auftrage des Königs Ludwig von Bayern gemaltem Porträt blickt uns mit den großen, tiefen Augen, der mächtigen Stirn, dem ausdrucksvollen Munde der volle, ganze Goethe an, mit allem, was wir an Hohem und Großem darin begreifen, während Schwerdtgeburths Kopf aus dem Jahre 1832, der dann folgt, mit seiner Auflösung des Körperlichen ins Geistige schon etwas von der symbolischen, verklärten, unirdischen Bedeutung ahnen läßt, zu der sich der Name Goethe bald erheben sollte: dies Bildnis steht wie eine Apotheose des Einzigen am Ende der Galerie. Beigegeben ist dem Hefte ferner Kolbes Porträt des Großherzogs Karl August; die Texte stammen aus den berufenen Federn Herman Grimms (Goethe) und Ottokar Lorenzens (Karl August). F. D.

Das Liebesleben in der Natur. Eine Entwickelungsgeschichte der Liebe von W. Bölsche. Mit Buchschmuck von Müller-Schönefeld (Florenz und Leipzig, Eugen Diederichs). — Ältere Leser entsinnen sich wohl noch, mit welchem Interesse Bernsteins naturwissenschaftliche Bücher aufgenommen wurden, welche für die weitesten Schichten des Volkes bestimmt waren. Vergleicht man das vorliegende Werk mit jenen verdienstvollen Arbeiten, so muß man in der That bekennen, daß auf diesem Gebiete ein bedeutender Fortschritt zu verzeichnen ist: das Niveau der allgemeinen Volksbildung ist gestiegen, dem ein solches Buch geboten werden darf, das an den Leser in gewissem Sinne große Ansprüche stellt — zum mindesten eine äußerst regsame Phantasie, eine Anschauungskraft, welche dem Menschen im höheren Lebensalter und bei gesteigerter Kultur so leicht abhanden kommt, um nicht zu sagen eintrocknet. Auch in seinem neuesten Werke verleugnet Bölsche den Dichter nicht. Sein malerisch glänzender Stil streift an die Kunst des Virtuosen. So fest und sicher der Dichter auch im Boden der farblos nüchternen, naturwissenschaftlichen Wahrheit wurzelt, er schildert mit den Augen eines Rubens, eines Böcklin: hin und wider empfängt der Leser den Eindruck, als wäre das Leben der rätselhaften Natur eine ununterbrochene orgiastische Liebesfeier. Jedenfalls ist es ein interessantes und, wie behauptet werden darf, auch geglücktes Experiment, die Sphinx des Daseins in ihrer Entwickelung vom unsichtbaren und doch schon beseelten Atom an uns in dieser kaleidoskopischen Beleuchtung zu zeigen: Man sitzt wie in einem sogenannten wissenschaftlichen Theater, man erstaunt, freut sich, bekommt auch alle Grausen und Schrecken vergangener Höllenqualen zu durchkosten, um schließlich, bei Schopenhauers „metaphysischem Bedürfnis“ angelangt, nach Erklärung, nach begrifflichen Formeln zu suchen. Und da? Giebt der Verfasser blinkende Zukunftswinke, Goldkörnchen einer neuen Moral, eines neuen Glaubens, der wohl noch einige Jahrtausende verborgen unter dem Flugsande ruhen wird, heute nur wenigen erkennbar, und diesen eben auch nichts Neues mehr zeigend. Da übrigens der Verfasser nur unleugbare Thatsachen schildert, so kann sein Buch in keiner Weise als gefährlich für Religion und Sittlichkeit bezeichnet werden. Für die unreife Jugend ist es freilich nicht geschrieben; indessen selbst wenn es dieser in die Hände fiele, würde es keinen Schaden stiften: sie verstünde es einfach nicht; stellt es doch an den Leser, wie schon angedeutet, in Bezug auf sein Auffassungsvermögen nicht geringe Ansprüche. Zum Schlusse noch eine kleine Bemerkung: Wie Herman Grimm, liebt der Verfasser — wenigstens tritt diese Eigenart hier zum erstenmal stärker hervor — jene Art von Sätzen, die, ohne Prädikat, nur aus zwei, drei und mehr Worten bestehen. Beim Vortrage mag dieser rhetorische Effekt von Wirkung sein, zumal bei Erläuterung vorliegender Bilder, während die Hörer in der Runde umherstehen, doch bei der Lektüre macht diese Schreibweise auf die Dauer nervös: trotz Herman Grimm und seines „Homer“ ist nach meinem Empfinden diese — wie soll ich sagen? — telegraphische Ausdrucksweise kein empfehlenswertes und nachahmungswürdiges Muster. Sieht man hiervon ab und giebt diese künstlerische Darstellung naturwissenschaftlicher Probleme als eine neue Gattung unserer Gedankenentäußerung einmal zu, so bleibt Bölsches „Liebesleben in der Natur“ eine wahrhaft originelle, fesselnde naturwissenschaftliche Prosadichtung, welche einem gebildeten und gereiften Leser Stunden höchsten Genusses bereitet und von neuem sein — Denken zur Auflösung der alten, sogenannten ewigen Probleme anreizt, darüber schon vor Jahrtausenden die Bedantaweisen hingestorben sind, ohne eine für den Verstand mathematisch klare Lösung zu finden. O. L.

* * *

Die Ästhetik als Wissenschaft der anschaulichen Erkenntnis. Von Willi Nef. (Leipzig, Hermann Haacke.) — Diese kleine Schrift bekämpft das, was man den Objektivismus in der Ästhetik

nennen kann. Der Verfasser meint, daß es weder etwas Schönes an sich, noch auch etwas Objektives an den Gegenständen gebe. Schön sei Lust, häßlich sei Unlust. Der Gegenstand der Ästhetik müsse daher etwas Subjektives, ein seelischer Zustand oder Vorgang sein. Als solchen bezeichnet Ref die anschauliche Erkenntnis, das konkrete Vorstellen, und untersucht nun, in welchem Zusammenhang die anschauliche Erkenntnis mit dem Denken, Fühlen und Wollen steht. Spiele und Künste sollen als die vorhandenen Ausdrucksformen dieser seelischen Funktion mit Hilfe der Psychologie erforscht werden. — Diese Forderung ist nicht so neu, wie der Verfasser zu glauben scheint, sondern ist schon oft aufgestellt und ausführlicher begründet worden als durch aphoristische und gelegentlich über alles Maß hinausschießende Bemerkungen. Inwieweit sie richtig oder unrichtig ist, kann hier nicht untersucht werden. Doch kommt es hier wie anderwärts doch schließlich darauf an, daß positiv etwas geleistet wird; wir hoffen daher, den Verfasser bald bei der Ausführung seines Programmes zu treffen, und werden uns freuen, wenn es ihm gelingen sollte, mit seinen Mitteln vorwärts zu kommen und die Ästhetik einen Schritt weiter zu führen. D.

*   *
*

Verse. Von Hugo Terberg. (Großenhain, Baumert u. Ronge.) — Diesen Versen kann man vom rein künstlerischen Standpunkt aus nicht gerecht werden. Sondern man muß sie inhaltlich als den Ausdruck von Lebenserfahrungen, formal als einen Versuch auffassen, in gebundener Rede wie das Höchste so auch das Trivialste auszusprechen. Wenn die (übrigens vortrefflichen) Übersetzungen von Gedichten Coppées ausgeschlossen werden, so bleiben Mitteilungen eines Mannes übrig, der offenbar mit sehr scharfem Blick sich in der weiten Welt umgesehen hat und mit beneidenswertem Ausdrucksgeschick berichtet. Doch scheint es uns, als ob infolge dieser hohen Eindrucks- und Ausdrucksfähigkeit der Dichter noch nicht zur Sicherheit und Einheitlichkeit gelangt ist. Seine künstlerischen Gaben bedürfen zur reifsten Entfaltung der Einsamkeit. D.

*   *
*

A. Hartlebens Statistische Tabelle (A. Hartlebens Verlag in Wien), von der alljährlich eine neue Ausgabe erscheint, liegt jetzt im siebenten Jahrgang vor. Sie vereinigt eine reiche Fülle von geographisch-statistischen Angaben über alle Staaten der Erde in übersichtlicher Anordnung und klarem Druck und enthält in ihren einzelnen Rubriken: Regierungsform, Staatsoberhaupt, Thronfolger, Größe und Bevölkerung, Staatsfinanzen, Handel und Handelsflotte, Eisenbahnen, Telegraphen, Zahl der Postämter, Geld, Maße und Gewichte, Armee und Kriegsflotte, Landesfarben, Hauptstadt und andere wichtige Orte mit Einwohnerzahl. — Als Ergänzung dazu erscheint seit Jahren **A. Hartlebens Kleines Statistisches Taschenbuch über alle Länder der Erde** (A. Hartlebens Verlag in Wien), das im wesentlichen dieselben Angaben enthält, sich aber durch sein handliches, bequemes Duodezformat besonders für den Reisegebrauch empfiehlt.

*   *
*

Berichtigung. In der „Litterarischen Rundschau“ des Maiheftes (Nr. 512, S. 263) bitten wir einen Druckfehler zu berichtigen. Der Verfasser des dort besprochenen Buches „Goethes Religion und Goethes Faust“ heißt Keuchel, nicht Reuchel.



Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.
Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten an:
die Redaktion von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften in Braunschweig.

